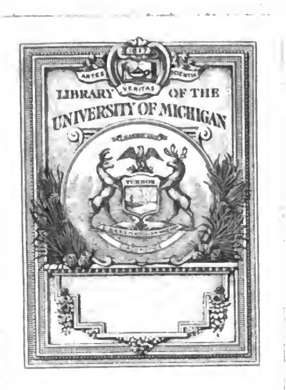
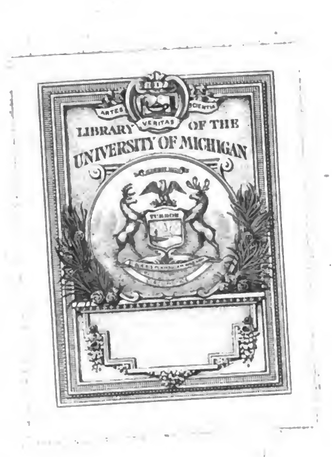



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1813.

DRITTER BAND.

SEPTEMBER bis DECEMBER.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.

1813.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit*, von *D. H. Hegewisch*, Professor zu Kiel und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen. 1804. VI u. 333 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn wir die Anzeige des vorliegenden Werks mit Klagen über den zu frühen Tod seines Vfs. beginnen, so haben wir dazu ausser der allgemeinen noch die besondere Veranlassung, dass eben dieser Tod die Hoffnung auf eine Fortsetzung desselben vollends vereitelt hat. Denn — diess müssen wir für unsere Leser sogleich bemerken — so wenig der Titel darauf hindeutet, so erhält man dennoch hier ein unvollständiges Ganzes. Dieser Umstand mindert allerdings die Freude die das Erscheinen dieses Werks sonst erwecken musste, das als eine Bereicherung unserer Literatur zu betrachten ist; wenigstens weiss Rec. kein früheres dieser Art anzugeben, und er verlässt sich dabey weniger auf seine eigne Literaturkenntniss, als auf den Vorgang des Vfs., bey dem sich nirgends eine Spur von einer deutschen, ja selbst von einer englischen Vorarbeit im engsten Sinne des Wortes, zu diesem Werk findet, ob er gleich seine Quellen und Vorarbeiten im weitern Sinne selbst angeführt hat. Wir glauben daher den Dank unserer Leser zu verdienen, und werden uns zugleich zur Beurtheilung des Werks den Weg bahnen, wenn wir hier zuvörderst von dem gesammten Inhalt desselben eine kurze, doch möglichst vollständige Uebersicht geben.

Erstes Kap. (Das kürzeste von 18 Seiten). *Von den ältesten Zeiten bis auf den Regierungsantritt Jacobs des Ersten.* (Eigentlich nur bis Elisabeth.) Dürftiger, als man glauben sollte, sind die Nachrichten, welche der Vf. aus diesem Zeitraum auffand. Vom ersten unbestimmten Ursprung der Parlamente bis auf die Zeiten Elisabeths findet man nicht die geringste Nachricht von Rednern, die sich ausgezeichnet hätten, noch überall von Reden, die gehalten wären, und jede Mühe, Spuren von Beredsamkeit in den frühern Jahrhunderten aufzusuchen, scheint vergebens zu seyn. (Dass diese Behauptungen nicht ganz ohne Einschränkung zu nehmen sind, erhellt aus einigen gleich anzuführenden Beyspielen vor Jacobs Zeit wirklich gehaltener und noch vorhandener Reden.) Unter diesen Umständen begnügt sich der Vf., es wahrscheinlich zu machen, dass im Mittelalter wenigstens eine Art *natürlicher* Beredsamkeit statt gefunden habe. Er liefert bey dieser Veranlassung eine Apologie des Mittelalters, die er in unsern Tagen leicht hätte ersparen können. Verschiedene Umstände deuten nach dem Vf. auf die Existenz einer solchen natürlichen Beredsamkeit hin. Es werden im Parlament Gesetze und Urtheilssprüche abgefasst, welche lebhafte Debatten voraussetzen lassen, wobey allerdings das natürliche Talent sich entwickelt haben wird. Schon 1377 wählte das Haus der Gemeinen den ersten Sprecher (Peter de la Mere), ohne Zweifel, weil man bey der Lebhaftigkeit der Debatten das Bedürfniss dieser Einrichtung fühlte. Die Geistlichen, welche von jeher im Parlament sassen, erhielten doch eine Art gelehrter Erziehung, und waren mit den alten Dichtern und Rednern nicht ganz unbekannt. Der in Italien wiedererwachte Geschmack an der alten Literatur hatte frühzeitig auch in England Wurzel gefasst. Diese Umstände mussten dem Aufleben der Beredsamkeit günstig seyn. Dass in den Parlamentern unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria die ersten Versuche einer gelehrten und künstlichen Beredsamkeit gemacht worden, lässt sich theils aus den damaligen literarischen und mehr noch kirchlichen Bewegungen schliessen, theils bestätigen es einige noch wirklich vorhandene Reden aus dieser Zeit. Von dieser Art ist die Rede des Bischofs Fischer von Rochester, welche er 1529 im Oberhause gegen eine Bill des Unterhauses hielt, wodurch die Anmassungen der Geistlichen in weltlichen Dingen beschränkt werden sollten. Unpassender weise hat der Vf. nur einen einzigen abgerissenen Satz als Probe derselben angeführt. Der despotische Charakter Heinrichs VIII., dem noch dazu jenes politische Inquisitions-Gericht, die *Sternkammer*, zu Gebote stand, die mit willkürlicher Gewalt auch Parlamentsglieder einziehn lassen und richten konnte, hinderten den freyen Gebrauch der Redekunst. Gleich im ersten Parlamente der Königin Elisabeth stritten neun Bischöfe lebhaft gegen die Suprematsacte, die den jedesmaligen Regenten für das höchste Oberhaupt der Kirche erklärt. Zwey dieser Reden (Abhandlungen voll kirchenhistorischer, kirchenrechtlicher u. a. Gelehrsamkeit) sind noch vorhanden. Obgleich die Protocolle des Parlaments bekanntlich nicht die gehaltenen Reden selbst enthalten, so könnten sie doch in dieser Angelegenheit manchen Aufschluss geben, aber erst seit dem Jahr 1607 werden sie vollständig und regelmässig geführt. Die feyerlichen Reden vom Throne sind schon früher wörtlich ein getragen; alle Reden dieser Art unter Heinrich VIII. sind noch übrig.

Sie find bis zur Pedanterie gelehrt, felbft die des Kanzler Morus.

Zweytes Kapitel. *Zuftand der Parlamentsberedfamkeit unter der Regierung Elifabeths.* Unter Elifabeth und Jacob I. (fo beginnt der Vf. diefes Kapitel) wurde der Grund zur englifchen Parlamentsberedfamkeit gelegt. Er erklärt fich fogleich näher darüber, was er unter diefem Grundlegen verftehe. Man müffe nämlich hiebey nicht etwa an die fortfchreitende Cultur der Sprache denken, fondern in diefen Zeiten wurden erft *Materialien* für *künftige* Redner gefammelt, und ihre Kenntnifs unter der Nation verbreitet; es werden Unterfuchungen über Gegenftände vorbereitet, woran die Nation allgemein Theil nahm, und ohne welche es nie grofse Redner geben wird, laffen wir den Vf. (zugleich als Probe feiner Darftellungsart) hier einmal felbft reden (S. 22 fg.). „Der neue, wichtige, grofse Gegenftand, der jetzt erft, aber nur allmälig, anfangs fehr leife, im Parlamente zur Sprache kam, war das Staatsrecht oder die Conftitution von England. Bis dahin beruhte fie ganz auf dem Herkommen, war fchwankend und in vielen Punkten ungewifs. Die Grenzen der fogenannten Prärogative oder der königlichen Gewalt, und der Rechte des Parlaments, die man feine Privilegien nannte, waren dunkel und unbeftimmt. Nie waren Unterfuchungen darüber angeftellt. Zufällige Zeitumftände, bald der perfönliche Charakter des Königs, feine Geiftesftärke oder Schwäche, bald der Charakter der Minifter, ihre perfönliche Autorität, oder Mangel daran, bald der Geift eines jedesmaligen Parlaments, jetzt ein Geift der Unruhe, Heftigkeit des Trotzes, jetzt ein Geift der Gelaffenheit, der Nachgiebigkeit, der Trägheit, hatten faft immer entfchieden, welcher Theil das Uebergewicht haben follte. Bald regierten Könige, wie Defpoten, bald machte das Parlament Königen den Procefs und fetzte fie ab. — Unter Elifabeth wurden zuerft Fragen, diefen Gegenftand betreffend, aufgeworfen. Nun erft fieug man an, darüber nachzudenken. Nun erft fieng man an, fich um deutliche Begriffe von der Verfaffung und allen dahin gehörigen Punkten zu bewerben. Aber, wie in den Wiffenfchaften felbft, wo bis dahin die Hauptbegriffe noch nicht beftimmt waren, die erften Forfcher oft darüber fehr uneinig find, und der eine einen Begriff, als den einzig richtigen, vertheidigt, den der andere, als einen falfchen, beftreitet: fo mufsten auch im Parlamente die Meinungen über alle jene Punkte fehr verfchieden feyn. — Die grofse, die wichtigfte aller Fragen: was das Parlament eigentlich fey? ob ein blofses, von den Königen angeordnetes, folglich von ihnen ganz abhängiges Rathscollegium, das keine andern Befugniffe habe, als die ihm von den Königen verliehen worden? oder ob es von der Nation gefetzt fey, *fie* zu repräfentiren, *ihre* Rechte in Acht zu nehmen? diefe Hauptfrage, von deren Entfcheidung alles abhieng, kann erft unter Elifabeth, wenn wir fo fagen dürfen, mit grofser Schüchternheit zur Sprache; oder vielmehr, das Parlament felbft, das heifst, bey weitem die meiften Mitglieder erfchraken, als einige wenige zuerft den Muth hatten, folche Fragen aufzuwerfen; das Parlament wagte es kaum, fie anzuhören; es wagte nicht, fie zu unterfuchen." — Die Regierungsperiode des Haufes Tudor war eine von denen, in welchen das Parlament fich zaghaft unter die königliche Autorität beugte. Elifabeth zumal war nicht die Regentin, welche jene Autorität hätte finken laffen. Mehrmals verbot fie dem Parlament, über gewiffe Dinge zu rathfchlagen; fie erklärte ihm, dafs es fich um ihre politifchen Maafsregeln gar nicht zu bekümmern hätte; fie wies ihm die Sphäre der Civil- und Criminalgefetzgebung und der Landespolizey an, aus welcher es nicht herausgehn follte; fie liefs Mitglieder, über das, was fie im Parlament gefprochen hatten, verhören und mit Arreft beftrafen. Nichts war gewohnlicher, als dafs, wenn jemand etwas Kühnfcheinendes vorgetragen hatte, die meiften Mitglieder einander zuzifchelten: „das wird die Königin übel nehmen; das wird uns bey der Königin in Ungnade bringen." Der Antheil, welchen das Publicum an den Parlamentsverhandlungen nahm, war damals im Vergleich gegen fpätere Zeiten, auch fehr geringe. Unter folchen Umftänden konnte nur ein grofses Intereffe einzelnen Männern den Muth einflöfsen, freyer zu reden und die Rechte des Parlaments zur Sprache zu bringen. Die Religion lieh diefes Intereffe. Die Puritaner oder Presbyterianer, welche Elifabeth wegen ihrer republicanifchen Meinungen über das Kirchenregiment hafste, waren zwar äufserlich unterdrückt, gewannen aber im Stillen defto mehr Anhang und fafsen zahlreich im Parlament. Hier wagten fie zwar nicht, die bifchöfliche Verfaffung felbft anzugreifen, wohl aber gegen einzelne Ceremonien beym Gottesdienft zu reden. Ein Mitglied diefer Partey, *Strickland*, trug einft auf Verbefferung der Liturgie an. Sogleich liefs ihn Elifabeth, welche alle dergleichen Vorfchläge im Parlament unterfagt hatte, vor den geheimen Staatsrath fordern und ihm das Erfcheinen im Parlament verbieten. Jetzt ftand zum erftenmal ein Mitglied, *Carleton*, im Haufe der Gemeinen auf, klagte, *daß die Freyheiten des Haufes verletzt wären;* Strickland fey *ein Repräfentant des Volks;* wenn ihm etwas zu Schulden käme, *fo müffe er bloß von dem Haufe gerichtet werden*, das Parlament müffe ihn alfo vor fich fordern laffen. Ein einziges Mitglied, *Yelverton*, unterftützte den Antrag, und bemerkte, dafs die Vorrechte der Krone, die Prärogative, durch Gefetze *befchränkt* wären. Aber diefe Lehre war zu neu und fchien dem Haufe zu kühn; die meiften waren der Meinung, fich mit einer demüthigen Bitte an die Königin zu wenden, dafs fie dem Parlament die Unterfuchung über Stricklands Vergehn erlauben möchte. Doch der Sprecher trug darauf an, die Sache ganz ruhen zu laffen, und fand allgemeine Zuftimmung. Am folgenden Tage nahm Elifabeth freywillig ihr Verbot gegen Strickland zurück. Aehnlicher Vorgänge gab es mehrere. Der merkwürdige Mann aber,

aber, welchem dieser Geist des sich regenden Selbstbewusstseyns der Volksrepräsentation zuerst förmliche Reden eingab, dessen Reden die Keime der Begriffe und Grundsätze über die eigentliche Natur und Beschaffenheit der englischen Constitution enthalten, welche in der Folge allgemein angenommen und Nationalbegriffe und Grundsätze geworden sind, war *Peter Wentworth*, ein Puritaner. Er hielt im Jahr 1576 gleich in der ersten Sitzung des neuberufenen Parlaments eine lange ausgearbeitete Rede, deren eigentlicher Zweck es war, das Haus der Gemeinen mit seiner wahren Bestimmung, seiner Würde, und seinen so lange von ihm verkannten Rechten wieder bekannt zu machen. Der Vf. hat uns den Hauptinhalt dieser Rede, ohne die eigentlich rednerische Form, in kurzen Sätzen wiedergegeben, der einen eben so hellen Geist als festen und unerschrockenen Charakter beurkundet. Nach einem kurzen Lobe der Freyheit bemerkte Wentworth unter andern: „dass die Freyheit zu reden ein, dem Souverän sowohl als den Unterthanen, heilsames, nützliches Privilegium des Hauses sey; — dass dieses Privilegium einige Zeit her in wesentlichen Stücken gekränkt, und jetzt in Gefahr sey, ganz verloren zu werden; — es sey üblich geworden, wenn ein wichtiger Gegenstand vorgenommen werden sollte, die Warnung zu hören und zu geben, von der Sache müsse gar nicht gesprochen werden; die Königin würde es übel nehmen; man würde sich die Ungnade der Königin zuziehen; durch solche Warnungen liesse mancher sich abhalten, zu sprechen wieder Pflicht und Gewissen — durch diese Scheu würde das Parlament unfähig, nicht bloss der Nation, sondern auch der Königin selbst so zu dienen, wie es sollte; — durch diese Scheu blieben der von Schmeichlern umgebnen Königin die heilsamsten Wahrheiten verborgen; — es sey Satire, das Haus ein Parlament zu nennen: so lange es der Freyheit zu reden entbehre; dieses Privilegiums beraubt, sey es vielmehr eine elende Schule niedriger Falschheit, kriechender Schmeicheley; das Parlament sey dazu angeordnet, die Gesetze zu bewahren, die Gesetze, denen selbst die Könige ihr Daseyn zu danken hätten — die Freyheit zu sprechen sey von der Königin auf mancherley Weise gekränkt, durch Warnungen, durch Botschaften u. s. f. — aus Liebe gegen die Königin könne er, bey solchen Missbräuchen nicht schweigen, noch seine Pflicht sclavischer Gefälligkeit und Schmeicheley zum Opfer bringen; — kein irdisches Geschöpf sey fehlerfrey: so sey es auch die Königin nicht; durch jene Knechtschaft, die sie dem Hause auferlegt, habe sie einen grossen, sogar einen gefahrvollen Fehler gegen sich selbst und gegen den Staat begangen." — Ein solcher Geist, eine solche Rede gehörte freylich nicht für diess Zeitalter. Das Parlament selbst liess Wentworth arretiren, und hierbey bewahrte er noch durch sein Verfahren die Rechte desselben. Denn da die zu seiner Vernehmung vom Parlament niedergesetzte Commission aus lauter Männern bestand, die zugleich Mitglieder des königlichen geheimen Raths waren, so liess er sich nicht eher auf irgend eine Frage ein, als nach erhaltener Erklärung, dass die Mitglieder in der Commission nicht als königliche Räthe, sondern als Committirte des Parlaments sässen. Auch war er zu keinem Wiederruf zu bewegen. Er wurde nach einiger Zeit befreyt, im Jahr 1586 aber, als er dem Parlament Fragen in gleichem Geiste (auf deren grosse Wichtigkeit wir hier nur im Allgemeinen hinweisen können,) vorgelegt hatte, von neuem nebst andern Mitgliedern arretirt. Doch diese Aussaat gieng darum nicht verloren. Schon unter Elisabeth zeigten sich einige Folgen derselben. Aber, was wichtiger ist, der Vf. leitet den so ganz veränderten, freyern und kräftigern Geist der Parlamente unter Jacob I. und seinem Nachfolger von dem Eindruck her, den Wentworths Schritte, die von ihm zuerst deutlicher angeregten Ideen, auf seine jüngern Mitglieder und die heranwachsenden Zeitgenossen machten. Und wer wollte ihm hierin nicht beystimmen, vorausgesetzt, dass man einen Hauptumstand, den Charakter Jacobs, der so sehr der Elisabeth unähnlich war, in gehörigen Anschlag bringe. Unter ihm gelangte das Parlament wieder zu den verlornen Rechten (wovon im folgenden Abschnitt), und die Freymüthigkeit blieb nicht allein Eigenschaft der Puritaner.

Nachdem der Vf. so gezeigt, was das Zeitalter Elisabeths für die öffentliche Beredsamkeit vorbereitete, kommt er erst auf das, was dieses Zeitalter in der Redekunst wirklich leistete. Aber er fand nicht mehr als drey Personen (Elisabeth, Wentworth und Baco) zu erwähnen. Nachdem er an den Unterschied zwischen den *feyerlichen* und *debattirenden* Parlamentsreden erinnert, bemerkt er als sonderbar, dass man früher in jenen, als in diesen beredt zu seyn suchte, da doch eigentliche Beredsamkeit für jene Gattung gar nicht schicklich ist. Dass alle Beredsamkeit eines Königs, der öffentlich spricht, sich auf Kürze und Würde beschränke, wird schön gezeigt. „Ein König oder sein Stellvertreter muss nicht weitläuftig belehren, nicht demonstriren, nicht überreden, nicht in Leidenschaft sprechen, nicht Leidenschaften erregen, nicht Gelehrsamkeit und Kenntnisse zur Schau legen, nicht sich merken lassen, dass er ein schöner Geist seyn wolle, dass er Fleiss und Kunst auf seinen Vortrag verwandt habe; er muss bloss mit den natürlichsten, aber anständigen Worten, auf die einfachste, aber seiner Würde angemessenste Weise sagen, was er will und wie er gegen seine Zuhörer gesinnt sey." In Elisabeths und ihrer Vorgänger Zeiten sind die Reden vom Throne das Gegentheil von diesem Charakter; sie sind weitläuftig, bald dogmatisch, bald polemisch; voller Gelehrsamkeit, aus der Bibel, den Kirchenvätern und Classikern, pedantisch und ermüdend. Elisabeth hat einigemal diese Reden selbst gehalten, obwohl sie ihre Abneigung gegen diess Geschäft gestand, ihr Ausdruck ist bisweilen gemein, wenigstens naiv, aber an den Gedanken erkennt man den Verstand, die Klugheit, den entschlossenen und männlichen Geist der Rednerin.

Der

Der Vf. hat die erste ihrer Reden, womit sie das Parlament 1566 entliefs, zur Probe gegeben; es herrscht ein kräftiger, strafender Ton darin. — Unter den debattirenden Reden fand der Vf. blofs die wenigen des einzigen Wentworth der Erwähnung werth, die bey allem unleugbaren Verdienst nicht frey von rohen und geschmacklosen Auswüchsen sind. „Ich wünsche zu Gott, Herr Sprecher, sagt Wentworth unter andern in der oben angeführten Rede, diese beiden Dinge, dieses Gezischel und diese Botschaften (der Königin nämlich) wären in der Hölle begraben: denn wahrlich, sie sind verderblich; der Teufel wär der erste Erfinder davon, er, von dem nichts als Verderbliches kommen kann." Baco endlich, von dem einige Parlamentsreden übrig sind, (in der vom Vf. als Quelle gebrauchten *Parliamentary or Constitutional History of England.* London 1751 — 1761. 24 Vols 8.) wird nur wegen seiner Nullität als Parlamentsredner, unter Elisabeths Regierung wenigstens, angeführt; er hatte ein Amt von der Königin, suchte Beförderung, und war ein Hofmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Friedr. Hahnemanns*, des Sohnes, *Widerlegung der Anfälle Heckers auf das Organon der Heilkunde.* Ein erläuternder Commentar zur homöopathischen Heillehre. 1811. 128 (nicht 228) S. 8. (12 gr.)

Auch nach der Durchsicht dieser Schrift sind wir, wie vorher, der Meinung, dafs das Recht im Allgemeinen auf des verst. *Heckers* Seite ist. Unbegreiflich ist es, wie der Vf. behaupten kann, dafs es bey solchen Versuchen, wie sein Vater unternommen, nicht auf genaue Bestimmung der Dosen ankomme, und dafs die Erfolge dennoch gleichartig ausgefallen seyn, so wie es uns eben so unbegreiflich ist, wie der Vf. in den Angaben *Heckers*, dafs bey den Arzneymitteln viel von den mannichfaltigen Verhältnissen des Individuums (unter denen doch der Vf. auf der vorigen Seite selbst die Constitutionen der Menschen anführt) abhänge, einen Haufen abgeschmackter Widersprüche finden, oder den Einflufs der die Menschen umgebenden Aufsendinge, welchen *H.* mit Recht für bedeutend hält, so geringfügig darstellen kann. Der Hauptsatz, welchen der Vf. festgründen will, ist, dafs Arzneyen im gesunden menschlichen Körper immer gleichbleibende, festständige Wirkungen hervorbringen. Es leuchtet aber ohne unser Erinnern ein, dafs eine unendliche Verschiedenheit in demjenigen, was der Vf. gesunden menschlichen Körper nennt, statt finden müsse, und dafs dieselbe Verschiedenheit in verschiednen Menschen von A bis Z eben so verschieden in ihren Wirkungen seyn müsse. Richtiger ist ein anderer Satz des Vfs., dafs jeder Krankheitsfall einzeln und individuell ausgespäht und für ihn insbesondere das passende Heilmittel gefunden werden müsse. Es ist eben nur die Frage: Kann man diese Heilmittel nach homöopathischen Principien in alle Wege auffinden, wie der Vf. will, oder ist das nur eine hypothetisch angenommene Meinung, wie die meisten Aerzte glauben. Hierüber müssen, nach unserm Bedünken, fortgesetzte genaue Betrachtungen am besten entscheiden. Zu läugnen ist nicht, dafs bey vielen Arzneyen der Fall so ist, wie Hr. *H.* angiebt, aber wir halten es nur für zu jähe geschlossen, dafs es nun durchaus und ohne Ausnahme bey allen so seyn müsse. So spricht der Vf.: Ewig wahr bleibt es, dafs Arzneysubstanzen, welche durch innern Gebrauch gewisse Hautausschläge hervorzubringen geeignet sind, sehr ähnliche Ausschläge durch blofs innern Gebrauch heilen können und müssen. Wir wollen dagegen nur an das Obst, z. B. Pflaumen, Johannisbeeren, Erdbeeren u. s. w. erinnern, die zu den gelindesten Vegetabilien gehören, und dennoch bey vielen Gesunden, zumal Kindern, Ausschläge veranlassen; wird man solche Ausschläge nicht eher mit [illegible] gegengesetzten alkalischen Mitteln, Kalkwasser, Magnesia u. s. w. heilen? So will Hr. *H.* den grofsen Nutzen des Aderlassens bey (sthenischen) Pneumonien bezweifeln, ohne welches doch alle andre Heilmittel durchaus nicht gehörig wirken. So ist es gewifs nicht recht, den Nutzen des Aderlassens blofs auf Verminderung des Uebermaafses von Blut einzuschränken. Und alle Erfahrung bestreiten heifst es, wenn Hr. *H.* die Heilung des Gebärmutterblutsturzes durch Zimmtessenz für Wind erklärt. Aber so geht es, wenn Leidenschaft die Feder führt. Auf diese Weise kann unmöglich die Wahrheit erörtert werden.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen.

Hr. *Heinrich Christian Schumacher*, Professor der Astronomie bey der Universität, und zweyter Astronom bey der Sternwarte zu Kopenhagen, hat den Ruf als Hofastronom und Professor bey der Sternwarte zu Mannheim erhalten und angenommen. Der bisherige Mannheimische Hofastronom, Hr. *Roger Barry*, aus Spincourt in Lothringen, ist wegen Alters und Kränklichkeit, mit Beybehaltung seines Gehaltes, in Ruhestand versetzt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit*, von *D. H. Hegewisch* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Drittes Kapitel. *Von Jacob dem Ersten bis zum Regierungsantritt Karls des Zweyten.* (1660.) Gleich nach Elisabeths Tode setzte sich das Parlament in Besitz der bisher entbehrten, und ehedem von Wentworth ihm vindicirten Rechte. Es zog alle grossen Angelegenheiten der Nation vor sein Forum, und gestattete jedem seiner Mitglieder, frey seine Meinung zu sagen. In einer Vorstellung an den neuen König erwähnte es, dass es die unanständige Begegnung, welche es von Elisabeth erlitten, *nur aus zärtlicher Achtung gegen ihr Alter und gegen ihr Geschlecht* ertragen habe. Es bewies sich während Jacobs Regierung eben so wachsam und eiferfüchtig über seine Rechte, als entschlossen und standhaft in ihrer Behauptung. Der Charakter Jacobs kam ihm hiebey zu Statten, so sehr auch seine Grundsätze ihm zuwider waren. Kein König sprach so viel von seiner absoluten, ihm von Gott verliehenen Gewalt, und dem leidenden Gehorsam, der ohne Ausnahme der Unterthanen Pflicht sey, aber keiner besass auch weniger Willensstärke, mehr Nachgiebigkeit und Fügsamkeit. Nur einmal, im siebzehnten Jahre seiner Regierung durch leidenschaftlichen Zorn ermuthigt, ergriff er strenge Maassregeln, aber sie dienten nur, die Widersetzlichkeit mehr zu begründen. Unter diesen, dem freyen Rednertalent günstigen, Umständen fehlte es auch nicht an grossen und wichtigen Anlässen zu reden. Dergleichen waren: die projectirte Union Englands und Schottlands, die gefährliche Lage der Protestanten in Europa, grosse Staatsprocesse, als gegen den Kanzler Baco und unter Karl I. gegen den Herzog von Buckingham. Allein wenige Reden aus dieser Zeit sind ganz auf die Nachwelt gekommen, von den meisten hat man nur Auszüge und einzelne Stellen. Man findet nicht, dass eine darunter besondere Sensation gemacht habe. Die ersten Parlamentsredner waren jetzt nicht mehr Geistliche, sondern Juristen, ein *Coke*, *Selden*, und weiterhin *Pym*. Ihre Reden sind sehr gelehrt, scharfsinnig, ausführlich, aber trocken, mehr juristische Deductionen, als eigentliche Reden. Der einzige, der in dieser Zeit nach dem Ruhm eines eigentlichen Redners strebte, scheint König Jacob selbst gewesen zu seyn. Er hat viele und sehr lange Reden gehalten, und übertraf nach dem Zeugniss der Engländer in Absicht auf natürlichen Stil und reine fliessende Sprache alle seine Zeitgenossen, selbst Baco. Desto weniger wusste er in seinen übertrieben langen Reden die Würde eines Königs zu behaupten; diess sowohl, als seinen Mangel an Klugheit und Urtheilskraft in praktischen Dingen bewies gleich seine erste Rede nach der Thronbesteigung, aus welcher der Vf. Proben mittheilt. Die Engländer hatten bisher mit Spanien im Kriege gelebt. Jacob bildete sich ein, was fast unglaublich scheint, weil er persönlich keinen Krieg mit Spanien gehabt hatte, müsste auch durch seine blosse Besteigung des englischen Throns der Friede wieder hergestellt seyn. Er kündigte diess in seiner Rede der Nation förmlich als eine Wohlthat an. (Doch scheint uns die vom Vf. in dieser Absicht ausgehobene Stelle noch eine andere Deutung zuzulassen, was wir jetzt nicht näher untersuchen können.) Unter den übrigen Reden des Königs wird diejenige, worin er dem Parlament die Vereinigung der beiden Reiche empfahl, von *Hume* besonders gelobt, und der Rede Bacon's über den nämlichen Gegenstand an die Seite gesetzt, worin der Herausg. völlig einstimmt. — Unter Karl I, der eben so übertriebene Begriffe, als sein Vater, von der absoluten Gewalt eines Königs von England hatte, und mehr Muth und Entschlossenheit, aber eben so wenig Festigkeit und Ausdauer besass, währten die der Redekunst günstigen Umstände fort. Es gesellte sich dazu noch die wachsende Ausbildung der schönen Literatur, welche Karl liebte und beförderte. Der Dichter *Waller* zeigte sich in seinen Reden als ein Mann von feinem Geschmack, und wie in seinen Versen, so auch in seiner Prosa harmonisch. Ausgezeichnet ist seine Rede zu Gunsten der Bischöfe, welche der Vf. mittheilt. Aber am berühmtesten ist aus diesen Zeiten die Selbstvertheidigungsrede des Grafen Strafford, wovon man hier gleichfalls das Wesentlichste, den Schluss, erhält. „Eine so rührende, so erschütternde, alle Empfindungen gerechte, menschlicher und mitleidiger Herzen so mächtig aufregende, so pathetische Rede (sagt der Vf.) ist nie wieder im Parlamente gehalten. Aber nie hat es auch wieder einen solchen Anlass zu einer solchen Rede gegeben." Von den während des nachfolgenden englischen Bürgerkriegs im Parlament gehaltenen Reden sagt *Hume*: „sie sind von einem viel höhern Schwunge, als in den vorhergegangenen Zeiten; damals erst kam die Stärke, das Genie und der Reichthum der englischen Sprache zum Vorschein." Der Eifer der Nation machte, dass die Parlamentssitzungen verlängert und auch auf die Nachmittage ausgedehnt wurden; die Menge und Wich-

Wichtigkeit der Reden nahm so zu, dass in der *Parliamentary History*, welche überhaupt 24 Bände enthält, *zwölf* Bände blos mit den Reden von 1640 bis 1649 angefüllt sind. Man fing damals an, die Reden, welche grossen Eindruck gemacht hatten, gleich durch den Druck zu verbreiten. Der Vf. stellt zwischen denselben und den seit 1789 in Frankreich gehaltenen eine kurze Vergleichung an. Dann charakterisirt er einige der hervorstechendsten Redner aus dieser Periode, diese sind: *Hambden*, *Heinrich Vane*, der jüngere, der bereits erwähnte *Pym* († 1644), *Hyde*, nachmals Lord *Clarendon* und *Whitlocke*. Hierauf wird gezeigt, wie das Gedeihen der Beredsamkeit während der Bürgerkriege vornehmlich durch den Umstand gehemmt wurde, dass zwey Parteyen, erst die Puritaner, dann die Independenten, nach einander das Uebergewicht bekamen. Unter den finstern und strengen Puritanern musste auch die Beredsamkeit eine finstere Gestalt annehmen; aller Schmuck, alle Blumen, schöne Bilder, witzige und muntere Einfälle waren verbannt. Noch schlimmer war es unter den Independenten; wie ehedem die Ciceronianer Ciceronische Phrasen, so reihten sie biblische Ausdrücke an einander. — Zum Schlusse kommt der Vf. auf die (feyerlichen) Reden vom Throne zurück. Von Jacob war schon die Rede. Karls Reden sind eines Königs viel würdiger, als die seines Vaters. Sie sind kürzer (obwohl dennoch lang), der Ausdruck ist edler. Die Sprache ist natürlich, fliessend, correct. Kein anderer Engländer damals, selbst *Waller* nicht, schrieb die Sprache so richtig, so rein, so fliessend, so ausgesucht schön, wie er. Er war, wie sein Vater, selbst Verfasser seiner Reden. Der Vf. theilt den wichtigern Theil einer Rede Karls vom Jahr 1640, voll Mässigung und Humanität, mit. *Cromwell* endlich war in der frühern Periode der elendeste Redner; man verstand kaum, was er wollte, und ohne seine militärische Würde sollte ihn niemand angehört haben. So wie er höher stieg, wurde er beredter, das ist, er sprach öfter, länger, zuversichtlicher, entscheidender. Als Protector hat er jedes Parlament, das er hielt, mit langen Anreden eröffnet und beschlossen. Eine dieser Reden währte drey Stunden. „Unsere Leser, sagt der Vf., werden uns hoffentlich entschuldigen, dass wir uns der äusserst beschwerlichen Arbeit, solche Reden, so verworrenes, so undeutliches, so übel zusammenhängendes Geschwätz zu übersetzen, nicht haben unterziehen mögen. Sie selbst würden das langweilige Zeug nicht zu Ende lesen können. Aber wir wollen sie doch in Stand setzen, den Charakter dieser Reden zu beurtheilen. Es ist, als ob in ihnen immer zwey verschiedene Personen, abwechselnd, sprächen; bald ein Schwärmer oder Heuchler (es ist schwer zu sagen, ob *Cromwell* dieses oder jenes war), bald ein entschlossener Despot. Der Heuchler oder Schwärmer spricht am öftersten, am längsten, am verworrensten, spricht viel mit biblischen Phrasen; dann lässt sich der Despot hören, viel kürzer, viel deutlicher, ohne allen Umschweif, mit Stärke und Nachdruck." Der Vf. theilt sodann einige auffallende Proben mit.

Viertes Kapitel. *Von Karl II. bis Georg I.* Die Wiederherstellung des Königthums musste auch auf die Parlamentsberedsamkeit Einfluss haben. Die Freyheit zu reden blieb, aber die Redner erlaubten sich nicht mehr den kühnen wilden Flug, wie ihre Vorgänger unter Karl I. Durch den langen und grausamen Bürgerkrieg waren alle Parteyen zur Mässigung geneigt gemacht. Einige Jahre hindurch herrschte die beste Harmonie zwischen den Ministern und beiden Häusern. Dann aber wurde der König dreister, seine Minister anmassender; ihre Maassregeln erregten Besorgnisse, man fürchtete Alles von der Regierung seines Bruders und künftigen Thronfolgers, der ein öffentlicher Katholik war. Die Majorität im Parlamente theilte die Unruhe der Nation. Damals wurde der Test-Eid beschlossen, welcher verhüten sollte, dass sich nicht heimliche Katholiken in das Parlament und in öffentliche Aemter einschlichen; die berühmte Habeas-Corpus-Acte wurde gemacht. Es fehlte also nicht an wichtigen Gegenständen für talentvolle Redner, aber es haben sich aus diesem Zeitraume nur wenig Reden erhalten, und auch die wenigen, welche wir haben, sind nicht, wie sie wirklich gehalten worden, im Parlament nachgeschrieben, sondern von den Verfassern selbst aufgesetzt und erst lange nachher gesammlet worden: denn das Parlament hatte den Druck seiner Reden strenge verboten. Der berühmteste Mann unter Karl II, auch als Redner, war Lord *Shaftesbury*, vor seiner Erhebung *Ashley Cooper* genannt. Er gehörte zu der Zahl der fünf Kabinetsminister (*Clifford*, *Ashley*, *Buckingham*, *Arlington* und *Lauderdale*), die der Nation so verhasst waren, und aus deren Namen durch Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben man das Wort *Cabal* herausbrachte. Plötzlich trat er auf die Seite der Gegner des Hofes. Der Vf. theilt eine Rede mit, die er als Minister und Lord-Kanzler, und eine andere, die er in der spätern Epoche gehalten hat, welche beide einen sehr merkwürdigen Contrast darbieten. Zu diesen Reden werden die nöthigen Erläuterungen, auch eine Thronrede Karls II. vorangeschickt. Der Ton dieser Reden ist leicht und conversationsmässig, hin und wieder beynahe scherzhaft; das Abgemessene, Feyerliche und Würdevolle ist daraus verbannt. Schön entwickelt der Vf. diesen Umstand aus dem veränderten Charakter der Nation, die des strengen und düstern Wesens während der Revolution überdrüssig geworden war, und sich nun frey dem Lebensgenuss hingab; ingleichen aus dem Charakter Karls, der das Ernste und Feyerliche hasste, Witz und Scherz liebte, und selbst bittere Wahrheiten, mit Witz gesagt, ertrug. Die gesammte Sprache ging jetzt einen leichtern natürlichern Gang, und der muntere gefällige Ton wurde dem prächtigen, dem erhabenen vorgezogen. Sehr ausgezeichnet sind die Reden *Shaftesbury's* nicht, ob er gleich der talentvollste Mann seiner Zeit war. Als Redner theilte seinen Ruhm Lord *Halifax*, der auch bey einer wich-

wichtigen Gelegenheit einen glänzenden Sieg über ihn errang, von dem fich aber nichts erhalten hat. Ueberhaupt hat fich, wie der Vf. bemerkt, kein Redner in diefen Zeiten durch vorzügliche Talente, durch grofse Eindrücke, die er gemacht, oder durch grofsen Ruhm, den er hinterlaffen hätte, ausgezeichnet. Bey Gelegenheit der berühmten Habeas-Corpus-Acte, welche 1679 gemacht wurde, findet fich nicht die mindefte Spur von gehaltenen Debatten. Die heitere Stimmung der Nation hatte fich damals in Mifstrauen und Beforgnifs wegen Karls Nachfolger verwandelt. Jacobs II. erfte Rede im Parlament, welche der Vf. mittheilt, beftätigte den eigenfinnigen Charakter diefes Monarchen, und konnte die Gemüther nicht beruhigen. Eine glückliche Revolution wurde 1688 zu Stande gebracht. Das damalige Parlament, urtheilt der Vf., ift an politifcher Klugheit vielleicht von keinem je übertroffen; aber von vorzüglicher Beredfamkeit finden wir keine Spuren. Die Weisheit und Würde, womit das Parlament in diefer kritifchen Angelegenheit verfuhr, läfst den Mangel derfelben ohne Zweifel entbehren. — Es folgt ein Zeitraum von 30 Jahren (1688 — 1718), aus welchem fich nichts Merkwürdiges mitzutheilen findet. Zwar fehlte es weder an wichtigen Gegenftänden für das Talent der Redner, noch an Aufmunterungsgründen für ihren Wetteifer. Der Vf. macht beide namhaft; zu den letztern gehört vornehmlich die nun vollendete Ausbildung der beiden Parteyen im Staat, der *Whigs* und *Torys* (der Hof- oder Minifterialpartey und der Oppofition), welche beide talentvolle Männer auf ihrer Seite bedurften, die letztere um die Maafsregeln der Minifter anzugreifen, die erftere, um die Angriffe zurückzufchlagen. Aber eben diefe grofse Zahl der Redner, meynt der Vf., war eine von den Urfachen, dafs faft gar keine der damals gehaltenen Reden auf die Nachwelt gekommen. Keiner ragte über die andern fo hervor, keiner machte einen fo viel ftärkeren Eindruck, als feine Rivale, dafs ein Verlangen entftanden wäre, feine Rede in Abfchriften oder gedruckt zu lefen. (Nicht die grofse Zahl der Redner war alfo hier Urfach, fondern der Mangel eines grofsen Genies, welches hervorragen mufste.) Eine andere Urfach war der jetzt herrfchende Gefchmack an einer kunftlofen einfachen Beredfamkeit. Jener Zeitpunkt, wo eine Nation, nachdem fie eine Zeit lang das Uebertriebene, Gefuchte, nach einem befondern Ideal Geformte geliebt hat, zum Natürlichen und Einfachen zurückkehrt, war jetzt in England eingetreten. Die Parlamentsreden wurden jetzt mehr, das, was fie ihrem eigentlichen Wefen nach feyn follen, ausführliche, mit Gründen unterftützte Stimmen über eine vorgelegte Frage, nicht eigentlich Werke der fchönen Kunft. Endlich dauerte auch das Verbot, Nichts von den Verhandlungen des Parlaments ohne deffen Genehmigung im Druck bekannt zu machen, noch immer fort. Durch eine, von der bisherigen einfachen Manier abweichende, blumenreichere, glänzendere Art des Vortrags zeichnete fich unter der Königin Anna der nachmalige berühmte Lord *Bolingbroke* aus. Freunde und Feinde geftehen ihm etwas Unwiderftehliches, Bezauberndes zu, wozu fein Aeufseres viel beygetragen hat. Von feinen Reden ift Nichts mehr übrig, aber nach dem Geift feiner übrigen Schriften zu urtheilen, war feine Beredfamkeit mehr fchimmernd und blendend, als gründlich.

Fünftes Kapitel. *Unter Georg I. und Georg II.* Unter Georg I. wurde es auf Einmal Sitte, die Parlamentsverhandlungen von jedem Tage in periodifchen Blättern und Zeitungen bekannt zu machen. Das Jahr weifs der Vf. nicht beftimmt anzugeben. Mehrere Jahre fah das Parlament diefem Verfahren ruhig zu, aber 1738 ergriff es ftrenge Maafsregeln dagegen. Alle Mitglieder ohne Ausnahme fahen darin einen nicht zu duldenden Mifsbrauch. Doch blieb der ftrenge Befchlufs ganz ohne Wirkung. Die Schriftfteller wufsten ihn zu umgehen, fie gaben die Debatten unter erdichteten Namen. Ein Zeitungsredacteur ftellte die Debatten des Oberhaufes als Debatten der Riefen von Brobdignac, und die des Unterhaufes als Debatten der Pygmäen von Lilliput vor. Das Parlament gab nun nach, und befchlofs 1742 felbft feine Journale drucken zu laffen. Die Frage, ob die in Zeitungen und Journalen abgedruckten Parlamentsreden zuverläffig feyn, beantwortet der Vf. im Allgemeinen mit Ja; doch erhellt, dafs man in frühern Zeiten oft das Gegentheil geglaubt hat. An Materialien zur Gefchichte der englifchen Parlamentsberedfamkeit ift von nun an ein folcher Ueberflufs, dafs die Wahl fchwer wird. Von den Rednern unter Georg I, und ungefähr in den erften zwanzig Jahren Georgs II, verdient *Walpole* die erfte Stelle, einer der gröfsten und zugleich weifeften und nützlichften Minifter, die England gehabt hat. In feinem Leben wurde er von vielen verkannt, fpäter liefs ihm die Nation Gerechtigkeit widerfahren. Er trat ins Parlament im Jahr 1700, im 24ften Jahr feines Alters, und war in den erften Zeiten ein Rival von *Bolingbroke*, der glänzendere Talente hatte, wogegen *Walpole* gründlicher war. *Coxe*, deffen Urtheil in diefem Stücke gültig ift, fchildert ihn als einen Redner von fchlichtem, aber klarem und überzeugendem Vortrage, der mehr zu dem Verftande als zu den Empfindungen, doch bey einigen Gelegenheiten auch mit Wärme und Leidenfchaft fprach. Sein Stil war zwar nicht elegant, und näherte fich bisweilen dem Gemeinen, aber er war im hohen Grade nervicht und befeelt, überzeugend und überredend. Die lichtvolle Auseinanderwickelung verwickelter Fragen (der *lucidus ordo* des Horaz) war feine grofse Kunft. Die fchwerften Aufgaben wufste er jedem fafslich zu machen. Der Vf. findet an ihm, die wenigen Mängel abgerechnet, das Bild eines vollkommenen Staatsredners, und vergleicht ihn mit dem Antonius, wie ihn Cicero im Brutus Kap. 37. fchildert. Eine feiner berühmteften Reden hielt *Walpole* 1718 bey Gelegenheit der *Peerage Bill*, worin er mit einer Mehrheit von 92 Stimmen fiegte, ob er gleich damals zur Oppofition gehörte. Faft alle feine wichtigern Reden for-

fordern, um Ausländern verständlich zu seyn, weitläufige Commentare. Der Vf. verweilt ausführlich bey der Rede, welche er am 13. Februar 1740. zu seiner Vertheidigung im Unterhause hielt, als durch seine Gegner dahin angetragen wurde, den König um seine Entfernung aus dem Ministerium zu ersuchen. Die Wirkung derselben war grofs; der Antrag seiner Feinde wurde mit 290 Stimmen gegen 106 verworfen. Indefs würde man doch irren, wenn man in seiner hier mitgetheilten Rede das Höchste der Beredsamkeit suchen wollte. Die angesehensten Redner, aufser *Walpole*, waren um diese Zeit im Unterhause: *Pulteney*, der gröfste Gegner *Walpole's*, *John Bernard*, *William Wyndham* und *William Shippen*, nebst *Pitt* (wovon unten), im Oberhause: Lord *Hervey*, geheimer Siegelbewahrer, Lord *Chesterfield* und Lord *Hardwicke*, Kanzler von England. Den meisten derselben wird mehr Regelmäfsigkeit, Licht und Ordnung, als hinreifsende Kraft und Wärme nachgerühmt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Füfsli (dem Kunsthändler) u. Comp.: *Historisch merkwürdige Schweizer-Scenen.* Nach Zeichnungen von *H. Lips*, *F. Hegi* u. a. *Erstes* Heft. Mit 4 Kupferstichen in Aqua-Tinta, 4 Blättern Text, und einer Vorrede. 1812. 4.

Die Kupferstiche stellen bekannte Ereignisse aus der Schweizergeschichte der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dar: 1) Landvogt *Gefsler* vor *Staufachers* neuem Hause zu *Steinen* bey *Schwyz*, gezeichnet von *Hegi*, gestochen von *Lory*. 2) Auf Befehl des Landvogts *Landenberg* zu *Sarnen* werden dem *Arnold von Melchthal* die Ochsen mit Gewalt vom Pfluge weggenommen. Zeichnung von *Lips*, Stich von *Lory*. 3) Der Burgvogt *von Wolfenschiefs* in Unterwalden verliebt sich in *Conrad Baumgartner's* schöne Frau, die er auf dem Felde antrifft. Zeichnung und Stich von *Hegi*. 4) *Conrad Baumgartner* erschlägt den Burgvogt mit einer Axt im Bade. Zeichnung von *Heinrich Füfsli* zu London, Stich von *Lips*. Wenn es der Zweck der Herausgeber ist, eine ganze Sammlung historischer Schweizer-Scenen zu liefern, was freylich ein weitläuftiges und für unsre Zeiten kostbares Werk werden würde, so mufste die Darstellung dieser folgenreichen Auftritte allerdings mit aufgenommen werden. Wollen sie aber nur eine Auswahl geben, so konnten diese oft und in verschiedener Manier abgebildeten Scenen füglich wegbleiben. Gut und ausdruckvoll sind alle vier gezeichnet; doch werden Wenige der vierten Zeichnung Geschmack abgewinnen, ob sie gleich von berühmter Hand ist; sie ist so gräfslich, dafs alle einer Darstellung Interesse gebenden Charakterzüge dabey verloren gehen. Dafs der zwar kurze Text aus der geübten Feder eines Kenners der Geschichte geflossen ist, läfst sich nicht verkennen. In der Vorrede wird versprochen, dafs die Kleidungen in den Kupfern dieser Sammlung nach dem jedesmaligen Zeitalter der Geschichten getreu gezeichnet werden sollen, was sonst leider aus Vernachläfsigung des dahin einschlagenden mühsamen Studiums selten zu geschehen pflege; allein man vermifst auf diesen ersten vier Blättern in Ansehung der Kleidungen beynahe alle Uebereinstimmung mit der Schilderung S. IV., wie solche der historischen Wahrheit gemäfs seyn sollten. Unstreitig könnte durch eine geschichtlich getreue Zeichnung der Kleidungen und Gebäude die vorliegende Sammlung für das Studium dieses Fachs einen besondern Werth erhalten; die Zeichner müfsten sich aber dann von dem fachkundigen Vf. des Textes erst besser unterrichten lassen und seinen Unterricht annehmen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Berichtigung
eines gerechten und dennoch unverdienten Tadels.

Durch einen sonderbaren Zufall war in das an die *Gött. gel. Anz.* übersandte Exemplar der von mir unlängst herausgegebenen *pädagogisch-didaktischen Originalstellen aus griech. und röm. Klassikern*; der Bogen *M uncorrigirt* gekommen, indem gewöhnlich mehrere Bogen zu Correcturen abgezogen wurden. Diefs hat den Hn. Recensenten, bey der übrigens ehrenvollen Anzeige meiner Chrestomathie, veranlafst, die *Incorrectheit des lateinischen Theils* zu rügen, und namentlich zu bemerken, dafs S. 178. in 8 Zeilen 9 Druckfehler wären. Diese Rüge ist von seiner Seite völlig gerecht: denn er konnte nicht wissen, dafs er einen uncorrigirten Bogen vor sich habe. Unverdient aber ist sie von Seiten meiner und meiner Hn. Mitcorrectoren, die bey dem lat. wie bey dem griech. Theil dieselben waren. So abgeneigt ich allen Antikritiken bin, so glaubte ich doch, besonders bey einer zu Vorlesungen bestimmten Schrift, mir diese Rechtfertigung schuldig zu seyn. Jeder, der das Buch gebraucht, wird sich überzeugen können, dafs in der ausgehobnen Stelle auch nicht ein einziger Druckfehler zu finden sey.

Halle, im Sept. 1813. *Dr. Niemeyer.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit*, von *D. H. Hegewisch* u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Sechstes Kapitel (das längste von 100 Seiten). *Fortsetzung des vorigen. Unter Georg II. und* (zum Theil) *unter Georg III.* Dieses Kapitel beschäftigt sich beynahe einzig mit Lord Chatham, wie das vorige mit Walpole. Den Anfang machen allgemeine Betrachtungen über den Charakter der englischen Parlamentsberedsamkeit seit Karl II. bis unter Georg II. Seit Karls Zurückberufung 1660 bis zu Wilhelm III. hatte die Parlamentsberedsamkeit allmählig einen bestimmten Charakter bekommen, den sie bis in die Mitte der Regierung Georgs II. unverändert behielt. Die Hauptursachen, sagt der Vf., die ihren Charakter bestimmten, lagen in der Gattung, zu welcher die Parlamentsreden gehörten, in dem Orte, wo, oder vielmehr in dem Auditorio, vor welchem sie gehalten wurden; in dem Umstande, dass sie meistens extemporirt wurden, oder doch die Miene extemporirter Reden haben mussten; in dem Nationalcharakter und in den Fortschritten der Nation in der schönen Literatur. Gerichtliche Reden, von welcher Art die meisten der berühmten griechischen und römischen Redner sind, kamen seit 1660 im Parlament sehr selten vor. (Die neuere Zeit, wo der Hastingssche Process in dieser Absicht hervorragt, liegt nicht in dem Kreise, den sich der Vf. gezogen hat.) Alle übrigen Reden gehörten zu der berathschlagenden Art (*Genus deliberativum*), daher mussten die Parlamentsredner mehr zum Verstande, als zur Einbildungskraft oder zum Herzen sprechen. Sie hatten nicht das gemischte, von Vorurtheilen und Leidenschaften bewegte Auditorium der alten Redner, wo auf Erregung oder Besänftigung der Gemüthsbewegungen so vieles ankam, sondern redeten vor Männern, denen man Reife des Verstandes und praktischen Sinn genug zutrauen konnte, um sich nicht bloss amüsiren, noch durch Scheingründe täuschen lassen zu wollen, die vielmehr an den Redner die Hauptforderung eines klaren und wohlzusammenhängenden Räsonnements machten. Da nur die zuerst auftretenden Redner ganz vorbereitet reden können, die andern aber, welche im Lauf der Debatten sprechen, auf das von andern Gesagte Rücksicht nehmen, und folglich wenigstens zum Theil extemporiren müssen, so können die Parlamentsreden nicht streng nach rhetorischen Regeln abgefasst seyn. In dem Charakter der Engländer liegt es, dass sie in allen Dingen das Zweckmässige lieben, in besonderm Grade aber war diese Denkungsart, die aus Liebe zum Einfachen fast zu strenge gegen Schmuck und Verschönerung verfuhr, seit Wilhelm III. bis unter Georg II. bey der Nation herrschend. Diesem Geschmacke gemäss mussten auch die Parlamentsreden ganz auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberredung, Belustigung oder Unterhaltung berechnet seyn. Endlich war es auch von Einfluss auf diese Reden, dass die grossen berühmten Schriftsteller dieser Periode nichts so sehr als Simplicität und Correctheit empfahlen. — Während es so um die englische Parlamentsberedsamkeit stand, schrieb *Hume* seine *Abhandlung über Beredsamkeit* (1741), worin er die Frage aufwirft, warum England noch keinen Redner hervorgebracht habe, der neben Demosthenes oder Cicero einen Platz verdiene, da doch das Republicanische in der englischen Verfassung der Entwickelung rednerischer Talente so günstig sey. Nicht die Vorliebe der Nation für das Gründliche, nicht ihr gesunder Verstand, der rhetorische Künste verachtete, war nach seiner Meinung Schuld daran, sondern der zufällige Umstand, dass England noch kein rednerisches Genie gehabt habe. Auch Athen hatte schon seine schönste Rolle gespielt, als es in der Beredsamkeit noch keine andern Muster, als einen Lysias, einen Isokrates kannte, bis Demosthenes erschien und die Athenienser empfanden, dass jetzt erst ein wahrer Redner aufgetreten sey. Gerade als *Hume* seine Abhandlung schrieb (ein merkwürdiger Umstand), trat auch im Parlament der junge Redner auf, der einst den Namen des englischen Demosthenes verdienen sollte. Am 29sten April 1736 hielt Pitt, damals 28 Jahr alt, seine erste Rede. Der Vf. führt nun mehrere, wie man leicht denken kann, interessante Züge zur Charakteristik und Geschichte dieses grossen Redners an, ohne sie jedoch zu einem Ganzen, einem Bilde zusammen zu ordnen. Wir übergehn sie, da Pitt's Grösse als Redner bekannt ist. Von seinen Reden werden besonders vier, die über den ihm gemachten Vorwurf der Jugend, über die Stempelacte, und zwey in der Wilkesschen Sache, dem grössten Theil nach übersetzt und erläutert. Ausser Pitt werden noch Lord Camden und Lord Mannsfield als Redner charakterisirt, gegen den eigentlichen Plan des Vfs., der sein Werk mit Pitt beschliessen wollte.

Siebentes Kapitel. *Kurze Wiederholung. Was über den Vorwurf der Bestechung* (Bestechlichkeit), *den man dem Parlamente macht, zu urtheilen sey?* Die

Die Wiederholung ist ungleich kürzer, als unser hier gegebner Auszug, und enthält eine geistvolle und gar nicht überflüssige Zusammenstellung der Resultate, die sich bey dem ausgeführten Vortrage so leicht verstecken. Wäre unsere Beurtheilung nicht schon etwas ausführlich, so würden wir sie, gewiss mit dem Beyfall unsrer Leser, hier einschalten. Bey Erwägung so mancher wichtigen Ereignisse, die als Folgen von Parlamentsvorträgen anzusehen sind, erinnert sich der Vf. sodann an die so viel wiederholte Behauptung der Bestechlichkeit des Parlaments, die, wenn sie statt fände, allerdings alle Wirkung der Reden aufheben und die Debatten in ein leeres täuschendes Spiel verwandeln würde. Die Bestechungen sollen, nach Behauptungen englischer Schriftsteller, unter Wilhelm III. angefangen haben, und von Walpole (1720 — 1742) bereits sehr weit getrieben seyn, dessen Fusstapfen die folgenden Minister aufgesucht hätten. Der Vf. streitet ernstlich gegen die übertriebenen Meinungen von der Bestechlichkeit des Parlaments; und seine Gründe scheinen uns alle Achtung und weitere Prüfung zu verdienen.

Diess wäre denn ein kurzer Abriss von dem Inhalt dieses Buchs, wobey Rec. nur einigemal die Anordnung der Materien zu vereinfachen gesucht hat. Unsere Leser werden daraus bemerkt haben, dass der Vf., abgesehn von der Reichhaltigkeit des Gegenstandes an sich, noch manche verwandte Materien in seinen Kreis gezogen und erörtert hat. Für deutsche Leser (und für sie zunächst arbeitete der Vf.) war diess nothwendig; zur genauern Kenntniss der englischen Geschichte und Staatsverfassung ist sein Buch ein wichtiger Beytrag. — Dagegen wird man eben so leicht bemerkt haben, wie unvollständig dieses Werk ist: denn gerade die wichtigste, fruchtbarste und wegen der Neuheit der Gegenstände bey weitem interessanteste Periode der englischen Parlamentsberedsamkeit hat der Vf. unberührt gelassen. Er endigt mit Lord Chatham, und gerade dieser war der erste grosse Redner Englands, der eine neue Periode begann, in welcher Pitt, der Sohn, Fox, Burke, Sheridan u. m. glänzen. Leicht möchte jemand, der die Wichtigkeit dieser Periode kennt, dem Vf. für die getreue Darstellung derselben den mühsamen Weg durch die Wüsten und Sandgegenden der frühern Jahrhunderte erlassen haben. Zwar wird einigemal von einer möglichen Fortsetzung des Werks gesprochen, aber wir glauben kaum, dass diess des Vfs. Ernst gewesen sey, da die Schwierigkeiten des Gegenstandes von vielen Seiten zunahmen. Je näher der neuern Zeit, desto mehr bedurfte es der Geschichtschreiber, nicht aus ermattender Ferne, sondern in unmittelbarer Nähe das Leben und Wirken der Nation aufzufassen, tief und innig in die Kenntniss ihrer schönen Literatur eingeweiht zu seyn. Ja wir möchten behaupten, dass eine vollendete Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit nur *von* einem Engländer und *für* Engländer geschrieben werden könne; der letztere nur kennt anschaulich das innere Leben des Staats, während der Vf., der für Ausländer schrieb, theils den Gang der Erzählung durch Erörterungen unterbrechen, theils das Detail der Veranlassung und des Inhalts mancher Reden ganz übergehen musste, so dass die Einsicht des Lesers mangelhaft bleibt und nicht den eigentlichen Grund der Sache durchdringt. Eben so wenig konnte der Vf. auch die Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit nach ihrer Entwicklung vom ersten Keim bis zur höchsten Blüthe als ein Ganzes darstellen, weil die Periode der Vollendung ausser seinem Gesichtskreise blieb; weshalb sein Werk auch nicht durch die Anfügung eines zweyten ergänzenden Theils, sondern durch Umarbeitung des Ganzen zu einem Stück die Vollendung erreichen würde. Da hierzu fürs Erste wenig Aussicht ist, so wollen wir indess das Vorhandene mit Dank annehmen. Es ist hier die Frage nicht, ob mehr geleistet werden könne, woran niemand zweifelt, sondern ob es leicht gewesen sey, für einen ersten Versuch mehr zu leisten, was wir nicht so gleich bejahen möchten.

Der Stil des Vfs. hat die erforderlichen Haupteigenschaften, Ruhe und Klarheit; durch die nöthig gewordenen Erläuterungen wird der Vortrag etwas ungleich und desultorisch. Durch strenge Feile hätte die Schreibart hier und da an Gewandheit, Kürze, Präcision gewinnen können. Der Druck ist nicht ganz fehlerfrey, das äussere Gewand des Werkes ohne Prunk, doch anständig.

SCHÖNE KÜNSTE.

RUDOLSTADT, in d. Hofbuchh.: *Franz v. Holbeins Theater.* — *Erster* Band. 1811. VI und 418 S. *Zweyter* Band. 1812. 328 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Durch das Schauspiel *Fridolin*, hier das erste des *ersten* Bandes, eröffnete der Vf. seine dramatische Laufbahn mit allgemeinem Beyfalle des Publicums. Es ist bekanntlich nach dem Schillerschen Gedichte, der Gang nach dem Eisenhammer gearbeitet. Allerdings war diess vortreffliche Gedicht, dem wieder eine alte herrliche Sage zum Grunde liegt, die es mit treuer Einfalt und deutscher Kraft benutzt, vollkommen geeignet den Stoff zu einem Schauspiele zu geben, das seine Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlen konnte. Die Treue und Frömmigkeit Fridolins, die hohe Reinheit der Gräfin, die rasche Eifersucht des Grafen, die Heimtücke Roberts stellten sich als treffliche Charakterzeichnungen fast schon vollendet im Gedichte dar, und das sichtbare Walten der Vorsehung, in dem entscheidenden Momente gab eine so köstliche Auflösung der Furcht und Hoffnung spannenden Verwicklung, dass nur eine gleichsam mit den scenischen Handgriffen vertraute Hand dazu gehörte, um etwas sehr Interessantes für die Darstellung auf der Bühne daraus zu arbeiten. Diess hatte auch der Vf. gethan, und dafür verdient er Lob. Was

Was er aber aus seinem eignen Vorrathe hinzufügte kann ihm dieses kaum erwerben. Die Sprache ist nämlich oft so schwülstig und geziert, und dann manchmal wieder so gemein, dass das Dichterische des Stoffs sich hie und da kaum darüber erheben kann. Als Beyspiel des erstern nur gleich der Anfang des Monologs (S. 6.). „Blässer und blässer wird der Mond durch die Nähe der Sonne, gleich dem bescheidenen Verdienste des Mannes bey des Knaben Rosenwangen in dem Herzen der Weiber. O Gewissheit, breite deine eisernen Fittige über mich, und gieb meinem Wanken Festigkeit." Für das letztre findet man Beyspiele in den doch zu niedrigen Unterredungen der beiden Bergleute. Die Intrigue mit Kuno von Staufen, der in Fridolin seinen Sohn wieder findet, stört die reine Auflösung des Ganzen, und lenkt das Interesse vom Hauptgegenstande ab. Fridolins Liebe zu Luitgarde giebt eben so dessen Charakter eine Beymischung die hieher nicht gehört, und die Sprünge Luitgardens und Felsecks in das Wasser können fast ohne Lächerlichkeit sich nicht thun lassen. Doch müssen wir der Zeichnung in Felsecks Charakter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der biederbe Ritter ist dem Vf. wohl gelungen. Den Vortheil des herrlich gegebenen Stoffes hatte nun der Vf. in der Fortsetzung des Fridolins, dem *Brautschmucke*, nicht, und sonach theilt er auch das Schicksal meist aller Fortsetzungen von Dramen, er ist weit schlechter als das erstre Stück. Ein Raubritter, die heilige Vehm, unter irdische Höhlen, Kämpfe auf Tod und Leben, und der ganze Apparat eines gewöhnlichen Ritterstücks spielen darin ihre Rollen, und voll Unwahrscheinlichkeiten und Theatergeräusch zieht sich das Ganze durch seine fünf Acte hin. Nur der Charakter des Grafen von Birkenstein, eines Zierbengels des Mittelalters, ist neu, und vom Vf. gut durchgeführt.

Unstreitig führt der Vf. diese beiden Stücke unter der uns stets widrig tönenden Benennung Cassenstücke auf, wenn er in der Vorrede sagt: „Möchten aber doch die Directionen nicht bloss Cassenstücke aus dieser Sammlung zur Aufführung befördern, sondern auch jene meiner Arbeiten auf die Bühne bringen, welche beweisen, dass mir auch zuweilen etwas besseres als ein Cassenstück gelingt." Rechnet der Vf. unter diese bessern Arbeiten, wie wir fast vermuthen müssen, seine beiden Dramen im höhern Stil, *Leonidas*, und *Mirina*, Königin der Amazonen, so können wir leider nicht mit ihm übereinstimmen, denn beide beweisen dass er den höhern Schwung der Phantasie, die innigere Vertrautheit mit dem Geiste der Zeit in welche diese Stücke fallen, und der Geschichte selbst, und die Tiefe des Gemüths aus der sie hervorgehn müssen, eben so wenig als die Kenntniss der Dichtersprache und des Versbaus besitze, die dabey nothwendig erfodert werden. Eine ausführlichere Auseinandersetzung würde uns zu weit führen, da vorzüglich jene erstern Fehler aus dem fehlerhaften Plane, der falschen Zeichnung der Charaktere, den Widersprüchen mit der Sitte der damaligen Zeit und dem Oberflächlichen in dem Ganzen hervorgehen, und also eine Entwicklung beider Stücke fodern würden, die leicht ermüden und hier nicht an Ort und Stelle seyn dürfte. Kürzer lässt es sich darthun wie sehr der Vf. gegen die Regeln des Versmaasses und die Würde der höhern dramatischen Sprache verstossen hat, besonders in den Stellen von denen er glaubt dass sie lyrisch sind, die aber entweder gar keinen Rhythmus haben, oder besonders im Leonidas einen solchen, der für das gegebene Sujet aus der ernstesten Griechenzeit gänzlich unpassend ist. Man lese nur, S. 12. 13 f. S. 39. wo Leonidas wie ein Studente singt:

Darfst nicht erzittern
Nicht erbeben,
Glücklich leben
Wollen wir!

In der höchst modernen Scene zwischen Gorgo und Artemisia im vierten Acte sagt Gorgo: S. 112.

Du siehest immer meinen Entschluss wanken,
Gieb mir den Dolch, verdamme den Gedanken.

und Artemisia antwortet:

O! könnt' ich ohne des Erfolgs zu denken
Die Trauergabe dir entgegen lenken.

Ferner S. 132. 133. und der Schluss, indem Gorgo „sich allmählig von Leonidas Tode überzeugt" und dann endet:

Nur einmal noch lasst mich
Diess klopfend Herz an meinen Helden schmiegen,
Von seinem Todtesschauer es durchfliegen,
Für immer sollet ihr die heissen Thränen,
Im trüben Blicke dann versieget wähnen.

Und die Weiber beym Heldentode des Leonidas, Gorgo und Artemisia, der ganze Leichenapparat, und dann Themistokles und Aristides, es ist doch fast zu sehr an der Wahrheit sich versündigt.

Fast noch schlimmer geht es in Mirina zu. Amazonen wollte der Vf. schildern, und dichtete verliebte Weiber oder mordsüchtige Schwestern. Die Scenerie ist überhäuft und das Costüm unwahr. Wie ganz anders hat *v. Kleist* die ähnliche Situation wie hier zwischen Mirina und Bellerophon bearbeitet, in seiner Amazonenkönigin, in Feuer ist sein Griffel getaucht, und wieder in die zartesten Blumendüfte, während hier alles bombastisch oder ganz gewöhnlich sich äussert. S. 200. z. B. sagt Mithilene, die Wuthentbrannte:

Komm, lass für Beide Martern uns ersinnen,
Der Weiber Schlauheit ist nicht zu entrinnen.

Und wenn nun der langweilige Phylas endlich den Knoten zerhauen hat, wie er es längst hätte thun sollen, und Mirina dem Geliebten den Thron abtrat, ruft sie noch zum Schluss ihm (S. 212.) die unverständlichen oder unverständigen Worte zu:

Sey des Rechtes würdig, das
Die Gottheit dir geschenkt! Ein göttlich Recht
Ist es — selbst Mensch — den Menschen Gott zu seyn!!!

Wenn

Wenn wir so unparteyisch und ernst dem Vf. zurufen müssen sich nicht in das Gebiet der höhern dramatischen Poesie zu wagen, so können wir ihm dagegen das Zeugniss geben, dass er bey anspruchsloseren Dichtungen, wo alles darauf ankommt, die gewöhnliche Sprache gemüthlicher Menschen zu reden, und Zustände zu schildern, wie sie das Leben im einfachern Kreise gewährt, recht sehr an seiner Stelle zu seyn scheint. Die beiden kleinen Stücke, der *Verräther*, und das *Wiedersehn*, haben recht viel Gutes in dieser Art. Sie sind einfach und natürlich, die Personen sprechen darin der Stufe der Cultur angemessen, auf der sie vermöge ihres Standes stehen können, und eine gewisse treuherzige Naivetät, verbreitet über beide ein heitres Leben und eine gewisse Gemüthlichkeit, die auch ihren Werth hat. Anspruchslos dargestellt werden sie angenehm unterhalten, und eine freundlich anklingende Empfindung in dem Zuhörer erwecken. Die Idee mit dem Huhne im Wiedersehen scheint zum Theil aus *Starkes* häuslichen Gemälden genommen, und ist gut benutzt, nur sollte der gebildete Winter, nicht die doch etwas gewöhnliche Marthe, gleich (S. 317.) für einen Engel ausgeben, und den guten Peter einen Gott in seiner niedern Hütte nennen. In diesen Umgebungen wollen dergleichen excentrische Dinge durchaus nicht passen, noch weniger aber die Worte mit denen Winter das Stück schliesst: „O heilige Einfalt! lass dich nicht ganz vom Hange zum Grossen und Ungewöhnlichen verdrängen — weile lieblich in der wirklichen Welt und — auf der Bühne."

Auch *die beiden Blinden*, Oper in drey Aufzügen, haben manches Gute, besonders in der Kindlichkeit der drey Hauptfiguren, obschon die Ursache (S. 288.) warum Marie bey des Arztes Antrage Nein gesagt hat, gar zu albern seyn dürfte. Hie und da könnten die Verse wohl etwas besser seyn, doch sind sie meist nicht unmusikalisch, und die vorwaltende Idee des Vertrauens auf Gott in der That recht erbaulich und rührend. Die dieser Oper vorstehende geharnischte Vorrede und *resp.* Steckbrief gegen einen gewissen Opernräuber, Emanuel Veith, hat uns in ihrer Derbheit ergetzt, obgleich besonders (S. 219.) manch schlechter Witz auch mit unterläuft.

Noch findet sich im *ersten* Bande: *Der Verstorbne.* Ein romantisches Gemälde in drey Aufzügen, frey nach dem Französischen, von dem wir in Anlage und Ausführung wenig Gutes sagen können, da wir aber nicht wissen was davon dem Vf. oder dem Bearbeiter gehört, so können wir auch Fehler und Verdienste beider dabey nicht abwägen. Es kann übrigens bey der Aufführung wohl unmöglich gefallen, da die Charaktere Dorns und Brenners allzu niedrig und gemein, Amalie und Hohensee aber nur schlechte Nachbildungen aus Menschenhass und Reue sind.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 11. Julius starb zu Tübingen *Wilh. Gottlieb Tafinger*, Dr. und ordentlicher Professor der Rechte, wie auch Ritter des Königl. Würtembergischen Ordens vom Civil-Verdienst, im 53 Jahre seines Alters.

Am 2. September starb zu Halle Dr. *Adolph Friedr. Nolde*, ord. Prof. der Therapie, geboren zu Neustrelitz im Mecklenburgischen am 1. May 1764. Er wurde 1791 ausserordentl. Prof. der Arzneygel. zu Rostock, wo er 1794 eine ordentliche Lehrstelle der Geburtshülfe erhielt. Im Jahr 1806 berief ihn der Herzog von Braunschweig-Lüneburg als ordentl. Prof. an das Collegium medico-chirurgicum zu Braunschweig, ernannte ihn zu seinem Hofrath und Leibarzt, übertrug ihm auch die Direction der herzogl. Entbindungsanstalt, und eine Beysitzerstelle im Obersanitäts-Collegium. Durch ein königl. westphäl. Decret wurde er im Jahre 1810 als ordentl. Prof. der Therapie und Director der klinischen Anstalten nach Halle berufen, wo er seine Vorlesungen im September gedachten Jahrs eröffnete. Der frühe Tod dieses verdienstvollen Mannes ist sehr zu bedauern, da er ein eben so beyfallswerther und beliebter Lehrer, als denkender und glücklicher Arzt war. Seine Schriften, besonders über die Geburtshülfe, vereinigen den Charakter gründlicher Theorie und geprüfter Erfahrungen. Die Allgem. Lit. Zeitung hat von ihm in mehrern Jahren Beyträge erhalten.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Hr. *Jakob Friedrich Georg Emmrich*, ehemaliger Professor der Rechte zu Altdorf, alsdann, nach Aufhebung der dortigen Universität, Stadtgerichtsassessor zu Regensburg, kam vor kurzem als Appellationsgerichtsrath des Illerkreises nach Memmingen.

Die Herren, Dr. *Karl Aug. Brehm*, Beysitzer der Juristenfacultät, Senator und Vicestadtrichter zu Leipzig, und Dr. *Karl Friedr. Christian Wenck*, ausserordentl. Prof. der Rechte daselbst, sind zu Oberhofgerichtsräthen ernannt worden.

Der Herzog von Anhalt-Dessau hat dem zu Cöthen privatisirenden Gelehrten, Hn. *F. A. F. Bertrand*, Vf. der vor kurzem erschienenen Gedichte und prosaischen Aufsätze, den Charakter eines herzogl. Raths ertheilt.

Die erste Klasse des Kaiserl. Instituts zu Paris hat an die durch den Tod des Grafen *Lagrange* erledigte Stelle Hn. *Poinsot*, einen der Inspectoren der Kaiserl. Universität, zum Mitgliede erwählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAILAND, in d. königl. Dr.: *Sull' ernie memorie anatomico-chirurgiche di Antonio Scarpa* etc. 1809. IV u. 84 S. gr. Fol. Mit 10 Kpfrt.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Anton Scarpa's* u. f. w. *anatomisch-chirurgische Abhandlungen über die Brüche.* Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von *Burkhard Wilhelm Seiler*, Prof. der Anatomie u. Physiologie auf der Universität zu Wittenberg u. f. w. 1813. XXIV u. 432 S. 8. Mit 14 Kpfrt.

Der berühmte Vf. dieses Meisterwerks fühlte fich, wie er in der Vorrede angiebt, zu der Ausarbeitung und Herausgabe vorzüglich durch mehrere pathologifch-anatomifche Unterfuchungen von Brüchen veranlafst, welche ihm bewiefen, dafs über mehrere höchft wichtige Bedingungen derfelben, felbft bey den vorzüglichften Schriftftellern, noch Irrthum und Unbeftimmtheit obwaltet, manche fogar noch durchaus nicht zur Sprache gekommen find, und begleitete daffelbe, theils um diefe zu erläutern, theils um dem angehenden Wundarzte eine anfchauende Kenntnifs der Hauptbedingungen der am häufigften vorkommenden Brüche zu verfchaffen, mit zehn Kupfertafeln, deren Lob am beften durch die Bemerkung ausgefprochen wird, dafs fie die, welche die früheren Schriften des Vfs. begleiten, wo möglich, noch übertreffen. Das Werk befteht aus *fünf* Fascikeln, welche eben fo viele Abhandlungen und einen, der letzten beygefügten, Zufätze zu den Abhandlungen liefernden, Anhang enthalten.

Erfte Abhandlung. *Ueber den Leiften- und den Hodenfackbruch.* Aus einer fehr genauen Befchreibung des bey dem Leiftenbruche intereffirten Theiles der drey breiten Bauchmuskeln ergiebt fich, dafs der Bauchring eigentlich kein Ring, fondern ein Kanal ift, der in fchiefer Richtung von der Leiftengegend zur Schamgegend hinter dem untern Theile der beiden fchiefen und unter dem Rande des queren Bauchmuskels herabfteigt. Denfelben Weg nimmt der Samenftrang, und die in den meiften Fällen vor und auf demfelben verlaufende Production des Bauchfells beym Leiftenbruch, der feinen Anfang an der Stelle nimmt, wo fich beym Fötus die Oeffnung der Scheidenhaut des Hoden, beym Erwachfenen (indeffen nach des Rec. Unterfuchungen häufig auch nicht) eine blinde Vertiefung findet, fo dafs fich die erften Spuren des Leiftenbruchs gewöhnlich ziemlich hoch in der Leiftengegend zeigen, wie fowohl die Unterfuchung im Leben, als nach dem Tode beweift. Der Bruchfack ift immer von dem Zellgewebe, welches in der Unterleibshöhle das Bauchfell locker mit den Bauchmuskeln zufammenheftet und mit ihm herabgleitet, aufserdem aber *immer* von dem, welches die gemeinfchaftliche Scheidenhaut des Hoden- und Samenftrangs genannt wird, und von dem Hodenmuskel bekleidet, indem diefer den Samenftrang und die Scheidenhaut umgiebt, fo dafs alfo *Monro* und andre irrig glaubten, dafs der Hodenmuskel nur *zuweilen* den Bruchfack einfchliefse. Daffelbe gilt auch für den Wafferbruch der Scheidenhaut. Nur bey beträchtlich grofsen Brüchen findet man ftatt jener fchiefen Richtung eine gerade, von hinten nach vorn verlaufende, indem der Kanal fich eben durch die Gröfse des Bruches in einen wahren Ring verwandelt. Unter derfelben Bedingung werden auch die Gefäfse, welche den Samenftrang zufammenfetzen, fo aus einander und von ihrer normalen Stelle weg gedrängt, dafs fie nicht mehr hinter, fondern felbft vor dem Bruchfacke verlaufen, was fich bey grofsen Hydrocelen der Scheidenhäute eben fo verhält. Der Bruchfack felbft behält in den meiften Fällen, felbft bey alten und grofsen Brüchen, gegen die gewöhnliche Meinung, feine gewöhnliche Dicke, die Fälle ausgenommen, wo ein lange zurückgebracht gewefener Bruch wieder hervortritt, oder bey oft vorangegangener Entzündung oder beträchtlicher Verwachfung der Eingeweide mit dem Bruchfacke. Die fcheinbare Verdickung des Bruchfackes, welche man gewöhnlich bey grofsen und alten Brüchen findet, rührt von Verdickung des ihn umgebenden Zellgewebes und des Hodenmuskels her, welche beide nicht felten vorkommen. Die Oberbauchfchlagader (*A. epigaftrica*) verändert beym Leiftenbruche ihre Lage fo, dafs fie, unter und hinter dem Bruchfacke verlaufend, nicht, wie im Normalzuftande, an der äufsern, fondern an der innern Seite des Bauchringes liegt, den feltnern Fall eines, von *Heffelbach* fogenannten, innern Leiftenbruches ausgenommen. Der Vf. behauptet zwar den Unterfchied des innern vom äufsern Leiftenbruche als in der Natur gegründet, und giebt daher auch fchon in der anatomifchen Befchreibung der Leiftengegend die Exiftenz der äufsern und innern Leiftenhöhle an, bemerkt aber richtig, dafs die von *Heffelb.* angegebnen Unterfcheidungszeichen während des Lebens nur fo lange Statt finden, als der äufsere Leiftenbruch noch nicht fehr grofs ift, indem auch er dann gerade von hinten nach vorn herabfteigt, das Kollern beym Zurückbringen auch hier fehlt, und die Lage der Samengefäfse auf die angegebne Weife ver-

verändert wird. — Die Möglichkeit der Reposition des Bruchsackes giebt der Verfasser nur für kleine und neue Brüche zu. Der angeborne Leistenbruch ist immer ein äufserer, unterscheidet sich aber von diesem durch mehrere Kennzeichen, welche der Vf. sehr genau aus einander setzt. Findet sich auf einer Seite ein doppelter Leistenbruch, so rührt diess, nach seiner Meinung und gegen die gewöhnliche, nicht davon her, dass ausser dem Hervordringen durch den Bauchring auch noch im Umfange desselben durch eine Lücke in der Sehne des äufsern schiefen Bauchmuskels Eingeweide hervortreten, sondern von der Zusammensetzung eines *gewöhnlichen* und eines *angebornen* Leistenbruches. Der kleine Leistennetzbruch läfst sich selbst durch den geübtesten Wundarzt von dem allgemeinen Wasserbruche des Samenstranges, wenn dieser bis zum Bauchringe aufsteigt und denselben ausdehnt, nur schwer unterscheiden. Auch das von *Pott* als pathognomisch angegebne Kennzeichen trügt, indem der Vf. öfters Leistennetzbrüche, ungeachtet der Kranke ruhig liegen blieb, augenblicklich wieder hervortreten, dagegen umgekehrt den allgemeinen Wasserbruch des Samenstranges, so lange der Kranke seine Lage beybehielt, nicht wieder hervordringen sahe. Als sicherere Zeichen schlägt er dagegen die festere Consistenz und gröfsere Ungleichheit des Netzbruches, so wie den Umstand vor, dafs er von oben nach unten dünner wird, wovon bey der allgemeinen Hydrocele das Gegentheil Statt finde. Indessen täuschen auch diese Zeichen bisweilen. Den Beschlufs dieser Abhandlung machen treffliche und sehr zu beherzigende Betrachtungen über die beste Form und Anlage der Bruchbänder, die verschiedne Form und Lage, welche besonders nach Verschiedenheit der Umstände der Pelotte gegeben werden mufs u. f. w., welche indessen keines Auszugs fähig sind.

Zweyte Abhandlung. *Von den Complicationen der Leisten- und Hodensackbrüche.* Diese Abhandlung enthält nicht blofs die Lehre von den vornehmsten Complicationen, sondern auch die wichtigsten Punkte der Lehre von ihrer Behandlungsweise und die Berichtigung oder genauere Bestimmung mancher gewöhnlichen Regeln, welche sich unmittelbar aus den in der vorigen angegebnen Bedingungen ergeben, namentlich die Vorschrift, bey *grofsen* und *alten* Brüchen wegen veränderter Lage der Samengefäfse immer den Schnitt genau durch die Mitte der Geschwulst zu führen, sowohl bey alten als neuen Leistenbrüchen sehr vorsichtig zu schneiden, bey den ersten nicht etwa Theile des Bruchsackes absichtlich wegzuschneiden, nicht den Bauchring allein, sondern zugleich den Bruchsackhals zu durchschneiden, indem in der Regel dieser den Grund der Einklemmung enthalte, den Einschnitt in den Bruchsack und den Bauchring parallel mit der weifsen Linie, so dafs er mit dem horizontalen Aste des Schambeins einen rechten Winkel bildet, zu führen, indem nur so in allen Fällen die Oberbauchschlagader vor Verletzung gesichert werden könne. Der Bruchsackhals enthält bey weitem am häufigsten den Grund der Einklemmung, indem der Bauchring im Gegentheil bey Bruchkranken gewöhnlich ausgedehnter und schlaffer, als im normalen Zustande ist, was von verschiednen Ursachen abhängt, welche auch die Gestalt des Bruchsackhalses und die Eigenthümlichkeiten seiner Einklemmung bedingen. Die Zeichen der vom Halse herrührenden Einklemmung, welche, wenn sie verkannt wird, sehr leicht tödtlich wird, indem, besonders bey kleinen und neuen Brüchen, der ungeöffnete, in seinem Halse verengte Bruchsack nach Durchschneidung des Bauchringes mit dem in ihm enthaltenen Theile des Unterleibs zurückgeschoben werden kann, werden genau angegeben, und gerathen, im Falle diefs geschehen wäre, oder trotz der Oeffnung des Bruchsackes dennoch die Zufälle fortdauerten, lieber die reponirten Eingeweide vorsichtig, und damit zugleich den Bruchsack hervorzuziehn, als, ohne Hülfe des Gesichts mit dem Schnitte so weit fortzufahren, als es die Länge des verengten Bruchsackhalses erfordert, den Fall ausgenommen, wo dieser eine zu beträchtliche Länge hätte. Weit seltner, aber leichter heilbar, als die Einklemmung des Bruchsackhalses, ist die des Körpers, welche der Vf. häufiger bey angebornen Brüchen, als bey gewöhnlichen, sahe. Die Gedärme können durch Umschlingung in Form einer 8, welche nach des Vfs. vielfältigen Erfahrungen häufiger ist, als man glaubt, zu Einklemmungen Veranlassung geben. Oefter aber bewirkt sie das Netz, und zwar auf mehrfache Art, indem es 1) im Bruchsack Schlingen bilden kann, welche von einer Seite zur andern, oder von oben nach unten verlaufen; 2) sich spaltet, so dafs der Darm hindurchtritt, sey es nun, dafs es sich zugleich mit dem Darmkanal hervor begiebt, oder in der Unterleibshöhle bleibt. — Sehr zu beherzigen, besonders jetzt, wo kürzlich wieder von Zerreifsungen des Bruchsackes die Rede war, ist *Scarpa's* Aeufserung über diesen Gegenstand, dafs weder in seiner Praxis, noch in den vielen von ihm untersuchten Leichnamen Bruchkranker ein einziger Fall davon vorgekommen sey, womit auch des Rec. Erfahrung vollkommen übereinstimmt, ungeachtet er eine ansehnliche Menge von Brüchen unter Händen hatte. Die krampfhafte, von der Einschnürung des Bauchringes herrührende, Einschnürung läugnet der Vf. wohl zu unbedingt, und schreibt sie in allen Fällen einem Krampfe des Darmkanals zu.

Die Lehre von den angewachsenen Brüchen kommt mit der Richter'schen in Hinsicht auf die Arten und die Behandlung der Verwachsung ganz überein. Die sogenannte fleischige Verwachsung theilt der Vf. in die *nicht natürliche* und die *natürliche.* Jene kommt in Hinsicht auf ihre Entstehung mit der gelatinösen und faserichten ganz überein. Sie findet sich am häufigsten zwischen Netz und Bruchsack, und geschieht dann zwischen dem Netz und dem Körper und Grunde des Bruchsackes. Die fleischige Verwachsung des Darms mit dem Bruchsacke nimmt gewöhnlich die Gegend des Bruchsackhalses ein. Selbst bey Incarceration des Bruches räth der Vf. aus vielfältiger Erfahrung,

rung, nach Eröffnung des Bruchsackes den fleischig verwachsenen Darm nicht zu trennen, indem er, sich selbst überlassen, allmählig zurückweiche. Die *natürliche fleischige Verwachsung* hat eine von den übrigen ganz verschiedene Ursache. Die Verlängerungen des Bauchfelles, wodurch das vorgefallne Darmstück an die Wände desselben geheftet wird, sind nämlich, nebst dem respectiven Theile der Wände desselben, zugleich herabgeglitten, und der Bruchsack wird daher durch den Theil des Bauchfelles gebildet (doch nur seine hintere Wand?), an welchen der vorgefallne Theil des Darms im Normalzustande geheftet ist. Nur der dicke Darm kann auf diese Art herabsinken, und vorzüglich häufig trifft sie den Blinddarm. Da der hintere Theil seines Umfangs dann hier, wie im Unterleibe, frey, nicht vom Bauchfelle bedeckt, vorliegt, so kann der Wundarzt, welcher nicht gehörig untersucht, zu der irrigen Meinung, dass sich kein Bruchsack finde, veranlasst werden, und ein Franzose hat sogar deshalb eine eigne Art Brüche, *Entérocèles akystiques*, angenommen. Brüche dieser Art, deren, indessen nicht völlig gewisse, Zeichen angegeben werden, lassen sich natürlich weder ohne, noch mit Oeffnung des Bruchsackes reponiren, den Fall ausgenommen, wo nur das freye Ende des Blinddarms vorläge. Ist das Netz bey einem eingeklemmten Bruche entzündet, mit Blut unterlaufen, gequetscht, hart, steatomatös, sehr vergrössert: so wickelt der Vf. immer den vorliegenden Theil in feine, mit einer einfachen Salbe bestrichne Leinwand ein, um die Verwachsung desselben mit dem Bruchsacke zu verhüten, und unterbindet es, wenn die auf die Operation folgenden Zufälle aufgehört haben, in der Nähe des Bauchringes, wenn es nicht in dieser Zeit in die Unterleibshöhle zurückgetreten ist.

Dritte Abhandlung. *Von dem Schenkelbruche beym männlichen Geschlecht.* Der Schenkelbruch liegt in der Regel zwischen den Schenkelgefäfsen und der Schamgegend, indem hier die hervortretenden Eingeweide den geringsten Widerstand finden. Wegen der Nähe des innern Winkels des Schenkelbogens und des Bauchringes kann man, besonders bey Weibern, den etwas vergrösserten Schenkelbruch für einen Leistenbruch, oder umgekehrt einen zugleich vorhandnen Schenkel- und Leistenbruch für zwey Schenkelbrüche halten, wenn man nicht auf die vom Vf. angeführten Unterscheidungszeichen Rücksicht nimmt. Die Hüllen des Schenkelbruches sind: 1) eine unmittelbar unter der Haut liegende zellige Hülle; 2) eine sehnige, von der Sehne des Spanners der Schenkelbinde stammende; 3) eine reichliche Zellschicht, die gewöhnlich sehr locker ist, oft Fett enthält, deshalb sehr leicht für das Netz gehalten werden, und zu der Meinung verleiten kann, dass der Bruchsack schon geöffnet sey; und 4) der Bruchsack selbst. Immer sind die Hüllen des Schenkelbruches lockerer und dünner, als die des Leistenbruches, schon darum, weil ihm mehrere Hüllen des letzten fehlen. Nur darum liegen die im Schenkelbruche enthaltnen Theile oberflächlicher. Selten enthält der Schenkelbruch viel Wasser, vermuthlich wegen seiner Kleinheit, indem sich auch bey kleinen Leistenbrüchen nur eine geringe Menge findet.

Die Operation des Schenkelbruchs ist wegen leichterer Verletzbarkeit der benachbarten Gefäfse schwieriger, als die des Leistenbruches. Gewöhnlich berücksichtigt man vorzüglich nur die Epigastrica; allein der Vf. fand *Arnaud's* Behauptung, dass der Samenstrang fast nothwendig verletzt werde, und in den meisten Fällen daher die Blutung nicht aus jener, sondern der Samenarterie stamme, durch die anatomische Untersuchung bestätigt. Die Epigastrica wird verletzt, wenn der Schnitt gerade nach oben, oder nach aufsen geführt wird, weil sie aufser- und oberhalb des Bruchsackhalses aufsteigt, die Samenpulsader sowohl in diesen beiden Richtungen, als wenn man schräg nach innen gegen die Schamgegend schneidet, weil der Samenstrang längs dem Leistenbande höchstens 2 — 3 Linien über demselben *vor* dem Bruchsackhalse verläuft. Liegt der Bruch gerade auf den Schenkelgefäfsen, und führt man den Schnitt nach aufsen, so werden zwar nicht diese, aber die Abdominalis verletzt. Nur in einer sehr kleinen Strecke kann der Einschnitt ohne Gefahr gemacht werden, in der Nähe des innern Endes des Leistenbandes, wo es sich an die Schambeine heftet, indem sich hier der Samenstrang von demselben zum Bauchringe aufbiegt und die Epigastrica an der entgegengesetzten Seite aufsteigt. *Sc.* räth daher aus Erfahrung, da, wo die Durchschneidung der vom Schenkelbindenspanner stammenden Sehne und die Dilatation des Leistenbandes nichts fruchtet, entweder auf dem eingebrachten Arnaud'schen Haken vier bis fünf kleine perpendiculäre Einschnitte in das Leistenband zu machen, die sich sogleich in eben so viele Furchen verwandeln, wodurch die Einklemmung gehoben wird, oder, in schwierigern Fällen, nach Oeffnung des Bruchsackes das Leistenband nach innen und unten, allein in einer Richtung, welche der gewöhnlich angegebnen und bey Weibern sehr wohl statthaften, entgegengesetzt ist, von oben nach unten zu durchschneiden, indem auf diese Weise durchaus keine Arterie verletzt werden kann. Da der Schenkelbruch weit leichter wiederkehrt, als der Leistenbruch, so ist der Gebrauch des Bruchbandes noch sorgfältiger zu beobachten. Das Camper'sche, mit einigen Abänderungen, ist das vorzüglichste.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Goujon: *Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des sangsues* par *P. Thomas.* 1806. 148 S. 8. Mit 3 Kpfrt.

Vorliegende Schrift, deren Vf. sich als einen genauen Anatomen und Beobachter überhaupt beurkundet, enthält vollständige Untersuchungen sowohl über den Bau des Blutegels, welche zu vielfältiger Berichtigung und Vervollständigung selbst der neuesten

sten

ften und gleichzeitigen Befchreibungen führen, als über die Lebensweife deffelben, in folgenden Rubriken: Vom Hautorgan. Von den Organen der Bewegung. Theorie der Bewegungen des Blutegels auf der Erde und im Waffer. Von den Organen der Verdauung. Vom Munde und den Zähnen, und der Art, wie das Saugen bewirkt wird. Vom Darmkanal und der Verdauung. Vom Gefäfsfyftem. Vom Refpirationsorgan. Von der Refpirationsweife des Blutegels und der Einwirkung verfchiedner Gasarten auf denfelben. Vom Nervenfyftem. Von der Empfindlichkeit der verfchiednen Theile des Körpers, den Bedingungen, an welche diefelbe geknüpft fcheint u. f. w. Von den Zeugungsorganen. Von der zwitterartigen Bildung des Blutegels und ihrer Fortpflanzungsweife. Von der Art, wie die Abfonderungen gefchehen. Vom Wachsthum und der Lebensdauer. Von der Einwirkung der Kälte und der Wintererftarrung der Blutegel. Von der Regenerationsfähigkeit der Blutegel.

Die wichtigften anatomifchen Bemerkungen find die Zufammenfetzung der Haut aus zwey Schichten, von welchen die innere fich der mufculöfen Structur nähert, die äufsere mehr Aehnlichkeit mit den feröfen Häuten, als der Epidermis hat, Bedingungen, welchen auch die Lebensäufserungen beider entfprechen. Die Anwefenheit eines fchwärzlichen Gewebes auf dem Darmkanal, welche dem Rec. eine Andeutung der Leber zu feyn fcheint. Die genauere Befchreibung des Gefäfsfyftems. Das mittlere ift kaum vom Darmkanal zu trennen, und fcheint fich auch nur in feinen Häuten zu verbreiten. Intereffant ift vorzüglich die Entdeckung eigenthümlicher Refpirationsorgane, weil fie einen Irrthum, den auch noch nach der Erfcheinung des Werks mehrere Schriftfteller begangen haben, verbeffert. Es befteht aus zwey, zu beiden Seiten des Körpers verlaufenden Reihen von rundlichen, häutigen, nicht mit einander communicirenden Blafen, auf welchen fich eine ungeheure Menge von Gefäfsen verbreiten, und die fich durch eigne, von denen der Schleimdrüfen u. f. w. durch anfehnliche Gröfse und regelmäfsige Stellung verfchiedne, fehr empfindliche Mündungen nach aufsen öffnen. Man findet fie immer mit Luft angefüllt, und fowohl diefe als eine fchleimige Flüffigkeit dringt aus den Oeffnungen hervor. (Alfo auch hier ein Uebergang von den Infecten zu den höhern Thieren, fofern Stigmaten und blinde Luftfäcke verbunden find.) Sowohl das vordere als das hintere Ende des Nervenftranges wird durch einen Knoten gebildet, aus welchem keine Nerven treten. Die Kenntnifs der Genitalien ift durch die Angabe von neun Hodenpaaren, welche zu beiden Seiten des Körpers liegen und durch einen Strang verbunden find, der fich in der Nähe der Gefchlechtsöffnung erweitert und zufammenknäuelt, und die Entdeckung zweyer kleiner ovarienartiger Körper vervollftändigt, welche fich in die Scheide öffnen. (Merkwürdig ift die Anordnung der verfchiednen Organe in Beziehung auf einander. So weit fich die Hoden herab erftrecken, kann man den Körper in verfchiedne, auf einander folgende Abfchnitte theilen, in deren jeden ein Nervenknoten, ein Paar Refpirationsblafen, ein Paar Hoden, ein Paar grofse Gefäfsäfte und ein Beutel des Darmkanals fallen.)

Die wichtigften phyfiologifchen Data betreffen die Bewegung des Blutegels, den Antheil, welchen das vordere und hintere Ende des Körpers, die active Verlängerung der Muskeln daran haben, die Art des Saugens und Anbohrens, wozu, nach des Vfs. Meinung, eine Art von eigner Erection der Zähne felbft erfordert wird; die mehrere Tage lange Lebensdauer in den meiften irrefpirablen Gasarten, wo aber doch der Tod im gefchwefelten Hydrogengas fchon in 6—7, im kohlenfauren Gas in 28 Minuten, im Azot- und Hydrogengas, fo wie im luftleeren Raume erft nach einigen Tagen erfolgte; der Mangel convulfivifcher Bewegung auf beliebige mechanifche oder chemifche Reizung des Nervenfyftems ohne oder mit Wegnahme feiner Hülle, während die geringfte, auf die Oberfläche des Körpers angebrachte Reizung die heftigften Schmerzen zu veranlaffen fcheint; die Fortpflanzung ohne wechfelsweife Begattung; das Lebendiggebären; die fehr geringe Regenerationsfähigkeit und das fehr langfame Wachsthum, welches durchaus nicht mit Vermehrung der Zahl der Ringe, woraus der Körper befteht, verbunden ift.

Aufser den angeführten Thatfachen enthält das Werk noch mehrere, theils unmittelbar zum Gegenftande gehörige, theils allgemeine, durch ihn veranlafste, meiftens intereffante und richtige Bemerkungen, und Rec., der die zur Structur und Lebensweife gehörigen mit der Natur völlig übereinftimmend fand, fchliefst daher mit der Verficherung, dafs es ein wichtiger Beytrag zur Naturgefchichte der wirbellofen Thiere ift.

Berichtigungen.

Der verftorbene Prof. *Türk* war nicht, wie es in der Anzeige feines Todes A. L. Z. Nr. 209. heifst, 1751, fondern erft 1756, und zwar am 10ten Auguft, geboren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAILAND, in d. königl. Dr.: *Sull' ernie* memorie anatomico-chirurgiche di *Antonio Scarpa* etc.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Anton Scarpa's* u. s. w. *anatomisch-chirurgische Abhandlungen über die Brüche.* Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von *Burkhard Wilhelm Seiler* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

V*ierte* Abhandlung. *Von den brandigen Brüchen und von den Mitteln, welche die Natur zur Herstellung der Continuität des Darmkanals anwendet.* Der Vf. unterscheidet sehr richtig die *schnelle* von der *chronischen Einklemmung, den eingeklemmten (ernia incarcerata)* von dem *eingeschnürten (e. strozzata)* Bruche. Besonders wichtig und interessant aber sind die Resultate seiner Untersuchungen über den Heilungsprocess zur Herstellung der, durch den Brand getrennten Continuität des Darmes, indem sie darthun, dass diese auf eine ganz andre als die gewöhnlich angenommene Weise bewirkt wird. Gewöhnlich glaubt man, die Mündungen des obern und untern Darmstückes liegen einander entweder von Anfang an gegenüber oder kommen wenigstens allmählig in dieses Ortsverhältniss, so dass die Contenta *ununterbrochen* unmittelbar aus dem obern in das untere Darmstück übergehen; allein nach mehrern genau beschriebnen und zum Theil abgebildeten Beobachtungen fand *Scarpa*, dass sie immer *neben* einander, in derselben Ebne, liegen bleiben und der Koth erst aus dem obern Theile in einen häutigen die beiden Mündungen umgebenden Trichter tritt, den Bruchsack, welcher durch die bey der Einklemmung eingetretene Entzündung mit dem Darme verwächst, ehe er in das untere Stück gelangt, dass daher nie das obere und untere Ende mit einander zu einem ununterbrochnen Canal verwachsen. Ja die Anwesenheit dieser häutigen Zwischenhöhle ist sogar so nothwendig, dass eben hierin der Unterschied zwischen dem brandigen Leisten- und Schenkelbruche auf der einen, und dem brandigen Nabelbruche und der Darmwunde auf der andern Seite, in Hinsicht auf Heilbarkeit des durch beide veranlassten künstlichen Afters begründet ist, und dass die Versuche zur Befestigung der beiden Darmenden an die Wundlefzen nicht bloss unnütz, sondern gefährlich sind. Reichliche, leicht verdauliche Nahrung ist weit zweckmässiger als die entgegengesetzte, indem es zur schnellen Herstellung des natürlichen Weges darauf ankommt, die Zwischenhöhle möglichst schnell hinlänglich zu erweitern. Die äussere Wunde kann man sich schliessen lassen, wenn nach mehrern Wochen die Excremente bloss durch den After abgehen und der Kranke nicht an Colikschmerzen leidet; nie aber darf zu diesem Behuf auch nur der gelindeste Druck angewandt werden, indem durch diesen zugleich der Grund des häutigen Trichters verengt wird; ja eine kleine Oeffnung ist sogar immer zu erhalten. Den Beschluss dieser Abhandlung machen lehrreiche Bemerkungen über die Umstülpung des Darms aus einem künstlichen After, die Behandlung der Darmwunden, die Folgen zu schneller Verschliessung des künstlichen Afters, und die Zerreissung des einen Bruch bildenden Darmes durch heftige Anstrengung.

Fünfte Abhandlung. *Von dem Nabelbruche; dem Bruche in der weissen Linie und dem Bauchbruche.* Der Vf. fand immer beym Nabelbruche, dem angebornen sowohl als dem erworbnen, er mochte klein oder gross, neu oder alt seyn, einen Bruchsack; und wenn er zu fehlen scheint, so rührt diess nur von der engen Verwachsung desselben mit den enthaltenen Theilen her, eine Bemerkung, welche vollkommen mit den Erfahrungen des Rec. übereinstimmt. Der Bruchsackhals ist immer kurz, rund und im Verhältniss zur Grösse des Bruches eng, daher die häufigen Beschwerden und die grössere Gefahr mit welcher die Einklemmung desselben verknüpft ist, ungeachtet sie seltner als bey den Leisten- und Schenkelbrüchen ist. Gewöhnlich bildet er nur eine einfache Höhle, bisweilen eine mehrfach abgetheilte, indem durch die aus einander gedrängten Nabelgefässe mehrere Kammern gebildet werden. Der Bruch der weissen Linie tritt häufiger über, als unter dem Nabel hervor. Bey den sogenannten Magenbrüchen ist wahrscheinlich nicht sowohl der Magen vorgefallen, als wegen grösserer Nähe und Verbindung mit dem vorgefallenen Theile consensuell gereizt. Auch bey diesen Brüchen ist der Hals im Verhältniss zum Bruche sehr eng. Die von einigen Schriftstellern geläugneten, von andern ganz übergangenen Fettbrüche, welche durch Anhäufung von Fett zwischen den Sehnen der Bauchmuskeln und dem Bauchfelle, und Hervordringen desselben durch eine Spalte der erstern entstehen, sah der Vf. selbst, und auch Rec. machte ähnliche Erfahrungen. Da sie sich fast gar nicht von kleinen Netzbrüchen der weissen Linie unterscheiden, so kann man durch gleichzeitige Anwesenheit von Colikschmerzen zu einer Bruchoperation verleitet werden, was dem Vf. selbst begegnete. In der Behandlung der Nabelbrüche kommt er mit *Richter* überein, stimmt aber

aber aus vielfältiger Erfahrung durchaus gegen die von *Desault* vorgeschlagne Unterbindung. Im allgemeinen hält er die Meinung, dafs kleine Nabelbrüche leichter als grofse zurückzubringen und zurück zu halten seyn, für irrig, indem bey diesen das Mifsverhältnifs zwischen dem Bruchsacke und dem Halse desselben geringer als bey jenen sey. Das Netz bringt er nicht zurück, weil es immer sehr fest verwachsen ist, sondern unterbindet es. Brandig gewordne Brüche dieser Art lassen gewöhnlich eine unheilbare, selbst absichtlich offen zu erhaltende Kothfistel zurück, weil der Bruchsack wegen zu fester Verwachsung mit den allgemeinen Bedeckungen sich nicht hinlänglich zurückziehen kann, um den vorerwähnten häutigen Trichter zu bilden, den Fall ausgenommen, wo nicht blofs ein Rifs im Darmkanal entstanden ist, indem sich hier der Darmkanal allmählig selbst hinlänglich erweitert. Dennoch ist auch hier aus demselben Grunde ein Recidiv weit leichter zu fürchten als bey den Leisten- und Schenkelbrüchen. Ein merkwürdiger Fall von Complication einer beträchtlichen Erweiterung und Zerreifsung einer Gekrösvene, und darauf folgender Blutung aus derselben, mit Nabelbruch beschliefst das Werk.

Von den zehn Kupfertafeln gehören drey zur *ersten*, eben so viel zur *zweyten*, zwey zur *dritten*; eine zur *vierten*, und die letzte zur *fünften* Abhandlung.

Die Uebersetzung enthält bis jetzt blofs den Text des Originals, doch hat das Publicum nach der in der Vorrede gegebenen Erklärung des Vfs. einen Anhang von seiner Hand zu erwarten, welcher das Scarpasche Werk zu einer vollständigen Schrift über die Brüche machen wird. Im Ganzen kann man sagen, dafs die Uebersetzung treu und gut zu lesen ist, doch finden sich hie und da nicht nur kleine Nachläfsigkeiten, sondern auch Unrichtigkeiten. So heifst es z. B. Abh. 1. §. 19. S. 38. „und gewifs hat diese Beschaffenheit der Fasern des Hodenmuskels *Hallern* getäuscht," da doch das Original: „*E certamente non ne hanno imposto all' Allero*" grade das Gegentheil aussagt, was selbst der Sinn der wörtlich angezogenen Stelle erwiese, wenn über den Ausdruck selbst ein Zweifel seyn könne. Ebendas. §. 23. am Ende wird die Stelle: „*Se poi ne' casi di picciola e recente ernia inguinale incarcerata, nei quali vi stano tutte le circostanze favorevoli per respingere le viscere vel ventre unitamente al sacco erniario, ciò convenga di fare, avrò occasione di parlarne in altro luogo. Accennerò qui soltanto che la ragione e la sperienza hanno pronunciato per la negativa*" so übersetzt: „An einem andern Orte werde ich Gelegenheit haben davon zu sprechen, in welchen Fällen es rathsam sey, die Eingeweide mit dem Bruchsacke zugleich in den Unterleib zurück zu bringen, wenn alle Umstände diese Reposition begünstigen. Jetzt will ich nur noch diejenigen Fälle anführen, in denen, zufolge der Theorie und Erfahrung, das Zurückbringen des Bruchsackes nicht rathsam ist." Abh. 2. §. 27. S. 157. unten, ist zweymal statt *Bruchsackhals*, blofs *Bruchsack* gesetzt. Abh. 4. §. 10. S. 273. Statt *neu (recente) entwickelt*. Ebendas. §. 11. ist die erste Periode nicht nur nicht treu, sondern ganz gegen den Sinn des Vfs. übersetzt. Bemerkungen, welche sich Rec. nur erlaubt, um den Herausgeber zur Anzeige dieser und ähnlicher Irrungen in dem Anhange, welchem er mit Begierde entgegen sieht, um so mehr zu veranlassen, als er bezeugen kann, dafs die Uebersetzung übrigens, ganz vorzüglich in Hinsicht auf die Kupfer, dem Wundarzte eben so nützlich als das Original ist. Diefs ist desto mehr zu beherzigen, da der Preis der Uebersetzung (5 Thaler) in gar keinem Verhältnisse zu dem letztern steht, welches Rec. an Ort und Stelle mit 60 Franken bezahlte und im Buchhandel bis auf 22 Thaler kostet. Ungeachtet das Format bedeutend verkleinert ist, auch der Umfang der Figuren hie und da reducirt und die Manier um vieles leichter ist, so sind doch alle wesentlichen Theile vollständig und in derselben Gröfse als im Original und mit der gröfsten Treue dargestellt, wovon man schon im voraus überzeugt seyn konnte, da die Tafeln unter Hn. *Rosenmüllers* Aufsicht von Hn. *Schröter* gezeichnet und gestochen wurden. Durch Colorirung der Arterien und Venen ist es sogar dem Ungeübtern erleichtert, sich in den Tafeln zu orientiren. Eben so ist dem Leser die Uebersetzung durch Reduction des gröfsten Folio auf Octavformat bedeutend bequemer gemacht. Rec. zweifelt daher nicht, dafs dieses treffliche Werk bald in den Händen aller wissenschaftlichen Aerzte und Wundärzte seyn werde, um so mehr, da es, bey einer, auch in der Uebersetzung, weit gröfsern Reichhaltigkeit und Trefflichkeit jeder Art dennoch weit wohlfeiler als ähnliche, z. B. das *Campersche* und *Coopersche*, ist.

Frankfurt a. d. O.: *Monstrorum trium cerebro atque cranio destitutorum anatomica et physiologica disquisitio*, quam pro gradu doct. med. et chir. leg. imp. a. d. V. Novemb. MDCCCVIII. publice defendet auctor *A. G. Otto*, Gryphiswaldensis. 28 S. 4.

Ebendaselbst: A. G. Otto etc. *Monstrorum sex humanorum anatomica et physiologica disquisitio.* MDCCCXI. 42 S. 4. m. 1 Kpf.

Diese Abhandlungen, von welchen die zweyte, was aber nirgends bemerkt wird, nur eine vermehrte und veränderte Ausgabe der ersten ist, indem die zweyte, dritte und vierte in jener beschriebnen Mifsgeburt dieselben sind, welche den Gegenstand der ersten Abhandlung ausmachten, enthalten die äufsere und innere Beschreibung von vier sogenannten *Acephalis spuriis*, einem Wasserkopfe und einem nur mit einer untern Extremität versehenen Fötus. Unter den vier *Acephalis* ist nur einer männlich, die übrigen sind weiblich. Eben so fand Hr. *Otto* unter neunzehn Mifsgeburten dieser Art, die sich im Berliner Museum befinden, zwölf weibliche und nur sieben männliche. Richtig bemerkt er aber, wie auch Rec. schon angeführt hat, dafs nicht blofs bey dieser Art von

von Missgeburten das weibliche Geschlecht überwiegt, indem unter 46 Missgeburten aller Art, die sich in dem Berliner Museum befinden, nur 15 männliche, 31 weibliche sind, eine Erscheinung, welche auch hier nicht erklärt wird, wovon Rec. schon anderswo den Grund anzugeben gesucht hat. Ueber die Entstehungsweise dieser Missgeburten hat der Vf. zwischen den Jahren 1808 und 1811 seine Meinung vollkommen geändert. In der *ersten* Abhandlung verwirft er sowohl die Meinung derer, welche sie in einer, durch eine äussere Gewaltthätigkeit verursachten Zerstörung begründet glauben, als derer, welche sie für eine Folge der Zerreissung eines hydropischen Gehirns ansehen, und hält sie für einen ursprünglichen Bildungsfehler. In der *zweyten* dagegen verwirft er diese Meinung, und erklärt den Wasserkopf für die ursprüngliche Krankheit, indem beym Wasserkopf das Gehirn, das Rückenmark, die Nervenursprünge, der Schädel, die Wirbelsäule sich auf dieselbe oder ähnliche Weise verhalten, in den Säcken, welche häufig am Kopfe dieser Missgeburten herabhängen, sich bisweilen, wenn sie nicht, was aber gewöhnlich geschieht, ihrer Dünne wegen vor oder während der Geburt einreissen, Wasser findet, diese Säcke bisweilen deutlich aus den Hirnhäuten und der verdünnten mit ihnen verwachsenen Haut gebildet sind, der Wasserkopf auch in den frühesten Lebensperioden entstehen kann, die Gefässe bis zum Schädel regelmässig gebildet sind, und zwischen den verschiednen Individuen dieser Art eine grosse Aehnlichkeit statt findet. Ausser den angeführten Gründen führt der Vf. noch einen eignen an, die eigenthümliche Bildung der Schädelbasis, die gewissermassen in der Mitte gebrochen erscheint, indem der vordere Theil horizontal liegt, der hinter dem Sattel liegende fast senkrecht herabsteigt. Diese Bildung kommt dem Embryo in frühern Perioden regelmässig zu, und er sieht sie daher als eine durch den Druck des Wassers veranlasste Hemmung in der Entwicklung an, glaubt auch, dass der Mangel des Halses auf dieselbe Weise entstehe. Ungeachtet Rec. findet, dass nicht alle diese Argumente sehr stringent sind, sondern nur beweisen, dass diese Bildungsabweichung nicht durch zufällige, von aussen einwirkende Schädlichkeiten entstehe: so glaubt er doch, und hat sich schon an einem andern Orte auf eine ähnliche Weise erklärt, dass sie meistentheils auf diese Weise entsteht. Uebrigens sind die hier beschriebnen Fötus theils durch die Beschaffenheit des Schädels und Gehirns, theils durch die Vergesellschaftung der Missbildung derselben mit andern Organen, gänzlichem Mangel der Nebennieren in zwey Fällen, Kleinheit derselben im dritten, Verschliessung der Luftröhre in einem, Mangel des einen Nasenloches im andern, Mangel der einen Nabelarterie, Lage mehrerer Unterleibseingeweide in der Brusthöhle, Anwesenheit eines Divertikels, Abtheilung des Magens in mehrere Zellen, Kleinheit der Thymus im dritten merkwürdig. Gegen die gewöhnliche Regel waren bey der *männlichen Missgeburt* die Nebennieren so gross als gewöhnlich, was auch vor dem Vf. schon von *Klein* und *Bayle* bemerkt wurde.

Der fünfte Fötus wich, ausser einem sehr beträchtlichen Wasserkopfe und allgemeiner Wassersucht, durch ausserordentliche Kürze der Oberarme und Oberschenkel, womit zugleich Einwärtskrümmung der Unterschenkel verbunden war, Kleinheit der Leber und der Nieren, vorzüglich der linken, Mehrzahl der Finger und Zehen, indem sich an beiden Füssen sechs Zehen, an der linken Hand sechs, an der rechten sogar sieben Finger fanden, vom Normal ab. Den Bemerkungen des Vfs. über das Variiren der Finger- und Zehenzahl kann man beyfügen, dass *Saviard* sogar zehn Finger und Zehen an beiden Händen und Füssen fand. Richtig bemerkt er, dass wassersüchtige Fötus (vorzüglich doch wohl kopfwassersüchtige) häufig auch anderweitig entstellt, und dass diese anderweitige Missbildungen Fehler der Urbildung sind. Seiner Meinung nach enthält die Wassersucht den Grund derselben, doch weiss er sich das Wie nicht zu erklären, und hofft nur von einer wiederholten und genauen Vergleichung dieser Missbildungen unter einander und mit der Menge und dem Sitze des Wassers Aufklärung darüber. Rec. glaubt aus einer Menge theils eigner, theils fremder Beobachtungen schliessen zu können, dass nicht bloss Wassersucht, sondern überhaupt verschiedne einzelne Bildungsabweichungen sich sehr häufig unter einander zusammensetzen, ohne dass man geradezu immer, wie Hr. *Otto* hier zu glauben scheint, einen Causalnexus anzunehmen habe. Wenigstens scheint dieser da nicht angenommen werden zu können, wo das Wesen der Missbildungen dasselbe ist, alle in eine Klasse gehören, z. B. Wasserkopf und die Folgen desselben mit Divertikel, Klumpfüssen, verbunden sind. In einem Causalnexus dagegen scheinen verschiedne Missbildungen dann zu stehen, wenn sie ihrem Wesen nach einander entgegen gesetzt sind. So kennt Rec. ausser diesem Falle gegen dreyssig, theils aus eigner Beobachtung, theils aus fremder, wo, mit mehr oder weniger bedeutender Monstrosität *per defectum*, sich Mehrzahl der Finger und Zehen vergesellschaftete. Hier scheint offenbar die bildende Thätigkeit an einer Stelle unvollkommner gewirkt zu haben, weil sie an einer andern exuberirte.

Den Beschluss macht die Beschreibung eines mit einer einzigen untern Extremität versehenen reifen Fötus, der theils seiner Seltenheit, theils wegen des Beleges wichtig ist, den er zu dem Satze giebt, dass jede Art von Bildungsabweichungen nach einem gewissen Typus gebildet ist. Rec. der selbst drey Fälle dieser Art vor sich hat, und eine ziemliche Anzahl von andern Schriftstellern beschriebene verglich, fand, dass alle, auch der *Otto'sche*, darin überein kommen, dass die einfache Extremität genau in der Mitte liegt und zugleich so um ihre Axe gedreht ist, dass die Beugfläche nach vorn, die Streckfläche nach hinten schauet. Wie gewöhnlich besteht das Knochensystem der untern Extremität aus einem sehr unvollkommnen Oberschenkel, einem einzigen sehr kurzen Unterschen-

schenkelknochen und einer an der hintern Fläche liegenden Kniescheibe. Jede Spur äusserer Geschlechtstheile und des Afters fehlt. Auch die innere Structur ist die, diesen seltnen Missbildungen gewöhnliche. Der dicke Darm endigt sich blind mit dem *S. romanum*, die Nieren und Harnleiter fehlen, die Harnblase ist zwar vorhanden, aber äusserst klein, die innern weiblichen Geschlechtstheile sind normal, doch, wie es scheint, etwas in ihrer Entwicklung gehemmt, die Nabelarterie ist einfach.

Rec. wundert sich, dass Hr. *Otto*, der die Monstrabildungen zu lieben scheint und mit Fleiss behandelt, nicht diejenige Art, zu welcher die letztbeschriebne gehört, auf eine allgemeinere Weise bearbeitet hat. Noch ist sie es von niemand. So viel sich aus den Beobachtungen des Rec. und anderer schliessen lässt, würde eine sorgfältige Bearbeitung der schon bekannten Fälle dieser Art nicht bloss eine höchst interessante Reihe von dem abnormsten Zustande dieser Art zu dem normalen, durch eine Menge äusserst zarter Nüancen darthun, sondern auch für die allgemeine Physiologie wichtig werden, so fern sich höchst wahrscheinlich ergeben würde, dass gewissen bestimmten Bildungsabweichungen in der Regel mit andern eben so bestimmten vergesellschaftet sind, mit welchen sie in einem Causalitätsverhältnisse zu stehen scheinen. In seinen drey Fällen und einem vierten schon beschriebnen ist mit dieser mangelhaften Bildung der untern Extremitäten die Zahl der Wirbel und Rippen auf eine höchst merkwürdige Weise vermehrt, und es verlohnte sich daher der Mühe, dass Hr. *Otto* auch den seinigen in dieser Hinsicht untersuchte. Ausserdem bietet diese Missbildung auch bedeutende Thierähnlichkeiten dar, deren eine selbst die Vermehrung der Wirbel und Rippen mit Unvollkommenheit der Extremitäten ist, indem die extremitätenlosen Schlangen unter allen Reptilien gerade mit den meisten Wirbeln und Rippen versehen sind u. s. w.

GESCHICHTE.

MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Eduard Platners*, Prof. zu Marburg, *Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung der römischen Alterthümer.* 1812. X u. 108 S. 8. (8 gr.)

Bey dieser mit vieler Gründlichkeit und Einsicht geschriebenen Abhandlung war es ihrem Vf. vornehmlich darum zu thun, die römischen Alterthümer, besonders in Hinsicht auf die Rechtsgelehrsamkeit wissenschaftlich zu behandeln, und dadurch zu einer solchen Behandlung Vorschläge zu thun. Denn es lässt sich nicht läugnen, dass bey der vielfachen Bemühung welche man auf diese Alterthümer verwendet hat, und die oft ins Mikrologische fiel, zu wenig darauf gedacht ist, dieselbe in ein Ganzes und unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu verbinden. Zu lange hat man sich mit abgerissnen Gegenständen beschäftigt, und noch weniger bey aller Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche, bey allen Veränderungen der Regierungsform und bürgerlichen Verfassung der Römer die Zeitpunkte genau unterschieden. Unstreitig fodert jede Wissenschaft als wesentliche Bedingung, Einheit und gegenseitige Beziehung ihrer einzelnen Theile. Wenn nun hauptsächlich die Form einer solchen Wissenschaft der Gegenstand dieser Abhandlung war: so konnte doch die Berührung des Wesentlichen und ihres Inhalts nicht ganz vermieden werden; und diese ist besonders in Ansehung des römischen Privatrechts mit eben dem Scharfsinne angestellt worden, welcher dieser ganzen Schrift eigen ist. Die Eintheilung des abgehandelten Gegenstandes geschieht nach *vier* Perioden, wovon die *erste* von dem Anfange des römischen Staates bis zum Anfange der Samnitischen Kriege geht; die *zweyte* sich von da bis zum Untergange der Republik erstreckt; die *dritte* den Zeitraum von August bis Constantin; und die *vierte* von dem Letztern die Zeit bis zum Verfall des westlichen Reichs umfasst. Von jeder dieser *vier* Perioden werden die vorzüglichsten Momente erwähnt. Der Plan selbst, nach welchem der Vortrag eingerichtet werden kann, ist umständlich dargelegt; und die Anordnung der Theile ist so eingerichtet, dass man sie nicht nur leicht übersehen kann, sondern dass auch die vielen Gegenstände, wenn sie gleich manchmal in einander eingreifen, genugsam abgesondert sind. Wenn in der Einleitung die Quellen, Hülfsmittel, ein geographischer Grundriss der Stadt Rom und im Allgemeinen das Eigenthümliche der Römer vorausgeschickt ist: so wird die äussere Seite des Volks von der innern unterschieden; und diese Verschiedenheit war unstreitig die rathsamste, um die mannichfaltigen Materien, welche unter diese beiden Rubriken gebracht werden, so zu ordnen, dass unter ihnen nicht nur, so viel möglich, Vereinigung bewirkt wurde, sondern auch überall ein natürlicher Uebergang von der einen zur andern in einer Vollkommenheit sichtbar ist, welche bisher nicht ganz erreicht wurde. Man darf also von einer Behandlung der römischen Alterthümer nach diesem überdachten Entwurfe, und von dem Vortrage des Vfs. sich vielfachen Nutzen versprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt*, Prof. der Theologie in Erlangen. *Zweyter* Theil. 1813. XII u. (mit fortlaufender Seitenzahl) 393—746. *Dritter* Theil. 1813. XII u. 747—1336. gr. 8. (Zus. 3 Rthlr. 12 gr.)

Den *ersten* Band dieser schätzbaren Einleitungsschrift in die biblischen Urkunden haben wir schon früher in diesen Blättern (A. L. Z. 1812. Nr. 284. 285.) mit verdientem, wenn gleich nicht unbedingtem, Lobe angezeigt. Ihm folgen durch des Vfs. rastlose Thätigkeit zwey neue, dem Umfange nach noch bedeutendere, von denen besonders der letztere sich durch interessante Untersuchungen empfiehlt. Auch hier ist fast durchgehends ein fleissiges und forschendes Studium der biblischen Bücher und ihrer Versionen unverkennbar, noch mehr vielseitige und prüfende Benutzung der neuern Literatur für Einleitungswissenschaft und Erklärung; nur von seinem eigenen Gefühl geleitet, geht der Vf. meistens seinen Weg, und führt oft zu neuen prüfungswerthen Resultaten; allein auf der andern Seite lehrt auch genauere Aufmerksamkeit, dass, wie es bey einer so umfassenden Arbeit sich leicht begreift, das Studium nicht überall gleich eingehend und auf die Quellen gerichtet ist, und darf man sich nicht verhehlen, dass die Wärme des Vfs. für eine selbstgebildete Vorstellung ihn öfter verleitet hat, sie viel positiver vorzutragen, als der Gegenstand genau erwogen verträgt, Gründe gelten zu lassen, die er anderswo kaum gebilligt haben würde, und wichtige Momente zu übersehn, durch welche seine Vorstellungen sehr modificirt werden dürften.

Eine genauere Darstellung der in diesen Bänden enthaltenen Untersuchungen wird die Belege zu diesem Urtheile liefern. Wir werden dieselbe, so weit es die Grenzen dieser Blätter erlauben, meistens mit einer kurzen Prüfung derselben begleiten, in der Ueberzeugung, hierdurch dem verdienten Vf. am deutlichsten zu beweisen, wie wichtig uns die Gegenstände seiner auf jeden Fall erfreulichen Forschungen sind.

Der *zweyte* Theil enthält das Ende der *allgemeinen Einleitung*, oder die Geschichte der *Urkunden des biblischen Textes* (*diplomatische* Geschichte des Textes). Er zerfällt in *drey* Kapitel: 1) *von den Handschriften des A. und N. T.* (§. 129—153); 2) *von den alten Uebersetzungen* (§. 154—216); 3) *von den Anführungen alt- und neutestamentlicher Stellen in alten, jüdischen und christlichen Schriften* (§. 217.—222). (Rec. kann hiebey den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Vf. jedem Theile eine kleine Sciagraphie vorangeschickt hätte, um so mehr, da er so häufig von der herrschenden Anordnung abgewichen ist, und nicht einmal passende Columnentitel das Nachschlagen erleichtern. Vielleicht lässt sich dieses am Ende des Werks nachholen, wo wir auch ein genaues alphabetisches Register über das Ganze dringend wünschen müssen).

Den Anfang des *ersten* Kap. machen archäologische Notizen über die Schreibmaterialien und Geräthschaften der Hebräer in den verschiedenen Perioden (§. 129—131). So positiv auch hier Alles vorgetragen ist, so viele Zweifel steigen gegen mehrere der behaupteten Sätze auf. Nach dem Vf. schrieben die Hebräer zuerst auf steinerne, auch bleyerne Platten (2 Mos. 24, 12, aber auch Hiob 19, 24?); in Aegypten aber lernten sie während ihres Aufenthalts ein bequemeres Material an der ägyptischen Leinwand kennen, ihrer bediente sich Mose. Der Vf. der Iobiade erwähnt ihrer („als einer biegsamen Substanz" 31, 36?), und hierauf alle hebräischen Schriftsteller. Zu *kleinern* Schreibereyen brauchte man hölzerne mit Wachs überzogene Täfelchen (לוח), zu Inschriften auch wohl metallene Tafeln (Jer. 17, 1. 1 Maccab. 8, 22. 14, 26). Nach der Zerstreuung mochten die Juden auch mit dem indessen erfundenen Papyrusbast bekannt werden und sich dessen bedienen, und hierzu kam noch im Laufe der lagidischen Periode das Pergamen, welches man aber, seiner Kostbarkeit wegen, nur zu Synagogenrollen und Tempelexemplaren gebraucht zu haben scheint. Dass das Schreiben ursprünglich ein *Eingraben* gewesen sey, beweise noch Ps. 69, 27, wo ספר *aufritzen*, *aufreissen* bedeute (dieses setzt aber eine äusserst gezwungene Uebersetzung des Verses voraus, welche zwar von einigen vorgeschlagen, von den bessern Auslegern aber längst wieder verlassen ist, auch ist ספר, ספר arab. سفر; سافر schwerlich mit شغر *scalpsit* zu vergleichen, welche Vergleichung bey dem Vf. zum Grunde liegt). Das Zweifelhafteste in diesen Angaben ist, dass schon Mose und nach ihm alle hebräischen Schriftsteller bis zum Exil auf *geglättete ägyptische Leinwand* geschrieben haben sollen, da doch bekanntlich des Schreibmaterials zum Privatgebrauch und in schriftstellerischer Absicht nirgends ausdrücklich gedacht wird. Nur so viel sieht man aus Jer. 36, 23. 24 (wo das Buch mit dem Schreibermesser zerschnitten wird), und aus dem Aufrollen, dass dieses eine biegsame Substanz war. Es kann zwar nur zwischen Leinwand und Thier.

Thierhäuten die Wahl seyn, aber für die letzteren ist wirklich die Nachricht des Herodot (5, 98) über den frühen Gebrauch derselben bey barbarischen Völkern (vgl. des Vfs. §. 129, Anm. 7), und dann die (gewiss wahrscheinlichere) Etymologie des Wortes סֵפֶר, سفر von سفر *schaben*, *scheeren*, welches, wie man aus Conj. V. sieht, ausdrücklich von Bearbeitung des Leders gebraucht wurde. סֹפֵר, سافر γραμματευς kann Denominativum von סֵפֶר seyn, wie כֹּרֵם (von כֶּרֶם), שׁוֹעֵר (von שַׁעַר), und setzt keineswegs ein Verbum ספר *schreiben* voraus, welches auch nie vorkommt. So würden wir unter סֵפֶר den eigentlichen Namen des Schreib*materials* haben (analog mit διφθεραι, βιβλος, *liber*), welcher dann auch auf alle Arten von Büchern übergehn konnte. Ueber die Nachricht des Plinius von *libris linteis* vor Homer wünschten wir, dass der Vf. *Vater's* Bemerkungen (Comment. über den Pentat. Th. 3. S. 527 ff.) benutzt, oder geprüft und widerlegt, überhaupt aber der Sache als einer noch streitigen gedacht hätte. Der Gebrauch der Holztafeln (לוּחוֹת) scheint dem Rec. nicht gerade auf kleine häusliche Schreibereyen eingeschränkt gewesen zu seyn, im Gegentheil kommt er bey dem Aufzeichnen von Prophezeyungen vor, die doch etwas Feyerliches hatten und aufbewahrt werden sollten, Jes. 30, 2. Hab. 3, 2, vgl. 8, 1, wo גִּלָּיוֹן s. v. a. לוּחַ zu seyn scheint (der Vf. erklärt es S. 399 durch Seite oder Blatt einer Rolle). Die Form der Rollen betreffend fanden wir noch das ὀπισθογραφον (Ezech. 2, 9) nachzutragen; wenn es aber bald darauf heisst: „die Dinte wurde wahrscheinlich aus dem Safte des Blackfisches (תְּכֵלֶת) bereitet," so widerspricht dieses der Annahme einer schwarzen Dinte, oder ist wenigstens ungenau: denn nur so viel ist gewiss, dass תְּכֵלֶת purpurblau sey, und von einer Seemuschel herkomme, die aber von dem Dintenfische sehr verschieden zu seyn scheint. — Hierauf folgen des Vfs. Vorstellungen über die Schicksale der Autographen und das sogenannte Tempelarchiv zu Jerusalem. Er bezweifelt das Daseyn einer förmlichen Tempelbibliothek im ersten Tempel, und beschränkt diese blofs auf die durch Mose begonnene und dann fortgesetzte Niederlegung von einzelnen Gesetzen an der Seite der Bundeslade, welche man dann mit dem zu Samuels Zeit entstandenen Pentateuch, als dem Nationalcodex, vertauscht habe. Dieser sey auch unter Josias (2 Chron. 34, 14) daselbst aufgefunden worden. Ausserdem habe man wahrscheinlich auch die genealogischen Tafeln im Tempel niedergelegt. Erst im zweyten Tempel habe man noch andere Nationalschriften hinzugefügt, und diese seyn unter den βιβλιοις zu verstehn, welche Josephus von Titus zum Geschenk erhielt, da das eigentliche Gesetzbuch (νομος) in Rom zur Schau getragen worden. Bey den Autographen des N. T. wird mit Recht erinnert, dass bey der Sitte zu dictiren dieser Ausdruck von den meisten Schriften nur im weiteren Sinne, und nicht von *Idiographen*, verstanden werden könne. Aus der Beschreibung der alttestamentlichen Handschriften (§. 134—139) lässt sich, da sie bekannte Dinge enthalten muss, wenig auszeichnen. Den Umstand, dass unter der Menge von Codd. so sehr wenige alte sind, möchte der Vf. (nach *Döderlein's* Vorgang) in dem Bestreben der Rabbinen suchen, einen einmal angenommenen Text geltend zu machen und die Spuren älterer Recensionen absichtlich zu tilgen; allerdings ist auch richtig, dass die gewöhnliche Berufung auf das Gesetz der Juden, alte Synagogenrollen zu tilgen, nur für diese, und nicht auch für die gemeinen Codd. beweise. Uebrigens zweifelt er noch, ob nicht vielleicht *Bruns*, *Kennicot*, *de Rossi* überhaupt bey Bestimmung des Alters der Codd. einen zu tiefen Standpunkt angenommen hätten. Länger müssen wir aber bey einem Gegenstande verweilen, welchen der Vf. ausführlich und mit besonderm Nachdruck in der Vorrede wiederholt vorgetragen hat. Schon *Eichhorn*, so richtige Grundsätze und wenig überspannte Erwartungen er sonst von dem Gewinn der Codd. für die Kritik ausspricht, wünschte (§. 374) eine Classification der Handschriften nach der Verwandtschaft ihres Textes. In Beziehung hierauf bemerkt der Vf., dass man zwar nicht hoffen dürfe, die ganze Anzahl der Handschriften nach eigentlichen Textesrecensionen zu ordnen, wie beym N. T., aber doch fänden sich Verwandtschaftsverhältnisse nach verschiedenen Graden, die zum Theil schon gezeigt worden seyn, noch mehr aber ins Licht gesetzt werden müssten, wenn die alttestamentliche Wortkritik aus ihrer Kindheit hervorgehn solle. Mit vieler Wärme heisst es darüber in der Vorrede (S. VI): — „Ich kann nämlich nicht bergen, dass es mir missfällt, dass man die Vorarbeiten der alttestamentlichen Wortkritik nicht *systematisch* benutzt; ja ich wage es, es öffentlich für einen Fehler unseres Zeitalters zu erklären, dass man hin und wieder die Absicht zu erkennen giebt, es *nicht thun zu wollen.*" (So viel Rec. weiss, haben Sachverständige nur die Möglichkeit bezweifelt, und behauptet, dass es verlorne Mühe sey, die doch zu keinen bedeutenden Resultaten führen werde). „Ich läugne nicht, dass ich bey Verabfassung dieser Schrift es für meine Pflicht gehalten habe, den Eifer für diese Sache zu erwecken. Es ist dringend nothwendig, für sie etwas zu thun." „So lange man diese Verwandtschaft zwischen den Mss. selbst und zwischen ihnen und den alten Versionen nicht kennt, so lange kann bey Aufstellung der kritischen Autoritäten nicht *gezählt* werden, und so lange liegt unsere alttestamentliche Kritik in der Wiege. Soll sie auf immer ein Kind bleiben, und nicht einmal mannbar werden? Wer das wünschen könnte, müsste in die Taubsucht der Rabbinen, welche an der unverdaulichen Speise der Masorethen kauen, versunken seyn?" (Sollte denn die „Mannbarkeit" der alttestamentlichen Kritik wirklich in ein solches *Zählen* der Autoritäten zu setzen seyn?) „Es ist nicht einzusehn, warum wir *sklavisch* an dem masorethischen Texte hängen sollen, da seine Fehlerhaftigkeit erwiesen ist, und noch Mittel vorhanden sind, aus ihm den ursprünglichen Text zu reproduciren. Es lässt sich durch die alten Versionen und Handschriften unfehlbar

bar *viel*, *ſehr viel* (?) zur Verbeſſerung des recipirten Textes thun, wenn ſie erſt gehörig geordnet ſind, um zu wiſſen, was zuſammen gehört oder nicht." „Der altteſtamentlichen Kritik muſs dieſer Tag des Heils anbrechen u. ſ. w." Rec. ſchätzt den Eifer des Vfs. für dieſen Gegenſtand, der auch ihm äuſserſt wichtig iſt, aufrichtig hoch, und geſteht gern, daſs eine ſolche Anordnung der Handſchriften, *wenn* und *ſo weit* ſie möglich, dem Kritiker eine willkommene *Vorarbeit* ſeyn wird. Allein groſse Ausbeute kann ſich Rec. von dem, was zu leiſten möglich ſeyn dürfte, nicht verheiſsen, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Nach durchgängiger Vergleichung der Varianten in einzelnen ganzen Büchern muſs Rec. durchaus bezweifeln, ob ſich in unſerem kritiſchen Apparat Abweichungen vom maſorethiſchen Texte finden, welche etwas anderes, als Schreibfehler, erleichternde Vermuthungen oder exegetiſche Gloſſen ſind, und das Anſehn von *alten* Lesarten hätten, die in eine Zeit hinaufgingen, wo der Text ſeiner urſprünglichen Reinheit noch näher war, als er es in der maſorethiſchen Recenſion iſt. 2) Wird es dem Vf. ſchwerlich gelingen, nachzuweiſen, daſs eine *Reihe von Codd.* ſich in nur einigermaſsen charakteriſtiſchen Lesarten und mit einiger Beſtändigkeit an den ſamaritaniſchen Text oder irgend eine Verſion mit abweichendem Texte, z. B. die LXX im Pentateuch, anſchlöſſe. Der Vf. ſtellt mit *Kennicot* den Grundſatz auf, daſs beſonders ältere Codd. (oder auch jüngere mit einem alten Text, nach S. 438) ſich an den Sam. und die LXX anſchlöſſen, aber ſelbſt in den S. 438 namentlich aufgezählten hat Rec. kein Beyſpiel auffinden können, welches auf Abhängigkeit und Cauſalverhältniſs führte, ein Hauptcharakter gerade dieſer Codd., die Häufung der *literae quieſcentes* iſt gewiſs kein Zeichen hohen Alterthums. Was wir übrigens an Codd. gewinnen würden, die ſich an den Samar. anſchlöſſen, wird ſich erſt unten zeigen laſſen. 3) Wird Hr. *B.* doch gewiſs zugeſtehn, daſs die weſentlichſten Fehler unſers Textes *ſehr hoch*, ſelbſt über die Entſtehung der älteſten Verſion, der LXX, hinaufreichen, wie unter andern auch das Verhältniſs der in der Bibel doppelt enthaltenen Stellen zeigt. Daſs hier allein Beurtheilung nach innern Kriterien, Eindringen in den Geiſt und Sprachgebrauch der einzelnen Schriftſteller, kritiſcher Tact, auch Conjectur, ausrichten können, was noch auszurichten ſeyn dürfte, liegt am Tage, und gegen den Vf. behaupten wir, daſs, wer Kenntniſs und Beruf zu dieſem Geſchäfte in ſich fühlt, ihn zweckmäſsiger darauf wenden werde, auf jenem Wege in das innere Weſen der Kritik einzudringen, als durch die nach dem Urtheile der competenteſten Richter ohnehin unmögliche Anordnung eines kritiſchen Apparats ſeine Zeit zu verlieren, der ſeiner Natur nach keine in Anſchlag kommende Ausbeute gewähren kann. Was frommt es am Ende zu wiſſen, welcher Abſchreiber ſeine ſchlechten Lesarten dem andern nachgeſchrieben habe? zu viel bedeutendern Reſultaten führen aber die S. 436 nach *Bruns* angegebnen Verwandtſchaften nicht. Exod. 15, 16 lieſt keine Handſchrift, keine Verſion כם (ſtatt כם), und doch halten wir dieſe bloſse Conjectur für eben ſo ſicher, als wenn alle Klaſſen von Handſchriften und Verſionen beyſtimmten. Daſs ſie es nicht thun, beweiſt bloſs für das höhere Alter des Schreibfehlers. — Wenn nun gleich Rec. glaubt, daſs der Vf. den Werth der Varianten um Vieles zu hoch angeſchlagen habe, ſo iſt er doch weit entfernt, ihren Gebrauch überhaupt verwerfen zu wollen; im Gegentheil hätte Hr. *B.* wohl auf eine vernachläſſigte Seite des Gebrauchs derſelben aufmerkſam machen können, nämlich zur Interpretation, indem viele Varianten zwar der Texteslesart nicht diplomatiſch vorzuziehn ſind, aber doch recht wichtige Blicke und Winke zur Verbindung derſelben enthalten, z. B. Hiob 24, 6: לקש Var. לקט; 25, 25: יאהיל Var. יהל; 30, 13: נתסו Var. נתצו, welches ſich auf eine intereſſante Weiſe durchführen lieſse, und ſchon oft von den Kritikern bemerkt worden iſt. Auch durch Vergleichung der Vocalſetzung in den Codd., welche *Kennicot* ganz unbeachtet lieſs, dürfte manches Nützliche zu gewinnen ſeyn, da dieſe keineswegs übereinſtimmend iſt, und mehrere Codd. in die Zeit hinaufgehen, wo dieſe noch mehr im Entſtehen war. Daſs dieſe aber wenigſtens für einen ſchätzbaren Commentar gelehrter Sprachkenner zu halten ſey, wird auch der Vf. nicht in Abrede ſeyn. Statt des beſchreibenden Verzeichniſſes von etwa 100 vorzüglich ſeyn ſollenden Handſchriften (§. 140), welche doch nur auf das Aeuſsere geht, und den Gebrauch von *Kennicot's diſſert. generalis* ed. *Bruns* nicht überflüſſig macht, hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. aus einigen derſelben Proben ſolcher Lesarten gegeben hätte, die ihm richtiger, als der recipirte Text ſcheinen. Vielleicht, daſs ein ſolcher Verſuch, ſelbſt Hand an das Werk zu legen, des Vfs. Hoffnungen um etwas herabgeſtimmt hätte!

Konnte Rec. in dem Vorhergehenden nicht ganz mit dem Vf. übereinſtimmen, ſo kann er es noch weniger in dem über den ſamaritaniſchen Pentateuch (§. 142—144) Geſagten. Das hier gegebene Hiſtoriſche, wornach der Uebergang deſſelben zu den Samaritanern in die Zeit des Abfalls der zehn Stämme hinaufgeſetzt wird, werden wir unten bey den Unterſuchungen über den Pentateuch unſerer Prüfung unterwerfen. Es wird daraus erhellen, daſs ein ſo früher Uebergang auf keinen Fall zuläſſig ſey, *de Wette's* Hypotheſe aber, daſs der übergetretene Prieſter Manaſſe der Ueberbringer des Codex geweſen ſey (es wird ihrer hier und unter *Prideaux's* Namen gedacht), wenn einmal durchaus ein beſtimmter Zeitpunkt angegeben werden ſoll, ſich der Wahrheit ohne Zweifel am meiſten nähere. Was wir *hier* in Anſpruch nehmen müſſen, iſt das Urtheil, welches (§. 143) über den *kritiſchen Werth* dieſer Recenſion im Gegenſatz der maſorethiſchen gefällt wird, welches, wir behaupten es, unmöglich von einer nach echten Grundſätzen der Kritik angeſtellten Vergleichung und Prüfung dieſer Texte ausgegangen ſeyn kann. Der Vf. findet es gewiſs, daſs in ihm der älteſte, vor dem Exil in Gebrauch geweſene, Text zwar keineswegs in ſeiner lautern Geſtalt, aber doch faſt älter und lauterer, als in irgend einer von den älteren Urkunden des hebräi-

bräifchen Textes liege, und dafs er trotz feiner abfichtlichen Aenderungen und Interpolationen, trotz der Nachläffigkeit feiner Abfchreiber, als kritifche Urkunde betrachtet über dem maforethifchen Texte ftehe. Ja S. 531 heifst es, dafs die LXX den Pentateuch nach einer jüdifchen Recenfion überfetzt haben, welche *die vielen Corruptionen* noch nicht erlitten, *in welchen der gegenwärtige hebräifch-maforethifche Text von dem famaritanifchen Pentateuch abweiche.* Nur eine gewiffe ungerechte Eingenommenheit gegen den recipirten Text konnte den Vf. fo reden laffen, aber, wir dürfen es hinzufetzen, dafs man den famaritanifchen Text nicht genau kennen müffe, um ihn alfo bezeichnen zu können. Rec. hat demfelben, da er ihn für eine zu vernachläffigte Partie unferer biblifchen Literatur hält, zu wiederholten Malen ein detaillirtes Studium gewidmet, aber fich immer von Neuem überzeugt, dafs das Urtheil, welches fchon *Eichhorn* (Th. 2. S. 176) von der Hälfte feiner Lesarten fällt, auf den gröfsten Theil derfelben auszudehnen fey, dafs fie nämlich höchft unkritifche Aenderungen und Interpolationen enthalten, bey denen das Hauptbeftreben zum Grunde liegt, den Schwierigkeiten des vorgefundenen Textes abzuhelfen, kurz, dafs wir einen mit Durchführung philologifcher, hiftorifcher, auch wohl religiöfer (nur nicht echt-kritifcher) Gefichtspunkte bearbeiteten Text vor uns haben, der fchon im Entftehen war, als die Siebenzig daraus überfetzten, aber nachmals unter den Händen wirklicher Samaritaner noch mehr litt. Das ftete Streben, mit gänzlicher Aufopferung diplomatifcher Rückfichten, deutlich zu werden, offenbart fich in dem Tilgen aller nur einigermafsen feltener Formen (felbft הֵמָּה ,הֵם ,קָטַל = קָטְלָה und die gewöhnlichften Anomalieen der Syntax werden nicht geduldet), in der *fcriptio plena*, wo die Etymologie es irgend fordert, in hiftorifchen Verbefferungen, wie z. B. 2 Mof. 12, 40, und in den 1000 Nachhülfen fchwieriger Stellen, die bald von richtiger, bald ganz unrichtiger Auffaffung derfelben ausgehn. (Wir enthalten uns, Beyfpiele zu geben, wo alles Beyfpiel ift.) Dazu kommt das unkritifche Conformiren der Parallelftellen, und die Vervollftändigung einer Stelle aus der andern, welches eben fo fehr gegen den Charakter der Urfchrift, als im Geifte fpäterer Ueberarbeitungen ift. Zu den Eigenthümlichkeiten, welche fchon die Alexandriner, wie wir mit Hn. *B.* (S. 531) annehmen, in ihrer gewifs von den Juden herrührenden παραοκευη vorfanden, gehören die mancherley Zufätze, welche LXX und Sam. gemein haben, auch fchon manche unkritifche Abhülfe vermeintlicher Schwierigkeiten; fpätern und gewifs famarit. Urfprungs find aber die vielen Aenderungen in der Orthographie und Sprache, die fich zum Theil an das Syrifche anfchliefsen *), zum Theil wirklich famaritanifch find **), und welche man fich in einem zum Nationaleigenthum gewordenen Codex um fo leichter erlaubte, da man fich aus offenbarer Verfälfchung anderer Stellen (wie Exod. 20, 18. Deut. 5, 21. 27, 4) kein Gewiffen machte. Was die Sprache betrifft, fo wollte gewifs der famar. Abfchreiber oder Diafkeuaft (wir wollen diefes collectiv verftanden wiffen, ungefähr in dem Sinne, wie *de Wette* Th. 1. S. 61 der Beyträge von dem Chroniften fpricht) nichts weniger, als feinen Text verfälfchen; aber er hatte auch keine Ahndung von einer Befugnifs, jedes Wort, jede Form des Textes diplomatifch genau zu erhalten, befonders wo er ihn für unverftändlich hielt; er that mithin ungefähr daffelbe daran, was mit Luther's Bibelüberfetzung feit ihrer Erfcheinung bis jetzt gefchehn ift, die in Orthographie und grammatifchen Formen unferer jetzigen Sprache allmählig immer näher gebracht worden ift, weil man von genauer Erhaltung des Alten keinen Nutzen, nur Nachtheil für das Verftändnifs fahe †). Analog ift auch das Verfahren der Urheber des Kri, nur dafs diefe ohne allen Vergleich behutfamer und gewiffenhafter zu Werke gingen, und für hebräifche, nicht famaritanifche Lefer arbeiteten. Es verfteht fich von felbft, dafs trotz diefes Hauptcharakters die Möglichkeit offen bleibt, dafs fich eine richtige Lesart bey dem Samaritaner erhalten habe, während die andere Recenfion zu ängftlich auch den Fehler und das Unverftändliche fortpflanzt (fo vielleicht 1 Mof. 4, 6 das bekannte נלכה השדה), allein man fieht nicht minder, wie fehr man bey einem fo bearbeiteten Texte auf feiner Hut feyn müffe, um nicht gutgemeynte Gloffen für echte Lesarten zu nehmen, zumal wenn diefe diefelbe Erklärung enthalten, welche auch mehrere alte Verfionen ausdrücken. Unter diefen Gloffen find manche, welche fehr brauchbare Winke zur Erklärung enthalten, und von diefer Seite nicht genug benutzt worden find (z. B. 1 Mof. 47, 13 תֵּלַהּ Sam. תלאה), um aber diefen Text überhaupt vielfeitiger zu benutzen, wird erft noch manches zu feiner und der famarit. Ueberfetzung Erläuterung gefchehn müffen, wozu es freylich oft an Quellen fehlt: die lateinifche Ueberfetzung der Polyglotten wenigftens wimmelt beynahe von falfchen Auffaffungen deffelben. — Auf diefe Befchreibung und Würdigung der altteftamentlichen Codd. folgen (§. 146 — 153) Notizen über die des N. T., wobey nur zu bemerken, dafs der Vf. die fogen. *Codd. latinizantes* gegen den Vorwurf abfichtlicher Umänderung zu rechtfertigen fucht.

(Die Fortfetzung folgt.)

---

*) הוי, וישתחוי für הָיָה, וַיִּשְׁתַּחוּ, ית einige Mal für אֵת, לוי (ܠܘܝ) für לוּ wenn u. f. w.

**) יזמו 1 Mof. 11, 6, נקאתם 2 Mof. 2, 24, נחלת 15, 13, העיד 21, 8 (vgl. die Sam. Ueberf.) u. f. w.

†) Doch find auch hier finnentftellende Aenderungen mit untergelaufen, die von Unkunde der alten Sprache ausgingen, wovon das Pflügen mit *dem* Kalbe, ftatt *der* Kalbe, d. i. Kuh, ein auffallendes Beyfpiel giebt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dem *zweyten* Kapitel von den alten Uebersetzungen hat der Vf. die eigenthümliche Anordnung gegeben, dass er die Versionen nicht nach den Sprachen, sondern nach ihrer Abhängigkeit von einander zusammen gestellt, mithin die Töchter der LXX dieser untergeordnet hat u. s. w., was wohl zu billigen ist. Die *Entstehung* der alexandrinischen Uebersetzung betreffend, so nimmt der Vf. an, dass schon vor der vollständigen Abfassung derselben fragmentarische Uebersetzungen von der Hand der ägyptischen Hermeneuten vorhanden waren (vergl. *Aristobul. ap. Euseb.* 9, 3), dass hierauf, als Ptolemäus Lagi das jüdische Gesetzbuch zu haben wünschte, gelehrte *ägyptische* Juden den Auftrag erhielten, mit Benutzung jener fragmentarischen Uebersetzungen eine vollständige zu Stande zu bringen, dass diese aber nachmals von dem Synedrio oder einem Ausschuss desselben revidirt und bestätigt worden sey: das Ende dieses Geschäfts möge schon in die Regierungszeit des Ptolemäus Philometor fallen. Die Mission nach Jerusalem, und die Theilnahme palästinensischer Juden ist der Vf. geneigt für eine blosse Erdichtung zu halten, worin ihm Rec. beystimmt. Noch entschiedner aber stimmen wir zu der Behauptung von §. 158, dass diese Uebersetzung nicht aus einem samaritanischen *Cod.*, sondern nur aus gemeinschaftlicher Quelle mit demselben geflossen sey, aus einer Recension, die (wie *wir* glauben, nicht viel früher) auch zu den Samaritanern gelangt war, bey den Palästinensern aber bald darauf verdrängt wurde. Bey der *Charakteristik* der übrigen alex. Uebersetzer hätte die Version der Proverbien kaum verdient über die des Hiob gesetzt zu werden; in Ansehung der letztern hat aber *Eichhorn* sehr Recht, wenn er ihr eine Farbe von griechischer Dichtersprache zuschreibt, nur in ihr finden sich z. B. die reinpoetischen Formen τὰ εἶτα für Speise, βροτός für Sterblicher, אנוש, עולם, auch Anspielungen auf griechische Mythologie, wie κέρας Ἀμαλθείας 42, 14 für קרן הפוך. Wir fügen diese Beyspiele den von *E.* angegebnen bey, weil wir uns erinnern, dass ihm hierin widersprochen worden. Den Namen صاحب الصور *Versio figurata* für die antehexaplarische syrische Uebersetzung behält der Vf. bey, oder ändert ihn vielmehr in *bene formatam, egregie conditam*, ohne die Stelle des Abulpharag mit *Sacy* und *Eichhorn* zu ändern; aber wenn es darauf heisst, dass dieser Name im Gegensatz der Peschito gewählt worden sey, welche mit *strenger Treue* dem hebräischen Texte folge, so widerspricht dieses der S. 593 gegebnen und S. 634 wiederholten Erklärung des Namens *Peschito* (warum schreibt der Vf. durchgehends *Peschitho?*) durch die *ausgebreitete*, *gemeinübliche* Version, so dass dieses eine Nachahmung der griechischen und lateinischen Namen κοινή und *Vulgata* sey. Allein letzteres ist auch die eigentliche Bedeutung der Wörter ܦܫܝܛܬܐ, بسيطة durchaus nicht. Zwar führt der Vf. zum Beweise an: מנהג פשוט *consuetudo vulgaris*, דין פשוט eine gemeine Sitte; allein wir müssen ihm hier zum Vorwurf machen, was ihm schon einigemal in diesen Blättern nachgewiesen worden (E. B. 1810. S. 1006. A. L. Z. 1813. Nr. 116. S. 93) dass er die Angaben der Lexica zu Gunsten einer gefassten Meinung unvollständig oder zu flüchtig aufgefasst und benutzt habe. פשוט ist im Chald. *einfach* (als Gegensatz von doppelt und zusammengesetzt), auch gerade (als Gegensatz von krumm), daher nach *Buxtorf:* מ׳ פ׳ *consuetudo simplex i. e. vulgaris, quae ubique locorum observatur*, ד׳ פ׳ *mos simplex et vulgaris*. Hier bleibt immer der Urbegriff *simplex*, aber diese Beyspiele und Gebrauchsweisen gehören überhaupt nicht hieher, desto mehr aber das Folgende, dass פשוט von *wörtlichen* Erklärungen der Schrift stehe, im Gegensatz der *Midraschim*, der allegorischen und mystischen Auslegungen. Dass der Vf. dieses übersehn oder die Anwendung desselben verwerfen konnte, ist um so mehr zu verwundern, da das *ultra Lexica sapere* hier sehr leicht war, und es dem Vf. nicht unbekannt seyn kann, wie das chald. פשוט auf jeder Seite der rabbinischen Ausleger für: *wörtlich*, vorkommt. Auf nichts anders führt auch der syrische und arabische Gebrauch, wiewohl der erstere (vergl. ܦܫܝܛܐ) allenfalls auch die Erklärung: deutliche, *clara*, *perspicua* zuliesse; aber schon *Eichhorn* übersetzt es richtig durch: die *treue*. — Ueber die Entstehung der Targums wird dieselbe Vorstellungsart vorgetragen, die eben von der alexandrinischen Uebersetzung angegeben worden, dass die ganze Sache von der Synagoge ausgieng und dass man Anfangs fragmentarische Versionen der Vorlesestücke verfasste, die dann gesammelt und überarbeitet wurden, dass die Personen, welche an der Spitze einiger von ihnen stehn, mithin nicht als Verfasser, sondern nur als Sammler oder Ueberarbeiter der-

derselben angesehn werden können. Bestätigt wird diese Vermuthung allerdings durch die Sage, dass Onkelos und Jonathan ihre Targums aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft, durch den Umstand, dass über den Pentateuch und das Buch Esther (die wichtigsten *Vorlesebücher*) mehrere Targums vorhanden sind, über die übrigen nur Eines und über einige gar keines, und endlich durch die innere Beschaffenheit einiger z. B. dessen von Jerusalem, welches als junge Sammlung alter Bestandtheile erscheint. Der samaritanischen Uebersetzung möchte man zum allgemeineren Gebrauch einen Abdruck mit hebräischen Charakteren wünschen, noch mehr aber hier und da einzelne Spracherläuterungen mit Hülfe der verwandten Dialecte, da mehreres hier keinesweges im Reinen ist. Auf den Werth der eigenen Uebersetzung des Hieronymus würde Rec. etwas mehr Nachdruck gelegt haben, da sich schwerlich in glücklicher Erreichung des Sinnes irgend eine andere Version im Ganzen mit ihr messen kann. Ueber die Art seines Verfahrens dabey hätten aus den verschiednen Vorreden zu den übersetzten Büchern noch einige Beyspiele gegeben werden können, die von dieser Seite wahre Hochachtung für ihn erwecken. Bey der ausführlichen Behandlung der Versionen des N. T. liegen grösstentheils *Hug's* Untersuchungen zum Grunde; der Name *Itala* für die alte *Vulgata* wird S. 721. 722 gegen die Conjecturen von *Bentley* und *Potter* (welche letztere *Kreyssig* wiederholt hat) in Schutz genommen.

Weit kürzer, als die vorigen, ist seiner Natur nach, das *dritte* Kapitel über die Anführungen des A. und N. T. in jüdischen und christlichen Schriften. Ueber die Citate des A. T. in dem Neuen hat der Vf. die Ansicht, dass diese Schriftsteller, da ihre Citate weder überall mit dem hebräischen, noch mit dem griechischen Texte übereinstimmen, und auch Gedächtnissfehler in diesen Fällen nicht mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen wären, wohl nach *aramäischen Targumim* citirt haben möchten, die bald mit dem Grundtexte, bald mit der LXX übereinstimmen, bald von beiden abweichen. Er unterstützt diese Meinung noch dadurch, dass ausser Paulus schwerlich ein Evangelist und Apostel so viel hebräisch verstanden habe, um das A. T. in der Ursprache zu lesen, und ausser Lucas vielleicht keiner im Stande gewesen, die alexandrinische Version zu verstehn, wenn diese anders unter den Palästinensern so verbreitet gewesen sey, als man ohne Grund, aus blosser historischer Täuschung anzunehmen pflege. Es verdienten daher die aus palästinischen Synagogen Targums geflossenen Sammlungen des Jonathan, Pseudojonathan u. s. w. verglichen zu werden, ob sich nicht eine solche Verwandtschaft zwischen ihnen und den Citaten des N. T. finde. Dieselbe Meinung hegt der Vf. über Josephus, und glaubt dadurch sein Verhältniss zum hebräischen Texte und dessen Inhalte klar zu machen. (In Rücksicht auf Josephus gab schon *Michaelis* in der orient. Bibliothek Th. 5 S. 227 ff. einige Beyspiele hierzu an Jos. 2, 1. Richt. 20, 1. und vielleicht 1 Sam. 15, 6, worauf unter andern *Pfannkuche* in *Eichhorns* Bibliothek B. 8. S. 427. diese Vermuthung wiederholt und ausser den neutestamentlichen Citaten auf Philo und selbst auf die LXX ausgedehnt hat. Des Vfs. Vertrautheit mit den *Targg.* rechtfertigt daher wohl den Wunsch, dass er eine schon öfter hingeworfene Vermuthung nicht als solche wiederholt, sondern zu belegen gesucht hätte.) Von den Citaten des A. T. im Talmud hofft der Vf. nur dann Ausbeute, wenn man Handschriften desselben vergliche, da die gedruckten Ausgaben nach dem masorethischen Texte verbessert seyn; Rec. hofft indessen auch von diesen nichts, was die Mühe der Vergleichung lohnte, da der Text der palästinensischen Juden zur Zeit der Mischna in Hauptsachen gewiss nicht vom masorethischen verschieden war.

Wenden wir uns jetzt zu dem vor kurzem hinzugekommenen *dritten* Theile, welcher die *specielle Einleitung in die historischen Schriften*, vom Pentateuch bis zur Apostelgeschichte enthält. Die Einleitung zu dem Ganzen machen sehr wahre Bemerkungen über den Geist der hebräischen Historiographie. Einen eigentlich *theocratischen* Pragmatismus schreibt der Vf. nur den ältern Geschichtsbüchern zu, im Exil soll dieser verloren gehn, und der Vortrag mehr reinhistorisch werden (so allerdings in Esra und Nehemia, aber auch in der Chronik, im Jona?), dann aber trete in den Apocryphen und dem N. T. ein *religiöser* Pragmatismus ein, nach welchem die Begebenheiten zwar nicht unmittelbar auf Jehova zurückgeführt werden, aber doch unter seinem Einfluss und seiner Leitung stehn. In allen Schriften, auch im N. T., werden mythische Relationen angenommen, und ihr Ursprung gut entwickelt. Hierauf die Einleitung in den *Pentateuch* (§. 225 — 241). Wir verweilen dabey etwas länger, da gerade diese durch neuere Controversen ein besonderes Interesse gewonnen hat, und die hier aufgestellten Grundsätze auch für die folgenden Untersuchungen wichtig sind. Die Untersuchung lässt sich in drey Theile zerfällen, die wir der bequemen Uebersicht wegen unterscheiden. 1) Ist der Pentateuch von Mose? 2) Wenn diess verneinet werden muss, aus welchem *Zeitalter* sind die verschiednen Urkunden, und wie tief gehn sie herab? 3) *Wie* hat er sich zu der gegenwärtigen Gestalt gebildet?

Die Beantwortung der *ersten* Frage nimmt etwa folgenden Gang. *Zwar* finden sich Erwähnungen des *Gesetzbuches Mose's* nicht bloss in den nach dem Exil verfassten Schriften Esra u. Nehemia, sondern sie lassen sich durch die Zeit des getheilten Reiches bis zu Davids Zeitalter hinauf verfolgen (1 Kön. 2, 4), *auch* wird im Pentateuch selbst erzählt, dass Mose geschrieben d. i. einzelne Begebenheiten, Gesetze, Gedichte aufgezeichnet habe, und an der Wahrheit dieser Aussage lässt sich nicht mit Grund zweifeln (§. 226. 227), *indessen* darf daraus keinesweges gefolgert werden, dass Mose der Verfasser des Pentateuchs in seiner gegenwärtigen Gestalt sey, denn 1) er ist durchaus fragmentarischer Natur, und zwar so, dass die verschiedenen Fragmente auch von verschiednen Vffn. her-

herzurühren scheinen (§. 228), 2) er enthält viele Beziehungen auf ein nachmosaisches Zeitalter (§. 229), welche integrirende Theile des Ganzen ausmachen und nicht davon getrennt werden können, wenn gleich andere Interpolationen seyn mögen (§. 230), 3) er enthält Gesetze, welche sich auf Verhältnisse und Umstände beziehn, die erst nachmals eintreten konnten (§. 231), und endlich 4) sein geschichtlicher Inhalt trägt einen mythischen Charakter, kann mithin nicht von einem Zeitgenossen und Augenzeugen der Begebenheiten aufgezeichnet seyn. Dieses gilt aber nicht nur von der *Genesis*, sondern auch von den eigenen Begebenheiten Mose's. Hieraus das *vorläufige* allgemeine Resultat (§. 233): dass der Pent. eine erst *nach Mose's* Zeit gemachte Sammlung mehrentheils heterogener Stücke sey, wovon einzelne sich als mosaisch beurkunden, andere, besonders die geschichtlichen Notizen, ein späteres Zeitalter zu erkennen geben. Benutzen wir den Ruhepunkt, welchen die Untersuchung hier gestattet, theils, um noch einige vorzügliche Bemerkungen des Vfs. hervor zu heben, theils um uns einige Einwendungen dagegen zu erlauben. Um mit den letztern anzufangen, so scheinen Rec. die Angaben von §. 226. noch immer nicht beweisend für die Existenz des *gegenwärtigen Pentateuchs* bis in Davids Zeitalter hinauf. Sie sagen nichts anders als dass historische Bücher, nach dem Exil abgefasst, in den Zeiten des getheilten Reiches bis David hinauf ein Gesetzbuch Mose's existiren lassen. Der Vf. lässt aber diese Aussagen, so viel gelten, als wenn *gleichzeitige* Schriftsteller aus *Davids Alter* von diesem Buche redeten, und aus der Art zugleich klar wäre, dass es schon *ganz das gegenwärtige* gewesen sey. Die bloss relative Auffassung von Jer. 7, 21 — 23 lässt sich sehr verdächtig machen durch die Parallelstelle Amos 5, 25:

Habt ihr Opfer und Gabe mir gebracht
In der Wüste die vierzig Jahre, Haus Israel?

Wie sich auch die Ausleger dieser Stelle wenden mögen, so bleibt sie unbegreiflich, wenn schon in Mose's Zeitalter das ganze Opfer- und Ritual-Gesetz bestanden hätte? *Ferner* kann Rec. dem Vf. in der Annahme von *Interpolationen*, wenigstens dieser, nicht beystimmen. Ist es nicht höchst inconsequent, dass die Stellen, worin gesagt wird, dass „etwas noch so sey bis auf den heutigen Tag" hier für Interpolationen gelten sollen, und dagegen im Buche Josua (nach S. 854) für echt und Beweise späterer Relation? Hätte noch der Vf. zu zeigen gesucht, dass sie hier anderer Natur wären, als dort, hier ohne Zusammenhang mit der Geschichte, dort integrirende Theile der Erzählung; aber dieses dürfte ihm freylich schwer geworden seyn, da es nicht der Fall ist. Eben so wenig Grund hat man zur Annahme der Interpolationen aus der spätern Geographie, und dass 1 Mos. 15, 13 sich als Einschaltung aus der spätern Geschichte verkünde, muss Rec. ganz läugnen. Mit demselben Rechte würde man Gen. 49. ganz verwerfen können, nicht leicht aber möchte sich eine Interpolation von so echt poetischem (hier mag man immer sagen *epischem*) Charakter nachweisen lassen, als diese kleine Weissagung. Ganz vorzüglich befriedigten uns dagegen die Bemerkungen über den mythischen Charakter dieser Relationen. Der Vf. erkennt diesen an, ohne „mit *de Wette*" auch die historische Grundlage zweifelhaft und ungewiss zu machen, oder ganz zu läugnen (dieses thut doch *de W.* eigentlich auch nicht, und es ist ohne Zweifel in seiner ganzen Controvers mit billigen und geschmackvollen Gegnern, namentlich Hn. *Meyer*, denn Hr. *Kelle* möchte diese Namen nicht verdienen, nur von einem Mehr oder Weniger die Rede), und will ihn selbst als *episch* anerkennen, nur nicht in dem Sinne, wie dieses von *Augusti* (Einleit. in das A. T. S. 118 ff.) mit Anwendung aller Gesetze moderner Aesthetik geschehn ist. Aeusserst treffend heisst es: „Es ist nicht zu läugnen, dass die Geschichte in den *vier* letzten Büchern einen *epischen* Charakter trägt, aber aus keinem andern Grunde, als weil vieles davon *mythischer* Art ist. Für eine *künstliche* Zurichtung und Formung des im Pentateuch liegenden historisch-mythischen Stoffes spricht gar nichts; er hat sich auf dem freyen Wege der mündlichen Fortpflanzung selbst so gebildet, wie die Mythen aller Völker, die daher auch alle, wenn sie im Zusammenhange mit einander stehen, und eine fortlaufende Reihe von Ereignissen bilden, mit dem künstlichen Epos Aehnlichkeit haben. Dass durch die vier letzten Bücher der Hauptgedanke durchläuft: Mose ist der Gesandte des einzigen wahren Gottes Jehova, macht keinesweges die Annahme einer künstlichen Anlage des Werkes nothwendig. Das ist bloss der natürliche Faden, welcher durch das Ganze läuft und alles verknüpft; nicht nur die Beschaffenheit des Objects bringt es so mit sich, sondern auch der theocratische Pragmatismus machte es unmöglich, dass im Ganzen eine andere Hauptidee herrschend geworden wäre." Wir fragen hier nur, warum der Vf. diesen epischen Charakter nur den vier letzten Büchern zugetheilt wissen und nicht auch auf die *Genesis* ausdehnen will, die ja in dem angegebenen Sinne durchaus mythisch-epischer Natur ist, was dagegen von dem dritten Buche kaum gesagt werden dürfte. Dass nur in den angegebenen vier Büchern ein Held des Epos, Mose, erscheine, konnte für den Vf. nicht leitend seyn, da Einheit des Helden, der Handlung oder der Idee zu dem Epos in diesem Sinne des Wortes durchaus nicht erforderlich ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

THEOLOGIE.

Berlin, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchh.: *Bekenntnisse eines Protestanten über den Cultus seiner Kirche, die Nothwendigkeit einer Reform desselben und über die Ideen einer Vereinigung aller christlichen Religionsformen im Gesichtspunkte der Moral und Politik.* 1812. 56 S. gr. 8. geheftet. (8 gr.)

Diese vom Napoleonstage 1811 datirte, mit dem Wahlspruche auf Karls des Grossen Schwerte: *Chri-*

Christus regnat, Christus vincit, als mit einem Motto versehene, und dem Könige von Preussen zugeeignete kleine Schrift, deren Vf. sich am Schlusse der Vorrede: „*Ich, ein Protestant*," unterschreibt, mag sich selbst charakterisiren. Das Christenthum, sagt sie, ist die wahre katholische Religion, indem es sich zu einer Weltreligion eignet; aber die Katholiken, welche ihre Kirche die alleinseligmachende nennen, sind nur eine christliche Secte, die Kirche Jesu ist überall, wo Jesu Evangelium gepredigt wird. Inzwischen bedarf das Religionswesen aller christlichen Parteyen einer Reform, und diese muss bey dem Cultus der protestantischen Kirche anfangen. Hier ist das Postulat zum Grunde zu legen: *Keine Theologie! Keine Philosophie! Nur Religion!* Religion ist Glaube an das Unbegreifliche; doch darf dieses nur *über*, nicht *wider* die Vernunft seyn. Das Sectenwesen ist durch die falsche Wahl der Mittel, für die Religion auf den grossen Haufen zu wirken, entstanden. Unter dem Cultus sind die Formen begriffen, unter welchen wir unsern Glauben an das Unbegreifliche darthun, und das Urwesen verehren; zugleich ist er das Mittel in der Hand des Regenten, den Geist des Volks zum Bessern zu erheben. Der Cultus der Katholiken hat viel Gutes; ihre Messe ist, wenn man einiges Geschmacklose abrechnet, eine zweckmässigere Anordnung als die protestantischen Betstunden: auch die Decorationen ihrer Priester sind wohl ausgedacht. Des sonntäglichen Predigens ist zu viel, und es wirkt nicht viel; es werde so viel wie möglich auf Casualreden beschränkt. Gemälde in den Kirchen würden den todten Buchstaben der Bibel versinnlichen. Das Knieen ist in der Kirche an seinem Orte. Feyerliche Erinnerungen an Glaubensmärtyrer sind erhebend. Wallfahrten und Processionen müssen eine moralische Tendenz haben. Das Fusswaschen könnte durch etwas Anständigeres ersetzt werden. Alle kirchlichen Actus sind in den Kirchen zu begehen; eine Taufe oder Trauung in einem Zimmer macht weniger Eindruck. (?) Ein blosses Kreuz mit J. N. R. J. ist einem Crucifixe weit vorzuziehn. Wenn das Bekreuzen auf bestimmte Acte eingeschränkt wird, so ist es ein sinnvolles Symbol des Gelübdes, wie Christus zu leben und zu sterben. Weihwasser und Rosenkranz gehören ausschliesslich zum Rituale der Katholiken; den Protestanten kömmt jenes ekelhaft, und dieses ungefähr so vor, wie wenn man einen Lections-Katalog für das Gebet zu beten hätte. Der protestantische Cultus ist in seiner jetzigen Form zu kalt, und lässt das Gemüth leer. Vielleicht liesse sich Harmonie in den Cultus aller christlichen Secten bringen, wenn Napoleon, der Regent des Zeitalters, dazu mitwirkte; ein Concilium der hellsten Köpfe beider Hauptparteyen könnte bey der „Manipulation" einer Union nützliche Dienste leisten. Die Consistorien der Protestanten könnten bleiben; der Papst, als sichtbares Oberhaupt der Kirche, müsste eingehn, das Cölibats-Gesetz der katholischen Geistlichkeit wäre zu abrogiren, die Ohrenbeichte abzuschaffen; die Absolution hingegen *zur Aufrechthaltung des Ansehens des die Macht des Heilandes repräsentirenden Geistlichen* ja beyzubehalten. Die eigenthümlichen Dogmen jeder Secte dürften nur historisch angeführt, mithin nicht vertheidigt werden. Die Ordination müsste mit „Ostentation" (!!) vorgenommen werden: denn, wer die Gewalt der Schlüssel üben soll, muss stets „im Nimbus" erscheinen. Der Unterricht in den Religionssätzen (oben verbat sich der Vf. alle Theologie) wird von den Schullehrern gegeben, die unter der Aufsicht der Geistlichen stehen; diese dürfen aber ja nicht selbst unterrichten, sondern nur prüfen; ihr Lehramt sey auf die Kirche und das Sterbebette beschränkt! Der Clerus ist auf baares gutes Einkommen aus den Kirchengütern anzuweisen, und alle Accidentien müssen wegfallen; zu dem Ende ist auch dem Volke bekannt zu machen, dass es nun aller Beichtgroschen, Tauf- und Begräbnissgebühren entledigt sey, (jedoch unter andern Namen nun mehr als zuvor zum Behufe der kirchlichen Anstalten bezahlen müsse.) Ein uniformer Cultus sämmtlicher christlichen Religionsparteyen würde keinen Fanatismus zulassen (??). Thesen, an die kein vernünftiger Mensch mehr glaubt, wären zu antiquiren; eine echt religiöse, sprachreine, von allen Widersprüchen und von allen falscher Auslegungen fähigen Stellen gereinigte Bibel (!!) und ein die wahre christliche Confession enthaltender Katechismus wäre herauszugeben. (Wenn indessen Religion Glaube an das *Unbegreifliche* ist, so ist es nicht ganz leicht zu begreifen, warum der Vf. in einem grossen Theile unserer Bibel noch so viele Anstösse findet, und eine neue Uebersetzung der dem Volke unverständlich seyn sollenden Lutherschen Uebersetzung verlangt.) Der anonyme Vf. bekennt übrigens gerne, dass man das innerste Wesen der Religion nicht wie eine algebraische Formel auflösen könne, und dass sich eben so wenig ein System der Religion für alle mögliche Denkformen vorschreiben lasse; nur meynt er, dass, wenn unter der Aegide eines grossen Fürsten ein Concilium eine Reform in dem angegebenen Sinne vornähme, der Christenheit sehr würde damit geholfen seyn. Allein wir zweifeln doch, dass er von vielen Männern von Einsicht zum Sprecher in einem solchen Concilium vorgeschlagen werden dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Erlangen, b. Palm: *Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in ſämmtliche kanoniſche und apokryphiſche Schriften des alten und neuen Teſtaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In dem *zweyten* Theile der Unterſuchung (§. 234—236) über die Entſtehungszeit des Pentateuchs ſondert der Vf. zuerſt die einzelnen Stücke (Urkunden) deſſelben in vormoſaiſche, moſaiſche und nachmoſaiſche. Zu den erſtern möchte er, einzelne Stücke ausgenommen, die Urkunden der Geneſis rechnen; moſaiſch nennt er auſser dem, deſſen Abfaſſung dem Moſe ausdrücklich zugeſchrieben wird (z. B. des סֵפֶר הַבְּרִית), die Volksliſten, die Lager- und Marſchordnungen, die Reiſeſtationen („eine Aufzeichnung der Tradition iſt hier, ſo wie bey den weitläufigen genealogiſchen Tabellen und bey den Volkszählungsliſten, ungedenkbar und eine ſpätere Erdichtung ſinnlos"), auch könne manches Geſetz dahin gerechnet werden, welches auf das Land Canaan Bezug habe, da ja Moſe ſeine Legislation für ein Volk beſtimmte, welches dieſes Land bewohnen ſollte, doch laſſe ſich über das Mehr und Weniger hier nicht ſtreiten. Zu den nachmoſaiſchen Beſtandtheilen endlich rechnet Hr. *B.* die meiſten der eingemiſchten hiſtoriſchen Berichte, und die meiſten Gedichte, namentlich *Gen.* 49. *Deut.* 32. 33. Bey dieſen letzteren kam nun alles auf die Unterſuchung an, wie tief dieſe Stücke nach den in ihnen enthaltenen hiſtoriſchen Anſpielungen herabzuſetzen ſeyn, und dieſe beendet der Vf. ſo: *daſs ſich kein Zeitdatum darin finde, welches unter das Zeitalter Sauls hinabgehe*, — auſser 4 Moſ. 24, 22—24, welche Verſe deutlich auf das chaldäiſch-babyloniſche Reich, und V. 24 ſogar auf die Ueberwältigung des perſiſchen Reiches durch die Macedonier gehe, welche Stelle aber auch von V. 14 an deutlich für Interpolation zu halten ſey. Hierbey blieb nun immer die Möglichkeit offen, daſs der Pentateuch noch nicht gleich nach Abfaſſung des jüngſten Stücks zu einem Ganzen verbunden worden ſey (daher im Allgemeinen die Zuläſſigkeit der verſchiedenen Hypotheſen von *Spinoza* bis auf *Vater* und *de Wette* herunter); den Beweis aber, daſs dieſe Sammlung noch vor die Entſtehung des Zehnſtämmereichs hinaufgeſetzt werden müſſe, ſucht der Vf. wiederum aus dem ſamaritaniſchen Pentateuch zu führen, welchen die ſpätern Samaritaner nicht hätten beſitzen können, wenn ihn nicht ſchon die zehn Stämme bey ihrer Abſonderung unter Jerobeam erhalten hätten. Es iſt dem Vf. nicht unbekannt, wie ſehr *Vater* und *de Wette* dieſen Beweis untergraben und entkräftet haben; allein er ſucht ihm durch eine neue Wendung deſto gröſsere Stärke zu geben. Habe auch bis zum Exil noch kein *Religionshaſs* zwiſchen den beiden Reichen ſtatt gefunden, welcher den Uebergang eines *religiöſen* Codex verhindert hätte, ſo habe doch ein deſto lebhafterer *Nationalhaſs* und eine politiſche Eiferſucht von Seiten des Reichs Iſrael ſtatt gefunden, welche die Annahme einer *bürgerlichen* Geſetzgebung, die ja der Pentateuch auch enthalte, nicht erlaubt hätten. Man würde die Einführung des judäiſchen Staatscodex für ein Mittel angeſehn haben, die zerriſſene Nationaleinheit wieder herzuſtellen, und dadurch den Thron von Samarien umzuſtürzen. Als Reſultat dieſer Behauptungen wird endlich aufgeſtellt: *zwiſchen dem Anfang der Regierung Sauls und dem Ende der ſalomoniſchen Regierung muſs alſo der Pentateuch geſammelt worden ſeyn*, und nach einigen Zwiſchenbemerkungen: *Samuel mag uns alſo für den Mann gelten, welcher bald nach dem Anfang der königlichen Regierung Sauls für die Sammlung und Zuſammentragung der fünf Bücher des Pentateuchs geſorgt hat.* Wir haben ſo weit die Anſichten des Vfs in ſeiner Ordnung und nach den von ihm angegebenen Beweisgründen wiedergegeben, ohne ſie durch Zweifel und Gegenbemerkungen zu unterbrechen; jetzt müſſen wir geſtehn, daſs in dieſem Theile der Unterſuchung uns des minder Haltbaren und Unſichern weit mehr aufgeſtoſsen, als in dem erſten, wobey mancher wichtige Umſtand überſehn ſeyn dürfte. *Zuerſt* iſt der Schluſs, auf welchen (S. 784 und 799) der vormoſaiſche Urſprung der Geneſis gebaut wird, nichts weniger, als befriedigend. Weil die Geneſis mit den übrigen vier Büchern die beiden Archaiſmen הוא und נער gemein habe, dieſe aber gröſstentheils aus Moſe's Zeitalter herrührten, ſo ſey das Alter der Geneſis wenigſtens dem moſaiſchen *gleich*; da ſie aber einen Geiſt athme, wie er nur in der Periode der beginnenden Cultur geherrſcht haben könne, ſo müſſen ſie *noch höher* hinauf geſetzt werden. Ausgenommen ſeyn hiervon natürlich die Stücke welche eine ſpätere Abfaſſung documentiren. Allein ſind wohl die letztern (ſie ſind viel zahlreicher, als der Vf. angiebt) ſo geradehin von den übrigen zu trennen, ohne die gewaltſamſten kritiſchen Operationen? Es ſind nicht bloſs ganze Kapitel, wie 49 und 10 (auf welches letztere gar keine Rückſicht genommen iſt), ſondern auch einzelne Anſpielungen, wie z. B. die Erwähnung der Könige (17, 6. 35, 11. 36, 11) der Gebrauch ſyriſcher

fcher Worte (31, 47), die Rückficht auf den Tempelberg Moriah (22, 2), der ganz legislatorifche Ausdruck: „eine Thorheit begehn in Ifrael" (34, 7, vgl. mit 2 Mof. 22, 21. Richt. 20, 10. Jof. 7, 15) zu einer Zeit, wo noch kein Ifrael war u. a. m. Soll nun das kritifche Meffer diefe Stellen einzeln tilgen, oder, was oft nothwendig ift, auch die ganzen Umgebungen, mit welchen fie innig verwachfen find? und wird man nicht in beiden Fällen den ganzen fchönen Körper verftümmeln, dem fie angehören? Nichts befferes würde man thun, wenn man fie durch gezwungene Interpretation verdürbe. Und endlich die Sprache! Dafs man auf die beiden angegebenen Idiotifmen ein folches Gewicht gelegt hat, hat Rec. immer fonderbar gefchienen. Wie leicht können diefe nicht von der Hand eines conformirenden Redactors feyn? Ohne allen Vergleich leichter wenigftens ift diefe Annahme, als die eigentlicher Interpolationen. Unter S. 828. kommt zwar der Vf. nochmals auf diefen Gegenftand, und behauptet, dafs wirklich die vormofaifche Sprache aufserdem nicht wefentlich von der davidifch-falomonifchen verfchieden gewefen feyn. Aber er fcheint fich felbft zu widerlegen, wenn er die Veränderungen der Sprache von der Cultur eines Volkes abhängig macht, und doch in einem Zeitraume von 1000 Jahren, von der ägyptifchen Sclaverey bis Jefaia herunter, wo das Volk gar viele Verhältniffe der Cultur durchlief, keine Veränderung der Sprache zugeftehn will. Dafs aber die Sprache wirklicher Aenderungen fähig war, zeigt ja die kurze Gefchichte, in die wir fie verfolgen können, deutlich. *Zweytens* kann man die (S. 791 — 797) gegebenen Beweife, dafs kein Zeitdatum der nachmofaifchen Stücke unter den Regierungsanfang Sauls hinabgehe, fchwerlich als vollgültig anerkennen. Nur mit grofsem Zwange kann 1 Mof. 49, 10 auf die Vorzüge des Stammes Juda in ältern Zeiten, können die Drohungen einer Zerftreuung unter die Heiden (im Leviticus) auf die Periode der Richter bezogen werden, „in fo fern die Furcht vor einer Wegführung, als einer gewöhnlichen Kriegsmaafsregel der Morgenländer, von jeher fich bey ihnen gefunden habe," und fchwerlich wird der ganz Unbefangene den Geift der Prophetenzeit, der durch das *Deuteronomium* und insbefondre Kap. 32. wehet, verkennen. Dafs es der Vf. konnte, der kein Bedenken trug, der Stelle in Bileams Orakel ein fo fpätes Zeitalter anzuweifen, ift zu verwundern. Dafs 1 Mof. 49. 5 Mof. 33 gar wichtige Zeitdata enthielten, hat auch Rec. immer anerkannt, ift aber auf andre Refultate geführt worden. Wir wollen fie kurz andeuten, mit der Bitte an den Vf., diefen Gegenftand nochmals einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen. Der zweyte Segen der Stämme nimmt offenbar auf den erften Rückficht, löft fogar fchwierige Ausdrücke deffelben auf (vgl. הררי עד Gen. 49, 26 und הררי קדם Deut. 33, 15), charakterifirt fich alfo als jüngeres Stück. Grade hierauf führen auch innere Kriterien, die hier fo beftimmt find, als fie es nicht oft zu feyn pflegen. Im Segen Jacobs wird der Stamm *Juda* vor allen hervorgehoben, und zwar fo, dafs man kaum zweifeln kann, es fey eine königliche Würde deffelben, nicht ein blofses Voranziehn in den Kriegen eines los verbundnen republikanifchen Volks gemeint.

V. 8. Vor dir *neigen* fich deines Vaters Söhne.
V. 10. Nicht weicht das *Scepter* von Juda,
Noch der *Herrfcherftab* von feinen Füfsen.

Nächft ihm verweilt der Dichter bey *Jofeph* (V. 22 bis 26). Führt diefes zufammen genommen nicht auf eine Zeit, wo *Juda* nebft Jofeph, d. i. *Ephraim* die herrfchenden Stämme des Volks, Juda aber der mächtigfte und König war? Vergleichen wir hiermit Deut. 33. Hier ift Juda ganz kurz berührt, und gleichfam mit einem Seufzer heifst es:

V. 7. Höre, Jehova, die Stimme Juda's,
Und *bringe ihn zurück zu feinem Volke*,
Weit dehn' er fich aus zur Seite,
Und gib ihm Hülfe wider die Feinde.

Vor allen ift dagegen *Levi* hervorgehoben (V. 8 — 11). Nichts mehr von dem Fluche, der ihn noch 1 Mof. 49, 7 traf, lauter Lob feiner Frömmigkeit, feiner Verdienfte um Jehova und Ifrael. Führt diefs nicht fo deutlich, als Merkmale diefer Art feyn können, auf den Sturz Juda's und deffen Aufenthalt im Exil; dagegen auf geftiegenes Anfehn des Priefterthums, und zugleich wohl auf einen Dichter von dem letztern Stande? Das Verhältnifs diefer beiden Stücke zu einander fcheint Rec. auch das des *erften* und *fünften* Buches Mofe überhaupt zu feyn. *Drittens* mufs es jedem in die Augen fpringen, wie der Beweis aus dem famaritanifchen Pentateuch durch diefe neue Wendung fchwerlich an Gewicht gewonnen habe. Was verlor Ifrael durch die Annahme des Gefetzbuches von Juda? Erkannte es nicht, wie jenes, Mofe als feinen Gefetzgeber an? Was der Vf. angiebt, wäre nur der Fall gewefen, wenn Ifrael Gefetze, von einem judäifchen Könige gegeben, angenommen hätte. Was hat er aber Gegründetes gegen den Uebergang *nach* dem Exil eingewandt? Das *von der Schrift hergenommene Argument* ift ganz unbedeutend, und eben fo wenig kann man zugeftehn, dafs das Verlangen der Samariter, mit den Juden in Gemeinfchaft zu treten, den Befitz des Pentateuchs vorausgefetzt habe. Was aber wichtiger ift, als alles, auf welchem Wege will denn der Vf., und wollen wohl überhaupt die Vertheidiger diefer Meinung die fpätern Interpolationen (z. B. 4 Mof. 24, 22) von den Juden zu den Samaritanern gelangen laffen, oder umgekehrt? Nahm man kein durch das Alterthum geheiligtes Religionsbuch von der verhafsten Nebenfecte an, fo wird man doch wohl noch weniger die Interpolationen derfelben nachgetragen haben, die man, wenn man den Pentateuch ohne fie befafs, für verruchte Verfälfchungen halten mufste. Bekanntlich finden fich aber alle Stellen von offenbar fpäterm Charakter in beiden Recenfionen ohne Abweichung im Wefentlichen. Oder follen fie etwa bey beiden Völkern unabhängig von einander mit denfelben Worten entftanden feyn?

Wir

Wir glauben, dass der Vf. schwerlich dieses Räthsel auf eine andere Weise lösen werde, als dass der Pentateuch erst nach dem Hinzukommen seiner spätesten Interpolationen, oder, wie wir uns lieber ausdrücken möchten, nach seiner erst spät vorgenommenen Redaction zu den Samaritanern übergegangen sey. Dass übrigens 4 Mos. 24 vom V. 14 eine so *neue* Interpolation sey, kann gezweifelt werden, da schon Jerem. 48 dieses Stück ziemlich deutlich vor Augen hat, und gleichsam den Commentator desselben abgiebt, wie er ihn anderswo von jesaianischen Stücken macht. Wie viel sich gegen diesen Theil der Untersuchung einwenden lasse, wird wenigstens aus diesen Bemerkungen klar seyn, auf jeden Fall hat der Vf. nicht wohl gethan, sein Gebäude beynahe allein (S. 814) auf die unhaltbare Stütze des samaritanischen Pentateuchs zu bauen.

Es folgt der *dritte* Theil der Untersuchung über die *Art und Weise der Entstehung des Pentateuchs* (§. 237 — 240). Die Genesis sey zwar aus Fragmenten zusammen gesetzt, aber wahrscheinlich nicht auf einmal, Kap. 5 — 33 möge eine frühere etwa von Mose veranstaltete Sammlung von Urkunden seyn, „aus den zwey nächsten Jahrhunderten vor Mose, wo der reichere Theil der israelitischen Nation mit seinen Herden in Idumäa, Arabien und Palästina bis an den Euphrat hinauf nomadisirte, und die ersten literarischen Producte der Hebräer unter sich hervorbrachte." (Die Leser werden eine solche Epoche der israelitischen Nation vergebens in der Geschichte aufsuchen. Um sie einigermaassen zu orientiren, müssen sie wissen, dass der Vf. schon Th. 1. S. 5. das Zurückbleiben vieler Familien vom Geschlecht Abrahams in Palästina, Idumäa und Arabien angenommen hatte, doch ohne zu sagen, ob er darunter *Hebräer* im weiteren Sinne, mithin aus Ismaeliten und Edomiten verstanden wissen wolle, oder, wie aus dem Ausdrucke *israelitische Nation* erhellt, Abkömmlinge *Israels* ausser jenen 70, die nach Aegypten giengen, und nach Gen. 46, 7 „all sein Saame" waren. In dem letztern Falle sehen wir nicht, wie der Widerspruch mit der Geschichte gehoben werden soll, durch 1 Chron. 7, 21?). In der Epoche der Richter kamen die übrigen Theile hinzu, und der Sammler des Pentateuchs schaltete noch Kap. 49 ein. Die Beweise haben den Rec. hier weniger, als irgend wo, befriedigt; er glaubt mit S. 831, dass man der Wahrheit am nächsten komme, wenn man ein ursprüngliches Ganze (*mutatis mutandis* die sogenannte Elohimsurkunde) voraussetzt, und nur Einschaltungen andrer einzelner Stücke annimmt. Bey der Sammlung der übrigen Bücher werden wenigstens drey bis vier Theilnehmer angenommen, Samuel möge diese Arbeit an mehrere taugliche Männer seines Propheteninstituts vertheilt haben, die Wiederholungen, die unrichtige Stelle, an welcher manches vorkommt, erklären sich aus dem Bestreben, alles Vorgefundene zu geben, aus der Unordnung, in welcher die Materialien früher gerathen seyn möchten, und auch wohl aus Fehlern der Sammler. Der von *de Wette* sehr lebendig ins Licht gesetzte Umstand, dass in dem *Deuteronomium* ein andrer und späterer Geist wehe, als in den übrigen Büchern, ist vom Vf. wenig berücksichtigt worden, und bloss durch die Verschiedenheit (gleichzeitiger) Sammler erklärt. Wir müssen gestehn, dass uns aus diesem Buche immer der Geist eines spätern Priesters angesprochen habe. Zu *Vater's* und *de Wette's* Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten der Phraseologie und Diction wollen wir noch die Bemerkung beyfügen, dass dieses Buch mehrere eigenthümliche Phrasen mit Jeremia gemein hat, mit welchem es auch sonst eine gewisse wässerige Breite des Ausdrucks und die stete Wiederkehr beliebter Formeln theilt. Z. B. נָתַן לְזַעֲוָה ל 28, 25, vergl. Jer. 15, 4. 24, 9. 29, 18. 34, 17, ausserdem 2 Chron. 29, 8; זָרִים fremde Götter 32, 16, vergl. Jerem. 3, 13. 5, 19; דִּבֶּר סָרָה אֶל 13, 5, vergl. Jer. 28, 16. 29, 32; שִׁכֵּל die junge Mannschaft würgen 32, 25 vergl. Jer. 15, 7. 36, 13 — 15. Klagel. 1, 20. שְׁרִירוּת לֵב 29, 18 vergl. Jer. 3, 17. 7, 24. 9, 13. 11, 8. Auch kleine Umstände dieser Art können doch zuweilen für den Forscher ein Moment werden; eine gewisse Identität des Geistes und Zeitalters, gleichsam der Schule, geht immer daraus hervor. Hatte vielleicht *Nachtigall* wenigstens eine dunkle Ahndung oder ein Gefühl von dieser Aehnlichkeit, wenn er (*Henke's* Magazin B. 4. St. 1.) auf Jeremia als Sammler des Pentateuchs räth?

Bey den drey folgenden historischen Schriften des A. T. können wir uns kürzer fassen, da bey ihnen dieselben Grundsätze in Anwendung kommen, die beym Pentateuch aufgestellt worden. Auch den Büchern *Josua* und *der Richter* läfst der Vf. theils gleichzeitige, theils spätere Urkunden zum Grunde liegen, doch so, dass beyde Schriften schon im Anfange der Regierung Davids redigirt wurden, das letztere aber erst viel später durch einen in Assyrien lebenden Exulanten den Anhang Kap. 17 ff. erhielt. Zu den gleichzeitigen Urkunden werden die historischen und topographischen Bestimmungen des Josua (Kapitel 12. 13 — 24.), das Lied der Debora und Jothams Fabel gerechnet. Die Bücher *Samuels* seyn ebenfalls aus Zusammensetzung und Verschmelzung ursprünglich unverbundner Stücke und Schriften entstanden, die der Vf. folgendermaassen bestimmt: 1 Sam. 1 — 7 Nachrichten von Samuel; 8 — 16 Geschichte Sauls von seiner Erwählung zum Könige bis zu seiner Verwerfung von Jehova; 17 — 30 Geschichte der Heldenthaten und Streifzüge Davids vor seinem Regierungsantritt; endlich 1 Sam. 31 — 2 Sam. 1 — 24 Regierungsgeschichte Davids, hier und im ersten Buche nach einer gemeinschaftlichen kürzern Quelle (letzteres nach *Eichhorn*). Einige poetische Stücke und Reden abgerechnet enthielten sie keine Stücke von gleichzeitiger Abfassung, die Redaction könne aber vor die Zeiten des Exils in die letzte Zeit des Reiches Juda gesetzt werden, da man den Redactor dieser Bücher und der Bücher der Könige unnöthiger Weise identificirt habe. Da den eben genannten drey Werken im Ganzen ein gemeinschaftlicher dem Pentateuch ähnlicher Charakter beygelegt wird, so erlauben wir uns darüber noch einige all-

allgemeine Bemerkungen: 1) scheint es uns, als ob der Vf. und als ob man in der alttestamentlichen Kritik überhaupt seit einiger Zeit mit der *Zerlegung der Bücher in Fragmente* zu freygebig sey, und bey der Trennung solcher Stücke oft zu subtil verfahre. Man muss auch auf den wiederhohlenden Ton der Erzählung etwas rechnen, und derselbe Schriftsteller kann, wenn er von neuem ansetzt, wohl etwas weiter aushohlen. Unzweckmäsig scheint Rec. z. B. die Trennung der Geschichte Simsons in zwey Stücke (wozu der Kap. 15, 20 eingeschobene Vers keinen hinlänglichen Grund abgiebt) und nicht erwiesen die Absonderung von 1 Sam. 7 und 8. Noch bedenklicher ist es 2) wenn solche neben einander stehende Stücke von sonst ähnlichem Charakter oft verschiedenen Verfassern aus *sehr verschiedenen Zeitaltern* zugeschrieben werden. Enthält ein Abschnitt auch keine bestimmte Beziehung auf spätere Zeit, so muss er doch deswegen nicht aus seinen Umgebungen herausgerissen und für älter als diese gehalten werden, es müsste denn gezeigt werden können, dass er sie habe enthalten müssen. Die Schlussfolge ist daher schwerlich richtig, wenn es 919 heisst, „der Ausspruch des Propheten Nathan und Davids Gebets (2 Sam. 7) enthalte gar nichts, was auf ihre Unechtheit schliessen liesse" und wenn diese dann öfters im Verfolg der Untersuchung alte gleichzeitige Stücke genannt werden. Denn 3) gerade das ist schwerlich zuzugeben, was der Vf. durchgehends annimmt, dass poetische Abschnitte, insbesondre aber *Reden* und *Gebete* den Charakter gleichzeitiger Abfassung tragen sollen. Was die *Reden* und *Gebete* betrifft, so ist gleichzeitige Abfassung schon an sich höchst unwahrscheinlich, man muss sie aber ganz verwerfen, wenn man bemerkt, wie gerade die spätesten Bücher, die Chronik und die Apokryphen, damit am freygebigsten sind, wodurch die schon von *Eichhorn* gegebene Ansicht klar wird, dass hier derselbe Fall sey wie bey den Reden des Thucydides und Livius. Bey den *Gedichten* aber hat der Vf. selbst oft die Nothwendigkeit ihrer sehr späten Abfassung erwiesen (z. B. bey 1 Mos. 49. 4 Mos. 24. 5 Mos. 33. 1 Sam. 2), mithin zugegeben, dass man gern Gesänge auf allerhand Begebenheiten der Vorzeit dichtete, sie jenen Männern in den Mund legte, und dann den historischen Schriften einverleibte. Wer bürgt uns nun dafür, dass alle diejenigen *echt* seyn sollen, in denen nicht bestimmte *historische* Spuren der spätern Zeit sind? Wir wenden dieses auf Exod. 15, auch auf das Lied der Debora an, dessen Echtheit selbst in Rücksicht auf den Ausdruck fast von allen Kritikern zu zuversichtlich angenommen wird. Der Dichter und Historiker mögen wirklich öfter nur eine Person seyn.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Viola*, oder *das Todtengewölbe.* Ein Roman von *Wilhelmine Willmar.* 1812. 253 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dem Titel nach könnte man hier leicht einen Roman von der schauerlichen Gattung erwarten, wie sie unsere Literatur, seit zwanzig Jahren zumal, in Ueberfluss darbietet. Allein davon ist die Vfn. weit entfernt; vielmehr erhält man hier eine einfache Liebesgeschichte, worin ein Verhältniss geschildert wird, das von seinem ersten Entstehen an krankhafter Art, bald unausweichlich mit dem Untergange beider Liebenden endigt. Es fehlt der Vfn. nicht an den meisten Vorzügen, welche weiblichen Schriftstellern eigen zu seyn pflegen, am wenigsten an einem lebhaften und feinen Gefühl; dagegen trifft man bey ihr auch die Schwächen ihres Geschlechts, eine beschränkte und beschränkende Ansicht der Dinge, Mangel an Kraft und Umsicht in Gestaltung der Charaktere, und eine Vorherrschaft des Gefühls, welches hier zumal von krankhafter Reizbarkeit ist. Der Gang der Geschichte ist fast zu einfach und in der Anordnung der Begebenheiten ist wenig Kunst sichtbar. Stil und Darstellung sind dem weichen Stoffe angemessen, und zeigen von Geist und Bildung. Wir wollen eine kurze Stelle zur Probe hersetzen, worin sich der in diesem Roman herrschende Geist ziemlich rein und ohne Zweifel deutlicher ausspricht, als er sich mit allgemeinen Ausdrücken bezeichnen lässt (S. 27.), „Auf Violen machte alles einen tiefen, oft entgegengesetzten Eindruck. (Diess soll heissen, einen Eindruck, der das Gegentheil von dem gewöhnlichen Eindruck der Dinge auf andere war.) War sie im Garten, und sah, wie ihre geliebten Blumen aufblühten und die schönsten Farben entfalteten: so trauerte sie über die kurze Zeit ihrer Dauer; brachte ihr Vater ihr einen schönen Vogel zum Geschenk, so seufzte sie über seine verlorne Freyheit, und alle die Puppen, die sie von ihrer Mutter erhielt, begrub sie nach einiger Zeit an die Gartenmauer. Bald darauf mussten sie wieder auferstehen, und sie machte sich nichts daraus, wenn die Feuchtigkeit ihre schönen Anzüge verdorben hatte; sie zog ihnen neue, weisse Kleider an und setzte sie gross und klein unter einander in ein besondres Behältniss, was sie immer aufs beste ausschmückte, und wenn ihr Vater fragte: warum sie nie mit diesen Puppen spielte, so antwortete sie: diese sind nun glücklich!" Die wenigen vorkommenden Proben von Poesie gehören nicht zu den vorzüglichern Bestandtheilen des Büchleins.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey den Büchern der *Könige* und der *Chronik* (welche letztere mit Recht erst in das Ende des persischen Zeitalters gesetzt wird) interessirt besonders die Untersuchung über ihr gegenseitiges Verhältniss. Der Vf. nimmt die Benutzung gemeinschaftlicher Quellen an, und dehnt diese selbst auf die genealogischen Tafeln aus (1 Chron. 1—9), welche selbst *Eichhorn* aus unseren historischen Schriften abgeleitet wissen will. Diese ganze Behauptung kann aber unserem Vf. bey weitem weniger zugegeben werden, als *Eichhorn*, eben weil er dieses junge Zeitalter annimmt, in welchem die Existenz *mehrerer* alter Quellen schon deswegen nicht wohl zulässig ist, weil sie bis dahin erhalten, wahrscheinlich es auch für immer geblieben wären: denn damals sammelte man schon begierig alle Reste früheren Alterthums. *De Wette* suchte bekanntlich zu zeigen, dass alles, was die Chronik mehr und anders hat, als die Bücher Samuels und der Könige, von einem Geist und Charakter sey, und dass es deutlich das Ansehn habe, als seyn die Nachrichten jener Bücher unter den Händen jüdischer Priester allmählich zu dem geworden, was wir in der Chronik haben: und so weit glauben wir, dass ihm der Beweis vollkommen gelungen sey: denn nicht der Geist älterer historischer Urkunden spricht aus diesen Zusätzen, was auch Hr. *B.* sage, sondern der Geist *priesterlicher Tradition*, *Ansicht* und *Ausschmückung der älteren Geschichte*. Nur darin scheint uns *de Wette* gewissermaßen gegen den Geist der Geschichte verstoßen zu haben, dass er diese Umgestaltung ein Werk der absichtlichen Verfälschung und des Betrugs nennt. Man würde dieses nur dann so nennen können, wenn die Hebräer die Forderungen gekannt hätten, welche man an einen treuen, kritischen Geschichtschreiber zu machen berechtigt ist. Spätere Relationen weit früherer Begebenheiten sind überall unkritisch, und meistens ein Spiegel der eigenen Zeiten und Ansichten. Je uncultivirter ein Volk, eine Zeit ist, desto subjectiver ist seine Geschichte, desto weniger hat es einen Begriff von rein-objectiver Darstellung derselben, oder auch nur ein Interesse für dieselbe. Die Geschichte spielt eine untergeordnete Rolle, wird modern, parteyisch, polemisch, und doch darf man diese Entstellungen derselben ihren Urhebern nicht hoch anrechnen, da sie die Verpflichtung zum Gegentheil kaum kennen. Geschichte, Traditionen und Mythen wachsen überall, und zwar in dem Geiste derer, von welchem sie aufbewahrt worden. Die Zusätze gehören nicht der Geschichte an, und man irrt meistens sehr, wenn man sie für gewissenhafte Nachträge (*Paralipomena*) aus verlornen Quellen hält; aber man darf auch nicht gerade Betrügerey nennen, was gleichsam psychologisch im Menschen gegründet ist. Die Chroniken des Mittelalters und ihr gegenseitiges Verhältniss möchten das Gesagte vielleicht am treffendsten erläutern und bestätigen. Zu den Unrichtigkeiten, welche der Chronikenschreiber (den Ausdruck mit *de Wette* S. 61 hier collective genommen) durch Missverständniss seiner Quellen oder (allmählige) Verstellung ihres Textes in die Geschichte gebracht hat, gehört wahrscheinlich noch manche Angabe, in welcher die Ausleger bisher zum Theil unauflösliche Schwierigkeiten gefunden haben. Indessen haben doch schon andere Schriftsteller mehreres der Art bemerkt, was in den Einleitungsschriften nicht gefunden wird, z. B. 2 Chron. 9, 21. 20, 36. 37, wo der Chronist Tarsisschiffe durch Schiffe versteht, die nach Tarsis gehn (vgl. darüber *Bredow* histor. Untersuchungen St. 2. S. 293 ff.), 2 Chron. 3, 4, wo die Höhe der Tempelhalle 120 Ellen, mithin thurmartig angegeben wird, was architectonische Rücksicht durchaus unwahrscheinlich machen (vgl. *Hirt's* Tempel Salomo's S. 24), 2 Chron. 2, 7, wo der Concipient das Holz אלגומים (Sandelholz) vom Libanon kommen lässt, da es nach den echteren Nachrichten der übrigen Bücher über Ophir (aber meist durch phönizische Schiffer) kam.

Um noch einigen Raum für die historischen Schriften des N. T. zu gewinnen, enthalten wir uns, auch die Ansichten des Vfs. über die Bücher *Esra*, *Nehemia* und der *Maccabäer* kurz darzustellen und mit einigen Bemerkungen zu begleiten, und machen nur darauf aufmerksam, dass über die Oekonomie und die Entstehung der beiden ersten eine eigenthümliche von *Eichhorn*, *Jahn*, *Augusti* abweichende Darstellung gegeben worden ist. Der Beyname des Nehemia תרשתא wird (S. 1014) durch Statthalter vom dritten oder vierten Range erklärt, und als assyrisch-persisch mit dem deutschen *Drost* verglichen, in Folge welcher Erklärung (S. 1018) sogar „des *Landdrosts* Nehemia gedacht wird (?); glücklicher ist die Auffassung des מקבי, מכבי durch: Hämmerer, Hammer (vgl. Karl Martellus), welche der durch Κοιμανος vorgezogen wird. Zu den philologischen Erläuterungen des

des Werkes, welche wir in Anspruch nehmen müssen, gehört, beyläufig gesagt, auch noch die Erklärung von סֵפֶר הַיָּשָׁר (S. 856), wo es heisst: „ס׳ ה״, wie die Masorethen falsch punctirt haben; es soll heissen: ס׳ הַיָּשֵׁר, wie schon der syrische Uebersetzer ausgesprochen hat, nach der Continuitätsform יָקוּם." Wir bemerken nur, dass eine geläuterte hebräische Grammatik von einer solchen *Continuitätsform* durchaus nichts weiss, und dass dieser Machtspruch über die Masorethen, welche ohnehin von den Punctatoren verschieden seyn möchten, auf der ganz unsichern Voraussetzung beruhe, dass der Inhalt dieser Sammlung in der Ueberschrift genau enthalten seyn müsse. Wer weiss nicht, wie dunkel und von zufälligen Umständen hergenommen häufig die Ueberschriften morgenländischer Schriften, Gedichte und Sammlungen sind?

Bey den *historischen Büchern des N. T.* wird, wie sich erwarten lässt, vornehmlich das gegenseitige Verhältniss der drey ersten Evangelien ausführlich behandelt. Um die genaue Verwandtschaft derselben nach Inhalt und Form zu erklären, waren nur drey Fälle möglich, entweder dass dieses Verhältniss *von der Gleichheit der in sie übergeflossenen mündlichen Traditionen*, oder *von ihrer gegenseitigen Abhängigkeit von einander selbst*, oder endlich *von ihrer Abhängigkeit von einer gemeinschaftlichen Quelle* herrühre. Den ersten Fall, die Annahme eines mündlichen Urevangelii, welcher nach *Eckermann* und *Herder* noch vor Kurzem von einem gelehrten Rec. unserer A. L. Z. (1813, Nr. 106, S. 11 ff.) empfohlen worden ist, weiset Hr. *B.* vollkommen zurück, weil die Gleichheit ihrer historischen Form nothwendig eine *schriftliche* Quelle voraussetze, und weil ohne ein Wunder, oder die geistlosesten Vorübungen im Auswendiglernen einer Geschichte, von der man doch grösstentheils Augenzeuge gewesen war, gerade *diese Art* der Uebereinstimmung nicht denkbar sey. Der zweyte Fall wird ausführlich nach allen möglichen Modificationen durchgegangen, und die Schwierigkeiten desselben gezeigt, worauf sich denn der Vf. bestimmt für die Annahme eines *aramäischen* Urevangelii erklärt. Die Beweisstellen für eine aramäische Urschrift desselben sind grösstentheils die schon von *Bolten* u. a., auch von *Eichhorn* ausgehobenen, indessen hat der Vf. auch einige eigene Versuche beygemischt, z. B. über ἄρτος ἐπιούσιος. Im Original soll gestanden haben: הַב לָנָא לְיוֹמָא לַחְמָא דְאִיתוֹהִי gieb uns heute unser Brod, *das da ist*; da das Wort אית aber nur selten so vorkomme, hätten es die Uebersetzer sehr verzeihlich genau nach der Etymologie durch ἐπιούσιος ausgedrückt, in dem Evangelium der Nazaräer aber schon gedeutet und מָחָר dafür substituirt (dem Rec. scheint diess doch einen matten Sinn zu geben, und der Gebrauch des ἅπαξ λεγομένου dadurch immer nicht klar gemacht). Ohne die Behauptung, von der hier die Rede ist, überhaupt in Anspruch nehmen zu wollen, wollen wir nur bemerken, dass man hier und zum Beweise für einen hebräischen Matthäus gar manche Beyspiele angeführt hat, welche bloss Eigenthümlichkeiten eines aramäischen gefärbten Stils sind, und dass es eben so sehr Missbrauch, als *Petitio principii* genannt werden könne, wenn man mit Hülfe dieser Hypothese das Wunderbare und Mythische einiger Begebenheiten, z. B. Matth. 14, 25. 17, 27, aber auch zugleich die eigentliche Schärfe und Bedeutung derselben wegzuschaffen versucht hat. Ueberhaupt liegt es in der Natur der Sache, dass die Wiederherstellung eines verlornen Urbildes, welches wir nur aus mehr oder weniger unmittelbaren Refractionen kennen, ein so schlüpfriges Geschäft sey, als wenige in der Kritik seyn mögen. Dieses Urevangelium nun hält Hr. *B.* weder mit *Corrodi* und *Schmidt* für den aramäischen Matthäus, noch mit *Lessing* u. a. für das Evangelium der Hebräer (welches ihm ein nachmals abgeänderter Matthäus gewesen zu seyn scheint), sondern für ein von sämmtlichen Aposteln nach gemeinschaftlicher Berathung aufgesetztes Werk. Er combinirt dieses vorzüglich mit dem Namen Εὐαγγέλιον τῶν Ἀποστόλων, den das Evangelium der Nazarener und Ebioniten führte, und den ἀπομνημονεύμασι τῶν Ἀποστόλων des Justinus Martyr, und weiset die Erklärung zurück, dass man vom zweyten und dritten Jahrhundert an Alles, worauf man einen besondern Werth legte, und welchem man das Ansehn des Alterthums erwerben wollte, von den Aposteln abgeleitet habe. „Warum hätte, heisst es S. 1210, der fromme Betrug nicht den natürlichsten Weg eingeschlagen, diese Schriften nur *Einem* der Apostel beyzulegen, sondern dagegen das alberne Mittel ergriffen, den ganzen Apostelverein herbeyzuziehn? Hat man ja die Namen des Petrus, des Thomas, des Paulus u. s. w. zu finden gewusst, um einzelnen literarischen Producten eine apostolische Glaubwürdigkeit zu geben!! So einfältig war man gewiss nicht, zu glauben, dass das Vorgeben Glück machen würde, die zwölf Apostel hätten mit einander ein Evangelium geschrieben. Und wie käme es dann, dass man in Ansehung *zweyer* von einander verschiedener Schriften auf diesen sonderbaren Einfall gekommen wäre?" (Rec. glaubt, theils dass in dem Ausdrucke τῶν Ἀποστόλων nicht nothwendig dieses gesucht werden müsse, theils, dass eine solche Vermuthung auch ohne historischen Grund dem Geiste der nachapostolischen Zeit keineswegs entgegen sey, und warum sollte es einfältig von jenem Zeitalter seyn, etwas zu vermuthen, was der Vf. in dem unseren für wahr und historisch hält?) Er sucht aber selbst historische Spuren dieses Urevangelii nachzuweisen, nimmt an, dass Paulus sich desselben bedient habe, und wagt die Vermuthung, dass es den Titel ὁ Κύριος oder Κύριος ἡμῶν (מָרַן) geführt haben möge. Hieraus erklüre sich der öfter gebrauchte Ausdruck der paulinischen Schriften: ἐγὼ παρέλαβον ἀπὸ τοῦ Κυρίου und andere ähnliche Wendungen (1 Cor. 9, 14. 11, 23. 2 Cor. 11, 17), wo man gerade Berufungen auf eine schriftliche Urkunde vermuthen sollte, auch möge hieraus das Vorgeben der Marcioniten geflossen seyn, dass Jesus ihr Evangelium eigenhändig aufgeschrieben habe, und es nur von Paulus fortgesetzt sey: das Evangelium Pauli möge nämlich zu den pontinischen Christen

ſten gekommen ſeyn, von welchen die Marcioniten ausgingen. (So ingeniös dieſe Vermuthung jemandem auf den erſten Anblick ſcheinen möchte, ſo wenig kann doch Rec. glauben, daſs der Vf. das ὁ Κύριος a. a. O. im Ernſt für eine wörtliche Anſpielung auf jene vermuthliche Ueberſchrift des Urevangelii halten wolle, und dieſes mit ſeiner Hermeneutik zu reimen wiſſe. Dann würde man ja 1 Cor. 11, 23 dem Sinne nach richtig überſetzen: ἐγὼ παρέλαβον ἀπὸ τοῦ Κυρίου, ich habe es aus *dem Urevangelio* genommen (!) 1 Cor. 9, 14: ὁ Κύριος διέταξεν *das Urevangelium* hat es befohlen u. ſ. w., und kann das der Vf. wollen? Daſs die Sage der Marcioniten noch 100 andere Veranlaſſungen haben konnte, wird Hr. *B.* nicht läugnen, und muſs man dergleichen gar nicht immer erklären wollen). Das Ende der Unterſuchung bildet eine Prüfung der verſchiedenen Hypotheſen, *wie* nun die drey kanoniſchen Evangelien aus jener gemeinſamen ſchriftlichen Quelle gefloſſen ſeyn. Er nimmt hier mit *Eichhorn* und *Marſh* die Exiſtenz verſchiedener Ausgaben des Urevangelii als erwieſen an, erhebt aber Zweifel gegen die Vorausſetzung einer oder gar mehrerer griechiſchen Ueberſetzungen deſſelben vor unſern drey Evangelien. Die auffallende zuweilige Uebereinſtimmung derſelben in der Wahl des griechiſchen Ausdrucks laſſe ſich vielleicht, und noch genügender, durch ſpätere Conformationen erklären. Man habe dieſes bey der bedeutenden Verwirrung des neuteſtamentlichen Textes in frühern Zeiten vornehmlich da gethan, wo die Handſchriften ſehr abweichend waren und die Wahl ſchwer und bedenklich, daher die wörtlichen Harmonieen ſo wunderbar unterbrochen, nicht fortlaufend ſeyn, was ſich leichter ſo, als durch die Hypotheſe von Ueberſetzungen erkläre. Der Vf. urtheilt übrigens von der letzten Vorſtellung ſelbſt ſehr beſcheiden, und will ſie nur unter das πάντα δοκιμάζετε begriffen wiſſen, was er künftigen Forſchern zuruft. Aus den Bemerkungen über die drey Evangeliſten insbeſondere heben wir noch folgendes aus. *Matthäus* habe ſein Evangelium urſprünglich aramäiſch für paläſtinenſiſche Judenchriſten abgefaſst, und wohl nicht nach dem J. 50 n. Chr., der ſpätere Ueberſetzer deſſelben aber habe ſich Aenderungen und Beziehungen auf die ſpätere Zeit und Erläuterungen erlaubt, da er das Werk für Helleniſten bearbeitet habe. Von dieſem ſey z. B. auch das Ζαχαρίας υἱὸς Βαραχίου 23, 35 in Jeſu Munde, welcher, wenn es keine wörtliche Prädiction ſeyn ſoll, gewiſs des בן יהוידע erwähnte, den auch das Evang. der Hebräer hat, auch müſſen die erſten beiden Kapitel ſchon von ihm vorangeſtellt ſeyn. Bey dem Evang. *Marci* wird die Uebereinſtimmung mit dem Urevangelio und der Antheil des Petrus an demſelben (mit anderen) dahin vereinigt, daſs Petrus dem Marcus ſein erweitertes Exemplar des Urevangelii überlaſſen habe, um es griechiſch zu bearbeiten. Daſs aber Marcus zu Rom und für Römer geſchrieben, und zwar wahrſcheinlich ſchon bey einem erſten Aufenthalte des Petrus daſelbſt unter Claudius, hat der Vf. nicht genügend begründet. (Vgl. *Eichhorn's* Einleit. Th. I. §. 117—119). Das Evangelium *Lucä* läſst der Vf. aus einem Exemplar des pauliniſchen Urevangelii entſtehn, welches Lucas nach andern ſchriftlichen Quellen vervollſtändigte. Das ſchon oben berührte Verhältniſs deſſelben zum marcionitiſchen wird ſo angegeben, daſs dieſes das pauliniſche Urevangelium geweſen ſey, aber in ſeiner kürzeren Geſtalt vor den Erweiterungen des Lucas, mit einigen vom Ueberſetzer herrührenden Verſchiedenheiten. Die erſten Kapitel werden übrigens dem Lucas vindicirt, da das Mythiſche in denſelben dem apoſtoliſchen Zeitalter keineswegs fremd ſey, und andere äuſsere Gründe fehlen. Ueber das Evang. *Johannis* endlich hatte Hr. *B.* ſchon früher in einer kleinen Schrift (*Veroſimilia de origine Evangelii Johannis.* Erl. 1805. 8) die Meinung aufgeſtellt, daſs Johannes in dieſem Werke eigene ſchriftliche Materialien verarbeitet habe, die er ſchon bey Lebzeiten Jeſu in aramäiſcher Sprache aufgezeichnet hatte, und welche das Merkwürdigſte aus ſeinen Vorträgen, Ausſprüchen und Unterredungen enthielten. Dieſe Vorſtellung, welcher im Ganzen auch *Wegſcheider* u. a. beygetreten ſind, behält er auch hier bey. Hauptſächlich der Umſtand, daſs der Jeſus beym Johannes ein ganz anderer iſt, als bey den übrigen Evangeliſten, ſeine Reden hier voll tiefer Empfindung und edlen Myſticismus, dort mehr in dem „gemeinen trockenen (?)" Tone jüdiſcher Weiſen u. ſ. w., ſcheint ihm auf eine gleichzeitige Abfaſſung der johanneiſchen Reden zu führen, während jene durch mündliche Ueberlieferung, welche der ſchriftlichen Aufzeichnung voranging, in eine tiefere Sphäre hinabgezogen wurden. So möglich dieſe Vorſtellung iſt, ſo ſcheint uns doch das Gegentheil zu ſehr in Schatten geſtellt, und die Individualität der Concipienten, die ſich unfehlbar der Darſtellung beygemiſcht hat, zu wenig berückſichtigt. Socrates iſt ein anderer beym Xenophon, ein anderer beym Plato, nicht gerade weil der eine früher, der andere ſpäter, alſo minder treu concipirte, ſondern weil beide die Reden des Weiſen in ſich verarbeitet haben, und jeder faſt unvermerkt und unwillkürlich *ſein* Ideal aus ſeinem Socrates reden läſst. Finden wir nun aber, daſs Jeſus in den vom Urevangelio abhängigen Evangeliſten meiſtens in kurzen Sentenzen, in Gnomen, Parabeln und Antitheſen redet, beym Johannes aber zuweilen in längeren Reden nicht ohne rhetoriſchen Schwung und Schmuck, ſo möchte dieſes eher auf das Gegentheil von jener Behauptung führen. An kurzen Sentenzen und Parabeln kann die Tradition nicht wohl etwas ändern, ſie bewahren ſich meiſtens treu und mit den Worten ihres Urhebers; „Tiefe der Ideen" möchten wir ihnen nicht abſprechen; längere Reden dagegen tragen verhältniſsmäſsig eher den Charakter ſpäterer Aufzeichnung und Erweiterung, und der Verdacht möchte ſchwer zu heben ſeyn, daſs auch in den johanneiſchen Reden manches von der übrigens liebenswürdigen Individualität dieſes Apoſtels beygemiſcht ſey, zumal wenn er das Evangelium, wie wahrſcheinlich, in ſeinen ſpätern Jahren auffetzte. Polemiſche

mische Rückfichten auf Johannisjünger und Doketen nimmt Hr. *B.* als Nebenzwecke der Abfassung an. Unter den Einwendungen gegen die Echtheit des Evangelii (§. 345) ist derjenigen nicht gedacht worden, welche von dem alexandrinischen Charakter desselben hergenommen und von *Ballenstädt* hervorgehoben worden ist, wiewohl dieses Schriftstellers gedacht worden ist, der Einwurf auch wohl gehoben werden kann. Das 21ste Kapitel sey ein Anhang, welcher nach Johannis Tode vielleicht von den Mitgliedern des ephesinischen Presbyterii gemacht worden sey. — Bey der *Apostelgeschichte*, welche verhältnissmässig sehr kurz behandelt ist, nimmt der Vf. Benutzung schriftlicher Quellen an, in Betreff der Geschichte Petri namentlich eine kleine aramäische Schrift: „Thaten oder Predigt des Petrus," deren das Alterthum erwähnt. Den Zweck des Buches fasst er mit Recht reinhistorisch, ohne die Begebenheiten desselben unter Einen Gesichtspunkt zu zwängen.

Wie in allen Schriften des Vfs. ist die *Literatur* sehr reich und sorgfältig, bey der exegetischen Literatur über die historischen Bücher des A. T. hätten doch aber auch die älteren allgemeinen Werke nachgewiesen werden sollen, als die *Critici Sacri*, *Poli Synopsis*, *Lud. de Dieu Critica Sacra*, bey der Chronik *J. H. Michaelis annot. uberiores*, wodurch die federleichte Waare der exegetischen Handbücher u. dgl. entbehrlich geworden wäre. Den *Stil* des Vfs. betreffend, müssen wir den schon früher ausgesprochenen Wunsch wiederholen, dass er zuweilen etwas mehr Sorgfalt darauf verwenden, und namentlich undeutsche oder unedle Ausdrücke und Wendungen vermeiden möge, welche die Büchersprache oder die Sprache der ernsten Wissenschaft nicht zulassen. Zu den erstern rechnen wir: *abcopiren*, *observanzlich*, *Oedschaften* für Wüsten, *Religionseigenschaft* (S. 566) für Religionsbekenntniss, *dieser Punkt lässt sich leicht entledigen*, für: aufklären, ins Reine bringen (S. 687), *veroffenbaren*, *verabreichen* u. s. w. Zu den andern (S. 1312): *das Kauderwelsch, in welchem die Apocalypse geschrieben ist;* (S. 1186): *in seiner Apocalypse schlegelt er noch ganz gewaltig gegen die griechische Syntaxe.* Druckfehler sind manche stehn geblieben, selbst manche ganz durchgreifende, wie *Josuah;* andere sind: *Schütz* (S. 757) für Schulz, S. 917 fehlt Note 10. Ausserdem gehört dahin die durchgängig falsche Punctation mancher hebräischen Worte, z. B. סֵפֶר, Plur. סְפָרִים beständig, für סֵפֶר, סְפָרִים; אַשּׁוּר für אַשּׁוּר Assyrien, חֶבְלָה, גֹּמֶא für חֶבְלָה, גֹּמֶא (S. 397. 400).

Der *vierte* Theil soll, nach dem Versprechen des Vfs., in Kurzem erscheinen und das Ganze beschliessen; wir sehen ihm mit Vergnügen entgegen.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Vollmer: *Lessings Schädel.* Original-Lustspiel in drey Aufzügen, von *G. L. P. Sievers.* (Ohne Jahrz.) 128 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. bemerkt noch auf dem Titel, dass diess Stück zu der Preisaufgabe des Hn. *von Kotzebue* verfertigt und eingesandt ward. Den Preis hat aber Hr. *Sievers* so wenig, als ein andrer Bewerber erhalten. Schwerlich möchte aber auch diess Stück auf das Lob eines wahrhaft guten Lustspiels Ansprüche machen können. Wie sich leicht vermuthen lässt, giebt die Gall'sche Schädellehre den Stoff dazu her. Weshalb man eben Lessing's Schädel genommen hat, begreifen wir nicht, da einem enthusiastischen Schädel-Sammler der eines mehr durch That als Wort ausgezeichneten Mannes weit interessanter seyn musste. Der Liebhaber giebt sich für Dr. *Gall* selbst aus, und hintergeht so den alten *Steinbach* sowohl, als den Commerzienrath *Hamster*, dessen bestimmten Schwiegersohn. Dieser Tölpel macht die komische Maske im Stücke, aber solche dumme, aufgeblasene, furchtsame Bursche sind so ungemein abgenutzt auf unserm Theater, dass ihrer Persönlichkeit schwerlich eine neue Seite abzugewinnen seyn dürfte, um von neuem über sie lachen zu machen. Unserm Vf. ist diess auch nicht geglückt, und die Krone des Stücks, die Verwechslung dieses Liebhabers mit dem Leichname des Schinderhannes, ist nicht geeignet, das Ganze interessanter zu machen. Auch scheint sie noch dazu aus einem franz. Lustspiele, *das Porträt des Cervantes*, entlehnt zu seyn. Einzelne Anklänge von Laune lassen sich allerdings hie und da im Stücke erfreulich hören, aber das Ganze giebt keinen heitern Accord. Wir bemerken nur noch zu S. 49, dass Raphaels Schädel nicht in Florenz, sondern in der St. Lucas-Akademie zu Rom aufbewahrt wird. In wie fern diess Stück vor den Kotzebue'schen Organen des Gehirns, mit denen es eine grosse Familienähnlichkeit hat, oder nachher entstanden sey, lassen wir dahin gestellt seyn.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 10ten May starb *Johann Karl Wilhelm Illiger*, Privatgelehrter zu Braunschweig, einer der vorzüglichsten Naturforscher unserer Zeit, vorzüglich im entomologischen Fache; geboren daselbst am 19ten November 1775. Unsere A. L. Z. verliert an ihm einen schätzbaren Mitarbeiter.

Am 21sten May starb *Christoph Ernst Hertel*, Superintendent zu Schleitz im Voigtlande; geb. zu Grätz am 27sten August 1735.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Migneret: *Essai sur les maladies organiques du coeur et des gros vaisseaux* extrait des leçons cliniques de *J. N. Corvisart* etc. publié, sous ses yeux, par *C. E. Horeau* etc. 1806. LVI und 484 S. gr. 8.

Hr. *C.* machte schon seit langer Zeit das Studium der Herzkrankheiten zu seiner vorzüglichsten Beschäftigung, und da er als Oberarzt an der Charité zu Paris die vortrefflichste Gelegenheit hatte, durch genaue Leichenöffnungen die krankhaften Zustände, welche bestimmten Symptomen entsprächen, aufzusuchen, und diese Gelegenheit unermüdet benutzte, so wurde er in der That in einem solchen Grade Herzenskündiger, dass er fast nie, wie Rec. selbst zu bemerken Gelegenheit hatte, selbst über die Art der Affection dieses Organs in einem vorkommenden Falle irrte oder zweifelte, und ihm, wiewohl gewiss mit Unrecht, von Feinden und Neidern Schuld gegeben wurde, er sehe überall nur Herzkrankheiten. Ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes ist der Umstand, dass es ganz auf eignen Beobachtungen beruht, und dass diese Beobachtungen nicht aus der Privatpraxis, sondern aus der Hospitalpraxis entlehnt sind, also Entstellung derselben weit weniger möglich war.

In einer gehaltvollen Einleitung, welche sehr zu beherzigende Winke über die Art, wie das Studium der pathologischen Anatomie und das Oeffnen von Leichen zweckmäsig einzurichten sey, über die in der Organisation und den Aussendingen begründeten Krankheitsursachen enthält, setzt der Vf. fest, dass nicht allein im Allgemeinen organische Krankheiten weit häufiger vorkommen als die Aerzte gewöhnlich glauben, sondern dass auch insbesondre die organischen Krankheiten des Herzens nach der Lungenschwindsucht die häufigsten und leider, wenn sie sich einmal ausgebildet haben, unheilbar seyn. Das Werk selbst ist in *sechs* Hauptabschnitte oder Klassen getheilt: 1) über die krankhaften Affectionen des Herzbeutels; 2) der Muskelsubstanz; 3) der fibrösen Theile; 4) der verschiednen Gewebe des Herzens zugleich; 5) das Aneurysma der Aorta; 6) Folgesätze aus dem über die Krankheiten des Herzens Vorgetragenen. Als krankhafte Affectionen des Herzbeutels betrachtet der Vf. die *Entzündung*, die *Verwachsung*, die *Flecken* und die *Wassersucht* desselben. Die Erkenntniss aller *Herzbeutelkrankheiten* ist wegen gewöhnlicher Zusammensetzung mit beiden andern in der Brusthöhle, zum Theil auch in der Bauchhöhle, enthaltnen Theile schwierig. Er unterscheidet drey Varietäten, vielleicht richtiger *Grade*, derselben: die *acute*, *subacute* und die *chronische*, von welchen nur die zweyte eine etwas günstige Prognose zulässt, und die letzte noch schwieriger als die erstern zu erkennen ist. Ausser den gewöhnlichen entfernten Ursachen von Entzündungen ist die Einwirkung mechanischer Schädlichkeiten auf die Präcordien häufig Veranlassung derselben. Die chronische ist meistens die Folge andrer Krankheiten der Brustorgane. Die Verwachsungen des Herzbeutels mit dem Herzen, welche verschiedner Art, aber immer eine Folge der Herzentzündung sind, sind meistens unschädlich, veranlassen aber bisweilen ein beschwerliches Gefühl von Zerrung in der Gegend des Herzens, Ohnmachten, Unregelmässigkeit des Pulses, und unterscheiden sich von den meisten übrigen Herzkrankheiten durch den Mangel von Herzklopfen. Wassersucht des Herzbeutels findet sich, nach dem Vf. immer da, wo der Herzbeutel mehr als etwa 6 Unzen einer hellen Flüssigkeit enthält. Den von den übrigen Schriftstellern als Symptomen der Herzbeutelwassersucht angeführten Erscheinungen setzt der Vf. ein eignes, zweymal beobachtetes, zu, die bald an dieser, bald an jener Stelle fühlbare Bewegung des Herzens, welche nur bey dieser Krankheit vorkommen kann, und bemerkt, dass man nicht immer aus dem gänzlichen Mangel aller Zeichen von Herzbeutelwassersucht bey Anasarca und Ascites auf Mangel an Wasser im Herzbeutel nach dem Tode schliessen dürfe, indem oft nach dem Tode sich das Oedem mindert, und der Herzbeutel und die Bruststelle voll Wasser gefunden werden. Die häufigste Veränderung der Muskelsubstanz des Herzens ist die *Erweiterung* oder das *Aneurysma*, wovon es zwey Arten, das *active* und das *passive*, giebt. Beym activen *Aneurysma* ist das Herz nicht bloss erweitert, sondern seine Wände verdickt, seine Thätigkeit erhöht, beym passiven in seinen Wänden verdünnt, seine Thätigkeit vermindert. Beide entstehen am gewöhnlichsten in Folge eines Hindernisses, welches sich dem Austritte des Blutes widersetzt; allein das erstere gewöhnlich unmittelbar in der Höhle des Herzens, vor deren Oeffnung sich das Hinderniss findet; das letztere in einer andern. Nur selten trifft das active Aneurysma alle Höhlen des Herzens, sondern am gewöhnlichsten, seiner Structur und der grössern Häufigkeit der Hindernisse wegen, den linken Ventrikel, und die übrigen Höhlen sind nur zugleich passiv erweitert, ein Satz, womit die Beobachtungen des Rec. vollkommen übereinstimmen. Bey der seltnen activen Erweiterung des

des rechten Ventrikels hat man eine angeborne Disposition, eine ursprünglich stärkere Festigkeit, als Ursache anzunehmen. Noch seltner ist das active Aneurysma der Vorhöfe, die indessen bisweilen sogar zugleich daran leiden. Die einzige Bedingung unter welchen ein allgemeines passives Aneurysma entstehen kann, ist ein Hinderniss in der arteriellen Mündung des *linken Ventrikels*, weil nur von hier aus das ganze Herz afficirt werden kann. Der Vf. setzt auch fest, dass zu der Entstehung des passiven Aneurysma überhaupt ein Hinderniss an der Ausgangsmündung der respectiven Höhle erfordert werde; allein ist es nicht möglich, dass sich die Wände des Herzens, so wie sie sich eigenmächtig (mit oder ohne Erweiterung der Höhle und ohne Verhärtung, wovon der Vf. nichts erwähnt, was aber Rec. mehrmals bemerkte) ohne Hinderniss verdicken können, sie auch eigenmächtig erschlaffen, und so zur Entstehung eines passiven Aneurysma Gelegenheit geben, wie Rec. in der That einigemal sah? Ueberdiess ist es nicht nur möglich und wahrscheinlich, sondern aus einigen, dem Rec. selbst vorgekommenen Beobachtungen erwiesen, dass das active Aneurysma in das passive übergehen kann, indem er einigemal einen Theil des erweiterten linken Ventrikels mehr als gewöhnlich verdickt, den andern, gegen die Spitze befindlichen, verdünnt fand. Das passive Aneurysma trifft am häufigsten den rechten Vorhof, theils weil seine Wände am dünnsten sind, also auf sie die häufigen Hindernisse der Respiration am kräftigsten einwirken, theils, weil durch seine Erweiterung das Blut nicht in grösserer Menge in die Kranzarterie getrieben wird. Am seltensten dagegen leidet der linke Vorhof am passiven Aneurysma. Den Verlauf der Aneurysmen, diejenigen ausgenommen, welche durch eine heftig einwirkende mechanische Schädlichkeit plötzlich entstehen, kann man in drey Stadien theilen, in deren jedem sowohl der ganze Habitus als die einzelnen Functionen auf eine verschiedne Art verändert sind, welche Symptome der Vf. genau schildert. Eben so unterscheiden sich das active und passive Aneurysma nicht nur durch die Art der Structurveränderung, sondern auch durch die Art der Symptome, Prädisposition und vorangegangne Schädlichkeiten, welche der Vf. gleichfalls treffend angiebt. Weniger sicher sind die Zeichen der Affection der rechten oder linken Herzhälfte; doch sucht der Vf., der mit Recht die früher angegebnen verwirft, die Zeichen des Aneurysma der rechten Seite in stärkerm Leiden der Lunge und dunkler Färbung des Gesichtes, die der linken in Affectionen des Pulses und hellerer Röthe des Gesichts. Die Heilung ist nur in der ersten Periode möglich und richtet sich nach dem Wesen und der entfernten Ursache der Krankheit. Die Albertini-Valsalva'sche Methode ist nur für das active Aneurysma, die, aber weniger wirksame, Morgagni'sche für beide Arten anwendbar.

Verschieden von dem Aneurysma ist die, gewöhnlich ohne Erweiterung Statt findende, *Verhärtung des Herzens*, bey welcher es zugleich mehr oder weniger seine Contractilität verliert, die verschiedne Grade hat und oft so bedeutend ist, dass die Wände nicht zusammenfallen und beym Anschlagen und Durchschneiden ein Geräusch entsteht. Gewöhnlich ist der Puls, wegen dieser Beschaffenheit der Wände nicht wie beym Aneurysma, ungeachtet die Wände des Herzens nicht verdünnt, ja bisweilen bedeutend verdickt sind, voll, sondern klein und schwach. Verwandt damit ist die Verknorpelung oder Verknöcherung des Muskelgewebes.

Die krankhaften Veränderungen der fibrösen Theile des Herzens sind Verknöcherungen und Vegetationen eigner Art. Der Vf. unterscheidet hier zwey verschiedne Arten von regelwidriger Knochenbildung. Die eine durchläuft nicht, wie im normalen Zustande, die verschiednen Bildungsperioden des Knochens, und ihr endliches Resultat ist vielmehr steinartig. Der phosphorsaure Kalk umhüllt die Fasern, diese werden nicht in ihn umgewandelt. Diese Art ist immer von der innern Haut des Herzens bekleidet. Sie scheint immer langsam zu entstehen. Bey der zweyten verhält sich alles auf die entgegengesetzte Weise. Ein Unterschied, welchen nach des Rec. Beobachtung überhaupt die regelwidrige Knochenbildung darbietet. So z. B. fand er in der Schilddrüse, den Bronchialdrüsen häufig zwar regelmässige Knochensubstanz, oft aber zum Theil sehr grosse Absätze von zum Theil flüssiger, zum Theil erhärteter phosphorsaurer Kalkerde. Sowohl der venöse als der arteriöse Klappenapparat ist dieser Degeneration unterworfen. Unter ersterer Bedingung leidet entweder der *venöse Ring* oder die *eigentliche Klappe*. Die Verknöcherung des venösen Ringes, welche verschiedne Formen hat, veranlasst nothwendig, da die Knochensubstanz immer hinzukommt, ohne dass die vorhandne verschwände, eine oft so bedeutende Verengung der Mündung, dass der Durchgang einer hinlänglichen Blutmenge unbegreiflich ist. Die venöse Oeffnung der linken Kammer ist am häufigsten der Sitz dieser Verknöcherung, welche auch in ihr gewöhnlich am vollkommensten ausgebildet ist, während sie auf der rechten Seite so selten ist, dass *Bichat* sogar ihre Existenz läugnete. Doch führt *Corvisart* einen eignen Fall an. Auch Rec. sahe, den angeführten ausgenommen, nie eine Verknöcherung auf der rechten Seite, ungeachtet er sie auf der linken häufig fand. Die Verknöcherungen der Klappen erstrecken sich nicht selten bis auf die Fäden, selbst bis auf die Warzenmuskeln. Oft ist damit zugleich Zusammenschrumpfen, oft fast totale Verwachsung verbunden. Auch die Mitralklappen erleiden viel häufiger diese Umwandlung als die dreyzipfligen. Eben so sind auch die Klappen der Aorta weit häufiger und stärker verknöchert als die der Lungenarterie. Ausserdem fand Rec. die verknöcherten Klappen mehrmals unter einander verwachsen, wodurch die Oeffnung noch mehr verengt wurde.

Die eigenthümlichen Degenerationen scheinen syphilitischen Ursprungs zu seyn, indem sie in einer bedeutenden Anzahl von Fällen mit venerischen Geschwü-

schwüren und Gonorrhöe zusammen gefunden wurden und durchaus mit den Feigwarzen die gröfste Aehnlichkeit haben. Sie kommen an den Klappen des rechten und linken Herzens vor, und erstreckten sich in einem Falle selbst bis in den Vorhof. Rec. hat diese Excrescenzen einigemal unter denselben Bedingungen beobachtet. In einem Falle, den er vor sich hat, ist sowohl die äufsere als innere Fläche des Herzens mit rundlichen, sehr ansehnlichen Auswüchsen besetzt, die vielleicht hieher gehören. Zweymal fand er indessen auch bey neugebornen Kindern die Aortenklappen ganz auf diese Weise ausgeartet, und merkwürdig ist es, dafs in beiden Fällen die Scheidewand der Herzkammer durchbohrt war.

Beide Degenerationen veranlassen, so fern sie die respectiven Oeffnungen verengen, regelwidrige Zufälle, nur sind sie bey den Verknöcherungen dauernd, bey den Excrescenzen vorübergehend. Nur die Verengung der Aortenmündung aber läfst sich mit Gewifsheit an Schwäche und Unregelmäfsigkeit des Pulses und Herzklopfen erkennen.

In den *vierten* Abschnitt wirft der Vf. die Krankheiten der Mischung und Form, welche er nicht in einen der vorigen bringen konnte, weil dabey alle Gewebe interessirt sind, Herzentzündung, Zerreifsung, Geschwülste, Communication der Vorhöfe und Kammern. Am zweckmäfsigsten hätte er zwey grofse Abtheilungen gemacht, Krankheiten der Form und Krankheiten der Mischung, wo er dann nicht, wie er sich selbst beklagt, sehr unnatürlich die Carditis von der Pericarditis zu trennen gehabt hätte, die in der That beide schon darum fast nie von einander zu unterscheiden sind, weil sich zu der erstern gewöhnlich die letztere, wenn auch nicht umgekehrt, gesellt. Er nimmt zwey Arten, die *acute* und die *chronische* an, welche letztre er auch die *heimliche* nennen könnte. Nicht blofs die Muskelsubstanz scheint dabey afficirt, sondern aufser der serösen Haut, ganz vorzüglich das Zellgewebe, welchs man häufig zerstört findet. Sowohl bey der acuten als chronischen Carditis ist das Muskelgewebe weich, schlaff, leicht zerreifslich, blafs, zwischen den Fasern befindet sich oft eine lymphatisch-eiterähnliche Flüssigkeit.

Der Vf. unterscheidet die *totale* Zerreifsung des Herzens von der *partiellen*. Jene ist ihm die Zerreifsung der Wände, diese die Zerreifsung der in den Höhlen befindlichen Theile, namentlich der Warzenmuskeln oder ihrer Sehnen. Die erstere entsteht gewöhnlich in Folge andrer abnormer Zustände, die letztre, welche sehr selten ist, meistens nach heftigen Anstrengungen, und veranlafst gewöhnlich, doch nicht immer, sehr schnell den Tod.

Die Lehre von den Formfehlern, deren Wesen eine Communication zwischen den beiden Herzhälften ist, handelt der Vf. zu kurz ab, ungeachtet er einige eigne merkwürdige Fälle anführt. Er ist ungewifs, ob er die Perforation der Scheidewand der Kammern für ursprünglich oder später entstanden anzusehen habe, indessen hält Rec. die Richtigkeit der erstern Ansicht aus einer Menge von Gründen für überzeugend erwiesen. Ein Fall von weiter Oeffnung des eyrunden Loches ist merkwürdig, weil diese, wenn auch nicht erst spät im Leben durch äufsere Gewaltthätigkeit entstand, doch dadurch erweitert wurde, und das Blut nicht, wie gewöhnlich, aus der rechten in die linke, sondern aus dieser in die rechte Seite gedrungen zu seyn schien, indem der linke Ventrikel und die Aortenmündung sehr eng war.

Nach des Vfs. Meinung sind die meisten Aneurysmen der Aorta *wahre*, im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ueber die Entstehung der falschen hat er eine eigne, von allen übrigen abweichende, aber auf eigne pathologisch-anatomische Beobachtungen gegründete Meinung, der zu Folge die Veranlassung dazu balgartige Geschwülste sind, welche sich auf den Wänden der Arterie entwickeln, und diese durch Druck endlich so zerstören, dafs eine Communication zwischen ihrer und der Höhle des Gefäfses entsteht. Rec. gesteht, dafs diese Meinung sehr sinnreich ist, ihm aber, nach den ihm vorgekommenen Fällen von Aneurysmen der Aorte nicht wohl annehmlich scheint, indem er die Aorte immer in ihrer Structur viel weiter als blofs an der aneurysmatischen Stelle alienirt, und zugleich immer Spuren eines der Entstehung des falschen Aneurysma vorangegangnen wahren fand. Dem gemäfs setzt der Vf. auch wohl nicht ganz richtig den Unterschied zwischen dem Verlauf des Aneurysma der Aorte und andrer Gefäfse dahin fest, dafs dort der Tod unmittelbar nach der Umwandlung des wahren Aneurysma in ein falsches durch Einrifs der Wände erfolge, hier sich erst eine zweyte Geschwulst bilde.

Die Corollarien, womit das Werk beschlossen wird, enthalten allgemeine Untersuchungen: 1) über die *Ursachen* der Herzkrankheiten, wobey der Vf. vorzüglich den Einflufs der Gemüthsbewegungen, den er während der Revolution zu beobachten hatte, mehr als gewöhnlich hervorhebt; 2) die *Zeichen* derselben, wo er unter andern die Ungültigkeit eines von *Bichat* als allgemein gültig aufgestellten, des Einflusses eines auf den Unterleib angebrachten Druckes, der jedesmal bey Herzkrankheiten alle Symptome verschlimmern soll, darthut, und auf die häufig vorkommende Ungleichheit des Pulses beider Aerme aufmerksam macht, 3) den Verlauf der *Herzkrankheiten*, wo unter andern das bisweilen äufserst regelmäfsige Periodische derselben bemerkt, und durch ein höchst merkwürdiges Beyspiel belegt wird; 4) die *Vorhersage*, welche, selbst für die Aneurysmen, günstiger ausfallen würde, wenn die Kranken beym ersten Entstehen derselben sich an den Arzt wendeten; 5) die Behandlung, welche natürlich nicht für alle dieselbe ist; 6) die Zeichen wodurch sich die Herzkrankheiten von andern, namentlich den acuten Krankheiten der Brust, den verschiednen Arten des Asthma, der Brust-

Bruftwafferfucht, ferner die, wodurch fich die Ueberfüllung der Leber mit Blut, welche die Affectionen des Herzens begleitet, von den andern Affectionen der Leber, das fymptomatifch bey Herzkrankheiten Statt findende Herzklopfen von den übrigen Arten deffelben unterfcheiden; 7) über die innere und äufsere Befchaffenheit der Leichen folcher Perfonen die an Herzkrankheiten ftarben, und 8) des Blutes in eben diefen Leichen und die polypöfen Concretionen. Ueber die letztern bemerkt der Vf., wie er fagt, aus vielfältiger Erfahrung, dafs fie fich meiftens mehrere Tage, bisweilen felbft beträchtlich lange vor dem Tode, vorzüglich da bilden, wo der freye Austritt des Bluts durch irgend ein Hindernifs gehemmt ift, befonders, wenn fich Jugend, Stärke und befondere Plafticität des Blutes damit vergefellfchaften. Diefe Concretionen find äufserft zähe, feft und kaum von der innern Fläche des Herzens zu trennen. Meiftens veranlaffen fie nur vorübergehende Symptome, Ohnmachten, Herzklopfen, wenn fie bisweilen ganz oder zum Theil die Herzöffnungen verftopfen. Beftändig andaurende Symptome entftehn nur, wenn der Polyp eine beftimmte Stelle einnimmt, welche ihn dazu geeignet macht, z. B. fo mit den Klappen verfchlungen ift, dafs diefe ihre Function nicht gehörig vollziehen können. Von diefen wahren Polypen follen fich die nach dem Tode oder im Todeskampfe entftandenen durch Weichheit, Blutigkeit, Kleinheit unterfcheiden. Indeffen fieht Rec. nicht ein, dafs diefe nur graduellen und von der Verfchiedenheit der Crafis des Blutes abhängigen Eigenfchaften zu jener Annahme berechtigen, um fo mehr, da *C.* felbft gefteht, dafs die während des Lebens vorkommenden Polypen fich durch keine fichern Zeichen zu erkennen geben. Eine im J. 1808 bey Sander angezeigte Ueberfetzung diefes Werkes ift, fo viel Rec. weifs, nicht erfchienen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die zerbrochne Schachtel*, eine Gefchichte der neuern Zeit, von *Ehregott Meyer*. 1810. 316 S. 8. m. Kpfn. (1 Rthlr. 8 gr.)

Etwas fchlechteres, ärmlicheres und erbärmlicheres ift uns lange nicht vorgekommen als diefes Buch. Wir haben es freylich beym Lefen blofs bis zur 242 Seite gebracht, können aber fchon aus diefem Bruchftücke eine Warnungstafel für das Ganze ausftecken. Die Indecenz ift hier mit der höchften Gemeinheit gepaart, und kein gefittetes Mädchen wird es über die 6te Seite bringen, wenn fie da lieft: „Margarethe hatte eine Bruftfülle, die dem feinen Schönheitskenner etwas zu ftark und entftellend vorkam, dagegen aber für den Lüftling um fo anlockender war. Was foll man vollends zu der Verführungsgefchichte S. 11 f. fagen? wo Gretchen recht gemein fällt, und nach kurzer Reue „als der Starke fie nun wieder fo feft an fich zog, die neuen füfsen Freuden recht theilnehmend theilte." Der Vater gleicht dem Mädchen und läfst fich (S. 21.) mit 300 Thaler recht vergnügt abfinden, ja „viele ihrer Gefpielinnen beneideten Gretchen, und waren ftündlich bereit, eben das zu verlieren, um nur auch fo viel zu gewinnen, ja es foll der Preisverderberinnen mehrere geben, die fchon mit der Hälfte des Verdienftes zufrieden feyn wollen." Doch fchon genug.

Das Kupfer ift nicht beffer als das Buch, und fchon die Unterfchrift erbaulich. Sie lautet: „Gabriele welche den Fufs und die Schachtel zerbrochen, wird in ein Zimmer getragen." Wie kann der Vf. fich gleichfam zur Empfehlung auf dem Titel als Schreiber von Eduard Hohenftein, dem kleinen Tabuletkrämer u. a. m. nennen? Wir kennen diefe Romane nicht; find fie aber eben fo fchlecht als diefer, fo hätte er doch ja davon fchweigen follen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 11ten May ftarb *Chriftian Friedrich Bayrhoffer*, Dr. der Medicin, Privatdocent der grofsherzogl. Frankfurtifchen Specialfchule für Medicin und Chirurgie, wie auch praktifcher Arzt zu Frankfurt am Mayn, bekannt durch Bemerkungen über das Kindbetterinnenfieber (1812), in feinem 30ften Jahre.

Am 27ften May ftarb *Georg Auguft Flemming*, Magifter der Philofophie und Privatgelehrter zu Berlin, in feinem 35ften Lebensjahre. (S. von ihm das gel. Deutfchl. B. 2. 9 und 14.)

Am 28ften May ftarb zu Kiel der auch als militärifcher Schriftfteller ausgezeichnete königl. dänifche General-Lieutenant und Grofskreutz des Danebrogordens *v. Ewald*, im 70ften Jahre feines Alters.

Am 8ten Junius ftarb zu Paris der berühmte Architect *Brogniart*, Mitglied des Confeils des bürgerlichen Bauwefens, in einem hohen Alter.

An ebendemfelben ftarb *Julius Wilhelm Hamberger*, königl. Bayrifcher Bibliothekar bey der Centralbibliothek zu München, im Irrenhaufe zu St. Georgen bey Bayreuth, im 59ften Lebensjahre.

Am 16ten Junius ftarb *Jofeph Richter*, Privatgelehrter und Polygraph zu Wien, alt 65 Jahr.

Am 19ten Junius ftarb *Joh. Balthafar Wollkopf*, Dr. der Medicin, Landphyficus und Arzt der Verpflegungsanftalt zu Sorau, in feinem 39ften Lebensjahre.

Am 26ften Junius ftarb *Joh. Friedrich Zimmermann*, königl. Bayrifcher Pfarrer und Localinfpector zu Hagenbüchach im Bayreuthifchen, vorher Conrector des Gymnafiums und Syndiaconus zu Erlangen, in feinem 37ften Jahre. (Vgl. *Fikenfcher's* gel. Fürftenth. Bayreuth.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Lausanne, in d. Regierungsbuchdr.: *Règlement pour l'Académie* (présenté par le conseil académique et approuvé par le petit conseil du canton de Vaud). *Fevrier* 1813. 82 S. 4.

Die Akademie zu Lausanne besteht aus den Professoren, den zwey ersten Geistlichen des Cantons, und, in gewissen Fällen, dem ersten Lehrer der untern gelehrten Schulen. Der Professoren sind 14, und zwar in folgenden Fächern: allgemeine *Rhetorik* und *lateinische* Literatur, *griechische* Sprache und Literatur, *französische* Literatur, *Mathematik* und *Astronomie*, theoretische und Experimental-*Physik*, *Chemie* und *Mineralogie*, rationelle *Philosophie*, *Anatomie* und *Chirurgie*, *Pathologie* und *Therapeutik*, *Naturrecht*, und *Civil*- und *Criminal-Procedur*, *römisches* und *Cantons-Civil-Recht*, *biblische Exegese*, *theoretische Theologie*; *praktische Theologie*. In der Regel müssen sich die Aspiranten zu Professor-Stellen, die der kleine Rath besetzt, einer *Prüfung* (einem Concurse) unterwerfen; doch kann der kleine Rath in Ansehung fremder Gelehrten, die sich durch Schriften von anerkanntem Werthe bereits einen Ruf erworben haben, davon dispensiren. Die Aspiranten liefern eine *Dissertation* in *französischer* Sprache über eine ihnen 14 Tage vorher aufgegebene Materie, *disputiren* darüber und über die etwa angehängten Thesen, und machen einen *Aufsatz* bey verschlossener Thür über eine bestimmte Aufgabe; dieser Aufsatz wird *lateinisch* geschrieben, ausgenommen in den Fächern der französ. Literatur, Mathematik, Physik und Chemie; auch halten sie eine *Lection* von einer Stunde über einen drey Stunden vorher durch das Loos bestimmten Gegenstand. In Ansehung des Prof. der Pastoraltheologie vertritt die Auffsetzung und Haltung einer Rede über einen aufgegebenen Gegenstand die Stelle der Dissertation. Das *Lehrbuch*, worüber ein Professor lesen will, muss vorher von dem akademischen Conseil *genehmigt* werden. In Krankheiten bezahlt der *Staat* den Stellvertreter des Professors; wenn jedoch eine Krankheit langwierig ist, so muss es dem kleinen Rathe berichtet werden, der darüber nach den Umständen verfügt. Besondre Abschnitte des *Règlement* bestimmen die Arbeiten eines jeden Professors. Die ordentlichen Studierenden, welche einen zusammenhangenden Curs anhören, sind in Klassen eingetheilt. In die Klasse der *belles lettres* kann man nur nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre und nach einer befriedigenden Primaner-Prüfung aufgenommen werden; man bleibt zwey Jahre darin, und geniesst den Unterricht der Professoren der lateinischen, griechischen, französischen Literatur und der Mathematik. Von dieser Klasse geht man nach befriedigender Prüfung in die *philosophische* Klasse über, in welcher man drey Jahre bleibt, und nun auch Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Logik, Naturrecht nach und nach hört, in den *belles lettres* aber weiter gefördert wird; diejenigen, welche sich der Theologie widmen wollen, lernen zugleich während dieser drey Jahre die Anfangsgründe des Hebräischen, und werden in die Auslegung des N. T. von dem Lehrer der griech. Sprache eingeführt. Die *medicinischen* Studien dauern drey Jahre. Wer sich den Rechten widmen und in die *juristische* Klasse aufgenommen seyn will, steht ein Examen im Lateinischen und Französischen aus, wie die Studierenden der Klasse der *belles lettres* in dem zweyten Jahre ihres Curses; der juristische Curs dauert zwey Jahre. In die *theologische* Klasse wird man vor dem zwanzigsten Jahre, und ohne vorher die philologischen und philosophischen Studien gemacht zu haben, nicht aufgenommen; auch geht eine neue Prüfung der Aufnahme vor. Will der Studierende sich dem christlichen Lehramte widmen, so wird untersucht, ob diess sein *eigner*, freyer Wille sey. Abgewiesen werden ausschweifende, unfähige, schwächliche junge Leute. Wer anderwärts als auf der Akademie die verschiedenen vorbereitenden Studien getrieben haben sollte, der wird, wenn er in die theologische Klasse einzutreten wünscht, eben so geprüft, als wenn er auf der Akademie studiert hätte. Der Confirmationsunterricht der jungen Studierenden wird einem von dem kleinen Rathe besonders zu diesem Zwecke gewählten Geistlichen aufgetragen, der *zwey Jahre lang* vom 1. November an bis Ostern wöchentlich drey Stunden diesem Unterrichte widmet, und *nur die Akademie* entscheidet nach einer Prüfung, und nach einem Berichte der Examinatoren über die Zulassung zum heiligen Mahle. Die *Vacanzen* treten in den Monaten August, September und October ein, und dauern während dieser *ganzen drey Monate*. Für die Ferienzeit wird jedem Studierenden eine zweckmässige Arbeit aufgegeben, die nachher geprüft wird. Entfernt sich ein Professor während dieser Zeit länger als einen Monat, so muss die Akademie damit zufrieden seyn. Jährliche *Prüfungen* fallen in allen Klassen vor; *Versetzungen* in andre Klassen desgleichen, jedoch nicht willkürlich, sondern nach bestimmten Vorschriften; auch werden *Prämien* ausgetheilt; in der *juristischen* Klasse kann nach vorgeschriebenen Prüfungen der Grad eines *Licentiaten der*

Rechte erlangt werden, das Diplom dafür kostet fünf neue Louisd'ore, wovon der Rector und die Examinatoren drey erhalten, und zwey in eine akademische Casse *(caisse des arrérages)* fliessen. Die *examina pro ministerio* bestehen in mündlichen Prüfungen und in Aufgaben einer Predigt über einen sechs Tage vorher vorgeschriebenen Text, einer Katechese über eine zwey Tage vorher bestimmte Materie, und einer lateinischen Analyse einer Stelle der heil. Schrift, wozu drey Stunden Zeit in einem geschlossenen Zimmer gegeben werden. Auch die Lehrer der untern Schulklassen werden geprüft, ehe sie gewählt werden; wer eine solche Stelle nachsucht, muss sich dieser Prüfung unterwerfen. Unter den Studierenden werden die in eine bestimmte Klasse Eingeschriebenen (*étudians* im engern Sinn) und Freywillige (*externes*) unterschieden; die letztern besuchen, nach Belieben, einzelne Collegia, und brauchen nicht sich immatriculiren zu lassen; dagegen bezahlen sie die Collegia, welche sie besuchen, nämlich für jeden jährlichen Curs *ohne* Experimente *acht* Schweizerfranken (zwey Kronenthaler), und *mit* Experimenten 16 Franken; auch für den Curs in der Mineralogie wird so viel bezahlt, bis der Staat ein mineralogisches Kabinet besitzt (wofern der Professor diesem Mangel abhilft). Von den ordentlichen Studierenden in den Klassen wird diess Honorar nicht bezahlt, da der Staat die Professoren besoldet (ihr Gehalt wird in dem Reglement als bekannt vorausgesetzt). Die Immatriculations-Gebühr ist zu drey Franken für jedes Auditorium (vermuthlich für jede Klasse) bestimmt, wovon der Rector ein Drittel bezieht, und zwey Drittel in die schon erwähnte *caisse des arrérages* fallen. Der Pedell bekömmt einen Franken. Aus dem Mittel der *Studierenden* bildet sich ein *Senat* von 18 Personen, wovon die sechs ersten, der *Consul*, der *Quästor*, der *Sprecher*, der *Prätor*, der *Bibliothekar* und der *Secretär* von den sämmtlichen Studierenden aus denjenigen unter ihnen, welche 20 Jahre zurückgelegt haben, gewählt werden, der siebente die Dienste eines Nebenbibliothekars thut, und die eilf übrigen, als *Censoren*, aus den verschiedenen Klassen und von denselben, zu ungleichen Theilen, zu wählen sind. Diese Censoren wachen über der Aufführung der Studierenden, weisen sie nöthigenfalls zur Ordnung, und bringen vor dem Senate Klagen über Vergehungen. Der Pedell, welcher diesen Senat bedient, erhält von demselben eine jährliche Vergütung von 50 Franken. Zweymal des Jahrs hält die Akademie eine Generalcensur über alle Studierenden, und hat zugleich die Aufsicht über die Lehrer an den untern gelehrten Schulen, so wie auch über jedes einzelne Mitglied der Akademie. Das *akademische Conseil* ist die vermittelnde Behörde zwischen der Akademie und dem kleinen Rathe oder der Regierung. Alle Professoren sind jährlich dem sogenannten *grabeau* unterworfen, d. h. es wird untersucht, ob jeder seit einem Jahre seine Pflicht gethan habe; das Resultat dieser Untersuchung wird jedem durch einen Auszug aus dem Protocolle insinuirt. Für die der Theologie sich Widmenden, welche, bey eingeschränktem Vermögen, sich gut betragen und Talente besitzen, sind von der Regierung 48 Stipendien ausgesetzt; wer aber eins derselben erhält, muss *zwey Bürgen* stellen, für den Fall, wenn er es wieder zurückgeben müsste; dieser Fall träte ein, wenn er das theologische Fach wieder verliesse, oder ihm die Ordination nicht ertheilt würde, oder er sich nach der Ordination weigerte, geistliche Verrichtungen zu übernehmen. Suspendirt kann auch, den Umständen nach, die Zahlung der Stipendien werden; auch wird ein Stipendium nicht weiter ausbezahlt, wenn ein Studierender zweymal bey einer Prüfung abgewiesen wird, oder sich schwer vergeht, oder ein Geschäft übernimmt, wobey er desselben entbehren kann, oder sich verheirathet. Suspendirte oder zurückgezahlte Stipendien fliessen in die *caisse des arrérages*. Die *Prämien* für Studierende werden aus dieser Casse bezahlt. Die Generalversammlungen der Akademie wählen den Rector und die Schullehrer; ihnen kömmt die akademische Censur zu; sie promoviren Studierende und Schüler, ertheilen die Prämien, prüfen die Aspiranten zu Lehrerstellen, verwalten die Cantonalbibliothek, verfügen über die Stipendien, verwalten die akademische Casse, und setzen den jährlichen Bericht an das akademische Conseil auf. Studienzeugnisse werden nur Immatriculirten ertheilt, und kosten vier Franken, wovon die eine Hälfte dem Rector, die andre der akad. Casse zukömmt; Zeugnisse, welche bloss die Besuchung eines einzelnen Curses attestiren, werden von den Lehrern, bey denen man Collegia hörte, ausgestellt, und mit einem Franken gelöst. In Ansehung der Cantonalbibliothek sind besondere Verfügungen getroffen, in denen speciell angegeben ist, *wer* Bücher aus derselben erhalten kann, nämlich: die Mitglieder der *Regierung*, des *Obergerichts*, der *Akademie*, die *Studierenden*, die zu Lausanne ordinirten *Geistlichen*, die *Licentiaten* der Rechte, die als *Aerzte* oder *Wundärzte* von der Regierung Brevetirten, die auf einer auswärtigen Universität creirten *Doctoren* der *Rechte* und *Arzneykunde*, so lange sie zu Lausanne wohnen; endlich die Miteigenthümer der alten Hospitalsbibliothek, nach dem denselben bey der Vereinigung ihrer Bibliothek mit der akademischen vorbehaltenen Rechte. Wer nicht zu einer dieser Klassen gehört, kann auf kein Buch dieser Cantonalbibliothek zur Lectüre in seinem Hause Anspruch machen. Dieses Reglement wird vollzogen und ist gültig von dem 1. November 1813 an.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *De vitiis congenitis circa thoracem et abdomen* commentatio anatomico-pathologica auctore *Godofredo Fleischmann*, Med. Dr. 1810. 47 S. gr. 4. Mit 5 Kpfrt.

Der fleissige Vf. dieser Schrift handelt in derselben, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, nicht von allen, sondern vorzüglich nur von den mehr oberfläch-

sächlichen Bildungsfehlern der Brusthöhle und des Unterleibes, die entweder radical geheilt, oder wenigstens palliativ behandelt werden können, und beschreibt bey dieser Gelegenheit mehrere im Erlanger Museum befindliche pathologische Präparate. Als eigne oder neue Fälle, Bemerkungen und Ansichten führt Rec. vorzüglich folgende an.

Erster Abschnitt. *Fehler der Brusthöhle.* I. *Brustbein.* In einem reifen Fötus ist das Brustbein so kurz, dass sich auf der rechten Seite nur die zwey, auf der linken die drey obersten Rippen an dasselbe, die übrigen sich an Knorpelbögen heften, welche sich an das Brustbein legen, so dass das Herz zwischen diesen, nur von der Haut bedeckt, liegt. In einem andern Falle hat das Brustbein die normale Länge, allein die ganze linke Hälfte fehlt, so dass es hier die Rippen nicht aufnimmt. In einigen Fötus weicht das Brustbein durch seine Lage vom Normal ab, sofern es zwischen den Rippen verborgen, weit gegen die Wirbelsäule gezogen ist. II. *Fehler der Rippen.* Der Brustkasten kann durch Fehler der Rippen auf verschiedene Weise verengt werden, indem einige oder alle Rippen zu kurz oder zu wenig gekrümmt sind. III. *Fehler der Wirbelsäule.* Zum Beweise, dass die Behauptung eines Franzosen: „*die Krümmung der Wirbelsäule sey nie angeboren*," falsch ist, beschreibt Hr. *F.* mehrere Fälle von angeborner *Scoliosis*, *Lordosis* und *Kyphosis* aus reifen und unreifen Fötus. Von der *Wirbelspalte* (*Spina bifida*) setzt er drey Formen oder Grade fest. Der am geringsten vom Normal abweichende ist der, wo die Bogenhälften nicht fehlen, sondern nur zur Seite geworfen sind; beym zweyten fehlen sie ganz oder zum Theil; beym dritten, seltensten, findet sich auch im Körper der Wirbel eine Lücke. Nicht immer befindet sich der mit wässeriger Flüssigkeit angefüllte Sack unmittelbar über der Wirbelspalte, in einem Falle von Lendenspalte lag er auf dem linken Hüftbein und communicirte durch einen eignen Gang mit der Höhle der Wirbelsäule. Die Wirbelspalte hält er nicht für Folge einer mechanisch wirkenden Schädlichkeit, mithin auch nicht für Folge einer Wasseransammlung, weil die Wirbelhälften nicht bloss von einander gerissen, sondern bisweilen zerstört seyn. Allein da durch Druck so häufig nicht bloss Theile entfernt, sondern wirklich zerstört werden, so reicht wohl dieser Grund allein nicht zur Begründung der Meinung hin, dass dieser Fehler immer bloss eine Folge einer Abweichung der bildenden Thätigkeit sey. Auch schreibt ja der Vf. sie offenbar selbst auf Rechnung des Wassers, wenn er selbst die vorzugsweise Häufigkeit der Wirbelspalte in der Lendengegend davon herleitet, dass die Lendenwirbel zuletzt verwachsen, also am leichtesten durch das Wasser innerhalb der Wirbelsäule aus einander gedrängt würden. Diese Erklärung ist übrigens gewiss falsch: denn die Bogenhälften der übrigen Wirbel sind keineswegs früher unter einander verwachsen, als die der Lendenwirbel. Nach des Rec. Meinung hat dieser Umstand wohl einen tiefern, dynamischen Grund, und scheint mit der im normalen Zustande Statt findenden Rückenmarksspalte der Vögel in der Lendengegend, welcher eine analoge Vertiefung in dem Wirbelkörper entspricht, im Zusammenhange zu stehen, sofern auch beym menschlichen Embryo das Rückenmark anfangs bis zum Heiligbein reicht. Dass die Oeffnung der Geschwulst bey der Hydrorhachitis immer tödtlich sey, ist etwas zu allgemein behauptet. Rec. erinnert zum Beweise nur an die Beobachtungen von *M. Hoffmann* (*E. n. c. d.* II. a. 3. o. 208.), *Ferris* (*Sedillot j. de méd.* T. 27. p. 171.) und *Camper* (*Diss.* X. p. 412.). Höchst wahrscheinlich hängt der Erfolg wohl von dem Sitze des Wassers ab, und die häufige Tödtlichkeit rührt davon her, dass es sich gewöhnlich zwischen der Spinnwebenhaut und der Gefässhaut befindet. IV. *Lungen.* Es giebt eine doppelte Art des angebornen Lungenbruches, den einen mit *vollkommnem Bruchsacke*, wo die Lungen durch eine Lücke in der Brusthöhle vortreten, aber durch das Brustfell und die Haut bedeckt sind, den andern mit *unvollkommnem Bruchsacke*, wo dieser nur durch das Brustfell und die Oberhaut gebildet wird. Ob sich aber bey diesem zweyten bloss die Oberhaut, oder nicht vielmehr die sehr verdünnte Haut findet, möchte schwer zu entscheiden seyn; auf jeden Fall kann man eine dritte und vierte Art machen, indem bisweilen bloss das Brustfell vorhanden ist, bisweilen die Lungen, weil auch dieses fehlt, ganz nackt liegen. V. *Herz.* Der Vf. unterscheidet *Freyliegen* des Herzens von *Bruch* und *Exotopie* desselben. Indessen sind alle die Fälle, welche er anführt, dem Wesen nach dieselben, und nur dem Grade nach verschieden. Der Art nach verschieden wäre Umkehrung des Herzens, tiefe Lage desselben im Unterleibe, deren aber nicht gedacht wird.

Zweyter Abschnitt. *Fehler der Unterleibshöhle.* I. *Bedeckungen* und *Darmkanal.* Spaltung des Unterleibes kommt am häufigsten auf der rechten Seite vor, wahrscheinlich wegen der ansehnlichern Grösse und des stärkern Andrangs der Leber. Der Vf. nimmt einen doppelten Ursprung der Eventration an, indem entweder gar keine Unterleibswände gebildet waren, oder ein Bruchsack zerriss, was schon während des Fötuslebens geschehen könne. Als Arten des Nabelbruches werdeu festgesetzt: 1) der *einfache Nabelstrangbruch;* 2) der *zusammengesetzte Nabelstrangbruch*, der sich von dem einfachen nur durch den Umstand unterscheidet, dass zugleich der Nabelring erweitert ist, so dass nicht bloss ein Theil des Darmes, sondern auch andre Unterleibseingeweide vorfallen; 3) *Nabel-Bauchbruch*, wenn der Nabelring nicht bloss erweitert, sondern auch eingerissen ist. Nicht selten ist dabey zugleich die Brusthöhle offen. 4) *Bruch der weissen Linie*, ist bisweilen ohne oder mit Nabelbruch, aber von ihm getrennt, vorhanden. Dass in den Fällen, wo zugleich Nabelbruch vorhanden ist, die Zusammensetzung von einem Einreissen des Nabelringes und nachher erfolgtem partiellen Verwachsen des Risses herrühre, hält Rec. für eine unwahrscheinliche Behauptung. 5) Ob Bauchbrüche von blosser Erschlaffung der Muskeln, als

als Bildungsfehler, vorkommen, weiſs der Vf. nicht. — Zwey Fälle von Atresie des Afters. In dem einen war der Blinddarm gespalten. In beiden endigte ſich der Grimmdarm auf der linken Seite blind. Fälle dieſer Art kommen, nach des Rec. Erfahrung und nach einer ſorgfältigen Vergleichung von Beobachtungen andrer, weit häufiger, als die vor, wo die Unterbrechung der Continuität des Darmkanals durch Trennung des Dünndarms vom Grimmdarm entſteht, ungeachtet neuerlich, der Theorie zur Liebe, das Gegentheil behauptet und ſogar praktiſche Verfahrungsregeln daraus abſtrahirt worden ſind. Zwey ſehr intereſſante Fälle von *Verſchlieſsung des Afters mit ſtellvertretendem After.* In beiden fehlen After und Geſchlechtstheile, und iſt ein Nabelbauchbruch vorhanden. Der Grimmdarm iſt in beiden ein kurzer blinder Sack. In beiden öffnet ſich auf der linken Seite des Grimmdarms der dünne Darm an der vordern Fläche des Körpers, nur in dem einen zugleich über dieſem der dicke, ſtatt daſs er ſich in dem zweyten Falle in den Dünndarm einmündet. Für die Theorie der Bildungsgeſchichte des Darmkanals wichtig. Ob *Baillie* ſo ſehr Unrecht habe, wenn er bey Inverſion der Harnblaſe Mangel der vordern Wand derſelben annimmt, als der Vf. und andre glauben, weiſs Rec. doch nicht, da offenbar der vorhandene Theil derſelben viel zu klein iſt, um für die ganze Harnblaſe gehalten werden zu können, auch bey analogen Miſsbildungen, Bauch-, Bruſt-, Schädel-, Rückenſpalte, ſehr häufig ein Theil der intereſſirten Organe fehlt. Wie ſich die von dem Vf. als neue, noch bisher von niemand beſchriebene angeführte Bildungsabweichung der Harnblaſe, welche er als eine rautenförmige, an der vordern Fläche des Unterleibes liegende, mit einer callöſen Haut bedeckte, mit einem wulſtigen breiten Rande umgebne, zwiſchen Nabel und Schambein liegende Höhle beſchreibt, in welche ſich die Ureteren öffnen, von der gewöhnlichen Inverſion der Harnblaſe unterſcheidet, und warum hier, nicht aber, nach *Baillie*, überhaupt in ſolchen Fällen die vordere Wand der Harnblaſe fehlen ſolle, ſieht Rec. nicht ein. III. *Geſchlechtstheile.* In dem einen der beiden Fötus, bey welchen ſich der dünne Darm an der vordern Fläche des Unterleibes öffnet, erheben ſich an derſelben Stelle zwey ſolide Cylinder, höchſt wahrſcheinlich die Rudimente der Trompeten (oder der Uterushörner), nebſt den Ovarien. Bey einem von Hn. *Roſenmüller* unterſuchten zwanzigjährigen Teſticondus begab ſich ein zolllanger Fortſatz des Bauchfelles zum Hoden, war aber dennoch durchaus von deſſen Scheidenhaut getrennt. Der Bauchring fehlte durchaus. Der Hode lag zwiſchen dem äuſsern und innern ſchiefen Bauchmuskel. Die verſchiednen Arten der *Atreſie* der weiblichen Schamtheile, welche zuerſt in *vollkommne* (Verſchlieſsung) und *unvollkommne* (Verengung) getheilt wird, werden nach den verſchiednen Gegenden der Geſchlechtstheile gebildet. Zuletzt wird ein, vielleicht von niemand als dem Vf. geſehener, angeborner Vorfall der Scheide beſchrieben und abgebildet.

Wenn Rec. dieſer reichhaltigen Sammlung von Bildungsfehlern noch etwas wünſchte, ſo wäre es eine Anwendung derſelben auf die Entwicklungsgeſchichte und eine Vergleichung mit analogen Thierbildungen, indem dieſe beiden Punkte die intereſſanteſten in der Geſchichte der menſchlichen Miſsbildungen ſind, und gerade die hier beſchriebenen Bildungsfehler alle von der Art ſind, daſs ſie von ſelbſt zur Berückſichtigung derſelben leiten.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 4ten Julius ſtarb *Georg Friedrich Walther*, Königl. Sächſiſcher Hofrath und Hofbuchhändler zu Dresden, in einem Alter von 73 Jahren. Vergl. den 16ten Band des gel. Deutſchl.

Am 6ten Jul. ſtarb zu Paris der ordentl. Rath und General-Inſpecteur der kaiſerlichen Univerſität, *Balan*, alt 72 Jahr.

II. Ehrenbezeugungen.

Der Kaiſer von Oeſterreich hat den Prof. an der Akademie der oriental. Sprachen und Secretär bey der niederöſterreichiſchen Regierung, Hn. *Thomas Chabert*, zur Belohnung für ſeine dem Staate ſeit 23 Jahren geleiſteten Dienſte mit ſeinen Nachkommen in den öſterr. Adelſtand erhoben.

Hn. Prof. *Chladni* in Wittenberg hat die kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Turin zum Correſpondenten für die phyſ. mathematiſche Klaſſe, und die *Società italiana delle ſcienze, lettere ed arti* zu Livorno zum correſpondirenden Mitgliede für die Klaſſe der ſchönen Künſte aufgenommen. Für letztere lieferte er einen italieniſch geſchriebenen Aufſatz: *Sulla migliore maniera di eſporre l'acuſtica ne' trattati di fiſica.*

Von der Klaſſe der franz. Sprache und Literatur des kaiſerl. Inſtituts zu Paris iſt Hr. *Campenon* an *Delille's* Stelle zum Mitgliede erwählt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

Tübingen, b. Schramm: *Animadversiones ad antiquiorem Judaeorum historiam*, auctore *Jo. Frid. Gaab*, Philos. P. P. O. 1811. 47 S. 4.

Zerstreute Bemerkungen und Andeutungen über einzelne Gegenstände der jüdischen Geschichte, in 19 §§. unter des Verfassers Vorsitz von 8 Candidaten der Magisterwürde zu Tübingen vertheidigt. Mehrere derselben verdienen Aufmerksamkeit, und man muss bedauern, dass sie ihren Gegenstand öfter mehr berühren, als befriedigend ausführen und ergründen. §. 1. bemerkt, dass keiner der drey Namen: Israeliten, Juden und Hebräer ganz passe und frey von Zweydeutigkeiten sey, von dem letztern nimmt nämlich der Vf. an, dass er zu weit sey, und ausser den Israeliten auch Ismaeliten und Idumäer umfasse. Wurden alle Völker Hebräer genannt, welche Gen. 10, 21 von עבר abgeleitet werden, so gehörten auch die joctanitischen Araber hierzu; allein es ist auffallend, dass der Name nirgends *deutlich* in so weitem Sinne gebraucht wird, wiewohl 1 Mos. 10, 21 der Nachdruck auf: *alle* Söhne Ebers Aufmerksamkeit verdient. Auch die Classiker scheinen den Namen *nur* im engern Sinne zu gebrauchen, z. B. Pausan. 1, 6. 6, 24. 10, 12. Tacit. u. a. Anderer Unterscheidungen zwischen diesen Namen zu gedenken lag ausser dem Plane des Vfs. §. 3 enthält einige Momente gegen die Meinung der meisten Gelehrten und Kritiker, dass das Werk des Hecatäus Abdeentu über jüdische Geschichte, dessen Josephus und Eusebius erwähnen, von jüdischer Hand dem heidnischen Schriftsteller untergeschoben, auf jeden Fall von einem Juden verfasst sey, sollte man selbst einen Uebergang dieses Schriftstellers zum Judenthume annehmen müssen. Unter andern bemerkt der Vf., die allerdings parteyischen Lobeserhebungen der Juden habe Hecatäus aus seinem Umgange mit Juden, besonders mit dem Priester Ezechias in Aegypten, den er sehr hochschätzte, schöpfen können, und ihnen vielleicht zu vorschnell Glauben beygemessen; mehrere falsche historische Angaben, als z. B. dass die Juden von *persischen* Königen der Religion wegen verfolgt seyn, können weit eher von einem minder unterrichteten Ausländer, als einem Juden erwartet werden, worin man ihm sehr beystimmen muss. §. 6. handelt er von den Quellen der abgeschmackten Mährchen, die bey den Völkern des classischen Alterthums über die jüdische Geschichte und Religion umhergiengen, und bemerkt mit Recht, dass ein Theil derselben den Syrern zur Last fallen möchte, die unter Antiochus alles anwandten, die Religion der Juden dem Gelächter und der Verachtung preis zu stellen. Dahin gehört auch §. 17., wo bemerkt wird, dass die Stelle des Tacitus (*Historiar.* V, 4) keinesweges eine Anbetung des Eselskopfes enthalte, welche *Apion* beym Josephus (*contra Apion.* 2, 7) und Petronius *fragm.* 34. (nach *Scaligers* Verbesserung: *cilli*) verspotte, sondern nur das Aufhängen eines solchen als ἀνάθημα im Heiligthum, womit die Angabe von Kap. 5: *mente sola unumque numen intelligunt* allerdings bestehn könne. Ein, wiewohl nicht genügender, Erklärungsversuch findet sich bey *Filler* (*Miscellan. Sacra* III, 8). Minder glücklich, als die bisher gewöhnlichen Erklärungen, scheint es aber, wenn §. 18. der Vorwurf, dass sie den Himmel und die Wolken anbeteten, von dem Rauch im Heiligthum abgeleitet wird, welchen ein Fremder leicht aus Missverstand habe für eine Nachahmung der Wolken halten können. Dieses Räuchern in den Tempeln war ja etwas so Gewöhnliches, dass es schwerlich einem Fremden auffallen und solche Missdeutungen veranlassen konnte. — In den §§. 7 — 12, welche die verschiedenen Staatsveränderungen des israelitischen Volkes durchgehn, hat Rec. weniger der Auszeichnung Werthes gefunden. Daher nur noch einige Worte über §. 13, welcher einige Bemerkungen über die vielbesprochene Verwandtschaft der Juden und Spartaner (nach 1 Maccab. 12, 16 — 23. 14, 20 — 23, vergl. Jos. Archäol. 12, 4. 10. 13, 5. 8) enthält. Der Vf. behauptet zunächst, dass Josephus bey seiner Erzählung der Begebenheit noch andere Quellen als das Buch der Maccabäer oder vielleicht dieselbe, aus welcher der Vf. desselben schöpfte, vor Augen gehabt haben müsse, da er mehreres (z. B. den Namen Ἄρειος) richtiger hat, anderes hinzusetzt, z. B. den Boten Demoteles, die äussere Gestalt des Briefes, andres offenbar geschickter wendet, als jener z. B. den Ausdruck der Spartaner, dass sie der Bundesgenossen Eigenthum für das ihrige ansehn wollten, welcher sich im Buch der Maccabäer komisch genug ausnimmt. So richtig diese Bemerkungen sind, so ist doch auf der andern Seite nicht zu übersehn, dass Erweiterungen und Details einer ältern Begebenheit in spätern Schriftstellern nicht immer ein Beweis sind, dass diese andere und reichhaltigere Quellen benutzt, dass im Gegentheil die wie ein Schneeball wachsende Tradition so häufig den Mangel an gültigern Zeugen ersetze, und dass man vieles in den Schriften des Josephus am richtigsten aus dieser Quelle ableitet, dass gerade dieses zum Charakter des Josephus gehöre. Was den Gegen-

genstand selbst betrifft, so will der Vf. zwar zu den verschiednen Hypothesen keine neue hinzufügen, findet es aber doch weder unmöglich, noch unwahrscheinlich, dass wirklich Arius I. vor Sparta in einer bedrängten politischen Lage, und in dem (vielleicht durch einen Juden veranlassten) Wahn einer Verwandtschaft mit den Juden, sich an Onias gewandt habe; dass dieses Schreiben damals weniger berücksichtigt worden, aber nach 150 Jahren wieder hervorgesucht und von Jonathan benutzt worden sey. Da uns der Raum keine genauere Prüfung dieser Annahme erlaubt, will Rec. nur noch bekennen, dass ihm die einfachste Auflösung des Räthsels von *Gabler* am Ende des literarischen Anhangs zu der *Brunsischen* Abhandlung (Neuestes theolog. Journal Th. 8. S. 437.) angedeutet zu seyn scheint, dass sich nämlich der Verfasser des Buchs der Maccabäer durch die Vieldeutigkeit des Ausdrucks אחים, wofür die Juden die Spartaner erklärten, habe verleiten lassen, aus blofs *verbündeten* Völkern *verwandte* Völker von einerley Abstammung zu machen.

Hanau, b. dem Herausg., und in d. Buchh. des Waisenhauses: *Die Belagerung und Entsetzung der Stadt Hanau im dreyssigjährigen* (dreyssigjährigen) *Kriege.* Ein Beytrag zur Geschichte jener Zeiten nebst einer *Schilderung des Jahrfestes* (Jahrsfestes) *dieser Begebenheiten* vom 13ten Juny 1811, verfasst und herausgegeben von *Bernhard Hundeshagen.* 1812. 7 Bogen. 8. (8 gr.)

In der Stadt Hanau wird jährlich ein Fest zum Andenken an jene Drangsale, welche sie im dreysigjährigen Kriege bey ihrer Belagerung ausgestanden, und zugleich als Ausdruck der Freude, dass sie dieselben glücklich überstanden hatte, begangen, und der Vf. ergriff diese Gelegenheit, in gegenwärtiger Schrift „nicht allein die historischen Begebenheiten, deren Andenken in der jährlichen Begehung des Festes gefeyert wird, die Noth und Leiden der Voraltern, sondern auch die Feyer und die Freuden der Urenkel vor die Einbildungskraft der Leser zu bringen. . . Ehedem war dieses Fest durchaus nur ein streng angeordneter Buss-, Fast-, Bet- und Danktag; jetzt aber ist es nicht allein ein Erinnerungstag ausgestandener Gefahren und göttlicher Errettung aus denselben, sondern zugleich auch ein ländliches Freudenfest der Einwohner Hanau's und der umliegenden Gegend." Billig zerfällt daher diese Schrift, besonders zum Besten der Auswärtigen, denen die Beschaffenheit des Festes unbekannt ist, in *zwey* Theile: I. *Belagerung und Entsetzung der Stadt Hanau im dreyssigjährigen Kriege;* II. *Schilderung des Volksfestes vom dreyzehnten Juny in und bey der Stadt Hanau vom Jahr* 1811. Die Schriften, woraus der Vf. die Materialien für den *ersten*, oder eigentlich historischen Theil entlehnte, sind vorzüglich das *Theatrum Europ.* Tom. III. — *Besserers Beschreibung der Belagerung und Entsetzung Hanau's, den Nachkommen zum Andenken an der Voraltern Kummer und Noth, und wie sie Gott aus solchem Trübsal gnädig errettet* 1656. — *J. D. Hake's* 1696 erschienene lateinische Rede über die Schicksale der Stadt Hanau im Verlaufe des dreyssigjährigen Krieges. — *J. P. Breidensteins die traurigen Schicksale der Stadt Hanau in dem dreyssigjährigen Kriege, und ihre neunmonatliche Belagerung und glückliche Befreyung;* — und endlich das *Hanauer Magazin vom J.* 1778. Andere, besonders handschriftliche, Quellen flossen sehr sparsam. Selbst die Archive des Landes, und der erloschenen gräflichen Familie haben nur wenige Verhandlungen, die Rathsprotokolle der beiden Städte Hanau wenig Erzählbares bemerkt. Dessen ungeachtet fanden wir in dieser Schrift manchen interessanten Umstand angegeben, und was der Vf. erzählt, trägt er mit Kraft, und in einer Schreibart vor, die sich über die gemeine vortheilhaft erhebt, ohne darum an Popularität zu verlieren. Das Fest selbst wird erstens in den Kirchen mit Gesang, Predigt und Gebet, und alsdann in dem benachbarten sogenannten Bamboy-Walde, der mit Krämer-, Taschenspieler- und Lustigmacherbuden, mit Kaffeehütten und Traiteursgezelten, Tischen und Bänken dicht besetzt ist, unter fröhlichem Schmauss, Spiele, Musik, Tanz und lärmendem Jauchzen der Einwohner gefeyert. Doch klagt der Vf, dass die Dauer dieser Lustbarkeit gemeiniglich über die Grenzen der Billigkeit verlängert werde, und dass das Fest in Völlerey und Unsittlichkeit ausarte. Am Ende sind noch einige Schlussbemerkungen beygefügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in allen Buchh.: *Rosen und Dornen* für das Jahr 1811. VIII und 156 S. 8. (12 gr.)

Ebendas.: *Rosen und Dornen* für das Jahr 1812. mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 157—316. 8. (12 gr.)

Der Vf. und Herausgeber dieser Zeitschrift, *P. J. Döring* zu Frankfurt am Mayn, hat keine eigentlich wissenschaftliche Bildung erhalten, sondern sich durch Lectüre und Nachdenken eine Anzahl von Kenntnissen erworben, die er durch äussere Umstände aufgefordert, zur Schriftstellerey benutzt. Es ist sehr zu billigen, dass er, anstatt nach dem Beyspiel mancher, schlechte Romane in die Welt zu senden, sich die Verbreitung ernster und nützlicher Einsichten zum Zweck machte, und wir können ihm das Zeugniss geben, dass er es im Schreiben auch zu einem Grade von Leichtigkeit und Gewandheit gebracht habe, wovon unter andern besonders die Aufsätze: *Ueber Conscription* u. s. w. und: *Warum tragen die Männer keine Bärte*, im *ersten* Stücke einen Beweis liefern. Für Leser, besonders aus der nicht gelehrten Klasse und von nicht zu hohen Ansprüchen, ist seine Zeitschrift vor mancher andern als eine nützliche, zum Selbstdenken auffordernde Lectüre zu empfehlen. Freylich wäre zu wünschen, dass er den

Plan

Plan derselben noch bestimmter auf jene Klasse von Lesern angelegt und sich zur Abfassung mancher Aufsätze noch mehr vorbereitet hätte. Es ist löblich, dass der Vf. als Denker seinen Weg zu gehn sucht, aber seine Kräfte entsprechen dem Willen nicht ganz, und wir müssen ihm deshalb Zurückhaltung empfehlen. Bey mehrern Aufsätzen von allgemeinerm Inhalt ist entweder der Gesichtspunkt von welchem ausgegangen wird, unbestimmt und schwankend, oder der Vf. schweift von seinem Zwecke ab und verliert ihn aus den Augen. Zur Berichtigung oder weitern Discussion eignet sich manches, aber wir können diess nur im Allgemeinen bemerken, theils weil die Gegenstände ohnehin zu den vielbesprochenen gehören, theils, weil wir nicht allemal wissen, was dem Vf. eigen oder von andern Denkern entlehnt ist. Wir wollen deshalb lieber aus einem speciellern Aufsatze des Vfs., *über Zeitungen*, einiges zur Probe anführen. „Jede Zeitung (doch ist eigentlich von politischen die Rede) ist der Verkündiger der Tagesgeschichte des Weltgangs. Aber wenn sie der Tendenz einer Zeitung vollkommen entsprechen soll, muss sie fliessend, kraftvoll, ohne poetisch, verständlich, ohne gemein zu seyn, vorgetragen seyn. Versteht der Vf. zu Zeiten eine anziehende Anekdote, oder etwas, das zur Warnung und Belehrung des Lesers nützlich ist, passend einzuweben, so hat sie sowohl für das Ganze, als für den Einzelnen Interesse." (Rec. glaubt allerdings, dass auch Anekdoten, die blofs zur Unterhaltung dienen, so bald sie nur wirklich neu sind und in die Tagesgeschichte gehören, in einer Zeitung Platz finden können. Aber alte, längst anderswo gedruckte Anekdoten oder Brocken aus der frühern Geschichte, die mit den neuen Ereignissen nicht in nothwendiger Verbindung stehen, in die Tagesblätter aufzunehmen, heisst doch die Planlosigkeit und Verletzung des Angemessenen und Zweckmässigen zu weit treiben. Für viele Leser mag so etwas allerdings immer *neu* seyn, aber unter diesem Vorwande könnte man auch die sämmtlichen wissenschaftlichen Disciplinen in Zeitungen abhandeln; sie würden solchen Lesern ebenfalls neu seyn.) Weiterhin sagt der Vf.: „Jede Zeitung muss ihrer Einrichtung und Vortrag nach immer Original seyn." Das ist sehr unbestimmt ausgedrückt oder falsch. Es ist genug, wenn sie einen Fond eigner Nachrichten hat, und nebenbey das Bedeutende aus andern Zeitschriften möglichst vollständig liefert. Die öffentlichen Actenstücke kann sie unmöglich alle zuerst enthalten, sie muss sie aus andern officiellen Blättern entlehnen, ohne den Vortrag zu ändern, und kann schon deshalb nicht immer Original seyn. Wenn der Vf. ferner sagt: Wir haben *jetzt* vortreffliche Zeitungen und Tagesblätter: so lässt sich erinnern, dass unser jetziges gesammtes Zeitungswesen gerade in einigen wesentlichen Punkten dem frühern nachstehe. Und was die Tagesblätter betrifft, so wäre es arg, wenn unter der grossen Menge derselben nicht einige gute seyn sollten. — Zuletzt müssen wir noch der Verstösse gegen Construction und Grammatik, so wie besonders gegen den Wohlklang der Sprache erwähnen, die sich in einigen Aufsätzen nur selten, in andern aber (z. B. in dem Aufsatz: *Was ist Armuth?* gleich anfangs) desto zahlreicher finden, so dass der Vf. wohl thäte, in dieser Absicht den Beystand eines Unterrichteten zu benutzen.

Tübingen, b. Cotta: *Badebelustigungen*, von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 1810. 115 S. 8. (16 gr.)

In einer geharnischten Vorrede entschuldigt sich der Vf., dass er als Geistlicher ein scherzhaftes Buch geschrieben habe. Man sollte doch nicht meynen, dass noch in unsern Tagen eine solche Entschuldigung nöthig sey, und man unschuldige Scherze im Kreise des geselligen Lebens den Verkündern der Religion der Liebe und sanften Freude missdeuten solle. Ein Buch fröhlichen Sinnes zu schreiben verdenken wir also wenigstens dem Vf. nicht, aber ob eben das vor uns liegende seinen Ruf als humoristischen Schriftsteller begründen dürfte, zweifeln wir fast. Unter dem Titel, Belustigungen, erwartet man unstreitig etwas andres als hier gegeben wird: denn der grösste Theil des Werkchens besteht in Wort-Zergliederungen und Distinctionen, die nicht selten etwas gewaltsam sind. Ueberhaupt scheint die Heiterkeit die darin herrschen soll, nicht rein aus dem Herzen geflossen, sondern etwas mühsam erkünstelt zu seyn, und da sie nur im ersten Falle im Gemüthe der Leser gleiche Stimmung hervorbringen kann, so ist fast zu fürchten, dass die meisten diess Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen werden.

Man findet darin 1) einen Bericht über eine Bade- und Brunnen-Session, wobey die Begriffe von artig und hübsch, bey Mädchen, Frauen und Männern, schön, liebenswürdig, interessant und reizend schön auseinander gesetzt und mit Beyspielen erklärt werden. Hierauf folgt 2) das Geschlechtsregister der Herzigen, ein synonymistischer (synonymischer) Versuch. Man findet die Unterschiede von hochherzig, freyherzig, biederherzig, tiefherztg, grosherzig, grossmüthig, edelherzig, kleinherzig, kleinmüthig, feigherzig, engherzig, weichherzig, flachherzig, doppelherzig, treuherzig, offenherzig, gutherzig, gutmüthig, schwachherzig, bösherzig, falschherzig, mattherzig, frischherzig, weichherzig, kaltherzig und barmherzig zergliedert. Es fehlt nicht an guten Bemerkungen, aber das Ganze ermüdet am Ende, wenigstens in dieser halbphilosophischen Behandlung. 3) Ueber weibliche Grazie. Ein sehr guter Aufsatz. 4) Apologie der Koketterie. Eine Rede vor einer Versammlung von Damen gehalten, und zum Gegensatze 5) Vorlesung über einige seltne Gegenstände aus der Männerwelt, nämlich Stutzer, Hasenfüsse, Laffen, Gecken und Narren. Hie und da mit Laune, aber oft etwas matt. 6) Tannfeld. Reisepartie zu diesem Landsitze der Prinzessin Dorothea von Curland. Sehr unbedeutend. Es scheint als habe der Vf. bloss der Dem. H. ein Compliment sagen wollen.

Zu-

Zuletzt 7) Thuiska an Julien. Briefe der erstern über ihre Liebesintrigue mit Falkner. Der Liebende ist überzart, die Dame zu Ohnmachten geneigt. Die Charaktere haben keine Wahrheit, und nur diess könnte der höchst einfachen Verwicklung Werth und Leben geben. Falkners Sonnette sind rauh, besonders das (S. 106.), wo die Zeilen unangenehm in einander greifen. Weitherzig oder vielherzig ist der Liebende auch, wenn er S. 97. singt:

Noch heute führt' ich, unter Gottes Sternen
entschlummert, Deine Hand zu meinem Herzen
und tausend schlugen Dir im engen Raume.

Sonderbar sagt Thuiska (S. 94.), ein Weib ist gerad so viel werth, als eine Welt, oder ein Mann!! Der Vf. hat überhaupt sonderbare Ausdrücke. S. 21 macht ihm eine Dame einen Finger, S. 64. gar eine Faust, und S. 80. begegnet ihm ein künstlich angelegter Teich mit einer Insel.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Gelehrte Gesellschaften.

Halle.

In hiesiger *naturforschenden Gesellschaft* hielten seit dem Anfange dieses Jahres bis Ende Monats Junius folgende Mitglieder Vortrag: 1) Hr. Procur. *Keferstein:* über die Kenntniss des Silbers und Quecksilbers bey den Griechen und Römern; in zwey Sitzungen. — 2) Hr. Dr. *Schwedler:* über die Fragen: ist die geistige Welt ein Gegenstand der Physik, und kann aus den Erscheinungen des thierischen Magnetismus ein wissenschaftlicher Gewinn für die Seelenkunde hervorgehen? — 3) Hr. Dr. *Buhle:* über den höckrigen Laufkäfer *(Carabus gibbus).* — 4) Hr. Präs. *Zepernick:* über eine noch zweifelhafte Versteinerung, unter dem Namen Vogelzungen oder Vogelschnäbel bekannt. — 5) Hr. Prof. *Sprengel:* über die bisherigen Lehrgebäude der Classification des Thierreichs; in zwey Vorlesungen. — 6) Hr. Buchh. *Hendel* sprach zum Andenken eines der ältesten Gesellschaftsmitglieder, des am 26sten December v. J. verstorbnen *Joh. Gottfr. Hübner's*, Inspector des hiesigen akademischen Naturalienkabinets. — 7) Hr. Insp. *Bullmann* beurtheilte ältere und neuere Meinungen über Natur und Entstehung des Mutterkorns; in zwey Vorträgen. — 8) Hr. Dr. *Germar* sprach über das fossile Mammuth *(Mastodon ohioticum Cuv.)*, dessen Unterschied von dem früher damit verwechselten fossilen Elephanten *(Elephas mammonteus Cuv.)* und den Unterschied beider von unserm jetzigen Elephanten. 9) *Derselbe:* über den Feldspath. — 10) Hr. Prof. *Kastner* fieng den 20sten März an seine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Lehre vom Galvanismus zu entwerfen; am Stiftungstage (den 3ten Julius) setzte er diesen Vortrag fort. — 11) Hr. *Zschorn:* über die Erscheinungen, welche in den Verwandlungsperioden der Insecten beobachtet werden. — 12) Hr. Salinen-Assist. *Wille:* über die Siedung des Salzes mit den wenigsten Kosten. — 13) Hr. Brigadeförster *Diederichs:* über das technische Verfahren beym Kohlenschweelen. — 14) Hr. Provisor *Stolze:* über den chemischen Gehalt des Pollens. — 15) Hr. Dr. *Schwedler:* über zwey Mondregenbogen.

In diesem halben Jahre erhielten das Aufnahme-Diplom, als auswärtige Mitglieder: Hr. Oberbergmeister *von Veltheim* in Eisleben, Hr. Dr. und Münzwardein *Jordan* zu Clausthal, Hr. Dr. *Hoffmann*, Edelstein-Inspector in Freyberg, Hr. Canton-Maire *Heumann* zu Ilefeld, und Hr. Kupferstecher *Sturm* in Augsburg.

Zu hiesigen vortragenden Mitgliedern wurden aufgenommen: Hr. Salinen-Assist. *Wille*, Hr. Schullehrer *Zschorn*, Hr. Brigade-Förster *Diederichs*, Hr. Dr. Medic. *W. Niemeyer*, Hr. Provisor *Stolze* und Hr. Dr. Medic. *Franke*. Durch einen frühen Tod verlor die Gesellschaft in dem neu aufgenommenen Dr. *Hoffmann* in Freyberg ein sehr vielversprechendes Mitglied.

Am 3ten Julius feyerte die Gesellschaft ihren 35sten Stiftungstag. Sie hielt eine allgemeine Versammlung, welcher auch mehrere hiesige Gelehrte beywohnten. Der zeitige Secretär, Hr. Inspector *Bullmann*, erstattete Bericht über alle Geschäfte, welche er seit der letzten Jahresfeyer im Namen der Gesellschaft besorgt hatte, über die eingegangenen Abhandlungen, gehaltenen Vorträge und den Gesellschaftsereignissen; der Bibliothekar, Hr. Buchh. *Hendel* verlas das Verzeichniss der Bücher und Naturalien, mit welchen die Gesellschaftsversammlungen in diesem Jahre beschenkt waren, und Hr. Professor *Kastner*, der schon am 20sten März d. J. angefangen hatte, der versammelten Gesellschaft eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Lehre vom *Galvanismus* im freyen Vortrage zu entwerfen, setzte diesen Vortrag auf gleiche Weise fort, und schloss denselben mit einer diesem Tage und der Versammlung sehr angemessenen Rede.

II. Todesfälle.

Am 28sten August starb zu Meissen der durch seine Ausgaben des *Mela* und *Strabo* bekannte Rector und erste Professor der Landschule zu St. Afra, *M. Karl Heinr. Tzschukke*, im 67sten Jahre seines Alters.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: *J.* und *K. Wenzel's* u. s. w. Prodromus eines Werkes über das *Hirn der Menschen und der Thiere.* 1806. 38 S. 4.

Ebendas.: J. et *C. Wenzel de penitiori structura cerebri hominis et brutorum.* 1812. XIV u. 354 S. Fol. Mit 15 Kpfrn.

Während *Reil* und *Gall* vorzüglich das innere Gewebe, den organischen Zusammenhang der mannichfachen Gebilde des Nervensystems im Allgemeinen und des Gehirns insbesondere und die Bedeutung derselben zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen, bemühten sich die Vff. der vorliegenden, zum Theil wenigstens wichtigen, Werke, die noch in der Kenntniss der äussern Form Statt findenden Lücken auszufüllen und von dieser Seite die Kenntniss des Gehirns der Vollendung zu nähern. Das erste Werk kommt mit dem zweyten, von welchem es in der That eine Anzeige ist, in Hinsicht auf die Art der Behandlung des Gegenstandes und die Anordnung vollkommen überein, macht dasselbe aber auch dem Leser, dem es nur um den Auszug zu thun seyn möchte, keineswegs entbehrlich, indem, wenn gleich mehrere Abschnitte desselben den Inhalt der gleichnamigen des grössern auszugsweise enthalten, mehrere und sehr wichtige doch nur die Gegenstände historisch angeben, welche die ihnen entsprechenden des grösseren Werkes abhandeln, so dass die Anzeige beider Werke nicht etwa als ein Auszug aus dem Prodromus anzusehen ist.

I. *Körperchen an der äussern Hirnhaut und unter ihr zu beiden Seiten der grossen Sichel.* Diese Körperchen, die sogenannten Pachionischen Drüsen, sind nach den Vff. keine wesentlichen Theile des Gehirns. Sie finden sich nicht beständig und nicht in allen Lebensperioden. Dem Fötus fehlen sie durchaus, und auch vor dem dritten Lebensjahre findet man sie nur selten. Ihre Zahl und Grösse ist fast immer in dem Masse beträchtlicher, als das Subject älter ist. Am häufigsten finden sie sich oben und hinten neben dem grossen Längenblutleiter, selten vorn. Unter 64 Hirnen wurden sie nur viermal an andern Stellen gefunden. Der Sitz derselben ist immer die Gefässhaut, nie weder die harte Haut, noch die Schleimhaut, auf welchen sie nur erscheinen, wenn sie sich durch vermehrtes Wachsthum durch die Substanz derselben einen Weg bahnen. Hier findet man sie daher nur bey ältern Personen. Gewöhnlich nehmen sie den Umfang grösserer Venenstämme ein, ja sie scheinen gerade aus diesem Grunde sich in der Mitte und nach hinten in grösster Menge zu finden. Gewöhnlich stehen sie in Häufchen zusammen. Ihre Gestalt und Grösse ist äusserst unbeständig, und variirt selbst in demselben Subjecte. Ihre Substanz ist gerinnbare Lymphe, und zwischen ihnen und der zwischen der Gefäss- und Schleimhaut ergossenen Flüssigkeit, so wie dem Zustande der Schleim- und Gefässhaut, findet eine constante directe Beziehung Statt, so dass, wo sie in geringer Menge vorhanden und weich, weisslich sind, wenig und durchsichtige Lymphe ergossen ist und die Häute normal sind, diese dagegen verdickt, gelb, verwachsen erscheinen, und trübe, dicke Lymphe zwischen sich enthalten, wenn jene Körperchen zahlreich, hart und gelb sind. Sie erleiden also dieselben Veränderungen, welche die gerinnbare Lymphe erleidet, und scheinen ausserdem auch darum geronnene Lymphe zu seyn, weil sie unter Bedingungen, welche Congestionen zum Kopfe begünstigen, im Alter, und bey Menschen, deren Hirn dauernd afficirt war, am häufigsten vorkommen. Gefässe enthalten sie nie. Unter mehrern von ihnen untersuchten Thieren fanden sie die Vff. nicht beym Schafe, Kalbe, Pferde, Schweine, Hunde und Kaninchen. Nur bey der Katze sahen sie etwas ähnliches. Rec., dessen Beobachtungen mit denen der Vff. vollkommen übereinstimmen, sahe sie auch bey der Katze nie, und setzt noch zu den von ihnen untersuchten Thieren, welche derselben ermangeln, die *Musteln*, wenigstens *M. foina* und *M. lutra*, den *Igel*, den *Maulwurf*, den *Hamster*, bey deren Untersuchung er diese Körper berücksichtigte.

II. *Vergleichung der allgemeinen Form des grossen und kleinen Hirns des Menschen mit der allgemeinen Form derselben bey den Säugthieren, Vögeln und Fischen.* Der Mensch, die übrigen Säugthiere und die Vögel unterscheiden sich von einander viel weniger durch die Bildung des grossen, als die des kleinen Gehirns; dagegen sprechen sich im kleinen Gehirn die Uebergänge von den Vögeln bis zum Menschen aus. Ein Satz, welchen Rec. kaum unterschreiben möchte! Das Gehirn der Fische hat keine allgemeine Form, und selbst verschiedene Arten desselben Geschlechts weichen bedeutend von einander ab. Die einzig constanten Bedingungen sind die Anwesenheit eines Paares von Riechnervenfortsätzen und eines andern, an der Grundfläche des Gehirnes befindlichen, Paares, die in Hinsicht auf Zahl, Gestalt und Lage immer dieselben sind. Auch mit dieser Behauptung stimmen vielfältige Untersuchungen des Rec. nicht überein. Die Riechnervenknoten variiren bedeutend. Jenes zweyte

zweyte Paar Körper bietet gleichfalls zwar weniger, aber doch auch Verschiedenheiten dar. Als den Theil, welcher den wenigsten Verschiedenheiten unterworfen ist, hat man nach seinen Untersuchungen offenbar den hinter den Riechnervenknoten befindlichen, welcher den Hemisphären entspricht, anzusehen. Ueberhaupt ist die Zahl der untersuchten Fischgehirne sehr gering und die Beschreibung sehr mangelhaft, weit unvollkommner als das, was selbst *Cuvier's* Handbuch über diesen Gegenstand enthält.

III. *Furchen und Windungen im Gehirn des Menschen und der Säugthiere.* Die Furchen und Windungen der Thiergehirne sind weit symmetrischer und constanter, als beym Menschen. Das Schwein und Pferd machen durch partielle Asymmetrie den Uebergang von den übrigen Thieren zum Menschen. Beides Bemerkungen, welche mit der Natur übereinkommen, aber schon von *Vicq d'Azyr* (*M. de Paris* 1783. p. 470 und 483.) gemacht worden, und in physiologischer Hinsicht in so fern wichtig sind, als sie den neuerlich aufgestellten falschen Satz widerlegen helfen, dass die Bildung desto symmetrischer ist, je höher der Organismus gesteigert ist. Dass auch bey denjenigen Säugthieren, deren grosses Gehirn keine Windungen hat, das kleine doch damit versehen ist, und dass diess namentlich auch für den *Maulwurf* gilt, stimmt völlig mit des Rec. Beobachtungen, und ist in so fern merkwürdig, als die Unrichtigkeit der von *Daubenton* (*Buffon hist. nat.* T. VIII. p. 94.) gegebnen Beschreibung des kleinen Gehirnes des *Maulwurfs*, der zu Folge hier die Furchen fehlen sollten, bis jetzt noch von Niemand gerügt worden ist.

IV. *Mikroskopische Untersuchung des Menschen-, Säugthier-, Vogel- und Fischgehirns und Vergleichung der Structur des Gehirns und der Nerven mit der Structur der Leber, Milz, Nieren und Muskeln des Menschen.* Das ganze Nervensystem besteht aus Kügelchen oder Zellen, welche wieder aus dem äussern, aus Zellgewebe gebildeten Ueberzuge und der in diesem enthaltnen Substanz zusammengesetzt sind, und die in allen Gegenden des Nervensystems desselben Thieres an Grösse übereinkommen, in den verschiednen Thieren aber und in den verschiednen Lebensperioden desselben Thieres constant, und, wie es scheint, im directen Verhältnisse mit der Grösse des Thieres differiren. Beobachtungen, welche mit den neuern von *Barba*, die auch Rec. bestätigt gefunden hat, übereinkommen. Dass aber dadurch nicht, wie die Vff. besonders im Prodromus zu glauben scheinen, bewiesen werde, dass der faserige Bau des Gehirns u. s. w. nicht existire, braucht Rec. kaum zu bemerken, da sie ja selbst die Fasern der Muskeln aus Kügelchen gebildet fanden.

V. *Untersuchungen des Gehirns im gefrornen Zustande.* Da kein Anatom die *Gennari'schen* Versuche mit dem gefrornen Gehirn, aus welchen dieser die Existenz von mit Lymphe angefüllten, zahlreichen und engen Lücken in der Substanz des Gehirns folgerte, wiederholt und geprüft zu haben schien, so unterzogen sich die Vff. dieser wenig belohnenden Arbeit; ziehen aber aus ihren Versuchen den Schluss, dass jene mit Eisblättchen angefüllten Gänge nur Producte des Frostes sind, worin ihnen wahrscheinlich, schon ehe sie ihre zahlreichen Prüfungsversuche bekannt machten, die meisten Anatomen beygestimmt haben werden. Indessen glaubt Rec. doch, dass die von *Gennari*, den Vff. und ihm selbst in dieser Hinsicht beobachteten Erscheinungen mit der Faserung des Gehirns in Beziehung zu stehen scheinen.

VI. *Hängt die graue Substanz im äussern Umfange des Gehirns mit der, welche die im Innern desselben befindlichen Theile bildet, zusammen oder nicht?* Nach der Vff. Meinung ist diese Frage noch nicht zur Sprache gekommen. Indessen ist das ein Irrthum. *Ludwig* sagte schon (*De cinerea cerebri substantia* Lips. 1779. p. 10. 11.): „*Sed quaestio moveri posset, utrum haec inter se cohaereret substantia, an quilibet locus cinereus ab altero separatus esset,*" nachdem er bemerkt hatte, dass durch das ganze grosse und kleine Gehirn Marksubstanz verstreut sey, und entschied in Hinsicht auf die innern Anhäufungen von grauer Substanz für die Affirmative, indem die gestreiften Körper mit den Sehehügeln, der Hirnknoten mit dem verlängerten Marke, die Vierhügel mit andern Theilen des Gehirns genau verbunden seyn, bemerkte aber ausdrücklich, dass die äussere graue Substanz nicht mit der inneren zusammenzuhängen scheine, wenn es gleich möglich sey, dass durch feine Einspritzungen ein solcher Zusammenhang vielleicht darzuthun sey. *Vicq d'Azyr* dagegen erklärte sich richtiger für die entgegengesetzte Meinung, indem er in seinen Aufsätzen über das Gehirn (*Mém. de l'ac. des sc. de Paris* 1781. p. 507.) sagt: „*Je ne peux m'empêcher d'être d'un avis different; la substance grise de la protubérance annulaire, celle des corps olivaires n'a aucune communication avec les portions de même substance plus eloignées; je ne crois pas même que la substance grise des corps striés ait en aucun point une connexion immédiate avec celle des circonvolutions supérieures du cerveau; et je regarde comme démontré, que dans plusieurs régions de ce viscère l'on trouve de la substance grise isolée et environnée de toutes parts par la substance blanche.*" Die Beobachtungen der Vff. enthalten nur eine Bestätigung des hier Gesagten.

VII. *Die erste Hirnhöhle oder die Höhle der Scheidewand im Menschen und den Säugthieren.* Statt dass man bisher diese mit dem Namen der fünften belegte, nennen die Vff. sie die erste. Die Grösse und Form derselben variirt bedeutend, unabhängig vom Alter; indessen ist er immer vorn weiter als hinten, beym Kinde verhältnissmässig kürzer und weiter, als beym Erwachsenen. Rec. setzt hinzu, dass er sie beym Fötus und Kinde immer verhältnissmässig geräumiger fand. Vorn und hinten endigt sie sich fast immer mit einer Grube, deren Spitzen einander entgegengewandt sind, und von denen die vordere zu einem feinen Kanal führt, der sich gegen die dritte Hirnhöhle herab erstreckt, ohne dass mit Gewissheit dadurch ein Zusammenhang zwischen beiden hervor-

ge-

gebracht würde, indem das Durchdringen von Borsten natürlich nichts beweist. Bey Thieren fanden die Vff. diese Höhle kleiner und tiefer liegend, womit die Untersuchungen des Rec. übereinstimmen.

VIII. *Ueberzug der Hirnhöhlen und der darin gelegenen Theile. Saum des gerollten Wulstes. Grenzstreif zwischen den Seh- und gestreiften Hügeln* (Hornstreif). *Markige Leiste längs dem innern Rande des Sehhügels.* Dass die Hirnhöhlen, auch die Höhlen der Scheidewand mit einer feinen Membran überzogen sind, ist, ungeachtet auch noch sehr geachtete neuere Schriftsteller das Gegentheil behaupten, nicht, wie das Stillschweigen der Vff. anzudeuten scheint, eine neue Thatsache. Die meisten leiteten diesen innern Ueberzug von der Gefäshaut her, *Bichet* dagegen hat in seiner Abhandlung über die Häute, nach des Rec. auf eigne Untersuchungen gegründete Ueberzeugung, sehr wohl erwiesen, dass er mit der Schleimhaut zusammenhängt. Auf den merkwürdigen Zusammenhang dieser innern mit den äussern Bedeckungen nehmen die Vff. keine Rücksicht, sondern beschreiben nur die verschiedne Dicke und Leichtigkeit der Trennung desselben von den verschiednen Theilen der Hirnhöhlenwände. Der *Hornstreif (Taenia semicircularis)*, der *eingelegte Streif* und der *Saum des Wulstes* sind nach den Vff. dem Wesen nach eins, indem alle durch den innern Ueberzug gebildet werden. Doch reicht dieser Umstand wohl schwerlich zur Führung des Beweises für diese Identität hin, und man fühlt sich wohl kaum geneigt, diese Annahme gelten zu lassen, wenn man erwägt, dass, nach der Vff. eigner Angabe, der *eingelegte Streif* und der *Saum* Mark, der *Hornstreif* in der Kindheit gewöhnlich nur eine Vene, ausserdem späterhin mehr oder weniger *geronnene Lymphe* enthalten. Mit demselben Rechte könnte man ja alle in den Hirnhöhlen enthaltenen Theile, ihre Substanz möchte noch so verschieden seyn, für identisch halten, weil alle von der innern Membran überzogen werden! Uebrigens fand Rec. die Bemerkung der Vff., dass die Farbe und Consistenz des Hornstreifs im Allgemeinen nach dem Alter, ausserdem aber auch nach gewissen Umständen, vorzüglich je nachdem Congestionen nach dem Kopfe vorhanden gewesen waren, variiren, und dass der eingelegte Streif sich beym Erwachsenen weit stärker als früher emporhebt, gegründet. Eben so fand Rec. auch bisweilen auf der obern Fläche des Sehhügels einen zweyten longitudinalen Markstreif. Der Ueberzug der Hirnhöhlen ist bey den meisten Säugthieren dicker, als beym Menschen; eben so ist der Hornstreif und der eingelegte Streif bey den grössern absolut, bey den kleinern verhältnissmäsig dicker und immer weiss, der Saum des Wulstes dagegen kleiner.

IX. *Gefaltetes Hirnadernetz.* Als eine, von ihren Vorgängern übergangene, aber constante Bedingung geben die Vff. die Anschwellung des Hirnadernetzes an der Stelle an, wo es aus dem Seitenhorn der grossen Hirnhöhle aufsteigt, die sich ausserdem in seinem ganzen Verlaufe nirgends findet und im Normalzustande aus erweiterten und stärker gewundnen Gefässen besteht, häufig aber, selbst bey jüngern Subjecten, sehr kleine, weissliche Flecken oder rundliche Körperchen enthält, bey Greisen, vorzüglich nach häufigen Congestionen zum Kopfe, hart, dick, undurchsichtig ist, Veränderungen, die unstreitig in dem Gerinnen ergossener Lymphe begründet sind. Aber auch das Verdienst dieser Entdeckung gebührt *Vicq d'Azyr*, der ausdrücklich (a. a. O. S. 541.) sagt: *La région dans laquelle le plexus choroide a le plus d'epaisseur, est celle où il se recourbe en arrière au niveau des prolongemens postérieurs des ventricules latéraux; là, le plexus choroide forme un paquet considérable, et il est toujours facile d'y distinguer* etc., worauf die genauere Beschreibung seiner Structur folgt, in welcher er zwar nicht so genau die Bedeutung der Knötchen angiebt, aber doch ausdrücklich bemerkt, dass er sie durchaus für keine drüsigen Körperchen halte.

X. Bemerkungen über *Caldani's* Versuche und Beobachtungen in Bezug *auf den Theil des Gehirns, in welchem sich die Markfasern desselben vorzüglich kreuzen.* Gegen *Caldani's* Behauptung, dass der Grund der Lähmung der einen Körperhälfte, wenn eine sichtbare entfernte Veranlassung dazu im Gehirn vorhanden ist, immer in einem Leiden des gestreiften Körpers der entgegengesetzten Seite enthalten, und dass daher die gestreiften Körper für diejenigen Stellen angesehen werden müssen, in welchen vorzüglich die Kreuzung der Markfasern Statt habe, führen die Vff. einige Fälle an, wo sie mit Integrität dieses Körpers, aber anderweitiger materieller Läsion Lähmung der entgegengesetzten Körperhälfte beobachteten, erklären sich aber mit Recht gegen die Caldani'sche Folgerung, indem nach *Santorini's* Beobachtungen die Kreuzung unter den Pyramiden geschehe. Die Häufigkeit der Läsion des gestreiften Körpers, namentlich seines hintern Theiles, erklären sie aus der Weichheit desselben.

XI. *Vereinigungsstelle der Sehnerven.* Sowohl die Untersuchung des normalen als des abnormen Baues der Sehnerven veranlassen die Vff., eine partielle Kreuzung der Sehnerven anzunehmen. Aus den Untersuchungen von dreyzehn Gehirnen solcher Personen, die längere oder kürzere Zeit auf einem oder beiden Augen blind gewesen waren, ziehen sie merkwürdige allgemeine Resultate über die Veränderungen der Sehnerven unter diesen Bedingungen. Blindheit hat nicht immer Veränderung der Sehnerven oder der Sehehügel zur nothwendigen Folge. Oft ist nur der Nerv derselben Seite, sowohl vor als nach der Kreuzung, selbst der Sehhügel derselben Seite alienirt. Zuerst wird die Form, später erst die Mischung des Nerven verändert. Er wird erst kürzer und schmäler, dann hart, etwas durchsichtig, hornartig. Erst nachdem die Blindheit länger gedauert hat, bey Jüngern gewöhnlich schneller als bey Aeltern, wird auch die Kreuzungsstelle, dann der hinter derselben befindliche Theil des Sehnerven, endlich auch der Sehhügel, entweder nur der entgegengesetzte, nur der derselben Seite, oder beide zugleich, Bedingungen,

gen, deren Möglichkeit in der Partialität der Kreuzung begründet find, alienirt. Der gefunde Nerv und Sehhügel erfcheint bisweilen deutlich gröfser und vollkommner, als gewöhnlich. Bisweilen ist bey Blindheit mit bedeutend krankhafter Befchaffenheit des zwifchen der Vereinigungsftelle und dem Auge befindlichen Theiles des Sehnerven der jenfeit jener Stelle befindliche Theil deffelben gefund, während einer oder beide Sehhügel oft bedeutend afficirt find. Zuerft und am gewöhnlichften werden diefe flacher, felten, faft nie, kürzer. Bisweilen fpricht fich das Leiden auch blofs durch Umwandlung ihrer äufsern weifsen Farbe in graue aus. Bisweilen ift ein Sehhügel gefchwunden, der von ihm ftammende Sehnerv aber gröfser, als gewöhnlich, und umgekehrt.

XII. *Verbindung der Sehhügel an ihrer innern Fläche beym Menfchen und den Säugthieren.* Die Sehhügel find bey den letztern in einer weit gröfsern Strecke verbunden, als beym Menfchen, weshalb bey diefem die dritte Hirnhöhle weit gröfser, als bey jenen ift, eine Thatfache, auf welche die Vff. indeffen mit Unrecht zuerft aufmerkfam zu machen glauben, indem fchon *Vicq d'Azyr* (*M. de Paris* 1783. p. 470.) die anfehnliche Ausdehnung des Umfangs diefes Zufammenhanges als ein unterfcheidendes Merkmal des Säugthiergehirns angiebt. Rec. glaubt indeffen kaum mit den Vff., dafs diefe Verfchiedenheit einen bedeutenden Einflufs auf die Function des Sehens habe, fo dafs der gröfsere Zufammenhang der Sehhügel mit der Vollkommenheit des Sehens in einer directen Beziehung ftehe, indem auch beym menfchlichen Fötus diefer ausgebreitetere Zufammenhang Statt findet. Der *Maulwurf*, bey dem fie gleichfalls faft ganz verwachfen find, hat doch wohl kein fcharfes Geficht? Bey der Katze und dem Eichhörnchen find die Sehhügel gröfser, als die geftreiften Körper. Unter 66 Menfchengehirnen, welche die Vff. unterfuchten, fanden fie bey 56 die Sehhügel unter einander verbunden, bey 10 aber durchaus getrennt. Rec. fand bey feinen Unterfuchungen das Verhältnifs nicht fo bedeutend. Dafs indeffen nicht, wie die Vff. (S. 129.) fagen, die Unterfuchung diefer Hügel in Hinficht auf ihre Verbindung von keinem Anatomen vor ihnen angeftellt worden fey, beweifen die Bemerkungen von *Morgagni*, *Sabatier* und *Vicq d'Azyr* über diefen Gegenftand. Auch Rec. fand, wie fchon *Vicq d'Azyr* angiebt, einmal die weiche Commiffur doppelt.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

RECHTSGELAHRTHEIT.

WÜRZBURG, b. Nitribitt: *Ueber das Studium der Rechtsgefchichte.* Als Antrittsrede vorgetragen in dreyen öffentlichen Verfammlungen von Dr. *Ignaz Rudkart*, Prof. der Rechte an der grofsherzogl. Univerf. zu Würzburg. 1811. 84 S. 8. (6 gr.)

Wenn man die fchönen Worte *Johann von Müller's* in der Vorrede zum dritten Buche 2. Abtheil. der Schweizergefch., die wir hier an der Spitze geiftvoller und intereffanter Vorlefungen erblicken, näher betrachtet, fo findet fich darin das Wefen der Gefchichte des Rechts fo klar und ergreifend ausgefprochen, dafs uns nur ein *Müller* fehlt, das hohe Ziel diefes Studiums zu erreichen. Eine eigentlich pragmatifche Rechtsgefchichte, die jeden gebildeten Lefer befriedigte und reinen Genufs gewährte, *befitzen wir noch nicht.* Von blofsen Compendien, fo fcharffinnig und gründlich fie auch feyn mögen, kann hier begreiflich keine Rede feyn; die wahre hiftorifche Kunft verachtet die engen Feffeln der Schule, ein freyes Erzeugnifs des forfchenden und denkenden Geiftes verewigt fie fich in fchönen Denkmälern, die mehr auf die Nachwelt als auf die Mitwelt berechnet find. Der gründlichen und gelehrten Gefchichtforfcher haben wir auch in unferm Fache fehr Viele gehabt, und noch jetzt überftrahlen Einige durch ihren glücklichen Forfchungsgeift beynah' ihre Vorgänger; aber nicht einen einzigen grofsen *Gefchichtfchreiber* des Rechts haben wir aufzuweifen, der, das höhere Ideal verfolgend, die gefammte Vorwelt durch pragmatifchen Geift an die Gegenwart zu knüpfen verftände. „Die Formen ändern fich — fagt *Müller* — ewig find nur Wahrheit und Recht. Wo find fie, dafs wir fie fuchen? Ganz und immer, nirgend; heller und fefter, bald da, bald dort. Der Gefchichtforfcher fuche fie; der Gefchichtfchreiber ftelle fie dar; der Staatsmann halte fie feft." — Hr. *Rudhart* fcheint mit Liebe und Eifer fich nicht fowohl zum Gefchichtforfcher, als zum Gefchichtfchreiber bilden zu wollen, und fo weit er auch noch von der grofsen hiftorifchen Kunft entfernt feyn mag, fo verdient doch fein Streben unfere volle Achtung. Möge es ihm gelingen, die pfychifch-optifche Täufchung — wie er fich ausdrückt — durchzuführen, und die Rechtsgefchichte fo darzuftellen, als entftände und entwickelte fich Alles das vor unfern Augen, was feine Geburtszeit in der Vergangenheit von Jahrtaufenden fucht!

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 24ften Jul. ftarb zu Budiffin *Johann Petrick*, Oberlehrer und adjungirter College des Gymnafiums daf., er war zu Nechen 1757 geboren.

Am 8ten Aug. ftarb zu Leipzig *Chriftian Gottfried Hermann*, Dr. d. Rechte, Königl. Sächf. Oberhofgerichtsrath, Beyfitzer des Schöppenftuhls und feit 1794 Bürgermeifter daf., geboren zu Planen 1743, bekannt durch mehrere akadem. Schriften.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: *J.* und *K. Wenzel's* u. s. w. Prodromus eines Werkes über das *Hirn der Menschen und der Thiere* u. s. w.

Ebendas.: J. et *C. Wenzel de penitiori structura cerebri hominis et brutorum* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XIII. *Gerollter Wulst in der absteigenden Krümmung der Seitenhirnhöhle.* Dass der gerollte Wulst seinem Wesen nach nur eine nach innen gekehrte Hirnwindung ist, hat gleichfalls schon *Vicq d'Azyr* (a. a. O. 1781. S. 520.) ausdrücklich gesagt: „*La corne d'ammon doit donc être regardée comme une circonvolution cérébrale particulière* etc. *Cette circonvolution ne diffère d'ailleurs que par sa forme des autres circonvolutions cérébrales avec lesquelles elle communique, de sorte que les deux substances qui la composent se continuent sans aucune interruption avec celles du lobe moyen dont elle est environnée.*" Doch finden sich schätzbare Beyträge zur nähern Kenntniss der Entwicklungsweise dieses Theiles, welche Rec. bey seinen Untersuchungen bestätigt gefunden hat. Er ist beym frühen Embryo deutlich hohl und hängt viel genauer mit dem Wulste im hintern Horne zusammen, verschwindet daher, wenn die äussere Oberfläche des Gehirns ausgedehnt wird. Dass die *Eminentia collateralis*, welche gleichfalls ihrem Wesen nach mit den beiden Wülsten übereinkommt, in den frühern Lebensperioden weit ansehnlicher als späterhin ist, oft bey Erwachsenen ganz fehlt, sahe Rec. gleichfalls sehr häufig. Die Einschnitte am vordern Ende des gerollten Wulstes finden sich beym Erwachsenen nicht immer, nie beym menschlichen Fötus und den Säugthieren. Wahrscheinlich hat man die gerollten Wülste und die *Eminentia collateralis* als den Anfang der Hirnwindungen, und das Mittel, die äussere Fläche mit der innern der Höhlen in Verbindung zu setzen, anzusehen, vorzüglich da das kleine Gehirn eine ähnliche Anordnung darbietet, für die Physiologie um so wichtigere Thatsachen, da die Vff. einige Beobachtungen anführen, wo mit Verstandesleiden der vordere Wulst vom Normal abwich.

XIV. *Den hintern gerollten Wulst*, der auch eine einwärts gerollte und sogar eine vollkommnere Windung ist als der vordere, sahen die Vff. nur höchst selten fehlen. Sein Mangel ist eine merkwürdige Thierähnlichkeit. Seine Form scheint mit der Anordnung der äussern Windungen zusammen zu hängen. Die Bemerkungen über die Anordnung dieses und des vordern Wulstes in Thiergehirnen finden sich bey *Vicq d'Azyr* und *Cuvier*.

XV. Die *Zirbel* und der *Hirnsand*. Die Zirbel fanden die Vf. in 104 menschlichen Gehirnen von fünfmonatlichen Embryo an, und auch der Rec. in einer ungefähr eben so grossen Anzahl beständig, höchst wahrscheinlich ist also der Mangel derselben in einigen Fällen nur angeblich. Vor der Geburt ist sie mehr rundlich, von der Geburt an bis zum siebenten Jahre mehr dreyeckig, von dieser Periode an länglich. Meistens ist sie bey Greisen verhältnissmässig kleiner als in der Jugend; doch finden sich, auch nach des Rec. Untersuchungen, in dieser Hinsicht und auch in Hinsicht auf die Form, individuelle Verschiedenheiten. Der Höhle in derselben hat auch schon *Vicq d'Azyr* (1781. S. 532.) ausdrücklich gedacht. Die Gestalt der Zirbel variirt bey den Thieren ausserordentlich, da doch die übrigen Hirntheile den menschlichen so ähnlich und sogar constanter als in diesem sind. Unter hundert Gehirnen fanden sie die Vff. nur zehnmal krankhaft. Rec. sah sie bey einem von Jugend auf Blödsinnigen doppelt so gross als gewöhnlich mit ausserordentlicher Dicke der grossen Hirnklappe. Der Hirnsand erhärtet erst um das siebente Lebensjahr, doch findet sich eine ihm ähnliche, nur weichere schleimige Substanz an seiner Stelle, schon von der Geburt an, welche bisweilen auch im Alter allein vorhanden ist oder den Hirnsand umgiebt. Dass er, wie die Vff. fanden, bisweilen, wenn gleich selten, auch im hohen Alter fehlt, beweisen dem Rec. gleichfalls mehrere eigne Beobachtungen, wo der Mangel, was merkwürdig ist, gleichfalls bey *alten Weibern* statt fand. Nicht immer findet er sich an derselben Stelle, bey Kindern nur auf den Markstreifchen, bey Erwachsnen im Grübchen, bey ihnen selten, häufig aber bey Alten in der Substanz der Zirbel. In der Kindheit und im Alter ist er gewöhnlich heller gelb als in den Zwischenperioden, seine verhältnissmässige Menge aber nimmt mit dem Alter zu, nach dem sechzigsten Jahre aber gewöhnlich wieder ab. Die einzelnen Körnchen, welche alle vollkommen rund, aber nicht von gleicher Grösse sind, scheinen durch Schleimgewebe, vielleicht durch einen gemeinschaftlichen Balg, zusammengehalten zu werden. Auch die Vff. fanden bey keinem Thiere eine Spur von Hirnsand, so wenig als Rec., der die meisten hieländischen grössern und kleinern Säugthiere in dieser Hinsicht untersuchte. Hieran und an die Bemerkung, dass im Fötuszustande der Hirnsand noch nicht vorkommt, schliesst sich die Thatsache, dass sie, ganz der ältern Meinung entgegen, die Menge des

des Hirnsandes viermal bey Geisteskranken sehr klein fanden. Höchst wahrscheinlich ist die Function der Zirbel die Excretion des Hirnsandes, und man kann in dieser Hinsicht zwischen ihr und den Nieren eine sehr interessante Parallele ziehen.

XVI. *Grübchen in dem Kanal der Vierhügel beym Menschen und den Säugthieren.* An der untern Fläche der Sylvischen Wasserleitung finden sich beym Menschen und mehrern Säugthieren drey, eine mittlere und zwey seitliche, an der obern eine Grube, die bey andern Säugthieren nicht alle vorhanden sind und unter welchen die drey ersten von den Vff. bey einem dreyjährigen Knaben verhältnissmässig weit grösser als beym Erwachsenen gefunden wurden. Diese Entdeckung überhaupt und die der letzterwähnten Verschiedenheit insbesondere ist in so fern sehr merkwürdig, als offenbar diese Grübchen Andeutungen der bey den Vögeln hohlen Beschaffenheit der Vierhügel sind. Auch Rec. fand sie beym Fötus immer grösser als in spätern Lebensperioden.

XVII. *Blaue Stellen in der Grundfläche der fünften (vierten) Hirnhöhle.* Ein durch das Mikroskop geführter Beweis, dass diese, in allen Lebensperioden des Menschen in der Regel vorkommenden, wenn gleich nicht bey allen Individuen zu findenden, allen von den Vff. untersuchten Säugthieren abgehenden Stellen, deren Existenz indessen gleichfalls schon *Vicq d'Azyr* (a. a. O. 1781. S. 584 und 585.) sehr genau andeutet, Anhäufungen sehr feiner Gefässe sind.

XVIII. *Markige Streifen auf der Grundfläche der fünften (vierten) Hirnhöhle.* Dass diese markigen Streifen, wie schon *Prochaska* gelehrt hatte, nicht die Wurzeln der Hörnerven seyen, erhellt nach den Vff. daraus, dass sie 1) nicht beständig sind, indem sie dieselben bey Embryonen und neugebornen Kindern nie, einmal auch nicht bey drey- und fünfjährigen Kindern und bey einem achtzigjährigen Manne fanden; 2) dass sie nach mehrern Beobachtungen entweder gar nicht, oder wenigstens nicht alle bis zum Hörnerven reichen, und überhaupt von sehr verschiedner Grösse und Zahl sind; 3) dass die Markstreifen einer Seite von denen der andern nicht immer getrennt sind; 4) dass sie von sehr ungleicher Dicke sind, indem sie bisweilen gar nicht, bisweilen einige Linien tief in das verlängerte Mark dringen; 5) dass sie bey keinem Säugthiere diese Streifen fanden. Auch die Untersuchungen des Rec. geben dasselbe Resultat; allein er zweifelt doch, ob die angeführten Gründe zu dem Schlusse der Vff. und *Prochaska's* berechtigen, indem mehr oder weniger auch die Ursprünge andrer Nerven ähnliche Bedingungen darbieten, wovon im folgenden Abschnitte ein mehreres.

XIX. *Graue Leistchen in der fünften (vierten) Hirnhöhle, welche mit dem Hörnerven in Beziehung stehen.* Auf dem Boden der vierten Hirnhöhle verläuft auf jeder Seite in querer Richtung nach aussen eine graue Erhabenheit, welche sich um die Seitenwand derselben Seite nach aussen schlägt und mit dem Hörnerven auf das genaueste verschmolzen ist. Sie ist in allen Lebensperioden so constant, dass sie die Vff. unter 97 Fällen nur zweymal vermissten; und kommt nicht bloss allen Säugthieren, sondern auch den Vögeln, vielleicht selbst den Schlangen zu, ist sogar durchaus bey allen Thieren grösser als beym Menschen. Diese grauen Leistchen sehen die Vff. als die graue Substanz an, welche sich dem Hörnerven, wie beym Riech- und Sehnerven der Fall ist, beymischt, leiten aber seinen Ursprung aus dem Hirnknoten ab. Indessen möchte Rec. nicht geradezu behaupten, dass die in diesem und dem vorigen Abschnitte aufgestellten Gründe hinreichend wären, um die Markstreifen am Boden der vierten Hirnhöhle ihrer früher angenommenen Bedeutung ganz zu berauben. Dass die Markstreifen nicht beständig sind, kann wohl nicht geradezu beweisen, indem, eine einzige Beobachtung ausgenommen, die Subjecte, wo die Vff. ihren Mangel wahrnahmen, Fötus oder sehr junge Kinder waren. Eben so beobachteten sie ja den Mangel der Leistchen zweymal. Dass die Markstreifen nicht bis zum Hörnerven gelangen, konnte ja häufig nur scheinbar seyn, indem sie zum Theil von der Substanz des verlängerten Markes bedeckt seyn konnten. Auch die Zahl und Anordnung der Stränge und der übrigen Nervenursprünge variirt nicht selten bedeutend. Die nicht immer statt findende Trennung der Markfäden beider Seiten kann gar nicht als Grund angesehn werden. Der Mangel dieser Fäden bey den Säugthieren ist höchst wahrscheinlich nur scheinbar, indem die Vf. selbst anführen, dass bey mehrern Säugthieren der Anfang der grauen Leistchen markig sey. Endlich bieten auch, wie sie selbst durch eine Menge Beyspiele darthun, diese grauen Leistchen fast eben so viele Verschiedenheiten dar als die Markstreifen, und besonders merkwürdig ist der Umstand, dass sie, wie auch Rec., mehrmals unter dem Leistchen in derselben Richtung Markstreifen aus der Seitenwand der vierten Hirnhöhle zum Hörnerven gelangen sahen. Die vielen Varietäten jener Nervenfäden liessen sich vielleicht mit der Annahme, der zu Folge sie als die Ursprünge des Hörnerven anzusehn sind, durch die Bemerkung vereinigen, dass unter allen Nerven der Hörnerv einer von denen ist, der in dem Thierreiche seine Individualität gewissermassen am frühesten verliert, indem er bey den Fischen ein Ast des fünften Nervenpaares ist.

XX. *Fäden zum Adernetz, in der fünften (vierten) Hirnhöhle.* Sie entstehn an der Mitte der Seitenwand der Hirnhöhle, finden sich weder beym menschlichen Embryo, noch bey Säugthieren.

XXI. *Fünfte (vierte) Hirnhöhle der Säugthiere.* Ausser den unter XVII — XX. angeführten Verschiedenheiten weicht die fünfte Hirnhöhle der Säugthiere durch beträchtlichere verhältnissmässige Grösse von der menschlichen ab.

XXII. *Vergleichung der Hirnhöhlen beym Menschen mit denen der übrigen Säugthiere, der Vögel und der Fische.* Die Bedingungen der Höhlen des Säugthiergehirns ergeben sich aus dem Vorigen hinlänglich. Richtig ist die Bemerkung der Vff., dass die Sei-

Seitenhöhlen des Vogelgehirns sehr ansehnlich sind. Von einer Scheidewandhöhle aber kann wohl nicht die Rede seyn. Die Grösse der Höhlen und die Vermehrung ihrer Zahl parallelisirt er wohl nicht glücklich mit der Marklosigkeit ihrer Knochen. Einerseits mag in Hinsicht auf die Function die Höhlung der Vierhügel mit der stärkern Entwicklung des Gesichtssinnes in Beziehung stehn, und *Vicq d'Azyr* verglich sie daher wohl viel richtiger (a. a. O. 1783. S. 472.) mit der Höhlung der Riechnerven bey den Säugthieren, andrerseits scheint die Grösse der Höhlen überhaupt Folge eines allgemeinen Bildungsgesetzes, dem zu Folge sich abwärts von den Säugthieren die Grösse der Höhlen im Verhältniss zur Dicke der Wände, mithin zur soliden Substanz des Hirns, vermehrt. Die Betrachtung der Höhlen des Fischgehirns ist sehr unvollkommen. Dass, wie die Vff. vermuthen und *Cuvier* bestimmt behauptet, die sogenannten Sehhügel bey allen Fischen hohl seyn, fand Rec. nicht bestätigt.

XXIII. *Ueber den Ort und die Art der Vereinigung der Ursprünge der Hirnnerven.* Von drey sehr bald nach dem Tode untersuchten Guillottinirten fanden die Vff., bey zwey eine geringe Quantität, beym dritten keine Spur von Lymphe in den Hirnhöhlen. Alle Theile und Gegenden des Gehirns hängen mit den Hirnhöhlen zusammen, folglich auch alle Hirnnerven vermittelst derjenigen dieser Theile, von welchen sie entspringen. Ueber die Nervenursprünge scheinen die Vff. wenig eigne Untersuchungen angestellt zu haben.

XXIV. *Der Hirnanhang oder die Schleimdrüse.* Einer der reichhaltigsten und interessantesten Abschnitte. Nie fanden ihn die Vff. bedeutend gross oder klein, nur zweymal von vorn nach hinten länger als von einer Seite zur andern, so dass er zu den Theilen des Hirns zu gehören scheint, welche die wenigsten Abweichungen darbieten. Der vordere Lappen ist bisweilen, doch selten, durch eine von vorn nach hinten verlaufende Linie in zwey Seitenhälften getheilt. Von der achten Woche nach der Geburt fanden die Vff. diesen Lappen immer aus einer doppelten Substanz, einer äussern röthlichen, einer innern markigen, gebildet. Auch Rec. konnte früher keinen Unterschied bemerken, fand aber mehrmals bey ältern Subjecten im ganzen vordern Lappen, nach allen Richtungen durchschnitten, nur eine rothe und gelbe Substanz marmorartig mit einander abwechselnd, nicht die hellere von der dunklern abgesondert und eingeschlossen. In der Mitte des vordern Lappens findet sich auf jeder Seite ein Grübchen, in dessen vordern Umfang mehrere, strahlenförmig zusammenlaufende Kanäle treten, aus dessen hinterm dagegen ein grösserer mehr oder weniger rother, zu dem hintern Rande des vordern Lappens, zu einer Vertiefung führt, wo sich der Trichter mit dem Hirnanhange verbindet. Den hintern Lappen fanden die Vff. durchaus einfärbig. Rec. sah ihn einmal bey einem 60jährigen Weibe in seiner kleinen hintern Hälfte ganz schwarz, genau, wie die schwarze Substanz in den Hirnschenkeln. Immer ist er solide. Der vordere und hintere Lappen hängen durch den gemeinschaftlichen eigenthümlichen Ueberzug und durch Gefässe zusammen, deren Bedeutung aber nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Dass die Vorgänger der Vff. nicht die Beständigkeit der Insertion des Trichters in der Vertiefung, welche sich in der Mitte des hintern Randes des grössern Lappens befindet, bemerkt hätten, ist wohl zu allgemein behauptet. *Littre* (*Mém. de Paris* 1707. S. 165.) erwähnt ausdrücklich der, zwischen beiden Lappen befindlichen, mit einer Menge kleiner Oeffnungen versehnen Höhle, und bemerkt weiterhin (S. 167.): „*La partie étroite de l'entonnoir, qui est en bas, aboutit à la partie postérieure de la glande pituitaire*" und *Teichmeyer* (*de lympha cerebri*, Jenae 1728. S. 1.) sagt: „*Quae fossula quidem hanc glandulam non in duo corpora dividit, sed tantum aditum lymphae cerebralis, per infundibulum allatae, ad eam concedit.*" Den Trichter fanden die Vff. nur viermal hohl, ohne Klappen. Der Weg vom Trichter zum Gehirn scheint offner als der entgegengesetzte zu seyn, indem Einspritzungen vom Gehirn aus nur selten und schwer, umgekehrt aber sehr leicht gelingen, mithin ist das untere Ende des Trichters für den Anfang, das obere für das Ende desselben zu halten, und wahrscheinlich der Hirnanhang Absonderungsorgan einer Flüssigkeit, welche durch den Trichter in die Hirnhöhlen geführt wird, zumal, da die Vff. einmal beym Pferde im untern Ende des offnen Trichterkanales Klappen zu finden glaubten, welche das Rückwärtsfallen der Flüssigkeit hindern konnten. Der Hirnanhang vergrössert sich vom dritten Monate des Embryolebens bis zur Geburt bey weitem am stärksten. Im Alter scheint er sich sogar zu verkleinern, und wird schon früh platt, später selbst vertieft, statt dass er anfangs gewölbt ist. Der vordere Lappen ist in der Jugend weit röther und verhältnissmässig grösser, der hintere weit weisser und verhältnissmässig kleiner als später. Unter allen Theilen des Hirns scheint daher der Hirnanhang mit dem Alter am meisten abzunehmen. Auch die Vff. glauben, wie mehrere Anatomen, aus mehrern Gründen, welche sowohl der normale als der abnorme Zustand darbietet, an einen gewissen Zusammenhang zwischen der Zirbel und dem Hirnanhange. Die von *Vicq d'Azyr* angegebne verhältnissmässig weit beträchtlichere Grösse des Hirnanhangs der Säugthiere fanden auch die Vff. als das Hauptunterscheidungsmerkmal desselben von dem menschlichen.

XXV. *Beträchtliche Gefässanhäufungen an den Stellen, an welchen die vier ersten Nervenpaare vom Hirn abtreten.* Eine Bestätigung der Entdeckung, welche schon *Vicq d'Azyr* unter der Rubrik: *Substance perforée* (a. a. O. 1781. S. 544. 545.) bekannt gemacht hatte.

XXVI. *Welche Theile des menschlichen Hirnes den meisten Abweichungen unterworfen sind.* Als solche betrachten die Vff. die Windungen, den hintern Wulst, die

die Markstreifen in der vierten Hirnhöhle, die weiche Commissur und den Hirnsand. Der Bau der Thiergehirne ist weit constanter.

XXVII. *Allgemeine Bemerkungen über die Gestalt der einzelnen Theile des Menschengehirns und der Thiergehirne.* Beym Thiere sind schon am Ende des Fötuslebens alle Theile vorhanden, beym Menschen bilden sich mehrere, namentlich die Markstreifen in der vierten Hirnhöhle und der Hirnsand, also gerade die, welche den Thieren fehlen, erst später aus.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Braunes: *Die Büste des Sokrates*, oder das *Tribunal unsrer lieben Frauen.* Ein Originallustspiel in vier Aufzügen von *X.* 1809. 160 S. 8. (18 gr.)

Nicht zum Aufführen bestimmt, sondern ein blosser Erguss heitrer Laune; aber eben dass es in Scenen und Acte abgetheilt, mit Namen aus der gewöhnlichen Welt versehn, und in Prosa ist, giebt ihm auf der andern Seite wieder ein Streben nach Darstellung und Wirklichkeit, das ihm offenbar schaden würde, wenn es auch ausserdem mehr Werth besässe, als es wirklich hat. Es schildert die Herrschaft der Weiber über die Männer, aber mit so grellen Zügen, dass sie keine Wirkung machen können. Die Weiber sind solche Furien und die Männer solche Schaafsköpfe, dass an eine feinere Behandlung des Gegenstandes, der allerdings sehr schöne Seiten für Satyre und Humor darbietet, gar nicht zu denken ist. Die Hörner spielen hier eine wichtige Rolle; der Hauptheld oder Hauptpinsel des Stücks heisst gleich Hornemann. Die Frauen haben sich bloss nach den Namen der Parzen, Furien, Göttinnen und Grazien genannt, und bilden so in Hornemanns Hause ein Tribunal, welches alle Ehemänner die sich dem Pantoffel nicht ruhig unterwerfen wollen, vor seinen Richterstuhl zieht, oder zu ziehen droht. Hornemanns Frau, Urania, ist ein würdiges Mitglied davon, und zur Strafe für eine Satyre die er auf den Trauring gemacht, und verloren hat, soll er, ob er sich gleich entschuldigt dass die Devise mit diesem Papiere aus der hohlen Büste des Sokrates, die er trägt, gefallen sey, ihren Cicisbeo selbst holen. Das ist ihm zu viel, und er verbrüdert sich mit andern Ehemännern, die, um den Blicken der Hausfrau zu entgehn, zum Fenster hereinsteigen müssen, gegen das Tribunal, zur Vindication der alten Rechte der Männer. Sein Vetter Dornbusch, ein Mann von Kraft, verspricht ihm beyzustehn. Indes versammelt sich das weibliche Tribunal, auf dessen Präsidententische die Büste des Sokrates und der Xantippe steht. Nach einigen Debatten über Strafen für ungehorsame Männer, wird es durch die Neugier, vorüberziehende Chasseurs zu sehen, aus einander gesprengt. Im dritten Aufzuge versammelt es sich jedoch von neuem, und Urania bringt ihre Klage gegen ihren Mann vor. Der Advokat derselben Klipp muss dabey auf Einem Beine stehn, dasselbe muss auch der Sachwalter Hornemanns, Klapp, der nun mit seinem Clienten hereintritt, thun. Die Advokaten plaidiren, und reichen sich Schnupftaback und Bonbons dabey, wodurch der eine wegen Bauchgrimmen, der andre wegen starken Niesens endlich das Tribunal verlassen muss. Gleich nachher dringen die Männer, oder Kreuzesbrüder, mit grossen eisernen Kreuzen auf dem Rücken, vor, und übergeben eine Bittschrift, werden aber deshalb als Rebellen anerkannt und sollen in Ketten gelegt werden. Indem sie um Gnade flehn und alles auf Hornemann schieben, tritt Dornbusch als Ulrich von Hutten herein, hält den Männern eine derbe Predigt, kühlt zuletzt mit einem hölzernen Degen sein Müthchen an ihnen, und verschwindet. Jedem Weibe wird nun die Züchtigung ihres Mannes zu Hause überlassen, und diese werden indess abgeführt. Hornemann nur bleibt. In der grössten Angst ruft er: ein Mameluck! Alles läuft auf die Gasse um ihn zu sehn, und Atropos reisst die Sokrates Büste vom Tische, in deren zerbrochnen hohlen Schädel dann Hornemann mehrere Devisen verbirgt, um sich so zu retten. Die Versammlung kehrt im vierten Act zurück, unterhält sich etwas zweydeutig über die Qualitäten des Mamelucken, und entdeckt endlich die zerbrochne Büste mit den Bonbons. Atropos wird zur Strafe fortgejagt, und es geht über die Devisen her, um deren Auffindens willen, nun Hornemann, welcher fortan unbedingte Folgsamkeit verspricht, vergeben wird. Zwanzig Devisen, von denen nur wenige witzig, die meisten platt, einige zu unzart, und manche gar indecent sind, werden nun mit gehörigen Glossen verlesen. Alle sind beleidigt, und trinken zuletzt, gleich den Wilden, aus dem Schädel dieses unartigen Sokrates Thee, wobey sie eine Parodie des Schillerschen Reuterlieds singen. Sie ziehen dann unter Tisyphones Anführung mit geschwungnen Fächern den Männern entgegen, deren Jammergeschrey durch das Getümmel vernommen wird.

Hie und da zeigen sich Funken von Witz und Humor, so dass wir dem Vf. wohl zutrauen möchten etwas besseres liefern zu können als er hier gegeben hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: *J.* und *K. Wenzel's* u. s. w. Prodromus eines Werkes über das *Hirn der Menschen und der Thiere* u. s. w.

Ebendas.: *J.* et *C. Wenzel de penitiori structura cerebri hominis et brutorum* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XXVIII. *Größeverhältniß des großen Hirns zu dem des kleinen und der einzelnen Theile des großen sowohl unter sich als zum Gehirn überhaupt in den verschiedenen Lebensperioden.* Einige Theile des Gehirns nehmen vor, andere nach der Geburt bedeutender zu; allein im siebenten Jahre haben alle einzelnen Theile und das ganze Gehirn ihre volle Größe erreicht. Auch sind um diese Zeit alle geistigen Fähigkeiten zum Auftritte gekommen.

XXIX. *Größeverhältniß des großen zum kleinen Gehirn und den einzelnen Theilen sowohl als dieser unter sich bey mehrern Säugthieren und Vögeln.* Ungeachtet wichtige Vergleichungspunkte, wie die Vff. selbst bemerken, nicht beachtet sind, so enthält doch dieser Abschnitt wichtige, indessen schon aus *Vicq d'Azyr* und *Cuvier* bekannte, Resultate. Der Satz: „dass im grossen Gehirn des Menschen der Unterschied zwischen Länge und Breite geringer ist als bey den Säugthieren und Vögeln," ist zwar richtig, aber wegen geringer Höhe desselben bey den meisten Säugthieren offenbar nicht gleichbedeutend mit dem: „dass das grosse Gehirn des Menschen am wenigsten rundlich ist, wenn gleich das grosse der Vögel rundlicher, als das menschliche ist." Das Verhältniss zwischen der Brücke und dem Gehirn fliesst aus dem Verhältniss zwischen dem kleinen und grossen Gehirn, und müsste daher mit diesem in Verbindung gesetzt werden. Dass das menschliche Gehirn sich vom Thiergehirne vorzüglich durch ansehnlicheres Verhältniss der Hemisphären zu den mit einer bestimmten Form versehenen Theilen unterscheide, und dass dieser Unterschied zu Lösung des Problems über die Bestimmung der in dieser Hinsicht ungeformten Masse führe, ist zwar richtig, allein nicht, wie die Vff. sagen, von den übrigen Anatomen übersehen, indem *Vicq d'Azyr* (a. a. O. 1783. p. 471.) gerade dasselbe sagt.

XXX. *Bemerkungen über das Ausmessen des Gehirns.* Vortreffliche Regeln zur möglichst genauen Ausmessung, und zugleich hie und da Bemerkungen über die Verschiedenheit einzelner Theile der verschiedenen Gehirne, jedoch keines Auszugs fähig. Indessen scheinen die Vff. sowohl überall, als besonders hier, die neuere Gall'sche Ansicht der Bedeutung der zwischen dem grossen und kleinen Gehirn der Vögel befindlichen hohlen Körper, welche nach des Rec. Meinung offenbar die richtigere ist, zu wenig zu berücksichtigen. Nicht ganz richtig sagen sie auch vom kleinen Gehirn: *In mammalibus id ex uno constat, cum valde eminenti, inaequali, gyrataque superficie; et in volucribus ex una media, eaque maxima et arcuata parte et duabus minoribus partibus lateralibus sive appendicibus;* da diese Anhänge bey den Säugthieren vorhanden und verhältnissmäsig weit beträchtlicher als bey den Vögeln sind. Dass die Vff. auf das Fischgehirn keine Rücksicht nahmen, macht auch diesen und die vorigen Abschnitte etwas unvollkommen.

XXXI. *Gewicht des Gehirns im Allgemeinen, und des großen und des kleinen insbesondere, vom fünften Monate bis zum Greisenalter.* Der Umstand, dass das Gehirn vor dem fünften Monate zu weich ist, kann, nach des Rec. Versuchen, durch vorgängiges Einlegen des Embryo in Alcohol unschädlich gemacht werden. Das grosse Gehirn ist verhältnissmäsig zum kleinen desto grösser, je jünger der Embryo ist. Allmählig, aber immer langsamer, nimmt diess Verhältniss, jedoch nur bis zum dritten Lebensjahre, ab, von welcher Periode an das ganze Leben hindurch dasselbe, nach den Vff., = 8 : 1, auch nur 7 : 1 ist.

XXXII. *Gewicht des Gehirns im Ganzen und des großen und kleinen Gehirns insbesondre bey verschiednen Säugthieren und Vögeln.* In ersterer Beziehung lassen sich aus vielen Gründen keine bestimmten, sichern Resultate auffinden. In letzterer kommt das Gewichtsverhältniss mit dem Grösseverhältniss überein. Sehr merkwürdig ist es, dass bey vollendeter Entwicklung des menschlichen Gehirns das Verhältniss des grossen zum kleinen Gehirn an Grösse und Gewicht grösser als bey den Thieren, und doch eben diess Verhältniss beym menschlichen sowohl als dem Thier-Embryo noch grösser als bey vollkommner Entwicklung ist, dass es mithin eine Periode in der Entwicklung des Thiergehirns giebt, wo zwischen dem grossen und kleinen Gehirn dasselbe Gewichts- und Grössenverhältniss Statt findet, als beym menschlichen im Zustande der vollendeten Entwicklung, dass mithin ein Schluss von jenem Verhältniss auf geistige Entwicklung nicht statthaft ist.

XXXIII. *Verhältniß des Wachsthums des Gehirns zum Wachsthum des übrigen Körpers beym bebrüteten Hühnchen vom 6ten bis 21sten Tage.* Die wichtigsten Bemerkungen dieses interessanten Abschnittes sind ungefähr folgende. Die Theile des Hirns, welche mit früh sich entwickelnden Organen in Beziehung stehen,

ftehen, entwickeln fich auch am früheften, fo dafs z. B. in einer Periode die fogenannten Sehhügel gröfser als die Hemifphären find. Mit Ausnahme der Sehnerven fcheinen die Hirnnerven fich fehr fpät zu bilden. Der beym dreymonatlichen menfchlichen Fötus fchon vor allen übrigen Hirnnerven ftark entwickelte Riechnerv wurde erft am 17ten Tage der Bebrütung deutlich erkannt. Es fcheint zwifchen dem Wachsthum des übrigen Körpers und des Gehirns ein Gegenfatz Statt zu finden, indem bisweilen binnen 24 Stunden das Gehirn gar nicht, oder nur fehr wenig wächft, während der Körper fich bedeutend vergröfsert, und umgekehrt. Es ift möglich, dafs unter jener Bedingung das Gehirn nur mehr ausgebildet wird, indeffen beweifen doch die Unterfuchungen andrer Beobachter, und felbft des Rec., dafs nicht blofs zwifchen dem Gehirn und dem übrigen Körper ein folches Wechfelverhältnifs Statt findet, fondern dafs überhaupt bald diefes, bald jenes Organ fich fchneller oder langfamer entwickelt, auf Unkoften oder zum Vortheil der übrigen.

XXXIV. *Betrachtung der Verfchiedenheiten des menfchlichen Gehirns in den verfchiednen Lebensperioden.* Ungeachtet die harte Hirnhaut beym Fötus fchon eine bedeutende Feftigkeit hat, fo ift doch die Sichel noch äufserft dünn. Die Schleim- und Gefäfshaut hängen beym Embryo äufserft eng zufammen. Noch bey fechsjährigen Kindern ift das Gehirn weicher, als bey Erwachfenen. Schon um das dritte Jahr hat das Gehirn oft das *Gewicht*, welches es das ganze Leben hindurch haben wird. Die Furchen und Windungen fcheinen zuerft an dem innern Rande der obern Fläche nach dem dritten Monate zu entftehen, bilden fich in der Mitte und hinten am früheften aus, haben aber im fiebenten Jahre gewöhnlich noch nicht ihre Vollendung erreicht. Der Unterfchied zwifchen Mark und Rinde wird um die achte Woche nach der Geburt zuerft deutlich fichtbar. Der Balken fcheint fich aus zwey Hälften zu bilden, die noch bis zum fiebenten Schwangerfchaftsmonate hinten in einer mehr oder weniger bedeutenden Strecke nicht verwachfen find. Diefe Erfcheinung, von deren Beftändigkeit nicht nur im menfchlichen, fondern auch bey mehrern Säugthierembryonen fich auch Rec. mehrmals überzeugt hat, ift ihm in vielen Rückfichten wichtig. Die Naht des Balkens erfcheint nun wirklich als Naht, und tritt mit dem Bruftbein und der weifsen Linie, der Pfeilnaht, in eine Reihe. Das Säugthierhirn durchläuft, nach diefer Beobachtung, in Hinficht auf die Vereinigung feiner Hemifphären in feiner Entwicklung diefelben Stufen, als das Gehirn in der Thierreihe überhaupt. Der Mangel des Balkens beym Erwachfenen erfcheint jetzt als ein Stehenbleiben auf einer früher normalen Bildungsftufe. Endlich befolgt der Balken in feiner Entwicklung denfelben Gang als der Gaumen, indem auch diefer in feinem hintern Theile längft verfchloffen ift, während der vordere noch weit geöffnet klafft. Der vordere gerollte Wulft ift verhältnifsmäfsig in frühern Lebensperioden fehr grofs. Auch die geftreiften Körper find zum Gehirn gröfser. Bey Kindern fchälen fich die geftreiften Körper leicht, in fpätern Perioden fchwer und unvollkommen aus dem Marke. Die Vierhügel find in den früheften Perioden viel mehr lang als breit, da fpäter das umgekehrte Verhältnifs eintritt. Dafs die Grübchen in der Sylvifchen Wafferleitung ganz unabhängig vom Alter feyn, ftimmt nicht völlig mit des Rec. Erfahrungen. Die Seitenhöhlen überhaupt, vorzüglich aber ihre hintern Hörner, find beym Fötus viel weiter. Die Vff. glauben, dafs dadurch die Entwicklung der in ihnen enthaltnen Theile begünftigt werde; indeffen fprechen wohl gegen diefe mechanifche Teleologie die abwärts von den Säugthieren zunehmende Weite derfelben und felbft pathologifche Erfcheinungen. Die grauen Leiftchen finden fich fchon weit früher, als die Markftreifen, in der vierten Hirnhöhle, diefe erft um den fiebenten Monat nach der Geburt, jene bisweilen fchon im dritten Monate des Embryolebens. Die blauen Stellen find defto heller, je jünger der Organismus ift. Das kleine Gehirn ift in allen Lebensperioden mehr breit als lang. Die Windungen desfelben bilden fich früher als die des grofsen Gehirns, indem fie fchon im fünfmonatlichen Embryo fehr deutlich find. Eine merkwürdige Erfcheinung, da hier wieder fehr deutlich die Analogie zwifchen der Entwicklungsweife des menfchlichen und überhaupt des Embryo der höhern Thiere und der Thierreihe hervortritt, indem vollkommne Windungen des grofsen Gehirns erft bey den Säugthieren, und auch hier nicht allgemein, des kleinen fchon bey mehrern Fifchen, allen Vögeln und Säugthieren vorkommen. Dahin gehört auch die Bemerkung der Vff., dafs die vordern und hintern Enden der Lappen des kleinen Gehirns einander defto näher liegen, je jünger das Subject ift.

Noch find dem Werke *fechs* Tabellen beygefügt, von denen die *erfte* zum 28ften, die *zweyte* zum 29ften, die *dritte* zum 31ften, die *vierte* zum 32ften, die *fünfte* zum 33ften, die *fechfte* zum 21ften Kapitel gehört. Sie find wichtig, indem fie mehrere bedeutende und auffallende Abweichungen von den Angaben anderer Schriftfteller enthalten.

Von den richtigen und fchönen Kupfertafeln enthält die *erfte* Abbildungen der Scheidewandhöhle; die *zweyte* ftellt die *Vicq d'Azyr'fche* Stelle im Hirnadernetze; die *dritte* regelwidrige, mit Blut angefüllte Höhlen in den Gehirnen apoplektifch Geftorbener; die *vierte* und *fünfte* Theile der Seitenhöhlen; die *fechfte* die Vereinigungsftellen der Sehnerven und Blafenbandwürmer beym Menfchen; die *fiebente* und *achte* Varietäten des hintern Hornes der Seitenhöhlen; die *neunte* Abbildungen vom normalen und abnormen Zuftande der Zirbel; die *zehnte* die Grübchen in der Sylvifchen Wafferleitung; die *eilfte* Varietäten der Markftreifen der vierten Hirnhöhle; die *zwölfte* die grauen Leiftchen in der vierten Hirnhöhle mehrerer Säugthiere; die *dreyzehnte* die Fäden, welche zum Hirnadernetze der vierten Hirnhöhle gehen, und den

den Hirnanhang des Menschen und mehrerer Säugthiere; die *vierzehnte* die Gefäſsanhäufungen an den Ursprüngen der vier ersten Nervenpaare; die *funfzehnte* endlich mehrere Theile des Gehirns eines siebenmonatlichen und den Hirnanhang zweyer 6½monatlichen menſchlichen Embryonen dar.

Aus der Anzeige dieſes Werkes ergiebt ſich von ſelbſt, daſs es, wenn auch nicht alle darin abgehandelten Gegenſtände neu ſind, dennoch eine Menge neuer und eigner Thatſachen liefert, deren Zuſammenſtellung durch die bekannte Wahrheitsliebe der Vff. und ihre Strenge im Beobachten einen beſonders hohen Werth erhält.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *H. A. Wrisbergii observationes anatomicae de corde teſtudinis marinae Mydas dictae collectae et cum corde humano collatae.* 1808. 31 S. 4. (4 gr.)

Dieſe Schrift über eine Materie, die ſchon ſo oft Gegenſtand des Streites war, ſcheint erſt nach dem Tode ihres berühmten Vfs., der im Frühling deſſelben Jahres ſtarb, in welchem ſie erſchien, und unter nicht ſehr wiſſenſchaftlicher Aufſicht, gedruckt zu ſeyn. Der Druck iſt zwar correct; eine ſonderbare Erſcheinung iſt es aber, daſs die Kupfer, von welchen immer im Werke die Rede iſt, und deren Erklärungen ſogar beygedruckt ſind, ſich weder auf dem Titel angezeigt finden, noch das Werk begleiten, und dennoch nirgends etwas über dieſen Umſtand erwähnt wird. Billig hätte der Herausg. auch wohl dafür ſorgen ſollen, daſs die von dem Vf. ſehr genau gelieferte Literatur des Schildkrötenherzens, zu welcher derſelbe ſogar am Ende des Werkes ein *Addendum* lieferte, durch die, einige Jahre vor dem Tode des Vfs. in *Blumenbach's* Handbuche und *Cuvier's* Vorleſungen erſchienenen, Beſchreibungen deſſelben vervollſtändigt worden wäre. An und für ſich indeſſen iſt das Werk ein ſchätzenswerther Beytrag zur Geſchichte des Schildkrötenherzens, vorzüglich, da das Exemplar, welches der Vf. zu unterſuchen Gelegenheit hatte, bedeutend gröſser war, als die, welche wenigſtens den vom Meere entfernt lebenden Anatomen gewöhnlich zu Gebote ſtehen. Das Gewicht deſſelben betrug ein Pfund, die gröſste Breite 5", die gröſste Dicke 4" 5"', die gröſste Höhe der Kammern allein 3" 1"', der rechten Vorkammer 2" 2"', ſo daſs alſo auch bey dieſer Art die Breite im Verhältniſs zur Länge anſehnlich war, ganz nach dem Typus des ganzen Körpers. Der an und für ſich beträchtlichen Gröſse ungeachtet, war dennoch, nach dem ſchon von *Brouſſonet* und *Lacépède* für die kaltblütigen Thiere aufgeſtellten Geſetze, und wie für die Schildkröten insbeſondere auch ſchon *Rauhi*, *Fabri*, *Wallbaum* ausgeſagt hatten, das Herz im Verhältniſs zum ganzen Körper nur klein, indem das ganze Thier 215 Pfund wog. Das Herz war blaſsroth, aber härter und elaſtiſcher, als ein Säugthierherz, was auch Rec. bey den von ihm unterſuchten Arten und überhaupt bey den kaltblütigen Wirbelthieren fand, ſo daſs dieſe Eigenthümlichkeit vielleicht mit der längern Irritabilitätsdauer in Beziehung ſteht. An der Spitze hing es mit dem Herzbeutel zuſammen, wie auch Rec. in den von ihm unterſuchten Arten immer fand, ſo daſs man ſchwerlich dieſen auch bey mehrern Fiſchen vorkommenden Zuſammenhang als Folge einer Entzündung anſehen kann, wenn man auch nicht gerade, wie *Tioch* (*Mém. de Montpellier* Vol. II. p. 351.), die *langen*, bisweilen beym Menſchen vorkommenden Verbindungsfäden für Fehler der Urbildung und Schildkrötenähnlichkeit halten will. Eine deutliche, vielleicht einer Scheidewand entſprechende Furche an der untern oder vordern Fläche des eigentlichen Herzens, welche der Vf. hier fand, kommt, nach des Rec. Bemerkungen, bey *Teſtudo caretta* und *lutaria* nicht vor. Die Kammern bilden eine Art von tiefem Keſſel, welcher die Vorhöfe und groſsen Gefäſse aufnimmt. Dieſe Anordnung, welche Rec. auch bey andern Schildkröten findet, rührt theils von der Breite des Herzens, theils von der Zuſammenſchnürung des Vorhofes an der Inſertionsſtelle her. Der letztere Umſtand iſt dem Rec. merkwürdig, weil er an den *Canalis auricularis* in den früheſten Perioden des Vogel- und Säugthierherzens erinnert. Wie bey den übrigen Arten und den Reptilien überhaupt, ſind auch hier die groſsen Arterienſtämme anfangs durch einen Muskelring äuſserlich zu einem Ganzen zuſammen gehalten.

In Hinſicht auf die Structur der Kammern vergleicht der Vf. das Herz mit einem Schwamme und verwirft die Idee einer Scheidewand, indem das Herz aus einer gemeinſchaftlichen, und mit vielen Gängen und Anhängen verſehenen Höhle beſtehe; ſtatuirt aber doch wieder richtiger drey gröſsere Behälter, welche man als ſo viele Kammern anſehen könne. Der gröſste liegt auf der rechten Seite, unmittelbar unter dem gemeinſchaftlichen Arterienbündel. Aus ihm entſpringen zwey Arterienſtämme, einer vor dem andern, und in ihn öffnet ſich, weiter nach hinten, die Mündung der rechten Vorkammer. Der linke, der ungefähr eben ſo groſs als der rechte iſt, hat nur eine arteriöſe und eine zweyte venöſe Mündung. Vor jeder venöſen Mündung, ſagt der Vf. (S. 19.), finden ſich zwey elliptiſche Klappen, da er doch (S. 24.) ausdrücklich ſagt, er habe ſich nicht davon mit Gewiſsheit überzeugen können, um nicht das Präparat zu zerſtören. Sie exiſtiren in der That nicht. Mitten in der Subſtanz dieſer Kammer findet ſich der dritte, kleine, aber zu keinem Gefäſse führende, und daher mit Unrecht von mehrern für eine dritte Kammer angeſehene Behälter. Von den Vorhöfen iſt der rechte bedeutend gröſser als der linke, beide ſind aus concentriſchen Fleiſchfaſern gebildet, die derber als an den gleichnamigen Theilen der Säugthiere ſind. An der Stelle, wo ſich die Hohlvenen in den Vorhof öffnen, finden ſich zwey Klappen, wovon ſich im linken Vorhofe keine Spur findet.

In

In der Befchreibung der Arterien weicht der Vf. von allen übrigen Schriftstellern ab, und Rec. ist fast bestimmt überzeugt, er fey durch den Umstand, dafs er nur das von dem Körper und den Lungen getrennte Herz zu unterfuchen Gelegenheit hatte, zu einem bedeutenden Irrthum veranlafst worden. Von den drey grofsen Arterienftämmen nämlich hält er die zwey, welche aus dem rechten Behälter kommen, für zwey Lungenarterien, die dritte, aus dem linken entftehende, dagegen für die einfache Aorte, und glaubt fogar, dafs wahrfcheinlich fich bey allen übrigen Schildkröten diefelbe Bildung finde. Allein, ungeachtet es keine Frage ist, dafs das von dem Vf. als Aorte befchriebene Gefäfs wirklich das Blut zum Körper führt, dafs fie fogar die gröfsere, von *Cuvier* mit dem Namen der rechten belegte, Aorte ist, welche den Kopf, die vordern und die hintern Extremitäten allein verfieht, fo ist es doch wohl eben fo gewifs, dafs der eine der beiden Stämme, welche der Vf. für Lungenarterien hält, die zweyte, fogenannte linke ist, welche fich mit der rechten auf der Wirbelfäule verbindet. Wenigstens fand auch Rec. bey *Teftudo lutaria* und *caretta*, den einzigen, welche er fich durch fchlecht belohntes Bemühen verfchaffen konnte, diefe Anordnung. Eben fo fand er hier einen Reft des arteriöfen Ganges, allein nicht blofs, wie der Vf., auf einer Seite, fondern fehr deutlich auf beiden Seiten, zwifchen dem rechten und linken Afte der Lungenarterie und den beiden abfteigenden Aorten, was in fo fern höchft merkwürdig ist, als es auf eine Analogie mit der Entwicklungsweife des Vogelherzens deutet, da hier auch in frühern Embryoperioden zwey arteriöfe Gänge vorhanden find. Einen Unterfchied in der Dicke der Aorten- und Lungenarterienwände konnte Rec. nicht bemerken. Eben fo wenig fand er, trotz der genaueften Unterfuchung mehrerer Individuen der angeführten Arten, wie der Vf. bey der feinigen, drey, fondern in allen Arterienmündungen nur zwey Klappen. Dafs fich bey *T. mydas* drey Klappen finden, ist indefs wohl kaum zu bezweifeln, da hier kaum Täufchung Statt finden konnte, und als Ausnahme von der allgemeinen Reptilienregel wichtig.

Die Wände der Venen fand der Vf. faft fo dick als die der Arterien, eine Bemerkung, welche mit denen, welche Rec. zu machen Gelegenheit hatte, im bedeutenden Widerfpruche fteht. Die innere Fläche der obern und untern Hohlvene ist vielfach und fehr zufammengefetzt, nach Art der *Kerkringifchen* Klappen gefaltet, eine Anordnung, welche in den vom Rec. unterfuchten Arten nicht Statt findet.

THEOLOGIE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung in die Bibel nach den Bedürfniffen unfrer Zeit, für Bürgerfchulen in Städten und auf dem Lande.* Von *Jakob Chriftian Weland*, Abbte, Gen. Superint. u. erftem Pred. zu Holzminden. 1812. X u. 78 S. med. 8. (4 gr.)

Zur Vorbereitung auf den Unterricht in der chriftlichen Lehre gehört, nach des (unlängft verftorbenen) Vfs. Ueberzeugung, Anregung des fittlichen Gefühls, Entwicklung der Begriffe von Recht und Unrecht, Beförderung der Bekanntfchaft mit den zweckmäfsigen und wohlthätigen Einrichtungen in der Natur, und Bekanntmachung mit der Bibel. Zu einer folchen Vorbereitung der Jugend auf ihre fittliche u. religiöfe Bildung fuchte er bereits durch andre Schriften beyzutragen; vorliegende *Einleitung* in die biblifchen Bücher ist mit des Vfs. *biblifchen Erzählungen* in Verbindung gefetzt, kann aber auch abgefondert von denfelben gebraucht werden. *Eichhorn's Einleitung in das N. T., Michaelis Einleit. in das N. T.*, und vorzüglich *Niemeyer's Lehrbuch für die obern Religionsklaffen gelehrter Schulen* und die *Erläut. und Zufätze* zu demfelben find dabey benutzt; ihm ist nur die Auswahl und Anordnung der Materien, die populäre Darftellung und die Zergliederung in Fragen eigen. Es follte indeffen in einer folchen Schrift nichts Unerklärtes oder Unerwiefenes vorausgefetzt werden; nun wird aber fchon in den erften Linien von „*außerordentlichen Gefandten Gottes*" geredet, ehe die Jugend erfahren hat, was fie fich unter einem *Gefandten Gottes*, und zwar unter einem *außerordentlichen*, denken foll. Einiges hätte auch, aus Gründen, die wir nicht anführen dürfen, anders gewandt werden follen; der Lehrer wird z. B. angewiefen, die Jugend in Bürgerfchulen zu fragen: was enthalten die fieben erften Kapitel des Propheten Daniel? und die Kinder follen antworten: *viel Unglaubliches.* Unrichtig ist es endlich, dafs, wenn nicht *Canftein* angefangen hätte, Bibelausgaben mit ftehender Schrift zu veranftalten, ein gedrucktes Exempl. der Bibel fo viel koften würde, dafs *nur wenige* Chriften es fich anfchaffen könnten.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Preife.

Des Hrn. Prof. *Raval-Rochette* ausführliche Abhandlung *über die griechifchen Colonien*, welche im Druck erfcheinen wird, hat den Preis der hiftorifchen Klaffe des kaiferlichen Inftituts zu Paris erhalten. Der Preis für das Jahr 1814 betrifft die *Gefchichte der Alexandrinifchen Schule* von ihrem Entftehen bis zum Anfange des dritten chriftlichen Jahrhunderts. Man will, dafs der Zuftand der Wiffenfchaften, Kunft und Philofophie diefes Zeitraums mit dem wiffenfchaftlichen Zuftande Griechenlands und andrer Theile der Monarchie Alexanders verglichen, die Urfachen der Verfchiedenheit der alexandrinifchen Schule unterfucht und dargethan werde, wie die Neuplatonifche Lehre dadurch vorbereitet worden fey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Neun und dreyssigster* Band. 1809. 8.

Dieser Band enthält mit besonderen Titeln und Seitenzahlen:

1) *Arsenne Thiebauts von Berneaud*, Mitglieds verschiedener gelehrten Gesellschaften u. s. w., *Schilderung der Insel Elba*. Nebst Notizen von den übrigen kleinen Inseln des Tyrrhenischen Meeres. Meist nach eigner Ansicht entworfen. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Zugabe versehen von *T. F. Ehrmann*. XIV und 148 S. Mit einer Karte. (18 gr.)

Was der Uebersetzer eine *Schilderung* genannt hat, führt im Original den Titel einer *Reise*. Weil aber die Spuren einer Reise darin verwischt sind, so hat er jene Aufschrift für schicklicher gehalten. Indess ist nicht allein aus der Versicherung des Vfs., dass er von 1800 bis 1807 Italien durchreiset, und dreymal die Insel Elba besucht hat, sondern auch aus der Beschreibung gewiss, dass er sie nach eigener Ansicht entworfen, wobey er viele andre von ihm angeführte Schriften benutzt hat, die Hr. *E.* in der Einleitung in einer guten Ordnung neben einander gestellt hat. Der Vf. ist nicht allein ein guter Naturforscher, sondern auch in der klassischen Literatur und Geschichte wohl bewandert, der, was die Alten von der wegen der Eisenminen sehr geschätzten Insel gesagt haben, sorgfältig sammelt. Die Freyheiten, die sich Hr. *E.* mit dem Originale genommen hat, dass er es hin und wieder abgekürzt, und die Materien zuweilen anders geordnet hat, werden den Beyfall der Leser erhalten, auch sind seine hinzugefügten Anmerkungen schätzbar. Das Werkchen ist in *fünf* Abschnitte abgetheilt: 1) Allgemeine Uebersicht, Lage und Grösse, nämlich 12 geographische Meilen im Umfang. Name, Athalia bey den Griechen, Ilua oder Ilva bey den Etruskern und Römern, woraus Elba entstanden ist. 2) Naturbeschaffenheit. Wahrscheinlich nicht durch Ausbruch eines Vulkans entstanden, auch nicht durch eine Erschütterung von dem gegenüber liegenden festen Lande abgerissen; die Gebirge bilden drey verschiedene Reihen, durch Thäler von einander getrennt. An der Westseite sind die höchsten, sind Urgebirge, bestehen aus Granit, an der Ostseite bestehn sie aus Serpentin und Lavezsteinen, enthalten sehr viel Eisen. Das Klima ist gemässigt. Die Hitze weder heftig noch von langer Dauer, und die Kälte nicht streng. Es fehlt der Insel nicht ganz an süssem Wasser. Sie hat helle, süsse, frische Wasserquellen in ziemlicher Zahl. Flüsse und Seen sind nicht vorhanden. Von Mineralien ist Eisen in reichem Ueberflusse. Ehemals gab es auch Kupferminen. Von Vegetabilien sind vorzüglich zu bemerken: Weizen und Mais, ferner Hülsenfrüchte, Wassermelonen, Feigen und Kastanien, Weinstock. An Bauholz ist fast gänzlicher Mangel. Von zahmen Vieh findet man bloss Esel, einige Maulthiere, schlechte Pferde, und wenige Ochsen und Kühe. Grösser ist die Zahl der Schweine, Schafe und Ziegen, meist von kleiner Rasse. Alle Insekten Italiens sind hier beysammen, auch eine grosse Menge von Fliegen und Mücken. 3) Einwohner jetzt 12000. Sie besitzen viele Vaterlandsliebe, sind arbeitsam, gutmüthig, gastfrey, gute Seeleute, lieben die Jagd und alle anstrengende Leibesübungen, kennen nicht den übermüthigen Luxus der Grossstädter, erreichen ein hohes Alter ohne Altersschwächen zu fühlen. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Hülsenfrüchte, Schafkäse, Speck, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, grobes Brod, frische Fische, marinirter Thunfisch, und selten frische Vegetabilien. Daher entstehn manche Krankheiten, die auch durch die Ausdünstungen der stehenden Wasser- und Salzsümpfe, die feuchten Nächte, den kalten Thau, die warmen und feuchten Südwinde erzeugt werden. Der Ackerbau wird nicht mit der gehörigen Einsicht betrieben, der Gartenbau fast ganz vernachlässigt, aber nicht der Weinbau. Fabriken und Manufakturen sind hier gar nicht. Alle Waaren der Art kommen aus Frankreich und Italien. Der Thunfischfang ist sehr beträchtlich, und ein wichtiger Handelszweig, der zu 15000 Thaler jährlich geschätzt wird. 4) In der Geschichte der Insel ist der Vf. bey der ältern Geschichte, die zum Theil aus Archiven geschöpft ist, sehr umständlich, bey der neuesten zu kurz. Denn nachdem der Erhebung des Grossherzogthums Toscana zum Königreiche Etrurien gedacht ist, wird fortgefahren: *das aber jetzt, wie bekannt, mit Frankreich vereiniget ist*, und darauf noch erinnert, dass die Insel Elba als ein integrirender Theil dem Kaiserthum einverleibt ist. Der Herausgeber hat noch einen Paragraph über die jetzige bürgerliche Verfassung beygefügt. Die Insel Elba

Elba mit den Inselchen Capraja, Pianosa, Palamjola, und Monte Christo ist ein Nebenland von Frankreich, das zu keinem Departement gehört, jedoch gleiche Rechte mit den Departementen geniesst. Die Verwaltung und Justiz ist vollkommen auf französischen Fuss eingerichtet. Elba mit den zugehörigen Inselchen ist in vier Cantone abgetheilt: Porto Lungone, Porto Ferrajo, Marciana, Capraja, mit einer Volksmenge von 13750. Ausser zwey Hospitälern ist zu Porto Ferrajo ein kleines Lazareth, das unter strenger Aufsicht steht. Den Paragraph von den Alterthümern hat der Herausgeber sehr beschnitten, auch die Kupfertafel von Münzen weggelassen. 5) Topographie, oder Beschreibung der vorher angeführten Cantone. Traurig ist es, dass in der Hauptstadt Porto Ferrajo keine Unterrichts-Anstalt, keine Hülfsmittel für Künste und Wissenschaften, keine öffentliche Bibliothek vorhanden ist, ja der Vf. nicht einmal eine Privat-Bibliothek und Sammlung von Denkmälern nennen konnte. Bey dem Dorfe Rio sind die unerschöpflichen Eisengruben, die von Plinius, Strabo, Virgil und andern alten Schriftstellern gerühmt werden. Das Erz zeigt sich hier nicht in Nieren oder streicht in Gängen, sondern der ganze Berg ist metallisch. *Mons totus ex ferro*, sagt Plinius. Das Eisenerz wird mit Spitzhauen und Schlägeln in der Grube losgebrochen, oder durch Sprengung des Gesteins mit Pulver zu Tage gefordert, und zu den benachbarten Küsten gebracht, um dort in Schmiedeeisen verwandelt zu werden. Die vorzüglichsten Eisenschmelzen liegen auf der Ostküste von Corsika, wo das Erz geröstet, gepocht, und mit Kohlen vermischt ins Feuer und zum Flusse gebracht wird. Capo Liveri ist wegen des Magnetberges, auf welchem der Flekken liegt, merkwürdig. Die Einwohner halten den Ort, wo sie den Magnetstein gewinnen, sehr geheim. Dass er einen Einfluss auf die Magnetnadel in den vorbeysegelnden Fahrzeugen äussere, und die Schiffer dadurch in ihren Fahrten irre gemacht würden, zeigten keinesweges die von dem Vf. angestellten Versuche. Den sehr reichhaltigen lithologischen Bemerkungen über jeden Canton der Insel ist ein Verzeichniss der daselbst befindlichen Pflanzen angehängt. Die kleinern Inseln des Tyrrhenischen Meeres, von denen noch einige Notizen mitgetheilt werden, sind: Pianosa, Monte Christo, Giglio, Capraja, Gorgona. Endlich hat der Herausgeber noch eine kurze Schilderung der Insel Elba aus den *Interessanten Bemerkungen eines Reisenden durch Frankreich und Italien*, Leipzig 1793 hinzugefügt. Damals gehörte fast die ganze Insel dem Fürsten von Piombino, besonders waren die Eisengruben sein Eigenthum, in denen 200 Arbeiter beschäftiget waren, und die dem Fürsten beynahe 100000 Thaler franz. Geld jährlich einbrachten. Den Thunfischfang und den mit den Thunfischen getriebenen Handel beschreibt der Vf. als Augenzeuge. Die Karte von der Insel Elba ist von *Poirson* entworfen.

2) *J. Haafner's Landreise längs der Küste Orixa und Koromandel auf der westlichen Indischen Halbinsel.* Aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *T. F. Ehrmann.* — *Erster* Theil. 203 S. *Zweyter* Theil. VIII u. 230 S. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf., zu Colmar in Ober-Elsass geboren (II. 95.), der fast von seiner Kindheit an bis in sein 18tes Jahr sich auf der See herum trieb, verliess 1775 den Seedienst, und wurde Schreiber in dem Comptoir der holländisch-ostindischen Compagnie zu Nagapatnam, von da er nach Sadras kam, gerieth in dem Kriege der Engländer mit Hyder Ali in englische Gefangenschaft, wurde als Kriegsgefangner nach Madras geführt, kam wieder los, kehrte nach Sadras zurück, und reiste über Pondichery und Trankebar nach der Insel Ceilon. Diese seine erste Reise kam 1806 heraus, und erschien deutsch ästhetisch bearbeitet im *dritten* Bande von *Fischer's* Reisebibliothek. Die vor uns liegende ist seine zweyte Reise von Bimilipatnam unterm 18° Nord Breite auf der Küste von Orixa zwischen Ganjam und Vizagapatnam längs der Seeküste zu Lande bis zu Pondichery. Dass sie im J. 1784 gemacht ist, erhellet klar aus II. 177., obgleich im Tagebuche selbst weder Jahres noch Monats gedacht, sondern nur die an einem Orte zugebrachte Zeit, und die Tageszeit der Ankunft und Abreise angemerkt ist. Da mehrmalen Begebenheiten angeführt werden, die sich lange nachher zugetragen haben, namentlich des Friedens von Amiens Erwähnung geschieht, so ist es, wenn auch am Ort und Stelle vieles niedergeschrieben ist, doch nachher überarbeitet und erweitert worden. Der Vf., ein Kaufmann, hat in seinem zehnjährigen Aufenthalt die Landes- auch die Sanscritsprache erlernt (erstere nennt er die malabarische), und er führt nicht bloss einzelne Wörter, sondern auch Redensarten daraus an. Durch die Kenntniss dieser Sprache, und die Achtung, welche er gegen die Meinungen und Gewohnheiten der Eingebornen bewies, erwarb er sich ihr Zutrauen. Der *erste* Theil ist in *zehn*, der *zweyte* in *vierzehn* Abschnitte abgetheilt, und der Inhalt eines jeden angezeigt. Mit dem *zweyten Theil* eine neue Zahl der Abschnitte zu beginnen, war unnöthig, da in ihm die angefangene Reise fortgesetzt wird. Sie erstreckte sich durch sechs Breitengrade, d. i. 90 deutsche Meilen längs der Küste in beständiger Richtung von Norden nach Süden. Die abwechselnden schönen Gegenden, die vielen Menschen, mit denen er in den Choutries oder Herbergen zusammentraf, oder die ihm auch sonst begegneten, die vielen Oerter die er besuchte, Gebäude die er sah, gaben ihm zu Beschreibungen und Erzählungen Stoff, die sehr unterhaltend und angenehm zu lesen sind. Die Empfindungen, welche die schöne Natur und das gutmüthige Volk der Hindus in ihm erregt hatten, theilt er dem Leser mit, und nicht leicht wird man einen Reisenden antreffen, in dessen Gesellschaft man lieber Indien durchwandern möchte. Gemeiniglich erschrickt man vor diesem Lande, wenn man an die wilden und giftigen Thiere, an die Tiger, Schakals, Elephanten, Schlangen u. s. w., an die un-

unerträgliche Hitze, heftigen Stürme, Regen und was dergleichen Unbequemlichkeiten und Gefahren mehr seyn mögen, gedenkt. Wenn man aber unsern Vf. hört, so ist das Reisen nirgends angenehmer und bequemer, als in Indien, wenigstens längs der Küste und in einem Palankin. Hier gesellet sich zu einem milden Klima ein menschenfreundliches Volk, die Hindus, und an einem Palankin hat man, nach des Vfs. Meinung, die bequemste und sicherste Reisemaschine, die je erfunden worden ist. Die Kulis oder Träger, deren acht zu einem Palankin gehören, werden als gutartige, freundliche und dienstwillige Menschen gerühmt, auf deren Treue und Redlichkeit man sich verlassen kann. Bald nach Antritt seiner Reise zu Schiemanchelon, wo eine Menge von Hindus zur Verehrung der Gottheit Appana in einem auf einem hohen Berge gelegenen Tempel versammelt waren, bemerkte der Vf. die grosse Abneigung und Verachtung, welche die Hindus gegen alle Europäer hegen, und die sich diese durch ihre Räubereyen und Mordthaten zugezogen haben. Denn er entblödet sich nicht die Europäer für eigentliche Diebe von Profession zu erklären, die bloss in der Absicht sich reich zu stehlen, hieher kommen, und zu der Absicht aus ihrem Vaterlande hieher geschickt werden; auch daneben das Morden gut verstehen (I. 23.). Seine eigenen Landsleute und Glaubensgenossen in Indien verabscheut er nicht weniger, als die Indier es thun (I. 22.). Vorzüglich ist sein Buch voll von den heftigsten Declamationen gegen die Britten, deren Herrschsucht und Geldgierde mit den grellsten Farben geschildert werden, welche die Nabobs und Radschas auf die undankbarste und niederträchtigste Weise betrogen, verrathen und verkauft, und, wo offenbare Gewalt nicht ausreicht, sich gedungener Mörder, des Dolchs und Gifts bedient haben, um jeden aus dem Wege zu räumen, der ihnen entgegen war. Beyspiele hierzu findet man I. 36. 61., wo er die Billigkeit hat, hinzuzusetzen, dass seine Vorwürfe nicht der ganzen Nation gelten, sondern nur den Engländern in Indien. Denn beynahe (dieses *beynahe* ist nicht zu übersehen) nur solche Engländer ziehen in dieses Land, welche Noth oder Geiz antreibt nach Reichthum zu haschen, den sie um jeden Preis zu erhalten suchen. Ferner S. 125. 136. 144. wo ein Streit mit einem jungen englischen Officier erzählt wird, den er mit Gewalt zum Ersatz eines Schadens, welchen dieser muthwilliger weise einigen pilgernden Hindus zugefügt, gezwungen hat, und der am Ende von freyen Stücken eine grössere Summe an die von ihm gemisshandelten Hindus auszahlte, als ihm von seinem Ueberwinder Hn. *Haafner* auferlegt war, und beym Abschiednehmen Reue über das Vorgefallene bezeugte. *Was für wunderliche Leute giebt es unter den Engländern!* setzt er hinzu; und wer wird ihm hierin nicht Recht geben? S. 160. hat der Uebers. das harte Urtheil über das Betragen der Engländer mit einem ähnlichen aus *Legoux de Flaix* belegt. Ein Urtheil aus dem Munde eines Engländers, der selbst in Indien ein Augenzeuge ihrer so verschrieenen Raub- und Plünderungssucht gewesen, würde von grösserem Gewichte seyn. Daran fehlt es aber leider auch nicht. Wie viele können nicht aus dem Hastingschen Process genommen werden! Der Vf., verblendet durch seinen Hass gegen die Engländer, legt allen ihren Handlungen, selbst solchen, deren Lauterkeit von der ganzen Welt anerkannt ist, den Cookschen Entdeckungsreisen und den Missionsanstalten auf den Südsee-Inseln habsüchtige Absichten unter, welches auch, wie billig, von seinem Uebersetzer gerügt wird (I. 162.). Ja er geht in seiner Leidenschaft so weit, dass er in Schimpfwörter ausbricht. Die brittischen Beamten werden *Gesindel* gescholten, die jährlich zu Hunderten nach Indien geschickt werden, um die guten, sanftmüthigen, bedauernswürdigen Hindus auszuplündern und auszusaugen (II. 72.). Die brittischen Comptoirs heissen Raubnester und London selbst das Hauptraubnest (II. 113.), oder das grosse Raubnest (II. 125.).

Der Vf. reiste gleich nach dem Kriege, den England mit Holland führte (1780—1783), und konnte nicht ohne Schmerzen die Verheerungen ansehn, welchen er in den holländischen Handelslogen zu Jaggernaikpuram, Sadras u. s. w. längs der Coromandelküste angerichtet hatte. Gereizt zum heftigen Zorn gegen die Urheber des von den Holländern erlittenen Verlusts macht er sich durch Verwünschungen Luft, dass diese Tyrannen bald in Indien von Ort zu Ort vertrieben und selbst des letzten Zufluchtsorts beraubt werden, wo sie sich vor dem Rachschwert der empörten Menschheit verbergen könnten (II. 78.). Und da vom Wünschen zum Vorhersagen ein leichter Uebergang ist, so prophezeyt er, dass *gewiss* die brittische Macht in Indien nicht 50 Jahre mehr bestehen werde. Hat er dieses 1784 geschrieben, so ist doch in 30 Jahren die Prophezeyung ihrer Erfüllung um nichts näher gekommen, vielmehr die brittische Macht seit der Zeit noch mehr bestätiget und erweitert worden.

In der Reise des Vfs. kann man zwey Ruhepunkte annehmen, Masulipatnam und Madras, in welchen Städten er sich wegen seiner Geschäfte mehrere Wochen aufhielt. Auf dem Wege nach jener Stadt zog ihn zu Vizagapatnam nicht so sehr die Kunst der Einwohner an, Elfenbein auf Büchsen, Betelbüchsen, Kästchen, Stühle, und andre Meubles einzulegen, als die Ceremonie der Verbrennung einer heidnischen Wittwe mit dem Leichnam ihres Mannes in dem nahen Velur, die sich darin von den im südlichen Theile der Küste gewöhnlichen unterschied, dass die Wittwe in eine Grube voll Feuer sprang. Eine Unterredung mit einem Wahrsager, der sich aber nicht dazu verstehen wollte, dem Vf. die Vergangenheit zu offenbaren, gewährte ihm viel Vergnügen. Zu Rawil wächst so guter Taback, dass man sich wundern muss, dass er nicht nach Europa ausgeführt wird. Auch weiter in Süden sah der Vf. viele mit Taback und Sesam bedeckte Felder. In Masulipatnam herrschen die Engländer mit ihrer gewöhnlichen Tyranney und drücken die Einwohner mit Auflagen. Die dortigen Tan-

Tänzerinnen werden für die schönsten und besten auf der ganzen Küste gehalten. Der Vf. handelt im *fünften* Abschnitte des *ersten* Theils von diesen Personen, die man in Indien *Devedaschi*, in Europa *Bajaderen* zu nennen pflegt. Dass der Abschnitt *con amore* bearbeitet ist, lässt sich vermuthen, da er in der Folge sich in eine herumziehende Tänzerin verliebte. Sie hatte ihm ihre Liebe durch ihre Vorgesetzte oder Pflegerin zuerst angetragen, ward daher anfänglich von ihm verschmäht. Aber in der Art, wie sie seine Zurückstossung aufgenommen, zeigte sie so viele Unschuld und Ehrgefühl, dass er diese Eigenschaften mit dem schönsten Körper gepaart bewundernd, auch nachdem er seine Reise fortgesetzt, und alle Hoffnung die schöne Mamia (denn so hiess sie) wieder zu sehen aufgegeben hatte, nur an sie dachte und sich mit ihrem Bilde beschäftigte. Ist die Sacontala (wer von unsern Lesern kennt nicht diese Tempeltänzerin?) von der Natur mit einem zarten Gefühl begabt gewesen, so war es die Mamia nicht minder. Sie ist das beste Gegenbild zu jenem liebenswürdigen Geschöpfe. Zu Nababpeent führte ein glücklicher Zufall sie in seine Arme (Abschn. 9.). Er hatte kurz vorher das Unglück gehabt, dass der Mittelfinger der rechten Hand von einer Schlange gebissen war. Schlangenbeschwörer hatten ihn nicht heilen können; ein englischer Wundarzt im Fort Ingola auch nicht. Besorgt, dass ein kalter Brand ihm die Hand, wenn nicht gar das Leben, rauben möchte, eilte er mit verdoppelten Palankinträgern nach Madras, wo er ärztliche Hülfe zu finden hoffte. Die schöne Mamia traf ihn unterwegens an, bereitete mit ihren Gefährtinnen eine Salbe, und legte sie ihm selbst auf die Hand, so gross auch der Widerwille der Hindus gegen alle Unreinlichkeit ist. Mamia wollte hiemit von ihm Abschied nehmen. Er versicherte sie aber seiner ewigen Liebe, verlangte, dass sie sich mit ihrer Pflegerin nach Madras begeben sollte, und gab ihr die nöthigen Nachweisungen, ihn in dieser grossen Stadt aufzufinden. Denn er hatte den Entschluss gefasst sie zur Gesellschafterin seines Lebens zu machen. Die gute Wirkung der ihm aufgestrichenen Salbe zeigte sich bald. Denn statt dass der dickgeschwollne Finger vorher leblos und ohne Empfindung gewesen war, empfand er wieder Schmerzen darin. Der Wundarzt in Madras versicherte ihn, dass er die Erhaltung seiner Hand lediglich dieser köstlichen Salbe zu verdanken habe. Auf diese Weise ward er auch durch Dankbarkeit an Mamia gefesselt. Er war schon 14 Tage in Madras gewesen, als er ihre Ankunft daselbst erfuhr. Er säumte nicht, sich in den Besitz dieses nach seinem Ausdruck wahren weiblichen Engels von Gestalt, Verstand und Tugend zu setzen, und richtete eine kleine Haushaltung für sie ein. In der Gesellschaft dieser Person und seines Freundes und Arztes Dr. Beisser, in dessen Hause er wohnte, verlebte er sehr angenehme Tage. Aber dringende Geschäfte riefen ihn nach dem südlichen Theile der Küste nach Pondichery, Trankebar und Nagapatnam. Er entschloss sich die Reise zur See zu machen, ungeachtet aller Einwendungen von seiner lieben Mamia, die er der Sorgfalt ihrer Hauswirthin empfohlen, und mit hinreichendem Gelde versehen hatte. Als er im Begriff war das Boot zu besteigen, das ihn zu dem auf der Rhede liegenden Schiffe hinüber führen sollte, erschien plötzlich Mamia am Strande, und begehrte, ihn bis an das Schiff zu begleiten. Er wollte es nicht zugeben, weil die Brandung hoch gieng und das Boot mit Waaren überladen war. Allein Mamia sprang vor ihm in das Boot, und die angewandte Mühe, sie zurückzuhalten, war vergebens gewesen. Was er befürchtet hatte, ereignete sich. Das Fahrzeug war voll Wasser, und fieng an zu sinken. Mamia folge mir nach, sagte er, und sprang ins Meer. Sie konnte nicht weniger gut schwimmen, als er. Beide schwammen dem Ufer entgegen, auch würde die letzte Brandung sie ans Ufer geworfen haben, wenn nicht eine alte Mestizin, die auch im Boote gewesen war, ihre Hände so fest an seinen Rock geklammert hätte, dass er nur mit Mühe und mit Hülfe der Mamia davon losgemacht werden konnte. Nicht ohne grosse Gefahr und viele Anstrengung wurde Mamia gerettet, die in der Meinung, dass ihr Liebhaber umgekommen sey, in Verzweiflung gerieth, und die unzweydeutigsten Beweise ihrer grossen Zuneigung zu ihm gab. Die beiden Liebenden waren von vier Personen, die auf dem Boote gewesen, die einzigen welche gerettet wurden. Es ward nun beschlossen, dass die Reise zu Lande in einem Palankin gemacht werden sollte. Mamia blieb zurück, und nahm noch vorher den zärtlichsten Abschied von ihrem Geliebten. Zu Pondichery erfuhr er, dass Mamia zu Onur angekommen sey. Sie hatte sich, obgleich krank, mit ihrer Pflegerin auf den Weg gemacht, um ihren Geliebten noch einmal zu sehen. Durch die Anstrengungen ihn zu Madras aus den Fluthen zu retten, hatte sie sich eine Krankheit zugezogen, die durch die Reise noch mehr verschlimmert war. Sie starb in den Armen ihres Geliebten, der ihren Leichnam mit den gewöhnlichen Ceremonien auf den Scheiterhaufen legte, ihn selbst anzündete, und durch diesen Beweis seiner aufrichtigen Liebe gegen die Verstorbene allgemeine Achtung und Beyfallsbezeugung von den Zuschauern einärntete. Der Plan des Vfs. sich in Indien häuslich niederzulassen, scheiterte durch diesen Todesfall, und er eilte ein Land zu verlassen, wo er seit mehrern Jahren nichts als Verdruss und Unglück erlebt hatte. Man kann die Geschichte dieser so zart fühlenden Indierin, die wir im Zusammenhang und abgekürzt vorgetragen haben (denn im Tagebuche wird sie zerstreut erzählt), nicht lesen, ohne sie mit der Johanna des Herrn Stedmann und der Narina des Hn. Vaillant in Parallele zu setzen. Sakontala, Mamia, Johanna, Narina, o ihr fein empfindende Wesen, Euch huldige jeder, der den Werth reiner und zarter Triebe zu schätzen weiss!

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde* — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir wollen nun noch einige Merkwürdigkeiten, die auf die Mamia keinen Bezug haben, aus *J. Haafner's* Reise ausheben. Auf dem Wege nach Madras in dem Dorfe Jakasurpatam begegnete er dem neuen englischen Gouverneur von Musulipatnam, Herrn *Harcley*, der ihm nicht verhehlte, er sey aus England hieher geschickt worden, um seine in Verfall gerathene Vermögensumstände zu verbessern, und sich Reichthümer zu erwerben, das Glück begünstige ihn, er sey erst acht Monate in Indien, und habe schon eine der besten Gouverneursstellen auf der Küste erhascht; seine Freunde in Madras meynten, er würde an dieser Stelle im Stande seyn, in fünf Jahren so viel Geld zusammen zu scharren, dass er davon in England lebenslänglich als ein Edelmann leben könne. Er machte dem Vf. den Antrag, bey ihm in Dienste zu treten, er wolle ihm die Stelle eines Unter-Steuereinnehmers übertragen, wodurch er in wenig Jahren sich ein hübsches Vermögen erwerben, und mit ihm als ein reicher Mann nach Europa zurückkehren könne (Abschn. 4.). So weit uns der Charakter der Engländer bekannt ist, ist uns mehreres an dieser Geschichte zweifelhaft. Zu einer Civilbedienung in Indien werden keine Ausländer, sondern bloss Britten genommen. Und ein Engländer sollte gegen einen Holländer gleich bey der ersten Zusammenkunft so offenherzig gewesen seyn? War er es wirklich, so missbrauchte der Vf. das in ihn gesetzte Zutrauen, dass er diese Anekdote zur öffentlichen Kunde brachte. Der Vf. schlug das Anerbieten aus, und er versichert, schon früher eine weit bessere, die ihm Lord Macartney angetragen, ausgeschlagen zu haben. Palliacalda ist wegen der hier verfertigten schönen Schnupftücher und Strümpfe berühmt, die nirgends so gut gemacht werden, und die der Kenner von denen zu Madras nachgemachten leicht unterscheiden kann (Abschn. 5.). In Madras suchte er seinen Freund *Frank* auf, der ihm nach der Eroberung von Sadras im J. 1801 so grosse Gefälligkeiten erwiesen hatte (II, 92.). Diese Zahl harmonirt nicht mit denen S. 177. erwähnten, nach welchen er 1784 Madras zuletzt verlassen hatte, und sich 1794 zu Amsterdam aufhielt, von welchem Orte er eine Reise nach Nantes machen wollte. Sollte er nach Indien zurückgegangen seyn, oder ist statt 1801 zu lesen 1781? Letzteres deucht uns das wahrscheinlichste. Eine Merkwürdigkeit zu Madras war der König von Tidor, einer der moluckischen Inseln, den die Holländer, weil er sich ihren tyrannischen Verfügungen widersetzt hatte, abgesetzt, und nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verbannt, den aber auf der Fahrt dahin eine englische Flotte befreyet und nach Madras gebracht hatte, wo er von den Engländern gut unterhalten wurde, aus unedeln Absichten, wie der Vf. meynt. Denn solche legt er allen Handlungen dieser Nation unter. Durch des Vfs. Umgang mit dem Könige sind wir um nichts klüger über die Molucken geworden (Abschn. 6.). Nur ein paar Engländer, die in der grossen Hungersnoth, wovon der Vf. ein Augenzeuge gewesen war, sich der armen Hindus angenommen hatten, namentlich Willoughy, werden gerühmt. Der bekannte Lord Macartney sey hart und grausam gewesen. Das Wasser in Madras sey schlecht, obgleich Hr. *Best* das Gegentheil versichere. Die Engländer haben sich in der weissen Stadt so festgesetzt, als ob sie noch Jahrhunderte da bleiben würden, welches Gott verhüten wolle! Die malabarischen Häuser beweisen durch ihre Einrichtung, dass die Bedürfnisse und Lebensweise der Hindus sehr beschränkt und einfach ist. Wenn auch in einigen Mobilien nach europäischer Art sind, so ist dieses bloss zum Staate. In den Häusern der reichen Mohren oder Mohammedaner findet man mehrere Verzierungen und Bequemlichkeiten. Armenhäuser, Hospitäler oder andere milde Stiftungen sucht man in Madras, wie in andern Städten Indiens, vergebens. Der *achte* Abschnitt enthält historische Notizen von Mahomed Ali Khan, Nabob von Carnatic, Hyder Ali, und Tippo Saheb. Hätte sich Mahomed mit Hyder Ali vereinigt, statt dass er dessen abgesagter Feind war, so würde er nicht durch die Engländer um sein Land gekommen seyn. Tippo Saheb ist dem Vf. ein eben so wackerer, tapferer und edelmüthiger Fürst, als sein Vater Hyder Ali, worin ihm der Uebersetzer widerspricht, der auch das Lob Hyder's mässigt, und aus französischen Schriftstellern, weil der Vf. die englischen als parteyische verwirft, seinen Charakter schildert. Dass die Ueberlieferung der beiden Söhne Tippo Saheb's als Geissel an die Engländer in englischen Kupferstichen dargestellt ist, wird den Engländern sehr verarget. Seit wenn hat man es dem Sieger verdenken können, sich über die Niederlage seiner Feinde zu freuen, und sie durch Denkmäler auf die Nach-

Nachwelt zu bringen? Die Invective gegen die verhafsten Briten, untermischt mit Nachrichten von den Maratten, die unter sich vereint jene vertreiben könnten, wird im *neunten* Abschn. fortgesetzt, wo noch mehrere Klagen über die Engländer, über den Gouverneur Hastings, den Oberrichter Sir Elijah (nicht: Elojah) Impey u. a. ausgeschüttet sind. Von Hastings hat der Uebers. (S. 143.) Nachrichten mitgetheilt, die mit der Behauptung seiner Freunde, dass er nicht mehr als 50 oder 60,000 Pfd. St. aus Indien mitgebracht hätte, nicht bestehen können. Alles wird auf das nachtheiligste für die genannten Männer erzählt. Allein ihre Vertheidiger haben selbst durch die beschönigende Darstellung den Schandfleck, welche die genannten sich und ihre Nation angehängt haben, nicht abwischen können. Wenn (S. 171.) gesagt wird, dass Hastings den Justizmord, der an den Rajah Nundocomar verübt war, sehr geschickt von sich abgewälzt hat, so ist dieses nicht genau berichtet. Denn Impey, der mit den übrigen Mitgliedern des Gerichts, unter welchen Hastings nicht war, Nundocomar zum Tode verurtheilt hatte, nicht Hastings, wurde von dem britischen Unterhause über die Sache vernommen, und wusste sich so geschickt zu vertheidigen, dass das Unterhaus, den Minister Pitt nicht ausgenommen, ihn von der Anklage frey sprach. Historische Genauigkeit oder Entwickelung dieser absichtlich durch die Parteyen verworrenen Geschichte ist von dem Vf. nicht zu erwarten. Auf der weitern Reise waren in St. Thome, Tripalur und sonst Spuren der Verwüstungen, die durch den Krieg oder die Hungersnoth an den Gebäuden und den Einwohnern herbeygeführt waren, sichtlich. Die Ruinen zu Maveliewarom, wo ehemals prachtvolle Gebäude standen, und noch jetzt die Anhöhen mit Tempeln, meistens verfallne Pyramiden, Schiltris u. s. w. bedeckt sind, alle aus einem Gestein ausgehölt, werden bewundert, als Beweise von der hohen Cultur und Kunst, die hier in der Vorzeit geherrscht hat. Zu Sadras, welcher Ort 1780 zerstört war, war ein holländisches Comptoir wieder errichtet, und der Graf von Byland mit der Einrichtung desselben beauftragt. Der Vf., welcher drey Jahre lang die Bücher des Comptoirs geführt hatte, verfasste für den Grafen eine Anweisung, wie er sich zu verhalten habe, und einen Bericht über die ehemalige Führung der Geschäfte und Rechnungen des Comptoirs. Der Graf hätte ihn auch gern als Secretär und Buchhalter unter vortheilhaften Bedingungen behalten. Allein seine anderweiten Plane kamen hiermit nicht überein. Er zweifelt auch, dass dieser Ort wieder bevölkert werde, und fürchtet, dass die tyrannischen Engländer sein Aufkommen verhindern werden. Die ganze Gegend ist sehr entvölkert. Das Dorf Alamparweh, vormals eins der grössten und schönsten auf der Coromandel-Küste, ist jetzt fast ganz verödet. Der traurige Todesfall seiner Geliebten, den er zu Pondichery erfuhr, scheint ihm alle Lust, Bemerkungen über diesen Ort, Trankebar und Nagapatnam zu machen, geraubt zu haben. Obgleich der Vf. weder zu den gelehrten noch vorurtheilsfreyen Reisenden gehört, so ist doch seine Beschreibung unterhaltend, und das Mitleiden, welches er mit den unterdrückten Hindus fühlt, von gefühlvollen Lesern zu ehren. Weil er zu oft in einen declamatorischen Ton verfällt, so hat der Uebers. vieles weggelassen, wofür, so wie für seine lehrreichen Anmerkungen, wir ihm Dank wissen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HADAMAR, im Verl. d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Etwas für Eheleute über Entstehung und Verhütung der Missgeburten*, nebst *Darstellung einer seltnen in Koblenz todt zur Welt gekommenen Missgeburt*, von *J. Clesius*, med. Doctor zu Koblenz. 1812. 68 S. 8. Mit 1 Kpfr. (10 gr.)

So ominös der Titel dieses Werkleins auch ist, so fand es doch Rec. über seine Erwartung schlecht, und er eilt daher, dasselbe warnend anzuzeigen, um vorzüglich in den jetzigen Zeiten, wo man selbst häufig dem Vortrefflichen entsagen muss, die Reue über den Ankauf des schlechtesten zu verhindern, und den Vf., so viel in seinen Kräften steht, von der Erfüllung des Versprechens abzuhalten, womit er die Vorrede also schliesst: „Eheleute! leset dieses Büchelchen und gönnet ihm seinen Zweck. Lernet daraus die Freuden der Welt dauerhaft zu geniessen, um frohe Eltern, gutgebildeter, starker und gesunder Kinder werden zu können. Wird alsdann diese kleine Arbeit günstig aufgenommen werden, so soll mir diess zur Aufmunterung dienen, dergleichen gar bald mehrere nachzuliefern, indem es meine Absicht ist, so lang ich noch kann, der Menschheit nützlich zu seyn." Schon diese Stelle giebt keine üble Probe von der Schreibart und Darstellungsgabe des Vfs. Doch kann man getrost jede Seite mit der Ueberzeugung aufschlagen, noch vorzüglichere zu finden. Merkwürdig ist besonders S. 26—32, wo der Vf. achtzehn Perioden mit: So wurde u. s. w. geboren, So gebar u. s. w., anfängt. Seine Gelehrsamkeit und die Art, wie er den Gegenstand behandelt, übertreffen indessen die Correctheit seiner Schreibart bey weitem. Auf der ersten Seite scheint er sehr possierlich den ehrlichen Rueff mit Rufus Ephesius für eine Person zu halten, indem er von Jakob Rufus redet. Bis auf die neuesten Zeiten scheint sich überhaupt seine Kenntniss der Literatur nicht zu erstrecken. *Sennert*, *Schenk*, *Cattier*, von denen er zu glauben scheint, sie seyn noch am Leben, indem er von ihnen als den Herren *Sennert* u. s. w. spricht, *Laurentius Stengel*, *Myzald* (aus dem er mit voller Ueberzeugung citirt, dass eine schwangere Frau, die in ihrer Schwangerschaft nach Männerfleisch lüstern wurde, ihren sehr geliebten Mann des Nachts, als er schlief, umbrachte, die Hälfte desselben mit Lust verzehrte, und die noch übrige Hälfte einsalzte) sind seine einzigen Gewährsmänner. Sehr logisch ist seine vierfache Eintheilung der Bildungsabweichungen in kleine Naturfehler, zweydeutiges Geschlecht, Geschlechtslosigkeit und die sogenannten Mon-

Monstren oder Missgeburten. Zu den *kleinen Naturfehlern*, die er in einem bunten Gemische zusammenstellt, rechnet er unter andern doppelte Hasenscharten, Wolfsrachen, doppelte Nasen, Verschmelzung zweyer Augen zu einem, doppelte Hände! Herrlich ist sein Beweis wider die Existenz vollkommner Zwitter: „Niemand wird sich zwey verschiedne Naturen in einem individuellen Subject denken, *da nicht das nämliche zugleich seyn und nicht seyn kann.* Und wäre es möglich gewesen, dass die Natur in einem Menschen beide Fähigkeiten zur künftigen Generation hätte verpaaren können, so wäre es von derselben wider ihre Eigenschaft gehandelt gewesen, dass sie mit dem Acte der Fortpflanzung zwey ganz verschiedne Individuen beschäftigt hätte." In der Lehre von den sogenannten Monstren findet sich zwar ein Abschnitt mit der Ueberschrift: *Verschiedenheit der Mißgeburten*, allein auch keine Idee von Classification derselben. Woher er die Nachricht (S. 32.) hat, dass die Missgeburten am häufigsten in Aegypten vorkommen, verschweigt er, spricht aber dafür auf der folgenden Seite von Weibern mit 2 — 3 Herzen. Sehr menschenfreundlich sagt er (S. 40.): „Es ist höchst unbillig, sogleich die Mutter bey Entstehung solcher (welcher?) Missgeburten eines bösen Betragens oder des Umgangs mit dem Viehe zu beschuldigen u. s. w." Als Veranlassungen zur Entstehung von Missgeburten führt er den Beyschlaf während der Menstruation, die Onanie, den weissen Fluss, und fast alle möglichen Krankheiten an. Die Missgeburten, welche dadurch entstehen könnten, möchten, nach des Rec. Meinung, wohl das geringste Uebel seyn. Wenigstens ist es merkwürdig genug, vor dem Beyschlafe mit Weibern, die an Askariden, dem Tripper, Hämorrhoiden leiden, kurz vorher erst geboren haben, stillen, einen Bruch oder Vorfall haben, abgeschwächt sind, während der Mann stark ist, zu warnen, der dadurch möglicherweise zu veranlassenden Missgeburten halber! Sehr weise sagt er im Abschnitte von *Verhütung der Mißgeburten* (S. 62.): „Jene Mutter, welche einmal das Unglück hatte, eine Missgeburt zu gebären, hat sich sonderbar in Acht zu nehmen, dass sie keine zweyte zur Welt bringe." Regeln zur Verhütung sind nun: 1) Enthaltung des Beyschlafes, bis dass ihre zerrütteten körperlichen Umstände verbessert sind, worüber sie sich mit ihrem Hausarzten frühzeitig zu benehmen hat *(sic)*; 2) Befleissigung einer guten Verdauung; 3) Enthaltung vom Branntwein; 4) Vermeidung von Gemüthsbewegungen, 5) von heftigen Purganzen, 6) der Onanie; und ganz besonders endlich 7) „vor allem aber nehme sie zum künftigen von ihrem Arzte zugestandnen Beyschlafe keinen kranken Mann an!" — Rec. schliesst die Anzeige mit dem Bedauern, dass die nur äusserlich beschriebene und abgebildete Missgeburt, deren Kopf sehr unvollkommen entwickelt war, in keine bessere Hände gefallen ist, und räth dem Vf. dringend, ja die angezogene Stelle (S. 62.) zu beherzigen, ehe er zur Erfüllung seines in der Vorrede gethanen Versprechens schreitet, indem das Angezeigte der beste Beweis für die Richtigkeit der Stelle ist, womit er anhebt: „Dass jedes lebende Wesen, welches fähig ist, zu gebären, auch missgebären könne, ist eine ausgemachte Sache, indem schon so viele und mannichfaltige Missgeburten sich bey Menschen sowohl, als auch bey andern Thieren auf unserm Erdballe ereichnet *(sic)* haben."

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, in d. Gerold. Buchh.: *Samuel Butler's Hudibras*, ein satirisches Gedicht in neun Gesängen. Neu verdeutscht. Mit historischen Anmerkungen von *Karl Anton v. Gruber.* — *Erster* Theil. 1811. IV u. 168 S. *Zweyter* Theil. 112 S. 8. (20 gr.)

Mehr als der Dichter selbst machte sein Werk überall verdientes Glück; und wenn es gleich im Ganzen ein Zeitgedicht war, und sich auf den in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in England herrschenden schwärmerischen Unfug der sogenannten Independenten zunächst bezog: so finden sich doch darin so viele Aeusserungen für die ganze Menschheit und für jedes Zeitalter, vereint mit der glücklichsten komischen Laune, dass jener allgemeine und fortwährende Beyfall leicht zu erklären ist. Eben so allgemein und erklärbar ist es daher auch, dass Uebersetzungen dieses Gedichts fast bey allen aufgeklärten Völkern mehrmals versucht wurden. Unter uns Deutschen machte schon im J. 1737 *Bodmer* einen solchen Versuch mit den beiden ersten Gesängen in einer zwar ziemlich richtigen, aber sehr harten Prose. Auf gleiche Art, aber doch mit grösserem Glücke, übersetzte im J. 1765 der verstorbene Diaconus *Waser* zu Winterthur, der auch durch mehrere Uebersetzungen, und sehr vortheilhaft durch seine 1757 herausgegebenen moralischen Beobachtungen und Urtheile bekannt ist, das ganze Gedicht, welches zu Zürich mit sehr launichten Kupfern von *Geßner* herauskam. Jenes englische Gedicht hatte indess nicht nur innere Vorzüge der durchgängigen Stärke des Komischen und Allgemeinheit des Interesse, sondern auch Empfehlung der Einkleidung in burleske Verse, durch welche der Inhalt und die Wirkung nicht wenig gewannen. Die Uebersetzung in Prose musste daher diese Vorzüge einbüssen und dadurch sehr viel verlieren. Dazu kam noch, dass bey aller Treue sich dennoch manche Unrichtigkeit und Unverständlichkeit eingeschlichen hatte; dass die Anmerkungen, deren es so sehr bedarf, und um welche sich bey dem Original *Zacharias Grey* vorzüglich verdient gemacht hat, zwar hie und da hinzugesetzt, aber nicht zahlreich genug, und manche Anspielungen dem Uebersetzer entgangen waren. Diesem Mangel, und besonders der Einbusse der Versification abzuhelfen, machte daher ein Ungenannter in den Jahrgängen 1778 u. 79 des *Deutschen Merkurs* einen nicht ganz unglücklichen Versuch, das Gedicht in ähnliche Verse zu übersetzen. In eben dieser Zeitschrift wurde gleich darauf eine Probe derjenigen Verdeutschung in altdeutsche Verse

vom

vom Hn. *Soltau* eingerückt; und von ihm erhielt man im J. 1787 das ganze Gedicht verdeutscht, und schon dieser erste Abdruck wurde mit verdientem Beyfall aufgenommen. Sehr verbessert und fast gänzlich umgearbeitet erschien 1797 eine *zweyte* Auflage, wovon Nr. 214. des Jahrg. 1800 dieser Zeitung eine empfehlende Anzeige gegeben wurde. Es liess sich daher nicht erwarten, dass die prosaische Uebersetzung von *Waser* aufs neue wieder erscheinen würde, wie doch in dieser Ausgabe zu *Wien* geschehen ist. Denn wenn gleich auf dem Titel derselben eine neue Verdeutschung angekündigt wird: so gesteht doch der Urheber derselben in der Vorrede, er habe nur der Waserschen Uebersetzung, da, wo es ihm nöthig schien, einen reinern deutschen Text untergelegt, die unverständlichen Stellen verständlicher gemacht, und nach dem englischen Original verbessert. Alles dieses wird zwar durch den Augenschein bestätigt; auch sind hie und da einige Anmerkungen, obgleich sehr unzulänglich, beygefügt. Die ganze Unternehmung war jedoch ziemlich überflüssig; und der Charakter des Gedichts ist noch eben so leicht zu verkennen, weil man zwar den Inhalt, nicht aber das Eigenthümliche wiederfindet. Ueberdiess liessen sich gar leicht Stellen nachweisen, in welchen die Richtigkeit verfehlt ist.

LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Rein u. Comp.: *Kurze Biographien aller bekannten griechischen und lateinischen Schriftsteller* vom Anfange der Wissenschaften bis ins fünfte Jahrhundert, in alphabetischer Ordnung zum Besten der Jugend zusammengetragen von *Anton Heinold*. 1809. VIII S. Vorrede. Vorerinnerung S. IX — XVI. Text: 292 S., ein Register mit inbegriffen, nebst einem Titelkupfer. 8. (20 gr.)

Ungeachtet es nicht an Werken fehlt, welche über die Lebensgeschichte der klassischen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums Nachrichten geben, so sind doch diese Nachrichten entweder zu kurz und unbefriedigend, oder sie in solchen Werken enthalten, die dem studierenden Jünglinge selten zu Handen kommen. Es wäre daher kein unverdienstliches Unternehmen, wenn ein Schriftsteller mit Vermeidung allzugroser Kürze auf der einen, und zweckwidriger Weitläuftigkeit auf der andern Seite das Wissenswürdigste und Wichtigste aus der Lebensgeschichte der griechischen und römischen Schriftsteller, in einer Schrift von mässigem Umfange, der den Ankauf derselben auch dem minder Bemittelten möglich machte, dem studierenden Jünglinge mittheilte. Hr. *Heinold* scheint das Bedürfnis eines solchen Buchs gefühlt und dadurch zu dieser Schrift Veranlassung gefunden zu haben. Allein die Art, wie er diesem Bedürfnisse abzuhelfen suchte, ist nichts weniger als beyfallswerth. Es fehlt seiner Schrift gerade an denjenigen Eigenschaften, die sie allein empfehlen könnten. Zuerst verräth fast jede Seite derselben, wie wenig er seinem Gegenstande gewachsen war. Nicht einmal die Quellen, aus welchen er zu schöpfen hatte, kannte er gehörig, wie diess aus der Anmerkung S. III. der Vorrede zu ersehen ist. Von *Fabricius* kennt er bloss die *Bibliotheca Graeca* nach der alten Ausgabe, nicht die *Bibliotheca Latina*; die *Harles'schen* und viele andere hieher gehörige Schriften scheinen ihm ganz unbekannt gewesen zu seyn. In dem Verzeichnisse der Schriftsteller selbst bedarf fast jeder Artikel einer Berichtigung. Zum Beweise nur einige wenige Beyspiele. Von Achilles Tatius heisst es: „Ein Dichter von Alexandrien in Aegypten gebürtig, der unter andern ein dramatisches aus acht Büchern bestehendes Werk, unter dem Titel: Von den Thaten des Leucipp (?) und Clitophon, schrieb, in welchem nach des Photius Urtheil die Schreibart sammt dem Ausdruck ungemein schön und vortrefflich, der Sinn aber unflätig ist." Und dabey befindet sich die Note: „Drama ist ein Gedicht, worin gewisse Personen aufgeführt werden, die solches agiren. Es wird in Komödie, Lustspiel, und Tragödie, Trauerspiel, unterschieden." Welcher Primaner einer irgend guten Schule würde solche Dinge drucken lassen! Horaz soll in der Schlacht bey Philippis (*sic*) sein Feldgepäcke, und folglich sein ganzes Vermögen eingebüsst haben, und dadurch in Armuth gerathen seyn. Bey Homer ist der neuern Untersuchungen und Streitigkeiten über den eigentlichen Ursprung der Homerischen Gedichte mit keiner Sylbe erwähnt, und eben so kennt Hr. *H.* nur die Homerische Iliade und Odyssee; der Homerischen Hymnen, der Batrachomyomachie u. s. w. ist mit keinem Worte gedacht. Der Stil des Vfs. ist, wie auch schon die gegebene kleine Probe zeigt, altfränkisch. Die sieben Weisen Griechenlands heissen (S. 13.) die berufenen sieben Weisen, und sonderbare Liebe sagt der Vf. für besondere Liebe u. s. w. Fast alle eigene Namen kürzt Hr. *H.* hinten ab, auch da, wo es nicht gewöhnlich ist; so sagt er Carnead, Eustath, Polycrat, Antiphan etc. Bey vielen Schriftstellern sind Ausgaben angeführt, aber mit eben so viel Unkenntniss, als in allem Uebrigen herrscht. Vom Homer sind als Ausgaben desselben bemerkt „die zu Rom und Basel 1550 in Folio," dann „die zu Leiden und Amsterdam 1650 griechisch und lateinisch in 4. und 8.," wobey noch hinzugefügt ist: „kürzlich wurden auch die Iliade und Odyssee zu Augsburg und Wien von neuem in obgedachten zwey Sprachen wieder aufgelegt." Andere Ausgaben der Homerischen Gedichte kannte also Hr. *H.* nicht. Dem Ganzen des Buches entspricht die Vorerinnerung, worin Hr. *H.* bemüht ist, die Begriffe: Philosoph und Philosophie zu entwickeln, und eine Uebersicht der Geschichte der alten und der Bestandtheile der heutigen Philosophie zu geben, zu welchen er auch die Oekonomie rechnet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Maynz, b. Kupferberg: *Joseph Wenzels* u. s. w. *Beobachtungen über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen.* 1810. XL u. 120 S. kl. 4. m. 5 Kpft.

Das vorliegende Werk des für die Wissenschaften viel zu früh verstorbnen ältern *Wenzel* wurde von seinem Bruder, Hn. *K. Wenzel*, nach seinem Tode herausgegeben und von Hn. Dr. *Lucä* mit einer Lebensbeschreibung des Verstorbenen, welche zugleich eine Lebensbeschreibung des noch lebenden *Wenzel* ist, indem beide immer vereinigt ihren Studien oblagen, begleitet. Ausser der Vorrede des Herausgebers findet sich von demselben eine genaue, die bisherigen Beschreibungen ergänzende Darstellung der mit dem Hirnanhang in Berührung stehenden Theile des Keilbeins nebst den sich darauf beziehenden schönen Abbildungen und die, aus dem, von beiden Brüdern gemeinschaftlich herausgegebnen Werke über das Gehirn entlehnte, gleichfalls mit einer Abbildung begleitete Beschreibung des normalen Zustandes des Hirnanhanges.

Aus der Lebensbeschreibung ersieht man, dass der Verstorbene nur ein Alter von vierzig Jahren erreichte, indem er am 7. März 1768 zu Maynz geboren war, und am 14. April 1808 eben daselbst starb. Er hatte sich ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt, wurde aber durch einige anatomische Vorlesungen, welchen er beywohnte, von demselben ab, und zum medicinischen Sudium gezogen. Vorzüglich beschäftigte er sich mit Anatomie und Chirurgie, und trat schon während seines Studiums als Schriftsteller auf. Nach geendigtem akademischen Studium zu Maynz machte er mit seinem Bruder eine mehrjährige Reise durch Deutschland und Italien, auf welcher sie sich längere Zeit vorzüglich zu Würzburg, Bamberg, Wien, Parma und Mailand aufhielten und vorzüglich in der Chirurgie und Anatomie vervollkommneten, namentlich in letzterer Beziehung fortwährend Untersuchungen über das Gehirn anstellten. Ausser seinen Schriften, die er meistens mit seinem Bruder herausgab, befinden sich mehrere noch nicht bekannt gemachte, theils in den Händen gelehrter Gesellschaften, theils in denen seines Bruders. Er starb an einer typhösen Peripneumonie als Professor der Anatomie und Physiologie an der medicinischen Schule zu Maynz, welche Stelle er seit dem 25. Junius 1804 bekleidet hatte, tief betrauert von vielen Freunden, die in ihm nicht bloss den Gelehrten achteten, sondern auch den Menschen auf das zärtlichste liebten.

Die Beschreibung des Keilbeinkörpers, welche in vier Abschnitte, die Betrachtung der *Sattellehne*, der *Sattelhöhle*, des *Wulstes* und der *Keilbeinhöhle* zerfällt, enthält eine grösstentheils sehr minutiöse und keines Auszugs fähige Darstellung aller möglichen Varietäten, welche derselbe darbietet, aus welcher sich ergiebt, dass unter gewissen Bedingungen der Hirnanhang mehr oder weniger frey, mehr oder weniger eingezwängt ist, und dass auf der andern Seite manche Beschaffenheit des Keilbeinkörpers höchst wahrscheinlich ihren Grund in krankhaften Veränderungen des Hirnanhangs hat. Wichtiger ist die aus dem Werke über das Gehirn entlehnte Beschreibung des Hirnanhangs im normalen Zustande. Gewöhnlich wird die Kenntniss desselben zu sehr vernachlässigt, als dass der Arzt mit Sicherheit den pathologischen Zustand im vorkommenden Falle als solchen zu erkennen im Stande wäre. Ausser der Beschreibung des normalen Zustandes findet sich als Leitfaden auch die Angabe der besten Methode den Hirnanhang unverletzt aus der Sattelhöhle zu befördern und zu untersuchen.

Die Zahl der Beobachtungen, welche den Vf. zu Aufstellung der Meinung veranlassten, dass der Hirnanhang bey idiopathischer Fallsucht immer alienirt sey, ist bedeutend. Es finden sich deren zwanzig. Im ersten fand sich mit beträchtlichem Substanzverluste des Hirnanhangs eine sehr ansehnliche Menge gelblicher, bröcklicher Substanz zwischen der Substanz und der eignen Hülle desselben. Im zweyten und dritten wurde eben diese Substanz, wenn gleich in weit geringerer Menge, wahrgenommen. Im vierten war der Hirnanhang ungewöhnlich gross, stark geschwollen, an seiner Oberfläche ungleich, durchaus sehr roth, seine Gefässe von Blut strotzend. Von der weissen Substanz im Innern des vordern Lappen fand sich keine Spur, der hintere Lappen war dunkelblau, zwischen ihm und dem vordern befand sich dieselbe gelbliche, zähe Substanz. Im fünften Falle war ausserdem der Unterschied zwischen beiden Lappen fast unmerklich und die ganze Substanz breyweich. Im sechsten war fast der ganze hintere Lappen, zum Theil auch der vordere zerstört, an ihrer Stelle wieder die gelbliche, bröckliche Substanz. Im siebenten Falle befanden sich an der Berührungsstelle beider Lappen mehrere kleine, runde Gruben, welche frey liegende, feste, durchscheinende, dunkelgelbe Körperchen enthielten, die mit dem Hirnsande Aehnlichkeit hatten, aber leicht und ohne Geräusch zerdrückt werden konnten. Im achten Falle war der vordere Lappen dunkelroth, lag nicht so dicht als ge-

gewöhnlich am hintern; allein hier fehlte zum erstenmal die in den übrigen Fällen beobachtete fremde Zwischensubstanz. Diese fehlte auch im neunten, wo der vordere Lappen hochroth, dick, entzündet war. Im zehnten war der Hirnanhang grösser als gewöhnlich, zwischen beiden Lappen eine weisse, dichte Materie, die mit festgewordner gerinnbarer Lymphe die meiste Aehnlichkeit hatte. Im eilften schien selbst der Trichter wegen, zwischen seiner Substanz und der Gefässhaut ergossener, gerinnbarer Lymphe dicker als gewöhnlich. Eben diess fand sich auch zwischen der Hülle des Anhangs und seiner Substanz, die beide stark entzündet waren. Im zwölften Falle fand sich zwischen beiden Lappen eine ansehnliche Menge dünner, ungefärbter Flüssigkeit, der Trichter und der vordere Lappen stark geröthet, der hintere ungewöhnlich grösser, so wie einige Stellen im vordern äusserst hart und weiss. Im dreyzehnten Falle war der vordere Lappen ungleich, höckerig, wie geschwunden, zum Theil braunroth, zum Theil blassgelb, und enthielt an der letztern Stelle eine eiterähnliche Flüssigkeit. Im vierzehnten war bey einem jungen Subject der Hirnanhang so sehr geschwunden als im Alter, überdiess er und der Trichter roth und mit geronnener Lymphe bedeckt. Im funfzehnten war Verwachsung beider Lappen und Umwandlung des vordern in eine weisse, dem gutartigen Eiter ähnliche, allein feste Substanz zugegen. Im sechszehnten war der hintere Lappen klein, zum Theil knorpelartig und an diesen Stellen in eine weisse, dickliche, milchähnliche Feuchtigkeit umgewandelt, der vordere durchaus weiss, da er im normalen Zustande äusserlich röthlich ist. Im achtzehnten war durch ursprüngliche Bildung des Keilbeinkörpers der Raum, für den Hirnanhang verengt, der vordere Lappen desselben weit schmaler als gewöhnlich, im Innern des hintern eine mit Flüssigkeit angefüllte Stelle. Im neunzehnten war der Hirnanhang bey einem jungen Subjecte geschwunden, zum Theil entzündet, im hintern Lappen in einer kleinen Vertiefung eine klebrige, gelbe, durchscheinende, zähe Substanz enthalten. Im zwanzigsten waren beide Lappen durch eine ähnliche Flüssigkeit getrennt.

Nach der Angabe dieser von ihm selbst untersuchten Fälle geht der Vf. zur Aufzählung der von andern Beobachtern bey Epileptischen gefundnen Abweichungen über. Doch gewähren diese bey weitem keine so constanten Resultate, wovon indessen offenbar die gewöhnliche Art, Leichenöffnungen anzustellen Schuld ist. Was besonders die Untersuchung des Hirns bey Läsionen des Nervensystems betrifft, so ist dem Rec. folgende Stelle des Vfs. wie aus der Seele geschrieben: „Wie viele Aerzte reden doch schon bey den unbedeutendsten Zuckungen der Kinder mit lächerlich affectirter Divinationsgabe von Wasserköpfen, um ja ihre ärztliche Unfehlbarkeit im Falle eines tödtlichen Ausganges zu retten! Einige Tropfen Wasser, wo man sie irgend im Hirne findet, sind dann schon hinreichend, die Unwissenheit des Arztes vor den noch unwissendern Umstehenden ehrenvoll zu decken!" Rec. selbst erhielt sogar in zwey Fällen, wo, lange nach dem Erscheinen der *Wenzelschen* Schrift, das Hirn Epileptischer untersucht worden war, auf seine Frage, wie denn der Hirnanhang gefunden worden sey, die naive Antwort, dass er gar nicht untersucht worden sey! Alle, als Ursache der Fallsucht bemerkte, oder richtiger, dabey statt findende Veränderungen im Schädel lassen sich 1) auf widernatürliche Beschaffenheit des ganzen Schädels oder krankhafte Affectionen seiner einzelnen Theile; 2) widernatürliche Beschaffenheit der Hirnhäute, des ganzen Hirns oder seiner einzelnen Theile; 3) krankhafte Anhäufung wässeriger und andrer Feuchtigkeiten auf der Oberfläche oder im Innern des Hirns zurückführen. Es giebt fast keine Abnormität am Schädel die man nicht zugleich mit Fallsucht beobachtet hätte; allein da man in den wenigsten Fällen das ganze Gehirn untersuchte, da dieselben Veränderungen, welche man in diesem Falle mit Epilepsie fand, in einem andern ohne diesen Einfluss vorhanden waren, da man in verschiednen Fällen gerade entgegengesetzte Veränderungen fand, so ist es wenigstens höchst ungewiss, ob in allen Fällen ein Causalverhältniss zwischen der Epilepsie und den im Schädel gefundnen Alienationen statt fand. Der Vf. selbst fand ausser der in allen Fällen beobachteten Alienation des Hirnanhangs am häufigsten zugleich die Zirbel alienirt, meistens blassgrau, weich und kleiner, selten grösser als im Normalzustande. In zwey Fällen fand er das Hirn in so fern asymmetrisch, als in beiden die von vorn nach hinten verlaufende Ganglienkette der linken Seite ein bedeutendes Uebergewicht über die der rechten Seite hatte; in drey Fällen enthielten die Seitenhöhlen Wasser; dreymal viele Pacchionische Körperchen; viermal beträchtliche Anhäufung gerinnbarer Lymphe zwischen der Schleim- und Gefässhaut.

In wie fern die Vermuthung des Vfs. gegründet sey, dass der Hirnanhang jedesmal bey der idiopathischen Epilepsie afficirt sey, und dass also höchst wahrscheinlich zwischen beiden ein Causalnexus statt finde, muss die Zukunft entscheiden. Für diese Vermuthung scheint der Umstand zu sprechen, dass auch mehrere andre Beobachter, namentlich *Greding*, bey Epileptischen den Hirnanhang alienirt fanden. Auch Rec. fand in vier von ihm sorgfältig untersuchten Fällen dieser Art mit übrigens normaler Beschaffenheit des Gehirns, eine sehr beträchtliche Ausdehnung des rechten Seitenventrikels durch Wasseranhäufung in dem einen und ungewöhnliche Härte des Gehirns in allen ausgenommen, alles normal, aber immer den Hirnanhang mit ergossener Lymphe in verschiednen Perioden der Gerinnung umgeben, und würde daher sehr geneigt seyn, dem Vf. beyzutreten, wenn man nicht, davon abgesehen, dass die Art des Zusammenhanges zwischen dieser Alienation und den Symptomen der Krankheit äusserst schwer einzusehen ist; auch unter andern Bedingungen die Zirbel und den Hirnanhang zusammen oder den letztern allein auf ähnliche Weise alienirt gefunden hätte. *Malacarne* z. B. fand bey Wassersucht der Hirnhöhlen den Trichter

ter von der Dicke einer Gänsefeder, die Schleimdrüse einen Zoll lang, knorpelhart, mit zwey starken Anhängen versehen; *Wrisberg* fand sie und die Zirbel unter denselben Umständen verhärtet und vergrössert; *Littre* bey einem vierzigjährigen Manne, der nach zweyjährigen heftigen Kopfschmerzen, zu welchen sich in den letzten drey Monaten Betäubung und Schlaflosigkeit, Schwäche des Gesichts, häufig wiederkehrende Ohnmachten und Fieberanfälle gesellt hatten, ausser beträchtlicher Anhäufung von Lymphe zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen, Härte und Trockenheit der Hirnsubstanz, Anwesenheit ansehnlicher Knötchen im Hirnadernetz, den Trichter in seinem untern Ende entzündet, verdickt, den Hirnanhang sehr hart, roth, um das doppelte vergrössert, den Keilbeinsattel weit überragend und in der Mitte vereitert. Es scheint also wohl nur, als könne man sagen, dass Leiden des Hirnanhanges bedeutende Krankheiten des Nervensystems, nicht aber, dass es immer Epilepsie veranlasse und jedesmal bey Epilepsie angetroffen werde.

Göttingen, b. Dieterich: *Der Ursprung des Darmkanals aus der Vesicula umbilicalis*, dargestellt im *menschlichen Embryo*. Eine anatomisch-physiologische Abhandlung, von Dr. *D. G. Kieser*. 1810. 31 S. gr. 4. m. 2 Kpft.

Die Beobachtung, welche dem verdienstvollen Vf., wie er sagt, Gelegenheit gab, den Ursprung der Därme aus der *vesicula umbilicalis* auch beym menschlichen Embryo zu beweisen, ist folgende. Bey einem dreymonatlichen Embryo verlief von der Nabelblase aus hinter dem Amnion zum Nabelstrange ein feiner Faden, welcher das Amnion am Insertionspunkte der Nabelschnur in dasselbe durchbohrte und sich an die letzte Spitze des Darms heftete, welcher ganz, und ohne eine einzige Windung zu bilden, in dem Nabelstrange lag. Der vom Magen kommende Darm endigte sich in einen stumpfen Knopf, an welchen sich der Afterdarm anlegte. In dem zwischen diesen beiden befindlichen Gekröse befanden sich die Nabelgekrösgefäfse. Ob der Magen und Afterdarm wirklich in einander münden, konnte nicht wahrgenommen werden, doch schienen die Enden der beiden Därme hier noch getrennt. Die Stelle der Vereinigung des Magen- und Afterdarms wurde von der, von der Nabelblase stammenden Schnur mit einer trichterförmigen Ausdehnung umfasst, wie Hr. *Kieser* sagt, zum sichern Beweise des Ursprungs der letztern aus der erstern. Die Trichterform verlor sich bald, und die selbst unter vergrössernden Gläsern einfach erscheinende Schnur wickelte sich im Nabelstrang ein halbmal um den Urachus und die Nabelgefäfse. Die Nabelblase liess sich nicht durch Luft aufblasen. Der Vf. hält den Faden für die äussere Bedeckung der, nach geschehener Ablösung des Darmes von der Nabelblase abgestorbnen Darmblase, die er mit dem Namen *Darmscheide* belegen möchte, nicht bloss für die obliterirten Gekrösgefäfse, sondern für eine Fortsetzung des Peritonäums, deren trichterförmiges, späterhin völlig vom Darm abgelöstes Ende bey Nabelbrüchen den aus dem Peritonäum entstehenden Bruchsack bilden möge, und glaubt, dass diese Schnur sich gerade an die Stelle des Darmes hefte, wo sie durch ihre Vereinigung den Blinddarm bilden.

Mit beiden Sätzen kann Rec. nicht völlig übereinstimmen. Es ist zwar möglich, dass der Faden in diesem Falle nur die Hülle des abgestorbnen Communicationsganges zwischen Nabelblase und Darm, und der, diesen begleitenden Nabelkrösgefäfse ist, eben so gewiss ist der Rec. aber, dass diese Hülle nichts mit der vordern Wand des Peritonäums und dem Sacke eines Nabelbruches gemein hat, indem diese, von dem Darme völlig getrennt, in die Höhle des Nabelstranges ragen, und jener Trichter sich erst von dem Darme trennen und dann mit der vordern Wand des Bauchfelles verwachsen müsste, um den Bruchsack zu bilden.

Eben so wenig glaubt Rec., dass die Stelle, an welche sich der Faden heftete, die sey, wo die Därme durch ihre Vereinigung den Blinddarm bilden, indem zu viele Gründe für die Meinung sprechen, dass nicht an dieser Stelle, sondern am Krummdarm die Verbindung zwischen der Nabelblase und dem Darmkanal statt findet, und dass nicht der Blinddarm, sondern das Divertikel, wo es sich findet, der Rest der ehemaligen Verbindung ist. Diesen Gründen setzt er noch den zu, dass er kürzlich bey einem verdienten Anatomen einen reifen, durch einen angebornen Nabelbruch verunstalteten Fötus sahe, wo, mit Anwesenheit ungefähr eines vollkommen regelmäfsigen Blinddarms, einen Fuss weit von dem Uebergange des dünnen Darms in den dicken, also ganz an der gewöhnlichen Stelle der Divertikel, ein, von den Nabelgekrösgefäfsen begleiteter, durchaus hohler Gang vom Krummdarm abgieng, der in den Bruchsack führte und sich hier nicht, wie in mehrern, schon früher bekannten Fällen, offen endigte, sondern zu einer ansehnlichen Blase erweiterte, die offenbar nichts als die regelwidrig fortgewachsene Nabelblase war. Wollte man nach so vielen Gründen, immer noch fortfahren, gegen die Meinung, dass an jener Stelle die Nabelblase aufsitze und das Divertikel die Spur der ehemaligen Verbindung sey, zu kämpfen und zu fordern, dass beym Embryo diese Communication wirklich nachgewiesen werden müsse, so bemerkt Rec. nur, dass er für seine Meinung wenigstens eine weit grössere Analogie hat als diejenigen, welche den Wurmfortsatz für den Rest jener Verbindung halten, und dass auch hier der hohle Gang noch nicht gefunden wurde, der in dem letzterwähnten Falle zwischen dem Krummdarm und der Nabelblase verlief. Uebrigens braucht Rec. nicht zu erinnern, dass auch durch diese Beobachtung, so wie durch alle übrigen, bisher vorhandenen, es nur *wahrscheinlich* gemacht wird, dass der Darm auch bey den Säugthieren eben so aus der Nabelblase entsteht, als *Wolff* die Entstehung desselben aus der Dotterhaut bey den Vögeln mit Bestimmtheit *erwiesen* hat.

Ausser

Aufser dem Embryo, welcher der Hauptgegenftand der Abhandlung ift, befchreibt der Vf. noch zwey andre, einen neunwöchentlichen und einen drey bis vierwöchentlichen. Beym erften lag, der Nabelblafe gegenüber ein andrer, wie fie, obliterirter Körper (wahrfcheinlich die *Allantois*), zu deren jedem vom Embryo aus ein feiner Faden führte. Beym zweyten fanden fich, aufser einem fpinnewebenartigen, zwifchen dem Chorion und Amnion befindlichen, mit einer röthlichen Flüffigkeit angefüllten Gewebe, zwifchen beiden Membranen vier weifse Körperchen, deren Zufammenhang unter einander und mit dem Embryo, mithin auch deren Bedeutung nicht ausgemittelt werden konnte.

PHILOLOGIE.

STENDAL, b. Franzen u. Groffe: *Vollftändiges und erklärendes Wörterbuch* zu *Eutrops* kurzem Abriffe der römifchen Gefchichte. In *zwey* Abtheilungen. Für Anfänger und Geübtere. Von *G. F. W. Groffe*, Subrector der Diftrictsfchule zu Stendal. 1811. XII u. 251 S. 8. (12 gr.)

Es ift blofs der Anhänglichkeit am alten Herkommen beyzumeffen, dafs in manchen unfrer Schulen noch Eutrops kurzer Abrifs der römifchen Gefchichte als Elementarbuch zur Erlernung der lateinifchen Sprache und nebenher der römifchen Gefchichte gelefen und erklärt wird, da wir viel zweckmäfsiger eingerichtete, anziehendre und im beffern, ganz klaffifchen Latein verfafste Lefebücher befitzen, fo dafs es gar nicht nöthig ift, zu einem Schriftfteller feine Zuflucht zu nehmen, der um das Jahr Chr. 370, alfo fchon zur Zeit des gefunkenen Gefchmacks fchrieb. Auch ift es ganz unpaffend, aus einem fo flüchtigen und feichten Compilator die römifche Gefchichte zu lernen, der ohne Urtheil und Auswahl nachläfsig feinen Abrifs verfertigte, welcher für die Unwiffenheit feiner Zeit, wo man fich nur felten noch die Mühe gab, die gröfsern Werke eines Livius und Salluftius zu ftudiren, hinreichen mochte. Gleichwohl fchreibt ihm Hr. *Groffe*, der Vf. des vorliegenden Werkchens einen Scharfblick zu, und läfst fich, wie er, ohne feine eigne Saat zu verderben, auch wohl thun mufste, von der Unzweckmäfsigkeit ein folches dürres und gefchmacklofes Machwerk in den Schulen zu lefen, kein Wörtchen entfallen. Ift Eutrop für den Philologen und Gefchichtforfcher, bey dem erlittenen Verlufte fo mancher Schriftfteller des Alterthums, nicht unerheblich, fo ift er dagegen ohne Widerrede ganz für die Schulen, in welchen nur das klaffifche gelefen und zur Nachbildung aufgeftellt werden follte, ohne Werth. Das Schlechte und Gemeine dringt fich doch überall genug auf. Hn. *G's.* Vorfchlag des *Aurelius Victor* kleine Auffätze: *de viris illuftribus urbis Romae*, *de Caefaribus* und *epitome de Caefaribus* nach dem Eutropius, als weitre Ausführung der wichtigften Partieen des Eutropius betrachtet, in den Schulen zu lefen, gefetzt auch, dafs correctere Ausgaben davon vorhanden wären, können wir aus den vorhin angeführten Gründen ebenfalls nicht billigen. Höchftens find dergleichen Schriften dem häuslichen Fleifse der Schüler der erften Claffe, doch mit Zuratheziehung der Lehrer, zu empfehlen, welche daraus nicht wenig lernen können. Doch Hr. *G.* hatte den Eutropius zu erklären, und da er fah, dafs feine Schüler mit dem Schellerfchen Handlexicon nicht ausreichten, und fand dafs die zum Eutropius vorhandnen Wortregifter von *Meinecke* (Lemgo 1798) und von 1809 bey der Jördensfchen Ausgabe (von 1791) untauglich feyn: fo entfchlofs er fich, ein neues Wörterbuch zum Eutropius zu verfertigen, worin alle bey ihm vorkommenden Wörter fowohl als Realien ihre Erläuterung erhalten follten. Diefen Entfchlufs hat Hr. *G.* mit vielem Fleifse, grofser Kenntnifs der Sache und lobenswürdigem, auf praktifche Kenntnifs der Jugend gegründeten Nachdenken ausgeführt. Die Bedeutungen find nach der hiftorifchen Methode, welche bekanntlich von dem Satze ausgeht, dafs die erften Bedeutungen finnlicher Art waren, hier aufgeführt worden, die Etymologie, ein für die Erlernung der Sprachen ganz unentbehrliches Hülfsmittel, das leider in faft allen Wörterbüchern der neuern Sprachen unverantwortlich vernachläffigt ift, überall mit Genauigkeit beygebracht, die Bezeichnung der Kürzen und Längen der Sylben forgfaltig beobachtet, und in Erklärung der Realien ift viele richtige Einficht an den Tag gelegt. Kurz die Arbeit ift fehr zweckmäfsig, brauchbar und fehr empfehlenswerth für die Zöglinge, welche dem Eutropius nun einmal einen Theil ihrer Kenntniffe der Latinität verdanken follen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Solbrig: *Die Eheleute vor der Hochzeit*, oder fie find zu Haufe. Luftfpiel in Einem Aufzuge. Nach dem Franzöfifchen frey bearbeitet, von *Karl Reinhold*. 1809. 96 S. kl. 8. (9 gr.)

Eine echt franzöfifche, durch Bedienten und Kammermädchen eingeleitete, etwas unwahrfcheinliche, aber zu mancher artigen Verwirrung und Ueberrafchung Anlafs gebende Intrigue liegt diefem kleinen Stücke zum Grunde. Die Ueberfetzung ift fliefsend, der Dialog witzig und rafch. Man wird es bey gutem Spiele der Hauptperfonen gern auf der Bühne fehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schrag: *Anatomie und Naturgeschichte des Drachen*, von Dr. *Friedrich Tiedemann*, Prof. der Anatomie und Zoologie zu Landshut. 1811. 52 S. 4. Mit 3 Kpfrt.

Der durch seinen Eifer für die Zoologie rühmlichst bekannte Vf. liefert in diesem Werkchen die bis jetzt noch fast ganz unbekannte Anatomie eines schon seiner eigenthümlichen äussern Form wegen merkwürdigen Thieres auf eine Weise, welche ihm die gerechtesten Ansprüche auf den Dank der Zoologen giebt. Zugleich enthält das Werk eine Beschreibung und Abbildung der äussern Form des Drachen, welche die seiner Vorgänger, welche Rec. grösstentheils zu vergleichen Gelegenheit hatte, weit hinter sich lässt. Je mehr sie aber diesen Vorzug hat, desto weniger wird der Vf. es dem Rec. verübeln, wenn er sich einige ergänzende Bemerkungen erlaubt. In der Abbildung ist die Form des Kopfes, nach zwey Exemplaren, welche Rec. vor sich hat, zu urtheilen, nicht ganz treu, sofern das Gesicht nicht steil genug herabsteigt, und daher zu länglich ist. Am Halse befindet sich ferner auf beiden Seiten, ungefähr in der Mitte desselben, ein spitzer häutiger, nach hinten gerichteter Fortsatz, welcher zwar in der Abbildung, allein nicht hinlänglich, angegeben, und in der Beschreibung gar nicht erwähnt ist, ungeachtet ihn die, übrigens viel schlechtere, *Daudin'sche* Abbildung, wenn gleich roh, darstellt. Die Flügel fangen, sowohl der Abbildung als der Beschreibung nach, bedeutend zu früh an. Die Schuppen fehlen schon in dem ganzen grössern Enddrittheil des Schwanzes. Uebrigens stimmen die Angaben der verhältnissmässigen Länge der verschiednen Theile vollkommen mit denen, welche das vor dem Rec. befindliche Exemplar darbietet.

Dass die Drachen anders als zufällig im Wasser vorkommen sollten, glaubt Rec. mit dem Vf. wegen des gänzlichen Mangels der Schwimmhaut, nicht aber wegen der Einschränkung der Bewegung der Flügel auf die Richtung von oben nach unten, indem ja bey den *Rochen* dasselbe Statt findet.

Die anatomische Beschreibung fängt mit den Organen der Empfindung an. Das Gehirn ist verhältnissmässig zum Körper grösser als bey den übrigen Amphibien, und nähert sich durch seine Form dem Vogelgehirn. Es besteht aus sechs Hügeln, den Hemisphären, den Sehhügeln, dem kleinen Gehirn und der Zirbel, alle ohne Windungen, und das kleine Gehirn ohne Seitenanhang. Bey dieser Gelegenheit erklärt sich der Vf. gegen die *Gall'sche* Meinung, dass die sogenannten Sehhügel der Vögel das vergrösserte Paar der Vierhügel sey, indem sich bey mehrern Fischen deutliche Vierhügel und Sehhügel zugleich finden. Aus *diesem* Grunde wenigstens möchte Rec., der überhaupt aus andern der *Gall'schen* Meinung beypflichtet, der alten Ansicht nicht huldigen, indem es ihm höchst unwahrscheinlich ist, dass die Hügel, welche man gewöhnlich bey den Fischen als Sehhügel ansieht, diesen Namen wirklich verdienen, und die Theile, welche man bey den Fischen für die Vierhügel ansieht, *innerhalb* der für die Hemisphären angesehenen Theile liegen, also, ganz gegen die Regel, verborgner und mit diesen gewissermassen mehr verschmolzen wären, als bey den höhern Thieren. Das Rückenmark und die Nerven sind verhältnissmässig zum Gehirn bey weitem nicht so dick als bey den Fischen und Fröschen. Dass das untere Augenlied grösser und vielleicht beweglicher als das obere wäre, bemerkt Rec. nicht. Ueberhaupt scheinen ihm sich nicht sowohl zwey als ein einziges, rundes, mit einer Querspalte versehenes Augenlied zu finden, indem sich überall zwischen dem Augapfel und dieser Bedeckung desselben eine ansehnliche Lücke findet, in welcher die Sonde bis zum Augenhöhlenrande frey eingebracht werden kann. Durch ansehnliche Wölbung der Hornhaut und Plattheit der Krystallinse nähert sich das Auge dem der höhern Thiere mehr als das der übrigen Reptilien.

Im Abschnitt von den Organen der Bewegung stellt der Vf. einige Betrachtungen über das Skelett der Reptilien an, die einer besondern Anführung werth sind. In keiner Thierklasse bietet das Skelett so viele Verschiedenheit dar, als in dieser, und in keiner spricht sich das Gesetz, dass das Skelett der verschiednen Thiere derselben Klasse nur aus relativ mehr oder weniger Theilen combinirt ist, mehr aus, als hier. Die ohnfüssigen Schlangen haben die meisten Rippen und Wirbel, die mit langen Extremitäten versehenen Frösche die wenigsten Wirbel und keine Rippen u. s. w. Eben so findet hier ein sehr deutlicher Uebergang, ein Ausgleichen der Extreme in der Bildung des Skelettes Statt. Diese Sätze sind vollkommen richtig, aber, nach des Rec. Meinung, nur dem höhern untergeordnet, dass die Klasse der Amphibien wesentlich eine Uebergangs- und Verknüpfungsklasse für die übrigen ist, indem in keiner Klasse die wichtigsten Lebensorgane, namentlich das Circulations- und Respirationssystem, so bedeutende Verschiedenheiten, die sich alle ihrem Wesen nach auf

auf einen höhern oder geringern Grad von Vollendung reduciren lassen, darbieten. Ob man aber darum mit dem Vf. sagen könne: „Es scheint in der Klasse der Amphibien die Organisation vorzüglich in dem Kampfe mit den Elementen begriffen zu seyn," und ob die Entwicklung des Frosches und die sich nach der Modification desselben richtende Abänderung seiner Lebensweise als Gründe dafür angeführt werden können, überläfst Rec. dem Urtheil der Leser. — Nicht ganz richtig heifst es wohl: „Bey den Schildkröten ist die Knochenmasse gröfstentheils in die grofsen knöchernen Schilde oder Panzer übergegangen, mit denen die wenigen Rippen und Rückenwirbel zusammengeschmolzen sind, wodurch diese Theile ihre Individualität verloren haben," denn die Panzer oder Schilde sind ja gerade nichts als die vergröfserten Rippen und Brustbeine.

In der Anordnung der Bewegungsorgane selbst findet Rec. in seinem Exemplar einige bedeutende Abweichungen von der, welche die Beschreibung und Abbildungen des Vfs. angeben. Dafs der Schädel zum Gesicht beträchtlich grofs sey, kann Rec. nicht finden. Eben so wenig ist die Schlafgrube von der Augenhöhle getrennt, sondern beide communiciren ohne die geringste Unterbrechung mit einander. Beide Augenhöhlen fliefsen gleichfalls in der Mitte durch eine weite Oeffnung zu einer zusammen, und ihre ansehnliche hintere Wand, welche zugleich die vordere der Schädelhöhle ist, findet Rec. nur durch eine sehr dünne Membran gebildet. Die Zahl der Wirbel ist dieselbe; allein alle, mit Ausnahme der obern Schwanz-, und der Heiligbeinwirbel, sind bedeutend schlanker. Das Heiligbein mufs man offenbar nicht als aus drey, sondern blofs als aus zwey Wirbeln zusammengesetzt ansehen, indem nur diese zwey Wirbel verwachsen sind und zur Bildung der Gelenkfläche für die Hüftbeine beytragen. Dadurch aber wird die Zahl der Lendenwirbel nicht vermehrt, indem der obere Lendenwirbel zu den Rückenwirbeln gezählt werden mufs, weil er noch eine falsche Rippe trägt. Es giebt nämlich nicht, wie der Vf. angiebt, blofs vierzehn, sondern sehr deutlich funfzehn Rippenpaare, sechs wahre und neun falsche. Von diesen haben die drey letzten die Gröfse, welche die neunte Figur darstellt; allein zwischen die dritte von unten und die fünfte von unten mufs eine neunte eingeschoben werden, welche fast völlig die Gröfse der fünften hat. Auch die Anordnung der wahren Rippen findet Rec. nach der genauesten Untersuchung verschieden. Ungeachtet nämlich die drey untern sich durch sehr lange und deutliche Rippenknorpel an die Seitenwände des Brustbeins legen, so findet doch ganz bestimmt keine Verbindung zwischen den drey obern und diesem Knochen Statt. Rec. untersuchte, eben weil es ihm auffiel, dafs, gegen die Regel der übrigen Reptilien, sich auch die obern wahren Rippen an das Brustbein heften sollten, bey Verfertigung seines Skelettes diese Gegend mit der gröfsten Sorgfalt, und zum Ueberflusse auch die abgelösten weichen Theile, konnte aber auch nicht die geringste Spur eines Knorpels dieser Rippen entdecken, und glaubt daher, dafs ein jeder, welcher dieselbe Untersuchung vornehmen wird, dasselbe Resultat erhalten werde. Auch die Beschaffenheit des, diesen Rippen entsprechenden, Brustbeinrandes spricht für dieses Resultat, indem der Raum zwischen der Gelenkfläche für den obersten Rippenknorpel und derjenigen für das Schlüsselbein so eng ist, dafs kaum noch für einen Rippenknorpel Platz wäre. Das Brustbein ist nicht ganz vollständig als ein länglicher, fast rautenförmiger, nach vorn in eine Spitze auslaufender Knochen beschrieben. Die obere Spitze ist sehr unmerklich, indem das obere Ende weit stumpfer als das untere ist. Dagegen läuft dieses in zwey dünne, über sechs Linien lange, von vorn und innen nach hinten und aufsen gerichtete, an ihrem hintern Ende umgebogene Fortsätze aus, deren gar nicht gedacht wird, ungeachtet sie sehr merkwürdig sind, indem durch sie das untere Ende des Brustbeins, der vordern Wirbelsäule, dem untern Theile der Brustgegend der Wirbelsäule, von welchem die langen Flügelrippen entspringen, bedeutend verähnlicht wird. Dafs „bey dem Drachen allein die im ganzen Thierreiche einzige und höchst merkwürdige Einrichtung gefunden werde, dafs die Rippen eine sehr bedeutende Rolle in den eigentlichen Organen der Ortsbewegung spielen," ist doch wohl eine gewagte Behauptung, indem die Schlangen und noch mehr die mit Rippen versehenen Fische dieselbe Erscheinung darbieten! Auch die Schulter- und Beckenknochen sind nicht hinlänglich vollständig angegeben. Dort fehlt ganz die Angabe des dünnen Gabelknochens, der, mit seinen beiden freyen Enden ungefähr an die Mitte des obern Schulterblattrandes und seinem mittlern Theile an das vordere Ende des Brustbeins geheftet, überall sehr deutlich durch eine linienbreite Lücke von dem Schlüsselbein getrennt ist. Auch hätte bemerkt werden können, dafs das freye, hintere Drittheil des Schulterblattes blofs knorplich ist. Die Anordnung der Beckenknochen findet Rec. ganz verschieden. Der Vf. giebt nur eine, namentlich die Schambeinsymphyse an, da sich doch sehr deutlich zwey, eine Schambein- und eine Sitzbeinsymphyse, finden. Die erste liegt um einige Linien weiter nach vorn, und ist weit schmaler als diese, welche ansehnlich breiter als sie ist, und vorn in eine, gegen die erstere gerichtete, Spitze ausläuft. Offenbar ist jenes die Schambeinvereinigung, und die letzte nicht, wie der Vf. angiebt, Schambein-, sondern Sitzbeinfuge. Es findet sich hier also ganz dieselbe Bildung, wie bey den übrigen Eidechsen und Schildkröten, bey welchen auch nicht blofs die Schambeine, sondern auch die Sitzbeine vereinigt sind, nur erstreckt sich hier nicht, wie bey mehrern andern Arten, die Sitzbeinfuge bis zur Schambeinfuge, so dafs also zwischen den Scham- und Sitzbeinen nur ein grofses Hüftbeinloch bleibt. Was der Vf. für das Sitzbein hält, ist in der That das Hüftbein, sein Sitzbein das Schambein, sein Hüftbein das Schambein.

Alle

Alle hier angegebnen Verschiedenheiten sind so bedeutend, dass Rec. sich, da die von ihm untersuchte Art dieselbe als die des Vfs. ist, zu der Annahme genöthigt sieht, sie seyn, zum Theil wenigstens, sexuell, indem das vom Herausg. abgebildete und beschriebene Skelett ein weibliches, das seinige dagegen ein männliches ist, und das Wesen dieser Verschiedenheiten, die grössere Freyheit der Respirationsorgane auf der einen, und die geringere Weite des Beckens auf der andern Seite diese Meinung sehr annehmlich machen.

Im Abschnitte von den Organen der Ernährung hat der Vf. die *Cuvier'sche* Beschreibung der Zähne zwar durch Nachweisung der Schneidezähne im Unterkiefer verbessert, doch stimmt auch die seinige nicht völlig mit der Anordnung überein, welche das vor uns liegende Exemplar darbietet. Theils findet Rec. im Unterkiefer auf jeder Seite sehr deutlich nicht dreyzehn, sondern vierzehn Backzähne; theils ist die Zahl und das Grössenverhältniss der Schneidezähne des Oberkiefers von der angegebnen verschieden. Es finden sich nämlich nicht sechs, sondern fünf, eine wegen ihrer Seltenheit merkwürdige Zahl. Die vier äussern stehen Paarweise, der fünfte, innerste dagegen ist einzeln, und scheint es durchaus immer zu seyn, indem er, ganz symmetrisch, genau in der Mitte des Oberkiefers steht. Merkwürdig ist es, dass die Einfachheit dieses Zahnes durch seine Grösse einigermassen ersetzt scheint, indem er die beiden nächsten an Grösse übertrifft, und nur unbedeutend kleiner als die äussern ist. Die untern innern Schneidezähne sind so klein, dass man sie mit blossem Auge kaum erkennt, wodurch *Cuvier's* Irrthum einigermassen entschuldigt wird.

Die Zunge ist, wie Hr. *T.* angiebt, länglich und sehr dick. Hinter ihr geht die Rachenhöhle in den grossen, die Stelle eines Kropfes vertretenden, Kehlsack über. Die Speiseröhre findet Rec. ansehnlich lang. Auch hat der Magen eine weit mehr längliche Form und ansehnlichere verhältnissmässige Länge. Die Gallengänge öffnen sich in den Darmkanal erst nachdem er sich vom Magen unter einem spitzen Winkel aufwärts gebogen hat, in einer weit grössern Entfernung von der Pförtnerklappe, als das Kupfer angiebt. Mehrere, sechs bis sieben, Erweiterungen im dünnen Darm, welche der Vf. angiebt und als constante Aufhaltungsanstalten der Speisen zum Behuf der vollkommneren Verdauung ansieht, sind offenbar nur zufällige Erweiterungen, welche durch die stellenweise angehäuften Speisen entstehen. Rec. fand deren nur zwey. Die merkwürdigste, von dem Vf. entdeckte und auch vom Rec. gefundne Bedingung des Darmkanals ist die Anwesenheit eines ansehnlichen nach unten gewandten Blinddarms, so dass also dieser ausser dem Leguan auch diesem Reptil, indessen nach des Rec. Untersuchungen nicht diesem allein, zukommt. Zufällig ist auch der Umstand, dass der auf den Blinddarm folgende Theil des Dickdarmes vom Vf. eng gefunden wurde, indem er in dem vom Rec. untersuchten Exemplar viel weiter als der darauf folgende und das Endstück des Dünndarmes ist. Auf diese sehr weite Stelle folgt erst eine engere, und auf diese der eigentliche, weitere, nach hinten wieder verengte Mastdarm. Von einer Klappe zwischen dem Mastdarm und dem vor ihm befindlichen Theile des Dickdarms findet Rec. keine Spur, wohl aber sehr starke Längenfalten an der innern Fläche des Mastdarmes, der viel dickere Wände als der übrige Darmkanal hat. Die Leber ist kleiner als bey den übrigen Reptilien, eine Bestätigung des richtigen Gesetzes, dass sie im entgegengesetzten Verhältniss mit der Energie der Lungenentwicklung sich vergrössert oder verkleinert, wenn man gleich nicht begreift, wie der Vf. sagen kann, dass er dieses Gesetz aufgestellt habe, da es andre vor ihm sehr deutlich und bestimmt nachgewiesen haben, und er es höchstens weitläuftiger ausgeführt hat.

Zur Beschreibung des Circulationssystems kann man noch setzen, dass das Herz, wie bey vielen andern Reptilien, an seiner Spitze mit dem Herzbeutel durch einen feinen Faden genau verwachsen ist. Die Darstellung der Entwicklung des Herzens von den Mollusken und Fischen aus ist richtig, aber nicht neu.

Die Wände des hintern Theiles der Lungen sind weit dünnhäutiger als der übrige Theil, und ohne Zellen. Am vordern Theile eines jeden Lungenlappens befindet sich ein kleiner, nach vorn gerichteter Anhang, über dessen Function der Vf. in Ungewissheit ist. Da sie mit den übrigen Lungen gleichen Bau haben, ihre Höhle unmittelbar mit der Höhle dieses Organs communicirt, so kann wohl ihre Function auch keine andre als die der Lunge überhaupt seyn, und die Lunge erscheint hier an ihrem vordern Ende in Anhänge auslaufend, wie bey andern Reptilien an ihrem hintern.

Die Anordnung der Harn- und Geschlechtsorgane bietet nichts Merkwürdiges dar. Es findet sich eine sehr längliche Blase. Aus der geringen Anzahl der Eyer in den Oviducten scheint sich zu ergeben, dass die Fruchtbarkeit des Drachen gering ist.

Zuletzt handelt der Vf. in einem 22 Quartseiten langen Abschnitte, wie er sagt, in der Kürze, von den Drachen der Alten, eine Diatribe, die wir ihm gern erlassen hätten, da die Resultate derselben: „dass die Alten unter dem Worte *Draco* jede, besonders grössere, Schlange verstanden, die geflügelten Drachen, besonders die mit mehreren Köpfen, Fictionen, und der wahre Drache erst in spätern Zeiten bekannt worden sey," nicht bloss einem jeden von den Lesern, für welche der *erste* Abschnitt geschrieben ist, sondern auch wohl einem jeden, der selbst nur einen mittelmässigen Schulunterricht genossen hat, auch ohne sie kein Geheimniss waren.

Ber-

Berlin: *C. G. E. Reimann*, M. D., *Spicilegium observationum anatomicarum de Hyaena.* 1811. 23 S. 4. Mit 1 Kpfrt.

Theils besafs man bis jetzt noch keine Anatomie der weiblichen Hyäne, theils war das Thier überhaupt nur selten anatomisch untersucht worden, und daher selbst der *Daubenton'schen* Beschreibung manches nachzutragen; daher benutzte der Vf. die Untersuchung des Hn. Prof. *Rudolphi*, der eine weibliche Hyäne kürzlich zergliederte, zum Gegenstande seiner Inauguraldissertation, welche er hier dem Publicum vorlegt. Das untersuchte Thier war eine *Hyaena striata*.

So wenig als *Daubenton* fand er die accessorische fünfte Zehe an den Hinterfüfsen, welche *Pallas* angiebt. Die Zahl der Brüste ist nicht, wie man gewöhnlich angiebt, vier, sondern sechs. Es finden sich nicht, wie *Cuvier* und *Tiedemann* nach unvollkommnen Exemplaren angeben, acht oder zehn, sondern 22 Schwanzwirbel. Die Festigkeit des Kopfes und Halses wird nicht blofs durch ansehnliche Breite der Querfortsätze des ersten, sondern auch durch die Bildung der obern schiefen Fortsätze des Epistrophäus bewirkt, die in ihrem ganzen Umfange mit einem vorstehenden Rande versehen sind. Die geraden Bauchmuskeln enthalten sieben Quersehnen. Die sehr ansehnlichen Pyramidalmuskeln liegen nicht, wie beym Menschen und den übrigen Thieren, zwischen den geraden Bauchmuskeln, sondern an ihrer äufsern Seite. Die Pupille hatte, wenigstens im Tode, nicht die von *Cuvier* angegebne ungewöhnliche Form, sondern war länglich elliptisch. Die Nickhaut war deutlich und stark muskulös. Ein Fasernbündel begab sich zur Rolle. Die Luftröhrenringe sind nicht blofs vollständig, sondern ihre hintern Enden überragen einander sogar, vorzüglich an den obern, daher wahrscheinlich der unangenehme hohe Ton der Stimme des Thieres. Die beiden, ganz von einander getrennten, Hälften der Schilddrüsen waren durch ein deutlich musculöses Querband vereinigt. Bey Gelegenheit der Beschreibung der Darmzotten, welche lang und cylindrisch sind, führt der Vf. nicht nur die *Rudolphi'schen* Beobachtungen über den Mangel der Darmzotten bey den von diesem untersuchten Fischen an, sondern läugnet sie den Fischen überhaupt ab, indem er geradezu sagt: *Certe qui mammalium et avium villos examinavit, piscibus et amphibiis tales adscribere nequit.* Rec. kann einen jeden Zweifler durch den Augenschein überzeugen, dafs wenigstens *Tetrodon mola* im ganzen Darmkanal aufserordentlich lange und dicht stehende Zotten hat. — Sowohl die äufsere Oberfläche der Analdrüsen, als jedes einzelne Korn derselben sind mit sehr starken Muskelfasern bekleidet. Dafs diese Secretion zum Schutze des Afters gegen die, aus der Beschaffenheit der Nahrungsmittel der Hyäne entstehende, Schärfe des Kothes diene, ist Rec. nicht wahrscheinlich, da sich ähnliche Apparate auch unter andern Umständen finden. Er hält sie für accessorische Organe des Generationssystems. Merkwürdig scheint es dem Rec., dafs die Schilddrüsen und die Gebärmutter, und nur diese allein, hydropisch gefunden wurden. Er fand in menschlichen Leichen gleichfalls beide Organe zugleich theils auf diese Weise, theils durch Verknöcherungen vom Normal abweichend. Aufser den gewöhnlichen Bändern fand der Vf. eigne, von keinem andern Beobachter angegebne, welche, deutlich musculös, aber vom Bauchfell bekleidet, mit einer doppelten Wurzel von den Fledermausflügeln entsprangen, sechs Zoll lang, anderthalb Linien breit zum Zwerchfell aufstiegen, mit dessen Fasern sich indessen die ihrigen nicht vermischten.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Preise.

Von der medicinisch-chirurgischen Societät zu Gent ist für das Jahr 1814 folgende Preisaufgabe bekannt gemacht: *Quelles sont les maladies, tant internes qu'externes, qui, par leurs apparences, les symptomes dont elles sont accompagnées, ou le siège qu'elles occupent, peuvent être confondues avec les maladies vénériennes: indiquer les signes, les phénomènes et les moyens, par lesquels on peut avec certitude les distinguer de ces dernières affections?* Der Preis besteht in einer goldnen Medaille, 300 Fr. an Werth. Auch verspricht man demjenigen prakt. Arzte des Schelde-Departements eine goldne Medaille, der über die im Jahr 1813 in einem Arrondissement des Departements herrschend gewesene medicinische Constitution die beste Abhandlung liefert. Die Abhandlungen müssen an den beständigen Secretär, Hrn. *Kluykens*, noch vor dem 1. Junius 1814 eingesandt werden.

II. Todesfälle.

Am 22. August starb zu Jena Dr. *Georg Christian Friedrich Fuchs*, aufserordentl. Prof. der Medicin und Aufseher des Irren- und Krankenhauses das., durch verschiedene chemische und medicinische Schriften bekannt, 53 Jahre alt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann.* — *Vierzigster* Band. 1809. 8.

Enthält:

I. *Neueste Beyträge zur Kunde der Asiatischen Türkey.* Mitgetheilt vom Herrn *Silvestre de Sacy.* Aus dem Französischen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von *Theophil Friedrich Ehrmann.* 192 S. (15 gr.)

Diese Beyträge bestehn aus *vier* Abhandlungen: 1) Beschreibung des Paschalik's von Bagdad. Sie ist dem Hn. *de Sacy* von einem Freunde aus dem Orient zugeschickt, der auf seiner Reise in Mesopotamien von den Arabern, in deren Mitte er sich oft befand, mit Leutseligkeit und zuvorkommendem Eifer empfangen wurde (S. 93.). Der Paschalik umfasst den grössten Theil des Landes, welches an den Flüssen Tigris und Euphrat, jedoch nicht bis zu ihren Quellen gelegen ist, ferner Irak Arabe und einen Theil von Mesopotamien und Kurdistan nach unsern gewöhnlichen Geographien. Den Samyeli oder Südwestwind, der vom Julius bis August zu Bagdad und über ganz Mesopotamien herrscht, hält der Vf. lange nicht für so gefährlich, als andere Reisende. Mitten in der Wüste, aber nie in den Städten verursacht er gefährliche Zufälle. Die Hauptstadt Bagdad hat eine Bevölkerung von 95 bis 100000 Seelen. Die Einwohner sind keine niedrige Sklaven, sondern stolz, unternehmend, thätig und zum Aufruhr geneigt. Die ansässigen Perser treiben den Handel von Iran und Kandahar, und sind mehrentheils gebildete biedere Männer. Die Christen sind nicht zahlreich. Es existirt noch ein Karmeliter Kloster. Die bemittelten Kaufleute unter den Christen sind mehrentheils Armenier von Constantinopel. Die Juden, so verachtet sie auch sind, wissen sich in das Serail, bey dem Zollamte und in die Häuser der Grossen einzuschleichen. Obgleich jetzt kein französisches Handelshaus in Bagdad ist, welches den Schutz eines Consuls verlangt, so würde doch die französische Regierung durch einen Consul von der Lage der politischen Angelegenheiten Asiens unterrichtet werden können. Die Engländer haben erst seit 1798 hier einen Agenten der englisch-ostindischen (nicht *westindischen* wie S. 16. gesagt ist) Compagnie. Bibliotheken und zum Unterricht der Jugend bestimmte Schulen findet man nicht. Der Pascha ist der mächtigste im Osmanischen Reiche. Seit einem Jahrhundert sind fast alle Paschas georgische Renegaten gewesen. Ein solcher ist auch der jetzige Ali, Schwiegersohn des vorigen Suleiman-Pascha. Er ist zwar zum Blutvergiessen geneigt, ehrgeizig, liebt den Krieg, aber er hat ein redliches Herz, frey von übermässiger Habsucht. Die bürgerliche Verwaltung ist einem Kiaja, Stellvertreter des Statthalters anvertraut, der von einem Defterdar, Grosskanzler, und Divan Effendissi, erstem Secretär unterstützt wird, welche täglich dem Pascha von ihren Geschäften Bericht abstatten. Die richterliche Gewalt ist in den Händen des Kadi, des Mufti und der Ulemas oder Ausleger des Gesetzes. Die militärische Gewalt hat der Aga der Janitscharen, der auch die innere Polizey besorgt. Die Kriegsmacht kann im Nothfalle sich auf 30000 Mann Fussvolk und Reiterey belaufen. Sie würde ansehnlicher seyn, wenn nicht mehrere arabische Stämme auf die Seite der Wahabiten getreten, und viele Kurden abtrünnig geworden wären. Die Einkünfte können auf 7½ Million Piaster angeschlagen werden; sie würden beträchtlicher seyn, wenn nicht die Kurden von bestimmten Abgaben befreyet wären, und der Ertrag der Stadt Bassora durch die auf ihre Vertheidigung zu verwendende Kosten aufgezehrt würde. Diese Stadt hat 45 bis 50000 Einwohner, vor 30 bis 40 Jahren viel mehr. Ihre Lage ist sehr angenehm und das Gebiet sehr fruchtbar. Von ihrem alten Glanze hat sie viel verloren, der Handel und Kunstfleiss ist sehr gesunken. Die Häuser sind schlecht gebaut, die Strassen unrein, das Klima für Ausländer gefährlich. Das Haus, worin der Agent der französisch-indischen Handels-Gesellschaft zu wohnen pflegte, besteht noch jetzt, zerfällt aber in Trümmern; und doch würde ein hier residirender französischer Consul von grossem Nutzen seyn. Der ganze Handel Indiens und Arabiens mit der Türkey über Bassora ist jetzt in den Händen der Engländer und Araber. Jene haben an dem Hn. Manesti einen erfahrnen und einsichtsvollen Geschäftsträger, der die Angelegenheiten der brittischen Handelsgesellschaft vortrefflich besorgt und für sehr reich gehalten wird. Er hat sich auch die Achtung und Freundschaft des Scheikh der Wahabiten zu erwerben gewusst, welches dem Vf. Gelegenheit giebt von den Wahabiten zu handeln. Doch davon nachher mehr. Die Angriffe dieser Sectirer auf Bassora

ſora ſind durch die Araber von Zibes und durch die Muntefiks zurückgeſchlagen, denen die Regierung für die Vertheidigung der Stadt jährlich 100000 Piaſter Hülfsgelder bezahlt. Baſſora iſt noch jetzt die allgemeine Niederlage des Kaffees von Mocha, der Perlen von Baharein, der reichen Producte von Indien (für *Leinwand* in der Note * S. 42. leſe man *Kattun*) und Perſien, welche die arabiſchen und engliſchen Schiffe täglich ausladen, um ſie gegen Silber, Gold, Kupfer, Datteln und europäiſche Waaren einzutauſchen, welche durch Syrien über Bagdad hieher kommen. In Korna am Zuſammenfluſs des Tigris und Euphrats unterhält der Paſcha eine Beſatzung von 500 Janitſcharen. Die Portugieſen hatten hier ehemals ein Handelshaus. Ein franzöſiſcher Agent, wenn die Dinge einmal eine andere Geſtalt annehmen ſollten, würde die Lage des Orts zu benutzen wiſſen, von der die trägen und ſorgloſen Türken keine Vortheile ziehen. Die Handelsverbindungen zwiſchen Bir, ungefähr fünf Tagereiſen von Aleppo und Hilla zu Waſſer auf dem Euphrat, welche vor 40 Jahren lebhaft waren, haben jetzt ganz aufgehört; die Fahrt von Hilla nach Baſſora auf dem Euphrat und von Bagdad nach derſelben Stadt auf dem Tigris hat indeſs noch immer ihren Fortgang. Die Schiffahrt auf dem Tigris von Moſſul nach Bagdad wird auf einer Art von platten Flöſsen betrieben, welche Keleken (*Niebuhr* ſchreibt Kelleks) heiſsen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Flüſſe Euphrat und Tigris, und den Verein derſelben Schat - ul - Arab, und die Art wie man auf Schläuchen über ſie zu ſetzen pflegt, werden einige Ortſchaften an den Ufern derſelben angeführt, und die Urſachen, die den Ackerbau in dem Paſchalik niederdrücken, angezeigt. Wenn wir die S. 53. 54. angeführten Oerter und Völkerſchaften mit Tafel 40. 41. in *Niebuhrs* Reiſebeſchreib. Th. 2. vergleichen, ſo finden wir jene faſt insgeſammt auf dieſen. Sukelſchiuk, das oberhalb Manſuria am linken Ufer des Euphrat liegen ſollte, fehlt bey *Niebuhr*, ſo wie der Name des Fluſſes Senne der von Haviza kommt. Kut heiſst bey *Niebuhr* Kud, Arge Ardſje, Semawat Semaue, und werden auch als Marktflecken bezeichnet. Die groſse Horde der Kezailen ſind bey *Niebuhr der Stamm Chaſael*, und Nemnun iſt ſein Lemlum, wie aus der Entfernung und Lage gewiſs iſt. Da *Danville* in ſeiner Karte *l'Euphrate et le Tigre* mit *Niebuhr* in der Rechtſchreibung Lemlum übereinkommt, ſo mag wohl die des Vfs. Nemnun die unrichtige ſeyn. Was der Vf. von dem Stamm der Kezailen ſagt (S. 54.), daſs ſie kriegeriſch, immer im Empörungsſtand gegen die türkiſche Regierung, Glaubensgenoſſen der Schiiten ſind, in ſchlechten Strohhütten wohnen, behauptet *Niebuhr* B. II. 246. 251. von Stamme Chaſael. Diwanieh iſt *Niebuhrs* Divanie, und Romeya Rumahie. Der Vf. hält es für gewiſs, daſs wenn eine europäiſche Regierung von der Pforte die Erlaubniſs erlangen würde, in den Umgebungen von Hilla (*Nieb.* Helle) wo das alte Babylon geſtanden hat, nachgraben zu laſſen, für die Alterthumswiſſenſchaft wichtige Entdeckungen gemacht werden würden. Die Oerter Imam - Huſſein und I. Ali heiſsen bey *Niebuhr*, Meſched Höſſein und M. Ali, womit *Danville's* Meſjid Hoſſein und M. Ali übereinkommt (*). Der König von Perſien Aga-Mohammed - Khan lieſs vor 12 Jahren die Thüren und das Helmdach (Kuppel) der Moſchee des Imam Huſſein mit vergoldeten Kupferplatten bekleiden, welches 5 Millionen Piaſter koſtete. Die Wahabiten, 15000 Mann ſtark, plünderten 1801 die Stadt, und ſchleppten die unermeſslichen Schätze, welche ſich allmälig in dem Heiligthum des Imam Huſſein angehäuft hatten (zur Zeit *Niebuhrs* a. a. O. II. 267. waren weit mehr Koſtbarkeiten im Tempel Ali), auf 200 Kameelen hinweg. Seit der Zeit hat der König von Perſien den Ort wieder herſtellen laſſen, und der Paſcha hält jetzt darin eine Diviſion Lavenden, um ihn gegen einen neuen Ueberfall zu ſichern (Lavend heiſst die Cavallerie des Paſcha. (ſ. *Nieb.* S. 327.). Die Moſchee zu Imam Ali iſt wie jene prächtig und geziert. Die hier aufgehäuften Schätze ſind nach Imam - Muſſa bey Bagdad gebracht, damit ſie nicht den Wahabiten in die Hände fallen; der Vf. verfolgt darauf den Euphrat bis an den Fluſs Khabur (Chaboras der aus bibliſchen und nicht - bibliſchen Schriftſtellern bekannt iſt), der auf dieſer Seite dem Paſchalik zur Grenze dient. Er geht alsdann zum Tigris zurück, und beſchreibt ihn Strom aufwärts d. i. nordwärts von Amara bis Mardin den Grenzort des Paſchalicks von der Nordſeite. Amara iſt auf *Danville's* Karte unter 32°, 10' N. B. Hat der Vf. Recht, ſo hätte der von da aus gehende Kanal nicht bey Manſurieh, ſondern höher hinauf, jedoch unterhalb Argieh, in den Euphrat fallen ſollen. Wenn man die (S. 72.) in Oſten von Bagdad angeführten Oerter auf der Karte ſucht, ſo findet man nur Mendely (Mendali) und zwar nicht am Fl. Diala, wo er zufolge des Vfs. ſeyn ſollte, ſondern am Ahtab ſüdlich vom Diala. Man kann daraus auf die Unvollkommenheit unſrer geographiſchen Notizen von dieſem Lande ſchlieſsen. Denn von den auf der Karte nicht befindlichen ſechs Dörfern ſagt der Vf., daſs ſie mit Gärten und grünenden Feldern umgeben ſind. Die zwiſchen Bagdad und Kerkuk liegenden Dörfer ſind nach dem Vf. (S. 73.) folgende: Yenguigeh, Dokala, Delliabas, Karatepeh, Kiffri, Duzekurmaty und Teſſin. *Niebuhr* der von Bagdad auf Moſul den Weg über Kerkuk und Arbil nahm, bemerkt deren mehrere, wovon wir nur die, welche mit jenen einerley ſind, oder zu ſeyn ſcheinen, herſetzen wollen: Dſjedide, Dochale, Delli Abbas, Karatöppe, Jengikiffri, Eski Kiffri, Dus Churmatu, Terdſjil. Von Kerkuk geht der Weg auf Arbil über Altunkupri. Der Vf. irrt ſich, wenn er dieſen Flekken

(*) Beyläufig bemerken wir, daſs *Niebuhr* R. B. II. 254. ſtatt مشهد hätte ſchreiben ſollen مسجد *Tempel*, welches ſowohl aus ſeinen eigenen Worten als aus der Danvilleſchen Schreibart Meſjid erhellet.

ken an den grofsen Zab fetzt. Denn er liegt an dem kleinen. Die von Mossul und andern Städten angegebene Polhöhe (S. 76.) ist nicht die von *Niebuhr* obfervirte. Die Umgebungen von Mosul find fehr fruchtbar und reizend; daher fie auch den Beynamen der grünenden hat. Die Christen treiben nützliche Künste und Handwerke, als Färberey, Leinwanddruckerey, Lohgerberey, Steinfchneidekunst und andere; wodurch *Niebuhr* a. O. (S. 365.) ergänzt wird. Mardin enthält beynahe fo viele Christen als Türken; jene geniefsen eine grofse Freyheit und befitzen prächtig gebaute Kirchen. Beides ist wohl in Vergleichung mit dem Zustande, worin Christen und christliche Kirchen in andern türkifchen Städten zu feyn pflegen, zu verstehen. Südlich von Mardin liegt das Gebirge Sindfchar (Sinjar) wo die Yeziden wohnen, von denen hier etwas und im 3. St. der Beyträge des Hn. *de Sacy* mehr gefagt wird. Von Kurdistan gehört der füdliche Theil, welcher der gröfsere der Provinz, gebirgig und mit Waldungen bedeckt ist, dem Pafcha von Bagdad, der nach Belieben die Oberhäupter ein- und abfetzt. Es find deren fünf, und jeder hat feinen befondern Kreis; der von Karafcholan und Zehaw liegt im Süden, der von Suleimanieh in der Mitte, und der von Koifangiak und Amadia im Norden. Diefe Nachricht dient zur Bestätigung der von *Niebuhr* a. O. S. 330 u. f. gegebenen. Er unterfcheidet drey Oberhäupter, die fich Pafchas nennen, und nur einen Rofsfchweif vom Pafcha zu Bagdad haben, Kalla Dfjolan, Koi Sandfjak, und den zu Sehau refidirenden. Aufser diefen gäbe es noch kleine Herrfchaften die dem zu Bagdad refidirenden Pafcha Tribut oder Gefchenke bezahlen, unter denen Amadia zuerst genannt wird. Alle diefe laffen fich in den von dem Vf. genannten leicht wieder finden, und wäre nur noch Suleimanieh übrig. Die Kurden legen fich mehr als die Araber auf den Ackerbau, und stehen ihnen auch im Kunstfleifse nicht nach. Die Bilbas auf den Gebirgen die fich von Perfien über Kurdistan hinaus erstrecken, find fehr kriegerifch, lagern fich im Winter in den Ebenen von Erbil, und kehren im Frühling nach ihren Felfen zurück, die die Schutzwehr ihrer Freyheit und Unabhängigkeit find. Da die Verfuche der Oberhäupter von Karafcholan und Amadia, fich ganz unabhängig zu machen, gefcheitert find, fo geniefst jetzt Kurdistan eine vollkommene Ruhe. Es folgt ein Ueberblick der Eigenfchaften und Lebensart die den Arabern eigenthümlich find, und ein Verzeichnifs der unter dem Pafchalik von Bagdad stehenden Stämme, das wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, mit *Niebuhr* und andern nicht vergleichen wollen. Wir haben auch jene Anmerkungen nur mitgetheilt, um zu zeigen, wie viel hier noch von dem franzöfifchen und deutfchen Herausgeber, wovon der letztere *Niebuhr* oft citirt, hätte geleistet werden können, wenn fie diefen Auffatz genau hätten prüfen wollen. Zuletzt eine Nachricht von dem jetzt noch in Bagdad bestehenden Handel, der, obgleich er durch die angeführten Urfachen zerrüttet worden ist, dennoch beträchtlich genannt werden kann.

(Die Fortfetzung folgt.)

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Schöne: *Lateinifche Grammatik für Schulen.* Herausgegeben von *Karl Friedrich August Brohm*, Königlichem Profeffor am berlinifch-kölnifchen Gymnafium zu Berlin.

Auch unter dem Titel:

Compendium Grammaticae latinae nach Anleitung der gröfsern lateinifchen *Grammatica marchica* für Schulen herausgegeben u. f. w. 1813. VIII u. 408 S. 8. (12 gr.)

Da die gröfsere und kleinere lateinifche märkifche Grammatik welche den im J. 1727 zu Berlin verstorbenen Rector des kölnifchen Gymnafii *Christian Rubin* zum Verfaffer hatte, und fich durch Methode und Gründlichkeit auszeichnete, fchon feit einiger Zeit vergriffen war, und noch ihre Freunde fand, fo entfchlofs fich der Vf. zur Umarbeitung diefes Werkchens, welches für Anfänger bestimmt ist. Im Wefentlichen liegt die gröfsere märkifche Grammatik zum Grunde, aber man fieht mit Vergnügen, dafs der Vf. fehr viele Erweiterungen und Veränderungen, wie fie in unfern Zeiten zu geben waren, forgfältig beygebracht, und manches Unzweckmäfsige weggelaffen hat. Ueberall bemerkt man, dafs der Vf. mit feiner Zeit Schritt gehalten hat, und dafs ihm das Beffere nicht unbekannt, und fo viel es dienlich war, von ihm benutzt worden ist. Wir billigen es, dafs er in Hinficht der Verskunst, nach Angabe der Regeln für diefelbe, blofs die *jambos fenarios* und den Hexameter und Pentameter behandelt hat. Zum ersten Anlauf ist diefs hinreichend. Einige Unrichtigkeiten find uns aufgestofsen. *Byffus* ist S. 38. feine Leinwand genannt, da es doch Baumwolle bedeutet, wie *Reinh. Forster* fchon vor 40 Jahren gezeigt hat, und *glis* ist nicht Ratte, wie S. 63. steht, denn diefe kannten die Römer nicht: vielmehr mufs man darunter die Rollmaus, Billig, Willig, *loir*, verstehen, diefs ist der Fall mit andern ihm ähnlichen. Druckfehler find uns, einen (S. 398.) ausgenommen, nicht aufgestofsen. Hier find *far*, *lar*, *par* als kurz bezeichnet, da fie doch das Zeichen der Länge haben müfsten. — Da diefs Werkchen ein Schulbuch feyn foll, fo wäre es fehr zweckmäfsig gewefen, wenn wenn das was auswendig gelernt werden foll, als folches gedruckt und ausgezeichnet worden wäre. Für einen höhern Curfus würde eine weiter ausgeführte Sprachlehre nun noch nöthig feyn, zu welcher wir den Vf. um fo mehr aufmuntern, da uns gerade eine folche noch fehlt, welche, fo viel möglich, auf die Gründe der Regeln und des Gebrauchs zurückgeht, fie auseinander fetzt, durch Vergleichung mit andern Sprachen deutlich macht, kurz alles philofophifch behandelt, und erfchöpfend darstellt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

VENEDIG, b. Pasquali: *Jacobi Reziae* Lariensis olim anatomes, nunc physiologiae professoris in regia academia Ticinensi *specimen observationum academicarum et pathologicarum.* 1802. VIII und 108 S. 8.

Diese kleine Schrift enthält *vier* Reden, welche ihr verdienter Vf. schon vor mehrern Jahren bey Gelegenheit von Promotionen hielt und einen Brief von dem berühmten *Testa* an ihn.

Die *erste* und *zweyte* Rede handelt: *„de viscerum quam dicunt obstructione cum molis incremento.“* Nach der gewöhnlichen Meinung rührt nicht etwa bloss das Schwinden, sondern auch die Vergrösserung der Unterleibseingeweide von Verstopfung der ernährenden Gefäfse durch die in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten her. Schon der Widerspruch, der in dem Hervorgehen zweyer ganz entgegengesetzter Zustände aus derselben Ursache liegt, veranlasste den Vf. zu Zweifeln an der Richtigkeit dieser Meinung, welche durch eigends angestellte Untersuchungen zur Gewissheit erhoben wurden. Er fand namentlich immer ein constantes directes Verhältniss zwischen der Grösse und dem Gewicht der Eingeweide und dem Durchmesser ihrer, sowohl arteriösen als venösen Gefäfse, der Stämme sowohl als der kleinsten Zweige. Nicht bloss waren die Gefäfse mit Vergrösserung des Eingeweides vergrössert, sondern auch bey geschwundnen Theilen in demselben Maasse verkleinert, wie ja auch unterbundne Gefäfse nicht anschwellen, sondern obliteriren. Auch geht bey angeschwollnen Eingeweiden die Injectionsmasse mit leichterer Mühe aus den Arterien in die Venen über als im normalen Zustande. Man muss daher gerade auf eine entgegengesetzte Weise, durch Vergrösserung der Gefäfse und dadurch bewirkte stärkere Ernährung, die Vergrösserung dieser Organe erklären, gerade wie auch nach Unterbindung der Nabelgefäfse sich die untern Extremitäten, nach Verschliessung des eyrunden Loches die Lungen, durch Uebung alle Organe sich vergrössern. Auch kann man die gewöhnlich vorhandene Umwandlung der normalen Textur nur auf diese Weise befriedigend erklären, indem die Lebensthätigkeit derselben zugleich umgestimmt wird. Gedanken, die auch noch jetzt wohl von manchem praktischen Arzte zu beherzigen sind, der von Obstructionen träumt, wo das Gegentheil statt findet, und deren Richtigkeit Rec. durch Versuche und Beobachtungen häufig bestätigt gefunden hat.

Die *dritte* Rede handelt: *„de peculiari valvulae Bauhini machinatione.“* Der Vf. fand bey einem erwachsenen Menschen den dünnen Darm nicht von dem dicken plötzlich und durch einen Absatz getrennt, sondern, in seinen untern Ende beträchtlich erweitert, allmählig in denselben übergehend und mit einer runden, weiten Oeffnung in ihn geöffnet. Auch war der Blinddarm nicht vom Wurmfortsatze abgesetzt, gross, rund, ungleich, sondern gieng unmittelbar in ihn über, gerade wie beym Fötus. Es war also in der That keine Bauhinsche Klappe vorhanden, ein Mangel, der indessen durch die Anwesenheit sehr starker, vielfach verschlungner, vom Krummdarm zum dicken Darm gehender Muskelfasern ersetzt wurde, wenn gleich im Tode Luft mit grösster Leichtigkeit aus dem dicken Darme in den dünnen getrieben wurde. Eine höchst interessante Beobachtung, indem diese Bildung, die offenbar in einem Verweilen auf einer frühern Bildungsstufe begründet war, beweist, dafs die von der Structur der Bauhinschen Klappe für die Meinung, dafs sie durch die Ablösung des Darmkanals von dem Nabelbläschen entstehe, und dafs der Wurmfortsatz der Rest dieser ehemals statt findenden Verbindung sey, entlehnten Gründe nicht haltbar sind, indem sie ihre beweisende Kraft verlieren, wenn, wie in diesem Falle, keine Bauhinsche Klappe vorhanden war. Zugleich ist diese Bildung als Thierähnlichkeit merkwürdig, sofern bey mehrern Thieren, wenn gleich ein Unterschied zwischen dünnem und dickem Darm vorhanden, dennoch nicht durch eine deutliche Klappe ausgesprochen ist.

Die *vierte* Rede: *„nonnulla de lymphaticorum vasorum historia ac glandularum conglobatarum usu in animali oeconomia,“* liefert einen kurzen Abriss der Geschichte des Lymphsystems. Der Vf. schreibt nur den Lymphgefäfsen das Einsaugungsgeschäft zu und sieht die Drüsen dieses Systems als Secretionsorgane zur Verdünnung der Lymphe an, um auf ihrem langen Wege die Gerinnung zu verhüten, ohne auf die Umwandlung ihrer Elemente durch die Drüsensecretion, welche wahrscheinlich wichtiger ist, Rücksicht zu nehmen. Ausserdem enthält eine Note eine gute Beschreibung eines von ihm gefertigten Präparats der Lymphgefäfse der untern Extremitäten.

Die in Briefform geschriebne *Testa'sche* Abhandlung erläutert die Lehre von der regelwidrigen Vergrösserung der Eingeweide und leitet die grössere Häufigkeit derselben, so wie der in ihnen vorkommenden Afterorganisationen überhaupt, von ihrem Reichthum an Zellgewebe her.

Ausserdem sind dem Werke drey gut gestochene Kupfer angehängt, von welchen das erste die in der *dritten* Rede beschriebene regelwidrige Bildung der Bauhinschen Klappen, das zweyte die Lymphgefäfse der Drüsen eines Theiles des Leerdarms nebst seinem Gekröse, das dritte die vom Rücken, dem seitlichen und dem hintern Theile der äussern Fläche der Brusthöhle zu den Achseldrüsen gehenden gleichnamigen Gefäfse darstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

2) Historische Nachricht von den Wahabiten (S. 106 — 156.), von dem Vf. der vorhergehenden Abhandlung. Wenn S. 107. gesagt wird dass *Niebuhr* und andere Reisende sie als eine unberühmte und elende, in einem Winkel von Arabien verbannte Deisten-Secte geschildert haben, so müssen wir unsern *Niebuhr* ausnehmen. Dieser, vielleicht der erste in Europa, der ihrer gedacht, hat sie sehr gut gekannt, und grosse Erwartungen von ihr gehegt, die zum Theil durch die Zukunft bestätigt sind. Er fängt seine schätzbaren Nachrichten von ihr: *Beschreibung von Arabien* (S. 345 — 349.) mit der Bemerkung an, dass in der Provinz Elared eine neue Secte oder eine neue Religion entstanden, *die vielleicht mit der Zeit grosse Veränderung in der bisherigen Religion und Regierungsform der Araber erregen kann.* Es thut uns leid, dass diese Stelle von dem Herausgeber übersehen worden ist. Denn ihm gebührte es, die Ehre unsers Landmanns zu retten. Aber auch andere in Deutschland haben jenes Buch nicht als eine vorzügliche Quelle, woraus die Geschichte und Religion der Wahabiten zu schöpfen ist, angeführt. *J. D. Michaelis* in der Recension dieses Werkes *Orient. und Exeget. Bibliothek* 4ter Th. S. 64 u. f. hat den Leser auf den neuen Reformator oder Reiniger der Mohammedanischen Religion nicht aufmerksam gemacht. *Stäudlin Magazin für Religion-, Moral- und Kirchengeschichte* I. 510. kennt ihn aus *Archenholz* Minerva und III. 213. wiederholt er einen Bericht, der in die Allgem. Zeitung aus dem Pariser Moniteur 1803 aufgenommen war; *Niebuhren* hat er nicht gelesen, welches schon daraus klar ist, dass er seinen Namen Abdul Wechab, nicht Abd ul Wahab schreibt, welche Schreibart als die richtige aus der vorliegenden Nachricht dargethan werden kann. Ihr zufolge ist nun nicht Abd el Wahab von dem Stamme der Negedis, sondern dessen Sohn Scheikh Mohammed, der Stifter der Secte. Indessen wird sie doch nach seinem Vater genannt, weil nach einer in Arabien ausgebreiteten Sage seinem Grossvater Suleiman im Traume verkündiget war, es würde sein Sohn der Stifter einer neuen Macht werden und sich alle arabische Stämme in der Wüste unterwerfen. *Niebuhr* erzählt auch, dass nach Abd ul Wahabs Tode sein Sohn Mohammed in die Fusstapfen des Vaters getreten und jetzt gleichsam Papst in Elared sey. Elared ist aber eine von den beiden Provinzen, in welche die Landschaft Nedsjed (Ne-dsjed auszusprechen, arabisch نجد) eingetheilt wird, und hier ist unstreitig der Stamm der Negedis zu suchen. *Niebuhr* gedenkt der Reisen, die Abd ul Wahab nach Bassora, Bagdad, und in Persien gemacht, und dass er nach seiner Zurückkunft in Nedsjed (Neged) seine neuen Religionsmeinungen unter seinen Landsleuten ausgebreitet, und sich die Gunst verschiedner Scheiks in Elared erworben hat. Der vorliegende Bericht erzählt von dem Sohne, Mohammed, dass er sich die Gunst eines mächtigen Mannes in Mecca, Damask, Bagdad und Bassora habe verschaffen wollen, dass er aber abgewiesen sey, und nach seiner Zurückkunft in Arabien an Ebn Sahud (nicht Schoud wie bey *Stäudlin* a. O. S. 214.), dem Fürsten von Drehyeh und Lahsa eine Stütze und eifrigen Anhänger seiner Lehre gefunden habe. Drehyeh ist Daraie bey *Niebuhr* (S. 343.), auf der grossen *Danvilleschen* Karte Deraie unter 26° N. B., 63 O. L. in der Provinz Neged el Ared, und Lahsa ist Ahsa oder Lehse auf der Karte, um ein paar Grade mehr östlich und einen Grad mehr nördlich. *Niebuhr* hat eine Landschaft Lachsa oder Hadsjar (Heger auf der *Danvilleschen* Karte) oder Bahrein an der Westküste des persischen Golfs in der Nähe von Basra auf der 19ten Tafel und S. 339. Nach dem vor uns liegenden Berichte S. 115. Note *) liegt Drehyeh ungefähr 90 franz. Meilen in Osten (lies *Westen*) von Bassora. Mit dem Cirkel messen wir 110 Lieues. *Niebuhr* hatte keinen Wahabiten kennen gelernt, aber von Arabern einige Nachrichten, ihre Religionsmeinungen betreffend, eingezogen. Ein Araber, der viel in der Wüste gereist war, und am besten unterrichtet seyn wollte, erzählte ihm: Abd ul Wahab lehre seine Schüler Gott als den Regierer und Schöpfer aller Dinge zu verehren und anzubeten, im Gebete sey weder des Mohammed noch irgend eines andern Propheten oder Heiligen, und selbst nicht seines eigenen Namens zu gedenken, weil dieses zur Abgötterey Anlass geben könne; Mohammed, Christus, Moses und viele Tausend andere, welche die Sunniten unter die Zahl der Propheten setzen, seyen bloss als grosse und würdige Männer anzusehn, deren Geschichte man, ohne eine Sünde zu begehen, lesen und hören könne; durch göttliche Eingebung oder vom Engel Gabriel seyn aber niemals Bücher geschrieben worden. Die neuere Dar-

Darstellung der Lehre der Wahabiten kommt mit der Niebuhrschen überein. Ihr zufolge besteht die Grundlehre ihres Glaubens darin, das Daseyn eines einzigen anbetungswürdigen Gottes anzunehmnn, jede andere Gottesverehrung, welche Geschöpfe zum Gegenstande hat, zu verwerfen, dem Mohammed die Prophetenwürde streitig zu machen, in ihm nur einen gerechten und tugendhaften Mann zu erkennen, welcher seiner Frömmigkeit wegen von Gott geliebt und der Vollstrecker seines göttlichen Willens zu werden verdiente. Von der bekannten Glaubensformel der Mohammedaner wird der letzte Theil oder das Bekenntnifs, dafs Mohammed der Gesandte Gottes sey, weggelassen, und nur der erste, es sey kein andrer Gott als Gott, angenommen. Man kann sie, setzt der Vf. hinzu, für reine, übrigens durch eine aufserordentliche Religionsschwärmerey verblendete Deisten ansehen. Sie haben offenbar mit der Partey, welche unter den neuern Theologen Deutschlands die Rationalisten heifsen, viel ähnliches, und es ist merkwürdig dafs man zu der Zeit, als man im nördlichen Europa der Vernunft ihre durch die positive Dogmatik geraubten Rechte vindicirte, ein gleiches im südlichen Asien geschehen ist. So wie ein berühmter Theolog unsrer Zeit die *Christolatrie* als die Quelle vieles Unheils ansah, so eifern jene Sectirer gegen die *Mohammedolatrie*. So wie die Rationalisten die Bibel im Ganzen beybehalten, und die durch sie sanctionirten Gebräuche nicht abschaffen wollen, so machen es auch die Wahabiten in Ansehung des Korans, der den Religionsübungen zur Grundlage dient. Sie haben daher die Gebetsformeln, Abwaschungen, Fasten und andere Ceremonien, welche der Koran vorschreibt. In ihren Moscheen, die jedoch von allen Verzierungen entblöfst sind, und die weder Thürme noch Kuppeln haben, werden in den Gebetsstunden Stellen aus dem Koran vorgelesen, und jeder verrichtet daselbst seine Andacht, ohne des Namens Mohammed dabey zu gedenken. Darin unterscheiden sich aber die Rationalisten von den Wahabiten, dafs jene von aller Schwärmerey frey, gegen Dogmatiker und alle andern Parteyen tolerant sind, auf jede andere Macht als die der Wahrheit verzichten, durch schlichte und ungeschminkte Darlegung der Gründe über die bisherigen Irrthümer siegen, und alle äufsere Gewalt ihren Meinungen Eingang zu verschaffen, verabscheuen; diese aber oder die Wahabiten blutdürstige Schwärmer und äufserst intolerant sind, am meisten gegen die, welche dem Mohammed die gewöhnliche Verehrung bezeugen, mit dem Schwerte in der Hand nach dem Beyspiele, welches Mohammed bey der Bekanntmachung seiner Religion gegeben, ihre Auslegung des Korans andern aufdringen, und den Tod denjenigen androhen, welche diese nicht annehmen wollen. Durch die Siege des vorher gedachten Ebn Sehud und nach dessen Tode, durch die seines Sohns Abd Elaziz, welcher, nachdem er 1803 gestorben ist, seinen Sohn Sehud zum Nachfolger gehabt hat, ist die Lehre der Wahabiten in kurzer Zeit in der weiten Wüste zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen, welche sich von dem Innern Arabiens aus bis nach Aleppo und Damask erstrecket, verbreitet worden. Schon *Niebuhr*, zu dessen Zeit der Wahabatism erst in seiner Entstehung war, bemerkt, dafs Mohammed der Sohn des Abd ul Wahab, und seine Anhänger die Sunniten, die so halsstarrig waren, dafs sie die Religion ihrer Vorfahren nicht verlassen wollten, dergestalt drücken, dafs schon viele ihr Vaterland verlassen, und in fremden Ländern ihre Freyheit und Sicherheit gesucht hätten. Diese Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten haben nachher auf eine fürchterliche Weise zugenommen. Im J. 1801 befahl die ottomannische Pforte dem Pascha von Bagdad, der anwachsenden Macht der Wahabiten Einhalt zu thun. Der gegen sie geschickte Kiaja des Paschas hätte sie ganz aufreiben können, wenn nicht ihr Anführer Ebn el Aziz durch Bestechung der drohenden Gefahr entkommen wäre. Bald nachher überfiel Ebn el Aziz die Stadt Imam Hussein und die daselbst geraubten Schätze und verübten Grausamkeiten verbreiteten grofses Schrekken über Bagdad und erregten nicht geringen Unwillen in Persien. Sein Sohn Sehud marschirte gegen Mecca, welche Stadt von den Wahabiten als eine heilige Stadt angesehen, und worin die Kaaba (Tempel), mit Ehrfurcht von ihnen behandelt wird, bemächtigte sich derselben ohne Widerstand, verübte keine Gewaltthätigkeit, als dafs etliche 20 Scheikhs, welche die Religion dieser Sectirer öffentlich verdammt hatten, ermordet wurden, setzte Abd Almain, der sich gegen seinen Bruder in seinen Schutz begeben hatte, zum Scherif ein, zerstörte die Buden und Niederlagen, welche von den Türken angelegt waren, nahm den kostbaren goldgewirkten Teppich, der das Grab Abrahams bedeckte, hinweg, und eignete sich die daselbst befindlichen Gegenstände des Luxus zu. Der eingesetzte Scherif mufste aber nicht lange nachher seinem Gegner Platz machen, und die von Sehud zurückgelassene Besatzung wurde von den Einwohnern vertrieben, als Sehud Dschidda vergeblich belagert, und Medina weder mit Gewalt noch durch List hatte erobern können. Diese Unglücksfälle nöthigten Sehud nach Drehyeh, der Hauptstadt der Wahabiten, zurückzukehren. Das tragische Ende des Abd Elaziz erregte hier bald nach der Rückkehr seines Sohnes ein noch gröfseres Schrecken. Jener ward 1803 von einem Perser, gebürtig aus Imam Hussein, ermordet, der den Tod seiner Söhne, die in dem Blutbade der Stadt umgekommen waren, hatte rächen wollen. Der Mörder wurde verbrannt, und Sehud durch einstimmige Wahl der Horde zum Nachfolger in der Regierung ernannt. Die Wahabiten, so sehr auch ihre Hitze durch die letzten Ereignisse hätte abgekühlt werden können, fuhren in ihren Eroberungen fort. Das zeigen die Briefe aus Aleppo vom August 1806, März 1807 und aus Bagdad vom Julius 1807, aus denen Auszüge mitgetheilt werden. Die Karavane der frommen Pilger, die 1806 nach Mecca reisten, ward geplündert, und der heilige Mahmel oder der Koffer mit den Geschenken des Grofs-Sultans

tans

tans für die heilige Stadt erbrochen. Die Pilger, welche Mecca erreichten, fanden daselbst alles zerstört bis auf die Kaaba, welche stehn geblieben war. Mecca und Medina waren in den Händen der Wahabiten. Ein anderer Haufen, der nach Zeber (Zobeir), Bassora und Imam Ali aufgebrochen war, ward zurückgeschlagen. Sie suchten darauf in Mesopotamien vorzudringen, und es gelang ihnen auch, Ana am Euphrat zu erobern, wo sie den grössten Theil der Einwohner ermordeten, und mit Beute beladen zurückkehrten. Der Herausgeber setzt hinzu, dass nach dem Journal des Hn. *Ange de Gardane*, der zu Anfang des J. 1808. durch Bagdad reiste, die Wahabiten welche 300000 Mann ins Feld stellen können, die Stadt Damask besitzen, und die umliegende Gegend bedrohen.

Der Correspondent, der die vorstehenden Nachrichten von dem Paschalik Bagdad und den Wahabiten mitgetheilt, hat im September 1810 die nachherigen Begebenheiten nach Paris berichtet, die in den *Annales des voyages par Malte Brun*, von welchem wichtigen Werke wir uns vorbehalten, ein andermal ausführlich zu handeln, *Tome XIV.* S. 102 — 112. unter dem Titel: *Nouveaux renseignemens sur les operations militaires des Wahabis depuis l'année* 1807 *jusqu'au milieu de* 1810 zu lesen sind. Hier ist ein Auszug daraus. Nach der Eroberung der Stadt Ana 1807 sind die Pilgerreisen nach Mecca aus Furcht vor diesen Fanatikern eingestellt. Im J. 1808 forderten sie die Einwohner von Damask auf, ihre Lehre und Gebräuche anzunehmen, oder gewärtig zu seyn, dass sie insgesammt niedergemetzelt würden. Der Gouverneur gebrauchte List, verlangte zu capituliren, und versprach die Einwohner zu einer geschwinden Bekehrung zu überreden, liess auch zum Anschein verordnen: die Moscheen niederzureissen, die öffentlichen Kaffeehäuser aufzuheben, und alle Gebräuche, die dem Geiste des Wahabism zuwider waren, abzuschaffen. Die Wahabiten wurden hierdurch hintergangen, und versprachen, den Pilgern gegen eine starke Vergeltung das Geleite zu geben. Auf dem Wege nach Mecca entstand ein Zwist unter den Pilgern und ihren Begleitern. Die Wahabiten plünderten das Gepäck der Pilger, und zwangen sie, nach Damask zurückzukehren. Sie belagerten Damask aufs neue. Der Gouverneur hatte aber mittlerweile die Stadt in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Die Wahabiten waren genöthiget, ihren Plan aufzugeben, und zogen sich zurück, nachdem sie die Umgebungen der Stadt verwüstet hatten. Die Pilger aus Persien und Indien, welche den Weg nach Mecca über den persischen Meerbusen genommen hatten, wurden von den Unterthanen des Sehud gut behandelt, und konnten in aller Ruhe ihre Andachtsübungen verrichten. Sehud machte sich auch gegen Feth-Ali Schah, den persischen Monarchen, ein Verdienst daraus, dass er die Pilger auf ihrer Reise beschützt hätte, und dieser gab seinem Sohne Hussein-Ali-mirza, Gouverneur von Farsistan und den Seeküsten, Befehl, mit Sehud ein gutes Vernehmen zu unterhalten, das auch seit der Zeit nicht unterbrochen worden ist. Durch die Vermittelung des britischen Agenten zu Bassora Hn. Manesty, ward er auch der Theilnahme der ostindischen Compagnie an dem glücklichen Fortgange seiner Waffen versichert. Die Compagnie soll ihm auch reiche Geschenke und Waffen-Vorräthe aller Art geschickt haben, die zu El Katif, einem Hafen an der Westküste des persischen Golfs, der unter der Herrschaft der Wahabis steht, gelandet wurden. Um eben die Zeit forderte Sehud die Einwohner von Bagdad auf sich ihm zu unterwerfen. Suleiman Pascha verstärkte sogleich die Garnisonen in Hilla, Imam-Hussein und den benachbarten Oertern, dergestalt, dass als im Junius oder Julius 1808 die Wahabiten den Versuch machten, Imam Hussein mit Sturm einzunehmen, sie zurückgeschlagen wurden, und sich nach Schefata begaben, einem volkreichen Dorfe, in der Wüste von den Arabern Hosseinies bewohnt, die ihre Waffen, Ammunition, Vieh u. s. w. an sie abliefern mussten. Sie erlitten noch andre Niederlagen in der Statthalterschaft Bagdad zu Semawat und Suk-elchiuk von den Muntefiks. Eine Division von ihnen, welche sich nach Syrien gewagt hatte, wurde von den Arabern Fedhan ganz aufgerieben. Ein gleiches Schicksal hatte ein andrer Haufen zu Hama; von welcher Zeit an man nichts mehr von ihren Feindseligkeiten gehört hat. Auf dem persischen Golf waren sie glücklicher. Ihre seit 1809 wachsende Marine beunruhigte die Schifffahrt der Araber, Perser, sogar der Engländer, die endlich ihren Seeräubereyen ein Ende machten, und die Verbindungen zwischen Bassora, Mascate, Indien, und den persischen Hafen wieder herstellten. Gegen Ende 1809 schickte das Gouvernement zu Bombay eine Eskader von 4 Fregatten, 3 Schaluppen, 11 bewaffneten Boten mit Landungstruppen, die vereinigt mit der Flotte des Imam von Mascate einen vollständigen Sieg über die Seeräuber davon trug. Hundert und zwanzig von ihren Dau, einer Art von Canonierböten, wurden mit der Mannschaft am Bord in den Grund gebohrt. Die Wohnungen von Ras-el-Kaimé, einer grossen Strecke der Küste mit Dörfern und Zelten bedeckt, welche die Djivassem, Araber, die dem Sehud unterworfen sind, inne haben, wurden zerstört und verbrannt, die Kriegsvorräthe vernichtet, 3200 Individuen beiderley Geschlechts getödtet, mehr als 1000 Araber gefangen genommen, und eine grosse Menge von Fahrzeugen und Munition nach Mascate gebracht. Von Seiten der Engländer war der Verlust unbedeutend, und ihre Flotte war im Begriff, den Seeräubern den völligen Untergang zu bereiten. Die Nachricht von diesem für die Macht der Wahabiten traurigen Ereigniss erreichte Aleppo im März 1810. In der Zwischenzeit brach die Pest, die Dreiyeh schon mehrmalen verwüstet hatte, daselbst aufs neue aus, und eine Abtheilung von Wahabiten, welche die Dattelärnte zu Bassora aufs neue wegnehmen wollte, ward von den Einwohnern zu Zobeir gänzlich geschlagen. Nicht besser ergieng es ihnen an der entge-

gegengesetzten Seite. Von 4000 Mann, die Djedda (Dschidda) hatten wegnehmen wollen, kehrten ungefähr 30 als Unglücks-Boten zu Sehud zurück. Die andern wurden von einem mit den Einwohnern verbündeten Stamm in die Pfanne gehauen. Durch diese Widerwärtigkeiten wurden die Wahabiten geschwächt und muthlos gemacht. Dessen ungeachtet haben Briefe vor ungefähr drey Monaten gemeldet, dass die Wahabiten aufs neue 80000 Mann stark mit ihrem Fürsten an der Spitze, und den beiden vornehmsten Chefs der Horde, den Commandanten der Provinz Yemen und dem Scherif von Mecca, der über Hedjaz regiert, von Dreiyeh aufgebrochen waren, um, wie es scheint, Zeber, Bassora, Imam-Ali, Imam-Hussein, einige Plätze ohne Besatzung am Euphrat, und vielleicht gar die Gegenden von Damask und Aleppo anzugreifen. Einige Banden Araber vom Stamme Anazeh aus dem diesseitigen Theile von Schamieh oder Wüste Syriens haben sich mit ihnen verbunden. Diese Neuigkeit war Ursache, dass die grosse Karavane der Wüste, die um diese Zeit von Bagdad aufbrechen sollte, ihren Marsch aufschob. In allen Oertern Syriens machte man Anstalten zur Gegenwehr. Der Gouverneur von Damask marschirte, auf die Nachricht, dass 15000 Wahabiten im Gebiete von Harran 17 oder 18 Stunden von Damask angekommen wären, ihnen mit einer Auswahl von Truppen entgegen, gieng aber zurück als er sie nicht antraf, und vermuthen musste, dass sie einen andern Weg genommen hätten. Der neue Gouverneur Suleiman Pascha von Acre, der an die Stelle jenes, der bald nach seiner Rückkehr abgesetzt wurde, gekommen ist, scheint mehr besorgt zu seyn, sein Ansehn in dem Gouvernement zu befestigen, als den Wahabiten Einhalt zu thun. Briefe die aus Bagdad nach Aleppo im Monat Junius gekommen waren, meldeten, dass die Engländer die den persischen Golf von den Wahabiten Corsaren gesäubert hätten, von dem Emir Sehud verlangt hätten, ihnen die Inseln Bahrein und Zebara mit vollkommenem Eigenthumsrechte einzuräumen. Sollte dieses wirklich zugestanden werden, welches man jedoch nicht für glaublich hält, so werden dadurch die Engländer Herren vom ganzen Golf werden, und sich den unermesslichen Gewinn von der daselbst statt habenden Perlenfischerey zueignen. So weit gehen die bis 1810. aus Aleppo angekommenen Nachrichten.

In dem gegenwärtigen Jahre 1813 haben die Wahabiten laut Berichten, die aus Constantinopel zu uns gekommen sind, von dem Pascha in Aegypten, den der Gross-Sultan dazu beauftragt hatte, so bedeutende Niederlagen erlitten, dass, wenn auch ihr fanatischer Eifer und wilde Grausamkeit noch nicht getilgt seyn sollten, die Besorgniss, dass ihre Eroberungen den Untergang des Islam, und der Wallfahrten nach Mecca nach sich ziehen würden, verschwunden ist. Mecca und Medina sind wieder in den Händen der Gläubigen, und die Schlüssel dieser heiligen Städte und der Kaaba nach Constantinopel gebracht und ihrem Schutzherrn mit vieler Feyerlichkeit überreicht worden. Einer der am meisten fanatischen Anhänger der Wahabis, Scheikh von Dschudeide, der mehrere mächtige arabische Stämme aufgewiegelt, und den frommen Wallfahrten aus den türkischen Provinzen viele Hindernisse in den Weg gelegt hatte, wurde von dem Sohn des gedachten Pascha gefangen nach der Hauptstadt des türkischen Reichs geschickt, und daselbst auf Befehl des Monarchen enthauptet.

Zur Ergänzung der Literatur über die Wahabiten (S. 106.) führen wir noch an: *Histoire des Wahabites.* Paris 1810. und den gedrängten Auszug aus obiger Abhandlung in *Venturini's* Geschichte unsrer Zeit Jahr 1809. Leipz. 1811. S. 621—630.

(Der Beschluss folgt.)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 6. Februar d. J. starb zu Neustadt der dortige Herzoglich Mecklenburg-Schwerinsche erste Beamte, Hofrath *Johann Georg Friedrich Schröder*, Herausgeber der Mecklenburgischen neuesten Gesetz-Sammlung.

II. Beförderungen.

Hr. *Tissot* ist an *Delille's* Stelle zum Professor der lateinischen Poesie am *Collège de France* zu Paris ernannt worden.

Berichtigung.

Die Anzeige des Todesfalls des Hn. Prof. *Illiger* Nr. 218. S. 71. ist durch eine Verwirrung und Auslassung verunstaltet worden, und müssen die ersten Zeilen also lauten: Am 10ten May starb *Johann Karl Wilhelm Illiger*, Dr. und Prof. auch Director des königl. zoologischen Museums zu Berlin, vorher Privatgelehrter zu Braunschweig, geboren daselbst am 19ten November 1775. einer der vorzüglichsten Naturforscher unsrer Zeit u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir kehren jetzt zu den vom Hn. *de Sacy* mitgetheilten Beyträgen zurück. Der *dritte*, Nachricht von den *Yeziden*, ist von dem Pater *Garzoni*, einem Dominikaner, der 18 Jahre lang als Missionar in Kurdistan lebte, und eine Kurdische Grammatik und Wörterbuch (Rom 1787.) herausgegeben hat, dem Abt *Sestini* handschriftlich mitgetheilt, und von diesem in *Viaggi e opuscoli diversi* (Berlin 1807.) abgedruckt. Hr. *de Sacy* hat es der Mühe werth gehalten, die Abhandlung ins Französische zu übertragen und mit einem Vorbericht und Anmerkungen zu versehen, die seine grosse Sprachgelehrsamkeit aufs neue bewähren, jedoch sich auf Vergleichung der Nachrichten des Missionars mit den Niebuhrischen und andern nicht einlassen. Da die Secte keine Bücher besitzt, ihre Anhänger nicht lesen und schreiben können, so hält es schwer, richtige Begriffe von ihren Religionsmeinungen zu erhalten. *Niebuhren*, Reisebeschr. II. 344 — 348, wurde erzählt, dass sie den Teufel anbeten. Nach *Garzoni* scheinen sie eine grosse Furcht vor dem Teufel zu haben, nennen ihn nicht, viel weniger fluchen ihm, und suchen sich seiner Freundschaft zu versichern. Sie haben keinen Ausdruck für ihn in ihrer Sprache, sondern bezeichnen ihn Scheikh-Mazen, *das grosse Oberhaupt*. Dieser Scheikh habe sich in Moses, Jesus Christus und Mohammed geoffenbart. Es ist wohl klar, dass dieser Scheikh ein ganz anderes Wesen seyn muss, als was wir *Teufel* nennen. Der mächtigste und furchtbarste Stamm der Yeziden, oder, wie *Niebuhr* schreibt, Jesidier, wohnt auf dem Gebirge Sindschar zwischen Mosul und dem Flusse Chabor. Sie sind wegen ihrer Grausamkeit sehr gefürchtet, und werden von den kurdischen Fürsten, weil sie gute tapfere Soldaten sind, in Dienste genommen.

4) Ueber die Assassinen und den Ursprung ihres Namens, von *Silvestre de Sacy*. Die Abhandlung wurde von dem Vf. in der öffentlichen Sitzung des französischen Instituts den 7. Jul. 1809 vorgelesen und dem Herausgeber zugeschickt, der ihr hier einen schicklichen Platz angewiesen hat. Die Assassinen werden beynahe von allen orientalischen Geschichtschreibern Ismaeliten, Molahed, d. i. Gottlose, oder Batenier, das heisst, Bekenner des bildlichen Sinnes, genannt. Die Ismaeliten gehören aber zu den Verehrern des Ali, und zwar machten sie die mächtigste Partey. Sie legten alle Vorschriften des Islam auf eine sinnbildliche Art aus, und wollten eine rein philosophische Lehre einführen. Sie waren die Vorläufer der Karmaten und der Wahabiten unserer Zeit. Ihre Lehren wurden durch Abgesandte insgeheim verbreitet, welche Aufruhr gegen die Chalifen von Bagdad und die Fürsten, welche es mit diesen hielten, predigten. Ein Missionar von der Art war Hassan im 5ten Jahrh. der Hedschra, der sich in der Festung Alamut niederliess, nicht weit von Kazvin in den Gebirgen des alten Parthiens. Hier bildete er einen unabhängigen Staat, und die ihm beynahe 200 Jahre folgenden Fürsten hiessen Scheikhs-al Dschebel, Fürsten des Gebirges, und weil Scheikh auch Greis bedeutet, so ist es daher bey den Geschichtschreibern der Kreuzzüge gewöhnlich geworden, ihn den Alten vom Gebirge zu nennen. Sie haben sich nachher einiger festen Plätze in Syrien bemächtiget, und diese ismaelitische Linie heisst bey den abendländischen Geschichtschreibern Assassinen. Der Name scheint von Haschisch (حشيش), einem geistigen Getränke oder berauschenden Präparate, herzukommen, dessen sich die Ismaeliten oder die Menschen in ihren Diensten, wenn sie Rache ausüben wollten, zu bedienen pflegten. Ein Gelehrter in Marseille bestreitet die Ableitung des Hn. *de Sacy*, und glaubt, Assassinen komme her vom arabischen Hass (حس) *tödten*, und bedeute einen *Mörder*; welche Ableitung, als die weniger künstliche, uns auch die wahrscheinlichere zu seyn scheint.

II. *Ange's von Gardane*, kaiserl. französ. Gesandtschafts-Secretärs, *Tagebuch einer Reise durch die asiatische Türkey nach Persien und wieder zurück nach Frankreich.* In den Jahren 1807 und 1808. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. VIII u. 124 S. (15 gr.)

Nicht allein der französische Gesandte, der General *Gardane*, mit seinem Gefolge, das aus drey Secretären, zwey Dollmetschern, mehreren Officieren, und, wor-

worüber man fich vielleicht verwundern wird, zwey Miffionarien beftand, fondern auch der an den Kaifer Napoleon gefchickte perfifche Gefandte, welcher in fein Vaterland zurückkehrte, reifeten zufammen nach Teheran, der Refidenz des perfifchen Monarchen. Hr. *Gardane*, der Bruder des Generals, einer von den Secretären, hat die Stationen auf der ganzen Reife, und die Entfernungen von einander niedergefchrieben. Daffelbe hat er auch gethan in Anfehung der Oerter, welche er auf feiner Rückreife bis Conftantinopel berührte. Dem vier Seiten langen Regifter diefer Oerter ift das Tagebuch angehängt, worin aufser dem an jedem Tage zurückgelegten Wege auch Bemerkungen über die durchwanderten Gegenden und Oerter mitgetheilt werden. Sie waren auch nicht alle gleichfam im Fluge gefehen; zuweilen wurde ein, auch wohl zwey oder drey Tage Raft gehalten, und in Teheran verweilte der Vf. beynahe zwey Monate. Journale der Art, wenn fie gleich dem Lefer, der blofs unterhalten feyn will, nicht gefallen, find dem Geographen wichtig, und das des Vfs. würde noch intereffanter feyn, wenn er auch die Richtung der Weltgegend bemerkt hätte. In den Zahlen des Regifters haben wir nur einmal eine Verfchiedenheit von dem im Tagebuche angegebenen bemerkt. Nach jenem ift Katib-Unu von Jeuzgatt 15½, nach diefem 9½ Stunden entfernt. Wir müffen aber geftehn, dafs unfre Vergleichung bey weitem nicht durch die ganze Route gegangen ift. Viel weniger haben wir nachgerechnet, ob die (S. 46.) angegebene Diftanz von 620 Stunden von Scutari bis Teheran mit der Summe der einzelnen Diftanzen übereinkomme. Jene 620 Stunden, wenn im franzöf. Text *lieues* gebraucht ift, würden 372 deutfche Meilen betragen. Die Entfernung von Marfeille bis Teheran wird (S. 54.) zu 1500 Meilen gefchätzt; welche zu grofs ift, wenn unter Meilen gemeine *lieues* zu verftehen find. Die Reife von Scutari nach Teheran ging, mit Uebergehung vieler anderer theils wichtiger, theils unwichtiger Oerter, durch folgende berühmte Städte: Angora, Tocat, Erzerum, Tauris, Kaswin, Teheran, die Rückreife über Hamadan, Biffotun, Bagdad, Moful, Diarbekr, Sivas, Amafia, Nicomedien nach Conftantinopel. Die von dem Vf. angeführten Oerter wird mancher in unfern Geographieen und Karten vergebens auffuchen. Diefs kommt nicht blofs von der Unbedeutfamkeit der Oerter oder Unvollftändigkeit unferer geographifchen Hülfsmittel für Afien her, fondern zum Theil von der fehlerhaften Schreibart des Vfs., der oft nach einem falfchen Hören oder undeutlicher Ausfprache den Namen niedergefchrieben, und um feine eigentliche Rechtfchreibung fich nicht bekümmert hat. Hier hatte der Herausg., der verft. *Ehrmann*, Gelegenheit, fich um feinen Autor verdient zu machen. Dafs er fie nicht benutzt hat, werden folgende Beyfpiele zeigen. Von Bagdad nach Diarbeker nahm der Vf. denfelben Weg, den der berühmte *Niebuhr* gegangen ift. Die von jenem angeführten Oerter (S. 90.), Deucale und Delabas, laffen fich in Dochale und Delli Abbas bey diefem leicht wieder finden. Schwerer ift Tifri in Kiffri zu erkennen, leichter Duskurmaten in Dus Churmaten. Die zwifchen Duskurmaten und Altunkupri, welcher Ort von beiden gleichftimmig genannt wird, gelegenen Oerter Tahut und Tefein (denn Jefein S. 92. Z. 11. ift ein Druckfehler, der Z. 18. und im Regifter in Tefein verbeffert wird) fcheinen *Niebuhr's* Dauk, vormals Dakuk, und Terdfjil zu feyn. Statt Kerp (S. 94. Z. 4.) hätte der Vf. Zarb fchreiben follen. Denn das ift der türkifche Name des grofsen Zab. Der Vf. fetzte über diefen Flufs eben fo auf Schläuchen, wie *Niebuhr* (f. Bd. II. S. 347.). Der eine Meile davon fliefsende Kafeur ift (*Nieb.*) Chafer. Die Oerter zwifchen Moful und Mardin und ihre Entfernungen von einander hat *Nieb.* a. O. S. 376. 377. genau angegeben. Der Weg beträgt 51 Stunden, nach unferm Vf. nur 48 Stunden. Der Unterfchied ift unbedeutend. Obgleich nun aus einigen Namen und Diftanzen gewifs ift, dafs die Reifenden die nämliche Strafse gegangen find, fo hat doch der Vf. die Namen fo entftellt, dafs, wenn man blofs auf die Benennung und nicht die andern Umftände fieht, man glauben follte, es wären ganz andere Ortfchaften. Bey *Nieb.* folgen fie in diefer Ordnung auf einander. Von Mofu1 nach Dübs 5¼ Stunden, Kaffi Kupri 4 St., Högkne 3 St., Auenad 4 St., Tel el Hamza 5½ St., Romäla 6 St., Ridfjel el abbas 6 St., Tel el effchair 4½ St., Niffabin 4½ St., Mardin 10¼ St. Bey dem Vf. Emadat 4 St., Okna 7 St., Kewleva 16 St., Ufeibein 10 St., Mardin 11 St. Dafs Okna einerley fey mit *Niebuhr's* Högkne, ift gewifs von der Aehnlichkeit des Namens und der beynahe gleichen Diftanz. Denn *Nieb.* rechnet 12¼ St. von Mof. nach Högk., der Vf. 11 St. In der Wüfte zwifchen Emadat und Okna bemerkte er die Ruinen von Karabafi, Dolaier und Keufer-Keutri. Sollte der letzte wohl Kaffi Kupri feyn, wovon nach *Nieb.* nichts als ein Theil einer Brücke übrig ift? Der Vf. fagt, die Brücke fey abgebrochen. Auf dem Wege von Kelewa nach Ufeibein hat er die Dörfer Dogul und Telicher angemerkt (S. 98.). Letzteres ift *Niebuhr's* Tel el effchair. Seltfam ift die Entftellung des Namens Niffabin in Ufeibein. Die Identität kann übrigens nicht zweifelhaft feyn. Zu den Gründen, welche die oben angeführte Route an die Hand giebt, fetze man noch den Umftand, dafs *Nieb.* und der Vf. dem Orte 150 Häufer geben. Wir überlaffen es andern, die übrigen Reiferouten des Vfs., z. B. die von Diarbeker nach Tokat, mit den Niebuhr'fchen Nachrichten (S. 421. 422.) zu prüfen, und heben nur einige Bemerkungen in Bezug auf die Geftaltung des Landes und den Charakter feiner Einwohner aus, welche die Wichtigkeit des Tagebuchs, fo klein es auch ift, zeigen. S. 9. Die Gefandtfchafts-Geiftlichen werden gerühmt wegen ihrer Sprachkenntniffe, und der Dienfte, die fie der Gefellfchaft leifteten. Der Vf. ift den Miffionarien fehr gewogen, und lobt fie auch (S. 109.). — S. 14. Die Einwohner der Dörfer um Tokat am Fluffe Kifil-mach (foll heifsen

fsen Kifil-Irmak; dieser Flufs fliefst aber nicht an Tokat vorbey, fondern ein anderer) werden als freygebige Menfchen gerühmt, die fich wundern, wenn man ihnen für die angebotenen Lebensmittel Geld geben will. Er giebt der Stadt 3300 Häufer. Der Vf. pflegt überhaupt fehr oft die Zahl der Häufer in den Städten genau zu beftimmen, ohne die Quellen, woraus er fie gefchöpft hat, anzugeben. Andere weniger eilfertige Reifende klagen, dafs es ihnen nicht hat gelingen wollen, über die Häufer- und Volkszahl zuverläffige Auskunft zu erhalten. Daher feine Zahlen oft von andern abweichen. Er giebt z. B. Mardin 12000 Häufer, *Nieb.* 3000. — S. 19. 27. 31. Die Kurden find in der Türkey Räuber, und flöfsten auch diefen Reifenden Schrecken ein. So bald fie über die Grenze kommen, find fie gehorfame Unterthanen. — S. 22. In Erzerum wütete die Peft. Es ftarb auch Hr. *Bernard*, Ingénieur-Geograph, jedoch nicht hier, am Peftfieber. Die Gefandten von Frankreich und Perfien wurden von Iffuf-Pafcha fehr feyerlich nach Erzerum eingeholt, dafelbft trefflich bewirthet, und mit Dfcherid-Werfen, worin der Pafcha felbft ein grofser Meifter war, angenehm unterhalten. Als Grofsvezier hatte er die türkifche Armee gegen den General Kleber in Aegypten commandirt, und war erft kurz zuvor von der Armee gegen die Ruffen zurückgekommen. Von dem Kaifer Napoleon fprach er mit Bewunderung. — S. 34. Als fie der Stadt Tauris nahe kamen, fandte ihnen der dafige Statthalter Abbas-Mirza, dritter Sohn und Thronerbe des Königs von Perfien, eine zahlreiche Bedeckung entgegen, und befchenkte den General mit einem Pferde. Proben von übertriebener Höflichkeit, womit die vornehmen Perfer ihre Gäfte empfangen. — S. 40. ift ein Ueberfetzungs- oder Druckfehler: *Da unfere Perfer nur von einem Sonnenuntergange zum andern effen.* Hier ift vielleicht nach *andern* das Wort *Tage* ausgelaffen. Denn im Monat Ramafan faftet man von Sonnenaufgang bis Untergang, und fpeifet von diefer Zeit bis der Tag wieder grauet, oder, wenn man ausnehmend religiös feyn will, bis Mitternacht. — S. 46—74. Aufenthalt in Teheran. Der Einzug in die königliche Refidenz war glänzend. Zwey Tage nachher hatte die Gefandtfchaft Audienz bey dem Könige Feth-Ali-Schah. Alles, nicht allein die königliche Kleidung, fondern auch die Gefäfse im Audienzfaale ftrotzten von Gold und Diamanten, und koftbaren Steinen. Nicht weniger prächtig war der Pavillon des Königs, in welchem fie ein ander Mal geführt wurden. Der Tag, um Staatsgefchäfte zu verhandeln, ward durch den königlichen Aftrologen beftimmt. Mit der Prunkliebe und dem Gefchmack an Verzierungen contraftirt die Barbarey, dafs vier Leichname, denen man die Köpfe abgehauen hatte, am Eingange des königlichen Pallaftes hingeftreckt lagen, und dafs jeder Vorübergehende diefen Köpfen einen Tritt mit dem Fufse giebt. Die graufame Art, wie der König die Empörung feines Bruders beftraft hat, gereicht dem perfönlichen Charakter des Königs zur Schande. Teheran hat im Winter über 50,000 Einwohner, im Jul. und Aug. zerftreuen fich die Bemittelten auf die Dörfer in der Nähe. Die von Frankreich in Perfien ehemals eingeführten Waaren werden (S. 54.) fpecificirt; fie brachten Frankreich jährlich einen Gewinn von 60 Millionen Livr. Unter andern Grofsen, die der Gefandte befuchte, war auch der Beglerbey von Ifpahan, welcher dem Gefandten einen Säbel und einen Dolch, und den übrigen Perfonen der Gefandtfchaft einen Säbel fchenkte. Der jetzige Monarch ift ein Neffe des Gouverneurs von Teheran, deffen Vater fich gegen Thamas Kuli Khan empörte, und ihm die Krone entrifs. Die auf ihn von dem Dichter-Fürft (Hofpoeten) verfertigte Ode ift im höchften orientalifchen Stile, und voll der fchwülftigften Schmeicheleyen und Lobeserhebungen. Hr. *de Sacy* hat fie mit einigen Anmerkungen erläutert. Die Unterthanen des Königs werden auf 20 Millionen, und feine Armee auf 60,000 Mann gefchätzt. — S. 76. In den perfifchen Dörfern auf der Reife nach Bagdad ward ihnen zuweilen die Aufnahme verweigert. — S. 77. Hamadan hat 12,000 Häufer, Mofcheen und Leinwandmanufacturen. Aber wie viel von jeder Art? — S. 80. Zu Kermanfchah regiert Ali Mirza, der ältefte Sohn des Königs. Man kannte hier weder die Hauptftadt, noch den Regenten Frankreichs. — S. 86. Zu Bagdad wurde viel von den Wahabiten gefprochen. Eine neulich zu Damask bekannt gemachte, hier ganz eingerückte Verordnung ift, wenn fie echt ift, ein Beweis der Arroganz und Intoleranz der Türken gegen die Chriften und Juden. In Bagdad ging der perfifche Officier zurück, welchen der König dem Vf. mitgegeben hatte, und der Vf. fchlofs einen Vertrag mit zwey Tataren, ihn poftmäfsig nach Conftantinopel zu bringen. — S. 95. Bey Moful ein Bericht eines Miffionars von Kurdiftan. — S. 114. Wenn man fich in Nicomedien einfchifft, kommt man nicht durch das weifse Meer, welches der Archipel ift, fondern durch den See Marmora in den Kanal von Conftantinopel.

III. *A. L. Caftellan's Briefe über Morea und die Infeln Cerigo, Hydra und Zante.* Aus dem Franzöfifchen. Mit dem Plane von Cerigo. VIII u. 228 S. (1 Rthlr.)

Der Inhalt der Briefe ift in der Recenfion der Ueberfetzung im 30ften Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reifebefchreibungen (Ergänz. Blätter der A. L. Z. 1812. Nr. 5. S. 36.) fchon angezeigt. Beide Ueberfetzungen geben das Original unverftümmelt und find gut gerathen. Die in dem Magazin von Hn. *Weyland* gefertigte bindet fich genauer an die Worte des Originals, als die vor uns liegende von Hn. *Ehrmann*, der zuweilen einige Worte, die ihm überflüffig zu feyn fchienen, unterdrückt hat. Hier find einige Beyfpiele. S. 4. *Ehrm.* wird nicht gefagt, warum Hr. *Grognart* den Auftrag, nach Conftantinopel

nopel zu gehen, abgelehnt hat. Er that es, wie aus *Weyl.* Uebers. erhellet, wegen seines Alters und seiner schwächlichen Gesundheit. — S. 16. E. *Malta ist mit Felsen umgeben, die eine durch den Kunstfleiß der Einwohner urbar gemachte Fläche einschließen.* W. *durch den Fleiß der Einwohner, indem sie auf Schiffen die Erde herbey holten.* Hin und wieder wären wir nicht abgeneigt, die Uebers. des Hn. *W.* vorzuziehn. — S. 19. E. *das Land berührten.* Sie kamen nicht ans Land, sondern es war das erste Mal, wie *W.* sagt, dass sie sich so dicht (nahe) bey einem Lande befanden. — S. 25. E. *zwey einander gleichlaufende Sarkophagen* giebt keinen guten leichten Sinn. W. *zwey parallel stehende Sarkoph.* können nicht missverstanden werden. — S. 27. E. *gleich weite Eintheilung der Sarkoph.* W. *parallele Stellung* — S. 31. E. *karge Gebirgspässe.* W. *enge Bergschluchten* — S. 44. E. *Dieses Denkmal scheint — durch Riesen aufgeführt worden seyn zu können* ist schleppend. W. *Es scheint in der That, als ob dieses Denkmal — nur von einem Geschlechte von Riesen hätte können erbauet werden.* — Ebend. E. *mehrere Steinarten, und selbst der Granit, pflegen, wenn sie zerfallen* u. s. w. W. *wenn sie aus einer beträchtlichen Höhe herabstürzen* — S. 45. E. *Man muß diese Baue nicht mit den weit schnelleren verwechseln.* W. *mit denen weit schneller von statten gehenden.* Auch der Rest dieser Periode ist bey *W.* deutlicher, als bey *E.*, der weniger Worte gebraucht hat, und dadurch dunkel geworden ist. Die Ehrmann'sche Uebers. hat einen Plan von einem Theil der Insel Cerigo, gezeichnet vom Hn. *Barbié du Bocage*, welcher in der andern Uebers. fehlt.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, in d. Walther. Hofbuchh.: *Archäologische Aehrenlese. Erste* Sammlung, von *C. A. Böttiger.* 1811. 6 S. Text und 8 Kupfertafeln. gr. Fol. (1 Rthlr.)

Durch einen Zufall wurden diese zu ganz andern Zwecken gestochene Kupfertafeln in die Hände des Vfs. gebracht, der ihre Bekanntmachung mit kurzen Erklärungen begleitete, um dadurch einige Bemerkungen zu versinnlichen, die er in seinen archäologischen Vorlesungen von der Malerey der Alten vorgetragen hatte. Von den Antiken, die hier abgebildet werden, befanden sich die auf den ersten sechs Tafeln vor dem in der Berlinischen Sammlung, und wurden schon von *Beger* in seinem Thesaurus, aber sehr mangelhaft, aufgeführt und erklärt. Die beiden letzten Tafeln enthalten Vasengemälde aus mehreren Sammlungen, welche neulich von *Millin* mitgetheilt wurden.

Auf der ersten dieser Tafeln stehen zwey kleine Osirisbilder von Steingut mit einem blauen Email überzogen. Sie finden sich häufig bey den Mumien, welche die Gestalt des Osiris nachahmten. Auf diesen Bildern sieht man die echte ägyptische Nationalphysionomie. — Die zweyte Tafel enthält drey Vorstellungen der Isis; und die erste ist unstreitig von einer ganzen Statüe abgebrochen. Die Attribute derselben werden hier erläutert. Die kleine Bronze in der Mitte diente wahrscheinlich zum Amulet. Grösser ist die dritte in römischer Kleidung; so dass diese Tafel die dreyfache Periode der ägyptischen Kunst darstellt. — Eine Mumienmaske steht auf der dritten Tafel, und scheint zur Tragung bey feyerlichen Umgängen bestimmt zu seyn; die vielfachen Verzierungen derselben werden sehr gut erklärt. — Die vierte Tafel giebt die Abbildung von einem kleinen bronzenen Opferteller, *patella*, mit verschiedenen Figuren geziert, die in den sogenannten hetrurischen Schalen stets fortgepflanzte ursprüngliche Manier der blossen Linearumrisse, und die bekannte Geschichte des Paris enthaltend. Sie bezieht sich vermuthlich auf die Schaubühne, und ist auch wegen ihrer Inschrift merkwürdig. — Diota auf der folgenden fünften Tafel ist gleichfalls eine Vase mit zwey Henkeln ohne Boden, roth gemalt und mit einem weiblichen Bildnisse auf jeder Seite. Es ist wohl gewiss kein Blumentopf, und der Kopf keine Flora, sondern ein altgriechisches Gefäss, vielleicht einer Braut mit ins Grab gegeben. — *Passeri* hat schon die auf der sechsten Tafel abgebildete Vase, deren Vorderseite hier nur vorgestellt ist. Sie bezieht sich ohne Zweifel auf ein Bacchanal, und ist auch durch den Deckel, dessen Rand gleichfalls ein Bacchanal umgiebt, deswegen merkwürdig, weil sich solch ein Deckel auf den Gefässen nur selten befindet. — Von der Glockenform dieser Vase geht das Gemälde auf der siebenten Tafel darin ab, dass es ohne Zweifel zu einer flachen Schale in gebrannter Erde gehört. Es stellt einen Herkules vor, welcher den Bacchus auf seinem Rücken trägt. Bey der nähern Erläuterung dieser Vorstellung wird eine andere noch reichere verglichen, wovon die Abbildung ebenfalls beym *Passeri* vorkömmt. — Zusammengesetzter ist das Gemälde auf der letzten Tafel, ein bacchisches Gastmahl, womit man die Feyer jeder Einweihung und jedes Bacchanals zu endigen pflegte. Die Erläuterungen werden davon umständlich gegeben, und sind bey dem Vf. selbst nachzulesen, der auch in dieser kleinen Sammlung von Antiken, deren Fortsetzung zu wünschen ist, von seiner gründlichen Kenntniss des Alterthums die rühmlichsten Beweise giebt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

RECHTSGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Lenormant, u. STRASSBURG, b. Levrault: *Elementa juris civilis Justinianei cum codice Napoleoneo et reliquis qui in imperio franco-gallico obtinent legum codicibus* juxta ordinem institutionum *collati* edidit *G. D. Arnold*, Jur. et literar. D. in acad. imp. Argentorat. Facult. jur. P. P. O. etc. 1812. XXIV u. 476 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

So schön und einladend zur Lectüre das Aeussere der Elemente des Hn. *Arnold* auch ist, so wenig hat uns ihr Inhalt befriedigen können. Eine Bereicherung der Wissenschaft durch neue Ansichten sucht man hier vergebens, die ganze Arbeit ist weiter nichts, als der alte Heineccius in einem neuen, mit Artikeln des *C. N.* verbrämten Gewande. Ganze Paragraphen sind *wörtlich*, oder doch mit wenigen Abänderungen, zuweilen nur mit Versetzung der Wörter, aus dessen Compendium der Institutionen entlehnt, und was dieser ehrwürdige Gewährsmann für den Text der Paragraphen geleistet hat, musste *Otto* zur Ausstattung der geschichtlichen Noten liefern. Die Sprache ist gewöhnliches Compendienlatein. Ausdrücke, wie *reiterabilis*, *transmissibilis*, *interpretamentum*, *regimenta reipublicae*, *privilegiarius* u. s. w., klingen dem Vf. nicht barbarisch. — Viele Lehren sind äusserst unvollständig und dürftig vorgetragen, viele hingegen gar nicht berührt. Der Vf. gesteht selbst in der *Praef.* S. XVII: „*negare non possumus, nos nonnulla capita vel leviter tetigisse, vel fere reliquisse intacta;*" es dürfte ihn aber wohl schwerlich entschuldigen, wenn er fortfährt: „*omnia enim nec exiguo noveram claudi posse volumine, nec compendii formae quadrare persuasum habebam.*" Warum sollte ein Compendium, wenn es auch um die Hälfte dünner ist, als das des Vfs., nicht auf die möglichste Vollständigkeit Anspruch machen können? — Bey manchen Lehren fällt jedoch Hr. *A.* in das andere Extrem, indem er sie mit ungebührlicher Weitschweifigkeit aus einander setzt, wie z. B. bey der in *dieser* Beziehung gar nicht in ein Institutionencompendium gehörende Lehre von Verbrechen und Strafen (§. 709 fg.), wobey, nach des Vfs. eigenem Geständniss, *Meister's* Criminalrecht fleissig gebraucht ist. — Im Einzelnen vermisst man die nöthige Genauigkeit, und an eine strenge systematische Ordnung ist fast gar nicht zu denken. — Mit einem Worte, Rec. hat dem ganzen Buche nicht das mindeste wissenschaftliche Interesse abgewinnen können, und hierdurch bestimmt wagt er sogar die Behauptung: dass der Anfang der weitläuftigen und in der That sehr viel versprechenden *Praefatio* noch eines nähern Beweises bedürfe, der wörtlich also lautet: „*Instaurato in Francogallia legum studio, eodem fere tempore quo nova et tamdiu efflagitata jura, non inter minima Caesaris nostri beneficia numeranda, accepimus* r o m a n i q u o q u e j u r i s d i s c i p l i n a a n t i q u u m r u r s u s v i n d i c a v i t s p l e n d o r e m." — Hr. *A.* glaubt in der Vorrede dem römischen Recht eine gewaltige Lobrede halten zu müssen; wir hätten aber gewünscht, dass diese mehr aus dem Werke selbst hervorgegangen, als durch blosse Worte ausgesprochen wäre. — Einen vorzüglichen Werth legt der Vf. ferner auf seine Vergleichung des römischen Rechts mit den Vorschriften des Napoleonischen. Es lässt sich im Allgemeinen schon Vieles dagegen erinnern, zwey so sehr heterogene Legislationen mit einander zu verbinden; der wesentliche Charakter der einen oder der andern scheint immer dabey zu verlieren. Für den ersten Anfänger möchten wir eine solche Nebeneinanderstellung geradezu für *höchst zweckwidrig* erklären. Eine echt wissenschaftliche Vergleichung nämlich kann sich nur auf ein tief durchdachtes Räsonnement gründen; wie aber sollte der Anfänger, welcher ohnehin so viele Schwierigkeiten überwinden muss, wohl im Stande seyn, dasselbe gehörig zu verstehen, geschweige denn zu würdigen. Des Vfs. Methode ist nun nicht einmal auf ein solches Räsonnement berechnet, sondern sie enthält grösstentheils nur eine dürre Hinweisung auf die einzelnen Artikel des Napoleonischen Gesetzbuches, die nach unserer Ueberzeugung ganz und gar nichts fruchten kann. Hier und da sind Stellen aus *Spangenberg's Institutiones jur. civ. Napoleonei* (Gött. 1808.) hinzugefügt, deren Werth Rec. zwar nicht herabsetzen will, wobey er aber nicht einsieht, wozu diese abgerissenen Fragmente dienen sollen, da man das ohnehin sehr compendiöse Buch dem Studierenden zur vergleichenden Lectüre selbst in die Hand geben kann. Aber auch die von dem Vf. beabsichtigte *äussere* Vergleichung, wenn wir sie so nennen dürfen, ist nichts weniger als vollständig durchgeführt; viele sehr wichtige Abweichungen sind gar nicht bemerkt, ja oft ganze Lehren mit keiner Sylbe berührt worden. Da wir also in dieser Zugabe einen ausgezeichneten Werth der

der vorliegenden Schrift keineswegs finden, und auch den eigentlichen und hauptfächlichsten Inhalt, welchen die Grundfätze des römifchen Rechts ausmachen, bey näherer Prüfung, nicht als einen Gewinn für die Wiffenfchaft betrachten können: fo dürfte unfer gleich anfangs ausgefprochenes Urtheil, dafs der Inhalt der *Arnoldifchen Elementa* uns in keiner Hinficht befriedigt habe, wohl als hinlänglich begründet erfcheinen. Um jedoch den Vorwurf, als wollte Rec. nur bittern Tadel üben und fich ein abfprechendes arrogantes Urtheil erlauben, zu vermeiden, will er eine ziemlich lange Reihe von einzelnen Bemerkungen dem Lefer mittheilen, die theils den Ausfpruch feiner unparteyifchen Kritik näher begründen, theils aber auch beweifen können, dafs er fich die Mühe nicht habe verdriefsen laffen, das ganze Buch von Anfang bis zum Ende aufmerkfam durchzulefen.

Die Gefchichte des vorjuftinianifchen Rechts ift (§. 1.) fo oberflächlich und in fo gewaltigen Sprüngen erzählt, dafs fie lieber ganz hätte wegbleiben können. Dagegen ift der *moles juris antiqui* der ganze folgende Paragraph gewidmet, hauptfächlich um den bekannten Livianifchen Ausdruck „*immenfus aliarum fuper alias acervatarum legum cumulus*" und den durch viele Kamele veranftalteten Witz des Eunapius anführen zu können. Juftinian's Heldenthaten dürfen natürlich nicht fehlen, obgleich Belifar und Narfes nicht genannt find. Rec. würde es fehr gebilligt haben, wenn der Vf. eine kurze biographifche Notiz Juftinian's, den Elementen vorausgefchickt hätte, feine rhapfodifchen Bemerkungen aber dienen zu gar nichts. Der Anfänger erfährt zwar, dafs Juftinian von feinem Oheim Juftin adoptirt und 527 zur Regierung gelangt fey, aber nicht einmal fein Geburts- und Todesjahr wird angeführt. Die ganze Charakteriftik befteht darin: Juftinian habe zwar Fehler gehabt, die jedoch *Procop* zu derb gerügt: denn er fey allerdings des Lefens und Schreibens kundig und in der Gefetzgebungskunde bewandert gewefen! Obgleich die Worte „*nec ab omni prudentia legislatoria qualem illa faecula ferebant, deftitutus*" eher auf eine gewiffe Mittelmäfsigkeit hindeuten, fo erhält feine Compilation dennoch die gröfsten Lobfprüche. — Die Beftandtheile des *Corpus juris* werden nach gewöhnlicher Manier durchgegangen, und Vieles ift nur fo hingeworfen. Um nur ein Beyfpiel anzuführen, als Kennzeichen der 50 Entfcheidungen wird blofs das in der Unterfchrift bemerkte Confulat von Lampadius und Oreftes und die beiden folgenden Jahre angegeben, alfo gerade das unbedeutendfte Merkmal, da nicht weniger als 183 Conftitutionen aus diefer Zeit herrühren. — In der Note zu §. 7. kömmt eine fterile Notiz von den *Secten* der Juriften vor, während von den klaffifchen Juriften felbft fehr wenig gefagt ift. „*Labeonis fequaces funt* etc., fo fteht gewifs nicht im Fr. 2. §. 47. D. I, 2. — S. 7. wird die *verfio vulg. Novell.* auf folgende Art befchrieben: „*Vulgata barbaro ftilo et obfcurioribus verbis confecta a nefcimus quo, quae in corpore juris habetur.*" Die Gloffatoren fcheint der Vf. wenig zu kennen, wir haben diefen Namen nicht einmal erwähnt gefunden. Auch der fo wichtige Unterfchied zwifchen gloffirten und ungloffirten Novellen ift mit keiner Zeile berührt, eben fo wenig die in Frankreich wie in Deutfchland angenommene Regel: *quem textum gloffa non agnofcit* etc. — Die Authentiken werden (§. 12.) nur als *fummaria novellarum* befchrieben, vielleicht glaubte Hr. *A.*, dafs die *auth. Fridericianae* in Frankreich keine Gültigkeit gehabt! — Die neuere Entdeckung der Authentiken in den Inftitutionen darf man hier natürlich gar nicht fuchen. — Den Befchlufs des Prooemiums macht, fonderbar genug, die Einführung und Verbreitung des Napoleonifchen Rechts: „*Noftra hac aetate, qua per unius ingenium Principis, pacis bellique artibus perinde praecellentis, quotquot fere occidentalem Europae plagam incolunt populi communione fanctionum civilium inter fe juncti funt, et in unum veluti corpus coaluerunt, viget ubique locorum melior validiorque vis legum* etc." Eine fehr fchöne Phrafe! — Der am Ende des Prooemiums abgebildete franzöfifche Adler giebt dem Ganzen noch einen befondern Schwung.

Wir wenden uns zu den Bemerkungen über den Inhalt der vier Bücher der Elemente felbft. An der Spitze des Titels: *de j. et j.*, ftehen, wie bey Heineccius, *fünf* Bedeutungen des Wortes *jus*. Hätte der Vf. den trefflichen Auffatz in *Thibaut's* Verfuchen Bd. I. S. 82 fg. nachgelefen, fo würde er nicht blofs bey einzelnen Merkmalen ftehen geblieben feyn, fondern das Gleichartige fo viel als möglich vereinigt haben. — Es mochte noch hingehen, dafs die Eintheilung der *juftitia in interna* und *externa* befonders angeführt wird, aber die Eintheilung von *Grotius* in *expletrix* und *attributrix*, die ohnehin, wie der Vf. (S. 16. N. 3.) felbft einfieht, mit der vorigen im Grunde einerley ift, eben fo die längft veraltete Ariftotelifche Eintheilung in *univerfalis* und *particularis*, und der letztern in *commutativa* und *diftributiva*, hätten wahrlich keine befondere Paragraphen verdient. — Der nähere Zweck der Jurisprudenz foll (nach §. 24.) in der Interpretation und Anwendung beftehen, durch die Interpretation aber die *imperfectiones legum* gehoben werden; wem fcheint es nicht inconfequent im Auffuchen des Unvollkommenen der Gefetze den Zweck der Rechtswiffenfchaft zu fuchen? — Rec. würde ferner auch die bey der Anwendung nicht felten vorkommende *aequitas* nicht als eine *legitimi f. ftricti juris correctio defumta ex praeceptis juris gentium* definirt haben. In den angeführten Beweisftellen findet fich wenigftens das Wort *correctio* nicht, welches fo leicht zu einer mifsverftandenen Willkür Veranlaffung geben kann. — Bey der Interpretation ift ganz die gewöhnliche Anficht befolgt. — Die Anwendung und Beurtheilung der Facten giebt dem Vf. Gelegenheit, von den Hinderniffen der freyen Einwilligung zu reden. Warum wird aber nicht von *vis* und *metus*, wie von *dolus*,

dolus, *ignorantia* und *error* besonders gehandelt? — Die im §. 30. N. 1. vorkommenden Grundsätze über die *juris ignorantia* sind nicht ganz richtig und bestimmt. Ueberhaupt hätte der Vf. bemerken sollen, dass auch, wenn von einem zu erlangenden Vortheil die Rede ist, der angedrohte Nachtheil der *juris ignorantia* nicht eintritt, wenn man seine Rechtsunkunde darthun und zugleich zeigen kann, dass man keine Gelegenheit gehabt, Rechtskundige zu Rathe zu ziehen. Vgl. Fr. 9. §. 3. D. XXII, 6. Erst hiervon abgesehen, kann gefragt werden: in welchen Fällen schadet *juris ignorantia*, wenn *de lucro captando*, oder wenn *de damno vitando* die Rede ist? Nach dem Compendium könnte man als Gegensatz schliessen, dass, wenn von Vermeidung eines Schadens, von einem positiven Verluste die Rede ist (*si agitur de damno vitando*), die Rechtsunwissenheit *überhaupt* nicht schaden könne, doch ist dieses ausser den Minderjährigen und Soldaten nur noch bey Landleuten und Unfähigen der Fall: Fr. 25. §. 1. D. XXII, 3. Fr. 7. §. 4. D. II, 1. u. s. w. (Ob Weiber in dieser Hinsicht allgemein ausgenommen sind, wird bekanntlich in Zweifel gezogen: Fr. 9. pr. D. XXII, 6. c. 13. C. I, 18.) — Der Vf. scheint dem in der Vorrede (S. XIV.) geäusserten löblichen Vorsatze: „*divisionum et distinctionum nimium subtilitatem atque copiam sedulo evitare*," nicht überall treu geblieben zu seyn. In dem zweyten Titel z. B. wird das Recht aus einem vierfachen Grunde eingetheilt: 1) *resp. originis jus est*, *vel naturale*, *vel positivum* (§. 33.); 2) *resp. fundamenti s. modi illud constituendi: vel scriptum*, *vel non scriptum* (§. 34.); 3) *resp. diversi objecti: vel publicum*, *vel privatum* (§. 35.); 4) *resp. vis obligatoriae: vel universale*, *vel commune*, *vel particulare*, *vel singulare* (§. 36.)! — Als *species juris scripti apud Rom.* werden angeführt: *Leges centuriatae*, *Plebisc. Scta*, *Principum placita*; als *species juris non scripti*: *Magistrat. edicta*, *responsa prudentum*, *disputatio fori*, *mores majorum*. Hätte der Vf. die schätzbaren Berichtigungen und Zusätze zu den Instit. des röm. R. (von *Hübner*) S. 22 fg. und *Thibaut's* Versuche Bd. II. S. 270. verglichen: so würde er gewiss seine ungründliche Ansicht geändert haben. Die *SCta* gehören nicht zum *jus scriptum*: denn zu welcher Zeit konnte der Senat für sich, unabhängig vom Monarchen, Gesetze geben? Justinian will im §. 3. J. I, 2. offenbar nur die Materialien, woraus das geschriebene Recht genommen ist, näher angeben. — In §. 48. N. 2. wird der Begriff der Rescripte dahin bestimmt, dass sie in *causa non controversa* erlassen würden. Wäre dieser Begriff richtig, so könnte ja von den gleich darauf folgenden *rescriptis justitiae* keine Rede seyn, und eben so wenig liessen sich die *epistolae* (§. 49. N. 1.) als *species* der Rescripte so definiren, dass sie *de re quapiam dubia* erlassen würden. Der eigentliche Unterschied zwischen Decreten und Rescripten, dass nämlich jene Entscheidungen des Regenten in einem in höchster Instanz an ihn gelangter Process, nach förmlicher Verhandlung desselben (im Gegensatz zu den vom Vf. mit Stillschweigen übergangenen *Interlocutiones*, wobey keine förmliche Rechtsverhandlung vorherging), diese aber überhaupt Antworten auf vorgelegte Anfragen sind, scheint vom Vf. nicht gehörig beachtet zu seyn. — Bey dem prätorischen Edict (§. 52 u. 53.) wird zwar in der Note „*G. Hugo Histor. jur. rom. germanice*, Berol. 1806." angeführt, dennoch aber die grundfalsche Ansicht von Neuem aufgetischt, nach welcher die Prätoren „*sibi sumserant facultatem jus mutandi propter utilitatem publicam — — nova vocabula inveniendo*, *novas actiones introducendo*, *exceptiones dando*, *ubi lex negabat actionem*, *restituendo j. j. minores*, *absentes*, *deceptos*; *fictiones introducendo*." dennoch wird das *edictum perpetuum* erst Hadrian zugeschrieben! — Unter *jus personarum* versteht der Vf., wie gewöhnlich, dasjenige *quo utuntur homines ex statu*, die treffliche Berichtigung von *Feuerbach* (Vers. Bd. I. N. 6.) ist ihm fremd geblieben. Das *qui uterque* (§. 64.) ist wohl ein Druckfehler. Der Satz: „*Hermaphroditos s. androgynos — — pro utriusque sexus personis Romani habebant*," ist offenbar falsch: denn Fr. 10. D. I, 5. bestimmt ja ausdrücklich, dass das vorherrschende Geschlecht gelten solle. Das Fr. 15. D. XXVIII, 1. ist ein nichts beweisendes Citat, oder will der Vf. etwa daraus herleiten, dass Hermaphroditen, als *de statu suo dubitantes*, nicht testiren könnten? — Die *plena pubertas foeminarum* soll nach §. 65. erst mit dem 15ten Jahr beginnen gegen den ausdrücklichen Inhalt des Fr. 14. §. 1. D. XXXIV, 1. — *Dementes* sollen (nach §. 66.) seyn „*qui mente non omnino carent*, *vel tamen tranquille agunt*." Bey den *ostentis* im weitern Sinne hätten die *ostenta* im engern Sinne oder *portenta* und die *monstra* oder *prodigia* unterschieden werden sollen. „*Prodigus qui administr. bon. interdicitur*." — §. 69: „*Servus — — rat. st. civilis est personam non habens*." — Der §. 71. handelt von dem alten *jus civitatis*, der Vf. vergisst aber, dem Anfänger anzudeuten, dass dieses unter Justinian eine Antiquität sey. — *deditiorum* §. 76. soll wohl *dedititiorum* heissen. — Den Grund, weshalb Justinian die *l. Fusia Caninia* abgeschafft wissen will, hält Rec. für höchst consequent, und keineswegs mit dem Vf. (§. 78.) für eine *causa parum idonea*. Warum sollte, was *inter vivos* erlaubt war, nicht auch *in testamentis* erlaubt seyn? — Bey den Sponsalien (§. 90.) ist nichts von den *arrhis* erwähnt. — §. 94. *potentia generandi!* — §. 97. „*quorum (adfinium) relatio ex necessitudine inter conjugem unum et ulterius familiae (familiam) provenit*." N. 2. „*ut non confundetur (confundatur) cum spirituali*." — Dass Weiber nicht adoptiren können, scheint aus dem Satze: *adoptio naturam imitatur*, nicht zu folgen, wie der Vf. mit Heineccius (§. 126.) behauptet, sondern es ist dieses lediglich als eine Vorschrift des positiven Rechts zu betrachten. — §. 128. *redadoptare* statt *readoptare*, oder besser im Fr. 37. §. 1. D. I, 7. *iterum adoptare.* — In der bekannten Definition der Tutel von Servius dürfte aus den Worten *jure civili data ac permissa* sich wohl schwerlich mit dem Vf. bewei-

weisen lassen, dass unter *data* die legitime, unter *permissa* die testamentarische und dative zu verstehen sey, weit eher noch mit *Cujaz*, *Doneau* und *Otto* unter *data* die dative, unter *permissa* die legitime und testamentarische. — §. 146. „*Consequitur inde — — in tutelam testamentariam dari posse soli liberi in potestate patris vel avi constituti!* — §. 148. *legitimam et testamentariam* Druckfehler st. *dativam*. „*Adeo ut vel quamdiu speratur legitima cessat!* — Im §. 155. müssen ohne Zweifel im letzten Satze die Worte *maximam et mediam* verwandelt werden in *maximam vel mediam*. Der Deportirte hört zwar auf, römischer Bürger zu seyn, in so fern er aber, gleich einem Fremden, immer noch eine freye Person bleibt, müssen auch die Worte „*cum Personae esse desinant*" nothwendig ausgestrichen werden. — Im §. 175. heisst es: „*cura regulariter non testamento defertur*" im §. 177. „*testamentariae locus non est.*" Eine gleich anfangs gültige Delation der Curatel durch Testament ist niemals möglich, und erfolgt die Bestätigung, so ist es nicht testamentarische, sondern *dative*, wozu das Testament Veranlassung gegeben hat. Das *regulariter* in der erstern Stelle dürfte also keinen Sinn haben. §. 19. N. 4. ist statt L. 14. C. L. 14. D. zu lesen.

Der Vf. theilt den Titel *de rerum divisione et adquirendo earum dominio* in *fünf* Kapitel, wovon das eine *de rerum divisione*, das andere *de possessione*, das dritte *de jure singulorum circa res*, das vierte *de adquirendo rerum dominio*, und das fünfte *de rei vindicatione* überschrieben ist. Ueber die fehlerhafte Ansicht, die Lehre von der *possessio* im *zweyten* Kapitel folgen zu lassen, werden wir uns unten erklären. — Die §. 202. gegebene Definition von *res*, nämlich: „*R. dicitur omne id, quod in bonis est aut esse potest,*" passt eben so wenig zu der Note 2), wo bemerkt wird: „*Quaecunque existant et hominibus utilitatem praestare possunt, dicuntur res, sive in patrimonio nostro sint, sive extra. Sic e. g. aqua, aër, mare sunt res, quamvis in nullius constitutae patrimonio,*" als zu der §. 203. vorkommenden Eintheilung: „*res sunt vel in alicujus bonis, vel non.*" — Während es im §. 1. J. I, 1. ganz schlicht und einfach heisst: *res divini juris in nullius bonis est*, stellt der Vf. die sonderbare Eintheilung auf: „*Quae in bonis sunt vel in Dei dominio vel in hominum patrimonio esse creduntur,*" bemerkt aber doch gleich darauf, dass die *res divini juris* „*certo modo ad res nullius referuntur.*" — Der Vf. hat offenbar die Frage: wie lassen sich die Sachen eintheilen? mit der ganz davon verschiedenen: welche können im Privateigenthume seyn, welche nicht? verwechselt. In der erstern Hinsicht kommt es begreiflich nur auf eine umfassende Eintheilung an; der Punkt hingegen, ob eine Sache *in bonis* sey oder nicht, kommt dabey gar nicht in Betracht, sondern gehört lediglich zu der letztern ganz davon verschiedenen Frage. Wollte der Vf., was allerdings zweckmässig geschehen kann, beide Fragen mit einander verbinden, so hätte er natürlich die Alles umfassende Eintheilung in *res divini* und *humani juris* zum Grunde legen, und erst, wenn dieses geschehen, bey den einzelnen dahin gehörigen Sachen untersuchen müssen, ob und in wie fern sie Gegenstand des Privateigenthums sind. *Res divini juris* sind nun aber keineswegs solche Sachen, die im *Eigenthum Gottes* sich befinden, eine widersinnige Idee! sondern solche, die eine Beziehung auf die Gottheit oder eine gewisse Heiligkeit haben. — Bey den *res sacrae* (§. 204.) hätte wohl der Unterschied von den *res ecclesiasticae* berührt zu werden verdient, eben so die eigene dabey Statt findende summarische Klage, das *interd. ne quid in loco sacro fiat*; wir finden dieses Interdict bloss beyläufig §. 775. N. 1. erwähnt, als Beyspiel eines prohibitorischen Interdicts. — Der Satz (§. 205.): „*Locus religiosus etiamsi exemtus sit commercio hominum, in bonis tamen privatorum esse censetur jus inferendi mortuum in sepulcrum* etc." hätte näher bestimmt werden sollen, da bekanntlich der Beerdigungsplatz zwar nicht abgesondert, wohl aber mit dem Grundstück, worauf er sich befindet, veräussert werden kann. Die Rechtsmittel, welche dazu dienen, Verletzungen oder Hindernisse beym *locus religiosus* abzuwenden: *a. sepulchri violati* (Dig. XLVII, 12. Cod. IX, 19.) *Interd. de mortuo inferendo* und *de exstr. sepulchro* (Dig. XI, 8. vgl. Fr. 2. §. 1. D. XLIII, 1.) finden wir weder hier noch sonst wo erwähnt. Die Bestimmung der religiösen Eigenschaft nach dem *Kopfe*, wenn die Glieder zerstreut sind, ist gleichfalls nicht angeführt. — Im §. 220. hätte der Unterschied zwischen *universitas juris et facti* bestimmter angegeben werden sollen. — Den Beschluss des Kapitels macht diessmal nicht der *C. N.*, sondern die alte, eigentlich gar nicht hierher gehörende Eintheilung in *res mancipi* oder *nec mancipi*, wobey wieder die gewöhnliche falsche Ansicht zum Grunde liegt, obgleich *Hugo* (*hist. jur.* und seine *Collectanea* civilistisches Magazin genannt) citirt wird.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Paris, b. Lenormant, u. Strassburg, b. Levrault: *Elementa juris civilis Justinianei cum codice Napoleoneo et reliquis qui in imperio franco-gallico obtinent legum codicibus* juxta ordinem institutionum *collati*, edidit *G. D. Arnold* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das *zweyte* Kapitel: *de possessione* ist in jeder Hinsicht verunglückt; der Vf. hat ganz den alten Schlendrian befolgt, ohne auf die gelungene Darstellung *Savigny's* nur die mindeste Rücksicht zu nehmen; dieser wird erst §. 776 bey den Interdicten angeführt, aber auch hier ohne nur die mindeste bessere Ansicht befolgt zu haben. Aus der ganzen Stellung der Lehre, unmittelbar folgend auf die Eintheilungen der Sachen, sieht man schon, dass Hr. *A.* den richtigen Gesichtspunkt verfehlt, und sich überhaupt darüber keine Rechenschaft gegeben hat. Die Lehre soll nach §. 201. desshalb im *zweyten* Kapitel vorausgeschickt, und dem *dritten* Kap. *de jure singulorum circa res* zur Seite gestellt werden: „*quia quidquid commodi quod ex re aliqua habetur, vel ex possessione quae facti est, vel ex jure circa rem constituto descendit.*" *Possessio* ist ihm gleichbedeutend mit „*detentio s. custodia rei cum animo eam detinendi.*" — (vgl. §. 222.) Aus *fr. 1. pr. D. XLI. 2.* ist diese Definition gewiss nicht entlehnt. Zum Wesen des Besitzes soll *factum corporis* und *animus detinendi* gehören, in der erstern Beziehung „*possessio meri facti est*" in der letztern aber: „*ex jure aliqui effectus possessioni accedunt.*" Hierin liegt theils ein Widerspruch mit den vorhin ausgehobenen Worten des §. 201. wo allgemein behauptet wird, dass der Besitz eine *res facti* sey, theils aber auch eine Unrichtigkeit, indem zwar aller *Erwerb* des Besitzes auf einem körperlichen Handeln (*factum*) von einem bestimmten Willen begleitet, beruht, keineswegs aber geradezu gesagt werden kann, es gehöre *factum* und *animus* zum *Wesen* des Besitzes, denn dieses besteht doch wohl einzig und allein nur in den davon abhängenden rechtlichen Wirkungen. Statt die wahre juristische Beziehung des ursprünglich bloss natürlichen Verhältnisses der Detention als Recht zu besitzen (*jus possidendi*) und Recht des Besitzes (*jus possessionis*) näher zu bestimmen, was doch immer die Hauptsache war, wird (unter IV.) bloss die dürre Bemerkung hinzugefügt: dass der Besitz (d. h. die im Anfange definirte Detention) wohl von dem Recht welches der Besitzer an der besessenen Sache habe und von dem *jus habendi alicujus rei possessionem* zu unterscheiden sey. — In so fern das Recht zu besitzen dem Eigenthümer zusteht, und dem der vom Eigenthümer dieses Recht erhalten hat, steht dasselbe allerdings mit der Lehre vom Eigenthum, dessen Ausfluss es ist, in Verbindung, es ist mit andern Worten eine rechtliche Wirkung des gehörig constituirten Eigenthums; aber wem in aller Welt wird es wohl einfallen von dieser einzelnen Wirkung eher, als von den Wirkungen im Allgemeinen, und eher von den Wirkungen überhaupt, die der Vf. ganz vergessen hat, als von den Erwerbarten zu reden! Da jedoch der Besitz nicht bloss ein mittelbar juristisches Verhältniss ausmacht, indem man ihn auf das Eigenthum bezieht und als Folge desselben betrachtet (*jus possidendi*), sondern vielmehr auch als ein unmittelbares und selbstständiges juristisches Verhältniss erscheint, d. i. als Bedingung von Rechten namentlich der Usucapion und der Interdicte (*Jus possessionis*), so folgt, dass der Vf. eine in jeder Hinsicht fehlerhafte Methode zum Grunde legte, wenn er den Besitz, nach dem oben extrahirten §. 201. bloss als ein *commodum domini* betrachten zu müssen glaubte. — Die Begriffe von *p. civilis* und *naturalis* sind §. 223 sehr unbefriedigend bestimmt worden: „*Civilis est qua quis rem ut suam, i. e. animo dominii justo possidet; reliqua omnis naturalis.*" In der Note heisst es: „*qui ea (civili) gaudent in sensu strictissimo possessores vocantur.*" Schade dass es nicht noch einen höhern Superlativ giebt! Da die wahren Begriffe von *possessio civilis* (*s. ad usucap.*) und *possessio* (*s. ad interdicta*) selbst fehlen, so ist auch von dem dadurch begründeten doppelten Gegensatz der *possessio naturalis* begreiflich keine Rede. — Die Lehre vom Erwerb und Verlust des Besitzes ist höchst unvollkommen und unwissenschaftlich (§. 226 und 227.) dargestellt. Der Grund liegt wohl darin, dass der Vf. ausser *Heineccius* nicht viel über den Besitz gelesen zu haben scheint. *Savigny* wird, wie schon oben bemerkt ist, nicht angeführt, und obgleich sonst ein ziemliches Prunken mit literarischen Notizen vorherrscht, auch nicht die bekannten *Observationes* von *A. J. Cuper* weder in der alten Ausgabe *L. B.* 1789, noch in der neuen von *Thibaut* besorgten, Jena 1804. — Nach dem Inhalte des dritten: *de jure singulorum circa res* überschriebnen Kapitels soll *jus rerum* dasjenige seyn *quod rem qualemcunque, pro objecto habet*, und der Vf. glaubt, dass die bey den Juristen herkömmliche Haupteintheilung desselben die sey, in *jus dominii* und *obligationis*; das *jus dominii* überhaupt genommen, das die bekannten vier Species unter sich begreifen soll: *est jus rei propriae (?) s. facultas homini in rem competens sine respectu*

spectu ad certam personam, das *jus obligationis* hingegen: *quod rei nomine competit personae in personam*. Den unpassenden Ausdruck *jus dominii generaliter acceptum* für *jus in rem* hat der Vf. von *Galvanus* entlehnt, übrigens aber ist es wieder eine ganz unrichtige Theorie, von der Rec. sehr bezweifeln möchte, dafs es „*summa apud Jureconsultus recepta divisio*" sey. — Mit der Note (S. 127.), kann Rec. gar keinen bestimmten Sinn verbinden: „*Possessio, quia jus duntaxat producit momentaneum id est, quia ex illa sola nullum nobis nascitur jus, nisi quamdiu possidemus, speciebus juris in re (quod minime est momentaneum, cum amissa possessione duret) accenseri nequit.*" An die blofs factische Detention konnte der Vf. hier nicht denken, da diese überhaupt kein Rechtsverhältnifs ist, das *jus possidendi* aber ist schon im *dominium* als Wirkung desselben begriffen, was bleibt also übrig als *Possessio civilis (ad usuc.)* und *possessio* schlechthin *(ad interd.)* die der Vf. gar nicht einmal kennt, und wobey wahrlich auch die Frage vernünftiger Weise nicht aufgeworfen werden kann, ob sie eine besondere *species in juris in re* ausmachen, oder nicht. Wahrscheinlich rührt die Stelle aus den dabey citirten Prälectionen von *Huber* her, denn aus den dabey angeführten Gesetzen kann sie unmöglich entlehnt seyn. — Das Eigenthun definirt der Vf. §. 232. als ein *jus quo res alicui propria est sive jus de rei corporalis propriae substantia disponendi.* Auch dieser Begriff verdient unsern Tadel, denn zu sagen: Eigenthum ist das Recht wodurch eine Sache jemanden eigen gehört, wird keinem, der an logisches Denken gewöhnt ist, einfallen, und wenn der Vf. den Begriff so aufstellt: es ist das Recht über die Substanz einer eigenthümlichen Sache zu disponiren, so setzt er wieder theils die Idee des Eigenthumes schon voraus, theils aber nimmt er etwas in den Begriff auf, was (nach Nr. II.) nicht zum Wesen des Eigenthumes gehören soll, er ist also inconsequent. — In §. 233. kommt die Eintheilung in *dom. plenum* und *minus plenum* vor. Bekanntlich ist die von den Glossatoren aufgebrachte in *dom. directum* und *utile* ganz davon verschieden, dennoch aber betrachtet sie der Vf. als eine Unterabtheilung des *dom. minus plenum!* — Bey der Adjunction §. 259. kommt es in Betreff der Entschädigung dessen, der dadurch sein Eigenthum verloren hat, nicht sowohl darauf an, ob Jemand eine fremde Sache mit der seinigen, oder umgekehrt verbunden habe, sondern vielmehr darauf, ob der Eigenthümer der Haupt- oder der Nebensache die Vereinigung vorgenommen habe und in beiden Fälle, *ob bona* oder *mala fides* vorhanden ist. Wenn nämlich der Herr der Principalsache die Vereinigung vorgenommen hat, so kann, wenn er in bösem Glauben war, der volle Werth, sonst nur so viel, als er bereichert ist, von ihm gefordert werde. Rührt dagegen die Vereinigung vom Herrn der accessorischen Sache her, so kann er, wenn er in bösem Glauben war und die Sache nicht als nothwendiger Aufwand anzusehen ist, nichts verlangen; wenn er hingegen in gutem Glauben war, so hat er nur das Retentionsrecht, aber nach Verlust des Besitzes keine Klage, wiewohl die Praxis sie ihm gestattet. Vergl. *Thibaut* System der Pand. §. 596. Der Vf. hat offenbar den richtigen Gesichtspunkt ganz verfehlt. — §. 279. N. 3. *Moeniana* l. *maeniana*. — Bey der *servitus luminum* (§. 281.) findet sich ganz die gewöhnliche Ansicht. — Die Lehre von der Usucapion ist sehr unbefriedigend abgehandelt. Usucapion wird, wie gewöhnlich, mit Präscription für einerley genommen und die den Gesetzen völlig fremde Eintheilung in *pr. acquisitiva* und *extinctiva* von neuem aufgestellt. — Im §. 333. wird die *don. sub modo* nicht gehörig von der *sub conditione* geschieden. — §. 341. ist der Satz *post biennium* etc. falsch, die L. 3. §. 1. C. VIII. 34. bezieht sich offenbar nur auf die, welche ein *Eigenthumsrecht* am Pfande erwerben wollen. — §. 3;6. sollte hinter *patrimonio paterno* noch stehen *vel nomine patris*. — §. 348. Z. 4. statt *aliarumve* l. *aliorumve*. — §. 358. N. III. heifst es: „*Praetor — sustinere coepit testamenta sola septem testium praesentia et subsignatione munita.*" Die Gegenwart der Zeugen verlangte der *Prätor* keineswegs; vergl. §. 2. 3 f. II, 10. — §. 358. N. 3. a. E. statt *J. h. t.* zu lesen: §. 1. J. h. t. — Läfst sich wohl mit §. 359. geradezu behaupten: *testamenta publica nullis solemnitatibus egent?* Es hätte nothwendig über ihre Erfordernisse mehr gesagt werden müssen. — §. 375. *Unitas actus* ist von *simultanea praesentia* ein ganz verschiedner Begriff. — §. 374. N. 2. ist das erste Allegat falsch, auch mufs statt Nov. 1-0. gelesen werden N. 107. — §. 390. wird angenommen die in der Nov. 115. aufgezählten Enterbungsursachen liefsen noch andere zu *illis similes, vel atrociores!* — §. 401. mufs unter Nr. III. statt *illi, hi* und statt *hi, illi* stehen. — §. 422. Z. 6. statt *interna, externa* und Z. 7. statt *externi, interni.* §. 432. Z. 5. mufs es heifsen: *sub nomine querelae inoff.* und §. 434. unter I. *condictione ex l.* — Die zweyte Hälfte des §. 435. steht mit §. 389. unter I. in offenbarem Widerspruch. Dasselbe ist der Fall mit §. 436. a. E. und §. 385. unter II. In beiden Fällen ist das ältere Recht mit dem neuern confundirt worden. — §. 441. N. 2. *certionum* lt. *cretionum*. — §. 444. N. 2. a. E. mufs statt L. 138. §. 1. gelesen werden *Fr.* 138. *pr.* und §. 447. N. 3. ist c. 251. zu verwandeln in c. 2. §. 1. — §. 482. N. 3. ist L. 4. falsch. — §. 493. hätte noch erwähnt werden können, dafs auch Weiber bey Codicillen Zeugen seyn dürfen, eben so §. 506. dafs die *b. p. c. t.* auch den *suis* so wie dem Vater und den Patron gegeben wurde. Es steht blofs da: „*dabatur praecipue liberis emancipatis.*" Die Verbindung des prätorischen Rechts mit dem Civilrecht ist überhaupt gar nicht angedeutet worden. — Dem §. 513. zufolge sollen nur die Descendenten, Ascendenten und Collateralen zur *successio ordinaria* gerufen werden, alle übrigen hingegen zur *extraordinaria*, also auch der überlebende Ehegatte und der Fiscus? — §. 521. unter I. ist die Frage: wie succediren die Ascendenten? nur in Beziehung auf den Fall beantwortet, wenn sie nicht mit Geschwistern und deren Descendenten concurriren. Nach II. sollen die Geschwisterkinder

jederzeit nur *in stirpes* succediren. Anders bey Halbgeschwisterkindern vergl. §. 522. wo jedoch Z. 5. statt *liberis* wahrscheinlich *illis* zu lesen ist. Die ganze Intestatsuccession ist, wie so viele andere Lehren sehr kurz und unvollständig dargestellt worden. Es ist z. B. der mehrfachen Verwandtschaft, die zu einer mehrfachen Erbportion berechtigt, gar nicht erwähnt. Nur §. 523. ist gesagt, dass in der vierten Klasse auf die *duplicitas vinculi* keine Rücksicht genommen werde *cum ea ultra fratrum liberos non extendatur.* Der Vf. hätte hinzusetzen sollen: *ultra fratrum consanguin. vel uterinorum,* da in der zweyten Klasse von mehrfacher Verwandschaft gar die Rede nicht seyn kann. — Das Repräsentationsrecht ist §. 515. blofs definirt und die Verschiedenheit des Vermögens wird gar nicht berührt. — §. 529. heisst es von der armen Ehefrau: „*succedit in portionem virilem si tres vel plures sint heredes, in quartam sin plures.*" — §. 529. und 530. werden blofs die arme Ehefrau und der Fiscus als *successores extraordinarii* angenommen. Der Fiscus gehört gar nicht hierher, sondern in die Reihe der ordentlichen Successoren; die ordentliche Succession zerfällt aber bekanntlich in die der Verwandten und Nichtverwandten, und zu den letztern gehört der überlebende Ehegatte und der Fiscus. Das Erbrecht der natürlichen Kinder, welches man bey der *succ. extraordinaria* vor allen Dingen hätte erwarten sollen, ist §. 518. bey der Succ. der Descendenten berührt worden. Die Succ. des Vaters in das Vermögen seiner natürlichen Kinder vgl. N. 89. c. 2. §. 6. ist gar nicht bemerkt worden. — Der Verpfleger eines Wahnsinnigen wird §. 530. blofs beyläufig erwähnt. Der *socius liberalitatis imperialis* gehört gar nicht hierher, da bey ihm von einer Universalsuccession keine Rede seyn kann. Ueberhaupt hätte der Vf. bey den Ausnahmen, wo der Fiscus nicht succedirt zum Besten gewisser Corporationen, wozu der Erblasser gehörte, dem Anfänger sagen sollen, dafs davon heut zu Tage gar kein Gebrauch mehr zu machen sey. — §. 556. Nr. 2. wird von dem antichretischen Vertrage bemerkt: „*tacite adjectum censetur, si creditori usuras sibi stipulato res frugifera obligata atque tradita sit.*" Der Satz ist wiederum falsch, denn bekanntlich wird der antichretische Vertrag nur dann stillschweigend angenommen, wenn *keine* Zinsen stipulirt sind, vergl. *Fr.* 8. *D.* XX. 2.: „*Cum debitor gratuita pecunia utatur potest creditor de fructibus rei sibi pigneratae ad modum legitimum usuras retinere.*" — Den §. 558. Nr. 4. aufgestellten Satz: „*si ad tempus res oppignorata est, jus pignoris intuitu tertii, non vero ratione debitoris exspirat; huic enim sua mora non potest prodesse*" kann der Vf. unmöglich für richtig halten. Wie, wenn jene Zeit früher festgesetzt ist, als die der Zahlung? das vom Vf. citirte *Fr.* 6. *pr. D.* XX. 6. ist offenbar dagegen, und das andere Allegat ist falsch. — §. 560. ist die *Pr. J.* III. 14. gegebene Definition von *obligatio* als allgemeiner Begriff aufgestellt worden, da sie doch nur auf die *obl. civilis* pafst. — §. 567. wird blofs *error* und *dolus* als *vitium consensus* erwähnt, *vis* und *metus* sind wieder ausgelassen. — §. 569. sollte unter 4. hinzugefügt seyn: *cum patre contrahentes.* — Der §. 570. unter II. a. E. vorkommende Satz: „*quam obligationem debitor, offerendo id quod interest, citra consensum creditoris evitare nequit,* ist ohne Zweifel zu allgemein abgefafst und widerspricht §. 571. a. E. — §. 571. hätte auf den wichtigen Unterschied zwischen absolut- und relativ-ungewisser Zeit aufmerksam gemacht werden sollen, denn bey den Obligationen wird nur jene *als Bedingung* angesehn, während dasjenige was vor Existenz der relativ-ungewissen Zeit bezahlt ist, nicht mit der *cond. indebiti* zurück gefordert werden kann. *Fr.* 16 — 18. *D.* XII. 6. Anders bey Legaten: *Fr.* 22. *D.* XXXVI. 2. *Fr.* 75. *D.* XXXV. 1. — In der Note 3. S. 312. sind die Begriffe von *conventio de spe* und *de re sperata* nicht bestimmt angegeben. Der Vf. sagt: *conventio de spe* sey vorhanden, wenn der eine Contrahent unter einer zufälligen Bedingung etwas verspreche, der andere aber unbedingt eine Gegenleistung dafür; *conv. de re sperata* hingegen wenn der Eine unter einer zufälligen Bedingung sich wieder verpflichte, der andere aber die Gegenleistung nicht unbedingt, sondern nur auf den Fall, dafs jene zufällige Bedingung erfüllt werde, leisten wolle. Diese Grundsätze sind zwar richtig, aber die eigentlichen Begriffe damit noch nicht angegeben. *Res sperata* nämlich ist eine solche Sache deren Existenz durch ein Naturgesetz gewöhnlich begründet ist, also nicht blofs vom Zufall abhängt, *spes* hingegen etwas lediglich vom Zufall Abhängendes. — Im §. 574 fg. findet sich die ganz gewöhnliche Theorie von der Culpa, wobey wieder von der neuern Literatur auch nicht die geringste Notiz genommen ist. — §. 579. unter III. statt *Consensus a lege — — fictus* lies *consensu — ficto.* — Nach §. 588. unter III. soll aus dem von einem Nichteigenthümer gegebenen Darlehn *nicht eher eine Verbindlichkeit* entstehen, als bis der Accipient die Sache in gutem Glauben *consumirt* hat. Dieser Satz steht mit dem gleich darauf folgenden in offenbarem Widerspruch: „*Hoc casu enim extantes res a domino vindicari et m. f. consumti actione ad exhib. peti possunt.*" Zwischen den Contrahenten selbst entsteht hier gar keine Verbindlichkeit, der Eigenthümer hat blofs das aus seinem Eigenthume, nicht aus einer contrahirten Verbindlichkeit, entspringende Recht, entweder Rückgabe seiner Sache, oder Leistung des Interesses, wenn sie vom Empfänger in bösem Glauben consumirt ist, zu verlangen. — §. 590. unter I. ist es wenigstens ein Pleonasm, wenn gesagt wird: *tantundem in eadem qualitate et quantitate.* — §. 597. Z. 2. mufs entweder für *depositarii deponentis* gelesen oder doch *et deponentis* eingeschaltet werden. — §. 606. *Stipulatio erat contr. verbalis, qua* etc. — §. 626. unter I. sind die *surdi et muti* unter II, die *clerici* vergessen u. s. w. — §. 627. III. *expiriri.* — §. 628. Nr. 3. *introducti* statt *introducta.* — §. 630. *in solidum cogere solvitur* statt *solidum solvere cogitur.* — Bey §. 631. hätte sehr füglich das Recht des Bürgen auch vor erfolgter Zahlung gegen den Hauptschuldner zu klagen erwähnt wer-

werden können. — Im §. 633 fg. paradirt die gewöhnliche Ansicht vom *contr. literalis.* *Hugo's* sogenannte *Collectanea* hätte der Vf. hier abermals eine Berichtigung verdanken können. — §. 638. a. E. *soluto nutu* statt *solo nutu.* — §. 641. folgt II. schon aus I., am wenigstens aber gehört der freye Mensch zu III. denn er ist ja keine *res.* — §. 644. ist IV. sehr überflüssig, es liegt darin keineswegs eine Ausnahme von der Regel, der Kauf war hier noch gar nicht perfect. — Die Evictionsleistung wird §. 646. Nr. 2. gelegentlich in anderthalb Zeilen angeführt, ohne dass ihrer sonst wo Erwähnung geschieht. Noch merkwürdiger ist es, dass der Vf. die *Aufhebung* des Kaufvertrages ganz mit Stillschweigen übergeht. Die berühmte L. 2. C. IV. 44. *(de resc. vendit.)* wird beyläufig §. 642. in der Note beym *justum pretium* genannt. Die *a. redhibitoria* und *quanti minoris* werden §. 746. Nr. 4. kürzlich angeführt, dagegen vom Verkauf der Erbschaften und Klagen, so wie von der Cession und hundert andern Dingen nirgends eine Sylbe! — Was der Vf. zur Erklärung der bekannten Worte des *Fr.* 13. §. 11. *D.* XIX. 2. „*Prout quisque habitaverit*" beybringt, dürfte wohl selbst näher zu erklären seyn: „*Verba — — diversimode (!) interpretata tempus designare videntur pro quo, exacta prima conductione, locator ad solvendam pro rata mercedem teneri potest.*" — Die *Locatio cond. operis* ist §. 651. zwar ihrem Begriffe nach angegeben, die dabey eintretenden Grundsätze sind aber unerörtert gelassen, insonderheit findet sich nichts zur Beantwortung der Frage: wer die Gefahr des Werkes tragen müsse? — Der Inhalt der *lex Rhodia de jactu*, der mit der Lehre vom Miethvertrage zweckmäsig hätte in Verbindung gesetzt werden können (vergl. *Thibaut* §. 982 fg.), findet eben so wenig eine Erörterung. — Sehr bequem hätte mit der *Emphyteusis* auch die *Superficies* abgehandelt werden können, der letztern ist aber bloss die dürftige Note 4. §. 662. gewidmet: „*Differt itaque emphyteusis a jure superficiei, eum dominus per modum locationis perpetuae, promisso annuo salario, alicui jus cedit exstructiones in superficie faciendi.*" — Warum ist §. 667. Nr. 2. nicht der bey der *societas omnium bonorum* vorkommende wichtige Unterschied zwischen dem gegenwärtigen und künftigen Vermögen bemerkt worden? — Das Constitut kommt im ganzen Buche so wenig vor als die Lehre vom Spiel und der Wette. Das Precar Tausch, Trödelvertrag u. s. w. werden gleichfalls mit Stillschweigen übergangen. Die *repetitio ob causam datorum* u. s. w. wird §. 691. in einer kurzen Note berührt. — Bey den Aufhebungsarten der Verbindlichkeiten ist der *concursus causarum lucrativarum* ausgelassen. — §. 706. wird die Delegation lediglich auf Veränderung des Debitors beschränkt. — Wir haben schon oben bemerkt, dass die Lehre von dem Begriffe, den Erfordernissen und den Eintheilungen der Verbrechen und Strafen, so wie von deren Zwecke, für ein Lehrbuch der Institutionen viel zu ausführlich dargestellt, *Meisters* Criminalrecht dabey zu stark benutzt worden ist; desto kürzer werden nun aber die eigentlich hierher gehörenden einzelnen Privatdelicte vom Vf. durchgegangen. — Warum ist bey §. 723. nichts von der Strafe des *furtum usus* und *possessionis* beygebracht? — Den *unicum casum, quo qui possidet nihilominus actoris partes sustinet* glaubt der Vf. in der *actio Publiciana* zu finden! vergl. §. 745. N. 1. — Die §. 749. N. 2 bemerkte Ausnahme ist keineswegs die einzige von der Regel, dass die *actiones ex vero vel quasicontractu* nur *rei persecutoriae* sind. — In den zwey sehr kurzen §§. 755. und 756. werden die *act. exercitoria* und *institoria* höchst unvollständig aus einander gesetzt, eben so §. 757. das *Sct. Macedonianum*, es findet sich kein Wort über die dabey statt findenden Ausnahmen. (Das *Sct. Velleianum* ist mit der einzigen Bemerkung §. 64. abgethan: „*Attamen foeminis, ob sexus fragilitatem, privilegia quaedam concessa sunt, tum periculi rei familiaris avertendi tum poenarum causa*" wobey in der Note *Titul D. et C. ad SCt. Velllei.* citirt wird! —) §. 765. ist unter IV. statt *non ipsi* zu lesen *non ipse.* — §. 777. I. ertheilt das *Interdictum quod legatorum* nur dem *prätorischen Erben.* Uebrigens müsste wohl stehen *heredi praetorio*, nicht *heredi, praetorio.* (Die Interpunction ist fast überall schlecht bestellt, oft findet sich fast hinter jedem Worte ein Comma, z. B. §. 4.: *Hic, ab avunculo, Justino Illyrico, Imperatore, adoptatus, Justiniani nomen, ipsumque per Orientem imperium accepit* etc.) — §. 779. Nr. 3. ist hinter §. 1. in *f.* ausgelassen *J. h. t.* — Die Darstellung der Interdicte §§. 775 — 778. trägt das Gepräge der höchsten Unvollkommenheit an sich. Obgleich *Savigny* erst hier und nicht bey der eigentlichen Lehre vom Besitze genannt ist, so hat der Vf. sich doch keine einzige Idee von ihm zuzueignen gewusst, was man doch hätte erwarten sollen, da er „*Interdictorum doctrinam scitissime et acutissime exposuit.*" Die *interd. adipiscendae possessionis* werden z. B. nach wie vor zu den possessorischen gerechnet u. s. w. — §. 782. „*Quae in judiciis generaliter occurrunt essentiales actus.*" — §. 788. N. 1. *questionem* statt *quaestionem* u. s. w. — Bey so vielen Irrthümern und Druckfehlern möchte man fast in Versuchung gerathen, das ganze Buch für einen fehlerhaft gedruckten Irrthum zu halten.

MONATSREGISTER

vom

SEPTEMBER 1813.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Ehr-

Robin-

S.

T.

W.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 79.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Univerſitäten, Akad. u. andre gel. Anſtalten.

III.

Verzeichniſs der literariſchen Anzeigen.

Vermiſchte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Mainz, b. Kupferberg: *Joseph* und *Karl Wenzel* u. s. w. *über die schwammigen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut.* 1811. XX u. 138 S. Fol. Mit 6 Kpfrt.

Die Natur des Hirnhautschwammes ist, theils der Seltenheit der Krankheit, theils der häufig unvollkommnen Beschreibung der Art der Degeneration wegen, noch so wenig bekannt, dass gegenwärtiges Werk von den Händen zwey vorzüglicher Anatomen einem jeden Arzte äusserst willkommen seyn muss, da es nicht allein eine Zusammenstellung der wichtigsten bekannten Fälle, welche anatomisch untersucht wurden, sondern zugleich die genaue anatomische Untersuchung, Beschreibung und Abbildung eines eignen sehr merkwürdigen, welcher den Herren *Wenzel* vorkam, enthält. Es zerfällt in 34 Abschnitte, deren Inhalt Rec. kurz angiebt.

I. *Beobachtung.* In der Leiche eines neun und siebzigjährigen Mannes fanden sich auf der äussern Fläche des obern Umfangs der harten Hirnhaut fünf rundliche Auswüchse von verschiedner Grösse, halbweicher, etwas schmieriger Substanz, dunkelgrüner Farbe. Alle waren aus einzelnen unregelmäsigen Läppchen zusammengesetzt, von einer eignen dünnen Membran bekleidet, hingen nur sehr locker mit der Hirnhaut und der Beinhaut der Schädelknochen zusammen. Auch waren diese durchaus normal. Alle waren durch die Schädelknochen gedrungen, die daher ihnen entsprechende Oeffnungen mit glatten, ungleichen Rändern zeigten. Unter den übrigen Organen wichen nur die Lunge und die Leber bedeutend vom Normal ab. Die Lunge enthielt viele Knötchen von verschiedner Consistenz und Grösse, die Leber war durchaus desorganisirt, hart, ungleich, höckerig, und theils mit einer unzähligen Menge Knötchen, welche eine dunkelgelbe, braune, schmierige, und eine dunkelgrüne, festere Materie enthielten, theils mit kleinern und grösern Höhlen durchsäet, in welchen sich eine Substanz fand, die mit der, welche die Auswüchse an der harten Hirnhaut bildete, vollkommen übereinkam. Die Gallenblase strotzte von schwarzer, dicker Galle, und ihr Ausführungsgang schien verwachsen. Die Hautfarbe war äusserst gelb. Aus der Krankheitsgeschichte ergab sich, dass die Auswüchse sich ungefähr seit einem Jahre gezeigt, allein nie Schmerzen verursacht hatten.

II. *Anatomische Untersuchungen andrer Beobachter.* Es werden hier die vorzüglichsten Beobachtungen andrer Aerzte, 22 an der Zahl, zusammengestellt, welche eine mehr oder weniger genaue anatomische Untersuchung enthalten. Die wichtigste Quelle ist *Louis's* Aufsatz über diesen Gegenstand in den *Mém. de Chirurgie de Paris*, und 16 Fälle, die er zusammengestellt hatte, sind allein aus ihm entlehnt.

III. *Allgemeine Resultate aus den vorgetragenen Beobachtungen.* Das allgemeinste Resultat ist, dass das Wesen der Krankheit noch sehr wenig bekannt ist, weil die Beobachter dasselbe nicht rein zeichneten, sondern zufällige, durch ihre Behandlung veranlasste Erscheinungen mit wesentlichen, in der Natur des Uebels gegründeten, vermengten.

Die 19 folgenden Abschnitte enthalten die Angabe des Zustandes der Organe, sowohl benachbarter als entfernter, welcher mit dieser Afterbildung beobachtet wurde.

IV. *Aeußere Beinhaut der Hirnschale.* Diese wurde gewöhnlich nur sehr unvollkommen untersucht, doch wurde sie auch noch in einem andern Falle, als dem von den Hn. *W.* beobachteten, gesund gefunden. — V. *Oeffnung im Knochen.* Ehe diese entsteht, schwillt der Knochen an dieser Stelle an, wird ungleich, vorzüglich seiner innern Tafel nach, allmählig aber beträchtlich verdünnt. Die Oeffnung entsteht langsam, vergrösert sich aber, einmal entstanden, sehr schnell. Sie steht mit der Grösse, Consistenz und der Form des Auswuchses überhaupt in keiner Beziehung, indem auch bey den kleinsten, weichsten und modrigsten Auswüchsen der Knochen schon entweder die Tendenz dazu zeigt, oder gar schon wirklich geöffnet ist. Da sie von innen nach aussen entsteht, so findet man ihren Umfang dort gewöhnlich grösser als hier, bisweilen das äussere Blatt allein noch vorhanden, während die übrige Substanz zerstört ist. Nie ist der Knochen im Umfange cariös. — VI. *Die äussere Hirnhaut.* Der Auswuchs befindet sich immer auf der äussern Fläche der harten Hirnhaut, die im Allgemeinen an der ihm entsprechenden Stelle gesund, bisweilen aber auch hier mehr oder weniger verdickt, hart, erhaben, höckerig, schwammig ist, und fester als gewöhnlich mit der Hirnschale zusammenhängt. Auch dann aber ist die untere Fläche fast nie alienirt. — VII. *Die Blutgefäße* und VIII. *die Blutleiter der äußern Hirnhaut* sind in der Regel durchaus normal. — IX. *Die Gefäßhaut.* Auch diese ist normal, weicht nur da, wo die äussere Hirnhaut an der Stelle des Auswuchses verdickt ist, durch regelwidrigen Zusammenhang mit derselben vom Normal ab. — X. *Form der schwammigen Auswüchse.* Ist meistens rundlich, selten bedeutend flach. — XI. *Eigner Ueberzug*

zug der Auswüchse wurde nicht blofs von den Vff., fondern auch von *Louis* beobachtet. XII. *Die Farbe der Auswüchse* ist nicht immer dieselbe, indem einige Beobachter sie weifs, andre rothschwärzlich angaben. Wahrscheinlich hängt sie, vorzüglich nach dem von den Vff. untersuchten Falle zu schliefsen, nicht blofs von Localverhältnissen, sondern von allgemeiner Beschaffenheit der Nahrungsflüssigkeiten ab. — XIII. *Die Gröfse der Auswüchse.* Die Basis ist in der Regel gröfser als der durch die Schädelöffnung vorgedrungne Theil des Auswuchses. Bisweilen erreichen sie die Gröfse eines zweyten Kopfes, und können dann noch leichter als sonst den Verdacht eines Hirnbruches erregen. — XIV. *Die Substanz der Auswüchse.* Dieser Punkt, gerade der wichtigste, ist am wenigsten aufgeklärt. Im Allgemeinen reden zwar die Beobachter von einer schwammigen Beschaffenheit, doch werden sie auch als scirrhös, warzenartig, nicht durchaus in allen Theilen von derselben Beschaffenheit angegeben. In mehrern Beobachtungen enthielten die schwammigen Auswüchse Blut von verschiedner Beschaffenheit, Farbe und Menge. Die allgemeinste Bedingung ist die, dafs sie nie, so lange sie nicht durch Kunsthülfe verändert wurden, Eiter abzusondern scheinen. — XV. *Zusammenhang dieser Auswüchse mit der äufsern Hirnhaut (der äufsern Beinhaut und der Oeffnung des Schädels).* Mit der äufsern Hirnhaut scheinen diese Auswüchse an und für sich nur sehr locker zusammenzuhängen, so dafs sie, ohne die geringste Gewalt, spurlos weggenommen werden können. Sehr fester Zusammenhang, der bisweilen beobachtet wurde, scheint nur von, zum Theil sehr heroischen, Heilversuchen abzuhängen, da selbst ein häufig angebrachter Druck dazu Veranlassung geben kann. Dagegen findet man den Zusammenhang zwischen der Geschwulst und der im Schädel entstandnen Oeffnung, so wie der äufsern Beinhaut, gewöhnlich aufserordentlich eng und fest, was theils in der Enge der Oeffnung, theils in der Rauhigkeit ihrer Ränder, theils in dem lange daurenden Drucke des Auswuchses auf den Knochen, theils aber auch in den Versuchen zum Zurückdrücken begründet seyn kann. — XVI. *Das Hirn* ist nur da krank, wo Kunsthülfe angewandt worden war; wo diefs nicht geschahe, selbst da normal, wo sich an der dem Auswuchse entsprechenden Stelle ein mehr oder weniger tiefer Eindruck in demselben fand. — XVII. *Die Seitenhirnhöhlen* wurden einmal auf der Seite des Auswuchses zusammengedrückt gefunden, doch können sie noch weniger als die äufsere Oberfläche des Hirns mit demselben in einer directen Beziehung stehen. — XVIII. *Das gefaltete Adernetz* bietet eben so gewifs nur zufällige Abnormitäten dar. — XIX. Dasselbe gilt für die *Veränderungen an andern Theilen des Hirns* und XX. des *verlängerten Markes und Rückenmarkes.* — XXI. *Umänderung des Muskelfleisches in der Nähe des schwammigen Auswuchses.* In einem Falle wurden an der innern Fläche des Schlafmuskels knöcherne Fäden gefunden. — XXII. *Die Leber.* Aufser den Vff. wurde noch in einem andern Falle die Leber zugleich ungewöhnlich grofs gefunden. Höchst wahrscheinlich würde man auch in andern Fällen ähnliche Erscheinungen gefunden haben, wenn man sich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, blofs mit Untersuchung des Uebels, welches den Tod veranlafste, begnügt hätte. — XXIII. *An welchen Stellen des Schädels diese Auswüchse am gewöhnlichsten vorkommen.* Am häufigsten bilden sich diese Auswüchse am obern Theile des Schädels, namentlich meistens unter den Scheitelbeinen, seltner unter dem Stirnbeine, noch seltner unter dem Grundbeine, am seltensten unter den Schlafbeinen. Sie breiten sich von einem Knochen zum andern aus, und die Nähte setzen ihnen daher keine Schranken. (Da sie zunächst auf der harten Hirnhaut entstehen, so ist diefs nicht auffallend.) In der Wirbelsäule fand man sie nach den Vff. noch nicht, doch im Schädel bis zu dem Theile der äufsern Hirnhaut, welcher das grofse Hinterhauptsloch bekleidet. — XXIV. *Von der Zahl der Auswüchse, welche bey einem Kranken beobachtet werden.* Am gewöhnlichsten findet sich nur ein Auswuchs; doch fand man zwey, drey, vier, fünf, selbst achtzehn. Die Beobachter belehren uns nicht, ob die Verschiedenheit in der Zahl der Auswüchse in einer directen Beziehung zur Verschiedenheit der Ursachen derselben steht oder nicht. — XXV. *Ursachen dieser Auswüchse.* Diese sind bald äufsere, Einwirkungen mechanischer Schädlichkeiten auf den Kopf, ohne Continuitätstrennung; bald innere, vorzüglich miasmatische; jenes häufiger als dieses, was sich schon aus dem gewöhnlichen Sitze vermuthen läfst. Letzteres kann man nur dann mit Gewifsheit annehmen, wenn, bey gänzlichem Mangel aller Ursachen der erstern Art, die Gegenwart einer allgemeinen Krankheit sich unwiderleglich durch alle ihr zukommende Zeichen und das charakteristische äufsere Ansehen des topischen Uebels zu erkennen giebt. Dieser Abschnitt enthält viel Treffliches in Bezug auf Erkenntnifs der Natur topischer, einer allgemeinen Ursache zugeschriebner Uebel überhaupt. — XXVI. *Zufälle.* Sehr häufig werden zwar diese Auswüchse plötzlich, ohne dafs ihrem Erscheinen Zufälle vorausgegangen wären, sichtbar, und, wenn ihrem Erscheinen Zufälle vorausgehen, so können diese eben sowohl auf die Einwirkung der veranlassenden Ursachen als auf den entstehenden Auswuchs bezogen werden, indessen kann man doch richtig die Zufälle in diejenigen, welche der Erscheinung des Auswuchses vorangehen, und in die abtheilen, welche nach dem Sichtbarwerden desselben bemerkt werden. Das allgemeinste Symptom der ersten Periode ist *Kopfschmerz*, der bisweilen mehrere Jahre vorausgeht, bisweilen anhaltend ist, bisweilen nur periodisch eintritt, und dessen Extensität und Intensität variirt. Ein zweytes, aber weniger constantes Symptom ist das Gefühl von *Erschütterung* und *Betäubung im Kopfe*, seltner noch in den *Extremitäten.* Bisweilen wurden auch, ungeachtet die äufsere Ursache nur unbedeutend war, *Ohnmacht*, *Schwindel*, *Verlust des Verstandes*, *consensuelles Erbrechen* bemerkt. Offenbar, wie auch der Vf. bemerkt, alles

Zei-

Zeichen, welche kaum eine Unterscheidung dieses Zustandes von der Hirnerschütterung zulassen, vorzüglich da die entfernten äussern Ursachen beider dieselben sind. Im zweyten Zeitraume vermehrt sich die Zahl und Wichtigkeit der Zufälle. Der Durchbruch wird oft durch eine zufällige Erschütterung bestimmt. Gewöhnlich geht diesem das Weichwerden des Knochens an der respectiven Stelle, die sich durch pergamentartiges Knistern verräth, voraus. Nach dem Durchbruche erscheint die Geschwulst gewöhnlich klein, weich, und nimmt gewöhnlich Jahre lang nicht zu. Mit der äussern Erscheinung ist fast immer Pulsation, wenn gleich schwächer als bey Aneurysmen, verbunden. Der Auswuchs scheint ursprünglich unempfindlich, und nur durch den anhaltenden Reiz, welchen bisweilen ein scharfer, ungleicher Knochenrand veranlasst, empfindlich zu werden. Gewöhnlich kann er durch leichten Druck, bisweilen durch Lage auf der entgegengesetzten Seite zum Zurückweichen durch die Oeffnung im Knochen gebracht werden, wobey dann der Schmerz gewöhnlich verschwindet. Gewöhnlich beharren dabey die Zufälle des ersten Zeitraumes und verschlimmern sich sogar. Häufig treten auch jetzt bedenkliche Zufälle erst mit dem Zurücktreten oder Drücken der Geschwulst ein, und verschwinden nach aufgehobnem Drucke. — XXVII. *Einige Bemerkungen über die halbseitigen Zufälle auf der entgegengesetzten Seite des Uebels.* Im ersten Zeitraume dauern diese beständig fort, wenn der Auswuchs mittelbar oder unmittelbar auf einen Nerven drückt; im zweyten nur, wenn der Auswuchs zurückgedrückt wird; in so fern wichtige Bemerkungen, als der Wundarzt, wenn diese Erscheinung auch im zweyten Zeitraume beständig andauert, auf ansehnliche Grösse oder Mehrzahl schliessen muss. — XXVIII. *Versuch einer Charakteristik der Eigenthümlichkeit der schwammigen Auswüchse, die aus syphilitischer Ursache entstehen.* Die syphilitischen Auswüchse, so wie überhaupt die von einer innern Ursache entstehenden, scheinen doppelter Art zu seyn, entweder secundär, durch Knochenverderbniss veranlasst, oder primitiv, wo dann die Schädelverderbniss, wie gewöhnlich, secundär ist. Die letztere Art hat nichts Eigenthümliches. Ist hier nicht der Knochen *zugleich* von dem Uebel ergriffen, so bildet sich die Oeffnung in ihm auf die gewöhnliche Weise. Die Zeichen der erstern Art sind: 1) alle Zeichen einer Knochenkrankheit aus innern Ursachen, Knochenschmerzen, flache, ödematöse oder eitrige Anschwellung der Kopfbedeckungen an den respectiven Stellen, Knochengeschwür an derselben Stelle, durch welches die Oeffnung veranlasst wird, Verbreitung des Uebels über mehrere Theile des Schädels. Oft ist der Auswuchs vollkommen ausgebildet, ohne dass im Knochen sich eine durchbrochene oder dem Durchbruche nahe Stelle fände. 2) Hat auch der Schwamm selbst eigenthümliche Zeichen. Er ist flacher und mehr mit der äussern Hirnhaut verwebt, auch fester mit dem Umfange der Knochenöffnung verwachsen, es finden sich sehr viele an den verschiedensten Stellen des Schädels, die äussere Hirnhaut ist an der Stelle des Auswuchses und selbst an andern ungleich, schwielig. (Sollte man nicht noch hieher das gleichzeitige Vorkommen derselben Auswüchse an andern Stellen zu rechnen haben? Ein merkwürdiger, von *Bayle* angeführter Fall (*Corvisart J. de méd.* T. 10. p. 65.) macht diess wenigstens höchst wahrscheinlich.) — XXIX. *Bemerkungen über die Bildung der Oeffnung im Schädel.* Sie entsteht, die Fälle ausgenommen, wo Knochenkrankheit das ursprüngliche Uebel ist, nicht durch Caries, Umänderung des Knochens in eine fleischige Masse, sondern durch gestörte Ernährung, gehinderten Ansatz, während die Thätigkeit der einsaugenden Gefässe fortwährt, ja erhöht ist. — XXX. *Meinungen der Schriftsteller über die Entstehung und die Natur dieser Auswüchse.* Einige, besonders ältere, Schriftsteller verwechselten sie mit dem nach Verletzungen und Blosslegen der Hirnhäute oder des Hirns entstehenden Hirnschwamm; andre glaubten, sie entstehen bloss aus Knochenverderbniss, und müssten daher *Fungi cranii* genannt werden, andre erklären sie für Fleischgeschwülste, andre für Balggeschwülste, noch andre für Degenerationen der sogenannten Pachionischen Drüsen — Ansichten, die meistens durchaus falsch, oder wenigstens zu allgemein sind. — XXXI. *Heilversuche der schwammigen Auswüchse; Zufälle des letzten Stadiums der Krankheit.* Der Werth der Behandlungsweise dieser Krankheit ergiebt sich aus dem vorigen Abschnitte. Die Menge und Mannichfaltigkeit sowohl der äussern als innern Mittel thun hinlänglich die Unbekanntschaft mit dem Wesen der Krankheit dar. Druck und reizende Mittel waren immer schädlich, am nützlichsten die Amputation oder Unterbindung der Geschwulst nach Blosslegen ihrer Basis mittelst Erweiterung der Knochenöffnung. — XXXII. *Einige Ideen als Vermuthungen über die Entstehung der schwammigen Auswüchse.* Höchst wahrscheinlich entstehen sie durch Ergiessung gerinnbarer Lymphe zwischen dem Gewebe oder an der äussern Fläche der harten Hirnhaut, nicht in Folge einer Entzündung, sondern von Congestionen im Innern des Schädels. Gründe für diese Vermuthung sind: Die Uebereinkunft der Ergiessungen gerinnbarer Lymphe und der Hirnhautschwämme, in Beziehung 1) auf die Stelle, indem beide am häufigsten oben, seltner auf den Seiten vorkommen; 2) auf die Verbindung mit der harten Hirnhaut, welche in beiden locker ist. Dafür spricht auch die Mehrzahl der Auswüchse von innern Ursachen. Doch scheint die Ergiessung der Lymphe nicht das einzige Bedingniss zur Entstehung des schwammigen Auswuchses zu seyn, sondern es wird dazu noch Störung der Ernährung des Knochens erfordert, weshalb dieser weniger als im Normalzustande im Stande ist, der organischen Ausbildung der ausgetretenen Lymphe zu widerstehen. Im Wesentlichen kommen sie daher mit den Pachionischen Körpern überein. Die Verschiedenheit in der Structur dieser Auswüchse spricht nicht gegen diese Meinung, indem diese von einer Menge zufälliger Umstände bedingt seyn kann.

(*Der Beschluss folgt.*)

THEOLOGIE.

Berlin, b. Hitzig: *Ueber die Religion der Ebräer vor Mose*, von *Lazarus Bendavid.* 1812. 51 S. gr. 8. (8 gr.)

Ein Aggregat historischer und philologischer Combinationen über einen Gegenstand, der ausser den Grenzen unserer genauern Kenntniss liegt; allenfalls ingeniös zu nennen, doch nur in einem Sinne, wo dieser Ausdruck kein sonderliches Lob enthält, nämlich in so fern man damit den Gebrauch apriorischer Räsonnements, witziges Aufgreifen zufälliger Aehnlichkeiten bey einer gewissen zu Gebote stehenden Gelehrsamkeit bezeichnet, und dieses einem besonnenen kritischen Gebrauche der vorhandenen historischen Quellen entgegensetzt. Dass die Religionsbegriffe der Patriarchen andere gewesen sind, als die durch Mose und nachher verbreiteten, ist sicher genug; diese Verschiedenheit ist aber wohl schwerlich in einen Gebrauch anderer Gottesnamen zu setzen nach 2 Mos. 6, 3, welche Stelle gar nicht historisch von der Einführung des Namens Jehova verstanden werden darf (vgl. ausser *de Wette's* Beytr. II, S. 177—183, schon *J. C. Bonnet* in der *Biblioth. Hag.* Cl. IV, S. 205). Auch muss die einzige sichere Urkunde über vormosaische Religionsbegriffe, die Genesis, mit der vorsichtigsten Kritik benutzt werden, in so fern der später lebende Concipient erweislich hier und da die Vorstellungen seiner Zeit in die Patriarchenzeit hinaufgesetzt hat, was der Vf. am Ende des Werkes (S. 51) auch zugesteht. Den Geist dieser Untersuchungen wird folgende Uebersicht des Inhalts vollkommen charakterisiren, ohne dass es weiterer Erinnerungen darüber bedürfte. Das Menschengeschlecht nahm, nach dem Vf., in seiner Erkenntniss des Urwesens folgenden Gang: 1) *Polytheismus*, wo Kräfte als geistige Wesen, als Götter gedacht werden. 2) *Götzendienst*, wo die Kräfte sinnlich dargestellt werden und das Bild als Gott verehrt. 3) *Dualismus*, wo die Kräfte in böse und gute eingetheilt und als solche verehrt werden. 4) *Zebaothismus*, wo die Natur als ein streitendes Heer, von erhaltenden und zerstörenden Kräften gedacht und unter irgend einem Symbol verehrt wird. 5) *Theismus*, wo die Weltursache als ein einziges, geistiges Wesen gedacht und ohne Symbol verehrt wird. Von allen diesen verschiedenen Stufen finden sich Spuren bey den Hebräern und Aegyptiern, welche beständig mit einander verglichen werden. Dem Polytheismus huldigten das niedere Volk der Aegypter und die ältesten Hebräer, zu welchen der erste Fragmentist gehört, welcher sich des Ausdrucks אלהים d. i. Gottkräfte bedient. Vom eigentlichen Götzendienst sollen sich bey beiden Völkern keine deutlichen Spuren finden, ausser etwa in dem חמס 1 Mos. 6, 11 ff., welches die ältesten Commentatoren von Verderbniss durch Götzendienst verstehn. Der Dualismus findet sich bey den Aegyptern in Osiris und Serapis, welche beiden ältesten Götter dem Ahriman und Ormuzd der Perser entsprechen, der Zebaothismus aber in der Isis, der obersten Gottheit der zweyten Klasse. Bey den Hebräern zwar keine Spur des guten Princips, wohl aber des bösen, nämlich in den Teraphim der Familie Labans, zum Beweise, dass diese dem Dualismus ergeben war. תרפים ist nämlich zusammengesetzt aus תר Stier und אף Zorn, der zornige Stier, und diese Bilder hatten, wie der Serap, die Gestalt eines Stieres. Hiermit gleichbedeutend ist auch שרף 4 Mos. 21, 18, welches man falsch durch Schlange übersetzt; der aufgehängte Talisman war nämlich keine eherne Schlange, sondern ein Serapis. Der Isis der Aegypter entspricht bey den Hebräern שדי, die hypostasirte Idee des Zebaothismus, die bey den Erzvätern herrschte, bis 2 Mos. 6, 3 dafür יהוה eingeführt wurde. Die Uebereinstimmung findet sich auch in der Etymologie: denn שדי ist der bebrüstete Gott (von שד), die ernährende und zerstörende Kraft (von שדה und שדד), wie die Diana zu Ephesus und viele Isisbilder bey Montfaucon. Zu *dem* Theismus oder Spiritualismus erhoben sich bey den Aegyptern nur die Priester oder Epopten des ersten Grades, des Mentes oder Pan, d. i. der Einheit; Mose aber theilte diese Weihe seinem Volke durch den Jehovadienst mit. Dass Abraham dem Melchisedek den Zehnten gab, ist dadurch zu erklären, dass dieser einem höhern Grade der religiösen Weihe angehörte, von welcher Abraham wohl gehört, in welche er aber noch nicht aufgenommen worden war. Dass aber zwischen Aegyptern und den ältesten Hebräern kein Religionsunterschied Statt fand, wird daraus bewiesen, dass sie in steter ungehinderter Verbindung gelebt, und sich selbst durch Heyrathen verbunden hätten, wie Joseph mit der Priesterstochter zu On, und Abraham mit der Hagar, die nach dem Medrasch eine Person mit Keturah war. (!) Wer nach den obigen Proben philologischer Deductionen noch andrer bedarf, findet sie S. 20 u. 44, wo die Stämme אל und שד entwickelt werden. Hier erfährt man unter andern auch, dass das schwierige שדה ושדות Kohel. 2, 8 Isispriester und Priesterinnen (*und? oder?*), die männliche und weibliche Flöte derselben bedeute. — Der Vf. ist übrigens, nach der Vorrede, seit vielen Jahren mit Untersuchungen über den Pentateuch beschäftigt, in welchen er zugleich die nachmosaische Abfassung eines grossen Theils desselben zu beweisen suchen wird, worin unter seinen Glaubensgenossen schon Aben Esra (s. S. 6 Not., wozu noch dessen Anm. zu Deut. 1, 1 hinzugefügt werden kann) und Spinoza vorangingen. Wenn uns das Obige in historischer und philologischer Rücksicht nicht viel Ausbeute erwarten lässt, so sind wir doch auf diesen Theil seines Werkes begierig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Mainz, b. Kupferberg: *Joseph* und *Karl Wenzel* u. s. w. *über die schwammigen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XXXIII. *Vorschläge zur Behandlungsart der schwammigen Auswüchse.* Sie gründen sich natürlich auf die im vorigen Abschnitte aufgestellte Ansicht der Entstehung derselben. Treten daher nach Einwirkung mechanischer Schädlichkeiten Zufälle ein, welche die Entstehung jener Afterorganisation fürchten lassen, so ist ein allgemeines und örtliches antiphlogistisches Verfahren unumgänglich nothwendig. Einmal geschehene bedeutende Ergiessung der Lymphe zu heben aber liegt ausser den Grenzen der Kunst, und die thätigste Hülfe ist dann die verderblichste. Reizendes Verfahren ist durchaus unzweckmäfsig. Ist der Auswuchs sichtbar geworden, so ist die Operation das einzige Mittel zur radicalen Heilung, welches ohne frühere Anwendung von, meistens schädlichen, Palliativmitteln angewandt werden muss, sobald gefährliche Zufälle eintreten. Der Auswuchs muss ganz weggenommen, nicht bloss eingeschnitten werden, indem dieses Verfahren immer tödtlich war. Liegt der Auswuchs nicht hinlänglich frey, so muss die Oeffnung im Knochen durch den Trepan hinlänglich erweitert werden, um den ganzen Umfang seiner Basis frey zu erhalten. Selbst da, wo noch keine Oeffnung im Knochen vorhanden ist, alle Zufälle aber auf einen Auswuchs der harten Hirnhaut hindeuten, ist wegen Tödtlichkeit der sich selbst überlassenen Krankheit der Trepan anzuwenden. Das Ausschneiden des correspondirenden Theiles der harten Hirnhaut ist nur in den seltnern Fällen vorzunehmen, wo der Auswuchs nicht bloss auf der äussern Fläche locker aufliegt, sondern mit ihr fest verwachsen oder mit ihren Lamellen verwebt ist. Druck als Palliativmittel ist nur in einem solchen Grade zulässig, wobey gefahrdrohende Zufälle verschwinden und keine neuen entstehen. Innere Mittel bey entfernter innerer Ursache sind zwar anwendbar, machen aber die Operation bey bestimmt angezeigtem örtlichen Uebel durchaus nicht entbehrlich.

XXXIV. *Krankheiten, die in Hinsicht der äussern Form Aehnlichkeit mit den schwammigen Auswüchsen haben.* Diese sind: 1) *knöcherne Auswüchse an den Schädelknochen*, welche sich leicht von ihr unterscheiden lassen; 2) *hornartige Auswüchse am Kopfe*, für welche dasselbe gilt; 3) *Balggeschwülste, Honiggeschwülste* und *Speckgeschwülste auf den Schädelknochen*, wobey zwar bisweilen ein, durch die vom Drucke derselben herrührender, sie umgebender, scharf vorstehender Rand des Knochens vorkommt, die sich aber durch die Abwesenheit aller Zeichen der schwammigen Auswüchse, den Mangel einer durchdringenden Oeffnung im Knochen, und die Unmöglichkeit des Zurückdrückens unterscheiden; 4) der *Hirnbruch*, welcher sich in den meisten Fällen durch den Umstand, dass er angeboren ist, hinlänglich unterscheidet; 5) *die krankhafte Erweiterung der Blutgefäße auf der äußern Hirnhaut*, wenn sie Knochenzerstörung zur Folge hat, welche sehr schwer zu unterscheiden ist; 6) *knöcherne Concremente in der äußern Hirnhaut*; 7) *skrophulöse Geschwülste auf der äußern Hirnhaut*; 8) *skrophulöse Geschwülste auf der Gefäßhaut des Gehirns*; 9) *schwammige Körper auf der Gefäßhaut*; 10) *in die Höhle der Hirnschale dringende Fisteln*; 11) *Hirnschwämme, die entweder ohne Verletzung des Hirns und ohne Wunde, oder in Folge äußerer Verletzungen des Schädels entstehen.* Die meisten Fälle der ersten Art scheinen nichts als *Hirnhautschwämme* gewesen zu seyn, die der zweyten Art, deren Wesen auch nur in den seltensten Fällen, Vordringen des Hirns, in der Regel Erzeugung eines neuen Zellgewebes ist, sind wohl am Ende gleichfalls ihrem Wesen nach wenig von jenen unterschieden.

Rec. hat die Vff. absichtlich nicht unterbrochen, um dem Leser mit dem Plane dieses wichtigen und mit seltner Gründlichkeit einen bisher in der That nur oberflächlich bekannten Gegenstand abhandelnden Werkes desto ungestörter bekannt zu machen, erlaubt sich aber zum Schlusse einige Bemerkungen. Von zwey Fällen, welche er vor sich hat, beweist ihm der eine, dass die Vff. unter Nr. VI. zu allgemein nur die äussere Fläche der harten Hirnhaut als den Sitz dieser Auswüchse angeben, indem hier ein sehr ansehnlicher und ein kleinerer Auswuchs sich auf der innern Fläche der harten Hirnhaut befinden, und mit den darunter befindlichen Theilen auf keine Weise zusammenhängen. In demselben Subject fanden sich auf beiden Seiten, an der dem Felsentheile des Schlafbeins entsprechenden Gegend der äussern Fläche der harten Hirnhaut zwey gleichfalls ansehnliche Auswüchse von derselben Beschaffenheit. An der Stelle, wo diese Auswüchse, die innern mit einem dünnen Stiele, die äussern mit einer breiten Grundfläche, aufsitzen, ist das Gewebe der harten Hirnhaut verändert, aufgelockert, und der Substanz des Auswuchses analog. Diese ist in allen gelblich, nicht bedeutend hart, vorzüglich gegen den freyen

freyen Umfang weich, gegen die Bafis hin etwas härter und faferig. Alle find rundlich, aber alle, befonders der gröfste und die äufsern, haben eine ungleiche äufsere Oberfläche und fcheinen wie aus mehrern Lappen gebildet. Alle find mit einer zelligen, mit ihrem Inhalte fehr genau verwebten Membran, von welcher fich durch die ganze Subftanz Productionen zu erftrecken fcheinen, umgeben, und hangen fehr feft mit der harten Hirnhaut zufammen, ungeachtet fie durchaus nicht nach aufsen ragten, alfo zu keinen Heilverfuchen Veranlaffung gaben. Die beiden innern befinden fich in der Scheitelgegend, einander gegenüber, in geringer Entfernung vom grofsen Sichelblutleiter. Im zweyten Falle findet fich ein etwas dunkler gefärbter, homogener, mit einer glatten Oberfläche verfehener, auf einem kurzen Stiele fitzender, von einer dichten glatten Membran umgebner Auswuchs auf der äufsern Fläche der harten Hirnhaut, die an diefer Stelle durchaus nicht alienirt, aber dennoch fehr feft mit ihm verwachfen ift, ungeachtet gleichfalls keine Heilverfuche gemacht wurden, in geringer Entfernung vom vordern Ende der Hirnfichel, alfo dem vordern Theile des Stirntheiles des Stirnbeins gegenüber. Beide zeigen keine Spur von Gefäfsen. Das Gehirn war in beiden Fällen, ungeachtet es im erften eine bedeutende Vertiefung zeigte, durchaus nicht alienirt.

Dafs der Sitz an der äufsern Fläche der harten Hirnhaut nicht conftant, und die Feftigkeit des Zufammenhanges nicht immer, was indeffen die Vff. auch nicht behaupten, eine Folge von Heilverfuchen ift, beweift auch ein von *Gondange* (*Mém. de Montpellier* T. I. 1776. *hift.* S. 111.) verzeichneter Fall, der als Nachtrag zu der von den Vff. gelieferten Zufammenftellung von Fällen, und fofern er überhaupt ungewöhnliche Bedingungen darbietet, angeführt zu werden verdient. Er fand bey einem alten, feit mehrern Jahren fchwachen und kranken Manne, der nach vierftündigen plötzlich eingetretenen Convulfionen ftarb, an der innern Fläche der harten Hirnhaut in der Gegend der linken hintern Spitzen des Keilbeins einen ovalen, weifsen, fleifchfarbigen, an feiner Oberfläche mit vielen Blutgefäfsen verfehenen Körper von der Gröfse eines Hühnereyes mit der harten Hirnhaut fo feft verwachfen, dafs die Keilbeinfpitze mit ihm weggenommen werden mufste. Aus feiner obern Fläche drang ein Löffel voll einer eiterartigen geruchlofen Flüffigkeit.

Dafs die Vff. (S. 55.) nicht ganz richtig die Gegend des Hinterhauptloches als den äufserften Sitz der fchwammigen Auswüchse der harten Hirnhaut, welchen die Leichenöffnungen bewiefen haben, anfehen, beweift eine Beobachtung von *Knox* (*Medical obferv. ad inquir.* Vol. III. n. XVII. S. 160.), der bey einem Knaben, welcher drey Monate nach einem heftigen, von Steifheit und Schmerzen des Kopfes und darauf erfolgter Lähmung der untern Extremitäten begleiteten Falle auf den Rücken geftorben war, auf der harten Rückenmarkshaut eine beträchtliche Gefchwulft fand, die fich zwifchen den Dorn- und Querfortfätzen nach aufsen erftreckte, zum Theil einer fkrophulöfen Drüfe ähnlich war, zum Theil im Innern blutigen Eiter enthielt. Einen ähnlichen Fall führt auch *Philipps* an (*Account of a tumour fituated in the lumbar vertebrae in new London medical journal* Vol. I. S. 144—48.). Beide Fälle unterftützen auch die Theorie der Vff. über die Entftehung diefer Auswüchfe. Nur kann man freylich bemerken, dafs zu Entftehung aller neuen Bildungen reichlicherer Blutzuflufs und Ergiefsung von gerinnbarer Lymphe erfordert wird, und dafs fchon die aufserordentlichen Verfchiedenheiten in den Angaben der verfchiednen Beobachter über die Natur diefer Auswüchfe hinlänglich beweifen, dafs der Name *Hirnhautfchwamm* eine Menge ihrem Wefen nach fehr verfchiedner Afterorganifationen bezeichnet, welche nur in ihrer Stelle und ihrer äufsern, von den Ortsverhältniffen der Theile, in welchen fie entftehen, bedingten Form überein kommen.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Phyfiologifche Unterfuchungen über Mifsgeburten*, nebft der Befchreibung und Abbildung *einiger Zwillingsmifsgeburten*, von *J. C. Zimmer*, Dr. der Medicin und Chirurgie in Braunfchweig. 1806. X u. 84 S. 8. m. 5 Kpft. (1 Rtlr. 6 gr.)

Im *erften* Theile diefer Abhandlung befchreibt der Vf. drey Mifsgeburten, die alle ihrem Wefen nach übereinkommen, fo fern in allen die Zahl der Theile vermehrt ift. Am vollftändigften ift die Befchreibung der erften, einer vollkommen männlichen Doppelmifsgeburt, deren beide Körper in der ganzen Höhe des Rumpfes mit einander verwachfen find. Der Nabelftrang ift einfach und an dem untern Ende der Verwachfung inferirt, enthält aber vier Nabelarterien und zwey Venen, von denen diefe fich indeffen noch vor ihrer Infertion in die Leber zu einem Stamme vereinigen. Es finden fich zwey Bruftbeine, ein vorderes und ein hinteres, deren jedes eine Rippenreihe eines jeden Körpers aufnimmt. In der gemeinfchaftlichen Bauchhöhle befindet fich eine mit zwey Gallenblafen verfehene Leber, die vorn die Nabelvene aufnimmt, zwey Milzen, zwey Magen, zwey Zwölffingerdärme, deren jeder einen Gallengang aufnimmt, die fich aber bald zu einem gemeinfchaftlichen dünnen Darm vereinigen, welcher fich in einiger Entfernung vom Grimmdarm wieder in zwey fpaltet, und auf jeder Seite in einen eignen, mit feinem Blinddarme und Wurmfortfatze verfehenen Grimmdarm ausläuft, der fich an der gewöhnlichen Stelle endigt, zwey getrennte Harn- und Gefchlechtsfyfteme.

Jeder Körper hat fein eignes Refpirationsfyftem, das Herz dagegen, welches in der Mitte der einfachen Brufthöhle liegt, ift einfach, doch ift der eine gröfsere Ventrikel durch eine unvollkommne Scheidewand wieder in zwey Hälften getheilt. Aus jeder Kammer und Abtheilung entfpringt eine Arterie. Die aus der einfachen Kammer entfpringende ift die Lungenarterie des einen Körpers, die aus der innern Abtheilung der halbdoppelten die Aorte deffelben Kör-

Körpers, die aus der äufsern Abtheilung eben dieser Kammer entfprungenen Arterie der gemeinfchaftliche Stamm der Aorte und Lungenarterie des zweyten. Die Vorkammer ist völlig einfach und nimmt nebst den Hohlvenen die Lungenvenen der einen Seite unmittelbar, die der andern, welche fich erst in die eine Hohlvene ergiefsen, mittelbar auf. Merkwürdig für die Lehre von der Entstehung normaler und abnormer Bildungen ist der Umstand, dafs das eine Kind kleiner als das andere ist, beide durch eine Hafenfcharte verunstaltet find und an der Spaltungsstelle des dünnen Darmes fich ein Divertikel befindet.

Die zweyte Mifsgeburt ist weniger vollkommen doppelt, indem nicht blofs die Rümpfe, fondern auch die Köpfe nicht getrennt find. An der einen, vollkommnen vordern Seite des gemeinfchaftlichen, fehr breiten Kopfes finden fich zwey vollständige Augen, Nafe, Mund, Kinn und weit von einander entfernte Ohren, an den hintern diefelben Theile, aber weit unvollkommner und nahe an einander gerückt. Die innere Unterfuchung fehlt. Wo Rec. nicht irrt, befindet fich diefe merkwürdige Mifsgeburt jetzt in der Sammlung des Hn. Hofrath *Ofiander* zu Göttingen.

Von der dritten, gleichfalls fehr merkwürdigen, ist nur das Skelett befchrieben. Sie besteht aus zwey neben einander verlaufenden Wirbelfäulen, deren jede einen Kopf und eine untere Extremität, aufser zwey obern vollständigen aber noch eine innere, mittlere, nach oben gerichtete trägt, die aus zwey Schulterblättern, einem gemeinfchaftlichen aber dickern Oberarmknochen, drey Vorderarmknochen und zwey Händen besteht. Merkwürdig ist hier wieder, dafs der Schädel und die ganze Wirbelfäule in ihrer ganzen Länge durch Spaltung verunstaltet ist. Von den fünf nicht übel von Herrn *Zimmer* felbst gezeichneten und von *Walvert* gestochenen Tafeln, stellen die drey ersten die äufsere Form, die Organe der Brust und des Unterleibes der ersten, die vierte die äufsere Form der zweyten, die letzte das Skelett der dritten Mifsgeburt dar.

Der *zweyte* Theil handelt: I. *von dem Verfehen der Schwangern;* II. *von Generationstheorieen;* III. *von Entstehung der Mifsgeburten;* IV. *von der Classification derfelben;* und giebt V. *ein Verzeichnifs von Schriften über zufammengewachfne Mifsgeburten.* Am weitläufigsten ist der *erste* Abfchnitt behandelt. Der Vf. beantwortet die Frage, ob ein Verfehen möglich fey, durchaus negativ. Rec. tritt ihm hierin vollkommen bey, und glaubt, dafs man zu feinen Gründen noch fehr wichtige fetzen könne. Er führt den Mangel einer Verbindung zwifchen dem mütterlichen und kindlichen Organismus, welcher zur Hervorbringung einer folchen Einwirkung erfordert werde, das Vorkommen von Mifsgeburten bey Thieren und Pflanzen, die Entstehung von Mifsgeburten, ohne vorangegangenes Verfehen und umgekehrt, das Verfehen ohne Production einer Mifsgeburt, die Seltenheit der Mifsgeburten im Verhältnifs zur Häufigkeit der Gelegenheiten zum Verfehen an. Dazu kann man noch die Bemerkung fetzen, dafs es unbegreiflich ist, wie von Zwillingen, deren einer durch Verfehen verunstaltet feyn follte, der andre nicht afficirt wurde, und dafs häufig die durch das Verfehen entstandne Mifsbildung bey weitem nicht die einzige ist, welche das Kind verunstaltet. Sehr richtig unterfcheidet der Vf. den nachtheiligen Einflufs, welchen Affecten der Mutter, fo wie jede andere Schädlichkeit, auf die Bildung des neuen Organismus haben, von dem *Verfehen.* Jener ist unläugbar, allein die Art der dadurch hervorgebrachten Verunstaltung, die Art des dadurch für den Fötus entstehenden Nachtheils überhaupt, durchaus zufällig. Ganz von diefer Seite hat auch Rec. den Gegenstand immer betrachtet. Seiner Ueberzeugung nach kann es auch nur eine Art von Mifsbildungen geben, welche durch einen unangenehmen Eindruck, den ein mifsgebildeter Gegenstand auf die Schwangere machte, hervorgebracht wird, nämlich die, deren Wefen eine Hemmung auf einer früher normalen Bildungsstufe ist. Hier ist es möglich, dafs die Schwangere in der Periode, wo ein Organ noch in feiner Gestaltung begriffen ist, durch eine Mifsgeburt, welche eben durch das Stehenbleiben diefes Organs auf jener Stufe begründet ist, erfchreckt, und der Bildungsprocefs dadurch gestört, gefchwächt wird. Offenbar ist dann aber die Hafenfcharte nicht Folge der Hafenfcharte als folcher, fondern nur des Schreckes über diefelbe, und eben fo gut konnte der Embryo an andern gleichfalls noch nicht vollkommen ausgebildeten Organen auf diefelbe Weife verunstaltet werden. Dafs Mifsbildungen andrer Art aber jemals durch Affecten hervorgebracht werden, möchte Rec. geradezu läugnen.

Die *drey* übrigen Abfchnitte, befonders der *zweyte*, enthalten wenig neues oder befriedigendes. Als Urfachen der Entstehung von Mifsgeburten werden drey angegeben. Entweder befinden fie fich in den innern Bedingungen des producirenden Organismus, wie z. B. die Erblichkeit mancher Mifsbildungen beweist, oder in den äufsern Bedingungen des Bildungsprocesses, wohin alle äufsern Einflüfse gehören, oder in dem gegenfeitigen Einfluße der neuen Organismen felbst, im Fall mehrere vorhanden find, indem fie fich aus verfchiednen Urfachen einander nähern, und fo befchränken können, dafs fie verfchmelzen. Demnach fcheint alfo der Vf. die Doppeltmifsgeburten alle aus einer Verfchmelzung zweyer, urfprünglich getrennter Organismen herzuleiten, um fo mehr, da er ausdrücklich fagt: „vergleichen wir nun die oben gelieferte anatomifche Befchreibung und Abbildung der Mifsgeburten mit diefen Hauptmomenten der Entstehungsweife abnormer Bildungen, fo ist leicht erfichtlich, dafs befonders in dem zuletzt angeführten Momente die Erklärung diefes merkwürdigen Phänomens zu fuchen fey." Rec. ist aber vollkommen überzeugt, dafs, wenn es überhaupt Doppelt-Mifsgeburten giebt, deren Structur geradezu gegen diefe mechanifche Entstehung der Doppelt-Mifsgeburten fpricht, (wie er davon durch eine Menge eigner, die er vor fich hat und fremder, die er in diefer Hinficht ver-

verglich, vollkommen gewifs ift), die von dem Vf. befchriebnen auf eine fehr auffallende Weife hieher gehören, indem die gleichzeitige Anwefenheit von Mifsbildungen, die einander ihrem Wefen nach entgegen gefetzt find (man rechne zu den oben ausdrücklich von dem Rec. zufammengeftellten noch die Reptilienartige Anordnung des Herzens), offenbar beweift, dafs fie *nicht* durch Verfchmelzung zweyer urfprünglich getrennter Körper, fondern blofs durch ungewöhnliche Energie der bildenden Thätigkeit, die aber nicht zur Production zweyer völlig getrennter Individuen hinreichte, entftanden. Eine Menge andrer Gründe, welche gegen die mechanifche Entftehungsweife der Mifsbildungen fprechen, beweifen wohl hinlänglich, dafs die drey Klaffen von Urfachen, welche der Vf. anführt, nur auf zwey zu reduciren find, auf innere und äufsere. Die innern liegen entweder in dem producirenden oder dem producirten Organismus, die äufsern können auf beide einwirken. Indeffen wirken auch die äufsern nicht unmittelbar, wie der Vf. fagt, auf den Embryo, fondern mittelbar, durch Abänderung des Bildungsgefchäftes. Die, welche unmittelbar durch Druck, Stofs, wirken, können wohl *Entftellungen*, *Verunftaltungen*, aber keine urfprünglichen Bildungsfehler hervorbringen. Zwey zugleich vorhandne Fötus können nur auf eine oder die andre der beiden angegebnen Arten einander in ihrer Entwicklung befchränken, nicht durch Zufammenfliefsen zu einem Ganzen.

Die vierte Art der Mifsgeburten des Vfs., die, wo zugleich Theile fehlen und überflüffig find, ift entweder überflüffig, oder man hat noch mehrere Arten zu machen, wenn man fich auf Bildung der Arten nach den mehrern, in demfelben Körper vorhandnen Zufammenfetzungen von Mifsbildungen verfchiedner Art einläfst. Giebt es denn nicht Mifsgeburten, wo Mehrzahl oder Mangel mit regelwidriger Lage und Stellung vergefellfchaftet find, wo alfo fogleich noch zwey Klaffen gebildet werden müfsten, ferner folche, wo Mehrzahl, Mangel und abnorme Lage und Stellung vereinigt find, die alfo zur Feftfetzung einer fiebenten Klaffe Gelegenheit gäben. Der Zwitterbildungen, welche fich in keine diefer fieben Klaffen bringen laffen, und die doch eben fo gut Mifsbildungen find als jede andre, hat der Vf. gar nicht gedacht.

Das Verzeichnifs von Doppelmifsgeburten ift nicht fehr vollftändig, und eine Zufammenftellung folcher Mifsgeburten, welche mit denen, die der Vf. befchrieb, vorzügliche Aehnlichkeit haben, und die man wohl, da er einmal ein Verzeichnifs gab, zu erwarten berechtigt gewefen wäre, fehlt durchaus.

Man fieht aus dem Gefagten leicht, dafs der vorzüglichfte Werth diefer Schrift in dem *erften* Theile liegt, der in der That durch die reine Darftellung der Fälle nicht unwichtige Beyträge zu einer wiffenfchaftlichen Bearbeitung der Lehre von den Mifsgeburten liefert.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, mit Hilpertfchen Schriften: *P. J. Vogel*, Theol. P. P. O., *Commentationis de Apocalypsi Joannis P. I.* et *II.* 1811 u. 1812. 23 u. 16 S. 4.

Diefe beiden Programmen, deren Befchlufs noch zu erwarten ift, des eben fo gründlich forfchenden als anfpruchslofen Vfs., befchäftigen fich mit Unterfuchungen über die Abfaffungs*zeit* diefes merkwürdigen biblifchen Buches. Der Vf. hat die Anordnung gewählt, dafs er zuerft die verfchiednen kirchlichen Sagen nach ihren Hauptftellen erläutert, ihre Glaubwürdigkeit prüft, und dann feine eigne Meinung hinzufügt. Der Abfaffung unter Domitian fetzt er vornehmlich entgegen, dafs ein Schriftfteller, welcher die Zerftörung Jerufalems fchon erlebt hatte, diefe unmöglich mit fo kalten Ausdrücken als zukünftig fchildern konnte, als hier gefchehn ift (11, 8); aufserdem den Stil des Buches, welcher, wenn es anders vom Apoftel Johannes herrührt, eine Abfaffung deffelben vor dem Evangelio beynahe nothwendig macht. Die Sage bey Epiphanius, welche die Regierungszeit des Claudius nennt, und auf *welche Storr* viel Gewicht legte, widerlegt er insbefondre durch die genannten fieben Gemeinden, welche damals erweislich noch nicht fo geordnet waren. Der Abfaffung unter Nero, welche am genaueften behandelt wird, wird vornehmlich die Collifion mit dem Aufenthalte Pauli zu Ephefus entgegengefetzt, während deffen Johannes nicht fchreiben konnte, wie 2, 1—6 gefchehn, fo wie wiederum Paulus, wenn Johannes damals zu Ephefus gewefen wäre, fich nicht äufsern konnte, wie Apoft. Gefch. 20, 28 — 31, auch in dem Briefe an die Ephefer des Johannes erwähnt haben würde. Der Vf. felbft erklärt fich dann für die Regierungszeit des *Galba*, geftützt auf feine Erklärung der Hauptftelle 17, 10. Er erinnert mit Recht, dafs unter dem *fechften* der hier genannten Könige (ὁ εἷς ἐστιν) die Abfaffung des Buches anzufetzen fey, und erklärt fich gegen *Eichhorn's* Meinung, dafs diefes mit der Abfaffung unter Domitian beftehn könne, in fo fern der Dichter fich einer fchon durch die Erfahrung widerlegten Erwartung noch immer bedienen konnte, um Rom defto deutlicher zu bezeichnen (*Comment. in Apoc.* S. 208 f.). Er bezweifelt aber zugleich die von *Eichhorn* durchgeführte Anwendung der bey Heiden und Chriften verbreiteten Sage einer Wiederkunft des Nero; will das Thier V. 11 von dem Heidenthum oder römifchen Reiche überhaupt verftehn und erklärt die Worte: ὃ ἦν καὶ οὐκ ἔστι nicht von der gegenwärtigen (temporären) Entfernung des Nero, fondern durch: ἔτι ὀλίγον καὶ οὐ μὴ ὑπάρξῃ. (Pf. 37, 10 LXX), vergl. *Euripid. Alceft.* V. 521. Hier hat der Vf. den Rec. noch nicht überzeugt, indeffen foll es der Fortfetzung vorbehalten bleiben, diefe Erklärung mehr zu begründen und gegen Einwürfe zu vertheidigen, weshalb wir unfer Urtheil gern bis zu Erfcheinung derfelben auffparen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze.* 1813. XVIII u. 430 S. 8.

Schon der Name des scharfsinnigen Verfassers des Aenesidemus muste den Recensenten auf das vorliegende Werk um so mehr aufmerksam machen, je mehr er jenem Werke verdankt, und den Verfasser desselben, auch wegen seiner philosophischen Denkungsart — diesen Ausdruck wählt er absichtlich — hochachtet. Das „*Nos refellere sine pertinacia, et refelli sine iracundia parati sumus,*" was so passend an der Spitze des Aenesidemus steht, mag auch hier stehen, so weit Rec. des Vfs. Behauptungen bestreiten zu müssen glaubt. — Der Titel charakterisirt das Buch wohl nicht ganz mit, der dem Vf. sonst eigenen, Präcision. Denn philosophische Principien des *bürgerlichen* u. s. w. *Rechts* können einmal Principien seyn, die einem vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Rechte, welches man vorzugsweise *das* bürgerliche u. s. w. Recht nennt, wirklich zum Grunde gelegt sind, und denn auch Principien, die jeder bürgerlichen u. s. w. Gesetzgebung zum Grunde gelegt werden sollten. Die letzten sind, wie wir S. V. der Vorrede erfahren, der Gegenstand dieses Werks. Der Vf. glaubt diese auch vollständiger, als irgend einer seiner Vorgänger, aufgestellt zu haben, und dieses wird ihm niemand streitig machen, der ihm die Voraussetzung, welche diesem ganzen Werke zum Grunde liegt, zugiebt. Der Vf. behauptet nämlich, dass es keine, von der Ethik specifisch verschiedene, in ihren Principien und Resultaten von derselben abweichende, philosophische Rechtslehre, oder, wie Rec. es lieber ausdrücken möchte, dass es kein solches Naturrecht gebe. Dem Vf. nämlich war es längst unbegreiflich, wie ein Handeln sollte recht seyn, und von der Vernunft gebilligt werden können, das doch den unläugbarsten Pflichten widerspräche. Daher wollte er, wie er sich (S. 27.) ausdrückt, „die Wissenschaft der durch die Vernunft schon gültigen Rechtsverhältnisse unter den Bürgern eines Staats, welche so oft in ein Skandal für gutgesinnte Menschen ausgeartet ist, wieder mit der Ethik aussöhnen." Unstreitig soll uns also dieses Werk ein Naturrecht im Sinne des Vfs. geben, dessen Obliegenheit es wäre, den Zusammenhang der bürgerlichen Legislation, wenn diese anders den Forderungen, zu welchen sich die Vernunft an sie berechtigt sieht, genügen soll, mit den Principien der Sittlichkeit darzustellen. — Ist denn aber, wenn wir ein Naturrecht in obigem Sinne annehmen, zwischen demselben und der Moral wirklich der Widerspruch vorhanden, der eine Versöhnung derselben nothwendig macht? Wäre dieses nicht: so wäre jenes *Scandalum* wohl nur ein *scandalum acceptum*, und dazu wohl gar nicht zu vermeiden; in dem entgegengesetzten Falle wäre hier in der That in jedem Naturrechte, das etwas für rechtlich erlaubt erklärt, was dessen ungeachtet nicht immer sittlich erlaubt ist, ein Skandal für den gesunden Verstand. Aus diesem Grunde glaubt Rec. sich nur an jenen, vorgeblichen oder wahren, Widerspruch halten zu dürfen. Er gesteht demnach, dass es ihm nicht nur unbegreiflich sey, sondern geradezu widersprechend vorkomme: dass ein Handeln recht sey, und von der Vernunft gebilligt werde, ob es gleich mit einer Pflicht im Widerspruche ist. In dem Grunde, von welchem des Vfs. Behauptung ausgeht, ist er also mit demselben einig; nur nicht in der Folgerung, die der Vf. daraus zieht. Der, welcher ein Handeln für rechtlich erlaubt erklärt, wie Rec. es unzweydeutiger ausdrücken will, behauptet nichts weiter, als, dass dieses Handeln einer gewissen Art von Pflichten nicht widerspreche, nämlich denjenigen, die jedem das Recht eines Andern auferlegt. Ob die Vernunft ein solches Handeln übrigens billige, wird er dahin gestellt seyn lassen, weil es immer seyn könnte, dass dasselbe mit einer anderweitigen Pflicht im Widerspruche wäre, und die Vernunft nur das billigen kann, was gar *keiner* Pflicht widerspricht. — Eine solche Handlung kann selbst *recht* genannt werden, wo bloss die Rede von der Beziehung derselben zu einer gewissen Art von Gesetzen ist, ohne deshalb für *moralisch recht* erklärt zu werden. Rec. hat dieses um so mehr dem Vf. entgegensetzen müssen, da er seiner Seits davon überzeugt ist, dass die Rechte und Pflichten eines Menschen, in so fern diese nicht in einer äussern Gesetzgebung ihren nächsten Grund haben, demselben unabhängig von einander zustehen, so dass der Grund seiner Rechte nicht in seinen Pflichten, und der Grund von diesen nicht in jenen liege, obgleich beide auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruhen. Dieses weiter zu erörtern, kann hier der Ort nicht seyn; nur das Geständniss glaubt Rec. sich erlauben zu können, dass er keinen Widerspruch darin

darin sehe, dass die Vernunft Jedem Rechte, als Befähigungen zu handeln, um mit dem Vf. zu reden, dergestalt ertheilen könne, dass kein Anderer ihn in diesen Handlungen hinderlich seyn darf, er mache von seinem Rechte welchen Gebrauch er wolle, und ihn zugleich für den Gebrauch, Nichtgebrauch oder Missbrauch seines Rechts verantwortlich machen könne. Dem scharfsinnigen Vf. oder jedem Andern, der ihm in dieser Behauptung einen Widerspruch nachwiese, würde er aufrichtig dankbar seyn. — Des Vfs. Naturrecht soll nichts anders seyn, als eine Moral in Anwendung auf die Verhältnisse des Bürgers zum Staate und zu seinen Mitbürgern, in so fern sie den Gesetzgeber in seinen Verordnungen leiten soll. So glaubt Rec. wenigstens, das, was der Vf. (Vorr. S. V.) von dem Zwecke seines Werks sagt, ausdrücken zu können, und glaubt eben so, dass der Vf. jener Idee ganz consequent sein Werk angelegt habe. Denn nach einer *Einleitung: Beyträge zur Geschichte der Idee von einer philosophischen Rechtslehre*, auf welche Rec. unten zurückkommen wird, enthält der *Erste* Theil die *Fundamentallehre des bürgerlichen und peinlichen Rechts*, und in drey folgenden wird von dem *öffentlichen*, dem *Privat*- und dem *peinlichen Rechte* gehandelt. Es ist natürlich, dass der Vf. im *ersten* Theile von der Natur, oder, wie er sich ausdrückt, von der Natureinrichtung des menschlichen Begehrens ausgeht, hierauf von dem sittlich Guten und Bösen handelt, ehe er sich über den Staat erklärt, nachdem er vorher die Ideen der Achtung, des Wohlwollens und der Billigkeit als Elemente des Begriffs von dem Rechten *(rectum)* und dem Rechte *(jus)* — die in Parenthesen beygefügten lateinischen Ausdrücke setzt Rec. absichtlich hinzu — betrachtet. — Rec. kann sich bey der Anzeige dieses Theils nur auf einzelne Bemerkungen einschränken. Im Allgemeinen glaubt er bemerken zu müssen: dass wir der philosophischen Selbstständigkeit des Vfs., wenn er so die Unabhängigkeit, oder vielmehr die Unanhänglichkeit desselben an vorhandene Systeme nennen soll, viele treffliche Bemerkungen verdanken, die uns sein Scharfsinn sonst nicht gegeben hätte; auf der andern Seite der Vf. deshalb auch manches versäumt zu haben scheint, weil es ihn einem solchen Systeme, wenn auch nur in einzelnen Behauptungen, genähert hätte. Zum Beweise des ersten beruft sich Rec. auf §. 28, wo zwischen dem *Begehren* und dem *Beschlusse* unterschieden wird, wenn gleich der Beschluss, wohl nicht ganz richtig, „die Beendigung einer Ueberlegung darüber, ob einer Begierde Genüge geschehen solle oder nicht," genannt wird. Denn mit dem Beschlusse ist zwar eine solche Ueberlegung beendigt; aber nicht, weil er das Ende derselben verursachte, sondern vielmehr weil er das Resultat derselben ist. Vortrefflich ist eben so (§. 56.) die Bemerkung, dass es kein wesentlicher Charakter der Tugend sey, mit den Hindernissen der Pflicht im Streite zu seyn; ingleichen, dass die Behauptung, dass die Tugend immer von vorn anfange, für die Natur des Menschen erniedrigend, und von dem Guten abschreckend sey. Rec. fügt hinzu, dass, wenn es mit jener Behauptung, welche von dem Vf. kur mit der Bemerkung widerlegt wird, „dass aus wiederholter Uebung eine Fertigkeit entspringt," widerlegt wird, seine Richtigkeit hätte, das Streben nach Tugend, als ein vergebliches, eine Thorheit seyn würde. — Bey dem eben angeführten ist wohl vorauszusetzen, dass der Vf., was er gedacht, wohl nicht mit der gehörigen Bestimmtheit ausdrücke, wenn er (§. 58. Anm. 2.) sagt, die Ausübung der Pflicht setze *allezeit* einen Zwang gegen die sinnlichen Neigungen voraus, den der Mensch sich selbst anthun müsse, und dass dieser Zwang es eigentlich sey, was durch die Pflicht geboten werde. Denn die Pflicht ist um so weniger *jederzeit* mit der Neigung im Streit, da durch die öftere Erfüllung derselben eine solche Neigung, die anfänglich bekämpft werden müsste, ganz überwältigt seyn kann. — Mit Recht sagt der Vf. (§. 44.), der allgemeine Charakter des sittlich Guten sey die Vernunftmässigkeit des Handelns, wenn man unter einem vernunftmässigen Handeln (nach §. 37.) ein solches versteht, das *alle* Unvollkommenheit ausschliesst. Denn eine Handlung, welche einem einmal beabsichtigten Zwecke consequent ist, würde in so fern vernunftmässig seyn, wenn wir den Begriff des Vernunftmässigen nicht in diesem engen Sinne nehmen. Denn wer consequent handelt, handelt wenigstens in so fern auf eine vollkommene Art, als er einen Widerspruch zwischen seiner Handlung und einem einmal beabsichtigten Zwecke vermeidet; er handelt auch vernunftmässig, weil der Begriff der Consequenz unstreitig der Vernunft angehört, wenn anders die Vernunft sich eigenthümlicher Weise in denjenigen Schlüssen zeigen soll, deren Conclusion, wenn die Prämissen als wahr zugegeben werden, nothwendig wahr ist. Allein eine Handlung kann, so consequent sie auch einem einmal beabsichtigten Zwecke seyn mag, dennoch nichts weniger als sittlich gut seyn, weil jener Zweck nicht, in dem obigen Sinne vernunftmässiger Weise, oder mit Ausschliessung aller Unvollkommenheit, beabsichtigt werden könnte. Die Vernunftmässigkeit des Handelns, welche nach dem Vf. der Charakter der Sittlichkeit ist, ist es auch nach dem Urtheil des Recensenten; nur sieht er nicht, welchen wissenschaftlichen Nutzen das von dem Vf. unmittelbar an jene Behauptung, dass Vernunftmässigkeit der allgemeine Charakter des Sittlich Guten sey, geknüpfte Sitten-Princip haben könne. Denn dieses heisst wörtlich: „*Suche in allen Lagen des Lebens dasjenige zur Wirklichkeit zu bringen, was darin, nach den Einsichten der Vernunft, der dem Menschen möglichen Vortrefflichkeit in der Aeusserung seiner Kräfte angemessen ist.*" Rec. ist weit davon entfernt, die Wahrheit dieses Satzes zu läugnen; er glaubt aber deshalb in demselben kein wissenschaftlich brauchbares Princip der Sittlichkeit zu finden, weil nur dieses dasjenige kenntlich machen sollte, was der dem

dem Menschen möglichen Vortrefflichkeit seiner Kräfte angemessen ist. Der Satz: „handele vernunftmäßig," der aus der obigen Behauptung des Vfs. unmittelbarer, und als ein oberstes Sitten-Princip folgt, ob er gleich von dem Vf. nicht ausdrücklich aufgestellt ist, würde jener Einwendung gleichfalls ausgesetzt seyn. Deshalb hat der Vf. wahrscheinlich, statt desselben, das vorhin angeführte aufgestellt. Allein warum statt desselben nicht ein anderes, welches kurz vorher (§. 42.) wenigstens angedeutet wird? Denn daselbst heißt es: „Die moralische Schwärmerey, die sich in überspannten Forderungen zeige, die z. B. fordere, die aus der Sinnlichkeit rührenden Triebe nicht etwa zu veredlen, sondern sie zu unterdrücken, entdecke sich leicht, wenn man in Ansehung der Vorschriften, welche sie giebt, sich die Frage vorlege: Was denn aus der menschlichen Natur werden würde, wenn jedermann sie zu Regeln seines Betragens machte." Jenes angedeutete Princip, oder vielmehr die Formel, durch welche es ausgedruckt wurde, würde keine andere als die *Kantische* seyn, die unstreitig vor allen andern Ausdrücken des ersten sittlichen Gesetzes das voraus hat, dass wir sie am unmittelbarsten zur Anwendung bringen, um in einzelnen Fällen darnach urtheilen zu können. Als eine *unmittelbare* Folge aus dem Satze, dass der allgemeine Charakter der Sittlichkeit die Vernunftmäßigkeit des Handelns sey, hätte sie freylich nicht aufgestellt werden können; allein Rec. zweifelt auch, ob dieses bey der von dem Vf. aufgestellten Formel der Fall sey. Indess hat der Vf. sie vielleicht nicht als eine solche aufstellen wollen. Denn bald darauf (§. 44. Anm. 1.) sagt der Vf., das oberste Sittenprincip werde nur dadurch gefunden, dass man die Aussprüche des Herzens über das Gute und Böse in den menschlichen Handlungen vergleiche. — Rec. läugnet nicht, dass wir auf diese Art zuerst zur Kenntniss desselben gelangen, oder vielmehr, dass jenes der erste Schritt zu dieser Kenntniss ist. Allein die Philosophie darf hierbey nicht stehen bleiben, sondern hat vielmehr zu zeigen, worin wir so urtheilen müssen, und das kann sie nur, indem sie jene Urtheile auf ein erstes oder ursprüngliches Sittengesetz zurückführt, dessen Wahrheit entweder von selbst einleuchtet, oder aus solchen Gründen gefolgert ist. Denn die Kenntniss des ersten sittlichen Gesetzes, welche sich bloss auf eine Vergleichung der Aussprüche des Herzens über das Gute und Böse im Handeln gründete, würde nicht allein, wie auch der Vf. behauptet, von der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit jener Vergleichung und der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, mit welcher sie aufgefasst wird, sondern überdiess auch von der Richtigkeit jener Urtheile, von welchen sie abstrahirt ist, abhängen. Sie kann daher so gut falsch als wahr seyn. Denn die Kenntniss jenes Gesetzes würde nicht allein falsch seyn, wenn es zu allgemein; sondern auch, wenn es nicht hinlänglich allgemein gefasst wäre. Die Frage ist hier nicht von dem, was in den Systemen der Moralphilosophie geleistet ist; sondern davon, was sie leisten sollten. Denn sonst möchte es allerdings wahr seyn, dass nach den meisten derselben die Begründung eines Moralsystems durch ein oberstes Sittenprincip einen Zirkel enthalte. Dass dieser Zirkel aber nicht, wie der Vf. behauptet, nothwendig sey, erhellet aus dem Gesagten; und dass derselbe dem (wissenschaftlichen) Werthe der Moralphilosophie, wie der Vf. gleichfalls behauptet, nicht Abbruch thue, kann Rec. um so weniger zugeben, da jener Zirkel doch immer ein Zirkel im Beweisen, und nicht bloss eine Umkehrung einer Schlussreihe wird, durch welche bloss dargethan werden soll, aus *B* folge wiederum *A*, aus welchem dasselbe vorher gefolgert war. Denn eine solche Umkehrung einer Schlussreihe soll für sich nichts weiter darthun, als die gegenseitige Abfolge zweyer Voraussetzungen aus einander, dergestalt, dass, wo die eine gegeben ist, auch die andere Statt finden muss, ohne über die Wahrheit jener Voraussetzungen selbst zu entscheiden, oder diese daraus beweisen zu wollen. — Die Moralphilosophie theilt der Vf. (§. 67—72.) zuerst in die generelle und specielle, und weiset sodann der letzten die Tugendlehre, Politik im Sinne der Alten, und das Völkerrecht, dem Vf. die Völkermoral, als Haupttheile an; zudem weiset er in der Moralphilosophie der Pädagogik einen Platz an, da sie eine Anweisung geben soll, wie die Kräfte des Menschen, von der ersten Periode des Lebens an, geübt werden müssen, damit derselbe in den Jahren der Mündigkeit sein Handeln durch die Vernunft zu ordnen im Stande sey. — Rec. übergeht andere Bemerkungen, die sich ihm hier darboten, und bemerkt nur, 1) dass, wenn, nach dem Vf., die Politik, wie Rec. es am kürzesten glaubt ausdrücken zu können, die innere Staatsmoral seyn soll, sie wohl nicht ganz die Politik der Alten seyn würde. Denn diese war wohl die gesammte Vernunftwissenschaft von dem Staate. Von jener Politik werde, wie Rec. hinzufügt, des Vfs. Naturrecht, wie dieser aber nicht ausdrücklich sagt, ein Haupttheil seyn. 2) Auch, wenn man mit dem Vf. (§. 67.) die Moralphilosophie durch die Wissenschaft des, dem Menschen möglichen, sittlichen Guten erklärt, und demselben zugiebt: dass diese Moral nicht allein die Frage zu untersuchen habe, von welcher Beschaffenheit und welchem Umfange dieses sittlich Gute sey, sondern auch die Frage untersuchen müsse, durch welche Mittel den Erkenntnissen von diesem Guten ein den Neigungen zum Bösen überwiegender Einfluss verschafft werde (oder kürzer, was die Pflicht von dem Menschen fordere, und wie sie in Ausübung zu bringen sey), die Erziehungslehre doch kein Theil der Moral seyn werde, ob sie gleich Prämissen aus derselben zu entlehnen hat. Denn die Erziehung, deren Theorie jene Wissenschaft ist, soll nicht allein an der sittlichen, sondern auch der übrigen Ausbildung des Zöglings arbeiten. Eine Moral, welche ihre Vorschriften in speciellere Verhältnisse verfolgte, würde von dem

dem Menfchen zwar fordern; fo viel an ihm ift, jeder phyfifchen Vollkommenheit nachzuftreben. Sie würde fich alfo an das Bild des phyfifch vollkommenften Menfchen zu halten haben; allein diefes Bild zu entwerfen, würde nicht ihre Sache feyn, oder die Principien, nach welchen es zu entwerfen wäre, würden nicht ihr, fondern der Teleologie, Anthropologie angehören. Wenn der Erzieher fich gleich an eben daffelbe Bild zu halten hat: fo hat er es doch nicht von der Moral zu entlehnen.

(Die Fortfetzung folgt.)

BIBLISCHE LITERATUR.

Marburg, mit Krieger. Schr.: *Differtatio exegetico-critica de Joelis prophetae aetate.* Auctore *Dan. Ge. Conr. a Coelln*, Detmolda-Lippiaco. 1811. 44 S. gr. 8.

Für die Zeitbeftimmung des Propheten Joel giebt es bekanntlich keine äufseren Gründe, und die im Buche felbft gegebenen inneren fchienen den Auslegern fo wenig hinreichend und wurden von ihnen fo verfchieden benutzt, dafs die meiften entweder die Unterfuchung ganz von fich fchoben oder zwifchen fehr verfchiedenen Zeitaltern fchwankten. Hr. *von Cölln*, der fich durch diefe Inauguralfchrift als einen unbefangenen und gefchmackvollen Ausleger ankündigt, fah indeffen fehr richtig, dafs fich durch genaue und kritifche Beachtung der inneren Momente allerdings zu einem hohen Grade von Wahrfcheinlichkeit kommen laffe. Seine Wahl diefes Gegenftandes ward aber insbefondere beftimmt durch ein in feine Hände gerathenes Manufcript feines Grofsoheims, des ehemaligen Profeffors *J. P. Berg* zu Duisburg, welches einen fehr ausführlichen Commentar über diefen Propheten mit Rückficht auf deffen Alter enthält, woraus hier mehrere Proben mitgetheilt werden, und welches der Vf., wenn fich günftige Umftände zeigen, einft vollftändig zum Druck zu befördern gedenkt. Der Gegenftand felbft ift mit vieler Umficht und forgfältiger Berückfichtigung aller in Betracht kommenden Umftände behandelt. Es werden zuerft §. 2 alle Stellen, die ein hiftorifches Moment enthalten können, zufammengeftellt, §. 3 diejenigen ausgefondert, welche man fälfchlich dahin gerechnet hat, und dann §. 4 das vorläufige Refultat gezogen, dafs die Abfaffung des Buches zwifchen Jofaphat (von welchem 4, 2. 12 das Thal Jofaphat benannt fey) und den erften Einfall der Affyrer in Ifrael angefetzt werden müffe. So weit ftimmt mit dem Vf. auch *Berg* überein, welcher fich nun aber insbefondere für die Zeit erklärt, wo unter dem jungen Könige Joas, vom Hohenpriefter Jojada geleitet, der Jehovadienft eine Zeit lang blühte. Hiernach wäre Joel der ältefte der uns erhaltenen Propheten. Mit Recht erklärt fich aber Hr. *v. C.* gegen diefe Annahme. Er felbft geht (wie gleichzeitig, aber unabhängig von ihm, *Rofenmüller Schol. in V. T.* P. VII. Vol. I. S. 433 that, und vor ihnen *Camp. Vitringa*) von der Uebereinftimmung der hiftorifchen Momente im Joel und Amos aus, insbefondere von den in beiden Propheten genannten Feinden des ifraelitifchen Staats, und wird dadurch zu dem Refultate geführt, dafs beide Zeitgenoffen waren, welches denn auch durch Sprache, Gleichheit der Anficht, auch wohl durch die Stelle deffelben im Kanon beftätigt wird. Unter den Juden war diefer Meinung fchon Abarbanel, was der Vf. anzumerken unterlaffen hat. Beyläufig enthält die Schrift auch einzelne exegetifche Bemerkungen, z. B. S. 8, dafs Kap. 1, 4 nicht mit faft allen Auslegern an verfchiedene Arten der Heufchrecken zu denken fey, fondern dafs diefes lediglich eine poetifche Anhäufung von Synonymen fey (allein, dafs *man* durch diefe Namen verfchiedene Arten unterfchied, zeigt deutlich 3 Mof. 11, 22, wo ebenfalls vier Namen genannt, und einem jeden noch ein לְמִינוֹ beygefetzt wird); S. 10, dafs ftatt הַצְּפוֹנִי 2, 20, welches als *feptentrionalis* den Auslegern Schwierigkeit mache, הַצָּפוּנִי zu lefen fey: *exercitus inftructus*, von صفّ *exercitum inftruxit* (allein der Vf. wird zugeftehn, wie mifslich die Annahme fo neugemachter Wörter fey; dafs aber die Heufchrecken fehr füglich aus den nördlichen Wüften über Syrien und Hemath kommen konnten, hat unter andern *Lightfoot* bey *Rofenmüller* bemerkt); S. 12, dafs das Thal Jofaphat von dem *Nom. propr.* des Königs abzuleiten fey (vgl. 2 Chron. 20, 1. 2), nicht als appellativ zu nehmen, womit Rec. übereinftimmt; S. 27, dafs die בְּנֵי הַיְּוָנִים 4, 6 nicht von Griechen, fondern von Arabern zu verftehn feyn (vgl. Ezech. 27, 19), wofür denn auch V. 8 die Sabäer fubftituirt würden. (Allein der herrfchende Gebrauch des Wortes ift doch für *Griechen*, und es ift nicht gezeigt worden, dafs diefes hiftorifch verwerflich fey). Alle diefe Bemerkungen, mit Ausnahme der erften, find übrigens von *Berg*, und aus deffen Nachlafs mitgetheilt, wobey wir nicht verhehlen können, dafs wir bey einer Inauguralfchrift ftatt deffen lieber Eigenthum des Vfs. gelefen hätten. — Der Corrector des Werkchens hat fehr nachläffig gearbeitet, befonders in der hebräifchen und arabifchen Schrift, in welcher S. 10 und 11 in zehn Wörtern fechs Fehler ftehn geblieben find.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Begriffe der Achtung, des Wohlwollens und der Billigkeit gegen Andere, auf welche der Vf., wie schon oben bemerkt ist, die Begriffe vom Rechten und dem Rechte gründet, drücken nach demselben ein in der Wechselwirkung der Menschen auf einander darstellbares sittlich Gutes aus. — Der Idee der allen Menschen schuldigen Achtung liegt die Einsicht zum Grunde, dass der Mensch, wegen seiner Vernünftigkeit (warum nicht Vernunft?) nicht als ein blosses Mittel für die Absichten Anderer existire, und als ein solches behandelt werden dürfe. Der Mensch der ohne Einschränkung jener Achtung gemäss handelt, wird sie dadurch zu erkennen geben, dass er in allem, was er in Beziehung auf Andere thut, sich mit durch die Ansprüche bestimmen läst, welche diese auf eine der menschlichen Natur angemessene Existenz machen. Diese Idee entwickelt sich aus einem natürlichen Gefühle, dass nämlich der Mensch Vorzüge vor allen Thieren und leblosen Dingen besitze, und daher anders als sie behandelt werden müsse. Dieses Gefühl hat noch keinen sittlichen Werth, zeigt sich zuweilen nur eingeschränkt wirksam, oder wird auch durch die heftigen Begierden des Egoismus wohl ganz unterdrückt. In einer Naturanlage hat derselbe auch das Vermögen einer Theilnahme an den Leiden und Freuden anderer lebenden Wesen, welches sich am stärksten in Beziehung auf seine Mitmenschen äusert. Diese Theilnahme und was ihr zu Folge geschieht, hat in so fern es die blosse Wirkung einer Naturkraft ist, noch keinen sittlichen Werth; wohl aber das Handeln nach der Idee von einem auf *jedes* Mitglied des menschlichen Geschlechts sich erstreckenden, und jeder Aufopferung des individuellen Wohlseyns für Andere fähigen Wohlwollens. Dieses Wohlwollen erhält in Ansehung seines Umfangs; desjenigen, wodurch es bewiesen werden soll; der Verhältnisse derjenigen, gegen welche wir es beweisen zu uns; ihrer Zustände u. s. w. verschiedene Bestimmungen (oder ist vielmehr in seinen Aeusserungen verschiedentlich zu bestimmen). Es heisst ein billiges, wenn es diesen Bestimmungen gemäss ist. Ist dieses, nach den Zuständen Anderer und ihren Verhältnissen zu uns abgemessene Betragen zugleich der, den Menschen als solchen schuldigen, Achtung entsprechend: so ist es *recht*, oder enthält das *Rechte*. Dieses besteht also in einer, durch sittliche Ideen bestimmten, Beschaffenheit unserer Handlungen in Beziehung auf andere Menschen. Dieses ist die objective Bedeutung des Worts *Recht;* in der subjectiven Bedeutung bezeichnet es eine, durch jene Beschaffenheit einer Handlung begründete, Befähigung eines menschlichen Individuums zu einer solchen Handlung. — Nach dem bisherigen fände also ein Recht nur zu Handlungen statt, zu welchen man, und zwar gegen Andere, verpflichtet ist; nicht zu Handlungen, die bloss moralisch möglich sind; noch weniger zu Handlungen, denen wir nicht einmal moralische Möglichkeit zugestehen können. Rec. hat schon oben offenherzig gestanden, dass er den argen Widerspruch, welchen der Vf. darin sieht, dass etwas, wie er es glaubt ausdrücken zu können, Rechtens und doch pflichtwidrig seyn könne, nicht sehe; er geht hier noch weiter und behauptet nicht allein, mit dem Vf. (§. 79. Anm. 5.), dass die Rechte eine Beziehung auf die sittliche Bestimmung des Menschen und die Erreichung derselben haben; sondern überdiess noch dreist, dass der Mensch selbst solche Rechte haben müsse, um seine sittliche Bestimmung erreichen zu können. Der Beweis dieser Behauptung würde hier zu weit führen; nur glaubt Rec. den scharfsinnigen Vf. und jeden andern auffordern zu können, ihm hierin einen Widerspruch nachzuweisen. Sollte dieses wider sein Erwarten geschehn, so würde er hierfür dem Vf., oder wer sonst einen solchen Widerspruch zeigen würde, aufrichtig dankbar seyn. Rec. ist hierbey mit dem Vf. darin einig, dass kein Mensch als ein blosses Mittel zu den Zwecken eines andern existire, oder so behandelt werden dürfe, glaubt aber dabey, dass man von dieser Wahrheit in der Moral nicht eher Gebrauch machen könne, als man aus andern als Gründen, welche der Moral angehören, bestimmt hat, welche Rechte dem Menschen zustehen. Der Vf. scheint diesen Einwürfen (Anm. 1. §. 79.) begegnen zu wollen. „Hoffentlich, nämlich sagt er, werde man seiner Ableitung der Rechte aus sittlichen Geboten nicht entgegensetzen, dass man von einem Aufgeben gewisser Rechte und von einer Berechtigung, oder wohl gar einer Gewissensverbindlichkeit dazu rede: denn diese Redensarten beziehen sich auf die Unvollkommenheit bürgerlicher Gesetzgebungen, die oft etwas als ein Recht eines Individuums festsetzen, was dem Rechten im Verkehr der Menschen nicht allezeit angemessen ist." — So sinnreich dieses auch ist, so wenig möchte es

es indeſs befriedigen. Denn die bürgerliche Geſetzgebung hat für das Verkehr der Menſchen im Staate nichts anders als die Rechte, und was hieraus ſchon von ſelbſt folgt, die Verbindlichkeiten, die dieſen entſprechen, zu beſtimmen. Sie kann und muſs es dabey jedem überlaſſen, ob er ſein Recht aufgeben, es in einem Falle ungebraucht laſſen wolle u. ſ. w. Denn hierdurch geſchieht jenem nicht Unrecht, weil niemand ſich ſelbſt Unrecht thun kann; und eben ſo wenig einem Andern, zu deſſen Gunſten der erſte ein Recht aufgäbe, oder es auch nur in einem beſtimmten Falle ungebraucht lieſse. Denn indem ein Rechtsgeſetz jemanden auf etwas ein Recht ertheilt, verfügt es nichts anders, als daſs dieſer Gegenſtand als von der Willkür deſſelben, von allen übrigen behandelt werden ſolle. Indem ein Geſetz mich, um mit dem Vf. zu reden, ſo befähiget, dasjenige, was der Gegenſtand meines Rechts iſt, als von meiner Willkür abhängig zu behandeln, beſtimmt es darüber nichts ob ich moraliſch recht oder Unrecht handele, wenn ich jenen Gegenſtand meines Rechts von Andern, als einen Gegenſtand meiner Willkür behandelt wiſſen will, obgleich dieſer nicht allein widerrechtlich, ſondern auch moraliſch unrecht handeln würde, wenn er jenen Gegenſtand anders als einen Gegenſtand meiner Willkür behandeln wollte. Dieſelbe Bewandniſs hat es mit den Rechtsgeſetzen, welche ihre Gültigkeit nicht erſt durch eine poſitive Geſetzgebung haben, oder den natürlichen Rechtsgeſetzen; ſie beſtimmen auf Seiten des Einen Rechte und auf Seiten des Andern Verbindlichkeiten, die dieſen entſprechen, ohne etwas darüber zu beſtimmen, ob und wo derjenige dem ein ſolches Recht zuſteht, moraliſch recht handelt, wenn er ſein Recht gebraucht, oder es ungebraucht läſst. In Beziehung auf jene Geſetze iſt jedes Handeln *recht* zu nennen, wofern es nur nicht dem Rechte *(juri)* eines Andern zuwider iſt; und wird ſo ganz richtig genannt, wenn anders jenes Beywort, wie der Vf. (78 Anm. 2) bemerkt, alles das bezeichnet, was ſeinen Gründen angemeſſen iſt, da bey der Beurtheilung einer Handlung nach jenen Geſetzen Gründe, die anderweitig zu berückſichtigen ſeyn mögen, nicht in Betrachtung kommen. Rec. glaubt dieſes um ſo weniger weiter gegen den Vf. verfolgen zu dürfen, da derſelbe (Anm. 4. a. a. O.) ſagt, von dem Menſchen, der die Herrſchaft, welche ihm über die Thiere zukommt, über die durch die Vernunft beſtimmten Grenzen ausdehne und dieſelben z. B. als gefühlloſe Dinge behandele, ſage man *bildlich* er thue unrecht. Bildlich kann hier der letzte Ausdruck wohl nur gebraucht werden, wenn man den Thieren Rechte, die ſie doch keineswegs haben, leihet, und jenen Ausdruck alſo im rechtlichen Sinne nimmt; nicht aber, wenn er in ſittlicher Bedeutung genommen wird, oder man müſste behaupten, daſs dem Menſchen in Anſehung ſeines Verhaltens gegen die Thiere keine Pflichten obliegen. Denn, liegen ihm ſolche Pflichten ob, ſo würde er, wenn er gegen dieſe handelt, immer ſittlich unrecht, wenn gleich keineswegs widerrechtlich handeln. — Rec. zweifelt nicht, daſs der Vf. zu ſeinen angeführten Behauptungen ſich dadurch habe verleiten laſſen, daſs er ſich an das Beywort *recht* in ſeiner moraliſchen Bedeutung, und insbeſondere in Anwendung auf die Pflichten gegen Andere, gehalten. Es würde ihm ſchwer zu begreifen ſeyn, warum der Vf., wenn er ſich einmal an den Begriff des moraliſch Rechten *(recti)* hielt, dieſes lediglich auf das Verhältniſs des Menſchen zu ſeinen Mitmenſchen einſchränkte, wenn demſelben nicht, wie er vorausſetzt, immer der Begriff des Rechtlichen mit vorgeſchwebt hätte. Was in dem Sinne des Vfs. recht iſt, muſs natürlich auch billig ſeyn, auch wenn man des Vfs. ſchon oben mitgetheilten Begriff von der Billigkeit zugiebt, nach welchem dieſe in dem Wohlwollen beſteht, in ſo fern es in ſeinen Aeuſserungen nach dem Zuſtande Andrer unſerm Verhältniſſe zu ihnen richtig abgemeſſen iſt. — Rec., der vorhin ſich abſichtlich nur darauf einſchränkte, des Vfs. Ideen mitzutheilen, glaubt hier die Bemerkung beybringen zu können, daſs die Billigkeit wohl nichts anders iſt als die Güte in ſo fern ſie unparteyiſch, und, im beſondern Sinne, in ſo fern ſie ſich ſo, auch im Gebrauche unſrer *Rechte* gegen Andere zeigt. — Ueber den Staat erklärt ſich der Vf. im *vierten* Hauptſtücke mit vieler Deutlichkeit. Nach demſelben liegt nicht allein dem Staate, ſondern auch dem Verhältniſſe des Oberhaupts zu den Unterthanen in demſelben ein Vertrag zum Grunde, da dem äuſsern Urſprunge des Staats etwas Inneres, nämlich eine Uebereinſtimmung des Willens derer, die darin gebieten und gehorchen, welche man wohl einen Vertrag nennen dürfe, vorhergehe. — Rec. zweifelt ob dieſe Uebereinſtimmung des Willens dem Staate wirklich immer vorhergehe; zweifelt aber keineswegs, daſs jedem Staate jene Verträge zum Grunde liegen, da zu der Wirklichkeit eines Vertrages keineswegs die wirkliche Einwilligung der Vertrag ſchlieſsenden Theile, wohl aber eine, ausdrückliche oder ſtillſchweigende, Erklärung derſelben erfordert wird. Rec. würde ſich dieſer Bemerkung überhoben halten, wenn er nicht glaubte, daſs man nur deſshalb der Behauptung, dem Staate liege ein Vertrag zum Grunde, widerſprochen habe, weil man unter einem ſolchen Vertrage ſich nur einen *ausdrücklichen* gedacht habe. Dieſem Vertrage tritt im Staate jeder ſtillſchweigend bey, der den Schutz des Staats in Anſpruch nimmt, weil er auf denſelben nur unter Vorausſetzung eines ſolchen Vertrages ein Recht haben kann. Rec. giebt es daher dem Vf. zu, daſs die Frage, welche Mitglieder ihre ausdrückliche Einwilligung zu jenem und den übrigen Verträgen, die man dem Staate zum Grunde legt, geben müſſen, eine Ungereimtheit enthalte. — Daſs der Zweck des Staats (oder derjenige, zu deſſen Erreichung die Mitglieder deſſelben ſich durch den Vertrag, durch welchen der Staat gegründet wird, anheiſchig gemacht haben), welchen der Vf. §. 86. mehr angedeutet als beſtimmt angegeben hat, unter der §. 88. angenommenen Vorausſetzung, daſs nämlich derſelbe nach ſeiner Beziehung auf die Beſtimmung der menſchlichen Na-

Natur bestimmt werde, richtig angegeben sey, bestreitet Rec. nicht; nur glaubt er, dass die Beabsichtigung dieses so bestimmten Zwecks schon aus der gewöhnlichen Bestimmung des Staatszwecks für den Staat folge. Denn an dem a. O. setzt der Vf. den so bestimmten Zweck in die Beförderung einer, von Generation fortgehenden, Entwickelung aller, die menschliche Natur auszeichnenden, Anlagen bey seinen Bürgern. Man setze nun den Zweck des Staats in die Sicherung der Rechte seiner Mitglieder; den vollkommensten Rechtszustand derselben; oder das allgemeine Wohl, wenn unter dem letzten der Zustand verstanden wird, in welchem Jeder der Erreichung seiner Zwecke gewiss ist: so wird der Staat, der nach möglichster Einrichtung dieser Zwecke strebt, eben deshalb auch nach jenen streben müssen. Jene Bestimmungen des Staatszwecks, richtig verstanden, laufen aber auf Eins hinaus, oder folgen gegenseitig aus einander. — Am Ende des Hauptstücks *von dem Staate*, erklärt sich der Vf. über den Umfang der Politik, von welcher sein Werk einen Theil darstellt, und die Eintheilung der bürgerlichen Rechte. Was daselbst §. 102. über die Polizey und die Polizeylehre gesagt wird, wird für viele Leser so belehrend als für den Rec. seyn. Nach der am Schlusse dieses Hauptstücks beygebrachten Eintheilung in das öffentliche und Privatrecht, und des letzten in das persönliche und dingliche Recht, wobey der Vf. die gegründete Bemerkung macht, dass ein rechtliches Privatverhältniss ein dingliches und persönliches zusammen einschliessen könne, geht er zu den drey noch übrigen Theilen fort, welche dem öffentlichen, dem Privat-, und dem peinlichen Rechte bestimmt sind. So sehr Rec. dem Vf. es Dank weiss, dass derselbe das letzte mitgenommen, so wenig sieht er wie dieses dem öffentlichen Rechte entgegen gesetzt werden könne: Soll nämlich die Criminalgewalt, wie §. 101. gesagt wird, nur geübt werden, um den Gesetzen eine unentbehrliche Sanction zu ertheilen: so erhellet, dass die Verbindlichkeit, eine Strafe zu leiden dem Bürger nicht gegen den einzelnen Bürger, sondern gegen die Gesammtheit aller Bürger obliege. Das Recht zu strafen, und die Verbindlichkeit eine Strafe zu leiden, betreffen also zunächst das Verhältniss des Bürgers zum Staate, wenn die letzte Verbindlichkeit gleich aus der Verletzung einer Privatverbindlichkeit entsprungen seyn kann. Der Vf. scheint diesen oder ihm ähnliche Einwürfe auch erwarten zu müssen, gefühlt zu haben. Denn a. a. O. sagt er, es werde sich aus der Erörterung der Principien des peinlichen Rechts ergeben, dass dieselben in näherer Verwandtschaft mit den Principien des bürgerlichen Rechts, als der Staatsrechtslehre, oder der Staatshaushaltungslehre stehen; allein gesetzt auch, dass dieser Grund an sich richtig wäre; so würde er doch das Verfahren des Vfs. nicht rechtfertigen. — In dem öffentlichen Rechte des Vfs. findet man, wie nach dem Zwecke seines Werks auch schon zu vermuthen ist, fast keine der Fragen erörtert, denen sonst das allgemeine Staatsrecht und das allgemeine Völkerrecht gewidmet sind. Denn in dem ersten Hauptstücke werden die bürgerliche Persönlichkeit, die Gewissensfreyheit, und Verdienstlichkeit um den Staat, als Bestandtheile des öffentlichen Rechts betrachtet, und im zweyten die Streitfragen über den Umfang des öffentlichen Rechts (wohl deutlicher der öffentlichen Rechte) beantwortet. Denn in dem Letzten wird die Frage von der Rechtmässigkeit der Sklaverey, dem Verhältnisse des Staats zum Bürger in Rücksicht auf seine Religion und zu der Kirche handelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Müller: Dr. *Arnold Wienholt's sieben Vorlesungen über die Entstehung der Missgeburten.* Herausgegeben von Dr. *J. Ch. Scherf*, u. s. w. 1807. 143 S. ohne Vorrede. 8.

Diese Schrift sollte eigentlich den Titel führen: „Beweis, der Möglichkeit des Versehens der Schwangern," indem der Vf. am Anfange derselben erklärt, dass er über das Versehen der Schwangern schreiben wolle, auch „dass er die für dasselbe angeführten Fälle als eine Reihe von Thatsachen betrachte, welche treue und unverdächtige Beobachter zu genau und wiederholt sahen, als dass wir ihre Wahrheit bezweifeln dürften, die man auch gern als Thatsachen anerkennen würde, wenn man nur über ihre Quellen einig wäre" und mit den Worten schliesst: „zwey für uns sehr wichtige Umstände wären also meiner Meinung nach aufs Reine gebracht: 1) dass die Seele der Mutter mit der des Kindes in einem genauen Verein steht, dass sie wechselseitig auf einander wirken, aber dass die Wirkung von jener auf diese überwiegend ist. 2) Dass auch während der Schwangerschaft durch zufällige Ursachen wichtige körperliche Veränderungen hervorgebracht werden können, die eine Veränderung der bisherigen Bildung des Kindes, eine Umformung schon vorhandner Theile, Zerstörung organischer Bildung, Erzeugung neuer Theile u. s. w. zur Folge haben. Und so ist die innere Möglichkeit der durchs Versehen der Schwangern, dem Vorgeben nach bewirkten körperlichen und geistigen Veränderung des Kindes ausser Zweifel gesetzt.

Man sieht indessen leicht ein, dass der Schluss des Vfs. falsch ist. Denn wären auch beide Sätze so wahr, als der erste derselben nur im höchsten Grade precär ist, so ist doch damit durchaus nicht erwiesen, dass durch lebhafte Vorstellung eines Gegenstandes, oder einen durch denselben veranlassten Affect der Mutter der Bildungsprocess des Embryo so umgeändert werden könne, dass der Gegenstand dadurch seinem Körper eingebildet würde.

Da der Vf. ausdrücklich bemerkt, dass die Frage nur auf dem Wege der Erfahrung geprüft werden könne, so fragt es sich natürlich, ob er darzuthun im Stan-

Stande war, dass die Erfahrung für seine Meinung entscheidet. Der Gang seiner Untersuchung ist dieser. Er führt zuerst an und sucht zu beweisen, dass grössere, besonders unerwartete Erregung des Seelenorgans und überhaupt des Nervensystems der Schwangern nicht selten bedeutende Veränderungen ihres Kindes zur Folge hat, dass Nervenaffectionen den Tod des Kindes weit häufiger zur Folge haben als andere, selbst sehr bedeutende und die Gebärmutter selbst oder die benachbarten Theile interessirende Krankheiten, z. B. Blutflüsse, Entzündungen u. s. w. dass Nervenaffectionen der Mutter den Tod des Fötus plötzlich veranlassen, während er durch diese nur allmählig bewirkt wird. Darauf kommt er zu der Erscheinung, dass Kinder nicht selten die Spuren desselben Nervenleidens zeigten, an welchem die schwangere Mutter litt, und geht dann zu der Entstehung der eigentlichen Muttermähler in Folge eines Versehens über, worunter er alle Entstellungen der äussern Gestalt versteht, ohne jedoch anzunehmen, dass alle Missbildungen äusserer Organe auf diese Weise entstehen. „Nur mehrere, sagt er, sind eines höhern Ursprungs, und verdanken ganz oder zum Theil ihr Daseyn einer übersinnlichen, nach einem gewissen Modell wirkenden, erst während der Schwangerschaft thätig gewordnen Kraft." (!)

Als Belege zu dieser Behauptung führt er mehrere, theils eigne, theils fremde Missgeburten an, und macht besonders auf die an denselben doch gewöhnlich deutlich wahrnehmbare Spuren von Regelmässigkeit und Absichtlichkeit der Bildung aufmerksam. Darauf stellt er die Gründe für die accidentelle und ursprüngliche Entstehungsweise der Missgeburten, besonders der Doppelmissgeburten sehr gut und unparteyisch einander gegenüber, und glaubt beide Meinungen durch die Annahme vereinigen zu können, dass die mechanischen Einwirkungen nur als entfernte Ursachen anzusehen seyn, welche eine Umstimmung der bildenden Thätigkeit hervorbringen, deren Resultat die Entstehung einer Missgeburt sey. Als Gründe für diese Annahme führt er an, dass die Kraft, welche den Körper bildet, nicht nur im Augenblicke der Zeugung, sondern das ganze Leben hindurch thätig sey, dass sie in der Fötusperiode mit der grössten Energie wirke, und dass die grossen Umwandlungen welche man als im Gefolge mechanischer Ursachen im Körper des Embryo entstehend und Missgeburten veranlassend annimmt, sich mit den Gesetzen der mehr als amphibienartigen Existenz des Embryo vereinigen lassen, so fern sie an die Reproductionsphänomene niederer Thiere erinnern. Er glaubt sogar, dass man zu dieser Annahme gezwungen sey, indem zur Entstehung der Abweichungen der bildenden Kraft von ihrem normalen Wirken nothwendig äussere, ihr Wirken modificirende Ursachen erfordert würden. Die Missgeburten nun seyen die Producte einer solchen Modification der bildenden Thätigkeit. Diess beweise noch mehr der Umstand, dass sie gewöhnlich ausser den Entstellungen, welche die unmittelbare Folge der Einwirkung mechanischer Schädlichkeiten sind, noch andre darbieten, deren Entstehung man nur aus der Abänderung des Wirkens der bildenden Thätigkeiten erklären könne, welche ihren Grund in der mechanischen Schädlichkeit haben, wodurch die Hauptmissbildung hervorgebracht worden sey. Die Annahme mechanischer Schädlichkeiten, welche nur durch Modification der bildenden Thätigkeit Missgeburten veranlassen, sey auch nöthig, weil eine Entstehung der Missbildungen ohne sie als gegen das grosse Gesetz der Sparsamkeit laufend nicht statthaft sey. Nachdem der Vf. diese Sätze an einander gereihet hat, zieht er aus ihnen ohne weiteres die Schlüsse, von welchen wir oben bemerkten, dass sie die Schrift endigen.

Wir brauchen wohl nicht weitläufig darzuthun, dass, wenn auch alle Sätze, die wir vollkommen treu hier vor die Augen der Leser stellten, ihre Richtigkeit haben, dennoch dadurch auch kein einziger erheblicher Zweifel über die Möglichkeit des Versehens aus dem Wege geräumt wird. Den wichtigsten Grund für die Möglichkeit des Versehens würde unstreitig die Entstehung der Missgeburten auf die von dem Vf. angeführte Weise abgeben. Auch hat er diess sehr wohl gefühlt und sie daher ganz besonders wahrscheinlich zu machen gesucht; allein wir finden in der Structur aller Missgeburten und namentlich ganz vorzüglich der Doppelmissgeburten zu erhebliche Gründe gegen diese Annahme, als dass wir uns für sie entscheiden könnten, vorzüglich, da es uns viel leichter scheint, sie aus einer ursprünglichen Umstimmung der bildenden Thätigkeit durch nichtmechanisch wirkende Ursachen zu erklären, eine Meinung, welcher besonders die von dem Vf. angeführten, aber gewiss anders zu erklärenden mehrfachen Entstellungen, welche in derselben Missgeburt vorkommen, das Wort reden, indem es doch wohl viel wahrscheinlicher ist, dass Mangel eines Theiles der mit Ueberfluss andrer verbunden ist, aus eigenmächtigem Uebermaass von Thätigkeit an einer Stelle zu erklären sey, als aus durch mechanische Ursachen veranlasstem Zusammenwachsen zweyer ursprünglich getrennter Organismen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernſt Schulze* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

In der bürgerlichen Perſönlichkeit liegt, wie Rec. bemerkt, ſchon die Gewiſſensfreyheit. Denn die bürgerliche Perſönlichkeit, oder, wie der Vf. ſie auch ſonſt nennt, die bürgerliche Selbſtſtändigkeit, iſt, nach allem, was der Vf. von ihr (§. 106.) ſagt, nichts anders, als das Recht zu allen Handlungen, die nicht widerrechtlich und auch nicht dem Zwecke des Staats zuwider ſind, oder die Unabhängigkeit von der Willkür eines jeden Andern in Anſehung ſolcher Handlungen. Wer dieſes Recht hat, muſs aber auch die Gewiſſensfreyheit haben; wenn man die Grenzen derſelben auch enger zieht, als es von dem Vf. (§. 107.) geſchehen zu ſeyn ſcheint. Denn daſelbſt heiſst es, zu der bürgerlichen Gewiſſensfreyheit gehöre das Recht, durch den Staat zu nichts verpflichtet zu werden, was nach dem Urtheile des innern Richters etwas Böſes enthalte. Man fragt mit Recht, was der innere Richter hier ſey: ob das Gewiſſen überhaupt, oder insbeſondere das richtige Gewiſſen. Im erſten Falle würde der Gewiſſensfreyheit eine Ausdehnung gegeben, in welcher ſie ſchon deshalb nicht Statt finden könnte, weil ſie den Menſchen auch zu Handlungen berechtigen würde, die gegen das Recht eines Andern laufen, wenn er eines irrenden Gewiſſens wegen ſich zu dieſen verpflichtet hält. In dem letzten Falle findet die Gewiſſensfreyheit von ſelbſt Statt, da niemand zu einer Handlung verpflichtet werden kann, die mit einer Pflicht im Widerſpruche iſt, und von dieſer Art muſs doch eine Handlung ſeyn, welche nach einem richtigen Gewiſſen etwas Böſes enthielte. Wollte man indeſs die Gewiſſensfreyheit nur auf dieſe Handlungen einſchränken: ſo würde man ihr eben ſo unſtreitig zu enge Grenzen anweiſen. Denn auch das irrende Gewiſſen hat ſein Recht, dem wir in dem Falle, von welchem hier nur die Rede ſeyn kann, um ſo mehr Achtung ſchuldig ſind, da eine Gewiſſensfreyheit von demſelben nur aus Gewiſſenhaftigkeit in Anſpruch genommen werden könnte. Rec. erlaubt ſich, dieſes zu bemerken, da die meiſten Schriftſteller, welche von der Gewiſſensfreyheit handeln, den Begriff derſelben umgehen, und auch ſonſt die Grenzen derſelben, welche jener Begriff angeben ſollte, nicht beſtimmen. Bey dem Vf. wundert ſich Rec. darüber nicht, da derſelbe es ſich, wenigſtens in einigen Theilen des Werks, zum Geſetz gemacht zu haben ſcheint, die Begriffe, von deren Gegenſtänden er redet, mehr anzudeuten oder ſie als bekannt vorauszuſetzen, als ſie beſtimmt anzugeben. Ohne hierüber mit dem Vf. zu ſtreiten, wünſchte Rec., daſs er hier den Begriff der Gewiſſensfreyheit angegeben, oder die Grenzen derſelben ſonſt beſtimmt hätte, da eine ſolche Grenzbeſtimmung von ſelbſt darauf hinweiſet, daſs es eine von der Pflichtenlehre unabhängige Rechtslehre gebe. Denn die Gewiſſens-Freyheit genau beſtimmt, möchte nichts anders ſeyn, als das Recht, den Ausſprüchen ſeines, richtigen oder irrenden, Gewiſſens zu folgen, in ſo fern man dadurch nur das Recht eines Andern nicht verletzt. Um den Umfang und die Grenzen der Gewiſſensfreyheit zu beſtimmeen, müſſen daher zuvor der Umfang und die Grenzen des Rechts beſtimmt ſeyn.. Die Nothwendigkeit, dieſe unabhängig von Gründen, die der Moral eigenthümlich angehören, zu beſtimmen, glaubt Rec. ſelbſt in dem zu finden, was der Vf. (§. 130 u. f.) ſo ſchön über die moraliſche Heiligkeit der Verträge ſagt. Zur Wahrhaftigkeit iſt der Menſch nämlich verpflichtet, weil bey derſelben ſein Aeuſseres mit ſeinem Innern auf eine naturgemäſse Art übereinſtimmt, und er ohne ſie zu allem Verkehr mit Andern untauglich ſeyn würde. Dieſe Gründe ſprechen zugleich für die Verbindlichkeit, ein Verſprechen, ſo bald es angenommen iſt, zu erfüllen, indem die redliche Erfüllung eines Verſprechens nur die Ausführung eines, bereits gefaſsten, und Andern erklärten, Entſchluſſes iſt, welche, der Naturordnung nach, einem wahrhaften Verſprechen folgt. Hierzu kommt noch, daſs die Nichterfüllung eines Andern abgelegten Verſprechens, die auf daſſelbe ſich verlieſsen, denſelben bedeutenden Schaden verurſacht. — So der Vf.; Rec. glaubt aber, daſs die Heiligkeit der Verträge auf ſchwachen Füſsen ſtehen würde, wenn ſie auf keinem andern Grunde beruhete, und nicht unabhängig von jenen Gründen ein Vertrag, demjenigen, dem etwas durch denſelben verſprochen iſt, ein Recht auf den verſprochenen Gegenſtand gäbe, aus welchem die Verbindlichkeit zur Erfüllung des Vertrags als eine, keine Ausnahme geſtattende, Rechtsverbindlichkeit folgt. Rec. geſteht dabey, daſs jene Gründe nicht allein die moraliſche Verbindlichkeit, ſich die Erfüllung eingegangener Verträge angelegen ſeyn zu laſſen, ſondern dieſes auch in Anſehung aller andern Verſprechungen, und überdieſs auch noch beweiſen, daſs der Menſch verbunden ſey, gegründete Erwartungen Anderer, auch wenn

wenn er diese nicht absichtlich erregt hat, so viel an ihm ist, zu befriedigen. Jene Gründe indess allein genommen, beweisen die Pflicht, ein Versprechen zu erfüllen, nur unter einer Einschränkung, an welche die Gültigkeit der Verträge aber keineswegs gebunden ist. Denn es kann seyn, dass jemand etwas auf die redlichste Art versprochen hat, was er gleichwohl nicht hätte versprechen sollen, weil die Erfüllung seines Versprechens ihn ausser Stand setzt, eine anderweitige Pflicht zu erfüllen, obgleich sie übrigens nicht gegen jemandes Recht laufen würde. Jemand z. B. habe sich aus einer unüberlegten Freygebigkeit zu einer Schenkung durch einen Vertrag anheischig gemacht, den er ohne irgend jemandes Recht zu kränken erfüllen kann, dessen Erfüllung ihn aber ausser Stand setzt, sich wohlthätig gegen einen Andern zu beweisen, der auf seine Wohlthätigkeit die gegründetsten Ansprüche hätte. Aus diesem Grunde würde jener Vertrag nicht ungültig seyn; obgleich der Promittent, wenn derjenige, dem er das Geschenk versprochen, nicht aus dem Vertrage ein Recht erworben hätte, keineswegs verbunden wäre, sich gegen denselben freygebig zu beweisen. Dass die Erfüllung eines Versprechens die Ausführung eines vorher gefassten Vorsatzes sey, würde das Gegentheil nicht beweisen: denn die Ausführung eines Vorsatzes kann wohl nur da Pflicht seyn, wo der Vorsatz übrigens untadelig ist. Auch die Erwartung desjenigen, dem das Geschenk versprochen war, unerfüllt zu lassen, würde weniger inhuman seyn, als mich durch die versprochene Schenkung ausser Stand zu setzen, mich gegen einen Andern wohlthätig zu beweisen. Rec. stimmt übrigens dem Vf. in dem Meisten bey, was derselbe (§. 133.) gegen einen sehr oft gebrauchten Beweis für die Rechtsgültigkeit der Verträge, nach welchem die versprochene Leistung ein Bestandtheil der Kräfte des Promissars werden soll, sagt; glaubt aber, dass dieser Beweis, wenn man ihn von den uneigentlichen Ausdrücken, die er enthält, entkleidet, und ihm eine grössere Allgemeinheit giebt, leicht genügender gemacht werden könne. Der Vf. scheint dieses selbst (Anm. 2. a. a. O.) zuzugestehn, indem er behauptet, zum Behufe des so berichtigten Beweises müsse noch dargethan werden, dass jedes Recht seiner Natur nach ein Zwangsrecht sey. Soll das Zwangsrecht hier das Recht seyn, welches derjenige, dem es zusteht, durch Zwang nöthigenfalls geltend zu machen befugt ist; oder soll es, was man eigentlich darunter verstehen sollte, ein Recht zur Anwendung von Zwangsmitteln seyn? Im ersten Falle gesteht Rec., dass er kein anderes Recht *(jus)*, als das Zwangsrecht kenne; und im letzten Falle, dass dieses Zwangsrecht nicht eher eintrete, als ein anderweitiges aus einem Vertrage erworbenes Recht verletzt werde, und dass er die Forderung des Vfs. nicht als gegründet einräume. Auf das von dem Vf. (Anm. 3. ebend.) beygebrachte *argumentum ad hominem*, dass nämlich der Staat aufhöre seiner wesentlichen Bestimmung zu entsprechen, wenn ein Vertrag seiner Natur nach Zwangsrechte hervorbringe, und er gewisse nach Naturgesetzen geltende Verträge für ungültig erk[lärt,] glaubt Rec. sich aller Antwort überheben zu dü[rfen.] Der Vf. kommt weiter unten (§. 155.) auf eine [wicht]liche Frage, die er, wie Rec. gestehen muss, ni[cht] auf eine für denselben genügende Art, beantwo[rtet.] Nachdem der Vf. nämlich vorher (§. 153.) behau[ptet] hatte, es streite keineswegs mit der behaupte[ten] über jede Willkür erhabenen Gültigkeit der V[er]träge, dass der Staat die aus den Verträgen her[rüh]rende Gewissens- in eine Zwangsverbindlichkeit [ver]wandele, erklärt er es für erwünscht, wenn [der] Bürger im Staate im Stande wäre, sich bloss mit [sei]nem Gewissen wegen der Nichterfüllung der Pfli[cht] aus einem, nach Grundsätzen der Vernunft gülti[gen] Vertrage abzufinden, obgleich der bürgerliche [Ge]richtshof manche Klagen über die Weigerung, ei[nen] abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, nicht anneh[me.] Er bemerkt dabey, dass es wenigstens natürlich se[y,] dass der Staat manchen Verträgen, weil er dere[n] Wichtigkeit für das Verkehr in der bürgerlichen Ge[sellschaft] nicht sogleich eingesehen, erst späterhin seine Sanction ertheilt habe. — Diese Entschuldigung für den Staat, setzt Rec. hinzu, würde, wegen der allmähligen Ausbildung des Staats, so natürlich a[ls] gegründet seyn, wenn ein Vertrag erst, wie der V[f.] behauptet, durch den Staat eine Zwangsverbindlich[keit] erhielte; allein wie wäre der Staat deshalb z[u] rechtfertigen, dass er manche Verträge, die [so]nst nicht ungültig seyn würden, für ungültig erklä[rt?] Der Vf. antwortet hierauf zwar (§. 157.): „wenn Verträge, durch welche leicht das Recht eines Dritten beeinträchtigt werden, oder solche, durch welche der Leichtsinn mancher Menschen zu einem schändlichen Gewinn benutzt werden könne, verboten, oder Rechte aus sonst für gültig anerkannten Verträgen, um den Ruin des Promittenten zu verhüten, eingeschränkt werden, so geschähe dieses entweder um Verträge nicht zu einem legalen Mittel der Schelmerey herabwürdigen zu lassen, oder die Ausübung der Rechte aus einem Vertrage den Gesinnungen der Humanität, denen sie nach der Idee des Rechts (*recti* setzt Rec. hinzu) nicht widersprechen dürfen, angemessen zu machen." Allein so consequent dieses ist, wenn der *oberste* Zweck des Staats, wie der Vf. (§. 152.) zu sagen scheint, die Beförderung eines den sittlichen Ideen angemessenen Lebens der Bürger ist; eben so begreiflich ist es, dass der Staat zu den obigen Verfügungen genöthigt ist, wenn sein oberster oder höchster Zweck dahin gehen soll, jedem sein Recht zu sichern. Denn der Staat hat diesen Zweck nicht allein in Ansehung zweyer solchen Contrahenten, sondern auch in Ansehung eines jeden Dritten, der, wenn sein Recht durch einen solchen Vertrag gleich noch nicht an sich verletzt würde, doch in so fern durch den Leichtsinn des einen oder die Gewinnsucht des andern der Contrahenten gefährdet werden könnte, als der erste dadurch ausser Stand gesetzt werden könnte, gegen denselben seine übernommenen Rechtsverbindlichkeiten zu erfüllen. Rec. giebt es dem Vf. gern zu, dass man nicht bloss aus

aus dem Grunde, das Rechtsprechen aus Verträgen zu erleichtern, dieselben zum Theil an Förmlichkeiten bindet, ohne welche sie keine Gültigkeit vor Gericht haben, sondern hierbey auch die Absicht habe, dem Leichtsinne in der übereilten Abschliessung solcher Verträge entgegen zu arbeiten; nur darin ist er mit dem Vf. nicht einig, dass das letzte, wie dieser behauptet, der Hauptzweck jener Förmlichkeiten sey, sondern behauptet dieses vielmehr von dem ersten. Die Bemerkung des Vfs. (Anm. 2. zu §. 192.): „so wenig als die Absicht, jemanden gewisse Erkenntnisse zu erleichtern, ein Princip dieser Erkenntnisse sey, eben so wenig könne die Absicht, auf die Leichtigkeit Recht zu sprechen, ein Princip für die Bestimmung des Rechts seyn," möchte wohl, um für die Behauptung des Vfs. zu Folgerungen zu führen, einer nähern Bestimmung bedürfen, bey welcher sie aber ihre Wahrheit verlieren würde. Denn nicht bloss in der Absicht, leichter Recht zu sprechen, sondern darin, dass das Rechtsprechen in Rücksicht auf gewisse Verträge sonst in vielen Fällen unmöglich seyn würde, bindet der Staat sie an Formalitäten, die jeder bey der Eingehung derselben beobachten kann. — Ueberhaupt glaubt Rec., den Vf. bey der Lehre von den Verträgen in Verlegenheiten zu sehen, die derselbe mit allem seinen Scharfsinne nicht zu entfernen weiss. Wie z. B. kann der Staat, wenn ein Vertrag nur eine Verbindlichkeit für das Gewissen hervorbringt, und die Verträge eine über alle menschliche Willkür erhabene (ethische) Gültigkeit haben, bey vielen derselben diese in eine Zwangsverbindlichkeit verwandeln? Der Vf. geht diese Frage nicht vorbey. Denn durch einen solchen Zwang, sagt er (§. 153.), werde der Promittent nur zu demjenigen genöthigt, wozu er sich durch seine Vernunft selbst hätte nöthigen sollen, und also das zur Wirklichkeit gebracht, was eine sittliche Idee vorschreibe. Jener Zwang sey daher kein bloss physischer (Rec. gesteht, dieses nicht einzusehen), sondern der Substitut oder Gehülfe eines Vernunftzwanges, durch welchen freylich nicht das sittlich Gute, seinem innern Gehalte nach, aber eine diesem angemessene äussere Ordnung hervorgebracht werde. — Allein es möchte schwer einzusehen seyn, warum diese Gründe, wenn man sie als wahr zugiebt, sich nicht eben so gut auf den Zwang, welchen der Promissar gegen den Promittenten ausser dem Staate gebrauchte, anwenden liessen, wenn die Frage wäre, wie man die verweigerte Erfüllung eines Vertragsversprechens zu erzwingen befugt sey. Der Vf. fügt zwar hinzu, zu einem solchen Zwange liege schon in der Natur des Staats, und der ihm, als solchem, zukommenden Verpflichtung; allein eine Verpflichtung, etwas zu erzwingen, was lediglich dem Gewissen des Menschen überlassen seyn soll, würde ein Unding seyn, und eben so ein Staat, in dessen Natur diese läge. — Es ist der Theorie des Vfs. ganz consequent, dass zur Gültigkeit eines Vertrags die moralische Möglichkeit des Objects desselben ein unentbehrliches Erforderniss sey, und, unstreitig, dass diese nur durch Anwendung der sittlichen Gesetze auf die Totalität der dem Promittenten obliegenden Pflichten beurtheilt werden kann. Allein wie wird der Staat hierbey über die Gültigkeit eines Vertrages urtheilen können; und wird nicht der Staat, der die Erfüllung eines Vertrags erzwingt, in sehr vielen, vielleicht in den meisten, Fällen etwas moralisch Unmögliches erzwingen? Denn des Vertrages Object, dessen moralische Möglichkeit der Vf. zur Gültigkeit des Vertrages fordert, ist doch nichts anders, als die in demselben versprochene Leistung. Ob diese moralisch möglich sey, kann doch der Staat eben deshalb nicht beurtheilen, weil es dabey auf die Totalität der Pflichten desjenigen ankäme, der diese Leistung versprochen hätte. Rec. hält es, gewisser Leser wegen, für nöthig, zu bemerken, dass zur moralischen Möglichkeit einer Handlung mehr als zur rechtlichen Möglichkeit erfordert werde. Zu der letzten ist es hinreichend, dass die Handlung nicht gegen das Recht eines Andern laufe; zu der ersten wird nicht allein dieses, sondern überdiess noch erfordert, dass die Handlung auch keiner Gewissenspflicht widerspreche, über deren Daseyn oder Nichtdaseyn in einem bestimmten Falle nur derjenige, von dessen Handlung die Rede ist, urtheilen kann. Wenn die Naturrechtslehrer gemeinhin zur Gültigkeit eines Vertrages die Erlaubtheit der versprochenen Leistung fordern, so verlangen sie nichts weiter, als dass diese nicht widerrechtlich oder schon an und für sich, d. h. nicht weil in ihr ein zufälliges Hinderniss der Erfüllung einer Pflicht liegt, unerlaubt sey. Eine an sich erlaubte Handlung, in der ich ein solches Hinderniss sehe, in einem Vertrage zu versprechen, würde allerdings moralisch unmöglich seyn; dessen ungeachtet würde der Vertrag deshalb nicht ungültig seyn. Zur Vertheidigung der Behauptung des Vfs. kann hiergegen nicht gesagt werden, dass das Versprochene zu leisten, wegen des Vertrags nicht moralisch unmöglich sey, weil die Leistung desselben durch den Vertrag moralisch nothwendig geworden. Denn dieses würde voraussetzen, dass der Vertrag dem Promissar ein Recht gebe, aus welchem für den Promittenten die Verbindlichkeit zu einer Leistung entspringe, welche sonst moralisch unmöglich seyn würde. — Die Lehre von den Verträgen hat der Vf. unter dem, wohl nicht passenden, Namen des *allgemeinen persönlichen Rechts* im Gegensatz des Familienrechts, welches demnach das besondere persönliche Recht ausmachen wird, im *ersten* Hauptstücke des schon oben erwähnten Privatrechts, und im *zweyten* Hauptstücke desselben die Lehre von dem Eigenthume unter dem Namen des *dinglichen Rechts* abgehandelt. Die Geschichte der Entwickelung des Begriffs von dem Eigenthume, wie auch dasjenige, was der Vf. (§. 191.) über die Ableitung des Eigenthums aus der Formation sagt, wird gewiss jeden befriedigen, ob er gleich dem Vf. schwerlich die Behauptung zugeben dürfte, dass die weisesten Einschränkungen des Eigenthums durch die bürgerliche Gesetzgebung, nach dem Geiste der naturrechtlichen Zwangsrechtstheorie, wie der Vf.

Vf. sie nennt, ungerechte Angriffe auf die natürliche Freyheit und die Persönlichkeit der Bürger seyn. Eben dasselbe gilt von des Vfs. (§. 196. Anm.) aufgestellten Behauptung, nach welcher jene Theorieen Berechtigungen, die blosse Forderungen des Egoismus seyn, bestimmen sollen. Rec. trägt kein Bedenken, hierauf zu erwiedern, dass alle Rechtsforderungen Forderungen des Egoismus sind, wenn der Egoismus überhaupt (nicht der *blosse* Egoismus) sich in der Verfolgung selbstbeabsichtigter Zwecke zeigt; aber eines Egoismus, der eben deshalb kein *blosser* Egoismus genannt werden kann, weil er, was er für sich fordert, jedem Andern einräumt. Die Ausübung der in diesen Forderungen gegründeten Berechtigungen mag in manchen Fällen das moralische Gefühl empören. Allein dieses beweiset nichts gegen jene Berechtigungen und die Forderungen, in welchen sie gegründet sind, da mit einer solchen Berechtigung die Pflicht, sie in gewissen Fällen ungebraucht zu lassen, und zwar eine solche Pflicht, für deren Erfüllung derjenige, dem sie obliegt, nur seinem Gewissen verantwortlich ist, bestehen kann. Uebrigens ist dieses Hauptstück, in welchem der Vf. es sich mehr als sonst angelegen seyn läst, die Begriffe der Gegenstände, von welchen die Rede ist, bestimmt anzugeben, reich an interessanten und scharfsinnigen Bemerkungen. Wenn Rec. gleich dem Vf. in demjenigen, was er (§. 220 u. f.) gegen die Testamente und die Befugniss zu testiren sagt, keineswegs beystimmen kann, so ist er mit demselben ganz einig in demjenigen, was er so treffend gegen die meisten Argumente, mit welchen man die Widerrechtlichkeit des Büchernachdrucks hat darthun wollen, vorbringt. Ob der Vf. gleich den Gesetzen gegen den Büchernachdruck, und mit Recht, das Wort redet: so zeigt er doch, dass jene Argumente entweder auf einem Spiel mit uneigentlichen Ausdrücken beruhen, oder zu viel beweisen. Das, nach des Rec. Urtheile, scheinbarste Argument, dass nämlich der Verleger den Käufer seines Buchs durch einen stillschweigenden Vertrag verpflichte, das Buch nicht nachzudrucken, widerlegt z. B. der Vf. mit der Bemerkung, dass, da jener Vertrag nur in dem Wunsche des Verlegers, vielen Absatz zu machen, seinen Grund haben könnte, auch leicht zu beweisen wäre, der Käufer dürfe sein Exemplar niemandem leihen, oder niemandem etwas aus demselben vorlesen. Gegen das Argument, dass der Nachdrucker als ein unbefugter Bevollmächtigter eines Schriftstellers zum Publicum rede, erinnert der Vf. eben so treffend, dass dieses Argument sich auch auf jeden Editor eines klassischen Schriftstellers des Alterthums würde anwenden lassen. — Dem Wunsche des Vfs., die Testamente, insbesondere wenn durch sie die sonst Statt findende Intestaterbfolge bedeutend abgeändert würde, einer besondern Aufsicht und Sanction des Staats zu unterwerfen, kann Rec. um so weniger beytreten, da hierdurch das Privateigenthum zu sehr beschränkt würde, und Kinder, oder selbst auch entferntere Verwandten, die ein Intestaterbfolgerecht haben, nur zu geneigt sind, schon bey Lebzeiten dessen, von dem sie erben, sich ein Eigenthumsrecht auf das Seinige anzumassen. — Einen Punkt, den der Vf. (§. 224.) am Ende des Privatrechts berührt, hätte Rec. in einem Werke, das Principien für die bürgerliche Gesetzgebung aufstellen soll, weiter erörtert zu sehen, und mehr als die blosse, übrigens ganz wahre, Bemerkung darüber zu finden gewünscht, „dass es eine Wohlthat der bürgerlichen Gesetzgebung sey, dass Seelenkranke einer Curatel unterworfen werden." Die Frage, wie weit solche Unglückliche in der Ausübung ihrer Rechte durch eine Curatel vertreten werden sollen, ist um so wichtiger, da alle unnöthigen Einschränkungen derselben nicht allein ihrer Wiederherstellung, wo diese übrigens zu hoffen ist, hinderlich werden, sondern auch von den Verwandten derselben zu ihrer Beeinträchtigung gemissbraucht werden können. Es ist z. B. wohl nicht zu bezweifeln, dass ein Mensch wegen einer Verstandesschwäche unfähig seyn kann, fremden Angelegenheiten vorzustehen, ob ihm gleich die Verwaltung seines eignen Vermögens gelassen werden kann; oder auch, dass ihm zwar die Verwaltung seines Vermögens, zu seinem eignen Besten, nicht gelassen werden kann, obgleich noch kein Grund vorhanden ist, ihn für unfähig zu halten, letztwillig zu verfügen. Den letzten Punkt hält Rec. für um so wichtiger, da oft eigensüchtige Verwandte, um des Vermögens eines solchen Unglücklichen gewiss zu seyn, die Interdiction desselben nachsuchen, und oft, wo kein vollgültiger Grund dazu vorhanden wäre, nur zu leicht erschleichen.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen.

Hr. Dr. Philos. *Georg Samuel Frank*, Vf. mehrerer Preisschriften, Professor der Theologie auf der Universität zu Kiel, hat von der Kopenhagner Universität die theolog. Doctorwürde erhalten.

Hr. *J. Bapt. Schenkel*, Königl. Baier. Municipalrath zu Amberg, der sich durch verschiedene Schriften zur Beförderung der Moralität und des Patriotismus um sein Vaterland verdient gemacht, hat von dem Könige die silberne Verdienstmedaille erhalten.

LLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *peinliche Gesetzgebung*, deren Betrachtung der *vierte* Theil des Buchs gewidmet ist, sagt der Vf. (§. 227.), beziehe sich zunächst auf die in dem Menschen vorhandene Anlage zum Bösen, deren Entwickelung durch mancherley Reitze im Staate noch gefördert wird; die bürgerliche hingegen habe die Anlage des Menschen zum Guten im Auge, und wende die Idee von dem Guten auf die mannichfaltigen Verhältnisse und das Leben der Bürger an, um zu bestimmen, was hierin zur Wirklichkeit zu bringen sey, damit dasselbe jener Idee entsprechend werde. — Rec. bemerkt gegen das letzte, dass der eigenthümliche und nächste Zweck des Staats bey der bürgerlichen Gesetzgebung wohl ein anderer, und keineswegs der von dem Vf. angegebene ist, oder das bekannte: „Wo kein Kläger ist, ist kein Richter," was der Vf. selbst (§. 229. Anm.) zugiebt, würde eine praktische Ungereimtheit seyn. — Rec. verkennt keineswegs mehrere treffliche Bemerkungen, die der Vf. im *ersten* Hauptstücke über die Abschreckungs-, Wiedervergeltungs-, Besserungs- und Selbsterhaltungs-Theorie, für welche letzte der Vf. sich selbst erklärt, macht; und bemerkt nur, dass er dem Vf. nicht durchgängig in dem, was derselbe über das Verhältniss dieser Theorie zu einander entweder ausdrücklich behauptet, oder stillschweigend voraus setzt, beystimmen kann. So ist z. B. die Behauptung des Vfs. (§. 234. Anm.), „dass die Präventions-Theorie nur dem Titel nach von der Abschreckungs-Theorie, in Ansehung des Zwecks aller Bestrafung verschieden sey, falsch, da nach der sogenannten Präventions-Theorie die Strafe nur die Widerholung der gesetzwidrigen Handlungen; nach der Abschreckungstheorie hingegen die Furcht vor der Strafe, die gesetzwidrige Handlung überhaupt verhindern soll. Der psychologische Zwang, durch welchen jene Furcht wirken soll, würde zwar als eine Prävention und nicht als eine eigentliche Vertheidigung zu betrachten seyn; allein den Namen der Präventions-Theorie haben die Vertheidiger der ersten einmal für dieselbe in Gang gebracht. — Wie die Selbsterhaltungs-, oder wie sie nach §. 256. Anmerkung, auch genannt werden könnte, die Sicherungs-Theorie, namentlich mit der Abschreckungstheorie im Widerspruch sey, möchte auch schwer einzusehn seyn, wenn man nicht mit dem Vf. nach §. 242. annimmt, dass nach der letztern Abschreckung von gesetzwidrigen Handlungen der *oberste* Zweck der Strafe sey. Diese Voraussetzung möchte aber niemand dem Vf. zugeben, wenn anders der oberste Zweck derjenige seyn soll, der nicht wiederum um eines andern Zwecks willen beabsichtigt wird. Denn auch derjenige, welcher behauptet, dass durch die Furcht vor der Strafe, welche auf eine gesetzwidrige Handlung gesetzt ist, jeder der sich zu derselben versucht fühlt, von ihr abgeschreckt werden soll, kann dieser Abschreckung doch noch einen anderweitigen Zweck, der selbst ein oberer Zweck der Strafe wäre, geben. Die Streitigkeiten über den Zweck der Strafen würden, wie Rec. glaubt, leicht beygelegt seyn, wenn man den wesentlichen Zweck der Strafen, von den zufälligen, die neben demselben beachtigt werden können, und so auch den allen Strafen als solchen eigenthümlichen nächsten Zweck, von den andern, zu deren Behufe dieser beabsichtigt wird, gehörig von einander unterscheide. Der nächste Zweck der Strafe hat uns z. B. nicht darüber zu belehren, was eigentlich bestraft werden soll, vorausgesetzt, dass es durch die Strafe ganz oder wenigstens zum Theil gehindert werden kann; sondern dieses ist aus Gründen zu beantworten, um derentwillen man überhaupt Strafen zur Hinderung gewisser Handlungen anwendet. Diese Gründe können nur eigentlich den nächsten, der Strafe, als solcher, eigenthümlichen Zweck bestimmen, und führen, nach des Rec. Ueberzeugung, gerade auf die Abschreckungs-Theorie. Er trägt kein Bedenken, dieses Geständniss hier abzulegen: denn wenn gleich der Vf. seinen ganzen Scharfsinn aufbietet, die Abschreckungs-Theorie (besonders §. 235 — 236.) zu bestreiten, und dagegen die Selbsterhaltungs-Theorie (§. 242 — 256.) gelten zu machen. Allein die Selbsterhaltung ist der Zweck, um dessentwillen der Staat diejenigen Handlungen, welche er mit einer Strafe belegt, verhindert wissen will. Die Strafgesetzgebung sucht dieses durch die Furcht vor jener Strafe, oder durch Abschreckung vermittelst derselben zu bewirken. Dass, wie der Vf. behauptet, nach der Abschreckungs-Theorie derjenige, der eine Strafe leidet, als ein blosses Mittel zur Erreichung einer Absicht des Staats bey Andern gebraucht werde, würde nur dann wahr seyn, wenn die einem Strafgesetze entsprechende Ordnung, nach welcher zur Verhütung einer gesetzwidrigen Handlung der Thäter mit einer Strafe belegt wird, nicht auch

auch zur Sicherung desselben festgestellt wäre. Dafs er derselben ein Opfer bringen, oder ihr vielleicht aufgeopfert wird, ist nicht des Staats, sondern lediglich seine Schuld, wenn anders ein Verbrechen nur in einer freyen That bestehen kann. — Dafs jede Execution eines Strafgesetzes beweise, dafs dasselbe seinen Zweck verfehlt habe, wie der Vf. gleichfalls gegen jene Theorie behauptet, ist falsch; ob sie gleich immer beweiset, dafs der Zweck desselben nicht vollständig erreicht werde. Allein dieses viel zu viel beweisende Argument soll doch wohl nicht von dem Vf. gebraucht werden? — Rec. getraut sich zu behaupten, dafs die übrigen, von dem Vf. gegen jene Theorie vorgebrachten, Argumente eben so wenig gegen jene Theorie an sich, wenn man sie von sehr zufälligen Modificationen frey denkt, beweisen. — Ueber das Verhältnifs der Selbsterhaltungs-, oder wie sie nach §. 250—251 auch genannt werden könnte, Selbstvertheidigungs-Theorie zu der Abschreckungs-Theorie hat sich Rec. schon oben erklärt. Hier bemerkt er nur, dafs man diese Theorie, die der Vf. als ganz neu und ihm eigenthümlich zu betrachten scheint, im Wesentlichen, längst, und zwar selbst als Basis der Abschreckungs-Theorie, angenommen hat. Die Strafsanction, sagt man, brauche der Staat, als ein Vertheidigungsmittel, die Vollziehung der Strafen um jenes Mittel wirksam zu erhalten. Die Furcht vor dem Strafübel, welches das Gesetz androhet, ist also ein Mittel zur Verhinderung gesetzwidriger Handlungen, die Strafvollziehung wiederum ein Mittel zu diesem Mittel, und also auch wohl zu jenem Zwecke. Zu diesem Zwecke, zur Selbsterhaltung des Staats, will auch der Vf. §. 256. Anm. die Strafzufügung als ein Mittel betrachtet wissen; nach §. 253. aber wohl nur so weit, als sie den Verbrecher von der Wiederholung seiner gesetzwidrigen That abhalten soll. Nach der Abschreckungs-Theorie soll aber nicht blofs die Wiederholung, sondern auch die erste Vorübung eines Verbrechens gehindert werden. Ist gleich dem Vf. das Wesentliche der Selbsterhaltungs-Theorie keineswegs eigen, so verdanken wir demselben doch eine scharfsinnige Anwendung dieser Theorie zur Beantwortung der Fragen: was, und wie gestraft werden solle, die von einer trefflichen psychologischen Erörterung des Wiedervergeltungstriebes bey dem Menschen ausgeht. Die Bemerkung ist kaum nöthig, dafs das Gute, was hierdurch gewonnen wird, keineswegs bey der Abschreckungstheorie verloren gehe. — Die *Beyträge zur Geschichte der Idee von einer philosophischen Rechtslehre*, welche als Einleitung an der Spitze des Buchs stehn, hätten, da dasselbe auch zum Lehrbuche dienen soll, zweckmäfsiger den Beschlufs desselben gemacht. Denn die Geschichte einer Wissenschaft kann man wohl nicht verstehn, wenn man nicht mit der Wissenschaft selbst in ihren einzelnen Theilen bekannt ist, und die Idee einer Wissenschaft ist oft erst später entwickelt, als die Wissenschaft in einzelnen Theilen ausgeführt ist. Rec. sieht sich zu dieser Anmerkung um so mehr veranlafst, da die Einleitung mehrere treffliche Bemerkungen für die Geschichte so wohl des Naturrechts, als auch der Moral für d[illegible] bürgerliche Gesetzgebung, mit welchem Namen d[illegible] Vfs. Werk wohl am füglichsten bezeichnet werde[n] kann, enthält; allein diese werden gröfstentheils nu[r] demjenigen verständlich seyn oder verständlich ge[-] macht werden können, welcher schon mit jenen Wi[s-] senschaften bekannt ist. Zum Ueberflufs beruft sich Rec. auf das, was (§. 5. Anm. 2.) über die Aristotelische Eintheilung der Gerechtigkeit in die distributive und commutative gesagt wird. Rec. redet vo[n] diesen *Beyträgen zur Geschichte* u. s. w. zuletzt, d[a] den Maafsstab ihrer richtigen Würdigung nur d[ie] Wissenschaft selbst abgeben kann, deren Darstellung zuerst von dem Vf. versucht ist. Nach der richtigen Bemerkung, dafs es lange vor einer Theorie der Rechte und Pflichten der Bürger, Völker, die sich durch eine weise Gesetzgebung ausgezeichnet, gegeben habe, und der Erwähnung, mehr als der Anführung, der Verdienste des *Plato* und *Aristoteles* unter den griechischen Philosophen, und des *Cicero* macht der Vf. (§. 7.) mehrere Bemerkungen über die Ausbildung des römischen Privatrechts, die um so mehr hier an ihrem rechten Orte sind, da das römische Recht durch das Ansehen, in welchem es sich erhalten, und was zu seiner Einführung in mehrern Ländern Veranlassung gegeben, auch die nähere Veranlassung zur Bearbeitung des Naturrechts als einer be[-] sondern Wissenschaft geworden ist. — Wenn *Grotius* berühmtes Werk, gleich zunächst dem Völkerrecht bestimmt war, so enthält es doch, wie auch scho[n] der Titel ankündigt, auch das Naturrecht, und e[s] ist wohl nicht fälschlich, wie der Vf. sich ausdrückt, für die Wiege der nachher unter dem Titel des Naturrechts aufgestellten Wissenschaft ausgegeben. Den[n] die die frühern Versuche, besonders aus dem vorhergehenden Jahrhunderte, waren zu unvollkommen, und *Pufendorf* machte das Naturrecht, welches *Grotius* stillschweigend auf Rechte und Rechtspflichten eingeschränkt hatte, widerum zur Wissenschaft aller Rechte und Pflichten, bis dasselbe von *Gundling*, auf *Thomasius* Veranlassung wieder auf eigentliche Rechte und Rechtsverbindlichkeiten eingeschränkt wurde. Dessen ungeachtet hätte unter den frühern Versuchen, wenigstens *Oldendorps Isagoge* u. s. w. schon deshalb nicht übergangen werden sollen, da sie wenigstens den Zweck hatte, alles positive Recht auf das Naturrecht zurück zu führen und dadurch das Studium der Rechte methodischer zu machen. — Die Behauptung, dafs dieses Naturrecht durch *Achenvall* seine Vollendung erhalten habe, ist wenigstens in Ansehung der systematischen Articulation desselben wahr, in welcher keiner der nachfolgenden Naturrechtslehrer *Achenvall* übertroffen hat. Je lieber Rec. dem Vf. hierin um so mehr beystimmt, je höher er auch *Achenvall's* anderweitige Verdienste um jenes Naturrecht achtet; um so unangenehmer ist es ihm dem Vf. in demjenigen, was derselbe §. 14 16. über jenes Naturrecht, welches Rec. mit dem Namen der *Rechtslehre der Philosophie* am schicklichsten glaubt bezeichnen zu können, widersprechen zu müssen.

„Die-

Dieses Naturrecht, sagt der Vf., sollte *erstens* eine moralische Wissenschaft seyn, nämlich die Lehre von den vollkommenen Pflichten (unzweydeutiger Zwangspflichten), obgleich in demselben Handlungen, welche anerkannten Pflichten widersprechen, mit der Sanction der Vernunft versehen werden. — Die Sanction der Vernunft, erwiedert Rec., geht nur dahin, dass kein Anderer jene Handlungen mit Gewalt verhindern darf. Hier ist also wohl kein Widerspruch. Uebrigens ist es allerdings wahr, dass jenes Naturrecht gewöhnlich als eine Lehre jener Pflichten definirt wurde; allein bey der Ausführung hatten die Bearbeiter desselben einen richtigern Gesichtspunkt im Auge. Denn nach derselben sollte das Naturrecht eine Wissenschaft von Rechten *(jurium)* seyn, die freylich Erkenntnissgründe von Pflichten sind." — „*Zweytens*, sagt der Vf., jenes Naturrecht sollte, als eine Theorie alles von dem Menschen rechtlich Erzwingbaren, über das, wozu der Bürger durch positive Gesetze gezwungen werden dürfe oder nicht Aufklärung verbreiten. Gleichwohl räumte man auch dem positiven Gesetzgeber, um ihn nicht durch jene Theorie zu geniren, die Befugniss und Macht ein, ohne Rücksicht auf irgend einen Gewinn für das allgemeine Beste des Staats, ganz nach eigenem Belieben das von den Bürgern Erzwingbare zu bestimmen." — Was Rechtens sey bestimmt das Naturrecht nur so weit, als es von einer positiven Gesetzgebung unabhängig statt findet, oder doch wenigstens so lange gilt, als nicht das Gegentheil desselben durch ein positives Gesetz angeordnet ist. Anordnungen der letzten Art sind also nicht an sich mit den Aussprüchen des Naturrechts im Widerspruche. Uebrigens hat wohl niemand dem positiven Gesetzgeber die Befugniss eingestanden ganz nach eigener Willkür Gesetze zu geben; man räumte vielmehr dem Gesetzgeber nur die Befugniss ein, nach eigenem Ermessen durch Gesetze dasjenige, was des Staatszwecks wegen nöthig ist, anzuordnen. — „Das Naturrecht, fährt der Vf. fort, ohne seine Argumente dagegen weiter zu zählen, sey grösstentheils nichts weiter, als die aufs Generelle reducirte bürgerliche Legislation der Römer. Man habe um zu erfahren (?), ob in einem gewissen Verhältnisse der Eine gegen den Andern Zwang ausüben dürfe, darnach gefragt, ob darin ein Angriff auf das Eigenthum des Ersten, als welcher zum Zwange berechtige, liege. Was aber zu dem Seinen eines jeden Menschen gehöre, habe man nach dem römischen Gesetzbuche bestimmt. Daher hätte man leicht finden können, dass Zwangsrechte z. B. aus abgeschlossenen Verträgen schon im Naturstande gültig seyn." — Hierin liegt allerdings etwas Wahres, oder vielmehr hat es der Vf. im Gesichte gehabt. Denn, anstatt bey dem Grundsatze des Naturrechts darnach zu fragen, was denn im Allgemeinen als das Seine eines Menschen zu betrachten sey, wollte man bis in die neuern Zeiten in demselben ein Princip einer besondern Art von Verbindlichkeiten haben. Ob die Mängel der Versuche, ein erstes Princip für das Seine eines Jeden, oder die *Rechte*, kurz ein höchstes Rechtsgesetz aufzustellen, wie der Vf. §. 16. zu sagen scheint, ein Beweis seyn, dass ein solches Princip und eine darauf gebaute Wissenschaft unmöglich sey, bezweifelt Rec. um so mehr, da die Vernunft, eben so gewiss, als sie Jedem Pflichten auferlegt, auch Jedem eine, nöthigenfalls mit Gewalt zu behauptende, Unabhängigkeit von der Willkür jedes Andern, oder Rechte zugestehen muss, welche über das Recht zur Nothwehr (als worauf sich, nach dem Vf., das eigentlich so zu nennende Recht nach §. 16. einschränken soll) hinausgehn. Dass das Naturrecht, gegen welches der Vf. streitet, grösstentheils eine auf das Generelle reducirte Legislation der Römer sey, beweiset nichts gegen dasselbe, wenn seine Begriffe und Behauptungen übrigens richtig aus Vernunftgründen abgeleitet sind. Dieses scheint der Vf. zwar zu läugnen und dagegen zu behaupten, man habe das Naturrecht aus dem römischen Rechte bloss abstrahirt, wenn man nicht die Sätze des letztern bloss aus demselben genommen habe; allein dieser Behauptung fehlt es an allem Beweise. — Rec. würde es ungern sehen, wenn man die Gründe, welche er gegen eine Behauptung des Vfs. vorgebracht, als gegen dessen Unternehmen gebraucht betrachten wollte. Er erklärt daher ausdrücklich, dass er das Unternehmen des Vfs., eine Moral für die Gesetzgebung aufzustellen, nicht allein für sehr verdienstlich, sondern auch in einem bedeutenden Grade für gelungen halte. Er zweifelt nicht, dass der Vf. bey seinem bekannten Scharfsinne hier ungleich mehr geleistet haben würde, wenn er sich nicht selbst durch seine Ideen von dem Naturrechte sein Problem erschwert hätte. Dieses von dem Vf. bestrittene Naturrecht hat, so viel Rec. weiss, wohl niemand für eine Theorie der bürgerlichen Gesetzgebung gehalten, wenn diese Theorie gleich Principien aus demselben zu entlehnen hat. Zur Kenntniss der positiven Gesetze hat es, nach des Rec. Urtheile, wohl keinen andern Nutzen, als dass es die Rechtsbegriffe und Rechtsgrundsätze, die in jeder Gesetzgebung zur Anwendung kommen, in ihrer grössten Allgemeinheit aufstellt, und dadurch das Verständniss jener Gesetze und die Folgerungen aus denselben erleichtert. Dabey wird es sich keine Entscheidungen über vorkommende Rechtsfalle anmassen, wenn über diese schon die positiven Gesetze des Staats sprechen. Nur wo diese schweigen, werden seine Entscheidungen, aber hier auch ohne Ausnahme gelten, da dieses Naturrecht nichts anders ist, als die Wissenschaft dessen, was vor aller positiven Gesetzgebung Rechtens ist. Den ersten Nutzen, das Verständniss positiver Gesetze zu erleichtern, hat die Rechtslehre des Vfs. unstreitig da, wo die Gesetzgebung die Grundsätze derselben ausdrücklich oder stillschweigend zum Grunde gelegt hat; aber dennoch möchte der Gesetzgeber, dem eine solche Rechtslehre übrigens sehr erwünscht wäre, Entscheidungen nach derselben, wo seine Gesetze schweigen, verbitten, es wäre denn, dass er selbst einen solchen Fall dem Ermessen des Richters ausdrücklich anheim gestellt hätte. Denn es wäre möglich, dass der Gesetzgeber an-

anders als der Richter über das moralisch Gute bey einem solchen Falle dächte. Eine solche Rechtslehre soll zwar, nach §. 19., die schon durch die Vernunft gültigen Rechtsverhältnisse unter den Bürgern eines Staats darthun, oder bestimmen, was unter denselben recht sey; allein dieses heisst nichts anders, als was moralisch recht, nicht was Rechtens sey. Was moralisch recht sey, hängt die wenigern Fälle, wo eine Handlung unbedingt geboten wird, ganz von der Individualität der Handlung ab, über welche kein äusseres Gericht sprechen kann. Was in Fällen dieser Art moralisch recht sey, kann kein Gesetz allgemein bestimmen und kein Richterspruch entscheiden. Der Staat muss daher immer den Unterschied zwischen dem Rechte (*jus*) und dem moralisch rechten stehen lassen, und kann bey seiner Gesetzgebung nur dahin arbeiten, dass die Ausübung der Rechte in ihm sich so wenig als möglich von dem, was moralisch recht ist, entferne. Denn auch das billigste Gesetz kann dazu gemissbraucht werden, dass man von einem Rechte, das man nach demselben hat, einen unmoralischen Gebrauch macht; mit andern Worten: eine Handlung zu der ich nach dem billigsten Gesetzen ein Recht habe, kann immer pflichtwidrig seyn. Gleichwohl ist der Richter, der auch die grösste moralische Gewissheit davon hätte, dass ich mein Recht missbrauchen werde, mich, Namens des Staats, bey demselben zu schützen verbunden. So sehr dieses die Richtigkeit der von dem Vf. geläugneten Unterscheidung zwischen dem Rechte und dem moralisch Rechten beweiset, eben so sehr beweiset es den Nutzen einer Moral für die Gesetzgebung, welche der Vf. in diesem Werke versucht hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(München, b. Fleischmann): *Schreiben eines Oheims an seinen Neffen über die drückende Lage des Weltpriesterstandes.* 1811. 27 S. 8. (12 Kr.)

Wenn der Vf. wirklich ein Oheim wäre und die dessen Jahren angemessne Ueberlegung und Einsicht hätte, so würde er das, was man vielleicht einem Neffen über die Beschwerden und Unannehmlichkeiten eines Standes nach seinen Verhältnissen schreiten mag, nicht auch dem Druck übergeben haben. Denn ist es wirklich wahr, was er S. 25. sagt, „dass die jungen Leute bey den Katholiken sowohl, als bey den Protestanten eine allgemeine Abneigung gegen den Priesterstand laut zeigen, wie denn nach Aussage der königl. bayer. Nationalzeitung im [Al]tenburgischen, in Limburg und Dortmund zu schon länger ledigen Pfarreyen sich nicht ein e[inzi]ger Candidat gemeldet habe" (welchem aber we[nig]stens, was das Altenburgische betrifft Rec. besti[mmt] widersprechen kann): so ist es gewiss um so w[eni]ger zu loben, diese Abneigung gegen einen so n[ütz]lichen und nothwendigen Stand durch eine übert[rie]bene und vergrösserte Schilderung jener Ursac[hen] noch zu vermehren, und es ist ein nicht zu verk[en]nender Beweis der liberalen Censurgesetze der Kön[igl.] Bayer. Regierung, da ihr ein grosser Theil je[ner] Hindernisse selbst zugeschrieben wird, dass ein s[ol]ches Pamphlet frey gedruckt und verkauft wer[den] darf. Mag der geistliche Stand aber auch wirkl[ich] jetzt von mancher Regierung unrichtig geschätzt u[nd] unwürdig behandelt, und der Pfarrer demnach i[n] seinen äussern Verhältnissen oft den weltlichen Bea[m]ten nachgesetzt und wohl von ihnen gedrückt wer[den]: so werden sich die unseligen Folgen davon bald genug offenbaren, ohne dass sie noch durch hämische und niedrige Uebertreibungen vermehrt zu werden brauchten. Wie sehr sich aber der Vf. darin gefalle, mag nur folgende Stelle beweisen: „Nun wirst du Priester und musst denn erwarten, in welchen Winkel der Dioces dich dein bischöfliches Consistorium hinaussetzt. Von der ganzen vernünftigen Welt verbannt, oft zwischen Berge und Thäler hingeschleudert, von einem verkrüppelten, mit seinem Schicksale missvergnügten Völklein umgeben, bist du jetzt bey einem Pfarrer, nicht viel besser als der Bauernknecht in Diensten; hast wöchentlich 1 Fl. 30 Kr. Lohn; nicht selten die ganze Woche hindurch kaum einmal einen frischen, geniessbaren Brocken Fleisch, saft und geschmackloses Geflügel, und des Tags 2 Maass meistens elendes Bier." Dagegen schweigt der Vf. ganz von der Lichtseite seines Gemäldes, den höhern innern Vorzügen des geistlichen Standes, der Hoffnung äusseren Beschwerden durch bescheidene Vorstellungen von einer gerechten Regierung abgeholfen zu sehen, wie dieses von der Königl. Bayer. in Rücksicht der den Geistlichen aufgelegten Abgaben zum Theil wirklich geschehen ist, und unstreitig auch bey der neuen Verordnung, die den Geistlichen nicht nur den Bau der Pfarrhäuser auflegt, sondern sie dabey auch unter die beständige Aufsicht und Chikanen der weltlichen Beamten stellt, da doch diese auch davon frey sind und das Stiftungsvermögen zum Theil ausdrücklich dazu bestimmt ist, erwartet werden darf.

Berichtigung.

A. L. Z. 1813. Nr. 221. S. 89. Z. 21. von unten lies: *Hecataeus Abderita* statt *Abdeenita*. S. 91. Z. 4. von oben lies: *Arius I. von Sparta.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Univerſitäten.

Berlin.

Verzeichniſs
der
von der hieſigen Univerſität im nächſten Winterhalbenjahre vom 18ten October 1813 an zu haltenden Vorleſungen.

Gottesgelahrtheit.

Theologiſche Encyklopädie trägt Herr Prof. *Schleiermacher* vor in drey Stunden, Montags, Dienstags, Mittwochs von 4 bis 5 Uhr.

Bibliſche Geographie nach ſeinem Handbuche Herr Dr. *Bellermann*, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11 Uhr.

Den *Prediger Salomo's* erklärt öffentlich Hr. Prof. *de Wette*, Montags und Donnerstags von 3 — 4 Uhr.

Das *Evangelium* und die *Apoſtelgeſchichte des Lucas* Hr. Prof. *Schleiermacher* in vier wöchentlichen Stunden von 9 — 10 Uhr.

Die *Evangelien des Matthäus*, *Marcus* und *Lucas*, Hr. Prof. *de Wette* in fünf wöchentlichen Stunden von 9 — 10 Uhr.

Die *bibliſche Dogmatik Alten* und *Neuen Teſtaments* trägt nach ſeinem Lehrbuche (Berlin 1813.) *Derſelbe* vor in vier wöchentlichen Stunden von 10 — 11 Uhr.

Der *Kirchengeſchichte erſten Theil* erzählt Hr. Prof. *Marheinecke* in ſechs wöchentlichen Stunden von 11 — 12 Uhr.

Der *Kirchengeſchichte zweyten* und *letzten Theil* Hr. Prof. *Neander* in denſelben Stunden.

Die *Dogmengeſchichte* lehrt Hr. Prof. *Marheinecke* fünfmal von 12 — 1 Uhr.

Symbolik, oder eine *genetiſche und vergleichende Darſtellung der verſchiedenen chriſtlichen Lehrbegriffe*, Hr. Prof. *Neander* viermal von 10 — 11 Uhr.

Die *praktiſche Theologie* lehrt Hr. Prof. *Schleiermacher* in vier wöchentl. Stunden von 8 — 9 Uhr.

Im theologiſchen Seminar werden die Herren Profeſſoren *Schleiermacher* und *de Wette* die philologiſche Klaſſe, und die Herren Profeſſoren *Marheinecke* und *Neander* die kirchen- und dogmenhiſtoriſche dirigiren.

Rechtswiſſenſchaft.

Natur-Recht wird Hr. Prof. *Schmalz* um 10 Uhr nach ſeinem Handbuche lehren.

Die *Inſtitutionen des Römiſchen Rechts* erklärt Hr. Prof. *Biener* nach Konopack um 11 Uhr, Hr. Prof. *Göſchen* um 9 Uhr nach dem Text, Hr. Dr. *Reinicke* um 10 und um 2 Uhr.

Pandekten lieſet Hr. Prof. *von Savigny* um 11 u. 12 Uhr, Hr. Dr. *Mehring* von 10 — 12 Uhr.

Deutſches Privat-Recht, nach ſeinem Handbuche, Hr. Prof. *Schmalz* um 9 Uhr.

Allgemeines Europäiſches Staats-Recht, *Derſelbe* um 4 Uhr.

Kanoniſches Recht, Hr. Prof. *Schmedding* in einer zu verabredenden Stunde.

Criminal-Recht trägt nach Feuerbach Hr. Prof. *Biener* um 10 Uhr vor.

Heilkunde.

Die *Anatomie* (mit Ausſchluſs der Oſteologie und Syndesmologie) lehrt Hr. Prof. *Rudolphi* ſechsmal die Woche, Nachmittags von 2 — 3 Uhr.

Oſteologie, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 12 — 1 Uhr, Hr. Prof. *Knape*.

Syndesmologie, *Derſelbe* öffentlich Donnerstags und Freytags von 10 — 11 Uhr.

Splanchnologie, *Derſelbe* Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 4 — 5 Uhr.

Die *Anatomie des Gehirns*, Hr. Dr. *Roſenthal* öffentlich.

Die *Anatomie der Sinneswerkzeuge*, Hr. Prof. *Rudolphi* Donnerstags und Freytags von 11 — 12 Uhr öffentlich.

In der *praktiſchen Zergliederungskunſt* werden täglich von 9 — 12 Uhr die Herren Proff. *Rudolphi* und *Knape* gemeinſchaftlich Anleitung ertheilen.

Die *Anatomie* und *Phyſiologie der Hausthiere* lehrt Hr. Dr. *Reckleben* 4 Stunden die Woche öffentlich.

In der *praktiſchen Zergliederungskunſt der Hausthiere* ertheilt *Derſelbe* täglich von 9 — 12 Uhr Unterricht.

Die *allgemeine Phyſiologie* lehrt Hr. Prof. *Horkel* von 1 — 2 Uhr.

Die *Phyſiologie der Pflanzen*, *Derſelbe* von 2 — 3 Uhr.

Mediciniſche Anthropologie, Hr. Dr. *Roſenthal*, 4 Stunden wöchentlich.

Allgemeine Krankheitslehre, Hr. Prof. *Rudolphi*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 3 — 4 Uhr.

Die *Semiotik*, Hr. Prof. *Reich*, Montags, Mittwochs und Freytags von 1 — 2 Uhr.

Die *Arzneymittellehre*, Hr. Prof. *Hufeland*, viermal die Woche, von 1 — 2 Uhr.

Specielle Therapie lehrt Hr. Dr. *Richter* täglich von 10 — 11 Uhr.

Die *Therapie der Augenkrankheiten*, Hr. Prof. *Reil*, von 8 — 9 Uhr.

Ueber die *venerischen Krankheiten* lieset Hr. Dr. *Richter* Montags und Donnerstags von 2 — 3 Uhr öffentl.

Ueber die *Kinderkrankheiten*, *Derselbe*, in eben den Stunden, Dienstags, Mittwochs und Freytags.

Ueber die *Weiber*- und *Kinderkrankheiten*, Hr. Dr. *Friedländer*, Dienstags und Donnerstags von 2 — 3 Uhr.

Die *medicinische Chirurgie* lehrt Hr. Dr. *Bernstein* von 4 — 5 Uhr.

Alle Theile der speciellen Chirurgie, Hr. Prof. *Gräfe*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags, Nachmittags von 6 — 7 Uhr.

Die gesammte *Akiurgik*, oder einen Cursus aller chirurgischen Operationen, *Derselbe*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 — 6 Uhr.

Die damit verbundenen *Demonstrationen* und *Uebungen am Cadaver* finden Mittwochs und Sonnabends Statt.

Den *chirurgischen Verband* lehrt Hr. Dr. *Bernstein* von 3 — 4 Uhr in der Art, dass er die vorzüglichsten Krankheiten, bey welchen Binden, Bandagen und Maschinen anzuwenden sind, zugleich mit erörtert.

Ueber *Verrenkungen* und *Knochenbrüche* lieset Hr. Prof. *Gräfe* Montags und Dienstags von 9 — 10 Uhr öffentl.

Die *Entbindungskunst* lehrt *Derselbe* Donnerstags und Freytags Morgens von 7 — 8 Uhr.

Die *Geburtshülfe* theoretisch und praktisch Hr. Dr. *Friedländer* Montags, Dienstags und Sonnabends von 2 — 3 Uhr.

Gerichtliche Anthropologie Hr. Prof. *Knape* Montags, Dienstags und Mittwochs Abends von 7 — 8 Uhr.

Gerichtliche Medicin Hr. Prof. *Reil* Morgens von 7 — 8 Uhr.

Die *theoretische* und *praktische Thierheilkunde*, sowohl für Thierärzte als zukünftige Physiker und Oekonomen, Hr. Dr. *Reckleben*.

Die *Geschichte der Medicin* Hr. Prof. *Reich* Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 4 — 5 Uhr.

Die *Aphorismen des Hippokrates* erklärt *Derselbe* Sonnabends von 4 — 5 Uhr.

Klinische Uebungen wird Hr. Prof. *Reil* von 11 — 12 Uhr anstellen.

Die *klinischen medicinisch - chirurgischen Uebungen* in dem poliklinischen Institut leitet Hr. Prof. *Hufeland*, in Verbindung mit Hn. Dr. *Bernstein*.

Die *chirurgische Klinik*, und die *Klinik der Augenkrankheiten* im Universitäts - Hospital, Hr. Prof. *Gräfe* fünfmal die Woche von 2 — 5 Uhr.

Geburtshülfliche Klinik Hr. Dr. *Friedländer* Montags, Mittwochs, Donnerstags u. Sonnabends von 3 — 5 Uhr.

Philosophische Wissenschaften.

Vom *Studium der Philosophie überhaupt* wird Hr. Prof. *Fichte*, öffentlich, während der Ferien und vor Anfang seiner Privatvorlesungen handeln.

Vom Unterschiede zwischen der *Logik* und der *Philosophie selbst*, als Grundriss der Logik und Einleitung in die Philosophie, *Derselbe*.

Von den *Thatsachen des Bewußtseyns* handelt Hr. Prof. *Fichte*.

Die *Wissenschaftslehre* wird *Derselbe* vortragen.

Die *ersten Gründe der Elementarphilosophie*, Hr. Prof. *Fischer* 2 Stunden wöchentlich.

Logik und *Dialektik* Hr. Prof. *Solger* in 5 Stunden wöchentlich von 8 — 9 Uhr.

Aesthetik, *Derselbe* in 4 Stunden wöchentlich von 9 — 10 Uhr.

Die *Grundsätze der Erziehungskunst*, Hr. Dr. *Schleiermacher*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften 3 Stunden wöchentlich von 5 — 6 Uhr.

Pädagogische Vorlesungen allgemeinern Inhalts hält Hr. Dr. *Himly*.

Die *Anfangsgründe der philosophischen Naturlehre*, Hr. Prof. *Weiß* Montags, Mittwochs und Freytags von 10 — 11 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Arithmetik, bis zur Lehre von den Logarithmen incl., lieset Hr. *Grüson*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Ebene Geometrie, *Derselbe*.

Stereometrie, *Derselbe*.

Ebene Trigonometrie, *Derselbe*.

Analytische Trigonometrie, *Derselbe*.

Buchstabenrechnung und *Algebra*, *Derselbe*.

Analysis endlicher Größen, *Derselbe*.

Differential- und *Integralrechnung*, *Derselbe*.

Die *Elemente der Differentialrechnung*, Hr. Prof. *Eytelwein* nach eignen Heften von 2 — 4 Uhr.

Die *Lehre von den Kegelschnitten und andern Curven*, Hr. *Grüson*.

Die *Lehre vom Größten und Kleinsten* wird Hr. Prof. *Tralles* abhandeln.

Die *reine Mechanik* wird *Derselbe* öffentlich vortragen.

Die *Hydrostatik*, Hr. Prof. *Eytelwein* nach eignen Heften Dienstags von 2 — 4 Uhr.

Die *astronomischen Wissenschaften*, Hr. *Grüson*.

Geometrische und *ökonomische Felderstheilung*, *Derselbe*.

Physik und *Chemie.*

Experimentalphysik wird Hr. Prof. *Fischer*, nach seinem Lehrbuch der mechanischen Naturlehre, Mittwochs und Sonnabends von 3 — 5 Uhr vortragen.

Die *Lehre von der Wärme* in physischer, chemischer und physiologischer Beziehung, Hr. Prof. *Erman*.

Von den *luftförmigen Flüssigkeiten* wird Hr. Prof. *Hermbstädt* Montags und Dienstags früh von 8 — 9 Uhr öffentlich handeln.

Die *allgemeine Experimentalchemie* lehrt Hr. Prof. *Klaproth* Montags und Freytags von 3 — 5 Uhr.

Dieselbe Hr. Prof. *Hermbstädt*, nach seinem Grundriss, Montags, Donnerstags und Sonnabends Abends von 5 — 7 Uhr.

Natur-

Naturgeschichte.

Allgemeine Zoologie lehrt Hr. Prof. *Lichtenstein* fünfmal wöchentlich von 3 — 4 Uhr.

Naturgeschichte der Vögel, *Derselbe* Montags und Donnerstags von 12 — 1 Uhr.

Conchyliologie oder Naturgeschichte der Schaalthiere, *Derselbe* Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12 Uhr, öffentlich.

Den *Elementarcurs der Mineralogie* wird Hr. Prof. *Weiß* sechstägig von 12 — 1 Uhr vortragen.

Zu Vorlesungen *über einzelne Zweige der Mineralogie* erbietet sich *Derselbe* privatissime.

Ein *Gemälde der Erde* giebt Hr. Prof. *Zeune* zweymal wöchentlich.

Kameralistische Wissenschaften.

Encyklopädie der Kameral-Wissenschaften lehrt Hr. Dr. *Schmalz* von 5 — 6 Uhr.

Nationalwirthschaft lehrt Hr. Prof. *Hoffmann* Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 9 — 10 Uhr.

Politische Arithmetik, *Derselbe* Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10 Uhr.

Agronomische Chemie, in Verbindung mit den *landwirthschaftlichen Gewerben*, mit Experimenten begleitet, wird Hr. Prof. *Hermbstädt* täglich von 10 — 11 Uhr vortragen.

Hr. Prof. *Thaer* wird öffentlich über die *landwirthschaftliche Gewerbslehre* Montags, Mittwochs und Freytags um 12 Uhr lesen.

Privatim wird er die *technischen Theile der Landwirthschaftskunst* denen, die es wünschen, vortragen.

Kunst.

Theorie, *Technik* und *Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen und Römern*, Hr. Prof. *Hirt*, privatim.

Geschichte der Baukunst bey den orientalischen Völkern, *Derselbe*, öffentlich.

Historische Wissenschaften.

Alte Geschichte, nebst der *alten Geographie*, wird Hr. Prof. *Rühs*, fünfmal wöchentlich, von 2 — 3 Uhr lehren.

Geschichte des Mittelalters, *Derselbe*, fünfmal wöchentlich, von 3 — 4 Uhr.

Geschichte der Europäischen Staaten, nach Meusel, Hr. Dr. *Stein* in zu bestimmenden Tagen und Stunden.

Statistik der Europäischen Staaten, *Derselbe*, nach seinem Handbuch der Geographie und Statistik.

Philologische Wissenschaften.

Den *ersten Theil* der *philologischen Encyklopädie* trägt vor Hr. *Wolf*, um 12 Uhr, öffentlich.

Die *Metrik* trägt Hr. Prof. *Böckh* viermal wöchentlich von 3 — 4 Uhr vor.

Die *Republik des Platon* erklärt *Derselbe* öffentlich, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 — 11 Uhr, zugleich mit einer Einleitung in Platon's Schriften und Philosophie.

Den *Demosthenes de corona* erklärt Hr. Prof. *Bekker* viermal wöchentlich.

Einige Tragödien von Aeschylus und *Sophokles* erklärt Hr. *Wolf* um 4 Uhr privatim.

Die *Historie des Tacitus*, Hr. Prof. *Bekker* viermal wöchentlich.

Des *Tacitus Germanien* und die *Germanischen Alterthümer* erläutert Hr. Prof. *Rühs*, zweymal wöchentlich, öffentlich.

Das *Niebelungenlied* erklärt Hr. Prof. *Zeune* zweymal wöchentlich.

Dante's divina comedia erklärt Hr. *Uhden*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und zwar im jetzigen halben Jahr *die Hölle*, Dienstags und Freytags von 12 — 1 Uhr.

Die *Orakel des Jeremias*, Hr. Prof. *Bernstein* fünfmal wöchentlich von 11 — 12 Uhr.

Hebräische Grammatik und *Metrik*, letztere nach seinem so eben erschienenen *Versuch über die Metrik der Hebräer*, lehrt Hr. Dr. *Bellermann* Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12 Uhr.

Die *Anfangsgründe des Arabischen* lehrt Hr. *Ideler*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, viermal wöchentlich von 7 — 8 Uhr.

Das *Arabische*, *Chaldäische* und *Syrische* Hr. Prof. *Bernstein*, privatissime.

Die *Theologie des Korans*, *Derselbe*, öffentlich.

Hr. Dr. *Bothe* wird seine bekannten Vorlesungen und auf Verlangen andere ähnliche halten.

Im *philologischen Seminarium* wird Hr. Prof. *Böckh* einige Stücke des *Platon* erklären lassen, Dienstags und Freytags von 10 — 11 Uhr; die übrigen Uebungen der Mitglieder wird er Donnerstags von 6 Uhr Abends anleiten. Hr. Dr. *Buttmann*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wird ausserdem die Mitglieder des Seminariums in der Erklärung von *Ovid's Fastis* Montags und Donnerstags von 8 — 9 Uhr üben.

Zum Unterricht im *Englischen* erbietet sich Hr. Dr. *Seymour*.

Unterricht im *Fechten* und *Voltigiren* giebt Hr. Fechtmeister *Felmy*.

Unterricht im *Reiten* wird auf der Königl. Reitbahn ertheilt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die *Königliche Bibliothek* ist zum Gebrauch der Studierenden täglich offen.

Die *Sternwarte*, der *botanische Garten*, das *anatomische*, *zootomische* und *zoologische Museum*, das *Mineralien-Kabinet*, die *Sammlung chirurgischer Instrumente* und *Bandagen*, die *Sammlung von Gypsabgüssen* und verschiedenen *kunstreichen Merkwürdigkeiten* werden zum Theil bey den Vorlesungen benutzt, oder können von Studierenden, die sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

LITE-

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und auf Druck- und Schreibpap. zu haben:

Heineccii elementa juris civilis secundum ordinem Institutionum, iterum edidit et sec. recens. Waesbergianis typis impressam emendavit Dr. *C. G. Bienerus*, Antecessor Lips. et Ordinarius. 8 maj.

Diese geschätzteste aller Ausgaben des trefflichen Heinecc. Lehrbuchs war schon seit mehreren Jahren gänzlich vergriffen. Die gegenwärtige *zweyte* verbesserte Auflage zeichnet sich übrigens in jeder Rücksicht vor der vorigen durch einen saubern Druck auf gutem weissen Papier vortheilhaft aus.

Leipzig, den 31. Aug. 1813.

J. G. Heinr. Richter.

In Goedsche's Buchhandlung in Meissen ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

ΚΕΒΗΤΟΣ ΠΙΝΑΞ. Des *Cebes* Gemälde, mit erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche. Für Schulen herausgeg. von *J. D. Bückling*. Von neuem bearbeitet von *G. F. W. Große*. gr. 8. 14 gr.

Homeri Ilias, cum excerptis ex *Eustathii* commentariis et scholis minoribus, edidit *J. A. Müller*. III Tomi, sive L. I — XXIV. 8 maj. 4 Rthlr. 8 gr.

Schulanstalten und alle diejenigen, welche sich *an mich selbst direct* wenden, erhalten *Cebes Gemälde* für 10 gr., und *Homeri Ilias* für 3 Rthlr. 8 gr. gegen *baare portofreye Zahlung* in *Conventions-Münze*, und das 10te Exempl. frey.

J. W. Goedsche in Meissen.

Bey Darnmann in Züllichau ist erschienen:

Meisteri, Dr. *J. C. F.*, Jus Romanum privatum idque purum. Tom. I. 8 maj. 2 Rthlr.

Dessen Aufforderungen an das Publicum; demüthiges Bittgesuch an die Grossen der Erde deutscher Zunge, in Beziehung auf das Studium des Römer-Rechtes. 4. 6 gr.

Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1814.

Allen zeitherigen Freunden und Sammlern dieses beliebten Taschenbuchs wird hiermit die Anzeige gemacht, dass solches zwar in diesem Herbste nicht so zeitig, wie andere Jahre, erscheinen wird, woran die Kriegsunruhen in den sächsischen und preussischen Ländern vorzüglich Schuld sind; dass es aber auch dagegen dieses Jahr sowohl äusserlich als innerlich besonders ausgestattet seyn wird.

Leipzig, im Sept. 1813. J. E. Gleditsch.

Bey E. F. Steinacker in Leipzig sind erschienen:

Grosse, J. C., Reden an Personen und Familien aus den gebildeten Ständen zur Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls Jesu. 8. 12 gr.

Rath, medicinischer, für Prediger, welche eine schwache Brust und Stimme haben, beide gern dauerhaft verstärken, und ihr Amt ohne schmerzliche Anstrengung verwalten wollen. Von einem Prediger, welcher aus eigner Erfahrung spricht. 8. 8 gr.

Reinhard und *Ammon* als Dogmatiker, oder kritische Bemerkungen über Ammons *Summa Theologiae christianae* mit steter Rücksicht auf Reinhard's Vorlesungen über die Dogmatik. 8. 4 gr.

Seit zwanzig Jahren habe ich den Plan, und den dringenden Wunsch gehegt, ein eignes Lehrbuch des unvermischten Römischen Privat-Rechtes auszuarbeiten. Endlich hat mir ein Jahr der vollsten Gesundheit die Vollendung möglich gemacht. Der *Erste* Theil meines *Juris Romani Privati, ejusque puri*, ist eben in der Darnmann'schen Buchhandlung zu Züllichau erschienen, kostet 2 Thaler, und der *letzte* Theil, welcher das *Erbrecht* enthält, wird unmittelbar darauf folgen. In eben dem Zeit-Augenblick wird jedoch mein Buch nur von höchst wenigen gegenwärtigen Zuhörern genutzt. Doch ist es, sogar dem Titel nach, nicht bloss für diese geschrieben, sondern ausdrücklich ET PRISTINIS *auditoribus*, bey welchen dasselbe die glücklichsten Reminiscenzen meines mündlichen Vortrages werden kann. Unter den Tausenden, welche in zwanzig Jahren bey mir gehört haben, findet mein Buch immer noch einen ehrwürdigen und bedeutenden Kreis der Gemeinnützigkeit. Allein eben deshalb, wer irgend von meinen vormaligen Herrn Zuhörern mich noch liebt, und mein Andenken ehrt: der lese, der kaufe das Buch. Ich bitte darum, öffentlich und mit Dreistigkeit, weil ich keinen persönlichen Vortheil habe, sondern nur von dem dringenden Wunsch ausgehe, den Zweck der Gemeinnützigkeit zu erreichen, und eine *zweyte* Auflage zu beleben, damit ich meinem Ideal mich immer mehr nähere.

Breslau, den 9ten April (*) 1813.

Dr. *J. C. F. Meister.*

(*) Ist wegen gesperrten Postenlaufs erst in diesem Monat bey uns eingegangen. *Exped. der A. L. Z.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1813.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schrag: *Ueber den innern Bau der Arachniden.* Von *G. R. Treviranus*, Prof. zu Bremen. Herausgegeben von der physikalisch-medicinischen Societät in Erlangen. *Erstes* Heft. 1812. IV u. 48 S. 4. m. 5 Kpft.

Der Vf. unternahm die Untersuchung des innern Baues der Arachniden, zu welchen er aber, wie auch Rec. in seinen Vorlesungen aus, von dem Baue der in Anfrage stehenden Thiere hergenommenen Gründen, schon seit mehrern Jahren that, nicht alle von *Lamarck* dazu gerechneten, sondern nur die *Linnéischen* Geschlechter: *Scorpio*, *Aranea* und *Phalangium* zählt, weil durch alle bisher darüber bekannt gewordenen Arbeiten seine Wissbegierde mehr gereizt als befriedigt wurde, und theilt nun die Resultate derselben mit derselben Gründlichkeit und Bescheidenheit mit, welche die gelehrte Welt schon lange an ihm bewundert. Bis jetzt ist, so viel Rec. weiss, nur das *erste* Heft erschienen, das Ganze wird mit dem *dritten* oder *vierten* geschlossen seyn. Das gegenwärtige *erste* enthält *zwey* Abhandlungen, die *erste* über den Scorpion, die *zweyte* über die Spinne. Nur die erste Tafel gehört zu der *ersten*, die übrigen zu der *zweyten* Abhandlung. Der von dem Vf. zergliederte Scorpion ist *Sc. europaeus*. In der Beschreibung der äussern Theile belegt er: 1) durch mehrere Thatsachen, dass in der Bestimmung und Synonymie der Scorpione noch sehr viele Verwirrung herrsche; 2) dass man mit Unrecht, trotz *Degners* und *Pallas's* Erinnerungen sich noch der Zahl der Zähne an den Kämmen als eines specifischen Merkmals bediene, indem er bey einigen Exemplaren des *Sc. europ.* sieben, bey andern acht, bey noch andern zehn fand; 3) dass man den Scorpionen, wenigstens dieser Art nur zwey einfache, auf der Mitte des Brustschildes liegende Augen zuschreiben könne, indem die übrigen nur hellere Stellen desselben seyen; 4) dass der Schwanz nicht diesen Namen verdiene, indem sowohl Rückenmark, als Darmkanal und Herz ununterbrochen in ihn fortgehen. Da man aber den hintern Theil der Fische Schwanz nennt, ungeachtet das Rückenmark und das Gefässsystem ununterbrochen durch ihn verläuft, da es, nach *Geoffroi*, eine eigne Art Schildkröten giebt, deren After sich am Ende des Schwanzes befindet, da bey den Crustaceen dieselbe Anordnung statt findet, so wird man wohl immer fortfahren, diesen schmalern Theil, seiner Schmalheit wegen, mit dem Namen des Schwanzes zu belegen. Sehr umständlich beschreibt der Vf. die Mundtheile. Den Kinnbacken, Kinnladen, Palpen und der Unterlippe setzt er noch eine, von einem eignen *Knochen*, dem Zungenbein, getragene Zunge zu. Den Darmkanal beschreibt er, wie *Meckel*, als ganz gerade, läugnet aber die von demselben beobachtete magenähnliche Erweiterung, giebt dagegen die andere, von *Meckel* bemerkte, kurz an dem After befindliche, als constant, an. Da er indessen selbst einigemal an der von *Meckel* angegebnen Stelle eine Erweiterung gefunden zu haben zugiebt, dieser aber sie immer fand, so reicht wohl die geringe Weite derselben nicht hin, ihr ihre Bedeutung zu rauben, da ja bey vielen Fischen sich der, mit Recht wegen seiner *Function* so genannte Theil des Darmkanals von dem übrigen fast noch weniger unterscheidet. Der Darmkanal ist von einem Körper umhüllt, welchen *Meckel* für die Leber, Hr. *T.* dagegen für einen Fettkörper hält und die Meinung des erstern für unrichtig erklärt, indem sich kurz vor dem Anfange des Schwanzes an einer, mit einer beständigen Einschnürung versehenen Stelle auf jeder Seite ein Paar gewundne Gefässe in den Darmkanal einsenken. Ungeachtet Rec., der nicht Gelegenheit hatte, kürzlich die Untersuchung des Scorpions anzustellen, die Richtigkeit dieser letztern Angabe nicht in Zweifel ziehen will, so findet er sich doch durch mehrere Gründe bewogen, darum nicht geradezu Hn. *T.* in Hinsicht auf die Bedeutung des, den Darmkanal umgebenden Körpers beyzutreten. Hr. *T.* selbst bestätigt die Anwesenheit der von *Meckel* beschriebenen Gefässpaare, welche von jener Masse zum Darmkanal gehen und von diesem für die Lebergänge gehalten wurden, nur giebt er ein Paar mehr an, indem er fünf zählt. Auch *Cuvier* hält diese Masse für die Leber, und beschreibt sie, ihre Ausführungsgefässe und ihre Verbindung mit dem Darmkanal genau wie *Meckel* (Institut von Frankreich. Analyse d. Arb. d. Cl. d. mathem. u. ph. Wiss. im J. 1810 in der Salzb. Med. chir. Zeit. Nr. 99. S. 349.), so dass also eine bedeutende Autorität für jene Meinung ist. Dazu kommt die Analogie zwischen dieser Masse und der Leber der Krustenthiere, ferner der Umstand, dass man über die Bedeutung derselben, wenn sie, ungeachtet ihres Zusammenhanges mit dem Darmkanal, nicht die Leber seyn soll, völlig im Dunkeln bleibt. Da nun aber doch, nach Hn. *T.* Untersuchungen sich wirklich die den Lebergefässen der Insecten ähnlichen Blinddärme finden, so geht des Rec. Meinung, bis weitere Untersuchungen entschieden haben werden, dahin, dass hier die Leberform der höhern, mit Gefässen versehene, und der niedern, oder der gefässlosen

ſen Thiere vereinigt iſt, ganz auf dieſelbe Weiſe, wie bey mehrern Fiſchen Schwimmblaſe und Kiemen, bey den *Siren* und *Proteus* Lungen und Kiemen das ganze Leben hindurch, bey den übrigen *Batrachiern* nur in einem Theile des Larvenzuſtandes gemeinſchaftlich vorhanden ſind und bey den *Cephalopoden* Lungen- und Aortenherz ſich ſchon gebildet, aber noch nicht mit einander vereinigt haben. Von der Betrachtung des Digeſtionsapparates geht der Vf. zu den Reſpirationsorganen über. Er beſtätigt die von *Meckel* gemachte Entdeckung, daſs die Stigmaten nicht zu Trachäen, ſondern zu Kiemen führen und bemerkt, daſs ſie ſich von den gewöhnlichen unterſcheiden, ſo fern ſie bloſs runde, offne, mit einem hornartigen Ringe umgebene Ausſchnitte der Bauchplatten ſeyen, daſs ihm die Zahl der Kiemenplatten weit gröſser als die von *M.* angegebne ſcheine, daſs jede Kieme in einer eignen, theils von einer feinen Haut, theils von Muskeln gebildeten Höhle liege. Neben jeder Kiemenreihe nämlich verlaufen zwey Längenmuskeln, welche ober- und unterhalb jeder Kieme durch einen queren mit einander verbunden werden. Die Anordnung der Kiemengefäſse iſt ſchwer verſtändlich. Zwiſchen den Muskeln, unter der Kieme, iſt eine ſehr zarte Haut ausgeſpannt, auf welcher (nicht auf den Kiemenblättern?) ſich Gefäſse verbreiten, welche aus dem ſogenannten Fettkörper kommen, deren Urſprung aber bey den Europäiſchen Scorpionen, nach Hn. *T.*, nicht zu ergründen iſt. Zwiſchen den Kiemen, über den Darmkanal verläuft das längliche, vorn und hinten ſehr enge, aus zwey Schichten, von denen die äuſsere deutlich musculös iſt, gebildete Herz, welches, wie das Rückengefäſs der Inſecten, durch Seitenmuskeln doppelter Art befeſtigt wird. Wo ſich dieſe Muskeln anheften, iſt es am weiteſten und hat daher ein gegliedertes Anſehn. Die Anweſenheit von Klappen in denſelben, wovon Hr. *T.* Spuren bemerkt haben will, bezweifelt Rec. theils nach eignen Unterſuchungen, theils, weil ſich dieſe in dem weit vollkommnern Gefäſsſyſteme der Cruſtaceen noch gar nicht und eben ſo erſt in den Venen der warmblütigen Thiere finden. Aus der Uebereinkunft der Kiemengefäſse, der verſchiednen Herzmuskeln und der Kiemen in Hinſicht auf ihre Lage leidet es nach Hn. *T.* keinen Zweifel, daſs die Function des Herzens, der Kiemen und des Darmkanals in der engſten Verbindung ſtehen, obgleich ſich über die Art derſelben nichts Gewiſſes beſtimmen laſſe. So viel Rec. einſieht, läſst ſich aus jener Uebereinkunft nichts auf dieſe Verbindung, deren Art übrigens wohl nicht ſo ſchwer zu erkennen iſt, ſchlieſsen, ſondern nur daraus abnehmen, daſs jeder Ring des Körpers gewiſſermaſsen ein Individuum, einer die Wiederholung des andern iſt, ſo fern jeder einen Nervenknoten, eine Kieme, ein Herzſtück, ein Paar Leberlappen hat und die Muskeln u. ſ. w. eines jeden nach demſelben Typus angeordnet ſind. Bey Betrachtung der Geſchlechtstheile bemerkt der Vf., daſs ſich von äuſsern und überhaupt einer äuſsern Verſchiedenheit der Geſchlechtstheile keine Spur finde, und rechnet die Kämme, deren Structur er genau beſchre[ibt], wie *Meckel*, zu den Geſchlechtstheilen, indem er ſie für eine Art Palpen zum Erregen wollüſtiger Empf[in]dungen hält. Er beſchreibt und bildet zwey Form[en] von Genitalien ab. Die der einen, die männliche[n], beſtehen aus einem Knorpelplattenpaare, deren be[ide] Flächen mit einer Membran überzogen ſind, an w[el]chen die untere nicht dicht anliegt, ſo daſs dadur[ch] ein freyer Raum zwiſchen ihr und der untern Flä[che] der Platte entſteht, in welchen ſich ein verzweig[tes] Gefäſs, von dem ſogenannten Fettkörper kommen[d,] von unten einſenkt und aus welchem nach vorn [und] oben ein einfaches, mit dem der andern Seite conve[r]girendes tritt. Die weiblichen Genitalien werden a[ls] drey häutige, longitudinale durch vier quer verbu[n]dene Röhren, gerade wie von *Meckel* beſchrieb[en.] Schon vor Hn. *T.* hatte *Cuvier* den Scorpionen e[in] doppeltes Geſchlecht zugeſchrieben (a. a. O.), un[d] es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daſs in der Th[at] dieſe Duplicität vorhanden iſt. Rec. iſt es aber d[er] Wahrheit ſchuldig, hiebey zu bemerken, daſs, wenn Hr. *T.* ſagt: „*Meckel* habe bey allen europäiſchen *Scorpionen*, die er zergliederte, bloſs die weiblichen Zeugungstheile gefunden, und durch dieſe Beobachtung verführt, die Scorpionen für Hermaphroditen angenommen," eine Vergleichung zwiſchen dieſen Worten des Vfs. und der Art, wie ſich *M.* ſelbſt an de[m] von ihm angeführten Orte hierüber ausdrückt, be[]weiſt, daſs letzterm als eine zuverſichtliche, beſtimmte Behauptung zugeſchrieben wird, was er nur auf eine *höchſt zweifelhafte Weiſe* vortrug. Uebrigens iſt die Beſchreibung der männlichen Geſchlechtstheile, noch mehr aber ihre Abbildung, unvollkommen. Wenn Hr. *T.* bemerkt, daſs *M.* beym Tuneſiſchen Scorpion die männlichen Geſchlechtstheile geſehen, in der Ueberzeugung aber, daſs beym europäiſchen Scorpion keine andern als die von ihm gefundnen, vorhanden wären, für eins mit denen der Europäiſchen und die Abweichung ihrer Bildung fälſchlich für ſpecifiſche und nicht für Geſchlechtsverſchiedenheit gehalten habe, ſo ſcheint er die ausdrückliche Bemerkung *M's.*, daſs auſser den von ihm abgebildeten auch zugleich in demſelben Scorpion die weiblichen vorhanden waren, überſehen zu haben. So viel ſich aus den Beſchreibungen von *Meckel*, *Treviranus* und *Cuvier* abnehmen läſst, findet in der That Geſchlechtsverſchiedenheit, allein zugleich groſse Aehnlichkeit der Genitalien ſtatt. Bey beiden Geſchlechtern ſcheint ſich das den Ovarien entſprechende Organ zu finden. Theils ſagt *Cuvier* ausdrücklich: „Die Teſtikeln enthalten auch einige mit einander communicirende Canäle; theils fand *M.* jenes, dem Ovarium entſprechende Organ mit dem männlichen zuſammen, auch beym tuneſiſchen und bey den europäiſchen Scorpionen. Dieſs wird deſto wahrſcheinlicher, da er ausdrücklich eine Verſchiedenheit in der Bildung dieſes Organs bey verſchiednen Subjecten erwähnt und auch abbildet, indem er es gewöhnlich ſo, wie es Hr. *T.* als Ovarium beſchreibt, einmal aber aus zwey ganz von einander getrennten Hälften, die mittlere Röhre alſo

lso gedoppelt fand. — Der von *M.* gegebnen Beschreibung des Giftorgans wird zugefetzt, dafs es von iner körnigen Subftanz und einem Muskel umgeben ey, und keine Spalte im Stachel als Ausführungsmündung vorhanden fey, wo denn freylich die Art les Austretens des Giftes fchwer erklärlich wird. Das *Nervenfyftem* ist fehr genau befchrieben. Es veicht nicht vom gewöhnlichen Typus der verwandten Thiere ab.

Zum Schlufse bemerkt der Vf., es fcheine ihm lurch *feine* Beobachtungen ausgemacht, dafs der Scorpion das Bildungsglied zwifchen den Cruftaceen und nfecten ausmache, aber mehr mit den erftern als len letztern gemein habe, und entweder jenen in einer befondern Familie zugefellt oder die Cruftaceen nit den Infecten wieder vereinigt werden müffen. Als Gründe führt er den Umftand, dafs das Blut bey den Scorpionen und Cruftaceen den Refpirationsorganen zugeführt werde, die Lage der Zeugungstheile und die ftructur des Nahrungscanals an. Man kann fogar eine von dem Vf. aufgeftellte Schwierigkeit, die Zufammenfetzung des Krebsherzens aus einer Kammer und einer Vorkammer durch die Bemerkung hinweg räumen, dafs in der That die Krebfe nur eine einfache Herzhöhlung haben; allein dennoch wird man kaum geneigt feyn, die Scorpionen und die Spinnen deshalb lieber den Cruftaceen zuzuzählen, als fie, nach *Lamark*, mit der fchon im Amfange gemachten Einfchränkung, als eigne Klaffe aufzuftellen, durch welche (nicht durch die Scorpionen allein) der Uebergang von den Infecten zu den Cruftaceen gemacht wird. Schon die gleichzeitige Anwefenheit der Kiemen und Stigmaten, der Cruftaceen und der Infectenleber reicht, nach der Meinung des Rec. wenigftens, völlig hin, diefe Klaffe jetzt mehr, als fie es durch ihren erften Begründer wurde, zu befeftigen.

Zweyte Abhandlung. *Die Spinne.* Die von dem Vf. unterfuchten Arten find: *Aranea diadema*, *domeftica*, *atrox*, *obfcura*, *littoralis*, *fcenica*, *montana*, *bipunctata*. *A. bipunctata* kommt mehr mit *A. diadema*, die übrigen mit *A. domeftica* und *atrox* überein. Der Vf. betrachtet die Spinne unmittelbar nach dem Scorpion, weil fie durch ihren innern Bau demfelben näher fteht, als andre, in Hinficht auf den äufsern ihm weit näher verwandte, z. B. der Baftardfcorpion. Nach Angabe der Verfchiedenheiten, welche die äufsere Form des ganzen Körpers und der Frefswerkzeuge beider Thiere darbieten, kommt er zu der Anordnung und den Verfchiedenheiten der Refpirationsöffnungen. Seiner Angabe nach find, und diefs auch nur bey einigen Arten, an der Stelle, wo fich beym Scorpion vier Stigmatenpaare befinden, drey Paar kleiner fchwarzer Punkte vorhanden, von welchen es nicht einmal gewifs ift ob fie wirklich Stigmate find. Dagegen nimmt man bey allen Spinnen wenigftens zwey, bey mehrern, z. B. *A. diadema*, *marmorea*, *bipunctata* vier Paar wahre Luftlöcher auf der obern Fläche des Hinterleibes, von denen die obern, vordern die gröfsten find, und bey *allen* auf beiden Seiten der Bruft in der Haut, wodurch Rücken- und Bauchfchild verbunden werden, *vier* Stigmatenpaare wahr, die aber alle nur längliche Vertiefungen der Oberhaut, keine Oeffnungen find und weder zu Kiemen, noch zu Luftröhren führen. Was find fie alfo? Dagegen finden fich, an der fchon von *Cuvier* angegebnen Stelle die beiden wahren Stigmaten, welche, wie gleichfalls *Cuvier* zeigt, zu einer Höhle führen, die, wie *Meckel* bewies, eine Kieme enthält, welche fich nur durch gröfsere Zahl, Feinheit und Weichheit ihrer Blätter von den Scorpionskiemen unterfcheidet. Bey der Zergliederung findet man den Körper von einer äufsern, hornartigen und einer innern fchleimähnlichen Haut bekleidet. Alle Eingeweide find in einer Subftanz eingehüllt, welche Hr. *T.* mit dem Namen der Fettmaffe belegt, ungeachtet er bey mehrern Individuen auf ihrer innern Fläche mehrere regelmäfsige Höhlungen fand. Dicht unter der Haut liegt das Herz, eine längliche, musculöfe Röhre, deffen Anordnung im Wefentlichen von *Cuvier* und *Meckel* angegeben wurde, deffen Gefchichte Hr. *T.* aber vorzüglich durch die Angabe der Kiemengefäfse der Vollkommenheit näher bringt, die, aus dem Herzen als ein Paar entfprungen, fich zu den Kiemen nach vorn begeben. Uebrigens findet fich hier fo wenig als beym Scorpion eine Angabe der übrigen Bedingungen des Kreislaufes, und man weifs daher nicht ob diefe Kiemengefäfse Arterien oder Venen find, kennt überhaupt die Natur der aus dem Herzen kommenden Gefäfse nicht. — Der *Darmkanal*. Der Magen, welcher in der Bruft, in der Rinne eines Knorpels liegt, von welchem die Fufsmuskeln entfpringen, befteht aus zwey gröfsern und zwey kleinern dünnen häutigen Schläuchen, welche fich durch eine gemeinfchaftliche Mündung in den kurzen Schlund öffnen. Vom Magen aus geht der Darm als ein enges Rohr, das an zwey Stellen, in der Mitte, wo er zugleich mit dem fogenannten Fettkörper unzertrennlich verbunden ift, und am Ende, erweitert erfcheint, gerade nach hinten, wo fich ein kurzer, vier fchon von *Ramdohr* dargeftellte Gallengefäfse aufnehmender Blinddarm mit ihm verbindet. Den letztern ausgenommen, ift der ganze Darmkanal von fehr zarter Textur. Aufserdem findet fich in jeder Kinnlade ein auch fchon von *Ramdohr* befchriebnes und abgebildetes längliches Speichelgefäfs, welches aus knorpelartigen mittelft einer dünnen Haut verbundnen, etwas fchräg liegenden Fäden zufammengefetzt ift. Nach des Vfs. Meinung geht fowohl an der Stelle, wo der Darmkanal mit dem Fettkörper unzertrennlich verbunden ift, als unterhalb der Infertion der Gallengefäfse das Product der Verdauung unmittelbar in andre über und, da er in erfterer Anordnung eine Analogie zwifchen dem Scorpion und der Spinne findet, fo fcheint er daffelbe auch von diefem zu glauben, die vier oder fünf Verbindungsgänge zwifchen dem Darm und der problematifchen Maffe daher für gefäfsartig zu halten. Wäre diefe Vermuthung richtig, fo erfcheinen dem Rec. die Arachniden auf eine andre Weife als eine höchft merkwürdige Bildungsftufe in der Thierreihe, indem die niedere Gefäfsform mehrerer Zoophyten,

ten, wo Darm und Gefäfse eins find, mit der höhern, wo das Gefäfssyftem für fich befteht, zugleich vorhanden wäre. Indeffen läfst fich wohl jene Annahme nicht als beftimmt erwiefen anfehen, und man kann mit eben fo grofsem Rechte jene erfte Erweiterung als einen zweyten Magen anfehn, deffen enge Verbindung mit dem problematifchen Körper auf Eindringen der Galle hindeutet. Die wichtigfte Entdeckung des Vfs., welche Rec. bey allen von ihm unterfuchten Arten beftätigt fand, betrifft unftreitig die männlichen Zeugungstheile, indem er, nach Angabe der Schriftfteller, welche die Begattung der Spinnen beobachteten, darthut, dafs nicht, wie man bisher allgemein glaubte, die Fühlhörner der Sitz derfelben find. Theils beweift diefs der Mangel einer Oeffnung, einer Samenflüffigkeit und eines Abfonderungsorganes in ihnen, theils die Anwefenheit zweyer länglicher Schläuche, welche beym Männchen die Stelle der weiblichen Ovarien einnehmen, aber nicht mit den Palpen zufammenhängen, fondern fich an derfelben Stelle, als die weiblichen Genitalien, zwifchen den beiden Kiemen, nach aufsen öffnen. Die weiblichen Organe find gleichfalls zwey längliche, aber mit Eyern befetzte Schläuche, welche zu beiden Seiten des Darmkanals liegen und bey einigen Arten, z. B. *A. domeftica* mit ihren untern Enden verfchmolzen (eine Analogie mit dem Scorpion und mehrern Cruftaceen), bey andern, z. B. *A. diadema*, durch eine unvollkommne Querwand in zwey hinter einander liegende Kammern abgetheilt find. Sowohl die männlichen als weiblichen Genitalien find mit zwey getrennten Oeffnungen verfehn, welche bey dem Männchen blofse Spalten find, beym Weibchen fich in warzenähnlichen Erhöhungen befinden. Aufser diefen Eyerfchläuchen haben *A. diadema* und *bipunctata* noch im Unterleibe ein, aus mehrern Knorpeln zufammengefetztes, zum Austreiben der Eyer beftimmtes Orga[n]. Nach des Vfs. Entdeckungen find die von den Schrif[t]ftellern als Paarung befchriebnen Phänomene nur An[-]ftalten dazu, und die wirkliche Begattung, welch[e] durch gegenfeitiges Andrücken der Gefchlechtsöf[f]nungen gefchieht, dauert höchft wahrfcheinlich nu[r] einen Moment. Die Palpen find indeffen wahrfchein[-]lich ruthenähnliche Theile, wo es merkwürdig i[st], dafs hier eine ähnliche Bildung als bey mehrern Mo[l]lusken vorkommt, deren Ruthe auch von den übri[-]gen Genitalien getrennt ift und am vordern Ende de[s] Körpers liegt. Auch die Befchreibung der Spinne[n]werkzeuge hatte, nach dem Vf., viele Mängel. Di[e] Zahl der Spinnwarzen aller Spinnen fixirt er auf vie[r] im Viereck ftehende, zwey gröfsern und zwey kle[i]nern. Die Angaben von 5—6 rühren von Verwechs[-]lung des Afters und zweyer Palpen, die fich bey ei[-]nigen finden, mit ihnen her. Die Spinnwerkzeuge find mehrere enge, längliche, einfache oder veräftelte Säcke, deren Zahl und Structur bey den verfchiedenen Arten variirt.

Die Unterfuchung des Nervenfyftems ift, wegen feiner grofsen Weichheit, fehr fchwierig. Es befteht indefs, nach Hn. *T.* aus drey Knoten, von welchen zwey in der Bruft liegende das vordere, einer das hintere Ende eines longitudinalen doppelten Stranges einnehmen. Der vordere jener beiden Knoten ift das Gehirn, aus dem zweyten weit gröfsern, entfpringen die Fufsnerven, aus dem dritten, kleinften die Nerven der Hinterleibstheile.

Rec. fchliefst diefe Anzeige mit dem Wunfch[e], dafs der Vf. bald die übrigen verfprochnen Hefte nachfolgen laffen, und fo eine vollftändige Anatomie diefer ihrem Innern nach noch wenig bekannten Klaffe liefern möge.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Preife.

Aufser mehrern, von der *königl. Gefellfchaft für Norwegens Wohl* aufgegebenen, bisher unbeantwortet gebliebenen ältern Preisaufgaben hat die Gefellfchaft, zwey locale ungerechnet, folgende zwey neuere ausgefetzt: 1) In der *Naturwiffenfchaftliche Klaffe* eine Prämie von 400 Reichsbankthalern Silberwerth für eine ftreng fyftematifche Darftellung der chemifchen Theorie der neuern Naturphilofophen, mit Anwendung fowohl auf die Operationen der Natur in ihren organifchen und unorganifchen Phänomenen, als auf die gewöhnlichen chemifchen Experimente. 2) In der *ökonomifchen* Klaffe eine Prämie von 100 Reichsbankthlr. Silberwerth für die befte, mit einer Zeichnung oder einem Modell begleitete, Befchreibung einer Mafchine, die dienlicher dazu ift das Saatkorn in die Erde zu bringen, als die gewöhnliche Egge und Hacke, oder als der englifche Exftirpator und Scarificator. Diefe Mafchine foll übrigens fowohl in flachen als bergigten Gegenden brauchbar, einfach und wenig koftbar in der Zufammenfetzung feyn, den Samen nicht tiefer als $1\frac{1}{2}$ Zoll in die Erde bringen, und nicht mehr Kraft und Zeit als die gewöhnliche Egge erfordern. Der Termin zu diefen Preisaufgaben ift bis September 1814. Die Auflöfungen werden, mit Motto und verfiegeltem Namen verfehen, an das Secretariat der königl. Gefellfchaft für Norwegens Wohl nach *Chriftiania* eingefandt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. v. Degen: *Monumentum Aeternae Memoriae* Mariae Christinae Archiducis Austriae *a Ser. Conjuge* Alberto Saxone, Duce Tesch. *Viennae* in Templo *D. Augustini* e Marmore erectum opera *Antonii Canovae* Equit. Rom. MDCCCV. — Carmen postumum *J. Melchioris Nob. a Birkenstock.* Accessit *Interpretatio Germanica* ad Votum Auctoris a *Familiari* tentata. Mit dem Motto aus Ovid. Fast. lib. III. *Compositus cinis, tumulique in marmore carmen.* 1813. 38 S. Imperialfolio.

Der edle Fürst, Erzherzog Albert von Sachsen Teschen, der seine vortreffliche Gemahlin Maria Christina, geb. Erzherzogin von Oesterreich, in der Blüte ihres schönen Lebens verlor, beschloss ihr ein würdiges Denkmal zu setzen, und trug dasselbe daher dem ersten aller jetztlebenden bildenden Künstler, dem Ritter *Canova* auf. Es wurde in Marmor gearbeitet, und im Jahre 1805 in der Augustiner Kirche zu Wien aufgestellt. Es ist eine Pyramide zu deren Eingange man auf drey Stufen hinaufsteigt. Unter der Spitze ist das Brustbild der verewigten Frau in halb erhabner Arbeit angebracht, von einer ovalen Schlangenfigur umgeben; über dem Brustbilde steht der Name Maria Christina Aust. Es wird von einer schwebenden weiblichen Figur empor gehalten, welche die frohe Unsterblichkeit vorstellt. Ihr entgegen fliegt auf der andern Seite ein Genius, um der Verklärten die Palme des ewigen Lohns zu bieten. Ueber dem Eingange der Pyramide stehn die Worte:

UXORI OPTIMAE
ALBERTUS.

Die Stufen, die zur Pyramide führen, sind zum Theil mit einem Teppich bedeckt, auf welchem die Tugend, Tochter der Religion, sich dem Eingange nähernd einhertritt, und die Todten-Urne trägt, zur rechten und linken Seite von zwey Tempeldienerinnen mit Fackeln begleitet, welche zugleich die Enden der Blumenschnur, die die Urne kränzt, tragen. Hinter ihr auf der rechten Seite folgt die Göttin der Mildthätigkeit, an die sich ein armer Greis und ein verwaisetes Mädchen schliessen, um der Verklärten noch den Dank für ihre Wohlthaten zu opfern. Auf der linken Seite ist ein Löwe abgebildet, über den sich der Genius des trauernden Gemahls mit dem Kopfe und einen Arme lehnt, indess der übrige Körper auf den Stufen ruht.

Dieses herrliche Denkmal besang der geistvolle und hochherzige Mann, J. Melchior Edler v. Birkenstock (schon lange durch sein Epitaphium auf Friedrich den Grossen und ähnliche Aufsätze als ein Meister in lateinischer Schreibart bekannt), in einem seiner und des Denkmals würdigen Gedichte in lateinischen heroischen Versen. Wir wollen daraus nur zwey Beschreibungen, die eine von der Hauptfigur, der Tugend, die andre von der Mildthätigkeit ausheben.

*Quis calor insuetus, quisnam sacer occupat artus
Horror et ignoto quatit intima viscera motu!
Altera lux oculis, alius circumfluit aether,
Praesentemque Deam late halant omnia circum;
Namque Dea est, gressu et toto venerabilis ore,
VIRTUS, prima sacrae PIETATIS et inclyta proles.*

*Ut plenum aspicio manifesto numine vultum;
Sponte cadit flexus poples, ut pronus adorem
Et pia thura feram: Tanta est venientis imago!
Incedit matrona cui maturior aetas,
Et qualem veteres suevere effingere Vestam
Mnemosynenque novem dominam matremque sororum.*

*Defluit in colla et teretes sine lege soluta
Caesaries humeros, quam sola corona coërcet,
Nexa auro et ramis baccisque virentis olivae,
Imperturbatae nota facundissima mentis.
Incedit tunica se rite ad membra plicanti
Vincentique nives, quam longo syrmate peplum
Et rutilans limbus solenni more recondunt.
Sic venit insignis splendore ac divite cultu
Inque adytis versata diu, nunc magna sacerdos
Mandatrix operum, sacrique antistita templi.*

*Ambit suave jubar cum majestate dolentem.
Relligiosa, sacro defixa in mortis honore,
Per strata umbrosae procedit ad ostia cryptae,
Lenta gradu, lugubre silens, meditansque superna,
Atque, verecundos oculos demissa caputque
Ipsa gerit, sanctos cineres quae continet, urnam,
Relliquias, eheu, CHRISTINAE, heu! flebile munus.*

*O quam parva capit mortalia quaelibet olla!
Tortilibus flores urnam einxere coronis,
Tessera supremi tetra de morte triumphi,
Signa renascentis, veluti violaria, vitae.*

Wer wird hier die poetische Begeisterung verkennen, mit welcher der edle Verfasser die Beschreibung einer Statue belebt, wer die geistvolle Schilderung, welche den Sinn des grossen Künstlers entwickelt, wer die gediegene Eleganz und Reinheit des lateinischen poetischen Ausdrucks?

Die

Die Figur der frommen Mildthätigkeit wird von dem Dichter alfo befchrieben:

Emicat aulaeis et inambulat alta fupinis
Altera Diva, cui PIA MUNIFICENTIA nomen.
Matronalis honos fedet ore, renidet amictu,
Vultus amicam hominum, largitricemque bonorum
Denotat, afflictis promtam fuccurrere rebus.
Illa favens inopi, tremulam miferata fenectam,
Imbellem viduam, puerosque parentibus orbos
Refpiciens fractumque malis, relevansque jacentem,
Sordidulamque togam non afpernata, nigrasque
Saepe labore manus, lacerataque tegmina plantae,
Agnofcens gemitus, gaudens recreare gementes
Affatu facilis, duraeque ignara repulfae.

Multa dolens et multa gravi fub corde volutans
Atque decuffatis preffo fub pectore palmis,
Languida dilectae funus comitatur alumnae.

Huic fimiles animos dederat natura, manumque
Affuetam innumeros donis compefcere luctus.
O quam blanda fuit miferis faepe anxia, mater,
Solatrix, crebro pudibundis obvia curis,
Ingenita bonitate dolens fpectare dolentem!
Hoc fatis, effe homines, aeterno patre creatos,
Cognatos vultu fublimi animaque perenni.

Der Dichter hat feinem Werke einen Prologus vorgefetzt, und am Ende einen Epilogus folgen laffen.

Der Prolog fchliest mit einem Glückwunfche an die Stadt Wien zu dem Befitze eines fo prächtigen Denkmals, und feyert gleich zweckmäfsig dabey den erhabnen Stifter und den erhabnen Künftler in folgenden Verfen:

Inclyta gratatur fibi Vindobona, triumphans,
Tantum opus, auctoremque virum comprendere muris
Conclamant plaufu refonant laquearia templi,
Conclamant cives et vix non invidus hofpes
Confona voce: ALBERTE; diu Dux optime, vive!
Vive diu felix, et Tu, mirande CANOVA!

Der Epilog, in dem der Dichter zuerft feiner vorigen Werke mit edelm Selbftgefühle gedenkt, ift gröfstentheils dem Preife des grofsen Künftlers gewidmet.

An das lateinifche Original fchliest fich eine von Hn. *Enzenberg* gearbeitete, fehr wohl gerathene deutfche Ueberfetzung in Jamben an. Wir zeichnen auch hier die beiden oben mitgetheilten Stellen des Originals in der Ueberfetzung aus, damit unfere Lefer fogleich beide vergleichen können. Die wenigen Stellen, wo entweder die Metrik oder der Ausdruck uns eine Verbefferung zu fodern fcheint, haben wir durch Curfivfchrift ausgezeichnet.

Was aber lodert für ein Feuer
In mir, fo nie empfunden, auf?
Woher der heil'ge Schauder
Der plötzlich mich ergreift, mein Innerftes durchbebt?
Mir glänzt ein hellres Licht, umher weht reinre Luft;
Es duftet mir ein Wohlgeruch entgegen:
Ringsum verkündet alles, alles laut
Das Dafeyn einer Gottheit!
Ja! eine Göttinn ift es, unverkennbar
Am Antlitz, an der Würde *des Einherfchreitens*
Am Ehrfurcht Heifchenden — Gebietenden.
Zugegen ift die Himmlifche,
Die erftgeborne Tochter.
Der Frömmigkeit, die TUGEND.

Kaum wag' auf die erhabne Stirne,
Die offen das Gepräg
Der Himmelsabkunft an fich trägt,
Ich fchüchtern einen Blick zu werfen,
Und fchon beugt fich von felbft das Knie,
Von felbft ftreckt fich die Hand zum Weihrauchftreuaus.
Ich ftürze zur Anbetung nieder:
So reifst mich ihres Eindrucks Macht dahin.
Wie Veften einft und wie Mnemofynen,
Der Pierinnen Mutter und Gebieterin
In Erz und Stein die alten Künftler bildeten,
So tritt auch als Matrone fie
In Jahren mehr heran gereift, einher.

Es fliesft das ungebund'ne Haar,
Das auf dem Scheitel nur ein Kranz
Der unerfchütterlichen Seelenftärke
Beredteftes Erkenntnifszeichen,
Aus Früchte tragenden Olivenzweigen
Mit Gold verfchützt, zufammenhält,
Den fchlanken Rücken frey herab.
Ihr Anzug, der genau am Leib fich legt,
Ift eine felbft den Schnee befchämende Tunik,
Die mit der langen Schleppe
Und mit dem reich geftickten Saum
Der feftlich umgeworf'ne Mantel deckt.

Durch Pracht und Reichthum im Coftüm, mehr noch
Durch eignen Abglanz ausgezeichnet,
Zieht fie als Oberprießterin und als
Anordnerin der feyerlichen Handlung,
Vertraut fchon mit dem Heiligthum, in *felbes* ein.

In ihr vereint der würdevollfte Schmerz
Sich mit der höchften Lieblichkeit,
Langfam fchreitet, traurig fchweigend,
Sie auf dem hingeftreuten Teppich
Zum Eingang *in* das fchattige Gemach.
Und fchlägt, das Haupt gefenkt,
Die zücht'gen Augen nieder.
Vertieft in die Vergänglichkeit,
Das Ueberirdifche erwägend,
Trägt fie im Hochgefühl der Andacht
Das kläglichfte Gefchenk, die Urne,
Die ach! das Einzige, *was uns von dir*, Chriftine,
Noch übrig bleibt, die heilge Afche in fich fchliesst.

Wie klein der Raum *für fo viel Gröfse!*
Es fchlingen Blumenketten fich um *felbe*,
Sie deuten auf den letzten
Dem Tode abgekämpften Sieg,
Und gleich neu aufgeblühten Veilchenbeeten
Auf eines beffern Lebens Wiederkehr!

* * *

Erhaben glänzt und fchreitet auf dem Teppiche
Einher noch eine zwote Göttinn,
MILDTHÄTIGKEIT ihr Name.
Matronen-Anftand leuchtet aus dem Anzug;
Im Antlitz ruhet hohe Würde.
Die Menfchenfreundin zeigt ihr Blick,
Er kündet laut den Willen wohl zu thun,
Den Drang Betrübten fchnell zu Hülf' zu eilen, an.
Der Dürftige ift ihr willkommen;
Es weckt des Alters Schwäche ihr Erbarmen;
Sie ficht auf die verlafsne Wittwe,
Auf das verwaifte Kind herab;
Sie reicht den Labetrunk dem Kranken,
Und richtet den Gefunknen auf.

Ihr

Ihr ekeln im Gewande nicht der Schmutz,
Nicht der zerrifsne Schuh,
Der braunen Hände Schwielen nicht:
Der leife Seufzer felbft entfchlüpft ihr nie.
Sie freut fich ftille Thränen aufzutrocknen,
Hört alle gütig an, und kennt
Das harte Wort Verweigern nicht.

Verfenkt in herben Schmerz,
Viel im beklemmten Bufen tragend
Begleitet, abgefchwächt von Wehmuth,
Mit auf der Bruft gefaltnen Händen,
Sie der geliebten Tochter Urne.

Auch diefer gab die gütige Natur
Ein ähnliches Gefühl, den gleichen Trieb,
Die gleiche Fertigkeit, mit ftets gefüllter Hand
Bekümmerniffe zu bezwingen.
Wie freundlich, ängftlich felbft, war oft
Sie Mutter, immer Tröfterin *der Elenden?*

Wie kam verfchämten Sorgen fie entgegen?
Sie trauerte aus angeborner Güte,
Wenn fie nur andre trauern fah'
Genug war es für Sie, ein Menfch,
Gefchaffen von dem ew'gen Vater,
Verwandt mit ihr durch die erhabne Stirne,
Und durch der Seele Unvergänglichkeit zu feyn.

Das Aeufserliche des Werks betreffend, fo ift es eines der fchönften Prachtdrucke die aus der berühmten Degenfchen Officin hervorgegangen find. Das Titelkupfer ftellt das Maufoleum im Ganzen vor. Dann folgen noch fünf andre, welche die einzelnen Figuren oder Gruppen vergröfsert darftellen; fie find fämmtlich von Hn. *C. Agricola* vortrefflich gezeichnet und geftochen.

Und fo hat fich der Meifsel eines grofsen Meifters der Bildhauerkunft, der Griffel eines geiftvollen Dichters und feines gefchmackvollen Ueberfetzers, der Grabftichel eines kunftgeübten Zeichners, und die Preffe eines unfrer erften Typographen auf eine feltne Art vereinigt, einer unfrer edelften Prinzeffinnen ein würdiges Denkmal zu ftiften.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Steinacker: *Reinhard* und *Ammon* als Dogmatiker, oder kritifche Bemerkungen über *Ammon's Summa theologiae christianae*, mit fteter Rückficht auf *Reinhard's* Vorlefungen über die Dogmatik. 1813. IV und 46 S. 8. (4 gr.)

Die Veranlaffung zu diefer kleinen nicht unintereffanten Schrift wird in der kurzen Vorrede auf folgende Weife angegeben: Von der Redaction einer recenfirenden Zeitfchrift war dem Vf. im Jahr 1809 die Recenfion der, ein Jahr früher herausgekommenen, *zweyten* Ausgabe von Hn. Dr. *Ammon's Summa th. chr.* übertragen. Während er durch Kriegsunruhen verhindert wurde, diefe von ihm übernommene und vollendete Arbeit zur beftimmten Zeit an die Behörde abzufchicken, war eine andre Recenfion der Ammonfchen Schrift von jener aufgenommen, und fo blieb diefe Anzeige in dem Pulte des Vfs. liegen. Die neuerlich entftandenen Streitigkeiten über Confequenz und Inconfequenz in den dogmatifchen Syftemen veranlafsten ihn, diefen Auffatz wieder hervor zu fuchen und unverändert abdrucken zu laffen, ohne auf die durch jenen Streit veranlafsten Schriften einige Rückficht zu nehmen. Letztere vermiffen wir aber um fo mehr, da der befcheidene und unbefangen prüfende Vf. leicht zur Berichtigung mancher in denfelben vorgetragenen Urtheile hätte mitwirken können. Er geht von der richtigen Bemerkung aus, dafs bey einem dogmatifchen Lehrbuche vor allen Dingen zu beftimmen fey, welchen Grundfätzen der Vf. deffelben folge, ob er fich zum ftrengen Offenbarungsglauben bekenne, oder zum Rationalismus, oder ob er, was jetzt das Gewöhnlichfte ift, eine Mittelftrafse wandle. Es wird hierauf gezeigt, dafs in Hn. Dr. *Ammon's* Anfichten, deffen Gelehrfamkeit, Freymüthigkeit und Lehrweisheit der Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, allerdings rationaliftifche Grundfätze vorherrfchen, doch nicht in völliger Reinheit und Confequenz. Diefs erhellet fchon daraus, dafs Hr. *A.* fowohl eine mittelbare Offenbarung, als auch die Theopneuftie verwirft, und den von Wundern und Weiffagungen hergenommenen Beweis für die Göttlichkeit des Chriftenthums als unftatthaft darftellt, dabey aber die Stifter deffelben aufserordentlicher Offenbarungen von Gott gewürdigt feyn läfst. Eben fo vermifst der Vf. mit Recht Confequenz, wenn Hr. *A.* dem Erlöfer göttliche Würde beylegt, und doch behauptet, dafs nicht der ganze Logos fich mit dem Menfchen Jefus vereinigt habe, und wenn er nicht allen Ausfprüchen deffelben und der von ihm beftätigten Lehrer unbedingten Glauben beymeffen will. Volle Confequenz konnte das Syftem des Hn. *A.* nur dadurch gewinnen, dafs der Stifter des Chriftenthums darin als blofser Menfch dargeftellt wurde. Um jenes Syftem noch näher zu charakterifiren, hat der Vf. die Hauptrefultate deffelben über die am meiften ftreitigen Lehren mit den in der Reinhard'fchen Dogmatik gegebnen Refultaten zufammengeftellt, weil fich diefe nach der Meinung des Vfs. genau an den Lehrbegriff unfrer Kirche anfchliefsen. Diefer Meinung können wir aber nicht durchgehends beypflichten, da *R's.* dogmatifche Anfichten in einzelnen Punkten allerdings von den ältern abweichen. Wir werden aus der von dem Vf. unternommenen Vergleichung der Anfichten beider Dogmatiker nur die Hauptmomente für unfre Lefer ausheben. *A.* verwirft die von *R.* behauptete Real- und Verbalinfpiration, und gefteht der Bibel nur in fo fern normatives Anfehn zu, als ihr Inhalt Gottes würdig ift, nicht weil fie, wie *R.* annimmt, göttlichen Urfprungs ift. *R.* vertheidigt die Exiftenz und ftets unmittelbar fortdauernde Wirkfamkeit des Teufels, fo wie die Verführung der Eva durch denfelben, *A.* erklärt fchon den Begriff des Teufels für fich felbft widerfprechend. Nach *R.* war Jefu Tod ftellver-

vertretend, und nur wegen der von ihm geleisteten Genugthuung können den Menschen die Strafen ihrer Sünden erlassen werden, wenn sie ihr Vertrauen darauf setzen. Nach *A.* ist diess ein weislich gewählter Lehrtropus, den zwar wohl der ruhige Forscher, nur nicht der von Gewissensangst gefolterte Sünder entbehren kann. (Gerade dieser sollte ihn entbehren, damit er desto mehr zur Besserung und wo möglich noch zur Aufhebung einzelner verderblicher Folgen seiner Sünden angetrieben würde. Gerade dadurch, dass man gegen den hartnäckigsten Sünder mit der Zusicherung der Sündenvergebung so freygebig war, ist unsäglich viel Unheil gestiftet.) *R.* legt dem Worte Gottes eine ganz besondere, von der Wirksamkeit des heil. Geistes abgeleitete, übernatürliche Kraft bey, *A.* schreibt den Religionswahrheiten überhaupt eine göttliche übermenschliche Gewalt zu, welche psychologisch als eine *vis rationalis* erscheint, und theologisch betrachtet auch eine himmlische und übernatürliche Kraft genannt werden kann. In wie fern aber eine und dieselbe Kraft zugleich psychologisch natürlich und übernatürlich genannt werden könne, zumal da wir von letztrer gar keinen Erfahrungsbegriff haben, ist Rec. nicht klar geworden. Schon aus dieser Skizze erhellet, dass *A.* meistens rationalistischen Principien folgt, welche sich fast überall auch aus der Bibel rechtfertigen lassen, indess *R.* auch solche Aussprüche der Bibel in letzter Instanz entscheiden lässt, bey deren Annahme die Vernunft Schwierigkeit findet. Uebrigens kann volle Consequenz weder dem Einen noch dem Andern zugeschrieben werden, da diese eigentlich nur dem reinen Rationalisten, der keine irgend einer Vernunftwahrheit widersprechende Lehre annimmt, und dem reinen Supernaturalisten, der auch die widersprechenden Aeusserungen der Bibel, blofs weil sie in der Bibel enthalten sind, ohne weitere Prüfung gläubig aufnimmt, zugestanden werden kann. Sehr richtig erinnert übrigens der Vf., dass zu jeder Zeit Verschiedenheit auf dem Gebiete der christlichen Glaubenslehre statt gefunden, und dass man jene nicht für ein Unglück zu halten habe, in so fern das Christenthum, oder richtiger wohl der moralische Theil desselben, bey allem Wechsel der dogmatischen Systeme nie aufgehört hat, auf die Moralität seiner Bekenner wohlthätig zu wirken, und der Mensch im wirklichen Leben oft we[illegible] besser ist, als sein Glaube. Wenn der Vf. ab[illegible] hinzusetzt, dass die Christenthumslehren da stärk[illegible] einwirken, wo der (supernaturalistische) Offe[illegible] barungsglaube eine recht gewisse Zuversicht ist, [illegible] übersieht er, dass zu allen Zeiten mit demselbe[illegible] auch die gröste Rohheit und Unsittlichkeit ve[illegible] bunden gewesen ist, und dass bey den gegenwärti[illegible] sich immer mehr verbreitenden richtigern Ansi[illegible] ten von der Bibel und von Gottes Wirksamke[illegible] überhaupt, so wie von der Entbehrlichkeit jene[illegible] Glaubens, dieser sich nothwendig immer mehr [illegible] in die Ueberzeugung von einer mittelbaren göttl[illegible] chen Offenbarung auflösen muss, durch welch[illegible] bey der erforderlichen Lehrweisheit nicht min[illegible] kraftvoll auf die moralischen und religiösen An[illegible] gen des Menschen gewirkt werden kann, a[illegible] durch jenen. Durch einige Belege aus Hn. *Ammon*[illegible] Predigten sucht der Vf. hierauf zu zeigen, wie die[illegible] ser achtungswerthe Gelehrte nicht blofs durch gründliches Forschen und freymüthiges Aeussern erkannter Wahrheiten, sondern auch durch *schonendes* Herablassen zu den Vorstellungen Ungebildeter, worin er uns hin und wieder doch zu weit zu gehn scheint, sich auszeichne. Der Vf. wirft so[illegible] dann noch einen Blick auf das *Reinhardische* dogma[illegible] tische System, und glaubt in demselben mehr Co[illegible] sequenz zu finden, als in den *Ammonischen*; we[illegible] ches wohl im Allgemeinen nicht zu leugnen [illegible] Doch gesteht er selbst zu, dass *R.* den symbol[illegible] schen Büchern auf die Entscheidungen über str[illegible] tige Lehren mehr Einfluss gestatte, als es der ga[illegible] consequente Supernaturalist zugeben kann. Nich[illegible] mit zureichenden Gründen aber entschuldigt de[illegible] Vf. *R.*, wenn dieser die kirchliche Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams als unbiblisch darzustellen sucht, da jene doch unleugbar in einige[illegible] Aeusserungen des Apostels Paulus enthalten ist. Zuletzt bemerkt der Vf. noch, dass dem *Ammonischen* Lehrbuche in Rücksicht der Originalität der Vorzug gebühre, da *R's.* Vorlesungen nur wenig Neues und Eigenthümliches haben und sich meistens nur darauf beschränken, die kirchlich-biblische Lehrform vorzutragen, ohne diese doch durch neue, den Fortschritten der Wissenschaft angemessene Argumentationen zu stützen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Zu den verdienten Aerzten, die Magdeburg in diesem Jahre als Opfer ihrer Kunst am Typhus verlor, gehört auch der durch seine Operations-Methode bekannte Dr. *J. H. Buchhorn*, der im 29sten Jahre seines Alters starb, zu früh für seine Wissenschaft, die von ihm noch viel zu erwarten hatte. Ausser seiner Schrift über die Keratonyxis lieferte er auch unter dem Namen *H. B. Mayer* die zu Halle 1806. erschienenen synoptischen Tafeln der Nerven und Muskeln des menschlichen Körpers.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Gelehrte Gesellschaften.

Am 2ten Julius wurde der Bericht über die diessjährigen Arbeiten der *historischen Klasse am kaiserl. Institut* in Paris vorgelesen. Hr. *Mongez* hat von dem Felsen zu Terracina, den die Römer der Appischen Strasse wegen durchschneiden mussten, und den darauf eingegrabnen römischen Ziffern, die vermuthlich Füsse andeuten, gehandelt. Auf sein Gesuch hatte der Ingenieur *Scaccia* den Felsen mit der Inschrift von Neuem gemessen; doch lässt sich die Länge des römischen Fusses nach diesem Denkmal noch nicht fest bestimmen. — In einer zweyten Abhandlung hat Hr. *Mongez* seine Untersuchungen über die Kleidung der Alten fortgesetzt. Das neuerlich bekannt gemachte Werk des Lydus gab dazu Gelegenheit; verschiedene Irrthümer desselben werden berichtigt. — In einer dritten Abhandlung hat derselbe seine Untersuchungen über den Kleidungsstoff der Alten fortgesetzt und eine kurze Geschichte des Seidewebens, des Baumwollenhandels, der Purpurfärberey u. s. w. gegeben. Die Alten liebten die schillernden Stoffe, von denen das Wort ποικιλος erklärt wird. Das Wort διπλοος wird von doppelgefalteten, nicht von mit Unterfutter besetzten, Kleidern verstanden. — Hr. *Bernardi* hat die Theile eines Theaters und die Theater-Disciplin bey den Römern behandelt. — Von *Amaury Düval* ist eine Abhandlung über die Satire der Sulpitia (in Beziehung auf die von Domitian verwiesenen Philosophen), die kein Meisterstück der Poesie, aber doch für die Geschichte brauchbar ist. — Hr. *Boissonade* hat den bisher gedruckten Briefen des Diogenes von Sinope 22 ungedruckte beygefügt, aber auch gezeigt, dass weder diese noch jene vom Diogenes herrühren, sondern zwischen 200 und 160 vor Chr. Geburt geschrieben sind. — Hr. *Gail* hat von dem Königreiche der Odryser gehandelt und erstlich die Geschichte des Sitalces (der 429 vor Chr. Geburt mit 150,000 Mann einen Feldzug nach Macedonien that) erzählt; zweytens die Geographie des odrysischen Thraciens so vorgetragen, dass er öfters von Danville und Gatterer abweicht; drittens die Geschichte der nachherigen Fürsten und Statthalter des Reichs erzählt. — *Ebenderselbe* hat in einer Vorlesung über die Topographie des Demos Kolonos unweit Athen manche Angaben von Sallier, Brunck und Barthelemy berichtigt. Das Wort ακτη bey Marathon und Eleusis erklärt er von Hügeln. — *Derselbe* hat die Topographie von Olpis bey Amphilochium erläutert und die Stelle des Thucydides von der Schlacht bey Olpis erklärt. — *Ebenders.* hat (aufs Neue) bewiesen, dass Olympia keine Stadt, sondern ein Hieron, und vom alten Pisa verschieden war. Gelegentlich wird behauptet, dass auch Delphi ursprünglich nur ein Hieron gewesen. Eine Stelle in Larcher's Uebersetzung des Herodot, die Gail fehlerhaft fand, hat *Caussin* in einer besondern Abhandlung im Institut vertheidigt. — *Quatremère de Quincy* hat eine Abhandlung über den Fronton des Parthenon zu Athen geliefert. Er stelle den Streit zwischen Neptun und Minerva vor, und sey also das Basrelief nicht von der Seite des Haupteingangs. — *Brial* äussert in einer Vorlesung über einen 1812 am Eingange der Kirche von St. Denis entdeckten steinernen Sarg: es könne der Sarg Pipins des Kleinen seyn. — Hr. *v. Humboldt* über die inländischen Völker Amerika's, ihre Sprachen u. s. w. — Hr. *Silvestre de Sacy* über die Samaritaner (schon gedruckt). — Zwischen *Petit-Radel* und *Daunou* ist ein gelehrter Streit geführt worden, ob die Russen von den Roxolanen abstammen. Ersterer hat in sechs Abschnitten behauptet, dass die Roxolanen die Rhos des Mittelalters sind und die Russen dasselbe Land bewohnt haben. — *Brunn Neergard* Abhandlung über die Dienstbarkeit und Freylassung des dänischen Bauern (ist gedruckt). — Senator *Grégoire* über den Einfluss des Christenthums auf die Abschaffung der Sklaverey. *Derselbe* hat seine Untersuchungen über die Dienstbotenklasse beendigt. — *Düpont de Nemours* Schrift über die moralische Freyheit. *Derselbe* über die alte italienische und französische Orthographie. — Graf *de la Borde* Abhandlung über die Zeiten des Ritterwesens und die Sitten des Mittelalters. — Hr. *Raynouard* hat Untersuchungen über den Ursprung und die Bildung der romanisch-provenzalischen Sprache mitgetheilt.

In der *königl. dänischen Wissenschaftsgesellschaft* verlas am 4ten und 18ten December 1812 der Conferenzrath und Ritter *Callisen* Betrachtungen über verschiedene Gegenstände, welche zur Volksvermehrung oder Verminderung beytragen können, über Volkszählung, über Listen der Gebornen, Gestorbenen und Verheiratheten, meistens mit Rücksicht auf die dänischen Staaten; — am 8ten Januar 1813. der Etatsrath und Professor *Bugge* einen Entwurf zu einer kürzern und einfachern Theorie der Druckwerke und Spritzen, mit und ohne Windkessel, verglichen und bestätigt durch allerley Erfahrungen in Rücksicht der dabey gebrauch-

ten Kräfte, der Höhe des Wasserstrahls und der in einer Minute ausgespritzten Wassermenge; — am 26sten März der Professor und Prediger *Fabricius* zoologische Bemerkungen.

In der *scandinavischen Literaturgesellschaft* verlas am 6ten Februar Prof. *Vad* eine Abhandlung über die Mineralsysteme; — am 6ten März Prof. *Thorlacius* einige Bemerkungen auf einer Reise nach den schwedischen Inseln Oeland und Halland in den Jahren 1799 — 1801; — am 17ten April Prof. *P. E. Müller* einen Beytrag zur Geschichte des nordischen Hoflebens im 13ten Jahrhundert, mit einer Beylage über die isländischen Pferdekämpfe.

In der *königl. medicinischen Gesellschaft* verlas am 17ten Decbr. 1812 und 7ten Januar 1813 der Hospitalarzt *Wendt* Grundzüge zu einer chemischen Physiologie des Pflanzenreichs; — am 21sten Jan. Prof. *Schuhmacher* Beyträge zur Geschichte der Würmer; — am 4ten Febr. Hospitalarzt *Rogert* Bemerkungen über gefährliche Zufälle, die auf den innern Gebrauch von mineralischen Säuren (die in grosser Menge auf einmal, um sich selbst zu tödten, genommen waren) erfolgten, welche Zufälle aber durch Hülfe der Kunst geheilt wurden; zugleich verlas er Bemerkungen über die ausserordentliche Wirksamkeit der pulverisirten Pflanze *Conium maculatum*, äusserlich angewandt gegen *ulcera cancroidea*; — den 18ten Febr. Prof. *Rathke* eine Abhandl. über die medicinischen Vorbauungsmittel; — den 18ten März der Justizrath und Ritter *Viborg* eine Abhandl. des Lectors *Viborg* über ein Fieber der Kühe beym Kalben, verglichen mit dem bösartigen Kindbetterinnenfieber.

Auszug aus den Verhandlungen der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.

XIII. *Oeffentliche Sitzung*, gehalten am 8ten September 1813.

Der erste Director, Hr. Dr. *Gärtner*, eröffnete die Sitzung mit einer Anrede. Er gab einen kurzen Abriss von dem Geschichtlichen des Institutes und machte die Versammlung auf die bedeutende Vermehrung der verschiedenen Naturalien-Sammlungen und der Bibliothek aufmerksam, welche die Gesellschaft theils der grossmüthigen Unterstützung *Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Frankfurt*, theils der Freygebigkeit einzelner Mitglieder verdankt. — Hr. Prof. Dr. *Scherbius* aus Frankfurt theilte hierauf Bemerkungen und Beyträge zur Flora der Wetterau mit, namentlich über die ersten sechs Klassen derselben. — Hr. Hofr. Dr. *Meyer* aus Offenbach handelte von den seltensten Zug- und Strichvögeln, welche in den Jahren 1801 bis 1813 in der Wetterau erschienen sind. Hierunter zeichnen sich vorzüglich aus: *Vultur leucocephalus*, *Picus leuconotus*, *Turdus roseus*, *Alauda Calandra*, *Cursorius isabellinus*, *Phalaropus cinereus*, *Larus parasiticus*, *Procellaria pelagica*, *Anas rufina*, *Anser cinereus* und *torquatus*. Zugleich trug Hr. Hofr. *Meyer* ungemein wichtige Beobachtungen und Bemerkungen über Zug- und Strichvögel im Allgemeinen vor. — Hr. Prof. Dr. *Lucä* von Frankfurt redete über das Geschlechtliche im menschlichen Organismus. — Hr. Geh. Rath Dr. *Leonhard* unterhielt die Versammlung mit Bemerkungen über den Krysoberill, namentlich über den neuerdings zu *Haddam* im *Konnecktikut* in einer granitischen Gebirgsart aufgefundenen. Er reihte an diese Bemerkungen allgemeine Betrachtungen über das geognostische und geographische Vorkommen der Edelgesteine und zeigte auserlesene Suiten von Krysoberill aus den vereinigten Staaten sowohl als aller übrigen Edelgesteine im rohen und geschliffenen Zustande vor. — Ferner überreichte *Derselbe* der Gesellschaft, als Beytrag zu ihrem Museum, die beiden neuesten der, gemeinschaftlich von ihm mit Hn. *Jassoy* bearbeiteten, Modelle der plastischen Darstellungen der Gebirge, auf denen das hügelige und bergige Land und das Massengebirge dargestellt ist. — Hr. Ober-medicinal-Rath Dr. *Leisler* sprach über den Wetterfisch, *Cobitis fossilis Linn.*, und theilte mehrere sehr merkwürdige Beobachtungen sowohl über dessen Naturgeschichte überhaupt, als insbesondere über das Athmen dieses Fisches und seine Eigenschaft, Wetterverkündiger zu seyn, mit. Ferner zeigte Hr. *Leisler* mehrere höchst seltene, zum Theil neue Arten aus dem Thierreiche vor, worunter sich vorzüglich folgende auszeichneten: *Vespertilio discolor Nattereri*, *Vespertilio longimanus Leisleri*, *Alauda brachydactyla Leisleri*, und *Larus minutus Linnei*, welche letztere Hr. *Leisler* den 29. August dieses Jahrs in der Gegend von Hanau geschossen hat; es ist diess das erste Individuum dieser Art, welches in der Wetterau vorkam. — Hr. Med. Rath Dr. *Kopp* las eine Abhandlung über die Versteinerungen vor, worin besonders die wichtigsten Momente derselben für die Geognosie dargestellt sind. Er begleitete diese Vorlesung mit Vorzeigung ausgezeichneter Exemplare versteinerter Naturkörper aus allen Klassen des Thierreichs und aus mehreren des Pflanzenreichs, so wie einer Folge von, durch Hn. Hofr. *Westermayr* trefflich ausgeführten, Originalzeichnungen. *Derselbe* trug ferner eine von Hn. Med. Rath Dr. *Schneider* zu Fulda eingesandte Beschreibung und colorirte Abbildung der drey Stunden von Fulda sich findenden Steinwand vor. — Hr. Pfarrer *Merz* von Bruchköbel bey Hanau las einen Aufsatz über die unterscheidenden Charaktere der Uebergangsgebirge. — Hr. Dr. *Gärtner* trug eine kurze Geschichte über das, was in den älteren und neuern Zeiten die Botaniker in der Wetterau geleistet haben, vor, und zeigte 80 von ihm, seit dem Abdrucke der Wetterauer Flora, nahe um Hanau entdeckte Flechtenarten. Zugleich ersuchte *Derselbe* alle Wetterauische Botaniker, ihm die in dem Gebiete unserer Flora neuerdings entdeckten Phänogamen mitzutheilen, um darüber in dem nächsten Hefte der Annalen Rechenschaft abzulegen.

LITE-

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Antikritik

:r Recension von meiner Anweisung zeichnen ı lernen, zum Privat- und Selbstunterricht in ner Folge von 26 Lehrblättern, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 153. von 1813.

So sehr ich auch den alten bewährten Spruch: *Propria us sordet*, anerkenne, und so wenig ich mich daher eneigt fühle, meinen Arbeiten einen Panegyricus zu alten, so sehr erheischt es auf der andern Seite das Ehrgefühl, sie gegen ungerechten Tadel, gegen lieblose Herabwürdigung und einer befangenen Kritik in ;chutz zu nehmen. Zwar haben mehrere Recensenten meinem oben angezeigten Werkchen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und unter diesen beziehe ich mich vorzüglich auf den, der im November- und December-Stücke der Guthsmuthischen Bibliothek von 1812 desselben mit parteylosem Lobe gedenkt, welches darum einen besondern Werth für mich hat, weil es ein Jugendlehrer ausspricht, also ein Mann von Erfahrung, der denn doch wohl am besten wissen muss, was der Jugend nutzet und frommet. Allein ganz andern Sinnes ist der gelehrte Hr. Recensent in der Hallischen Allg. Lit. Zeit. Nr. 153. d. J., welcher sich ziemlich bitter über meine Anweisung erklärt, und sie für eben so zwecklos als schlecht hält, Schade darum, dass er in seiner Weisheit nicht bedacht hat: *non omnes omnia possumus*, welches, um im Betreff meines Gegenstandes nur eines Beyspiels zu gedenken, vorzüglich mit Familien auf dem Lande der Fall ist, deren Hauslehrer ohnehin der Lehr-Gegenstände die Menge hat, und nun auch noch Unterricht in der Zeichenkunst geben soll. Wie erwünscht ist und muss diesem, so wie mehreren andern, ein erklärender Text seyn, welch' einen grossen Vortheil wird und — muss er ihm gewähren! Kann man da also wohl meine Arbeit noch unnütz und überflüssig nennen?! Für die Weisen habe ich ja nicht geschrieben.

Doch auch die Wahl der aufgeführten Gegenstände missfällt dem Recensenten, besonders hält er die geometrischen und perspectivischen für nutzlos; wenn er die wenigen geradlinigen Figuren, welche übrigens dem Werkchen keinen Raum entzogen haben, und die der im Text angeführten Gründe wegen nicht entbehrlich sind, nicht zur Geometrie rechnen will, so findet sich von den ersten eigentlich gar nichts vor; und will er die letzten unter die Kategorie der Geometrie stellen, so würde dieses eine gemeine Unkunde verrathen, so wie es eine grosse Beschränktheit verräth, dass er diesen allen Nutzen abspricht. Er muss doch wohl zugeben, dass ein Zeichner ohne einen richtigen Blick ewig ein Stümper bleibt, und dass er diesen nur durch die Perspective, welche eben richtig sehen lehrt, erlangen kann. Gern hätte ich daher noch mehrere Aufgaben dazu geliefert, wenn mein Hr. Verleger nicht eine zu grosse Vertheurung des Werkchens befürchtet hätte, darum musste ich mich denn gleichsam mit dem ABC der Perspective begnügen.

Eben so nothwendig für den Zeichner ist die Anatomie, ohne welche er durchaus nicht im Stande ist, die Muskeln und Hervorragungen der Knochen richtig zu zeichnen, wenn es ihm nicht wie jenem Professor der Malerey gehen soll, von dessen Meisterwerken Prof. *Schadow* sagte, dass sie statt der Knöchel Gichtbeulen hätten.

Da ich meines Verlegers Erklärung, dass es der Vorlegeblätter bereits genug gäbe, sehr gegründet fand, so fand ich keinen Beruf in mir, die Zahl derselben ungebührlich zu vermehren, und bedaure daher, dass ich auch hier mit meinem gelehrten Richter in Zwiespalt bin, tröste mich jedoch auch in der Hinsicht mit dem wichtigern Beyfalle des Publicums.

Mit Dank werde ich es übrigens erkennen, wenn der Hr. Recensent sich die Mühe geben und mich richtiger zeichnen lehren will, blos zur Ehre der Kritik: denn wenn ich alsdann wieder ein ähnliches Werk liefern sollte, so würde mein künftiger Beurtheiler mich doch mit mehr Recht tadeln können, als diess von Ihnen geschehen ist; es müssten denn alle Kenner befangen oder parteyisch bestochen gewesen seyn, sonst würden sie wohl schwerlich so einmüthig meine Arbeiten so richtig gefunden haben.

Noch bemerke ich, dass ich den Mangel mehrerer ausgeführten Blätter durch ein Supplement-Heft zu ersetzen suchen werde, damit ich denn doch einigermassen Ihren weisen Rath benutze, und es wird mir sehr angenehm seyn, wenn Sie mir einige Blätter von Ihrer Meisterhand dazu liefern wollen.

Leipzig, im Julius 1813. *A. Roßmäsler.*

Antwort des Recensenten.

Auf obige Antikritik hat Recensent kaum etwas mehr zu erwiedern, als dass er Herrn *Roßmäsler's* Zeichenbuch unbefangen und so beurtheilte, wie ihm nach seinen Begriffen vom erforderlichen Unterricht im Zeichnen gerecht schien. Dass die Beurtheilung nicht günstiger ausgefallen, ist Schuld des Werks, nicht Schuld des Recensenten, welcher gegen Hn. *Roßmäsler* gewiss vollkommen unparteyisch war, weil er ihn weder persönlich gekannt, noch zuvor jemals seinen Namen vernommen hatte. Wurde das erwähnte Zeichenbuch in *Guthsmuth's* Bibliothek gelobt, so mag der Verfasser sich an solchem Lob immerhin erfreuen, nur verlange er nicht, die Freyheit ernsterer Beurtheiler dadurch zu beschränken. Kömmt die Aeusserung des Hn. *Roßmäslers*, gerne besser zeichnen zu lernen, aus aufrichtigem Herzen, so ist Recensent, wofern er hübsch fleissig und manierlich seyn will, ganz geneigt, sein

ſein löbliches Vorhaben mit gutem Rath und Vorſchriften zu befördern; auch würde er Mitſchüler finden, deren er ſich keineswegs ſchämen dürfte.

Geſchrieben im September 1813.

II. Neue periodiſche Schriften.

Der bisherige Stand der Armeen verurſachte, daſs wir mit dem Druck der Zeitſchrift: *Das Neue Deutſchland*, enthaltend gröſstentheils *freymüthige Berichte zur Geſchichte der Bedrückung und Wiederbefreyung Deutſchlands*, inne hielten, und erſt jetzt das *zweyte* Stück derſelben ausgeben können. Dieſs Stück enthält, auſser mehreren zur Zeitgeſchichte gehörigen Aufſätzen,

ein Tagebuch der Kriegsbegebenheiten

vom Zurückzuge der Franzoſen aus Ruſsland an, worin man von Tag zu Tag kurz und bündig angegeben findet, was ſich überall, im Felde ſowohl als in den Kabinettern, Vorzügliches ereignet hat. Die franzöſiſchen Berichte machen dabey nicht ſelten eine auffallende Schattenſeite. Dieſs Tagebuch wird in jedem Stücke fortgeſetzt, und jedes Stück koſtet bey uns 12 Groſchen Courant. Es wird allen ſolchen Leſern willkommen ſeyn, welchen die Nachrichten von dem, was die Deutſchen bereits geleiſtet haben, bis jetzt nicht zukommen durften. Auswärtige, welche daſſelbe, oder die Zeitſchrift überhaupt, geſchwinde haben wollen, wenden ſich an ihr Poſtamt, und letztere an das hieſige Königl. Hofpoſtamt.

Buchhändler Gebrüder Gädicke
in Berlin.

III. Ankündigungen neuer Bücher.

Neue Verlags-Bücher
von F. Kupferberg in Mainz.

Bodman, F. J., die Schweden zu Mainz. Ein Beytrag zur Geſchichte dieſer Stadt aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit Kupfern. gr. 8. 1813. 12 gr. oder 54 Kr.

Gallette, J. F., anatomiſche, phyſiologiſche und chirurgiſche Betrachtungen über die Zähne. 8. 1813. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 15 Kr.

Köhler, G., hiſtoriſche Abhandlung über die Erklärung der Worte des Erlöſers im letzten Abendmahle: „Nehmet und eſſet, das iſt mein Leib. Nehmet und trinket, das iſt mein Blut." Mit Anmerkungen. gr. 8. 1813. 10 gr. od. 45 Kr.

Müller, Dr. *Ch.*, St. Petersburg; ein Beytrag zur Geſchichte unſerer Zeit in Briefen über Ruſsland aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. Mit einem illuminirten Plane von Petersburg. gr. 8. 1813. Auf Schreibpap. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 Fl. 54 Kr., auf Velinpap. 4 Rthlr. od. 7 Fl. 12 Kr., und auf Druckpap. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 Fl. 48 Kr.

Peez, H. A., das Verhältniſs der vier Elemente zur Natur, und insbeſondere zum menſchlich[illegible] ganismus. 8. 1813. 5 gr. od. 20 Kr.

Theyer, N., Archiv für das Notariat. 5ten Bande 3tes Stück. 8. 1813. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 2[illegible]

Thum, K., ſyſtematiſches Handbuch des Kada[illegible] Zum Gebrauche der Maire, Adjuncten, Muni[illegible] räthe, Expecten, Geometer, und der Beſitzer liegenden Gründen jeder Art. 8. 1813. 1 Rthlr. od. 2 Fl.

Thum, K., Syſtem der directen Steuern in Frankr[illegible] nach dem Franzöſiſchen des Herrn *Dülaurens* u[illegible] 8. 1813. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Jurisprudence de la cour impériale de Trèves et tribunaux de ſon reſſort ſur le nouveau droit [illegible] nouvelle procédure, en matière civile et le c[illegible] merce; par *J. Birnbaum.* 3 Vol. gr. 8. 7 Rthlr. [illegible] od. 11 Fl.

le Manuel chrétien de la jeuneſſe, ou recueil d[illegible] prières d'exercices de piété et d'inſtructions po[illegible] l'uſage de la jeuneſſe par Mr. *Garnier.* Avec [illegible] figure. gr. 12. 1813. Auf Schreibpap. 20 gr. od[illegible] 1 Fl. 30 Kr., und auf Druckpap. 16 gr. oder 1 F[illegible] 12 Kr.

Tableau de Pétersbourg, pour ſervir à l'hiſtoire de no[illegible] ſiècle, ou lettres ſur la Ruſſie, écrites pendant [illegible] années 1810, 1811 et 1812. par Dr. *Ch. Müller*, traduites de l'allemand par C. *Léger.* Avec un [illegible] de Pétersbourg. gr. 8. 1813. Auf Velinpap. 3 [illegible] 6 gr. od. 5 Fl. 54 Kr., und auf Schreibpap. 2 R[illegible] 16 gr. od. 4 Fl. 48 Kr.

Plan von Petersburg, illuminirt. 16 gr. od. 1 Fl. 12 Kr.

Bey K. C. Stiller in Roſtock ſind zur Oſtermeſſe 1813 folgende Bücher erſchienen:

Fiedler, Ueber die beſte Einrichtung der Erziehungs-Anſtalten für junge Frauenzimmer. 8.

Geiſt der Zeit; ein Wochenblatt; enthaltend eine Sammlung der in jetziger Epoche häufig erſcheinenden Flugſchriften, Tageblätter, Gedichte u. ſ. w. 8.

Maſius, Dr., Bruchſtücke einer Geſchichte der Medicinal-Geſetzgebung im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin. 4.

— — medeciniſche Bemerkungen über einige ältere und neuere Geſetze, beſonders über einige Artikel des *Code Napoléon.* 4.

Milton's verlornes Paradies, nach dem Sylbenmaaſs des Originals genau überſetzt vom Prof. *Prieß.* gr. 8.

Quiſtorp, v., Grundſ. des deutſchen peinlichen Rechts, 2ter Band, mit vielen Anm. und Zuſätzen, herausg. von C. R. *Konopak.* gr. 8.

Vogel's, Dr., neue Annalen des Seebades zu Doberan 10tes Heft. 8.

Dieſen und meinen ältern Verlag kann Ihnen die Benj. Fleiſcher'ſche Buchhandlung ausliefern.

LLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEYDEN, b. Haake u. Honkoops: Πλατωνος Φαιδων, *Platonis Phaedon* explanatus et emendatus Prolegomenis et Annotatione *Danielis Wyttenbachii.* 1810. LXIII u. 366 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

BERLIN, b. Hitzig: *Platonis Phaedo.* Scholarum in usum seorsum *cum annotatione perpetua* edidit *L. F. Heindorfius.* 1810. 266 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ehrwürdige Veteran *Wyttenbach* pflegte von Zeit zu Zeit einen Dialog des Plato zu erklären, venn er eine Anzahl von fähigen Zuhörern vor sich ah, welche nach etwas Höherem als einer blofsen lementarkenntnifs der griechifchen Sprache ftrebten. Als im J. 1804 diefes der Fall war, befchlofs er, weil s an Exemplaren fehlte, einen Dialog herauszugeen, *five ego ipfius numine Platonis inftinctus five ftuiis optimorum adolefcentum abreptus; qui mearum ipfe erum veluti ignarus, et immemor veteris ac perpetui 'lutarchei oneris, novum etiam et extraordinarium onus dendi Platonici dialogi fufciperem: praefertim intelligens idem mihi eventurum, quod in Selectis Hiftoricoum eveniffet, ut gratificandum effet librario aliquid aditamenti et annotationis poftulanti, quo libellus ad alios tiam, extra meam fcholam, lectores commendabilior redleretur.* Seine Wahl fchwankte eine Zeit lang zwichen dem Sympofium und dem Phaedo, als denjenigen Dialogen, aus denen man den Plato am beften nach allen Forderungen der vollkommnen Darftelung, Deutlichkeit, Annehmlichkeit und Kraft erkennen kann, entfchied fich aber endlich für den Phaedo, wovon man die Gründe in der trefflich gefchriebenen Vorrede felbft nachlefen mufs. Hr. *Wyttenbach* wollte erft blofs den Text abdrucken laffen; und alle Erklärungen dem mündlichen Vortrage vorbehalten; allein auf das Bitten des Buchhändlers und feiner Freunde befchlofs er, kurze Anmerkungen aus feinen Adverfarien beyzufügen. Während der Arbeit aber vermehrte fich der Stoff, und erweckte die Luft, noch entfernte Hülfsmittel zur Ausfüllung des Fehlenden aufzufuchen, und einen ausführlicheren Commentar auszuarbeiten. Er wandte fich an den Bibliothecar zu Venedig, *Morelli*, und an *Baft* in Paris, und beide verfprachen ihm kritifche Beyträge. Unterdeffen bis diefe anlangten, liefs er den griechifchen Text nach *Stephanus* Ausgabe mit einigen wenigen Veränderungen, die Vorrede, und die Prolegomena, welche den *fünften* Abfchnitt von feiner Abhandlung über die Behauptungen der griechifchen Philofophen von der Unfterblichkeit der Seele und das von derfelben Materie handelnde Kapitel aus feiner ungedruckten Metaphyfik 1804 zum Gebrauch feiner Vorlefungen abdrucken, fetzte die Arbeit an dem Plutarch fort, bearbeitete den Philo und Plotin, Cicero's Werk *de natura deorum* und *de finibus bonorum et malorum*, auch den Eunapius, und gab die zwey letzten Theile der *Bibliotheca critica* heraus. Nachdem er die Varianten aus den Venetianifchen und Wiener Handfchriften erhalten hatte, arbeitete er die Anmerkungen zum Phaedo in dem kurzen Zeitraum von dem 25ften März bis zum 9ten Junius 1809 aus, und übergab fie der Preffe. Er gab nämlich den Plan eines ausführlichen Commentars wieder auf, um nicht die Herausgabe noch länger zu verzögern, und fchränkte fich nach feiner erften Idee auf kürzere Anmerkungen ein (S. 100.). Diefes ift die kurze Gefchichte diefer Ausgabe, welche man wiffen mufs, um den Werth derfelben richtig zu fchätzen. *Wyttenbach* wollte keine neue Recenfion des Textes liefern, in den Anmerkungen aber dasjenige ausführen oder auch nur angeben, was zur Kritik und Exegefe des Dialogs nothwendig fchien, ohne auf abfolute Vollftändigkeit und Vollkommenheit Anfprüche zu machen. Befcheiden fagt er in dem Epilogus S. 366: *Sic annotatio ad hunc modum crevit. In quo tamen ipfo veremur ne fint, qui pluribus in locis aliquid ad copiam defiderent. Neque nos propofitae abfolutioni fatisfeciffe nos profitemur. Enim vero quis tandem in his rebus perfecti quid aut polliceatur aut expectet? Quis omnia cum pulvifculo exhaufta aut praeftet aut poftulet?* Man mufs diefe Befcheidenheit, welche immer im Gefolge der gröfsten Gelehrfamkeit zu feyn pflegt, ehren, und Hn. *Wyttenbach* danken, dafs er in fo kurzer Zeit, in welcher fein Plan nicht zur Feftigkeit gedeihen konnte, fo Vieles gab und leiftete, was nur bey einer fo umfaffenden und gründlichen Kenntnifs des Alterthums, bey einer fo ausgebreiteten und gründlichen Gelehrfamkeit und einem fo vielfeitig gebildetem Geifte möglich war. Doch wir fchreiten nun zu einer nähern Anzeige und Beftimmung des Werths diefer Ausgabe, welcher in den Anmerkungen und übrigen Zugaben zu fuchen ift.

Die Anmerkungen beziehen fich fowohl auf die Kritik, als auch auf die Sach- und Worterklärung. Für die Kritik leiften fie verhältnifsmäfsig und nach den Hülfsmitteln weniger. *W.* befchreibt den kritifchen Apparat S. 100, woraus wir einiges herausheben wollen. Die Leidener Bibliothek befitzt keine Handfchrift von dem Phaedo, aber drey von den Scholien des Olympiodorus zu diefem Dialog, welche mehr exegetifchen als kritifchen Werth haben, weil die

die Worte des Plato selten und zu kurz angeführt werden, und eine alte lateinische Uebersetzung, welche ganz wörtlich, und daher zur Kritik des Textes trefflich zu gebrauchen ist. Sie ist, wie die verschiedenen Lesarten ausweisen, von der in einer Oxforder Handschrift einem gewissen Athenienser *Euricus Aristippus* beygelegten und von *Forster* benutzten verschieden. Excerpte von derselben finden sich in einem Codex der Marcus-Bibliothek zu Venedig. Nach der Vorrede ist sie von einem ungenannten Sicilianer, der auch vielleicht den Meno übersetzte, wahrscheinlich in dem 12ten Jahrh. gemacht. Hr. *Morelli* gedenkt in einem theilweise mitgetheilten Briefe noch einer zweyten in Sicilien gemachten alten lateinischen Uebersetzung, die von einem *Henricus Aristippus*, Archidiaconus zu Catanea, herrührt. Von dem eben genannten Gelehrten erhielt *W.* Lesarten aus zwey Venetianischen Handschriften aus dem 12ten und 15ten Jahrhundert, von denen die eine mit dem von *Fischer* gebrauchten Tübinger, die andere mit desselben Augsburger Codex am meisten übereinstimmt. Von Hn. *Bast* erhielt *W.* die Collationen aus sieben Handschriften der Wiener Bibliothek, die wir aus dessen Versuch über das Symposium und der *Epistola critica* schon kennen, und hier der Kürze wegen mit *A B C — G* bezeichnet sind. Ausserdem benutzte er die Varianten des Tübinger Codex aus der Zweybrücker Ausgabe, die *Forster'sche* und *Fischer'sche* Ausgabe und *Gottleber's* Animadversionen. Aus diesen kritischen Hülfsmitteln hat der Herausg. viele bessere Lesarten hervorgezogen; doch nicht so viele, als man hätte erwarten sollen. Der Text würde viel gewonnen haben, wenn sie in denselben aufgenommen worden wären, aber doch noch in einer Menge von Stellen der kritischen Hand bedurft haben. Wir wollen diese bessern Lesarten aus den Noten herausziehen und den Phaedo nach der Seitenzahl der *Stephanischen* Ausgabe, die auch in der *Heindorfischen* am Rande bemerkt ist, citiren. S. 57 *b.* οἷός τ' ᾖ. Die Wiener H. *A. B. F.* haben οἷός τ' ἦν, was *W.* mit Recht vorzieht. — S. 58 *b.* Die gemeine Lesart καθαρεύειν scheint ihm verdächtig, weil alle Wiener und die zwey Ven. H. καθαρεύειν haben. — S. 61 *c.* οὐ μὲν ἴσως βιάσεται αὑτόν — Schon *Stephanus* schlug μέντοι vor, welches sich auch in dem Olympiodor und den zwey Venetianischen Handschriften findet. Die Wiener *B. C. D.* haben noch vollständiger μέντοι γε. — S. 62 *a.* ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται, εἰ τοῦτο μόνον τῶν ἄλλων ἁπάντων ἁπλοῦν ἐστι, καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ ὥσπερ καὶ τ' ἄλλα ἔστιν ὅτε καὶ οἷς, βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν. Olympiodorus hat βέλτιον ζῆν ἢ τεθνάναι, was, wie *W.* bemerkt, der logische Zusammenhang fordert. — S. 62 *d.* οὐ γάρ πω αὐτός γε ἑαυτοῦ ἄμεινον οἴεται ἐπιμελεῖσθαι, Olympiodor, die Wiener Hdſ. *A. B. C.* οὐ γάρ που — ἐπιμελήσεσθαι, und in που stimmen noch die Wiener H. *D. E. F. G.* überein. — In der bald hernach folgenden Stelle: ὃ δὴ νῦν ἐλέγετο, zieht er die Lesart der Ven. *A. B.* und Wiener H. *B. E. G.* νῦν δὴ vor. — S. 64 *b.* λέληθε γὰρ αὐτοὺς ἥ τε θανατῶσι καὶ ᾗ ἄξιοί εἰσι θανάτου οἱ ὡς ἀληθῶς φιλόσοφοι, nach θανάτου haben die Wiener *A. B. C. G.* und der Tübinger Cod., auch Olympiodorus, noch καὶ οἵου θανάτου. — S. 65 *a.* καὶ δοκεῖ γε που — τοῖς πολλοῖς ἀνθρώπων — ἀνθρώποις lesen richtiger alle Wiener, der Venet. *B.*, Tübinger und die alte Sicilianische Uebersetzung. — S. 66 *a.* ἆρ' οὐχ οὗτός ἐστιν εἴπερ τις ἄλλος· ὁ τευξόμενος τοῦ ὄντος. Der Wiener Cod. *A. B.*, die Sicilianische und Aristipp. Uebersetzung fügen nach τις καὶ hinzu. — S. 66 *c.* ἐμποδίζουσιν ἡμῶν τὴν τοῦ ὄντος θήραν. Der Wien. Cod. *E. F.* und Plutarchus haben ἡμῖν; die Sicilian. Uebersetzung etwas abweichend: *impediunt nostram ejus ancupationem.* — S. 67 *b.* οὗ ἕνεκα ἡ πολλὴ πραγματεία ἡμῖν ἐν τῷ παρελθόντι βίῳ γέγονεν. *W.* hat die gemeine Lesart παρόντι, welche schon *Fischer* nach einigen Handschriften in παρελθόντι geändert hat. Aus Uebereilung führt er daher (S. 163.) diesen Gelehrten als Vertheidiger der Vulgata an. Zu den von *Fischer* angeführten Zeugnissen kommen noch die sämmtlichen Wiener und Venetianischen Codd., auch die Sicilianische Uebersetzung. So bieten die gebrauchten Handschriften mehrmals eine Bestätigung der bloss gemuthmassten oder in den Anführungen, Scholien und Handschriften gefundenen besseren Lesarten dar. — S. 70 *e.* σκεψώμεθα ἆρα ἀναγκαῖον ὅσοις ἐστί τι ἐναντίον, μηδαμόθεν ἄλλοθεν αὐτὸ γίγνεσθαι ἢ ἐκ τοῦ αὐτῷ ἐναντίου. Die Wiener Handschrift *G.* hat οὐκ οὖν εἰ ἀναγκαῖον. — S. 73 *c.* αὐτὸ δὲ τοῦτο ἔφη, δέομαι μαθεῖν, περὶ οὗ ὁ λόγος ἀναμνησθῆναι. Die Heilung dieser Stelle haben die Kritiker auf verschiedene Weise versucht. Keine ist aber so gefällig, und bietet sich so ungesucht dar, als die Conjectur von *W.*, indem er, vor περί, ἢ einschiebt, wenn man nicht *Heindorf's* ingeniöse Verbesserung: δέομαι παθεῖν, noch vorziehen müsste. Gleich darauf οὐδὲν μὲν ἂν ἧττον ἀκούοιμι liest der Wiener Cod. *A. B. F.* μέντ' ἂν d. i. μέντοι ἄν. — S. 74 *d.* ἢ ἐνδεῖ τι ἐκείνου τῷ μὴ τοιοῦτον εἶναι οἷον τὸ ἴσον. Die sieben Wiener und der Venet. *A.* haben die Negation nicht. In dem Folgenden haben sie alle das ἴσον (ὅτι βούλεται μὲν τοῦτο — ἐνδεῖ δὲ καὶ οὐ δύναται τοιοῦτον εἶναι ἴσον οἷον ἐκεῖνο), aber die Sicilianische Version nicht. Denn sie lautet: *deficit autem et nequit tale esse quale illud, immo est deterius.* — S. 75 *b.* πάντα τὰ ἐν ταῖς αἰσθήσεσιν ἐκείνου τε ὀρέγεται τοῦ ὅ ἐστιν ἴσον. Die Verbesserung τοῦ anstatt τοῦθ', welche *Fischer* schon aus dem Augsburger Codex in den Text aufgenommen hat, bestätigen vier Wiener Handschriften. — S. 75 *d.* ἢ οὐ τοῦτο λήθην λέγομεν, ἐπιστήμης ἀποβολήν. Die falsche Lesart ἢ hatte schon *Fischer* nach der Augsburger Handschrift verbessert, und nach λέγομεν den Zusatz derselben ὦ Σιμμία angemerkt. Das erste bestätigen die Wiener Codd. *A. B. F. G.*, und das letzte die Sicilianische Uebersetzung. Gleich darauf ὕστερον δὲ ταῖς αἰσθήσεσι χρώμενοι περὶ αὐτὰ ἐκείνας ἀναλαμβάνομεν τὰς ἐπιστήμας. Anstatt αὐτὰ lesen die Wiener *A. B. E.* ταῦτα, wie der Pariser Codex. *Heindorf* hat es in den Text aufgenommen. — S. 85 *c.* τὸ μέντοι αὖ τὰ λεγόμενα περὶ αὐτῶν μὴ οὐχὶ παντὶ τρόπῳ ἐλέγχειν καὶ προαφίστασθαι πρὶν etc. Die verglichenen Handschriften stimmen alle in der von *Stephanus* verlassenen Lesart

μὴ

προσφίστασθαι überein. — S. 92 *b.* αἰσθάνῃ οὖν — οὐ ταυτὰ ξυμβαίνει λέγειν. *W.* nimmt in den Anmerkungen das ταυτὰ, worin er *Forster* gefolgt war, zurück, und setzt οὐ ταῦτα, was in Beziehung auf das vorhergehende οὐδαμῶς zu erklären ist: *non tibi licebit dicere, te nullo modo haec probaturum;* bemerkt aber dabey, dass die Wiener Codd. *C. D. E.* und der Venetianische *A.* die Negation nicht haben, worin auch noch mehrere einstimmen. *Heindorf* hat daher mit Recht das οὐ nicht in den Text aufgenommen. Der Sinn ist: αἰσθάνῃ οὖν ὅτι ταῦτα σοι ξυμβαίνει λέγειν, ὡς πρότερον ἦν ἁρμονία συγκειμένη, πρὶν ἐκεῖνα εἶναι, ἐξ ὧν ἔδει αὐτὴν ξυντεθῆναι. — S. 96 *d.* ᾤμην γὰρ ἔγωγε ἱκανῶς μοι δοκεῖν, ὁπότε τις φαίνοιτο ἄνθρωπος παραστὰς μέγας σμικρῷ, μείζων εἶναι αὐτῇ τῇ κεφαλῇ καὶ ἵππος ἵππῳ. Richtiger würde der Text seyn, nach *W's* Urtheil, wenn αὐτοῦ τῇ κεφ. und ἵππου stünde. Das letzte haben vier Wiener und der Tübinger Cod., und das erste hat die Sicilianische Uebersetzung zum Theil ausgedrückt. *Homo magnus parvo major esse ipso capite et equus equo.* — S. 97 *b.* ἐνὶ λόγῳ. Die verglichenen Handschriften haben alle das Falsche ἐν λόγῳ, nur allein die Sicilianische Uebers. *uno verbo.* — S. 108 *a.* ἀπὸ τῶν θυσιῶν τε καὶ νομίμων τῶν ἐνθάδε τεκμαιρόμενος λέγω. Für θυσιῶν lesen die Wiener *A. B. D.*, der Venetianische C. *A.* ὁσίων, was auch schon *Stephanus* gemuthmasst, *Forster* und *Heindorf* in den Text aufgenommen haben. — S. 108 *c.* ὡς ἐγὼ ὑπό τινος πέπυσμαι. Alle von *Wyttenbach* gebrauchten Handschriften, nebst der alten Uebersetzung, haben das Richtigere πέπεισμαι. — S. 112 *c.* εἰς οὓς ἕκαστος ὁδοποιεῖται. ἑκάστους haben die zwey Venetianischen, und die Wiener *D. E. F. G.*, was *Heindorf* für das einzig Richtige hält. *W.* aber findet darin die Spur von ἑκάστοις, was *Mudge* vermuthete. Gleich darauf bestätigen die Wiener *A. B. C. D. E. F.* und die zwey Venetianer die Lesart καθέντα und καθιέναι für καμφθέντα und κατιέναι, welche *Fischer* für fehlerhaft hielt, aber *Heindorf* in den Text aufnahm. *W.* stimmt dem letzten bey. — S. 116 *e.* ἐν τοῖς ὄρεσι, vier Wiener und die zwey Venet. lesen ἐπὶ τοῖς ὄρεσι. — Nur in wenigen Stellen hat *W.* ohne Zustimmung der Handschriften etwas in dem Texte geändert, wie S. 78 *c.* οὐκοῦν ἅπερ ἀεὶ κατὰ τὰ αὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἔχει, τὰ αὐτὰ statt ταυτὰ, welches *Fischer* hat. Oefter hat er Conjecturen beygebracht, um offenbar verdorbene Stellen zu verbessern, oder die grammatische Construction mit dem logischen Sinne und Zusammenhange in Einklang zu bringen. Auch hiervon wollen wir einige Belege geben. S. 69 *a.* μὴ (*Heindorf* hat noch aus den Tübinger und Pariser Codd. γὰρ hinzugethan) οὐχ αὕτη ᾖ ἡ ὀρθὴ πρὸς ἀρετὴν, ἡδονὰς πρὸς ἡδονὰς — καταλλάττεσθαι. Da hier nicht sowohl vom Wege zur Tugend, sondern von der Tugend selbst die Rede ist, so vermuthet *W.*, Plato habe geschrieben: ᾖ ἡ ὀρθὴ ἀρετή; das πρὸς sey aus dem Folgenden heraufgenommen und wegen des folgenden η, τη in την, wie sehr oft geschehen, verwandelt worden. Auch *Heindorf* hat noch Zweifel, ob jene Lesart die echte sey, ungeachtet alles gut zusammenhängt, weil im Jamblich und in zwey Pariser Handschriften ἡ ὀρθὴ πρὸς ἀρετὴν ἀλλαγὴ erscheint. Dieses ἀλλαγὴ dürfte aber doch kaum etwas anders als eine aus der Ellipse entstandene Glosse seyn, da ein Abschreiber anstatt ὁδὸς jenes Substantiv von dem Verbum καταλλάττεσθαι, freylich ohne Sinn, wählte. Dass aber hier von der Tugend, nicht von dem Wege zu ihrer Erlangung die Rede sey, worauf *W's* Aenderung sich gründet, dieses ist gar nicht so ausgemacht, wie er voraussetzt. Der tugendhafte Charakter kann nur durch tugendhaftes Handeln erworben werden (*de Rep.* IV. S. 378. X. S. 350. *Bip.*). Es ist daher hier ἡ ἀρετὴ und ὁδὸς πρὸς ἀρετὴν eigentlich einerley. Uebrigens würde es nicht überflüssig gewesen seyn, die Lesart der alten Uebersetzung zu erfahren. Von mehr Bedeutung ist, was über die gleich folgende Stelle: ἀλλ' ᾖ ἐκεῖνο μόνον τὸ νόμισμα ὀρθὸν, ἀντὶ οὗ δεῖ πάντα ταῦτα καταλλάττεσθαι, φρόνησις, καὶ τούτου μὲν πάντα καὶ μετὰ τούτου ὠνούμενά τε καὶ πιπρασκόμενα τῷ ὄντι ᾖ καὶ ἀνδρεία etc., gesagt wird. *Heindorf* findet an dem ungewöhnlichen passiven Gebrauche des ὠνούμενα Anstoss, und vermuthet daher nach dem Augsburger Codex καὶ μετὰ τούτου δ' ὠνούμεθα καὶ πιπράσκομεν. Allein *Wyttenbach* deckt einen noch verborgenern Fehler auf. Wenn wir etwas für die φρόνησις, worauf sich τούτου bezieht, kaufen, so ist diese der Kaufpreis, welcher für das Gekaufte hingegeben wird. Dieses streitet aber mit Sokrates Vorschrift, alles für die Vernunft hinzugeben. Die Worte müssten also in folgender Ordnung stehen: καὶ τούτου μὲν πάντα τε πιπρασκόμενα καὶ μετὰ τούτου ὠνούμενα, oder doch so erklärt werden: *si hac omnia vendantur, et cum hac* (i. e. *prudenter*) *omnia emantur, tum revera constat et fortitudo et temperantia et justitia et summatim vera virtus, quae sine prudentia esse nequit.* S. 82 *c.* εἰς δέ γε θεῶν γένος μὴ φιλοσοφήσαντι καὶ παντελῶς καθαρῷ ἀπιόντι οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἄλλῳ ἢ τῷ φιλομαθεῖ. Da hier alle Handschriften, Stobäus, Jamblichus u. a. die Stelle eben so haben, welche doch keinen gesunden Sinn darbietet, so vermuthet *W.*, Plato habe sich so ausgedrückt: εἰς δέ γε θεῶν γένος μὴ οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἄλλῳ ἢ τῷ φιλομαθεῖ κ. τ. λ. und setzt zur Erläuterung das Verhältniss des φιλομαθὴς und φιλόσοφος, von welchen dieser Begriff jenem subordinirt ist, aus einander. S. 97 *a.* ὅς γε οὐκ ἀποδέχομαι ἐμαυτοῦ οὐδὲ ὡς, ἐπειδὰν ἑνί τις προσθῇ ἕν, ᾖ τὸ ἕν, ᾧ προσετέθη, δύο γέγονεν· ἢ τὸ προστεθὲν καὶ ᾧ προσετέθη διὰ τὴν πρόσθεσιν τοῦ ἑτέρου τῷ ἑτέρῳ δύο ἐγένετο. *W's* logischer Scharfsinn unterscheidet in dieser Hypothese, wie aus zwey Einheiten zwey werden, drey Fälle; entweder wird *A* zwey, wenn *B*, oder *B* zwey, wenn *A* addirt wird, oder *A* und *B* werden durch gemeinschaftliche Addition zwey. Der Zusammenhang fordert also folgende Aenderung der Worte: οὐδὲ ὡς ἐπειδὰν ἑνί τις προσθῇ ἕν, ᾖ τὸ ἓν ᾧ ἓν (dieses ἓν möchte doch überflüssig seyn) προσετέθη δύο γέγονεν· ἢ τὸ προστεθέν· ἢ τὸ προστεθὲν καὶ ᾧ προσετέθη, διὰ τὴν πρόσθεσιν τοῦ ἑτέρου τῷ ἑτέρῳ δύο ἐγένετο.

Noch weit mehr hat *W.* für die Erklärung sowohl der Worte als der Sachen geleistet. Es wird nicht leicht eine schwierige Stelle seyn, wo man nicht Belehrung findet. Der

Der Sprachgebrauch besonders in den Partikeln, die Wortstellung und Wortverbindung, welche dem Plato eigenthümlich sind, werden durch Parallelstellen des Plato und Anderer erläutert, die Ausdrücke, welche andere Schriftsteller nachgebildet haben, fleissig nachgewiesen, die Anspielungen auf Mythologie, Geschichte, auf religiöse und politische Verhältnisse enthüllet, die Sprichwörter erkläret, und vorzüglich auch die philosophischen Gedanken des Plato und der Aelteren, wenn er auf sie hinweist, trefflich in das Licht gesetzt. Die Scholien des Olympiodor's und die Erklärungen anderer alten Schriftsteller sind fleissig beygebracht. Was zum richtigen Verstehen des Inhalts des Phaedo erforderlich ist, das hat *W.*, wie man es erwarten kann, mit reicher Fülle gegeben, und auch durch die Prolegomena zur Beurtheilung des philosophischen Werths der für die Unsterblichkeit ausgeführten Beweise in Stand gesetzt. Diese Anmerkungen sind zwar kein vollständiger Commentar, aber sie können die Stelle desselben vertreten, und eignen sich für den Gebrauch der wissbegierigen Jünglinge vortrefflich, indem sie das eigne Denken und Forschen nicht ersetzen, sondern nur durch Darreichung eines grossen Reichthums von Materialien und durch Nachweisung der Quellen einleiten, unterstützen, befördern. Aber auch schon gebildete Gelehrte finden darin genug Stoff und Nahrung. Ueber einen Gegenstand vermisst man ungerne *W's* Belehrungen, nämlich über die Veranlassung, die Zeit der Ausarbeitung, über den Inhalt, Zweck und Zusammenhang dieses Dialogen, und über die Frage, was an demselben historisch sey, wie sich Sokrates und Plato's Ansicht von diesem Gegenstande zu einander verhalten (aus diesem Grunde wünschten wir, dass er auch den zehnten Abschnitt aus seiner Geschichte der Unsterblichkeitslehre, der vom Sokrates handelt, in den Prolegomenis möchte mitgetheilt haben). Ferner über die Literaturgeschichte dieses Werks. Denn wahrscheinlich wird *W.* in seinen Vorträgen über alle diese Gegenstände, welche zur Einleitung gehören, ausführlich mit seiner gewohnten Gründlichkeit gehandelt haben; in den Anmerkungen sind aber nur einige davon kurz berührt. Bey der Reichhaltigkeit des Stoffes, der in diesen Anmerkungen enthalten ist, können wir nur auf Einiges aufmerksam machen, was mit besonderem Fleisse ausgeführt ist. Ueber Echekrates, welchen *W.* für den Pythagoräer hält, ist (S. 110 f.) alles gesammelt, was sich in den alten Schriftstellern fand. Er war aus Phlius, woher auch selbst Pythagoras Voreltern stammten, nach Pausanias II. c. 14. Der Gebrauch des Wortes ἀπολαμβάνειν von den Winden verschlagen, ist gelehrt erläutert. S. 58 *d.* παρῆσάν τινες καὶ πολλοί γε. Mit Beziehung auf seine Bemerkungen zu Plutarch. *de sera Num. Vend.* p. 125. sagt *W.*: *Pauci quidam potius, quam multi quidam analogiae congruere videatur; si quidem* τινὲς, *quidem*, *paucitatem significat. At usus hic invaluit ut* τινὲς, *tanquam genus, utramque speciem complectatur*, πολλοὺς *et* ὀλίγους. Allein die angeführten Belege beweisen, wie uns dünkt, diesen Sprachgebrauch nicht, am wenigsten diejenigen, wo dem τινες πολλοὶ mit einer Negation entgegengesetzt werden, vielmehr scheint καὶ, wie mehrmals bey Plato, die Bedeutung des Hinzusetzens, wodurch das Vorige berichtigt wird, zu haben: Einige, ja sogar Viele, waren zugegen, wobey τινὲς nicht ὀλίγους und πολλοὺς als Theile unter sich begreift, sondern dem πολλοῖς entgegengesetzt bleibt. Dieses ist Hn. *Heindorf's* Scharfsinne entgangen, der auf *W's* angeführte Stelle verweist. S. 61 *b.* Ueber den Unterschied von λόγος und μῦθος, λογοποιός und μυθοποιός, und den Gebrauch des ποιεῖν für dichten. S. 61 *d.* Von Philolaus und dessen Zeitalter. Wenn Lysis Schüler des Pythagoras und Philolaus des Lysis war, so konnten Cebes und Simmias den Philolaus, der bis zu Ol. 90. gelebt haben muss, allerdings zu Theben hören. S. 61 *e.* Die etwas dunkle Stelle: ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται — περιμένειν, haben *W.* und *H.* durch Kritik und Exegese vollkommen aufgeklärt. Nur muss man in der *Heind.* Ausgabe die Ordnung in den Worten τεθνάναι ἢ ζῆν, wie *W.* zeigt, umkehren. S. 62 *b.* ὁ μὲν οὖν ἐν ἀποῤῥήτοις λεγόμενος περὶ αὐτῶν λόγος. Es ist hier nicht die Rede von religiösen Mysterien, sondern von einer geheimen Lehre der Pythagoräer oder des Sokrates. *W.* widerlegt *Forster's* entgegengesetzte Behauptung, und zeigt, dass selbst Olympiodorus, ob er gleich alle Philosophie auf Religion zurückführt, und Proclus angeführte Stellen nichts zum Beweise derselben beybringen, sondern nur von der geheimen Philosophie, welche fast alle Schulen hatten, wie auch Plotinus *Enn.* IV. L. VIII. c. 1. sprechen. Es ist also auch hier entweder der Pythagoräer, oder des Sokrates geheime Lehre zu verstehn. Denn auch Sokrates scheint eine solche gehabt zu haben. Wenigstens lässt ihn Plato *Theaetet.* S. 156 *a.* und Laches 201 *a.* so reden, als habe er philosophische Geheimnisse. Wenn Themistius *Orat.* XXVI. sagt, Sokrates habe alles öffentlich gesprochen, so ist das nur von seinen moralischen Reden zu verstehn. (Dieses bedarf wohl noch einer weiteren Untersuchung. Denn es ist immer die Frage, welcher Sokrates, der wirkliche, oder der idealisirte, in Plato's Dialogen spreche. Die Geheimhaltung gewisser Lehren scheint mit dem Charakter des Sokrates nicht wohl vereinbar.) Ganz unbezweifelt ist aber hier die geheime Lehre der Pythagoräer zu verstehn. Der Peripatetiker Klearchus sagt wenigstens bey Athenaeus IV. 11. 157. ausdrücklich, dass sie dasjenige gelehrt haben, was hier Sokrates als eine geheime Lehre anführt. *Heindorf* hat sich hier an *Forster* gehalten. S. 64 *a.* ἀποθνήσκειν καὶ τεθνάναι. Eine Menge von Stellen erläutern diesen Gedanken.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haake u. Honkoops: Πλατωνος Φαιδων, *Platonis Phaedon* explanatus et emendatus Prolegomenis et Annotatione *Danielis Wyttenbachii* etc.

Berlin, b. Hitzig: *Platonis Phaedo.* Scholarum in usum *cum annotatione perpetua* edidit *L. F. Heindorfius* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 66 *c.* ὥστε τὸ λεγόμενον ὡς ἀληθῶς, τῷ ὄντι ὑπ' αὐτοῦ οὐδὲ φρονῆσαι ἡμῖν ἐγγίγνεται οὐδέποτε οὐδέν — ὡς ἀληθῶς, τῷ ὄντι wird bey Anführungen fremder Worte und Gedanken gebraucht, welches mit einer Menge von Stellen bewiesen wird. S. 163. der Gebrauch des ὥσπερ für ὡς, ἅτε *ut tanquam, veluti, quippe.* S. 165. οἴεσθαί γε χρὴ eine Platonische Formel wodurch das Vorhergehende mit dem Folgenden verknüpft wird. S. 166. (Plato S. 636.) der φιλοσώματος ist auch φιλοχρήματος und φιλότιμος; der Grund dieser Behauptung wird befriedigend aus Plato's Eintheilung des Seelenvermögens hergeleitet, und zugleich die Ursache, warum hier nicht auch zugleich des φιλήδονος gedacht worden, worüber Olympiodor mancherley vernünftelt, darin gesetzt, dass φιλοσώματος und φιλήδονος zuweilen als verwandt verbunden werden. S. 170. über den Gebrauch des Worts σκιαγραφία. S. 179. πάντα λῆρον τὸν Ἐνδυμίωνα ἀποδείξειε. S. 192. (Plato 77 *e.*) ἀλλ' ἴσως ἔνι τις καὶ ἐν ἡμῖν παῖς ὅστις τὰ τοιαῦτα φοβεῖται. Man denkt hier zuerst an einen der Anwesenden, etwa einen Apollodorus; aber *W.* macht die feine Bemerkung, dass nach dem Zusammenhange der Rede eine gewisse allgemeine Beschaffenheit der Seele, die Sinnlichkeit nämlich gemeynt sey, wie auch die alten Erklärer Porphyrius, Themistius, Simplicius, deren Stellen angeführt werden, es nahmen. *Hierocles de providentia* S. 72. παῖδα γὰρ εἶναι τὴν αἴσθησιν καὶ τὸ ἐν αἰσθήσει καλόν, ὡς πρεσβύτην καὶ παιδαγωγὸν τῆς αἰσθήσεως τὸν νοῦν. S. 195. (Plato S. 78 *c.*) ἆρ' οὖν τῷ μὲν συντεθέντι τε καὶ συνθέτῳ ὄντι φύσει προσήκει τοῦτο πάσχειν, διαιρεθῆναι. Die Ausleger haben sich viel zu schaffen gemacht, den Unterschied des συντεθὲν und σύνθετον zu erklären. Nach *W.* ist jenes was durch Zusammensetzung geworden ist, das durch Kunst zusammengesetzte, dieses, was von Natur, ursprünglich zusammengesetzt ist. Daher muss φύσει mit σύνθετον ὂν verbunden werden. S. 203. (Plato S. 79 *d.*) καὶ τοῦτο αὐτῆς τὸ πάθημα φρόνησις κέκληται. Mehrere gesuchte Erklärungsgründe des Olympiodors, warum φρόνησις vom Plato ein πάθημα genannt werde, führt *W.* an und verwirft sie. *Neque huc opus est confugere; nam si quaeritur de agendo aut patiendo, una omnium virtutum praecipue in agendo cernitur* prudentia; *quippe quae caeteras gubernat ipsas* τὰ πάθη *gubernantes. Ratio ante oculos in modo dictis:* πέπαυται τοῦ πλάνου κ. τ. λ. *indeque et sensu quietis et perceptione veritatis suaviter afficitur et bene patitur,* εὐπαθείᾳ *fruitur* εὐπαθεῖ. Doch hier sucht *W.* den Grund in dem Weiten, da er in der Nähe liegt. πάθημα wie πάθος bedeutet Zustand, alles was von einem Objecte ausgesagt wird, z. B. *de republ.* VII. S. 511 *d.* καί μοι ἐπὶ τοῖς τέτταρσι τμήμασι τέτταρα ταῦτα παθήματα ἐν τῇ ψυχῇ γιγνόμενα λάβε νόησιν, διάνοιαν, πίστιν, εἰκασίαν. Das abstracte Denken, da die Seele ohne den Sinn das Wahre an sich erforscht, und sich zu dem unveränderlichen Wissen erhebt, dieser Zustand der Seele πάθημα wird φρόνησις genannt. S. 210. findet man die Hauptstellen über die Seelenwanderung und die abweichenden Meinungen der neueren Platoniker. S. 269. und 274. Uebersicht der Hauptstellen über ἰδέαν und εἶδος. S. 281. Treffliche Erläuterung des Unterschiedes zwischen ἀθάνατον und ἀνώλεθρον wo auch zugleich mehreres über die ἐμψυχία des Boëthus und die Bestreitung derselben aus Olympiodor mitgetheilt wird. S. 288. Ueber Platos und Anderer Mythen von der Unterwelt. S. 289. Ueber den Schutzgeist der Seele. Verschiedene Meinungen, ob jeder Mensch einen eigenen oder mehrere einen gemeinschaftlichen Dämon haben. S. 296. und 304. über die runde Gestalt und Unbeweglichkeit der Erde, und die δωδεκάσκυτοι σφαῖραι. S. 311. über die αἰώρα. S. 315. über die vier Flüsse der Unterwelt. S. 320 u. f. πλέον θάτερον ἀπεργάζεσθαι. treffliche Erklärung dieser nicht immer richtig verstandenen Formel mit vielen Beyspielen. θάτερον ist *per Euphemismum* wovon ebenfalls Belege angeführt werden, so viel als τὸ κακόν. S. 325. αἱ οἰκεῖαι γυναῖκες waren nicht Gattinnen des Sokrates, sondern Verwandte, Freundinnen oder auch Sklavinnen.

Noch bemerken wir, dass die Reihe trefflicher Monographieen zur Geschichte der Philosophie, welche wir der *Wyttenbachschen* Schule verdanken, bald wieder mit zweyen Werken wird vermehrt werden, dem einem über die εὔλογος ἐξαγωγὴ von *Wilh. Theodor Baumhauer*, dem andern über Chrysipps Leben und Lehren von *Wilh. Lud. Wassenaer.*

Ausser dem schönen Papier und correcten Drucke (die durch die kleinen Lettern besonders in den Anmerkungen entstandenen Druckfehler sind am Ende sorgfältig angemerkt), hat die-

diese Ausgabe durch ein vierfaches Register der angeführten Autoren, der Sachen und Personen, der grammatischen Bemerkungen und der erklärten griechischen Wörter eine schätzbare Zugabe erhalten.

Hr. *Heindorf* hat bey seiner Ausgabe besonders Rücksicht auf die Kritik des Textes genommen, ohne doch die Erklärung ganz auszuschliessen. Seine Ausgabe enthält einen durchaus berichtigten Text mit Angabe der Gründe aus Handschriften und dem Platonischen Sprachgebrauche, nach demselben gründlichen, alle Momente der Zeugnisse scharfsinnig abwägenden und nichts ohne Noth ändernden Verfahren, welches ihm gerechten Beyfall erworben hat. Es ist keine Seite, wo nicht der Text durch sein sicheres kritisches Urtheil gewonnen hat, nachdem auch die versteckteren Fehler durch kurze aber treffende Zergliederung des Gedankens und des Zusammenhangs und Vergleichung mit ähnlichen Stellen aufgedeckt worden. In der Verbesserung der verdorbenen Stellen folgt er nach sorgfältiger Abwägung der Wahrscheinlichkeit der Varianten und Festsetzung des eigentlichen Punctes seinem durch fleissiges Studium des Plato geschärften Urtheile. Denn er hatte keinen kritischen Apparat ausser den von Fischer angeführten abweichenden Lesarten, wozu noch einige Varianten aus Pariser Handschriften kommen, die er seinem Lehrer *Wolf* verdankt. Blosse Conjecturen nahm er nie in den Text auf, wenn sie nicht völlig evident waren. Er ändert nie ohne Noth und zureichende Gründe, und von dem nicht selten bey Kritikern vorkommenden *pruritus* ist keine Spur bey ihm zu finden. Die Erklärung des *Phaedo* ist die zweyte, doch der ersten untergeordnete Rücksicht. Nur die nothwendigsten Erklärungen, d. i. solche, welche der des Griechischen sonst kundige, nur in dem Plato nicht hinlänglich geübte Leser fordert, gehörten in seinen Plan. Man darf daher nicht den Reichthum von Gelehrsamkeit suchen, der sich in den *Wyttenbachischen* Noten findet, aber dagegen eine mehr nach jenem Gesichtspunkt abgemessene, gleichförmig sich über das Ganze erstreckende Erklärung. *H.* führet durch die Entwickelung der grammatischen Construction und des logischen Zusammenhangs durch die Vergleichung des Platonischen Sprachgebrauchs, besonders in Rücksicht auf die Wortstellung und die Partikeln in das Verständniss des Dialogs ein. *Wyttenbach* führet einen Schritt weiter, indem er durch den grossen Reichthum seiner Gelehrsamkeit zum weiteren Denken, Vergleichen und Beurtheilen, kurz zum tiefern Eindringen den schon Fähigern nöthiget. Indessen dienen doch beide Ausgaben einander zur Ergänzung, und sind jedem, der sich das Studium des Phaedo wählt, unentbehrlich. Wir wollen nur durch einige Belege diess allgemeine Urtheil bestätigen.

Die vorzüglichen Lesarten, welche *Wyttenbach* aus den Wiener und Venetianischen Handschriften angezogen und der gewöhnlichen Lesart vorgezogen hat, sind fast sämmtlich von *Heindorf* in den Text aufgenommen worden. Viele Verbesserungen und Bemerkungen betreffen zwar, wie es scheint, Kleinigkeiten, z. B. zu ὅτι φάρμακον πιὼν ἀποθάνοι §. 576. dass man beides πιεῖν κωνεῖον und τὸ κ. sage, also hier φάρμακον die echte Lesart sey, obgleich vorher Echekrates sagte, ἦ τὸ φάρμακον ἔπιεν; warum gleich darauf in den Worten: οὐδὲ τὰ περὶ τῆς δίκης ἄρα ἐπύθεσθε ὃν τρόπον ἐγένετο, περὶ mit dem Genitiv und nicht mit dem Accusativ stehe; dass nach ταῦτα μὲν ἡμῖν ἤγγειλέ τις, das dem Sinne der Erzählenden vorschwebende ἐκεῖνα δ' οὐ verstanden werden müssen. Allein auch diese Kleinigkeiten gehören wesentlich zur Kritik und Philosophie, und machen gleichsam die Schale aus, welche den Kern enthält. S. 58 *a.* τοῦ πλοίου ὃ εἰς Δῆλον Ἀθηναῖοι πέμπουσι. Den Zusatz der Vulgata κατ' ἔτος liess *H.* aus dem Grunde weg, weil er zum Sinne nicht erforderlich ist, und in den besten Handschriften von Augsburg, Tübingen, Paris, in *Plutarchus de Fato* (*Hutten* X. S. 289.) und in der echten *Ficinischen* Uebersetzung fehlet, und in dem Folgenden zweymal erwähnt wird. S. 59 *a.* ὡς εἰκὸς ἂν δόξειεν εἶναι παρόντι πένθει. Die letzten Worte können nicht verbunden werden, denn sonst müsste ἐν ausgefallen seyn, was nicht wahrscheinlich ist. Einen *Dativus absolutus* anzunehmen, trägt *H.* Bedenken, weil ihm noch kein sicheres und unzweifelhaftes Beyspiel davon vorgekommen ist; παρόντι hängt also mit dem vorhergehenden μοι zusammen. Doch muss man sich wundern, warum Plato nicht die deutlichere Construction durch den Accusativ με - εἰσῄει παρόντα wählte. S. 59 *a.* καί τις ἀήθης κρᾶσις ἀπό τε τῆς ἡδονῆς συγκεκραμένη ὁμοῦ καὶ τῆς λύπης. Accurater ist die Lesart des Tübinger C. καὶ ἀπὸ τῆς λύπης, weil voraus gieng, nicht ἀπὸ τῆς τε ἡδονῆς, sondern ἀπό τε τῆς ἡ., und in diesem Falle gewöhnlich die Präposition wiederholt wird. Doch findet man auch einige Beyspiele vom Gegentheile. — οὕτω διεκείμεθα, ποτὲ μὲν γελῶντες, ἐνίοτε δὲ δακρύοντες — οὕτω beziehet sich hier wie gewöhnlich auf das Folgende. Man kann aber nicht verbinden ποτὲ μὲν γελῶντες διεκείμεθα. *H.* fand es daher sonderbar, warum nicht die Wortverbindung so gemacht worden: οὕτω διεκείμεθα· ποτὲ μὲν ἐγελῶμεν; bis ihm ähnliche Constructionen vorkamen, wie *Sophocles Oedip. Tyr.* 10. τίνι τρόπῳ καθίστατε; δείσαντες ἢ στέρξαντες; S. 59 *d.* ἀνεῴγετο γὰρ οὐ πρῴ — πάνυ hatte *Fischer*, durch *Ficins* Uebersetzung *haud admodum mane* verleitet, vor πρῴ eingeschaltet; *H.* verwirft es mit Recht, weil schon πρῴ allein diese Bedeutung hat, z. B. *Protagoras* §. 6. — S. 59 *e.* ὁ θυρωρός — εἶπε περιμένειν, anstatt ἐπιμένειν, nach der Analogie und der Autorität des Tübinger Codex — καὶ παραγγέλλουσιν ὅπως ἂν τῇδε τῇ ἡμέρᾳ τελευτήσῃ anstatt τελευτᾷ. Denn bey einer dauernden und fortwährenden Sache steht nach ὅπως ἂν der Conjunctiv des Präsens, bey einer Handlung, die auf einmal verrichtet wird, der Conjunctivus des Aorists wie mehrere angeführte Beyspiele bewähren. Auch haben die Tübinger und Pariser Handschriften τελευτήσῃ. Nach derselben Autorität ist statt εἰσιόντες, εἰσελθόντες aufgenommen, und S. 60 *b.* für ἀνακαθιζόμενος εἰς τὴν κλί-

κλίνην, ἐπὶ nach dem Augsburger Cod. und der zweyten Baseler Ausgabe gesetzt worden. S. 60 *d.* εἰ οὖν τί σοι μέλει τοῦ ἔχειν ἐμὲ Εὐήνῳ ἀποκρίνασθαι für ἀποκρίνεσθαι nach der Tübinger Handschrift. S. 60 *e.* εἰ ἄρα πολλάκις ταύτην τὴν μουσικὴν μοι ἐπιτάττοι ποιεῖν· πολλάκις bedeutet hier, wie *H.* mit vielen Stellen beweiset, (doch wie es scheint, nur nach εἰ, ἐὰν, μὴ,) *vielleicht*. S. 62 *a.* εἰ τούτοις τοῖς ἀνθρώποις μὴ ὅσιον ἵνα μὴ ἐστὶν, — dieses ἐστιν ist aus einem Pariser Cod. hinzugekommen. S. 62 *b.* εὖ λέγεσθαι τὸ θεοὺς εἶναι ἡμῶν τοὺς ἐπιμελομένους anstatt ἐπιμελουμένους aus den Tübinger und Pariser Cod. S. 62 *c.* ἴσως τοίνυν ταύτῃ (anstatt des gewöhnlichen ταύτην) οὐκ ἄλογον, μὴ πρότερον αὑτὸν ἀποκτιννύναι δεῖν πρὶν ἂν (dieses ἂν hat Hr. *H.* ohne Autorität der Handschriften blofs aus grammatischen Gründen hinzugefügt) ἀνάγκην τινὰ ὁ θεὸς ἐπιπέμψῃ. S. 62 *d.* οἴεται ἐπιμελήσεσθαι für ἐπιμελεῖσθαι aus dem Tübinger Cod. und Olympiodor. Denn ἐπιμελεῖσθαι kann nicht das attische *Futurum* durch Contraction seyn, da das *Futurum* nicht ἐπιμελέσομαι, sondern ἐπιμελήσομαι ist. S. 63 *c.* νῦν δὲ εὖ ἴστε ὅτι παρ' ἄνδρας τε ἐλπίζω ἀφίξεσθαι ἀγαθοὺς καὶ τοῦτο μὲν οὐκ ἂν πάνυ διϊσχυρισαίμην· ὅτι μέντοι παρὰ θεοὺς δεσπότας πάνυ ἀγαθοὺς ἥξειν, εὖ ἴστε ὅτι, εἴπερ τι ἄλλο τῶν τοιούτων, διϊσχυρισαίμην ἂν καὶ τοῦτο. Das ἥξειν läfst sich nicht füglich durch ἐλπίζω suppliren, wie *Forster* wollte. Die Construction ὅτι μέντοι ἥξω (nicht, wie *Mudge* vorschlug, ἥξοιμι) würde allerdings leichter seyn. Da aber alle Handschriften in der Lesart einstimmig sind, so darf man sie nicht ändern, sondern die Construction des ὅτι mit dem Infinitiv annehmen, für deren Richtigkeit *H.* viele Stellen anführt. S. 63 *d.* καὶ ἅμα σοι ἡ ἀπολογία ἔσται, ἐὰν ἅπερ λέγεις, ἡμᾶς πείσῃς, ἔσται nahm *H.* aus einem Pariser Cod. anstatt ἐστι auf, und λέγεις für λέγῃς aus dem Augsburger. Der Artikel ἡ vor ἀπολογία ist aber nothwendig, weil es sich auf die obigen Worte des Sokrates bezieht: οἶμαι γὰρ ὑμᾶς λέγειν, ὅτι χρή με πρὸς ταῦτα ἀπολογήσασθαι S. 64 *c.* ἄρα μὴ ἄλλο τι ᾖ ὁ θάνατος ἢ τοῦτο· Er erwartete erst ἄλλο τι ἐστι, oder ohne Zeitwort ἄλλο τι ὁ θάνατος, weil diefs fragende ἄρα μὴ mit dem Indicativ construirt wird. Sollte das ᾖ echt seyn, so könne, wie in andern angeführten Beyspielen, δεδοίκατε verstanden werden. In den gleich darauf folgenden Worten: ἐὰν ἄρα καὶ σοὶ ξυνδοκῇ ἅπερ καὶ ἐμοί ist καὶ nach dem fast allgemeinen Gebrauche der Griechen aus einem Pariser Codex hinzugekommen, so wie S. 66 *a.* in der Formel: εἴπερ τις καὶ ἄλλος. S. 68 *d.* οἶσθα ὅτι τὸν θάνατον ἡγοῦνται πάντες οἱ ἄλλοι τῶν μεγάλων κακῶν εἶναι; durch die Aufnahme dieser Lesart, welche sich in den Tübinger, Pariser Handschriften, im Jamblich und Stobäus findet, anstatt μεγίστων, welches mit dem gleich folgenden μειζόνων κακῶν streitet, ist eine offenbare Corruptel gehoben worden. S. 96 *a.* περὶ φύσεως ἱστορίαν ὑπερήφανος γάρ μοι ἐδόκει εἶναι anstatt ὑπερήφανον, nach dem Scholiasten dem Augsburger und Tübinger Codex, so dafs das Folgende εἰδέναι τὰς αἰτίας ἑκάστου eine weitere Erklärung davon ist. καὶ πολλάκις ἐμαυτὸν ἄνω καὶ κάτω μετέβαλλον. Diese Redensart deutet nicht, wie *Fischer* glaubte, Sorgfalt und Genauigkeit, sondern vielmehr Unbeständigkeit aus Mangel an Grundsätzen an. S. 97 *a.* ἐναντία γὰρ γίγνεται ἡ τότε ἡ αἰτία τοῦ δύο γίγνεσθαι. Aus *Ficins* Uebersetzung: *contraria enim tunc atque superius causa fit qua duo fiant*, und der Lesart der zweyten Baseler Ausgabe γίγνεται τότε ἢ τότε αἰτία nahm *H.* die unbezweifelte Verbesserung der gemeinen Lesart ἡ τότε αἰτία S. 97 *d.* πότερον ἡ γῆ πλατεῖα ἐστιν ἢ στρογγύλη. Nach *Aristoteles de Coelo* II. 13. macht *H.* es wahrscheinlich, dafs πλατεῖα sich auf die Vorstellung der Ionier von der platten στρογγύλη auf die Ansicht der Pythagoräer von der sphärischen Gestalt der Erde sich beziehe, und berichtigt die *Forstersche* Note von der Ansicht der Ionier. S. 98 *a.* παρεσκευάσμην ὡς οὐκέτι ποθεσόμενος αἰτίας ἄλλο εἶδος. Die Lesart der Handschriften ist hier sehr abweichend. Die Augsburger hat ποτεσσόμενος, die Tübinger ὑποθησόμενος, die Aldinische Ausg. ὑποθεσόμενος, die zweyte Baseler ὑποθέμενος, Eusebius ὑποθησόμενος. Nach dem Zeugnisse des Eustathius Od. β. 375. ed. Bas. S. 102. welcher diese Stelle vielleicht aus dem Gedächtnisse anführt und ὡς οὐκέτι ποθέσων las, hatte Hr. *H.* kein Bedenken ποθεσόμενος als das Wahre in den Text zu setzen. Die Stelle des Lysias S. 314. ed. *Reisk.* πότερον γάρ, ὅταν ᾖ τί μοι πρᾶγμα, τότε ποθέσομαι τὸν ἐροῦντα καὶ τοὺς μαρτυρήσοντας dient zum Beweise, dafs ποθέσομαι bey den Attikern im Gebrauche war, wie τέξειν und τέξεσθαι, δίξομαι und δίξω, πνεύσειν und πνευσεῖσθαι. Es ist daher ohne Grund, dafs *Wyttenbach* des Eustathius ποθέσων für eine falsche Lesart hält. S. 99 *a.* ὡς μέντοι διὰ ταῦτα ποιῶ ἃ ποιῶ καὶ ταῦτα νῷ πράττω, ἀλλ' οὐ τῇ τοῦ βελτίστου αἱρέσει, πολλὴ ἂν καὶ μακρὰ ῥᾳθυμία ἂν εἴη τοῦ λόγου; τὸ γὰρ μὴ διελέσθαι οἷόν τ' εἶναι, ὅτι ἄλλο μέν τί ἐστι τὸ αἴτιον τῷ ὄντι, ἄλλο δ' ἐκεῖνο ἄνευ οὗ τὸ αἴτιον οὐκ ἄν ποτ' εἴη αἴτιον. Der Anfang dieser verwirrten Stelle würde völlig hergestellt seyn, wenn Hr. *H.* seine treffende Conjectur καὶ ταῦτα νῷ πράττων *praesertim mente agens*, worauf auch *Ficins* Uebersetzung *dum ipsa mente ago* schon führet, in den Text aufgenommen hätte. Bey dem zweyten Gliede fand er, nach Verwerfung der Conjectur des Mudge τὸ γὰρ ἂν εἴη, und der eignen εἴη γὰρ ἂν (τοῦτο) τὸ keinen andern Ausweg, als es müssten diese Worte als Ausrufung verstanden werden, nach welcher in dem Sinne des Lesenden leicht supplirt werden könne: οὐ γελοῖόν ἐστι, οὐ πάνυ φαύλου ἀνδρός ἐστι. Dieses scheint uns aber sehr gezwungen, und nicht mit Xenophons *Memorab.* IV. 3. 5. vertheidiget werden zu können, wo das zu supplirende doch schon im Vorhergehenden vorkommt. Wir glauben daher, wie *Wyttenbach*, dafs hier eine kleine Lücke sey. Dem Fehler in dem Schlusse des Dialogs, der sich dem Nachdenken sogleich offenbart (denn was ist das für ein besondres Lob dafs von Sokrates gesagt wird, er sey gewesen ἀνὴρ τῶν τότε ὧν ἐπειράθημεν ἄριστος, das es noch des entschuldigenden Zusatzes ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἂν bedurft hätte) suchen beide Gelehrte durch *Conjectur* abzuhelfen. Hr. *H.* schlägt folgende Verbesserung vor: ἀνδρός ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἂν πάντων τότε ὧν ἐπειράθημεν, ἀρίστου, καὶ ἄλλως φρονιμωτάτου καὶ δικαιοτάτου; das war

war das Ende unsers Freundes, eines Mannes, der wie wir wohl behaupten dürfen, unter allen damals (d. i. in den letzten Augenblicken), wie wir erfuhren, der beste und auch sonst (in seinem übrigen Leben) der weiseste und gerechteste gewesen ist. Zur Parallele dient das Zeugniss, welches der Diener der Eilfe S. 116 c. dem Sokrates giebt. Allein es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass das Wort πάντων von allen Abschreibern sollte ausgelassen worden seyn, und dann glauben wir auch, Plato würde τότε mit ἄλλως durch καὶ verbunden haben. Aus dem Grunde würden wir der *Buttmannischen* Conjectur, die *H.* ebenfalls anführt ἐκ τῶν τότε ὧν ἐπειράσθημεν den Vorzug geben, wenn nicht, wie er erinnert, die Platonische Construction ἐξ ὧν τότε ἐπειρ. erwartet werden müsste, und die Construction des πειρᾶν mit dem Genitiv an dieser Stelle noch zweifelhaft wäre. In Rücksicht der Leichtigkeit ist die *Wyttenbachische* Conjectur, nach welcher für τῶν τότε, τῶν πώποτε zu lesen ist, die annehmlichste, obgleich auch durch sie noch nicht alle Bedenklichkeiten gehoben werden. — Doch wir dürfen nicht mehrere Beyspiele häufen, um einleuchtend zu machen wie gross das Verdienst sey, welches sich Hr. *H.* um die Kritik und Erklärung dieses Dialogs gemacht habe. Der Druck ist so correct, dass uns kaum ein oder zweymal Fehler von der leichtesten Art wie S. 24. ποιοι für ποιοῖ vorgekommen sind. Aber ungern vermisst man die Register, wie sie *H.* den bis jetzt herausgekommenen Theilen der *Dialogorum selectorum*, auch dem *vierten*, worin auch *Phaedo* vorkommt, als eine nützliche Zugabe angefügt hat. Da diese Ausgabe nur ein besonderer Abdruck des *ersten* Theiles des *vierten* Bandes der *dial. select.* ist: so hätte leicht die Einrichtung getroffen werden können, dass aus den beiden Registern desselben dasjenige, was für den *Phaedo* gehört, herausgenommen und zu einem eignen Register über die Erklärungen des *Phaedo* zusammengestellt worden wäre.

GESCHICHTE.

REGENSBURG, b. Montag und Weiss: *Petri Angelii Bargaei* quo ordine *scriptorum historiae Romanae* monimenta legenda sint, libellus. Quem denuo excudi curavit et versione theodisca ditavit *Jos. Koller.* 1813. 47 S. 8. (4 gr.)

Peter Angeli oder delli Angeli, war zu Barga (wovon er den Zunamen Bargaeus führte) im Toscanischen 1517 geboren, hatte zu Bologna die Rechte studirt, und wurde nach manchen Abenteuern 1546 Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache zu Reggio, dann Prof. zu Pisa, anfänglich der schönen Literatur, nachher der Moral und Politik. Um seine *Syrias* oder das Gedicht von der Eroberung Palästina's vollenden zu können, berief ihn der Cardinal Ferdinand v. Medici nach Rom, von da er wieder eine Zeitlang nach Florenz, und endlich wieder nach Pisa gieng, wo er 1596 *starb*. Seinen grössten Ruhm haben ihm unstreitig *damals* seine lateinischen Gedichte, besonders das bereits angeführte, gebracht. Die kleine, hier von Hn. Koller wieder herausgegebne Schrift ist zwar mehrmals gedruckt worden, man kann aber doch nicht mit dem Herausgeber sagen, dass sie sich besonders unter den übrigen auszeichne. Es ist ein blosses Register, worin nachgewiesen wird, wie, wenn jemand die römische Geschichte aus den Quellen studieren will, für jede Zeitperiode die Stücke der griech. und lat. Schriftsteller zu lesen sind. Für unsre Zeit ist das Büchelchen sehr entbehrlich, da in guten Lehrbüchern, z. B. dem *Beckischen*, die Quellen jedesmal angegeben werden; vollkommen überflüssig aber war es eine deutsche Uebersetzung beyzufügen. In dieser hat übrigens Hr. *K.* die *Schlözerschen* Abtheilungen der Perioden eingeschaltet.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 12ten Julius starb zu Leipzig der Nachmittagsprediger an der Petrikirche, M. *Gustav Ferdinand Lossius*, Unterlehrer an der Rathsfreyschule und ordentliches Mitglied des philologischen Seminariums, alt 22 Jahr.

Am 12ten August starb zu Bremen *Heinrich Meyer*, Pastor zu St. Pauli und zu St. Johann; er ward geboren d. 23sten December 1752, und erhielt diese Stadtpastorate am 22sten May 1789; vorher war er Landprediger in dem ehemaligen Gebiete dieser Hansestadt, und früher einige Zeit Prediger in der ehemaligen Graffschaft Mark gewesen. Als einer der Redacteurs des neuen Bremischen Gesangbuchs hat er sich sehr schätzbare Verdienste um die Erbauung des Bremischen Kirchenpublicums erworben. In *Ewalds* Monatsschrift finden sich einige Aufsätze von ihm, die sich durch Originalität eben so sehr auszeichnen, als durch Eifer für die ältern und gegen die neuern theologischen Ansichten.

Am 24sten Sept. starb zu Ermenonville in der sogenannten Eremitage, welche einst Rousseau bewohnte, der berühmte Musiker *And. Ernest Grétry*, bekannt durch seine zahlreichen Compositionen sowohl als auch durch seine von dem verstorbnen *Spazier* verdeutschten Versuche über die Musik; er wurde zu Lüttich 1741 am 11ten Februar geboren.

Im October starb zu Bern *Johannes Ith*, erster Pfarrer am Münster zu Bern und Decan, der erste Geistliche des Cantons. Er ward geboren im J. 1747.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Die biblische Theologie*, oder *Judaismus* und *Christianismus* nach der grammatisch-historischen Interpretationsmethode und nach einer freymüthigen Stellung in die kritisch-vergleichende Universalgeschichte der Religionen und in die universale Religion. Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiser*, Prediger zu Münchberg. *Erster* oder *theoretischer* Theil. 1813. XIV u. 292 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Mit grofsem Interesse hat Rec. vorliegende Schrift gelesen, welche sich nicht nur durch Beweise von gelehrter Belesenheit, sondern noch mehr durch Proben eignen selbstständigen Forschens, durch überraschende neue Combinationen, durch helle Blicke in das Dunkel der frühesten Vorzeit und in die Tiefen des menschlichen Geistes aufs vortheilhafteste auszeichnet. Ueberdiess charakterisirt den Vortrag des Vfs. ein hoher Grad von Freymüthigkeit, wobey er doch häufig auf den exoterischen Gebrauch mancher Wahrheit Rücksicht nimmt, und eine Unbefangenheit von vorgefafsten theologischen und philosophischen Meinungen, welche bey ihrer Seltenheit um so mehr Lob verdient. So gern wir alle diese Vorzüge anerkennen, eben so unverholen werden wir im Folgenden bemerken, wo uns die Ansichten und Combinationen des Vfs. einer richtigen Begründung und die Darstellung derselben der erforderlichen Schärfe und Genauigkeit zu ermangeln scheinen. Wir heben zunächst einige Aeufserungen der Vorrede aus, um dadurch vorläufig den Geist des Ganzen zu bezeichnen. Nur seine individuelle Ansicht von einer äufserst interessanten und wichtigen Wissenschaft, der Religionsgeschichte, in welcher sich die Geschichte der menschlichen Bildung überhaupt spiegelt, wollte der Vf. in diesem Versuche aufstellen, verbunden mit der angestrengten Bemühung für einige Organisation zu einem harmonischen Ganzen. Mit Recht glaubt der Vf. den alten Philosophen und Historikern, Dichtern und Propheten oft weniger zuschreiben zu müssen, als gemeiniglich geschieht, „wo die aus dem Lichte in die Dunkelheit zurückgehenden Forscher oft ihr eigenes Licht, wie das exegetische Handbuch, *Paulus* Commentar u. a., sogar oft ein vermeintliches Licht, und oft absichtlich, wie *Daub's Theologumena*, *Schwarz* und andere Idealphilosophen unserer Zeit, mitbringen, und sich selbst oder andere blenden." (S. IV.) Im Folgenden macht der Vf. aufmerksam auf die Schwierigkeit des Unternehmens, die Einzelnheiten aller Nationalität und Individualität in der Religionsgeschichte auszuforschen, welches erst die Nachwelt einigermafsen auflösen wird, und zeigt, wie er bey der von ihm versuchten Zeichnung der allgemeinsten Züge und bey der Anwendung dieser auf die uns zunächst liegende Religion, welche Anwendung keineswegs eine solche schwärmende oder willkürliche ist, als die z. B. in *Kanne's* Urkunden und Pantheum vorgetragene, hauptsächlich auf Resultate allenthalben einzulenken suche, ohne die biblischen Stellen zu exegesiren und die Literatur der biblischen Theologie, aufser da, wo sie nachzutragen war, weitläuftig anzugeben. Mit Verwerfung aller bisher aufgestellten Religionsprincipe, sowohl des Supernaturalismus und seiner mannichfaltigen Modificationen, als des Naturalismus und Rationalismus, erklärt sich der Vf. für das, wie uns dünkt, von jenen nicht bestimmt genug geschiedene Princip des *Universalismus*, über welches er folgendes sagt: „Ich verstehe unter diesem theils logisch und metaphysisch die allgemeine Offenbarung Gottes an die Geisterwelt, also auch an die Menschheit, begründet durch Thatsachen in uns und aufser uns, nicht durch unsere intellectuelle, oder moralische, oder fühlende Natur allein, sondern durch unsere ganze treu dargestellte Menschheit und fortlaufend durch alle Völker und Zeiten, theils aber auch verstehe ich darunter praktisch eine allgemeine, deutliche, zureichende, umfassende, für den höchsten Zweck des Menschen heilsam wirkende Volksreligion." (S. VII.) Von diesem in dem Werke des Vfs. nur aphoristisch angedeuteten Princip erwartet derselbe, dafs es künftig nicht als ein blofs regulatives, sondern als ein constitutives, aus einer Vernunftidee, nach aprioristischen Grundsätzen hervorgegangenes, woraus der Inhalt der Wissenschaft deducirt wird, durchzuführen sey, wobey es Hauptsache seyn würde, zu zeigen, wie jedes höhere Vermögen im Menschen die andern Vermögen bestimmen, einschränken, veredeln und ihn zu seiner höchsten religiösen Bestimmung führen soll, zur Divinität, Verwandtschaft mit Gott und dem Himmel, mit Ausschliefsung alles Pantheismus und Atheismus. Dieses System des Universalismus scheint dem Vf. allein Consequenz zu haben, „theils um den biblischen Urkunden und Lehren ihr Eigenthümliches in der gelehrten Hermeneutik zu lassen, indem nach dem weisen göttlichen Gesetze der Allmähligkeit und Stetigkeit und der menschlichen Vernunft und Freyheit, nicht nach einer Accommodation von Seiten Gottes, alle ältern Religionen Zeitbegriffe an sich tragen, und zur idealen ewigen Religion nur empor-

kei-

keimen, theils um eine reinere, den ganzen Menschen umfassende, vernünftige und ethisch-ästhematische Universal-Religion, die auf ihrem eigenen heiligen Principe beruht, allgemeiner zu machen und zu heben, theils aber auch um die biblische Religion, die allerdings nach obigem Gesichtspunkte des Universalismus auch eine geoffenbarte ist, durch welche die ewige Vorsicht unzählig viel Gutes für die Menschheit bereits gewirkt hat, nach ihren Hauptlehren in die universale aufzunehmen, die Zeitideen zu sondern, ihr Mythisches praktisch wohlthätig zu machen und ihr Positives nach dem Hange und dem Bedürfnisse des grossen Haufens zu schätzen und für die Exoteriker nicht nur, sondern auch für die Esoteriker, die ja auf dieselben Resultate, nur durch einen Umweg (?), kommen, brauchbar zu machen." (S. IX.) Wir haben den Vf. hier selbst reden lassen, um desto eher unser Urtheil zu rechtfertigen, dass der hier empfohlene Universalismus im Grunde nichts anders sey, als was man unter Rationalismus im Allgemeinen zu verstehen pflegt, nämlich die Denkart, bey welcher man mit Verwerfung der Idee einer übernatürlichen Offenbarung auch in den jüdischen und christlichen Religionsurkunden nur dasjenige für göttliche Wahrheit anerkennt, was keinem als unwidersprechlich erkannten Vernunftgesetze zuwider ist, und wobey die in jenen enthaltenen Zeitideen, in so fern sie praktisch unschädlich oder selbst heilsam sind, fortwährend als Symbolisirungen der religiösen Ideen zweckmässig benutzt werden. Wenigstens kann der Vf. nach den von ihm gegebenen Prämissen nichts anders verstehn, wenn er, freylich sehr unbestimmt, sagt, dass das *Positive* der Zeitideen nach dem Hange und dem Bedürfnisse des grossen Haufens geschätzt werden solle. Doch setzt er hinzu, dass er sich hierin keinesweges auf die Seite des idealistischen Systems neige, welches den Cultus zur Sache einer feinen Sinnlichkeit macht, und überhaupt durch falsche Urtheile über Lehrvortrag, der gegen den Cultus herabgesetzt wird, durch heimlichen Unglauben, durch Contemplation, ohne zu handeln, dem hohen Zwecke der Religion hinderlich wird. Auch darum scheint uns der Ausdruck Universalismus oder Universal-Religion nicht passend zu seyn, weil er leicht dahin gedeutet werden könnte, als solle dadurch auch der Form nach eine für jeden Menschen durchaus nothwendige Religion und die Nothwendigkeit der Vereinigung aller Confessionen bezeichnet werden, welches doch des Vfs. Meinung nicht seyn kann. Denn jene Universal-Religion soll zugleich Volksreligion seyn, und als solche wird sie stets von den Eigenthümlichkeiten jedes Volkscharakters abhängig bleiben, welches der Vf. selbst im Folgenden zugesteht. Wir wünschen sehr, dass es dem Vf. gefallen möge, in dem *zweyten* Theile dieses Werks, in welchem er auch durch praktische Bemerkungen über den religiösen Cultus die aussöhnen will, welchen manche hermeneutische Behauptung etwas stark scheinen könnte, sowohl jenes Universalprincip als auch das Verhältniss desselben zur Volksreligion deutlicher und bestimmter zu entwickeln. Wir wenden uns jetzt zu dem Werke selbst, und zwar zu der *Einleitung*, welche Quellen und Ursprung, Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Religionen, Stiftung und Vervollkommnung, Ausbreitung, Ausartung und Geschichte der Religionen, so wie die Wirkungen derselben, und alles diess in Beziehung auf Judaismus und Christianismus in einzelnen, zum Theil mit sehr ausführlichen Anmerkungen begleiteten, Paragraphen umfasst. Die Quellen der Religionen findet der Vf., *subjectiv* betrachtet, in dem allgemeinen Menschen-Charakter, Sinnlichkeit, Selbsterhaltungstrieb, Verstand, Vernunft, Bedürfniss und Sehnsucht nach dem Bessern — auch die Anlage zur Moralität hätte hier besonders hervorgehoben werden sollen — und *objectiv* in der Natur, in der sich ihm aufdringenden Erfahrung, der Tradition, kurz in dem Verhältniss des Menschen-Charakters zu dem Seyn und Werden ausser ihm, wodurch die Gottheit ihr Bild nach und nach in immer edlern Formen in die Seelen gräbt, „das Anfängliche in der Religion gehört der Natur, also Gott, das Beste aber der Freyheit, dem Menschen. Allenthalben ist Religionsglaube klimatisch, eine Blüthe des Genius der Völker, so natürlich als die Sprache, auch nicht blosse Schwachheit des Kinderalters der Menschheit." (S. 3.) Die Uebereinstimmung aller Religionen in dem Glauben an etwas Göttliches, Beharrendes, und an seine Wirksamkeit in der Welt, und an die nothwendige Verehrung desselben erklärt der Vf. daraus, dass die Natur in allen Gegenden der Erde sich ähnlich, und dass der Menschen-Charakter im Ganzen allgemein ist. Die verschiedene Gestaltung der Religionen bey aller Aehnlichkeit derselben in der Hauptsache leitet der Vf. richtig ab theils von Ursachen, die ausser dem Menschen liegen, als der Tradition, dem Local, Klima, fortreifender Cultur, den Religionsstiftern, der Regierungsform, dem Schicksal und der Lebensart der Völker, theils aus innern Ursachen, der besondern Modificationen seiner Stammesart und Organisation. In den Anmerkungen zum ersten §. wird es als ein eitles, und mit grosser Willkür verbundenes Unternehmen bezeichnet, eine allgemeine, sich überall gleiche Mythologie in den speciellsten Datis der Traditionen aus einer Urtradition durch alle Völker und Punkte durchzuführen, wie diess mit vielem Scharfsinne von *Kanne* versucht ist. „Bey den Hindus findet sich freylich die Lehre von der Menschwerdung eines göttlichen Sohnes und seiner jungfräulichen Geburt so gut, als bey den Christen, die Beschneidung bey den alten Aethiopiern und neuen Polynesiern so gut, als bey den Hebräern, Jao und Bundeslade bey den Aegyptern, wie bey den Juden, und die Auferstehung des Körpers war bey den Amerikanern eben so, wie bey den Christen geglaubt; aber alles überall anders modificirt, und obschon mit Einfluss der einen Nation auf die andere (selbst Perser und Germanen z. B.), doch auch in manchen Beyspielen ohne diesen Einfluss und ohne eine Urtradition." (S. 6.) Nach diesen Aeusserungen muss es um

m so mehr befremden, wenn der Vf. hin und wieder durch ein zu weit getriebenes Etymologisiren eine Uebereinstimmung in den religiösen Vorstellungen der verschiedensten Völker darzuthun sucht. Ueber den Einfluss der fortreifenden Cultur auf die Religion sagt der Vf. sehr wahr: „Barbarey muss unvermeidlich verderbliche, fortreifende Cultur und Moralität eben so heilsame Folgen für Religion haben." Wenn er aber hinzusetzt: „Es ist Geistesschwäche und Gotteslästerung, zu behaupten, dass die Menschheit rückwärts in Religiosität und Moralität geht — die Völker können dieses, aber die Menschheit nicht:" so ist diess Urtheil theils zu hart, theils zu unbestimmt ausgedrückt. Ueber den Einfluss des Schicksals auf die Religion wird folgendes Beyspiel angeführt: „In Judäa hielt das Elend das Ideal des Messias fest, in Aegypten bildeten die Juden dasselbe mehr nach griechischen Ideen aus. Für uns Occidentalen hat die Messiasidee als jüdischer Typus vernünftiger Weise kein Interesse, für die Hebräer hatte sie das höchste." (S. 8.) In Beziehung auf die Stiftung einer Religion bemerkt der Vf., dass der redliche Religionslehrer in den theokratischen Zeitaltern im Ganzen eben so überzeugt von seiner göttlichen Sendung war, als nach unsern Begriffen und nach unserm occidentalischen Sinne der Philosoph von der Wahrheit seiner Lehre. „Einem hervorragenden Geiste des Alterthums aber da, wo er seiner Ueberzeugung fest und edel folgte, und unter der Leitung der ewigen Vorsicht zum wohlthätigen Urheber oder wenigstens zum Anlass moralischer Revolutionen wurde, Betrug und Ehrsucht andichten, heisst die Geschichte der Menschheit nicht kennen." Vortrefflich führt dieses der Vf. in Beziehung auf den Stifter des Christenthums aus, den die Evangelisten und, wie wir hinzusetzen möchten, die spätern Ueberarbeiter ihrer Werke — erst *post eventum* idealisirten, wie er hier und da historisch ursprünglich nicht war. Wenn ihm gleich nicht der vollkommene idealische Begriff eines Gottesreiches und einer Universal-Religion beygelegt werden kann, den erst unser Zeitalter hervorgebracht hat, nachdem man durch die erweiterten Vorstellungen vom Weltall Gott auch als das Absolute, ohne alle sinnliche und particuläre Motive, für das ganze Geisterreich im Universum Wirkende, denken lernte, so hat doch der grosse Geist der Zeit und die ewige Vorsicht, die mit und in uns wirkt, wenn wir nur für das Gute wirken, offenbar die Hoffnungen Jesu noch höher erfüllt und den himmlischen Patriotismus des grössten sittlichen Menschen zum Anlass einer moralischen Revolution für viele Völker genommen. Uebrigens nimmt der Vf. mit Recht, nach *Koppe's* und *Keil's* Vorgange, an, dass Jesus, der hierin nicht über die Begriffe seiner Nation erhaben war, ohne alle Accommodation, die Inauguration eines himmlischen Nationalreichs nach dem Weltgerichte, vgl. Matth. 24, erwartet habe, dass er aber deshalb eben so wenig ein Schwärmer war, als es derjenige ist, der noch an eine einstige Auflösung der Welt und an ein allgemeines Weltgericht glaubt, weil dieser Glaube durch den Jugendunterricht in seine ganze Religion verwebt ist. „Oder ist Dir ein Sokrates, ein Luther weniger ehrwürdig, ob Du auch schon findest, dass sie beide noch an Dämonen glaubten, und dass der grosse gottvertrauende Geist Luthers dem Teufel obliegte und den Sokrates ein Genius leitete? — Dem Volke wird die Lehre von Jesus dem Christos (ungern tadeln wir an der Schreibart des Vfs., ausser dem zu häufigen Gebrauche fremder Wörter und einer sehr schwerfälligen Terminologie, auch dieses affectirte Gräcisiren in den Namen, die doch durch das Medium der lateinischen Sprache einmal in die unsrige übergegangen sind und mit der lateinischen Endung in dieser das Bürgerrecht erhalten haben) so vorzutragen seyn, dass man diese historische Seite übergeht, das reine Factum des Planes, den die Vorsehung durch ihn auf dem Erdkreise offenbar ausführte, vorträgt und ihn folglich als den höhern himmlischen Lehrer von Gott gekommen darstellt." (S. 21.) Beyläufig rügt der Vf. die zu hohen Vorstellungen, welche man häufig vom Moses hegte. „Ein auf andere Götter eifersüchtiger Obergeneral (2 Mos. 20, 5.), nicht der spätere Weltgott des Redacteurs und Ueberarbeiters des Pentateuchs (1 Mos. 1, 1.) war dem Moseh, nach seinem Zeitgeiste, noch sein Gott. — Er statuirte also gar wohl fremde Götter als nebenher für die Völker existirend, aber als minder mächtig (1 Mos. 35, 1. 2. 2 Mos. 3, 14. 15). Es ist gänzliche Ignoranz in der Geschichte der Menschheit, zu behaupten, dass M. bloss wegen der Rohheit der Israeliten ihnen den Opferdienst liess. Er war von der Nothwendigkeit desselben vermittelst des Verhältnisses zu Gott so gut überzeugt, als die griechischen Heerführer u. s. w. Er änderte eigentlich nichts in der, nach der Meinung des Vfs. grösstentheils von den Aegyptern entlehnten, Religion seines Helotenvolks, und setzte durch bürgerliche Einrichtungen seiner Nation Schranken, die die geistige und körperliche Kraft lähmen." (S. 23.) Sehr gerecht würdigt er dagegen die Verdienste des Apostels Paulus, als des eigentlichen Stifters der echten christlichen Religionsgesellschaft, der dem Plane Jesu eine weitere Ausdehnung gab, den alten Bund ganz antiquirt wissen wollte, und durch Allegorisirung Juden und Heiden näher zu verbinden trachtete, ohne die letztern erst durch die Beschneidung aufzunehmen. Ganz unhistorisch aber wird (S. 27.) Alexander der grosse Mann genannt. Wenn (S. 29.) bemerkt wird, das Christenthum scheine der Tropfen gewesen zu seyn, der auch im Morgenlande durch christliche Secten auf uns noch unbekannten Wegen alle ältern Träume der Völker neu in Gährung brachte, und so möchten in mancher Fabel von *Budda*, *Krischnu* u. a. christliche Begriffe auf indische Art verkleidet gekommen seyn: so könnte man dagegen wohl mit eben dem Recht behaupten, dass dem Christenthum schon frühzeitig der orientalische Charakter aufgeprägt sey, dessen Merkmale sich in den andern asiatischen Volksreligionen wiederfinden. Die Vermuthung, dass man nach den Zeiten

des

des Anaxagoras in den grofsen Myfterien den Glauben an Einen Gott verkündigte, dafs aber in den älteften Myfterien, fo wie in fpätern geheimen Verbindungen, nirgends etwas für eigentliche Wiffenfchaft und Kunft zu fuchen fey, ermangelt einer hiftorifchen Begründung, doch ift der Wunfch nicht zu tadeln, dafs die efoterifche Weisheit fich dem rohen exoterifchen Volke nicht nackend zeige, noch dafs die Religion zu fehr entfinnlicht werde; und dafs, um den Glanz der erftern zu ertragen, wiffenfchaftliche und moralifche Cultur zugleich erfordert werde. Je mehr aber die letztere feft gegründet und gefördert wird, defto weniger bedarf der Menfch neuer finnlicher Ausfchmückungen des Religiöfen und Sittlichen, wie neuerlich nur zu oft mit Unverftand gefordert ift. „Heilig fey uns die Wahrheit, und ewig verhafst jedes Spiel mit derfelben, jede Superftition dem, der nicht Weichling feyn will im Berufe, die Wiffenfchaft weiter zu bringen. Möchten nicht die *Feßler*, *Stollberge* u. a. in dicken Büchern theologifchem Nonfens wieder aufhelfen, noch die *Schlegels* (hier könnte wohl nur *Friedr. Schl.* gemeynt feyn) beyftimmen. Der occidentalifche Geift liebt die profaifche gerade Wahrheit, und nur da, wo der poetifche Geift kalte und ernfte Prüfung hindert, konnten Myfticismus, Chriftologie, platonifche Mythen u. dgl. gedeihen und über intellectuelle Vermögen prädominiren." (S. 35.) Dabey verkennt der Vf. keineswegs den Werth des veredelten Chriftenthums, wie es die geiftvollften Männer neuerer Zeiten als wahr und göttlich ausprägten, da es Religion der gebildeteften Völker und Zeiten fo geworden ift, dafs Gottes wunderbare Vorfehung gerade in diefe Chriftus-Religion bis jetzt die Gelegenheit zur beften Fortbildung religiöfer Ideen und die Keime des univerfellern Glaubens gelegt hat. Doch unterfcheidet er mit Recht von diefem Chriftenthum das hiftorifche, und felbft das urfprüngliche, welches ficher nicht fo manche Unnatürlichkeiten hervorgebracht haben würde, und nicht noch gegenwärtig bey dem bey weitem gröfsten Theile feiner Bekenner in fo unnatürlicher Geftalt erfcheinen würde, wenn es gleich anfangs über den orientalifchen Geift erhaben gewefen wäre. Mit kurzen, aber treffenden und kräftigen Zügen fchildert der Vf. fodann die Wirkungen der Religion überhaupt, welcher die Erde die Samenkörner aller höhern Cultur verdankt, die, in fo fern fie rein moralifch ift, den Menfchen erhebt, veredelt, befeligt, und ihm Schonung, Duldung und umfaffendes Wohlwollen gegen die Menfchheit einflöfst, aber auch als Superftition, Irrglaube und fogenannte Orthodoxie, blinder Glaube an die religiöfen Vorftellungen der Väter, dem Prieftertruge, den Bedrückungen und der Sittenlofigkeit Thür und Thor öffnet, und Ruhe und Glückfeligkeit der Völker untergräbt. Sehr richtig zeigt der Vf. gegen *Hume*, der alle polytheiftifchen Völker für duldfam, alle monotheiftifchen für verfolgend und bekehrungsfüchtig erklärte, dafs die Erfahrung häufig diefer Behauptung widerfpricht.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Codex epiftolaris Rudolfi I. Rom. Regis*, epiftolas CCXXX Anecdotas continens. Ex Cod. MSpto. membranac. bibliothecae publ. Trevirienfis eruit, — correctis infuper et Supplemento auctis, a Gerberto editis, aliis XV. — Auctario duplici epiftolar. et chartarum, ad res Bohemiae fub Primisl. Ottocaro R. II. geftas, — et ad electiones regum Germ. Saec. XIII et XIV. pertinentium ex tabulario Sanctiori Mogunt. et Colon. inftruxit, — Luci publicae, commodisque utentium confignavit *Francifcus Jofeph. Bodmann*, jur. Dr. auguftiff. tribunal. civ. diftrict. Mogunt. depart. *mons jovis* dicti, Vicepraefes, plurium Societ. litterar. Franciae et Germaniae Socius etc. etc. 1806. XVI u. 389 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unter diefem fehr ausführlichen Titel liefert uns Hr. *B.* eine Sammlung ungedruckter Urkunden, wodurch er fich um die Aufklärung der mittlern Gefchichte Deutfchlands ein ausgezeichnetes Verdienft erwirbt. Der Vorrede zu Folge fand er diefelben im J. 1805 in einem gleichzeitigen Codex, den die öffentliche Bibliothek zu Trier befitzt, und wovon ihm, durch die Humanität ihres Vorftehers, eine Abfchrift zu Theil wurde. Er verglich diefe Urkunden mit dem vom Abte *Gerbert* im J. 1772 herausgegebenen *Codice epiftoli Rudolphi*, und da fich ergab, dafs derfelbe weit weniger vollftändig war als der vorliegende: fo fafste er den rühmlichen Entfchlufs, diefen neu aufgefundenen Codex den Freunden diplomatifcher und antiquarifcher Studien mitzutheilen. Sämmtliche Urkunden zerfallen in *zwey* Abtheilungen; die *erfte* enthält folche, die Rudolfs Regierungs-Angelegenheiten betreffen; die *andere* hingegen bezieht fich meiftens auf die innere Staatsverwaltung und auf die Privatwirthfchaft des Königs. Die Briefe felbft haben kein Datum, und find, dem Inhalte nach, fehr mannichfaltig, je nachdem die Verhältniffe jener Zeiten den Stoff dazu an die Hand gaben. Nach der Meinung des Herausg. war der damalige königl. Kanzler *Gottfried*, welcher 1285 Bifchof zu Paffau wurde, der Verfaffer diefer Briefe, welche für die Aufhellung damaliger Zeiten manches Datum liefern. — Uebrigens find diefem Buche noch *zwey* Auctarien von Urkunden beygefügt. Das *erfte* hat die Ueberfchrift: *Fragmenta Chartarum quarundam, res bohemicas fub epocha Primisl. Ottocari II. et Wenceslai R. illuftrantium;* das *zweyte* hingegen bezieht fich, unter der Rubrik: *Manipulus Chartar. Elect. regum Rom. illuftr.* etc., auf die Königswahlen des 13ten und 14ten Jahrhunderts, woraus fich noch manches über die Befchaffenheit des damaligen Wahlreichs erläutern läfst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Die biblische Theologie* oder *Judaismus* und *Christianismus* — — Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiser* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *erste* Hapttheil des Werks umfasst den Glauben an das Göttliche und seine Wirksamkeit in der Welt überhaupt und für die Menschen insbesondre, oder den *theoretischen* Theil der Religionen angewendet auf Judaism und Christianism, und der *erste* Abschnitt das Glauben an die Existenz und an die Attribute des Göttlichen, oder die Theologie im engsten Sinne, aus deren Gebiet zuerst der Glaube an *viele* göttliche, oder doch höhere und übermenschliche Wesen abgehandelt wird. Der Vf. bemerkt zuförderst, dass, da das Bild des echten Originalmenschen verloren gegangen ist, so wie das vieler Hausthiere, es dem heiligen stufenweisen Gange der Natur und Gottheit nicht unanständig sey, zu behaupten, dass der Mensch, nachdem sie erst allmählig am Thiere seine Organisation hinauf läuterte zur menschlichen edlern Beschaffenheit, ein dem obersten Thiere zwar ähnliches, aus dem höhern Thiergeschlecht entsprossenes Geschöpf gewesen ist, das sich aber von diesem durch die (noch unentwickelten) Keime und Anlagen zur Humanität unterschied, und dass die Würde des Menschen eben darin bestehe, durch den Urkeim der Freyheit sich entthiert zu haben durch sich selbst. Der gewöhnlichen Meinung zuwider behauptet der Vf.: „Es gab nie einen ersten *Einzigen*. In jedem Lande fanden die Ankömmlinge die Gegend schon besetzt." Doch leugnet er nicht, dass kein Volk beynahe ursprünglich geblieben, vielmehr alle Nationen entweder verpflanzt, oder mit andern vermischt worden sind. Absolute Religionslosigkeit, im weitesten Sinne genommen, gab es, dem Vf. zufolge, nie, doch scheint er zu weit zu gehn, wenn er sagt: „Auch das aufseufzende Thier ist ergriffen in seinem Instincte von dem *heiligen* Schauer des wunderbaren Mächtigen, und man darf ihm *eine* Religion leihen, aber nicht *die* Religion" (S. 45.). Hierauf schildert der Vf. den Glauben an das Göttliche oder an viele göttliche Wesen und Geister: 1) auf der Erde, welchen Abschnitt er dem bisherigen Sprachgebrauche zuwider, indem er nicht nur leblose Dinge und unsichtbare unsubstantielle Wirkungen, sondern auch *beseelte* Wesen hieher zählt, mit dem Namen Geofetissologie im weiten Sinne bezeichnet, 2) am und im Himmel, oder Uranofetissologie, und 3) unter der Erde oder Hadofetissologie im weitesten Sinne. Diese dem Vf. eigenthümliche Eintheilung ist darauf gegründet, dass die zuerst erwachende Phantasie des Menschen diese drey Theile des Weltalls zunächst unterscheidet. Vortrefflich entwickelt der Vf. die Entstehung der mannichfaltigen Religionsäusserungen auf der ersten Stufe der Cultur, doch können wir ihm nicht in das Einzelne hier folgen. Gegen *Schelling, Kanne* u. a., welche den Zustand der Cultur für den ersten des Menschengeschlechts halten, aus dem ein Zurücksinken statt gefunden haben soll, sagt der Vf. sehr richtig: „Auf der Erde ist die Leiter menschlicher Bildung mit dem Fusse, und verliert sich mit der Spitze in den Himmel ins Unendliche. Die Natur der Sache und selbst die Geschichte und Erdbeschreibung bezeugt, dass Fetismus, Verehrung der sinnlichen Gegenstände und Wirkungen der Natur die allererste Religion der Nationen war" (S. 49.). Der Vf. führt mehrere Beyspiele von der Fortdauer dieses Naturdienstes, selbst bey Christen an; und die Erfahrung, selbst die neueste, hat es vielfältig bestätigt, dass Völker und Einzelne auch bey ursprünglich reinerer Religion doch in eine Art des Fetismus zurückfallen, von einem Monotheismus wieder herabfallen können in Polytheismus und Pantheismus. Um so weniger darf man sich wundern, wenn man Spuren von Fetismus auch bey den Hebräern antrifft, wie der Vf. überzeugend darthut. Dem Vf. ist nämlich der Pentateuch nichts anders als ein Gemisch von später, im Exile erlangter, persischer Aufklärung und von blinder Verehrung des zu seiner Zeit oft verworfenen Moseh (5 Mos. 34, 10 – 12.) mit dem frühern Aberglauben und auch selbst mit persischer Mythologie, die hernach durch das ganze A. T. in Verbindung mit wirklicher Geschichte hindurch schimmert. Abrahams Gott ist ihm ein Product, wie das der Kananiter, ähnlich den Idolen der übrigen Hordenanführer, der ein Menschenopfer fordert, für welches aber der Historiker einen Widder substituirt, wie für die zu opfernde Iphigenia ein Hirsch von der Diana untergeschoben wird. Jacob's Stein Bethel ist dem Vf. zufolge ein Steinfetisch, und die Dudaim, durch welche Lea schwanger wird (1 Mos. 31, 34.), Fetische und Zaubermittel aus dem Pflanzenreiche. Mit Recht zweifelt der Vf., dass Moses in dem polytheistischen Aegypten die wahre Einheit Gottes hätte kennen lernen sollen. Wenigstens war der Gott der aegyptischen Epopten gewiss noch kein Weltgott; auch sind Moses Vorstellungen von Gott auffallend unvollkommen, wenn gleich immer daneben der Ordner des Pentateuchs, den Nationalgott der Israeliten, den der

der Stolz derselben nach dem Exile und nach der Bekanntschaft mit persischen Ideen zugleich als Weltgott dachte, als den Schöpfer des Ganzen erscheinen läfst. Aus dem Umstande, dafs Moses auf dem Altare des Jehova das ewige Feuer brennen liefs, wie in aegyptischen, griechischen, römischen u. s. w. Tempeln (Lev. 6.) schliefst der Vf., dafs sein Gott auch das aegyptische Feuerwesen war. Wenn er sagt: „Im spätern jüdischen und christlichen Systeme sind anstatt der fetistischen Götter der personificirten Naturkräfte, Engel die Maschinen des Jehovah, die doch um nichts besser sind, als die griechischen Götter. Auffallende Beyspiele sind Offenb. Joh. 17, 1 — 3. Engel der Winde = Aeolus, 16, 5. Der Wasserengel = Neptun, 14, 18. Der Feuerengel = Vesta. Jedem Elemente war in der jüdischen Theologie ein Engel vorgesetzt" (S. 62.): so glauben wir die Entstehung des jüdischen Engelbegriffs mehr aus der Vorstellung Gottes, als eines den orientalischen, mit zahllosen Dienern umgebenen Fürsten nachgebildeten Wesens herleiten zu müssen, welches auch der Name Seraphim nach einer richtigern Ableitung (vergl. *Gesenius* Hebr. Wörterb.) als diejenige ist, welche der Vf. beybringt, nämlich von dem aegyptischen Gotte *Serapis*, anzudeuten scheint. — Den Glauben an das Göttliche in den Thieren, dessen Entwicklung sehr schwerfällig Hiero-Geo-Zoologie genannt wird, leitet der Vf. davon ab, dafs die sinnliche Attention und Phantasie des Kind werdenden Urmenschen (wie noch die Kinder sich vorzüglich gern mit dem Lebendigen, dem Thiere beschäftigen) durch das geheimnifsvolle Schweigen des Thiers, dem er tiefere Geistesfähigkeit, als seinem eigenen Geschlechte zutraut, (wie dann noch die Neger glauben, dafs die Affen sich nur stumm stellen, damit sie nicht arbeiten dürfen) durch das unverständlich heilige Schreyen desselben, durch Zufälligkeiten, durch die Schnelligkeit, das äusserlich Sanfte oder gar Elektrische (Katze), das Schrekkende, oft übermenschliche Starke, durch Geschicklichkeit und Kunstmäfsigkeit, durch Gröfse, kurz durch alle sinnliche Erscheinungen am Thiere mehr noch, als bey Betrachtung der unbelebten Fetisse gereizt wurde, und die Spuren des Göttlichen und Höhern an ihnen unmittelbar finden lassen, indem der rohe Verstand Causal-Zusammenhang sucht. Die Schädlichkeit und Nützlichkeit mancher Thiere, die Achtung gegen manche thierische Körper als vermeinte Wohnungen von Menschen-Seelen konnten ebenfalls den Thierdienst befördern, der dann durch Tradition, Mode, Politik, Priestertrug erhalten wurde, und der sich auch auf erdichtete Thiere, wie die Sphynx der Aegypter, der Greif der Nordländer, der Drache der Griechen, die Cherubim der Hebräer erstreckte. Auffallend ist es, dafs dieser Glaube an Thiere fast über den ganzen bewohnten Erdkreis verbreitet war, von den Sinesen und persischen Nomaden (heiliges Pferd), von den Phöniziern (Dagon, Derketo, Fischweib), von den Indianern, Negern und alten Deutschen bis zu den Mexikanern. Die Aegypter, bemerkt der Vf., würden nicht in den Ruf hoher Weisheit gekommen seyn, wenn nicht die Trümmer ihrer Alterthümer, und vorzüglich die Sagen der Griechen es dahin gebracht hätten. Hieroglyphen sind nur der erste rohe Versuch des Verstandes, der Zeichen sucht, seine Gedanken zu erklären, und können nur als Beweise von Uncultur angesehn werden. Beyläufig verwirft der Vf. mit Recht *Michaelis* Meinung, dafs den Juden die Schweine aus diätetischen Gründen unrein gewesen wären: „Nur dann findet man alle dergleichen Gesetze weise, wenn man alle lächerlichen Priesterfabeln in Systeme bringen, und Nationalgrillen, oder das Streben Moseh's, sein Volk von andern Völkern abzusondern, mit tiefer Naturkenntnifs verwechselt. — Das Fleisch der Schweine wird ja sonst in heissen Ländern häufig genossen, und ist dort nicht ungesund, z. B. auf den Inseln der Südsee" (S. 67.). Aber wer könnte dem Vf. beystimmen, wenn er die Sage der Profanscribenten wahrscheinlich findet, nach welcher die Juden den Seboth in Eselsgestalt vorgestellt, oder einen goldnen Eselskopf angebetet hätten, und wenn er Bakchus, σαβαζιος und Silen, den orientalischen Eselgott Seboth, und den Herrn der Heerden und Sterne mit einander combinirt. (!)

Hierauf handelt der Vf. von dem Glauben an das Göttliche im Menschen (Anthropotheologie). Ueberzeugend beweiset er, wie einzelne, lebende oder todte Menschen durch die Beschäftigung der Phantasie mit der Bewunderung der für den Verstand unerklärbaren ungewöhnlichen Geistes- und Körperkräfte, z. B. der Verrücktheit, der Epilepsie, Tapferkeit, der Cultur eines Fremdlings, der zu den Fremden kommt, Glaube an Verwandlung und Verkörperung des Gottes in dem Menschen und andere Ursachen zu Göttern erhoben wurden und noch werden, und wie die Verehrung der Vorfahren in Masse und der Todtendienst besonders unter solchen Menschen entstand, welche glaubten, dafs die Seelen derselben (*Manes*) in ihren Wohnungen oder bey ihren Gräbern oder Bildern blieben und zuweilen zurückkehrten, und dafs sie noch feindliche Kräfte besäfsen, die man versöhnen müsse. Aus dem Judaismus werden nur wenige Spuren von Anthropolatrie angeführt, z. B. die religiöse Ehrfurcht gegen die todten Vorfahren aus der Periode, wo Samuels Geist vom Könige Saul citirt wird, 1 Sam. 28. wo ein Todter durch Berührung der Gebeine des Elisa lebendig wird, 2 Kön. 13. Jesus wird wegen ausserordentlicher Thatkraft schon bey Lebzeiten für ein höheres Wesen gehalten Luk. 5. Man berührt ihn und glaubt gesund zu seyn Matth. 9. Doch ist die Incarnation des Logos in ihm erst nach seinem Tode von einigen aus der platonisch-jüdischen Lehre gebildet. Von den Aposteln suchte man die Schweifstücher zu erhalten Act. 19., und legte die Kranken in ihren Schatten, ja man wollte zu Ephesus ihnen opfern, wenn diefs nicht etwa Ausschmückungen der Geschichte sind. Auch die gottesdienstliche Verehrung der Märtyrer und ihrer Reliquien, die Seelenfeste, der Todtendienst der ersten Christen durch sogenannte *oblationes* gehören hieher.

Wir

Wir wenden uns jetzt zu der Uranotheologie des Vfs., worunter er den Glauben an das Göttliche am und im Himmel verſteht. Zuerſt redet er von dem Zabäismus, der das Göttliche in dem wahrhaft lebloſen Dingen am Himmel und ihren unſichtbaren Wirkungen, in den Geſtirnen und dem Himmel ſelbſt ſucht. Er behauptet mit Recht gegen die gewöhnliche Meinung, daſs dieſer ſabäiſche Feticismus ſchon zugleich mit dem eigentlichen Fetiſſendienſte entſtand, wenn das Local eines Volks dazu günſtig und der Menſch nur etwas erſt entthiert war. In allen Mythologien findet man daher einen Anſtrich von aſtrolatriſchem Glauben. Abbildungen und Statuen der Sonne, des Mondes wurden für das Bezeichnete ſelbſt gehalten und verehrt, und mögen Veranlaſſung dazu gegeben haben, daſs man ſich endlich eigene von den Geſtirnen verſchiedene Sterngottheiten in menſchlicher Geſtalt dachte, woraus dann ſpäter als Alleinherrſcher Helios = עליון, *ſummus*, (?) hervorgieng, da den Orientalen ſtets das Licht und Feuer der höchſte Gott blieb. Auch im Judaismus weiſet der Vf. ſabäiſche Vorſtellungen nach in den Elohim und deren Söhnen Gen. 6, 2. vergl. Hiob 2, 1. 38, 7. ſo wie in dem Ausdruck אלהי צבאות. Auch bey griechiſchen Weiſen, ſpätern jüdiſchen Philoſophen, bey Origenes u. a. ſind die Geſtirne noch von Geiſtern beſeelt. Der Vf. unterſcheidet ferner Glauben an das Göttliche in vermeintlichen himmliſchen Thieren (Thierkreis) und in vergötterten in den Himmel verſetzten Menſchen und andern himmliſchen Gottheiten. Zu den erſtern zählt er auch den Jupiter, den er nicht mit *Herrmann* u. a. für ein bloſs allegoriſch gebildetes Weſen, ſondern urſprünglich für einen alten pelasgiſchen Fürſten hält, unter dem die griechiſche Cultur ihren Anfang nahm. So wenig ſich dieſs mit Sicherheit beſtimmen läſst, ſo gewiſs iſt dagegen die Bemerkung: „daſs alle Mythologien überhaupt ein in ihren Einzelnheiten nie ganz zu enträthſelndes Gemiſch aus Fetism, Zabäism u. ſ. w. aus hiſtoriſchen, fremden und einheimiſchen, philoſophiſch-phyſikaliſchen, dann bloſs (äſthetiſch-) poetiſch-ſpielenden Ingredienzien ſind, ſo daſs eine ausſchlieſsliche Erklärungsart nie die einzig richtige ſeyn könne, weder die einſeitige bloſs hiſtoriſche, noch die bloſs phyſiſche und philoſophiſche oder die phantaſirende, fabelhaft poetiſche. Eben ſo richtig iſt die Bemerkung, daſs die Philoſopheme der alten Welt zwar zum Weltgott, aber nicht zum Weltengott ſich erhoben, einer durch die Fortſchritte der Sternkunde vermittelten Idee, welche erſt die Phantaſie und Vernunft zum Unendlichen führt. Die ſpätere Ausartung des einfachen Chriſtenthums kann nicht einmal mehr für Glauben an den Weltgott gelten. „Denn wo die ewige Zeugung des Sohnes vom Vater, und ein Ausfluſs des göttlichen Geiſtes von beiden, wo drey Perſonen gelehrt werden, und noch dem vollkommenſten Weſen der Satan entgegen ſteht, auch Geiſter noch den Thron des orientaliſch-deſpotiſchen Beherrſchers zur möglichen Vollziehung ſeiner Befehle umgeben (wiewohl dieſe letztern Punkte auch vom urſprünglichen Chriſtenthum gelten) wo Heilige canoniſirt werden, da entſteht eine neue Mythologie, dieſs war die groſse zweyte Zerſplitterung des Göttlichen, und äſthetiſche Verzweigung, nur mit dem Unterſchiede, welcher der ſchönen Kunſt beym griechiſchen Sinne, und dagegen beym chriſtlich romantiſchen eine verſchiedene Richtung gab" (S. 94.). Der Vf. giebt hierauf noch einen ſehr intereſſanten Ueberblick mit Erläuterungen und Zuſätzen über die jüdiſch-chriſtliche Lehre vom Daſeyn Gottes. Er unterſcheidet in den Schriften des A. T., die vor dem Exil ſchon in ihrer Grundlage vorhanden geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſelbſt in dem Pſalmen, nach denen (24, 3.) Jehovah noch, ganz wie Zeus auf Olympos, ſo auf dem Berge Zion wohnt, (vgl. Jeſ. 14, 13. und Ezech. 28, 14.) eine doppelte Vorſtellungsart von dem göttlichen Weſen, eine grobſinnliche und eine reinere, welche letztere er von *einem* (mit gröſsrer Wahrſcheinlichkeit könnte man mehrere annehmen) ſpätern Ordner oder Ueberarbeiter jener Schriften ableitet. Uebrigens darf man nicht vergeſſen, daſs in einem Zeitalter der Uncultur oder einer noch ſchwankenden Halbcultur von einem und demſelben Vf. oder Sammler neben einzelnen richtigern Vorſtellungen auch noch manche unvollkommne rohſinnliche ausgegangen ſeyn können. — Der λογος iſt dem Vf. nicht blos Weisheit, ſondern auch Allmacht und Güte, als ſchaffendes Princip, welchen Begriff man in die Stelle Jeſ. 11, 2. hinein exegeſirte. Jeſus ſelbſt ſcheint ſich nach den drey erſten Evangelien weder für präexiſtirend noch mit dem Logos vereinigt gedacht zu haben, ob gleich auch der weiſe Pythagoras das Göttliche in ſich für präexiſtirend hielt und auch noch vor Jeſu viele Juden allen Seelen Präexiſtenz zugeſchrieben haben. Im Johannes ſcheint zuerſt die Anwendung des Logos auf den Meſſias geſchehen zu ſeyn. Die Behauptung des Vfs., daſs man ſich unter dem πνευμα ἁγιον nie einerley mit dem λογος dachte, iſt nicht wohl zu erweiſen; bey der mangelhaften Beſtimmung der religiöſen Begriffe des Alterthums konnte dieſs doch ſehr wohl der Fall ſeyn, da beide Vorſtellungen wenigſtens ſehr nahe verwandt geweſen ſind. Auch können wir dem Vf. nicht beyſtimmen, wenn er im N. T. unter dem πν. ἁγ. *durchgängig* eine beſondre Hypoſtaſe verſtanden wiſſen will, welches allerdings in den meiſten Stellen anzunehmen iſt. Zwar läſst ſich aus dem N. T. auf dieſe Weiſe eine Trias, drey Subjecte im göttlichen Weſen deduciren, doch ſo, daſs Sohn und Geiſt nicht von Ewigkeit neben dem Vater ſondern als vor der Schöpfung erſt von ihm ausgegangen gedacht wurden, welche Meinung auch bey den ältern Kirchenvätern vorherrſchend iſt. Unter dieſen Umſtänden und da unläugbar auch ein ganz antitrinitariſcher Lehrtypus in andern Stellen des N. T. enthalten iſt, muſs es äuſserſt befremden, wenn S. 105. gefordert wird, daſs von dem Religionslehrer unſrer Zeit, nach den tiefſten (?) Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens, noch eine Dreyeinigkeit gelehrt werden ſolle, wenn dieſs gleichwohl nicht die kirchliche ſeyn kann: denn mit dieſer würde es ſich nicht vereinigen

nigen lassen, dass, wie der Vf. sagt, Jesus nur als *ein*, nicht als *das* Abbild der Gottheit, da andre Welten auch ihre Retter und Gottesbilder haben können, für uns dargestellt werden soll. Wann wird man doch den Wahn von einem tiefen Bedürfniss einer Lehre aufgeben, welche als ein Product roher Vernunftbildung in keiner Form den echt religiösen Sinn befriedigen kann, und welche zur Schande der Menschheit so viel Unsinn und so manche Gräuel aller Art veranlasst hat. Uebrigens wollen wir damit keinesweges behaupten, dass der öffentliche Religionslehrer nicht noch gegenwärtig bey der Behandlung und allmähligen Antiquirung dieser Lehre alle mögliche Vorsicht anzuwenden habe. — In einem besondern Excurs liefert der Vf. einen Abriss der ältern noch sehr sinnlichen Lehre der Bibel von den göttlichen Attributen mit Parallelen aus Homer's Iliade, und sodann die spätere biblische Lehre darüber. Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit in den hier bezeichneten religiösen Vorstellungen der alten Hebräer und Griechen, für welche der Vf. leicht noch mehr Parallelstellen in andern ältern Schriftstellern hätte benutzen können. So hatte der hebräische Gott ursprünglich eine menschliche Gestalt und einen Körper, und zwar einen colossalischen, wie die Götter der Griechen und andrer Nationen, er war eben so wie diese mit seiner Gegenwart an einen Ort gebunden, seine Stimme gewaltig, ungeheuer sein Fusstritt und schnell seine Bewegung. Sogar Bilder vom Zeugungsgeschäft hergenommen und eigentliche Kinder des Gottes, z. B. Gen. 6, 2. werden in den hebräischen Urkunden erwähnt, so wie überhaupt in den Mittel- und Vorderasiatischen Religionen ein Dualismus der Geschlechter des Göttlichen hervortritt. Der hebr. Gott lacht und spottet, ist schadenfroh, schwört, und doch ist er treulos und betriegerisch; er ist Urheber des Bösen, zornig und rachsüchtig, verführt die Menschen zum Bösen, reizt sie zum Schädlichen, lässt sich durch Opfer, Räucherung u. s. w. wieder besänftigen und erweichen, hat seine Freude an geputzten Priestern und an Liedern, ist eigennützig und eifersüchtig und für seine Lieblinge parteyisch wohlthätig, ganz so wie diess von griechischen Göttern in der Iliade erwähnt wird. Alle jene angegebenen Prädicate werden aus richtig erklärten Bibelstellen abgeleitet, und auf eben die Weise zeigt der Vf., wie die rohern Vorstellungen sich allmählig vervollkommnet und veredelt haben, doch ohne sich überall schon zu dem Grade von Reinheit zu erheben, welche ihnen die Aufklärung der neuern Zeit verliehen hat. Schon hieraus ergiebt sich, wie verwirrend der Grundsatz einer durchgängigen Analogie des Glaubens in der Exegese der biblischen Schriften werden musste, da hiebey nicht nur die einzelnen Zeitalter nach der stufenweisen Ausbildung religiöser Ideen, sondern auch sogar die Begriffe einzelner biblischen Schriftsteller in einerley Zeitalter oft zu unterscheiden sind. Auch bemerkt der Vf. sehr richtig, wie wenig die ältern Theologen mit dem Vorwande des Anthropomorphismus, der θεοπρεπως verstanden werden müsse, bey den göttlichen Attributen ausreichen. Indess wenn gleich jene Regel für die Exegese und biblische Theologie gar keine oder nur sehr eingeschränkte Gültigkeit hat, so kann doch in praktisch-religiöser Hinsicht zur Versinnlichung wohl Anthropomorphismus verstattet werden, nur nicht Anthropopathismus, da die Vorstellung von Gottes Leidenschaften, seiner Bestimmbarkeit durch Gebete, Gelübde u. s. w. praktisch schädlich ist, und die reinen erhabnen Ideen keineswegs das Herz kalt lassen. Nur darf kein loses Spiel mit anthropomorphistischen Vorstellungen und Floskeln getrieben werden, dergleichen man sich neuerlich selbst in Predigten wieder erlaubt hat. — Den Beschluss des *ersten* Kapitels macht die Hadotheologie, welche den Glauben an das Göttliche unter der Erde, sowohl in leblosen heiligen Dingen und Wirkungen als in belebten Wesen umfasst. Dieser Abschnitt ist am kürzesten ausgefallen, doch wird noch in einem besondern Anhange von der Existenz der Götter und Geister, in so fern sie als gut oder böse betrachtet werden, und von den eigentlich bösen geredet (Kakotheologie). Die Lehre der Juden vom Satan leitet der Vf. erst von ihrer während des Exils erlangten Bekanntschaft mit dem chaldäisch-babylonisch-persischen Philosopheme ab, nach welchem man, um alles Böse von Gott zu entfernen, den Grund desselben nicht mit Plato in der Materie, sondern in einem bösen Demiurg suchte, dergleichen alle uncultivirten Völker zur Begründung ihrer Theodicee annahmen. Zugleich wird gezeigt, dass die Juden, welche die Existenz der heidnischen Götter nach dem Exile als ganz grundlos und nichtig dachten, Jes. 40, 20 ff., doch mit der Zeit wieder geglaubt haben, dass die Teufel (Dämonen) die wirklichen und eigentlichen Götter der Heiden wären, eine Vorstellung, welche auch durch Aeusserungen im N. T. und bey den Kirchenvätern bestätigt wird; wie dann die biblischen Vorstellungen überhaupt sehr viel Licht gewinnen durch Vergleichung mit den Ideen der ältesten Kirchenväter.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Berichtigung.

A. L. Z. 1813. Nr. 183. S. 617. Z. 29. statt *Bruchstücke* ist zu lesen *Bruststücke*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Die biblische Theologie*, oder *Judaismus* und *Christianismus* — — Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiser* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das *zweyte* Kapitel des *ersten* Abschnitts handelt von dem echten und eigentlichen Glauben an ein einziges göttliches Wesen, dem *reinen*, nicht bloss physicotheologischen, oder moralischen, oder mystisch-beschauenden und ästhematischen, sondern *universellen* Monotheismus im engsten Sinne. Weder die griechischen Weisen, noch das orientalisch-jüdisch-christliche System, welches zwar einen obersten, unerschaffenen Schöpfer, aber dabey doch niedere dienende Geister, und einen besondern Urheber des Bösen annimmt, haben die Totalität des Begriffs von einem Gotte, dem Unendlichen, erfasst, sondern erst die richtig geleitete reine und praktische Vernunft, bey vermehrter Erd-, Welten- und Menschenkunde, ist dahin gelangt, indem alle Seelenkräfte des Menschen, Verstand, Vernunft, Gewissen und Gefühl zusammen wirken und so die einzig wahre und für uns als Menschen die ideale, ewige universalistische Ansicht vom Daseyn Gottes bilden. Religion und Moral sind dabey innig verbunden; doch sieht man nicht, warum der Vf. jene höher nennt, als diese, da jede Religion erst durch diese ihre Weihe bekommt, und, wie der Vf. (S. 139.) selbst sagt, nur dem reinsten Herzen sich die reinste Religion entfaltet. Im Allgemeinen scheint sich der Vf. *Jacobi's* religiöser Ansicht vom Glauben zu nähern, denn er sagt: „Glauben an Gott *muss* jeder, der mit sich einig ist, so wie der physische Mensch athmen muss, und er muss glauben zugleich als denkendes, als wollendes und fühlendes Wesen. Er muss dem innigsten Entschiedenseyn des Uebersinnlichen und seiner Ordnung und seiner absoluten Realität Beyfall geben kraft seines eigenen Wesens, und er kann über diese zu seiner Natur wesentlich gehörige Beschaffenheit gar nicht weiter grübeln." Wie schwer es übrigens hält, dass ein Volk auch nur auf die niedrigste Stufe eines Monotheismus steige, oder sich auf derselben erhalte, beweiset das Zurücksinken des Christenthums zu einer Art des Polytheismus. In der nun folgenden Eintheilung der göttlichen Attribute in *absolute* und *relative*, oder solche, die sich auf das Universum beziehn, stellt der Vf. durchgehends dichotomische Divisa auf, wobey aber nicht passend Denken und Handeln als dem Fühlen entgegengesetzt ist. Wenn die Stellen der Schrift über die göttlichen Attribute oft einen ganz andern Sinn über das Göttliche grammatisch-historisch geben, als die Begriffe von den absoluten Attributen, so will der Vf. jene Stellen theils zu einem religiöspraktischen Anthropomorphismus benutzt wissen, theils soll, wenn gleich esoterisch für die Eingeweihten ihr Sinn rein grammatisch und historisch bleibt, für das Volk eine Anwendung des Besondern auf das Allgemeine, in so fern diess dem religiösen Gefühle und der Erbauung zusagt, Statt finden; wodurch aber die von *Kant* vorgeschlagene moralische Auslegungsart nicht in ihrer ganzen Ausdehnung wieder begünstigt werden darf. Der Vf. gesteht indess zu, dass die christliche Gotteslehre das Erhabene mit dem Liebenswürdigen und Schönen so vereinigt, dass sie auf die tiefsten Bedürfnisse des Menschen anwendbar ist. In einem Anhange über Atheismus und Pantheismus, besonders in Beziehung auf unsere Zeit, zeigt der Vf., wie der zum Manne herangereifte religiöse Mensch leicht wieder zum missmüthigen und spitzfindigen Greise hinabsinkt, und durch die scheinbar allmählige Erklärung und Auflösung des chemisch-physikalischen Räthsels der Welt und des menschlichen Daseyns, oder durch die Unbegreiflichkeit des anfangslosen göttlichen Seyns bewogen, theoretisch atheistisch wird, da er doch eben so wenig sein eigenes Daseyn und seine vermeinte Anfangslosigkeit der Welt begreifen kann, oder der das All zu Gott macht und die Natur selbst deificirt, wie der Fetissist. Wenn gleich ein poetisch-schwärmerischer Pantheismus durch Zurückführung des Volks in mysteriöse Superstition leicht Barbarey und todten Mechanismus einer sinnlichen Verehrung dessen, was keineswegs das Absolute ist, und unduldsame Hierarchie aufs neue begünstigen könnte, so erwartet doch der Vf. mit Recht von dem mit der Zeit mächtig fortschreitenden Geiste der Aufklärung und Cultur, insbesondere aber von dem heilbringenden Geiste des Protestantismus, dass jener Fall nicht eintreten werde, wenn auch nur wenige Vernünftige fest und männlich ihre Stimmen gegen die im steten Kreislaufe wiederkehrenden Verirrungen erheben.

Im *zweyten* Abschnitt des *ersten* Haupttheils handelt der Vf. von dem Glauben an die Wirksamkeit des Göttlichen überhaupt und für die Menschen insbesondre. Das *erste* Kapitel umfasst die bloss specielle Influenz des Göttlichen auf die Welt überhaupt und auf einzelne Nationen und Menschen. Sehr scharfsinnig entwickelt der Vf. die Entstehung und Ausbildung der Vorsehungsbegriffe, welche in gleichem Schritte mit den Begriffen von der Existenz der Götter

ter oder des Gottes, so wie die physische und geistige Ausbildung des Menschen überhaupt nur langsam fortschreitet, und anfangs bloss Theophanien begreift, dergleichen die particularistische Theokratie der Hebräer, so wie die mythische Geschichte andrer Völker enthält, und zwar, wie aus den beygebrachten Beyspielen erhellet, mit auffallender Aehnlichkeit derselben unter einander. Doch blieb im biblischen Systeme, worunter der Vf. einen geschlossenen Umkreis von Begriffen und Sätzen versteht, der Gott, nachdem er aus einem Schutzpatron der Nomadenscheiks Abraham, Isaak und Jacob zum Nationalgott und späterhin zum Weltgott erhoben war, stets unmittelbar selbst, oder durch andere, aber noch nicht bey menschlicher Freyheit, bloss nach festen Naturgesetzen regierend, so dass noch Paulus Röm. 9, 15. eine freye Verstockung anzunehmen scheint und sogar in neuern Zeiten noch das *decretum absolutum* als offenbares Blasphem vertheidigt werden konnte. Hierauf wird zuerst der Einfluss des Göttlichen auf die Welt in Rücksicht ihrer Schöpfung, Erhaltung und Regierung, die alte Lehre von der religiösen Kosmogonie, Kosm*otyrie* und Kosmokratie dargestellt. Der noch rohsinnliche Mensch konnte sich nur die Bildung des bereits vorhandenen Stoffes denken, und so liegt eine modificirte uralteste Vorstellung allen übrigen zum Grunde, die auf ähnliche Weise bearbeitet wurde, weil alle auf ähnliche Ideen nach subjectiven und objectiven Ursachen kommen mussten, nicht aber, weil jene Traditionen Verunstaltungen der mosaischen, als der allerersten, oder Verzweigungen einer ursprünglichen tiefen Weisheit in der Urtradition seyn könnten. Die Aehnlichkeit der römischen mit der hebräischen Tradition glaubt der Vf., etwas seltsam, auch aus der Sprachähnlichkeit von *pario*, *parare*, בר *filius*, ברא *creavit* — zu erkennen. Doch glaubt er mit Recht, dass die 1 Mos. 1, 1. vorgetragene Lehre von der Schöpfung nach der wahren Absicht des alten Verfassers eine wirkliche Kosmogonie, nicht blosse Geogonie seyn solle. Was die Erhaltung und Regierung der Welt betrifft, so wurde sie gedacht entweder polytheistisch, wie in der griechischen Volksreligion, oder orientalisch durch Engel, oder nach philosophisch-griechischer Art, welche Gott als Weltseele denken liess. Bemerkungen über die Meinungen der Alten von Kosmolysie und Kosmopalingenesie beschliessen diese Untersuchung. Im Folgenden wird der Glaube an speciellen Einfluss des Göttlichen auf die Nationen und Menschen, zunächst die Lehre von der Anthropogonie, Anthropokratie, Anthroposotyrie(erie) und von der Revelation erläutert. Doch erlaubt uns der Raum nur noch einzelnes hieraus mitzutheilen. Gleich im Anfange verirrt sich der Vf. nach *Kanne's* Vorgange wieder in eitles Etymologisiren, wovon hoffentlich in einer *zweyten* Auflage dieses Werks nicht weiter die Rede seyn wird. Mit Uebergehung alles dessen, was hieher gehört, z. B. auch der längst verworfenen Ableitung des Adam von Edom, rother Erde, bemerken wir nur, dass der Vf. die hebräische Anthropogonie für ein Philosophem oder einen Mythus hält, welcher aber unserm hebr. Erzähler schon für wahre Geschichte galt, von der ein unbefangner Forscher indess keine Spur darin zu finden vermag. Die Lehre von der Erbsünde leitet der Vf. lediglich von dem verbrannten Gehirn des afrikanischen Augustin ab, indem er behauptet, die heil. Schriftsteller leiteten keineswegs die Geneigtheit zum Sündigen von der Sünde der ersten Menschen nach der Genesis so ab, dass durch und wegen dieser Sünde die Natur und Nachkommen ganz verdorben und diesen jene erste Sünde so auch zugerechnet sey. Doch scheint diess allerdings eine Rabbinische und auch dem Paulus beyzumessende Meinung gewesen zu seyn. Nachdem die Idee einer allgemeinen Vorsehung Gottes für alle Völker im A. T. eingeleitet und durch das N. T. bestätigt ist, wird doch zugleich noch gelehrt, das Heil gehe von den Juden aus, denen Jehovah vom Anfang an geoffenbart war. „Wohl, setzt der Vf. hinzu, hat das jüdische Volk die Welt erobert, aber nicht politisch, sondern durch Wahrheit, durch Theismus. Als ein unreines Gefäss ward dieses Volk von der Vorsehung benutzt, um durch dasselbe bessere Kenntniss über viele auszugiessen." (S. 178.) Die Administration der göttlichen Regierung ward aber selbst in dieser Periode noch gedacht, zwar nicht mehr als Theophanie, aber doch noch wenigstens als Nähe der göttlichen Gegenwart, die sich durch Symbol kund thut, oder durch Angelophanien, welche in den Christologien der Evangelisten eine bedeutende Rolle spielen. Auch scheint noch Paulus 1 Cor. 11, 10. die Engel in den christlichen Versammlungen nach der Schönheit der Weiber herabschauen zu lassen. Das Beziehen der göttlichen Wirksamkeit auf den sinnlichen Trieb des ungebildeten Menschen erregt den Glauben, dass eine Kenntniss des göttlichen Wirkens und Willens in andern Menschen Statt finde, den Glauben an Mittelspersonen, die mit dem Göttlichen in Verbindung stehen in ihrem Namen und als ihr Organ herrschen, die diese Verbindung durch Heilmittel und dergleichen, durch Wunder u. s. w. beweisen, zu denen die Fetissirer, Zauberer, Priester, Propheten, bey den Griechen die Dichter, gehören. Zum Erstaunen gleich unter allen Zonen findet man die Enthüller der Zukunft in dunkler Sprache und in Bildern, Vorherseher der bessern Zeit im Elende, und der glücklichern als übergehend in die schlimmere, in allgemeinen Zügen. Mit dem γλωσσαις λαλειν, in so fern dadurch ein Hervorbringen unarticulirter Töne oder auch einzelner unzusammenhängender Wörter verstanden wird, vergleicht der Vf. das Stammeln der Begeisterten, wie man sich bey den Griechen einem heilig gelallten Wahnsinne überliess. „Noch ist das lateinische Messesingen in der katholischen Kirche für das Volk ein heiliger Unsinn." (S. 185.) Da aber niemals die Priester, auch nicht einmal, im Ganzen genommen, die Propheten und Dichter eigentliche Aufklärer des Zeitalters gewesen sind, so ist dem Vf. der Glaube an diese einzelnen Weisen, als Organe Gottes zur Erleuchtung der

der Menschheit in der unendlich dunkeln Wolkennacht, der einzig statthafte Glaube dieser Art, ein Glaube an göttliche Wirksamkeit durch Menschen. Hieher zählt der Vf. auch die Christologie, worunter er in weiterer Bedeutung die Lehre von der göttlichen Revelation durch ausgezeichnete Regenten, Religionsstifter und Lehrer versteht. „So könnte der Glaube an den ewigen Papst in Asien, als einen Gott, die Ideen von Muhamed, die Verehrung des Confucius bey den Sinesen zu einer allgemeinen Christologie gerechnet werden. Für uns hat die Idee eines Messiasreichs nur folgende Deutung. Wir glauben ein unsichtbares ewiges Reich aller Geister im All unter Gott, und wer dieses läugnet, schliesst sich selbst davon aus und spricht sich sein Urtheil der Verwerfung. Auch dem Volke darf der Religionslehrer diesen grossen Glauben an das Reich der Erlösung aller Geister, und an die Aufnahme und Rettung des Einzelnen in das Universum (die ganz etwas anders ist, als die Identitätslehre und der Pantheismus) nicht vorenthalten, obschon eine Erlösung für uns, für unsern Erdkreis insbesondere, durch den idealischen Jesus für den Exoteriker und für seinen Ideenkreis die gewöhnlichere Ansicht bleiben muss, um nicht in kraftlose Speculation auszuarten, die über das All sich und die Umgebungen vergisst." (S. 187.) Ausführlicher verbreitet sich hierauf der Vf. über die Revelation durch Wirkungen in der leblosen und belebten Natur, durch Vorbedeutungen und Anzeigen, Zauberey, Wunder der Menschen wegen, mit besonderer Rücksicht auf die biblischen Wunder. Sehr richtig bemerkt er, dass es durchaus einseitig sey, alle Wunder der Geschichte auf eine einzige Erklärungsart zurückzuführen, und dass man bey den meisten nie aufs Reine komme, woran aber auch gar nichts gelegen sey. Er zeigt sodann, wie theils physicalisch-historisch, z. B. bey der Wolken- und Feuersäule des Moses, theils psychologisch mit Rücksicht auf die Phantasie der Menschen eine natürliche Erklärungsart der Wunder Statt finden könne. Auch Jesus konnte keine Wunder thun, wo er kein Zutrauen fand (Marc. 6, 5. Matth. 13, 58.). „In der Individualität des imponirenden Charakters des Thaumaturgen, in der Phantasie des wundersüchtigen Morgenländers, in den Bedürfnissen des Zeitalters liegen die Wunder. Petrus imponirt, und Johannes der Sanfte sieht zu (Ap. Gesch. 3, 4.). — Propädeutisch für das Volk mag noch zur Zeit die natürliche Mittelursache bey den Wundern des N. T. unerklärt bleiben, und man kann mit Recht sagen, dass Gott wirkte, wo das Vertrauen zu Jesus gewirkt hat. — Aber die supernaturalistische Erklärung in den Schulen der ältern Theologen kann auf keine Weise mehr gerechtfertigt werden." (S. 196.) Von den natürlich zu erklärenden Wundern unterscheidet der Vf. noch die mythischen, theils historische Sagen vergrössert und in das Wunderbare gearbeitet, z. B. die ganze National- und Stammes-[illegible]ge der jüdischen Nation, die meistens mythisch ist, wie die ersten 500 Jahre der römischen Geschichte im Livius und die meisten Wunder des A. und N. T., theils analogisch und philosophisch-putativ aufgestellte, um sich Schwierigkeiten zu lösen, ohne dass etwas Factisches zum Grunde lag, z. B. die wundervolle Geburt Jesu, die Versuchungsgeschichte Jesu, deren Entstehung der Vf. nicht sehr wahrscheinlich aus 1 Kön. 19, 8. ableitet, theils allegorisch-poetische Fictionen, welche allmählig zu Historemen geworden sind, z. B. die Wunder beym Tode Jesu, theils durch gemischte mythische Ansicht entstandene, wenn um eines gewissen Zwecks willen, oder zufälliger Weise an eine historische Mythe eine philosophische oder poetische, oder die zweyte an die dritte sich anschliesst, oder die beiden ersten vereint in die dritte übergehn. Gleich liberale Ansichten äussert der Vf. über die Revelation durch Bücher, oder alte heilige Urkunden. In Beziehung auf die Verfasser der neutestamentlichen Schriften gesteht er mit Recht zu, dass sie die alttestamentlichen Stellen nach ihrem wahren Sinne oder nach einem darin verborgenen göttlichen Sinne (1 Petr. 1, 11.) erklärt zu haben glaubten, ob sie gleich oft auch wissentlich eine blosse Anwendung auf etwas Aehnliches gemacht zu haben scheinen (Ap. Gesch. 13, 40 f. Heb. 1, 5.). „Der Jünger nimmt im Kindesalter der Menschheit, so wie das Kind den Aeltern aufs Wort glaubt, aus dem Munde der gottvertrauten Lehrer und Scribenten das Wort als beglaubigt auf, besonders im Oriente, ohne Vernunftbeweis, wie der griechisch-philosophische Sinn, zu bedürfen. Nach diesem Zeitgeiste noch im Jahrhunderte Jesu musste also der Jünger das Neue, was er zu glauben Ursache fand, in die Offenbarungsschrift des A. T. hineinlegen, weil es ja der gottvertraute Prophet auch schon gewusst haben musste." (S. 209.) Schon der Umstand, dass nach den ältern Vorstellungen vom Kanon keine beträchtliche Veränderung der hebräischen Sprache innerhalb 1200 Jahren sollte vorgegangen seyn, hätte auf die Verlegung des angeblich frühern in die Zeit nach dem Exile führen sollen, dass erst nach dieser Periode aus dem Gedächtnisse oder alten Exemplaren, mit babylonischen Mythen gemischt, und mit grosser Priesterwillkür Esra's, ältere Urkunden wieder hergestellt, redigirt, interpolirt, und aufs neue in ein Tempelarchiv, dergleichen auch andere Völker hatten, niedergelegt und vermehrt wurden, als ein Gemisch von Mythik und Poesie, von Fiction und Geschichte, von Theologie und Lebensregeln zu einem Glaubens-Kanon um die Zeit der Makkabäer geschlossen, und dass sie von der Christensecte beybehalten, in der Folge mit dem N. T., welches eben so [illegible]ch und nach entstanden, und bey verschiedenen Secten und Kirchen wieder einen verschiedenen Kanon hatte, und nur durch hierarchische Macht und Concilien unser jetziger Kanon werden konnte, verbunden worden sind. Nach den universalistischen Grundsätzen des Vfs. aber ist es gottlos zu wähnen, dass die Vorsehung sich in einer Periode einem Erdtheile entzogen, nicht in die Natur jedes vernünftigen Wesens die Kräfte gelegt habe, durch deren Gebrauch es seine Bestimmung erreichen kann, und

und dafs eine univerfale Offenbarung durch alle Zeiten und Völker, nach den Gefetzen der Stetigkeit und Natürlichkeit, fortgehe. Gern ftimmen wir dem Vf. bey, wenn er will, dafs die Exoteriker fernerhin an den belehrenden, beffernden und befeligenden Theil jener Religionsurkunden, eben weil diefer fich als folcher für alle Zeiten bewährt, als an ein Pofitives gewiefen werden follen. Allein wenn er glaubt, dafs jene bey ihrem Mangel an Sprachenkenntnifs und an andern gelehrten Kenntniffen durchaus keinen Anftofs der Vernunft an einer Behauptung oder an einem Widerfpruche in ihrem biblifchen Kanon finden, fo ift diefs der allgemeinen Erfahrung durchaus zuwider, und es kann dem daraus hervorgehenden Uebelftande nur dadurch entgegen gewirkt werden, dafs man nicht die ganze Bibel als Offenbarung zu betrachten, fondern nur in der Bibel Offenbarung finden lehrt.

(Der Befchlufs folgt.)

OEKONOMIE.

Erfurt, in d. Hennings. Buchh.: *Garten - Handlexicon für Unerfahrne in der Gartenkunft und Befitzer kleiner Gärten*, wozu fie keinen Kunftgärtner halten können oder wollen, von einem Liebhaber der Gartenkunft zum Selbftunterricht herausgegeben, durchgefehen und vermehrt von *J. V. Sickler*. 1811. VIII u. 336 S. 8. Mit Kpfrn. (1 Rthlr. 8 gr.)

„Der Herausg. hatte, laut der Vorrede, die Erfahrung gemacht, dafs wegen Mangel an hinlänglichen Kenntniffen feines Gartenbeforgers häufige Fehler vorfielen, und auch manches unterblieb, was fonft hätte gefchehen können. Auch fahe er mehrere Gartenbefitzer in gleicher Verlegenheit fich beklagen, dafs ihnen kein Buch bekannt fey, worin man fich Raths erholen könne, da entweder nur weitläuftige fehr theure Werke, oder Schriften vorhanden wären, die blofs einen Zweig des Gartenbaues abgehandelt hätten. Er nahm fich daher vor, diefem Mangel abzuhelfen, und es entftand, mit Hülfe eines alten abgelebten, aber fonft fehr gefchickten Kunftgärtners, diefes Garten - Lexicon." Das Manufcript deffelben übergab der Verleger Hn. S., damit derfelbe einige, befonders pomologifche, Artikel durchfehen, und — wenn es nöthig wäre — mit Anmerkungen begleiten möchte. Ob nun diefer gleich keinen Beruf in fich fühlte, Anderer Arbeiten zu verbeffern, fo fügte er doch, um nicht unwillfährig zu fcheinen, die botanifchen Namen, Klaffen und Ordnungen, nach dem von *Thunberg* verbefferten Linneifchen Syftem, jeder aufgeführten Pflanze bey, und fchaltete, um auch Liebhabern, welche gern neue feltene Pflanzen kennen lernen und ziehen wollen, zu genügen, mehrere derfelben aus dem Allgemeinen Garten - Magazin ein. Ungeachtet alles diefes verfchiedenen Kraftaufwandes ift aber dennoch diefes Buch nur ein mittelmäfsiges Product, und entfpricht feiner Beftimmung bey weitem noch nicht. Zwar ift die alphabetifche Ordnung, in welcher die Artikel auf einander folgen, für dergleichen Handbücher ohne Zweifel die befte, indem fie das Nachfchlagen bey vorkommenden Fällen, wo man fchnell Belehrung fucht, ungemein erleichtert; auch find mehrere Artikel recht gut bearbeitet, indem fie mit Vermeidung unnützer Weitfchweifigkeit gerade nur das Wichtigfte und Befte, was über einen Gegenftand gefagt werden konnte, enthalten. Dagegen finden wir es aber auf der andern Seite wieder fo äufserft unvollftändig, dafs Unerfahrne in der Gartenkunft, und felbft Befitzer kleiner Gärten, für welche es doch eigentlich beftimmt ift, nicht felten beym Nachfchlagen unberathen und unbefriediget bleiben werden. Denn viele Artikel fehlen ganz, z. B. Anis, monatliche Arbeiten, Ausarten, Baumwachs, Befriedigung, Einfaffungsgewächfe, Erdarten, Erdmagazin, Erdmandel, Düngung, Durchwintern, Froft, Froftableiter, Graben, Infecten u. f. w.; andere find fo äufserft mager und dürftig, dafs kaum das Allgemeine oberflächlich berührt ift. Dahin gehören unter vielen andern die Artikel Begiefsen, ein Gefchäft, welches fowohl bey Pflanzen in freyer Erde, als auch befonders bey Topf- und Scherbengewächfen gewifs die gröfste Aufmerkfamkeit erfordert, und daher wohl einen umftändlichern Unterricht verdient hätte; ferner Apfelbaum, Birnbaum, wo für Befitzer kleiner Gärten wenigftens die vornehmften Sorten hätten namhaft gemacht und gezeigt werden follen, welche fich vorzüglich zu Zwergbäumen qualificiren, und welche dagegen mit gröfserm Vortheil hochftämmig gezogen werden müffen. Eben fo unzulänglich ift das, was über die Cultur der Aurikel gefagt worden ift, und man fieht offenbar, dafs der Vf. diefe Pflanzen noch nie aus dem Samen gezogen haben mufs, wenigftens wird es auf die hier gelehrte Art gewifs nicht gelingen. Und fo könnten wir noch eine Menge anderer anführen, die gewifs jeden, der darüber Belehrung fucht, unbefriedigt laffen werden; allein fchon diefe wenigen find hinreichend, unfer oben ausgefprochenes Urtheil zu begründen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Die biblische Theologie*, oder *Judaismus* und *Christianismus*. — — Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiser* u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In einem besondern Excurs hat der Vf. seine Ideen zu einer kritischen Lebensgeschichte des Jesus *Meschiach*, oder eine biblische Christologie aufgestellt. Die Hoffnung eines Messias betrachtet er als ein politisch-religiöses Gemisch aus Patriotismus und theokratisch-frommen Sinne, und unterscheidet sehr zweckmäfsig die verschiednen Modificationen derselben nach den verschiednen Zeitaltern. Durch Zertheilung und Unterjochung der Nation entwickelte sich zuerst die Idee an Wiederkunft der Daviden, und entweder hieraus oder aus ähnlichen morgenländischen, im Exile eingesogenen Ideen der Glaube an einen einzigen grossen Gesalbten, den zweyten Adam, im Hebräischen König, Κατ' εξοχην, der die Nation aufs neue beglücken sollte, und je gedrückter dieses Völkchen war, desto excentrischer und beyspielloser hoffte es. Die spätern Juden hatten sich ein ganzes System über den Messias zur Zeit Jesu gebildet, und besafsen eine eigene Methode, ihre Begriffe überall in den Propheten geweissagt zu finden, ob gleich der exegetische Sinn historisch ein andrer war, und so wie sie den Messias zuerst als blossen Menschen erwartet hatten, so legten sie ihm späterhin, wie Johannes und Paulus nach der Emanationsidee eine höhere Abkunft bey. Doch stimmten sie auch zu Jesu Zeit keinesweges in ihren Vorstellungen vom Messias überein. Dafs sie sich um Jesu Zeit den Messias als leidend gedacht hätten, hält der Vf. mit Recht für unerwiesen. Jes. 53. wurde von den Juden nicht auf den Messias, sondern auf das jüdische Volk selbst bezogen, das zum Besten seiner Nachkommen gemartert war, welches auch dem Zusammenhange am angemessensten zu seyn scheint. Das Bestreben der Christianer, den zufälligen tragischen Ausgang des Schicksals Jesu durch Stellen der alten Orakel zu rechtfertigen, hat jene Deutung auf den Messias veranlafst, und so fanden nun auch die spätern Juden, selbst der chaldäische Paraphrast den Messias in Jes. 53., veranlafst durch das Urgiren der Stelle bey den Christen, sie träumten aber dann von einem doppelten Messias. Alle jüdischen und christlichen Messiashoffnungen, welche der Geschichte zufolge nie erfüllt wurden, und, wie die Vernunft sagt, nie erfüllt werden können, betrachtet der Vf. mit Recht als das Product partikularistischer Begriffe von Gott und eines Gefühls, das nur Prüfungen im Elende sah und künftige Herrschaft über die Völker, und das eine Selbstständigkeit ohne eignes Zuthun vom Jehovah erwartete. „Noch ist jüdischer Patriotism eine knechtische Anhänglichkeit am alten Gesetze, wodurch dieses Volk den Nationen lächerlich wird; es lebt und duldet in alle Länder zerstreut, ein Geschlecht schlauer Unterhändler vom Daniel an am persischen Hofe, bis zu den heutigen Hofjuden, eine parasitische Pflanze auf den Stämmen andrer Nationen seit seiner Entstehung" (S. 222.). — Um eine richtige Ansicht von den Evangelien des N. T. zu gewinnen, ohne welche kein kritisches Urtheil über die Lebensgeschichte Jesu, als des Messias, gefällt werden kann, benutzt der Vf. *Wolf's* Idee über die Entstehung und Ausbildung der homerischen Werke, und leitet die Erzählungen des Lebens Jesu ab aus mündlichen Ueberlieferungen und Sagen, die sich von Lehrern zu Lehrern, besonders durch die Evangelisten, gleichsam messianische Rhapsoden nach Eph. 4, 11. und Apostelgesch. 21, 8. fortpflanzten. Wenn der Vf. sagt, dafs diese darum fast wörtlich übereinstimmten, weil die Traditionen in das Gedächtnifs fast als wörtlich memorirter Unterricht gefafst wurden, so glauben wir in dieser Hypothese von der Entstehung der Evangelien vielmehr eine Ursach der verschiednen Abweichungen und Widersprüche in denselben zu finden, da mündliche Erzählungen weit mehr den Veränderungen unterworfen sind, als schriftliche. Sehr passend erinnert der Vf., dafs man im Urchristenthum auch deswegen nicht an schriftliche Aufsätze dachte, weil nach der allgemeinen Meinung Christus bald wieder kommen sollte. Erst späterhin wurde daher für Missionsreisen in entferntere Gegenden etwas Schriftliches abgefafst. Keiner der Evangelisten nützte, dem Vf. zufolge, eines der drey andern Evangelien, weil sie sonst nicht so grobe Widersprüche gegen einander enthalten würden. Der Vf. betrachtet die vier Evangelien als vier ganz verschiedne von einander unabhängige Urkunden, im Kanon zusammengestellt, wie etwa die widersprechenden Aufsätze in der Genesis, und alle Versuche, sie harmonisiren zu wollen, als ein durchaus eitles Unternehmen, statt dessen man gegenwärtig vielmehr die Disharmonie der Evangelien kritisch bearbeitet darstellen sollte. Wenn der Vf. hinzufügt, dafs die meisten ursprünglichen schriftlichen Bruchstücke dieser Art syro-chaldäisch *oder hebräisch* abgefasst waren, so sollte für letzteres richtiger aramäisch gesetzt seyn, da die hebräische Sprache, als eine damals schon ausgestorbene, nicht wohl zu schriftlichen Auf-

Auffätzen gebraucht feyn mag. In eine zweyte Periode verfetzte der Vf. die Ueberarbeitung der echten Bruchftücke, ihre Ueberfetzung und Vermifchung mit eigenthümlichen, individuellen Vorftellungsarten und mit Orakeln *poſt eventum* z. B. Joh. 21. von dem Kreutzestode des Petrus, als Zufatz des Redacteurs, für welchen der Vf. mit andern Auslegern Johannes den Presbyter zu nehmen geneigt ist, und in Matth. 23, 35., wo Jefus den Tod des Zacharias erwähnt, der nach Jofephus erft kurz vor der Zerftörung Jerufalems ftatt fand. Sehr richtig bemerkt der Vf., dafs es fchon im zwölften Jahrhundert nicht mehr möglich war, durch Vergleichung der durch die Hände verfchiedner Ueberfetzer und Redactoren bey verfchiedenen Gemeinen gegangenen Abfchriften mit der Urfchrift den wahren Gehalt der letztern auszumitteln, weil die Originale nur Localbeftimmung hatten, ehe fie allgemeines Intereffe erhielten, und dafs auf diefe Weife die Biographie Jefu immer reichhaltiger und durch angehängte Traditionen wunderbarer, durch Gloffen immer *putativer* und mythifcher wurde. Im Allgemeinen fällt der Vf. folgendes Urtheil über die Evangelien: „Sie geben Bruchftücke zum Erweife der meffianifchen Würde Jefu, und haben *Axiopiſtie* nur, wo fie in den urfprünglichen Stücken das öffentliche Leben Jefu als Zeugen oder von Zeugen unterrichtete darftellen. Das Uebrige enthält apokryphifche, unklaffifche Sagen und Meinungen aus einem fuperftitiöfem Zeitalter" (S. 229.). Der Vf. ftellt fodann die wenigen Nachrichten über Jefu Leben, welche die Kritik aushalten, auf eine fehr intereffante Weife und mit Hindeutungen auf ähnliche Erzählungen des Alterthums zufammen. Zuerft beleuchtet er mit kritifchem Blicke die Gefchichte Jefu vor feinem öffentlichen Leben, und zeigt, dafs Jefus wahrfcheinlich zu Nazareth geboren und Jofephs Sohn gewefen fey, dafs er fich nach der Zeitfitte durch die Askefe der Refignation zum Weisheitslehrer vorbereitet und zum Landrabbinen beftimmt hatte, dafs feine Bildung wahrfcheinlich von innen heraus gieng, doch, wie wir hinzufetzen möchten, nicht ohne genaue Bekanntfchaft mit dem Eigenthümlichen der jüdifchen Secten, befonders der Effenifchen, deren Einflufs wenigftens auf die fpätere Geftaltung des Chriftenthums unverkennbar ift. Die nun folgende kurze, aber meiftens treffende Charakteriftik Jefu ift zwar von allem Wundervollen und Unbegreiflichen entkleidet, wie es die Natur einer hiftorifch-kritifchen Unterfuchung forderte, doch ift fie mit reiner Achtung gegen Jefum abgefafst, deffen öffentliche Thätigkeit der Evangelien unbefchadet, wie der Vf. glaubt, eben fo gut auf zehn als auf drey Jahr ausgedehnt werden könnte, fo dafs Jefus, nach Joh. 8, 57., bereits über vierzig Jahr alt den Tod erlitten habe. Nicht minder intereffant find die Bemerkungen des Vfs. über die Lehrart Jefu, welche er mit überzeugenden Gründen in den drey erften Evangelien getreuer kopirt findet als beym Johannes, deffen Schriften er nicht unpaffend mit Platos Werken über Sokrates vergleicht, befonders da in jenen unverkennbar auch platonifch-alexandrinifche Begriffe enthalten find. Die Lehrart in Parabeln und Gnomen war dem orientalifchen Zeitgeifte eigen, nach welchem nicht fowohl zur Verdeutlichung, wie man gemeiniglich annimmt, fondern zur Verhüllung Parabeln und ähnliche Einkleidungen gebraucht wurden. Doch fieht man auch bey der Anwendung diefer Lehrart den prüfenden, unabhängigen und originellen Lehrer, der den Nationalunterricht wohl gefafst hatte und verarbeitete. Der Hauptpunkt alles Lehrens war Jefu das Evangelium, oder die Verkündigung des gekommenen Meffias und feines nahen Reiches, wobey aber keine blofse Anbequemung des jüdifchen Meffiaspredicats auf fich überhaupt ohne eigne Ueberzeugung anzunehmen ift. Die Pharifäer tadelten daher auch nie die allgemeine Religionslehre Jefu, fondern nur feine Erklärung, dafs er der Meffias fey. Das Mofaifche Gefetz wollte er fo wenig aufheben, dafs er es felbft im Ganzen beobachtete, es vervollftändigen und ihm wieder Anfehn geben wollte. Für die Ueberzeugung Jefu felbft, in Abficht auf feine Meffiaswürde, hatten die von ihm vollbrachten Staunen erregenden Thaten, in Verbindung mit den Orakeln in den Propheten feines Volks, Beweiskraft. „Denn nothwendig der Vorfehung mufste es nach der Vorftellungsart feiner Zeit unmittelbar zugefchrieben werden, wenn er als Religiofer und Rabbi, mittelft der Phantafie der Kranken und ihres Zutrauens wirkte, wenn er das Satansreich zerftören konnte, 1 Joh. 3, 8. als der Meffias, oder andre Umftände, die auf ihn Beziehung zu haben fchienen, wundervoll waren, und jede Bewegung im Menfchen wurde auf dem Punkte der Bildung, wo fein Zeitgeift ftand, als durch etwas Aeufseres veranlafst, gedacht. Und auf diefem Standpunkte war fein Glaube vollkommen gegründet, und feine Handlungsart gewiffenhaft und himmlifch, als gegeben durch Gott in ihrer Vollendung mit dem Charakter der Unbegreiflichkeit, des äufsern und innern Göttlichen" (S. 245.). — Von den Weifsagungen, welche Jefu in den Mund gelegt werden, zeigt der Vf. unwiderfprechlich, wie fie erft nach dem Erfolge fo beftimmt ausgedrückt find. In der Erzählung der letzten Schickfale Jefu hätten wir einzelne Gegenftände noch ausführlicher erörtert zu fehn gewünfcht, z. B. die Urfach des Todes Jefu, den er fehr paffend mit dem ähnlichen Schickfal andrer Weifen und Religionsftifter parallelifirt, den Verrath des Judas aus Kerioth (nicht aus Ifkarioth, wie der Vf. fchreibt), den er blofs durch die von Jefu erfahrne Zurückfetzung veranlafst werden läfst. Was die Evangeliften als reines Factum von dem Verhör und dem Tode Jefu behaupten, fcheint dem Vf. nur nach Conjecturen und Hörenfagen geurtheilt zu feyn, fo wie fie das Händewafchen des Pilatus, welches nur heidnifche Luftration nach einer Verurtheilung war, ganz anders deuteten. Auf diefe Weife laffen fich die mannichfaltigen Widerfprüche der Evangeliften in der Erzählung der letzten Schickfale Jefu am leichteften erklären, da keiner derfelben, auch Johannes nicht, bey dem Verhör gegenwärtig war. Die Auferftehung

Jefu

Jesu nimmt der Vf. mit einigen neuern Theologen mythisch und allegorisch, doch scheinen uns die nachdrücklichen Berufungen der Apostel auf dieselbe als auf etwas factisches, eine wirkliche Wiederbelebung Jesu vorauszusetzen, welche auch einzelne Umstände der Erzählung wahrscheinlich machen. Eher möchten wir mit dem Vf. die Himmelfahrt Jesu für eine blofs mythische Apotheose desselben halten, da nur Markus und Lukas, beide aber auf verschiedne Weise, ihrer erwähnen, und da Matthäus und Johannes oder ihre Bearbeiter, offenbar eine andre Conjectur hatten, dafs nämlich der Auferstandene noch auf Erden unsichtbar unter ihnen wirke bis an der Welt Ende, d. i. bis zu seiner sichtbaren Ankunft zur baldigen Eröffnung seines Reichs, und nur zuweilen noch in Christophanien sich offenbare Matth. 28, 20. Joh. 21. (S. 261. vergl. 84.). Ueber das bekannte Pfingstwunder sagt der Vf., dafs diefs „mehr Privat- und Familien-Auftritt war, veranlafst durch Sturm und Gewitter, an dem erst später der *exornirende* und idealisirende Historiker die ganze Stadt Antheil nehmen läfst nach gewöhnlicher hyperbolischer Art" (S. 262.). Im folgenden verbreitet sich der Vf. über die weitere Fortbildung des Lehrsystems der Jünger Jesu nnd des neutestamentlichen Kanons. So wird besonders die Versöhnungstheorie als eine erst im spätern Systeme der Jünger Jesu entstandne Lehre dargestellt; doch wenn der Vf. von Genugthuung und Stellvertretung im N. T. nichts erwähnt findet, so ist diefs wohl nicht in aller Strenge zu nehmen, da wenigstens dunkle Vorstellungen von beiden der Versöhnungsidee offenbar zum Grunde lagen. Die apokalyptische Lehre vom tausendjährigen Reiche will der Vf. nicht mit *Herder* und *Eichhorn* für Poesie nehmen, sondern er erklärt sie richtig für eine in dem Zeitgeist gegründete Vorstellung, welche auch in andern biblischen Stellen, so wie in den Aussprüchen der meisten Kirchenväter, Bestätigung findet. Ueber die Heilsordnung in der christlichen oder messianischen Epoche giebt der Vf. nur kurze Andeutungen, da er die ausführlichere Abhandlung derselben dem *zweyten* Theile des Werks vorbehält, geht sodann über zu einer interessanten Erörterung des Glaubens an den Einflufs des Göttlichen rücksichtlich der unterirdischen Verdammnifs, Hadokrisologie, und des himmlischen bessern Lebens, Makariologie. Hier hätte noch bemerkt werden können, dafs aus den Jesu im N. T. beygelegten Aeufserungen eine zweyfache Ansicht der Unsterblichkeit sich erweisen läfst, indem einige eine Auferstehung, oder einen mit dem Tode erfolgenden Uebergang des Geistes in ein künftiges Leben andeuten. Sehr richtig sagt der Vf. in der Anmerkung S. 280.: „Noch jetzt ist der Religionslehrer berechtigt, in einem gewissen, vernünftigen Sinne zu behaupten, dafs die Strafen des andern Lebens ewig sind, in wie fern der durch innere Strafen Gebesserte doch stets zurückbleibt in seiner Vollkommenheit, im Verhältnifs zu den früher Vollkommnen. Aber die krassen Lehren über Fegfeuer u. s. w. schänden die Vernunft. Die Aussicht auf einen Zustand der Vergeltung sogleich nach dem Tode, und auf unsterbliche selige Zukunft kann übrigens durchaus nicht von der religiösen Sittenlehre getrennt werden, wenn diese ihre ganze Kraft beweisen soll, und liegt in den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzen." Ein besonderer Anhang dieses Kapitels handelt von dem Einflusse des friedlich Göttlichen auf die Welt überhaupt und insbesondre auf das Schicksal der Menschen — Dämonophanie u. s. w. Da es unter die vorzüglichsten Geschäfte des Messias gehörte, die Werke des Teufels zu zerstören, so wird hier nochmals von den Eigenschaften und Wirkungen dieses bösen Princips und der zu ihm gehörenden Wesen geredet und unter andern gezeigt, wie nach jüdischen Vorstellungen dem Gottesreiche das Satansreich entgegen gesetzt ward, dafs durch den Messias Gott das Reich ganz wieder erwerben und herrschen sollte, wie Ormuzd nach den Zendbüchern herrscht und die Dews und Ahrimanen in Fesseln gelegt werden. Dafs auch Jesus an die Wirkungen des Satans glaubte, wie sie ihm von Jugend auf in den Synagogen der Juden beygebracht waren und auch in diesem Lehrpunkte nicht über seiner Zeit stand, beweiset vornehmlich der Umstand, dafs er nirgends einen Wink von Accommodation in dieser Lehre gegeben hat. „Hätte er nicht oft die beste Gelegenheit gehabt, seine Lehrjünger über die superstitiöse Furcht vor dem Teufel und den Gespenstern zu belehren? Aber eine solche Lection erfolgte nie Joh. 6, 20. Wie viel Unheil wäre dadurch bis auf die Zeit *Beckers* und *Thomasius* erspart worden" (S. 285.). Die Ursach, warum Johannes keiner Dämonischen erwähnt, will der Vf. nicht sowohl von der in Kleinasien verbreiteten Aufklärung, als vielmehr davon ableiten, dafs das Johanneische Evangelium nach seiner Tendenz keine Veranlassung zu solchen Geschichten von Dämonischen und zum Erweis der Vernichtung des Satansreiches vom Messias fand. Allein gerade der, auch von dem Vf. bemerkte Umstand, dafs der Glaube an die Geisterwelt, insbesondre an die Teufel und ihr Oberhaupt darin parallel läuft mit den übrigen Evangelien, Joh. 5, 4. 8, 44. würde hinreichende Veranlassung dazu dargeboten haben, und man mufs daher auf andre Ursachen jener Auslassung schliessen. Auch diesem Abschnitt ist eine zweckmäfsige Anmerkung für den praktischen Religionslehrer angehängt.

Das *zweyte* und letzte Kapitel dieses Abschnittes kündigt an ein „Ideal der Providenzlehre beym physikotheologischen, moralischen und ästhematischen Monotheismus, nach der Gesammtheit der menschlichen Seelenkräfte und Bedürfnisse gedacht — religiöser Universalismus — das Ewige ist, so wie die Freyheit." Der Vf. geht davon aus, dafs so lange sinnliches Glück als höchster Zweck der Schöpfung gedacht wird, in der Providenzlehre die Disharmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit ein Stein des Anstofses bleibt, welcher nur durch Annahme einer sittlichen Weltordnung entfernt werden kann, die sich als Thatsache in dem Gewissen des Menschen ankündigt. Im Ganzen giebt der Vf. hier mehr Declamation,

mation, die sich selbst hin und wieder den neuern philosophisch - mystischen Aeusserungen anzunähern scheint, als Deduction, welche freylich gerade über diesen Gegenstand ihre eignen Schwierigkeiten hat. So heisst es z. B. S. 288.: „Elender! der du in der ungeheuersten Consequenz des Natur - und Geisterreichs nirgends Consequenz siehst, als die dein schwaches Gemüth hineindichtet, etwa wegen der Noth eines Völkchens, oder gar eines Menschen, oder deines Ichs; in dir allein ist die Inconsequenz. — Der religiöse Mensch betrachtet alle Erscheinungen in der Zeit als nothwendig heilige Entwicklungen des Einen Grundlebens, des ursprünglichen, vollkommnen Seyns, also als Bedingung eines höhern Lebens, und daher thut er am meisten Einhalt dem Schrecken und der Besorgniss über Zeitereignisse, und den engegeistigen Betrachtungen darüber. Denn alle Erscheinungen stehen in Beziehung zu dem Ganzen und führen sicher zu dem edlern Leben. Religion will in so fern in allem Einzelnen und Endlichen, also auch im Menschen, nicht weniger anschauen, als das Unendliche." Doch setzt der Vf. hinzu, dass der Glaube an das göttlich Wirksame nicht Gefühl allein, nicht bloss sich ergebendes und beschauendes, passives, sondern *Thatleben* in Gott, eine Thatsache des ganzen, und mit sich einigen Menschen nach der reinen Einheit sey. Ueber die Weltregierung sagt der Vf.: „Auch dem Einzelnen wird der Weltengenius Schicksalleitend zur grosen Harmonie der Welt, was der Geist auch anfange mit seiner gegebenen Freyheit, wie die Sonne die Erde zieht, was auch auf dieser vorgehe. Diese Freyheit der vernünftigen Geister ist Thatsache, so gewiss als das Wirken Gottes, doch unbegreiflich wie er. Der freye Mensch ist nicht ausser Gott, sondern in Gott, und der Universalwille ist entgegen dem bösen Eigenwillen der Creatur. — Allenthalben und wundervoll umgeben vom Göttlichen, und unaufhörlich durch Winke von ihm bedeutet, bleibt doch auf diesem kleinen sichtbaren Theile des Weltalls sein Wirken uns noch vielfaches Geheimniss, und im Uebel und Kampfe verbirgt sich die Ausführung des ewigen Plans." Ueber Unsterblichkeit äussert der Vf. im Allgemeinen: „Im göttlichen Leben soll für den Menschen beginnen das ewige, schon vor dem Tode, schon jetzt in der Ewigkeit, nicht bloss für die Ewigkeit, und der Glaube an göttliches Seyn und an ein *Theilnehmen an Gott*, an eine Verwandtschaft, an Aehnlichkeit mit Gott, dem für das Gute ewig Thätigen, geht über in Glaube an eigenes unsterbliches Seyn, in ein Leben für dasselbe mehr, als in ein träges Speculiren über die unsterbliche Zukunft. — Tod ist nur Verhältnissbegriff, der sich auf flüchtige Formen und nur auf Daseyn bezieht; dem unendlichen Seyn kommt kein Tod zu. Dieser Glaube allein giebt Friede und Eintracht der in das Reich der Geister und zur ewigen Weltvernunft sich flüchtenden Seele, die schon jetzt ewig und selig lebt in der Welt des Wahren, Guten und Schönen, wenn auch nicht bauend auf weichliche Hoffnung, auch nicht einmal künftig ununterbrochenes Wohl hoffend. So vereint sich der Glaube an Gott und Ewigkeit in Einen" (S. 292.). Möge der Vf. diese Andeutungen bald im *zweyten* Theile seiner Schrift, welchem wir mit Verlangen entgegen sehn, klar und befriedigend weiter ausführen, und zugleich auf die wichtigsten Einwürfe dagegen sorgfältig Rücksicht nehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Der Wundergürtel; die Nebenbuhlerinnen; Abdelazi* und *Asmolan;* vier Erzählungen nach dem Spanischen bearbeitet vom *Verfasser der Heliodora.* 1813. 180 S. 8. (18 gr.)

Durch diese vier kurzen Erzählungen, wovon drey im Geschmack der Tausend und eine Nacht sind, erhält die deutsche Literatur keine dankenswerthe Bereicherung. Weder Stoff noch Darstellung zeichnen sich aus; im Gegentheil hat alles ziemlich das Ansehn einer verlegenen Waare. Die dritte Erzählung, Abdelazi, wovon der Vf. nichts, als eine mittelmässige Uebersetzung nach Sarrazin geliefert zu haben scheint, ist unlängst von *Reinbeck* im *zweyten* Theile seiner *Winterblüthen* mit mehr Fleiss und Geschmack bearbeitet worden. Das ganze dünne und weitläufig bedruckte Bändchen lässt sich übrigens leicht in zwey Stunden durchlesen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 25sten October starb zu Strasburg der durch mehrere Schriften, vorzüglich durch sein *Tableau des révolutions de l'Europe* rühmlich bekannte Rector der Akademie und Mitglied des protestantischen General - Consistoriums, *Christoph Wilhelm Koch*, in einem Alter von 77 Jahren.

II. Ehrenbezeugungen.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem Professor der Mathematik an der königl. ungrischen Universität zu Pesth und Beysitzer der Gerichtstafel mehrerer Comitate, Hn. *Karl Hadaly v. Hada*, den Charakter eines Hofraths ertheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Von einigen der häufigsten und wichtigsten Herzkrankheiten*, ferner *vom Aneurysma der Brustaorta*, *von Pulsationen der Oberbauchgegend* und *dem ungewöhnlichen Ursprung und Verlauf einiger großen Arterien des menschlichen Körpers*. Von *A. Burns*. Aus d. Englischen. Nebst einer ergänzenden Abhandlung des Herausgebers über die blaue Krankheit. 1813. VIII u. 434 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. hat in der jetzigen Lage des Buchhandels nicht Gelegenheit, das Original mit der Uebersetzung zu vergleichen, indessen nimmt er keinen Anstand, das Werk im deutschen Gewande anzuzeigen, da schon der Name des talentvollen und durch mehrere interessante Aufsätze bekannten Uebersetzers, Hn. Dr. *Nasse* zu Bielefeld, für die Treue der Uebersetzung bürgte, und er sich beym aufmerksamen Durchlesen derselben mit Gewissheit davon überzeugt zu haben glaubt.

Der Vf. theilt die Herzkrankheiten in *drey* Klassen: 1) die sympathischen, von dem Consensus desselben mit andern Organen herrührenden; 2) diejenigen, deren Wesen eine durch einen ursprünglichen Bildungsfehler bewirkte Vermischung des Venen- und Arterienblutes ist; 3) die aus einem organischen Fehler entspringenden, der aber die Mischung und Eigenschaften des Blutes nicht nothwendig verändert. Nur die zweyte und dritte Klasse betrachtet er in diesem Werke. Die Symptome, welche die zweyte Klasse der Herzkrankheiten charakterisiren, sind indessen nicht blofs Folgen von Missbildungen dieses Organs, sondern entstehen oft auch in Folge von organischen Fehlern der Lungen, wodurch die normale Umwandlung des Blutes in diesen, wenn es gleich durch ein regelmäfsig gebildetes Herz in sie getrieben wurde, verhindert wird. Richtig bemerkt der Vf., dafs jene Symptome, auch wenn sie in einem ursprünglichen Bildungsfehler begründet sind, gewöhnlich erst einige Wochen, selbst Monate nach der Geburt eintreten. Als Zeichen stellt er die blaue Hautfarbe, einen kurzen, suffocativen Husten mit geringem, bisweilen blutigem Auswurfe, mangelhafte Energie der thierischen Verrichtungen, verminderte Temperatur, Torpidität des Darmkanals, auf. Während der Anfälle, welche durch alles, was die Bewegung des Blutes beschleunigt, anfangs seltner, dann häufiger, herbeygeführt werden, vermehren sich die Beschwerden bedeutend. Der Anfall entsteht durch die Ueberladung des Systems mit venösem Blute, und die heftigen Respirations-Anstrengungen während desselben werden das Mittel, das Gleichgewicht zwischen dem venösen und arteriösen Blute einigermafsen herzustellen. Rec. glaubt kaum, dafs die Anfälle auf solche Art als Crisen eines lange daurenden Zustandes angesehen werden können, indem sie dann unstreitig sich weit häufiger einstellen müfsten, sondern hält sie für zufällige Verschlimmerungen, welche durch irgend eine schädlich einwirkende entfernte Ursache veranlafst werden.

Der Vf. setzt, nach dieser allgemeinen Betrachtung der Symptome der blauen Krankheit, *sechs* Arten von Herzmifsbildung fest, welche dazu Veranlassung geben können, und die er nach der Reihe betrachtet; 1) Ursprung der Aorta aus dem rechten und linken Ventrikel; 2) Offenbleiben des eyrunden Loches und des Schlagaderganges; 3) Offenbleiben des erstern mit Verschliefsung des letztern, oder regelwidrige Communication beider Kammern; 4) Verschliefsung der Lungenarterie; 5) Bildung des Herzens aus einer einzigen Kammer und Vorkammer, und Ursprung der Lungenarterie aus der Aorta; 6) fehlerhafte Bildung der Mitralklappen, wodurch die venöse Oeffnung des linken Ventrikels bedeutend verkleinert wird. Die letzte Art gehört indessen schwerlich in diese, sondern in die folgende Klasse von Krankheiten, indem dadurch nur die Circulation des Blutes gehemmt, nicht eine Vermischung des arteriösen und venösen bewirkt wird. Auch ist wohl selten oder nie diese Abweichung angeborner Bildungsfehler. Dagegen hat der Vf. eine von *Baillie*, wenn gleich nur einmal beobachtete, merkwürdige Art von Herzmifsbildung ganz übergangen, den Ursprung der Lungenarterie aus dem linken, der Aorta aus dem rechten Ventrikel, während die Venen sich auf die normale Weise in die Vorhöfe senkten, wovon das Resultat gänzliche Separation des rothen und schwarzen Blutes, allein dergestalt, dafs der Körper immer nur schwarzes, die Lungen immer nur rothes erhielten, gewesen seyn würde, hätte nicht der offene, aber doch enge Schlagadergang etwas rothes Blut in die Aorta geführt. Auch eine von *Steidele* beobachtete Mifsbildung, wo zwar das Herz regelmäfsig gebildet, aber die Aorta unterhalb der linken Schlüsselpulsader völlig verschlossen war, mithin die absteigende Aorta aus dem rechten Ventrikel entsprang und nur venöses Blut erhalten konnte, hätte als eigne Art hieher gehört. Dagegen sind die erste und dritte zum Theil eins, indem der gemeinschaftliche Ursprung der Aorta aus beiden Ventrikeln eben in

in der Perforation ihrer Scheidewand begründet ist. Daher glaubt Rec. auch nicht, daſs die Perforation der Herzscheidewand nur dann nachtheilige Zufälle errege, wenn die Lungenarterie verengt ist, und wirklich fand auch die Verminderung der Calibers dieses Gefäſses in mehrern Fällen von blauer Krankheit nicht Statt. Richtig bemerkt der Vf., daſs der arteriöſe Gang und das eyrunde Loch ſelten zugleich offen bleiben, führt indeſſen einen, beſonders der langen, dabey Statt findenden Lebensdauer wegen, merkwürdigen Fall von gleichzeitigem Offenbleiben beider an, indem der Kranke ein Alter von 42 Jahren erreichte. Indeſſen fand Rec. in einigen Fällen beide zugleich offen, ohne daſs während des Lebens nachtheilige Folgen Statt gehabt hatten. Selten, ſagt der Vf., auſser wenn die Capacität beider Herzhälften ſehr verſchieden iſt, bringt das Offenbleiben des eyrunden Loches allein Zufälle der blauen Krankheit hervor, ungeachtet es häufig aſthmatiſche Beſchwerden veranlaſst. Rec. will die Möglichkeit des letztern nicht läugnen, glaubt aber, wegen der gewöhnlichen Anordnung des eyrunden Loches, daſs das Offenbleiben deſſelben bey Aſthmatiſchen richtiger für Wirkung, als Urſache aſthmatiſcher Beſchwerden zu halten iſt, vorzüglich da organiſche Fehler der Lungen häufig zugleich damit verknüpft ſind.

Da der treffliche Aufſatz des Ueberſetzers mehrere Berichtigungen der *Burns'ſchen* Abhandlung über dieſe Klaſſe der Herzkrankheiten enthält, ſo geht Rec. zu der Betrachtung der dritten über. In den *Bemerkungen über die* (ſelten vorkommende) *gleichmäſsige Vergröſserung* und *Erweiterung des Herzens* unterſcheidet der Vf. richtig beide Zuſtände von einander, indem bisweilen, ohne Erweiterung der Höhlen, die Wände ſo ungeheuer verdickt ſind, daſs das Herz mehrere Pfunde wiegt und umgekehrt, und beide ganz verſchiedne Symptome, die für das active und paſſive Aneurysma von *Corviſart* angegebenen, haben, wobey indeſſen zu bemerken iſt, daſs nicht ſelten, beym activen Aneurysma *Corviſarts*, Erweiterung und gleichmäſsige Verdickung zugleich vorhanden ſind. Wenn der Vf. ſagt, daſs in der Regel die Erweiterung und Vergröſserung des Herzens durch keine mechaniſche Einwirkung entſtehe, ſo hat er die Erfahrung durchaus gegen ſich, indem dieſe gerade das Gegentheil lehrt. Die in den *Bemerkungen über die partielle Erweiterung des Herzens* vorgetragene Behauptung, daſs die rechte Seite ſich häufiger als die linke erweiterte, iſt nur richtig, ſo fern vom paſſiven Aneurysma die Rede iſt. Die bloſse Erweiterung der rechten Seite iſt nicht gefährlich, indem das Herz nicht das ganze Blutquantum, welches es enthält, in die Lungenarterie treibt. Nur unter Umſtänden, welche Beſchleunigung des Blutlaufes veranlaſſen, zieht es ſich kraftvoller zuſammen und veranlaſst dadurch Blutſpeyen. *Ueber die chroniſche Herzentzündung.* Dieſe, welche man indeſſen wegen der Kürze ihres Verlaufes, der nie über einige Wochen, bisweilen ſogar nur wenige Tage dauert, und nur, weil der entzündete Theil bey ihr ohne Schmerz iſt, ſo nennt, und die davon abhängige Verwachſung des Herzbeutels mit dem Herzen iſt ſehr häufig mit Erweiterung des Herzens verknüpft, wo dann die Erweiterung des Herzens immer ſehr ſchnell vorzurücken ſcheint, der Puls immer häufig, ungleich und ſchwirrend, immer Fieber und Schmerz im Unterleibe vorhanden iſt. Der ungewöhnlichen Weichheit des Herzens, welche bey der Entzündung dieſes Organs ſich gewöhnlich findet, gedenkt der Vf. nicht, beſchreibt auch die acute nicht, weil er ſie nicht ſelbſt beobachtete. Blutlaſſen ſchadete immer, dagegen ſchafften Blaſenpflaſter und ein Haarſeil, auf das Bruſtbein gelegt, groſse Erleichterung. Sollte nicht, gegen die Meinung des Vfs., die paſſive Erweiterung häufiger eine Folge, als eine Veranlaſſung der Entzündung des Herzens ſeyn? Wirkliche *abnorme Kleinheit* des Herzens findet nach dem Vf. nur da Statt, wo der Herzbeutel zugleich kleiner als gewöhnlich iſt.

In dem Abſchnitte *über Abnormitäten im Bau des Herzens und deren Folgen* beweiſt der Vf. durch eigne und fremde höchſt merkwürdige Fälle von gänzlicher Verknöcherung und anderweitige Umwandlung der Kammern, daſs die dabey verdickten Vorhöfe und die Arterien ihre Stelle einigermaſsen erſetzen können. Gegen die im folgenden Abſchnitte abgehandelte *Bruſtbräune*, welche der Vf. indeſſen wohl zu allgemein immer von verknöcherten Kranzpulsadern herleitet, da ſich theils auch ohne Desorganiſation derſelben ſehr bedeutende Schwäche des Herzens denken läſst, theils die Anweſenheit der Bruſtbräune, ohne dieſen Zuſtand der Kranzpulsadern, von ihm ſelbſt, wie er im folgenden Abſchnitte bemerkt, mit Verknöcherung der Klappen von *Teſta*, und andern, von dieſem angeführten Schriftſtellern (*Malatt. del cuore* T. III. p. 297 ff.) entweder ohne wahrnehmbare Veränderung der Structur, oder mit Ulceration, oder mit paſſiver Ausdehnung des Herzens, von *Johnſtone* mit auſserordentlicher Weichheit, von *Jahn* mit beträchtlicher Vergröſserung (ſ. *Teſta*, überſetzt von *Sprengel*, S. 326.), beobachtet wurde, empfiehlt er immer ſtrenges antiphlogiſtiſches Verfahren. Daſs, wie der Vf. in dem Abſchnitte *über die Folgen eines Fehlers an den Klappen des Herzens und der groſsen Arterien* bemerkt, bey Verknöcherung der Vorhofsklappen immer auch die Arterienklappen verknöchert ſeyn, ſtimmt nicht mit den Erfahrungen des Rec. und andrer.

Im Abſchnitte *von der Entſtehung der Herzpolypen* erklärt ſich der Vf. für die, wenn gleich ſeltene, Exiſtenz derſelben während des Lebens, *jedoch nur unter Umſtänden, welche das Blut in den Herzhöhlen zurückhalten.* So waren in einem von *Mano* beobachteten Falle die Wände der Herzkammer an der Stelle, wo der Polyp feſtſaſs, membranös. Er ſelbſt führt mehrere eigne Fälle von Herzpolypen an, von welchen er annimmt, daſs ſie ſchon während des Lebens exiſtirten, indem ſie äuſserſt feſt mit dem Herzen verwachſen waren, theils aus mehrern, ganz blutloſen Lagen von Faſerſtoff beſtanden, theils mit einer

einer Membran bekleidet waren, und in dem einen Falle Erweiterung der respectiven Höhle, in dem andern Verknöcherung der Kranzarterien vorhanden war. In diesem letzten Falle befand sich sogar an der Verbindungsstelle des Polypen mit der Herzscheidewand ein Gefäßsnetz, und der Polyp enthielt einen bedeutenden Abscess. Von der Diagnose gesteht er offenherzig, dass sie, da der Polyp selten ohne andre Krankheiten vorkomme, unzuverlässig sey.

Der Abschnitt *von dem Aneurysma der Brustaorte* enthält zuerst eine auf die Untersuchung von 13 Fällen gegründete Unterstützung der *Scarpa'schen* Theorie des Aneurysma, zugleich aber auch eine Einschränkung derselben, sofern *Sc.* behauptet, dass bey der totalen Erweiterung der Aorta die Häute derselben nicht alienirt seyn, durch zwey andre Fälle, wo bey sehr beträchtlicher totaler Ausdehnung die Häute ganz auf die gewöhnliche Weise degenerirt und dennoch in dem einen nirgends eingerissen waren. Selbst ziemlich grosse Aneurysmen des Aortenbogens tödten oft den Kranken plötzlich, ohne dass sie durch andre Zeichen als eine leichte Dyspnöe angedeutet gewesen wären. Nach drey Fällen dieser Art, welche Hr. *B.* selbst untersuchte, zu schliessen, rührt diess von dem Sitze des Aneurysma auf der rechten Seite der Aorta her, wodurch der Druck auf Luft- und Speiseröhre verhindert wird. Der Tod erfolgt in der Regel sehr schnell nach dem Einreissen des aneurysmatischen Sackes, ungeachtet er unter gewissen Umständen auch ohne Bersten desselben eintritt. Namentlich gehört hieher die Schwangerschaft und überhaupt erhöhte Thätigkeit des Uterus. So fand er bey zwey Frauen, die mit einem ungeborstnen Aneurysma starben, den Uterus im ersten Stadium der Schwangerschaft. Ueberhaupt scheinen Krankheiten des Gefässsystems bey diesen Zuständen der Gebärmutter höchst nachtheilig zu wirken: denn in vier andern Fällen fand Hr. *B.* bey einem unerwarteten Tode mit zum Theil unbedeutender Herzkrankheit den Uterus schwanger, und in zwey andern war der Tod gerade zur Zeit der Menstruation eingetreten. Den Beschluss dieses Abschnitts macht die Angabe einiger Krankheiten, vorzüglich der Erweiterung des Endes der innern Drosselvenen, welche mit dem Aneurysma der Brustaorta verwechselt werden können, und ihrer Unterscheidungszeichen.

Ueber Pulsationen in der epigastrischen Gegend. Diese haben ihren Grund nicht etwa am häufigsten, wie man gewöhnlich glaubt, in einem Aneurysma der Cöliaca, indem Hr. *B.* in mehr als 20 Fällen mit diesem Symptom diese, so wie alle Arterien, gesund fand, in dem einzigen ihm vorgekommnen Falle dieses Aneurysma's dagegen die Pulsation durchaus fehlte, sondern mehr in Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel, Vergrösserung dieses Organs, Balggeschwülsten an der untern Fläche des Zwerchfells oder im Zellgewebe des Herzbeutels, Regurgitation des Blutes aus dem rechten Vorhofe in die untere Hohlader, abnormer Festigkeit des untern Theiles der Lungen, Verhärtungen im Unterleibe, Nervenleiden, auf welchen letzten Grund er vorzüglich durch unsers trefflichen *Albers* Schrift „über die Pulsationen im Unterleibe" geführt wurde.

Der Abschnitt *über den ungewöhnlichen Ursprung und Verlauf einiger großen und wichtigen Arterien* ist sehr reichhaltig, und enthält die genaue Angabe der wichtigsten, vorzüglich in chirurgischer Hinsicht interessanten Varietäten des Ursprungs und Verlaufs sowohl der aus dem Bogen der Aorta kommenden Gefässe als der übrigen mit specieller Auseinandersetzung der Art, wie diese Abweichungen bey den verschiednen Operationen gefährlich werden können und daher unschädlich gemacht werden müssen, ist aber, seiner beträchtlichen Stärke (er geht von S. 318—366.), die durchaus nicht durch Weitläuftigkeit, sondern wahren Reichthum veranlasst ist, ungeachtet, keines Auszugs fähig, und dient zum Beweise, dass auch in praktischer Hinsicht, in welcher der Vf. es allein aufgefasst hat, das genaue Studium dieser Abweichungen vom Normalzustande höchst lehrreich und wichtig ist.

Als Anhang hat der Ueberſetzer einen Aufsatz *über die Folgen desjenigen Bildungsfehlers, wo venöses Blut aus dem rechten Herzen, ohne seinen Weg durch die Lungen zu nehmen, in die Aorta übergeht, oder Burns zweyte Klasse von Herzkrankheiten*, gegeben, der zwar zum Theil, seiner physiologischen Tendenz nach, aus *Reil's* Archiv Bd. X. bekannt ist, allein doch, weil jenes Werk hier noch nicht angezeigt wurde, er sich durch mehr praktische Tendenz von jenem frühern unterscheidet und das Werk von *Burns* ergänzt, hier genau berücksichtigt werden muss.

Zuerst vervollständigt Hr. *Nasse* die Lehre dieser Klasse von Herzkrankheiten durch genauere Angabe der Verschiedenheiten ihrer Symptome von denjenigen, welchen Lungenkrankheiten zum Grunde liegen, die, wie *Burns* bemerkte, ähnliche Erscheinungen hervorbringen. Beide unterscheiden sich vorzüglich dadurch von einander, dass, wo die Lungen den Grund der abnormen Venosität enthalten, Husten und Dyspnöe beständig vorhandene Erscheinungen sind, im entgegengesetzten Falle aber nicht, so dass sie unrichtig von *Burns* unter die Symptome einer reinen Herzaffection dieser Art gezählt werden. Dagegen werden den Symptomen der in einem Herzfehler oder in einem Lungenleiden begründeten abnormen Venosität andere, von *Burns* übergangene, namentlich besondere Neigung zu Blutflüssen, eine eigenthümliche Abweichung der letzten Finger- und Zehenglieder, welche nicht bloss in stärkerer Bläue, sondern Anschwellung besteht (ein in so fern merkwürdiger Umstand, als etwas ähnliches beym Embryo Statt findet), die nicht über den ganzen Körper, sondern nur auf die Hände sich erstreckende Verminderung der Temperatur, das nicht immer vorkommende Intermittiren des Pulses zugefügt. Darauf macht er auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, dass sowohl der Eintritt als die Verschlimmerung und die Tödtlichkeit der abnormen Venosität an gewisse Perioden geknüpft ist, welche mit gewissen Entwicklungsperio-

rioden zusammentreffen, was also auf ein in diesen periodisch eintretendes höheres Oxygenbedürfniss im Körper hindeute, auf den Einfluss der Jahrszeit, gewisser Zustände des Körpers, vervollständigt sowohl die von *Burns* als andern Schriftstellern, die sich mit demselben Gegenstande beschäftigt hatten, gegebne Darstellung der *besondern* Bildungsabweichungen des Herzens und davon abhängigen Symptome, und theilt zuletzt die curative Behandlung mit, welche ihm, nach Beobachtung eines eignen Falles, den er unter seinen Augen hat, sowohl, als nach der Natur der Krankheit und den Beobachtungen anderer Aerzte, die zweckmäsigste scheint. Er reducirt sie auf vegetabilische Diät, Anwendung gelinder Abführungsmittel, kleine Blutentleerungen bey allgemeiner Plethora oder partieller Blutüberfüllung des Herzens, passive Bewegung, äussere Wärme, und schlägt zuletzt sehr sinnreich als ein mehr positives Mittel zur Verminderung der Venosität vor, den ganzen Körper des Kranken oder einen Theil desselben mit einem oberflächlichen oder blossgelegten Gefäse in die Sphäre der Voltaischen Säule zu bringen, während der Indifferenzpunkt ausserhalb des Körpers oder Körpertheils fiele.

Rec. glaubt, nach der gegebnen Anzeige des Zusatzes überhoben zu seyn, dass *Burns's* Werk in den Händen eines jeden wissenschaftlichen praktischen Arztes seyn müsse, und dass die Uebersetzung durch den Aufsatz des Uebersetzers bedeutende Vorzüge vor dem Original erhalten habe.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Ueber Teichfischerey.* Von *Friedrich Teichmann*, praktischem Landwirthe. 1812. XX u. 168 S. 8. (16 gr.)

Hr. *T.*, der bereits durch mehrere gehaltvolle Aufsätze in *Sturm's* Jahrbuche und *Pohl's* Archiv der deutschen Landwirthschaft als denkender Oekonom bekannt ist, hat sich durch diese kleine Schrift um das ökonomische Publicum sehr verdient gemacht. Denn ob es gleich nicht an Schriften fehlt, in welchen dieser Zweig der Landwirthschaft so ausführlich als möglich abgehandelt ist: so ist uns doch keine bekannt, die mit so viel Sachkenntniss abgefasst wäre, als gerade diese. Jeder Abschnitt zeigt den geübten Teichwirth, der seine Kenntniss nicht bloss aus Büchern, sondern auch und vornehmlich aus der Erfahrung geschöpft hat. Angehenden Teichwirthen ist daher diese Schrift ganz vorzüglich zu empfehlen: denn sie vereinigt — ohne einen wichtigen Gegenstand ganz zu übergehn — Kürze und Gründlichkeit. Der Inhalt zerfällt in *drey* Abtheilungen, wovon die *erste* die Bestimmung der Teiche, die *zweyte* das Wesentliche der Teichfischerey, und die *dritte* einige die Teichfischerey betreffende Gegenstände abhandelt. Jede Abtheilung fasst wieder mehrere Abschnitte unter sich. Im *ersten* wird über die Lage und Beschaffenheit der Teiche der nöthige Unterricht ertheilt. Hier sind besonders folgende Gegenstände: 1) die Umgebungen der Teiche, 2) das Wasser, mit welchem sie angefüllt werden, 3) die Bestandtheile des Bodens und die Beschaffenheit der Oberfläche, 4) ihre Grösse und Tiefe, und 5) die einzelnen Theile derselben, nämlich der Damm, das Zapfenhaus oder der Ständer, das Fluthbette und der Rechen, in nähere Erörterung gezogen. Im *zweyten* ist über die Eintheilung und Bestimmung der Teiche zur Erzeugung der Brut, zur Zuzucht des Satzes, zur Gewinnung der zum Verkauf tauglichen Fische und zur Auswinterung derselben, vorzüglich der ersten beiden Sorten, ziemlich ausführlich gehandelt. Im *dritten* Abschnitte werden über die Anfüllung der Teiche mit Wasser sehr bestimmte Regeln gegeben. Der *vierte* Abschnitt lehrt die Zuziehung der Fische und Besetzung der Teiche. Der Vf. hat sich hier einzig auf die Karpfen beschränkt, theils weil sie am besten zur Teichfischerey geeignet sind, theils aber auch, weil sie in den meisten Gegenden am häufigsten gesucht werden, und folglich am besten abzusetzen sind; doch hat er am Schlusse dieses Abschnitts auch noch Einiges über die Zuziehung der Hechte *(Esox Lucius)*, Barsche *(Perca fluviatilis)*, Schleyen *(Cyprinus tinca)* und Schmerlen *(Cobitis barbatula)* hinzugefügt. Es sind grösstentheils eigene Erfahrungen, die er hier mittheilt, und wo er, vermöge derselben, den Behauptungen anderer widersprechen musste, ist es mit Anstand und Bescheidenheit geschehen. Wir billigen es übrigens sehr, dass der Vf. die Naturgeschichte der hier angeführten Fischarten nicht mit vorgetragen hat, indem das Buch dadurch nur unnöthiger Weise würde vertheuert worden seyn. In Ansehung der Schmerlen bemerken wir bloss, dass sie, unsers Wissens, keineswegs in der Saale angetroffen werden. Diese Fischart eignet sich mehr für Bäche und kleine Bassins, wo sie von keinen Raubfischen aufgezehrt werden können. Der *fünfte* Abschnitt handelt von der Ablassung des Wassers von den Teichen; der *sechste* von der Ausfischung der Teiche; der *siebente* vom Sortiren, Abwiegen und Transportiren der Fische, und der *achte* von der Auswinterung der Fische. In allen diesen Abschnitten, so wie auch im folgenden *neunten*, wo von der nöthigen Aufsicht, von Reparaturen und andern Verrichtungen die Rede ist, zeigt sich der Vf. als Meister seines Faches. Vorzüglich aber hat uns der *zehnte* Abschnitt, welcher von der Buchführung bey der Teichfischerey handelt, gefallen: ein Gegenstand, der gewiss die grösste Aufmerksamkeit des Oekonomen erfordert, und den der Vf. durch ein Beyspiel so deutlich als möglich zu machen gesucht hat. Im *elften* Abschnitte wird endlich noch über die Verbesserung der Teiche, die Anlegung der Rechen und Wehre, das Ausschlämmen und die Besäung der Teiche mit Feldfrüchten viel Nützliches gesagt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

Frankfurt a. d. O., in Comm. d. akad. Buchh.: *Lehrbuch des Naturrechts*, von *Johann Christian Friedrich Meister*, b. R. Dr. Königl. Preuſs. Criminal-Rathe und ordentlichem Lehrer der Rechte in (?) der Univerſität Frankfurt an der Oder (jetzt zu Breslau). 1809. XXVI u. 591 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Unter allen Lehr- und Handbüchern, welche ſeit ungefähr zwanzig Jahren über das Naturrecht erſchienen ſind, zeichnet das gegenwärtige Werk ſich durch eine vollſtändigere Angabe der Literatur aus. Rec. ſchlägt dieſes Verdienſt um ſo höher an, da er ſchon längſt gewünſcht hat, daſs *C. F. G. Meister's Bibliotheca juris nat. et gentium* einen Ergänzer oder Fortſetzer finden möchte. Nicht minder zeichnet ſich das Buch durch mehrere Beyträge, die es für die Geſchichte des N. R., beſonders aus den ältern Zeiten, liefert, rühmlich aus. So hoch aber auch Rec. des Vfs. hierin bewieſenen Fleiſs achtet, ſo ſchätzt er doch deſſen philoſophiſche Selbſtſtändigkeit noch höher. Denn der Vf. iſt eben ſo weit davon entfernt, ſein Syſtem nach der Mode des Tages zu formen, als dem Alten, weil es einmal hergebracht iſt, blindlings zu folgen. Von dieſer Selbſtſtändigkeit ſieht Rec. ſelbſt in dem Geſtändniſſe des Vfs. (§. 81.), daſs ſein Syſtem der Sittenlehre ſich noch ganz an die Wolfiſche Schule anſchlieſse, einen Beweis. Wie weit dieſs der Fall, und was hieraus übrigens zum Vortheile oder Nachtheile des Vfs. zu ſchlieſsen ſey, wird ſich vielleicht aus dem Verfolge dieſer Anzeige ergeben; nur die Anmerkung wird hier an ihrem Orte ſeyn, daſs das *Wolfiſche* Syſtem richtig verſtanden, ſich von dem *Kantiſchen* weniger entferne als die meiſten Beſtreiter deſſelben glauben, die daſſelbe ſelten in ſeinen Quellen, und am wenigſten die *Wolfiſche* allgemeine Lehre von der Vollkommenheit (*Wolf Ontol.* §. 503 ſeq.) ſtudirt haben mögen. Aus dieſem Grunde war, bey des Vfs. literariſcher Vollſtändigkeit, die S. 53. befindliche Nachweiſung der Quellen, aus welchen die Kenntniſs jenes Syſtems zu ſchöpfen iſt, zweckmäſsig. — Wenn Rec. dem Vf. auch nicht darin beyſtimmt, daſs das Naturrecht, wie es §. 40. ausgedrückt wird, das Syſtem der natürlichen Zwangsgeſetze ſey, ſondern vielmehr behauptet, das Naturrecht habe zu beſtimmen, welche Rechte dem Menſchen von allen poſitiven Geſetzen unabhängig zuſtehen: ſo iſt er doch mit demſelben darin einig, daſs das Naturrecht die Baſis der ganzen Rechtswiſſenſchaft, und daher mit demſelben das Studium derſelben am zweckmäſsigſten anzufangen ſey. Nicht allein aus dem, auch von dem Vf., §. 128 und 129., angegebenen, und oft nicht gehörig beherzigten Grunde, daſs das Naturrecht die allgemeinſten Rechtsbegriffe und Rechtsgrundſätze aufſtellt, die ſelbſt zum Verſtändniſſe poſitiver Geſetze unentbehrlich ſind; ſondern auch weil dieſe faſt bey jedem Schritte in dem Studium poſitiver Geſetze unentbehrliche Hülfsprämiſſen abgeben. Allein jener Grund ſcheint auch mehrere Naturrechtslehrer, beſonders unter den Juriſten, verleitet zu haben, das Naturrecht mit einigen Lehren zu überladen. Sie glaubten nämlich, alle Lehren des poſitiven Rechts, die mehr auf allgemeinen Vernunftgründen als auf Verfügungen poſitiver Geſetze beruhen, auch wenn von der Anwendung derſelben erſt unter Vorausſetzung einer poſitiven Geſetzgebung die Rede ſeyn kann, in dem Naturrechte abhandeln zu müſſen, wenn jene Lehren gleich auf andern als naturrechtlichen Gründen beruhen. Rec. rechnet hierher, was in den meiſten Lehrbüchern des Naturrechts von den ſogenannten Graden der Zurechnung, und in mehrern von dem juriſtiſchen Beweiſe geſagt wird, der allgemeinen Lehren vom Proceſs und der ihnen ähnlichen zu geſchweigen, welche von *Nettelbladt* und einigen andern in das Naturrecht gezogen ſind. Denn jene Lehren können zum Theil an dem Orte, welchen man ihnen in dem Naturrechte anweiſet, nicht mit der gehörigen Beſtimmtheit und Richtigkeit aufgefaſst werden, und dann auch verleitet dieſes Verfahren bey dem Studium der Rechte den Anfänger nur zu leicht zu der unſeligen Meinung, daſs alle zu demſelben nöthigen philoſophiſchen Vor- und Hülfskenntniſſe ſchon in dem Naturrechte enthalten ſeyn, und darüber wird dann von ihm nur zu leicht das gründlichere Studium jener Vorkenntniſſe, beſonders der Logik, ſo leicht verabſäumt. Von dem eben bemerkten Fehler iſt auch das gegenwärtige Werk nicht frey. Zwar ſagt der Vf. §. 373., die Lehre von dem Beweiſe ſey keine naturrechtliche ſondern aus der Logik zu entlehnen, allein am Ende des §. 375. werden mehrere für den Naturiſten (wie ſich der Vf., unſers Bedünkens, richtig ausdrückt, indem das allerdings ganz deutſche Wort *Naturrechtslehrer* eine zu ſpecielle Nebenidee bey ſich führt) wichtige Schriften von dem *Beweiſe* und den *Zeugen* angeführt, nachdem die Lehren von denſelben in den vorhergehenden Paragraphen im Umriſſe mitgenommen ſind. Daſs der Vf. §. 30—31. die Lehre von den Graden der Zurechnung mitgenommen, zu rügen,

rügen, würde aus einem schon vorhin angegebenen Grunde, unbillig seyn. Allein so dankbar der Criminalist dem Vf. auch für manche treffende Bemerkung in dieser Lehre seyn mag; so steht diese Lehre, die wohl nur in criminalrechtlicher Hinsicht wichtig ist, eben deshalb hier, wo der Vf. noch mit den Vorkenntnissen des Naturrechts, und besonders mit der allgemeinen praktischen Philosophie beschäftigt ist, ganz am unrechten Orte, wenn anders die moralische von der rechtlichen; und besonders der Zurechnung in criminalrechtlicher Hinsicht zu unterscheiden ist. Denn die Grundsätze der criminalrechtlichen Zurechnung können nur durch den Zweck der Criminalgesetzgebung bestimmt werden, der an diesem Orte nicht mit der gehörigen Bestimmtheit erörtert werden kann; bey der übrigen rechtlichen Zurechnung kann in naturrechtlicher Hinsicht wohl nie von Graden des Dolus, und nur in dem §. 329. von dem Vf. richtig bemerkten Falle, nämlich bey Vertragsverhältnissen, von Graden der Culpa die Rede seyn; in allen andern Fällen kommt es lediglich darauf an, ob eine Handlung überhaupt zurechnungsfähig sey oder nicht. Rec. würde diese Ueberladung des Naturrechts mit Stillschweigen übergehen, wenn zum Behufe der Lehre von den sogenannten Graden der Zurechnung nicht eine Menge von Begriffen und Sätzen mitgenommen werden müsste, die bey dem Naturrechte in keine weitere Anwendung kommen, und darüber von dem Anfänger des Rechtsstudium, da wo er von ihnen erst Gebrauch machen kann, vergessen sind. Diese Begriffe sind, wie es zu erwarten steht, übrigens von dem Vf. genau und bestimmt angegeben; allein in dem was der Vf. von dem *Dolus indirectus* sagt, kann Rec. ihm nicht ganz beypflichten, obgleich der Vf. hierüber mehr wahres sagt als man gewöhnlich darüber findet. Der Vf. sagt nämlich, wenn gleich nicht mit diesen Worten, *dolus indirectus* sey da vorhanden, wo eine Handlung von jemanden absichtlich unternommen wird, ob dieselbe gleich schlimmere Erfolge, auch nach der Einsicht des Handelnden haben kann, als der von ihm eigentlich beabsichtigten, und setzt hinzu, dass die von dem *Dolus indirectus* oft bestrittene Idee gleichwohl philosophisch wahr sey. — Ohne hier mit dem Vf. über den Ausdruck „philosophische Wahrheit" zu rechten, bemerkt Rec., dass dasjenige was man *dolus indirectus* nennt, wenn man darunter eine gesetzwidrig beabsichtigte Handlung versteht, allerdings kein Unding sey, und der Begriff von demselben also innere Wahrheit habe, es dennoch eine Ungereimtheit ist und bleibt, wenn man den Erfolg der Handlung um dessentwillen man sie *dolus indirectus* nennt, als beabsichtigt betrachtet. Deutlicher wird dieses vielleicht, wenn man zwischen dem *dolus* und der *actio dolosa* unterscheidet, und unter jenem die Beabsichtigung einer als gesetzwidrig erkannten Handlung, und unter dieser die so beabsichtigte Handlung selbst versteht. Denn alsdann fällt leicht in die Augen, dass da, wo jemanden ein sogenannter *dolus indirectus* zur Last fällt, derselbe zwar aus einer von ihm als gesetzwidrig erkannten Absicht gehandelt, seine Handlung so wie sie einmal erfolgt ist, gleichwohl nicht beabsichtigt, sondern vielmehr sein Absehen auf eine andere nicht so strafwürdige Handlung gerichtet hatte. Den letzten Punkt, welchen, so viel Rec. weiss, die Definitionen von den Handlungen *ex dolo indirecto* übergehen, ob gleich alle zum Behufe derselben angeführten Beyspiele darauf führen, giebt der Vf. in seiner, allerdings etwas weitschweifigen, Beschreibung derselben an, und deshalb glaubt Rec. in derselben mehr Wahres über diese Handlungen zu finden, als in den gewöhnlichen Definitionen. — Auch bey seiner Eintheilung des Naturrechts scheint der Vf. durch seine an sich richtige Idee, dass das Naturrecht die Basis des positiven Rechts sey, irre geleitet zu seyn. Er theilt dasselbe zuerst in das reine und angewandte Naturrecht. Das erste soll von dem an sich Erzwingbaren, oder, wie Rec. es ausdrücken möchte, von den Rechtsverhältnissen im Allgemeinen handeln; das zweyte die Lehren desselben auf die positiver Weise gebildeten Institute anwenden. (Es befasst die Lehre von den Gesellschaften überhaupt und die besondern Gesellschaften insbesondre.) Sein reines Naturrecht theilt der Vf. wiederum in das gemeine *(jus commune)* und das besondere *(jus singulare)*. Jenes betrachtet die Menschen, die den Gebrauch ihrer Vernunft haben, im Verhältniss zu einander; dieses den Rechtszustand der Menschen, die des Gebrauchs ihrer Vernunft nicht mächtig sind. Jenes theilt der Vf. widerum in das theoretische und das praktische Naturrecht ein. Das erste handelt von den Rechten und den Rechtsverbindlichkeiten an sich, das letzte, von der Verfolgung der Rechte von dem Kriege, oder, wie der Vf. sich auch ausdrückt, von dem Processe des N. R. — Rec. hält es für unnöthig des Vfs. Eintheilung des Naturrechts (§. 171 — 182.) ausführlicher mitzutheilen, und bemerkt dass durch eine solche ganz nach der Eintheilung des positiven Rechts geformte Eintheilung des Naturrechts, wenn sie auch möglich wäre, so wenig für dieses als jenes, und am wenigsten für das methodischere Studium des letztern etwas gewonnen werde. Das letzte ist man seit geraumer Zeit durch sogenannte Systeme, auf eine rühmliche Art, zu unterstützen bemüht. Die Ordnung dieser Systeme ist die Ordnung der Classification, welche zunächst die Uebersicht der Materialien einer Wissenschaft, nicht die Einsicht in den Zusammenhang derselben erleichtert; weshalb ihr die Logik bey dem Vortrage von Vernunftkenntnissen nur so weit Raum lässt, als sie mit der Zusammenordnung derselben nach ihrem Zusammenhange bestehen kann. Dieses wird auch für den Vortrag des Naturrechts gelten, der also wesentlich verlieren muss, wenn man ihm die Ordnung der Classification, statt der Ordnung des Zusammenhangs aufdringt. Das Naturrecht wird also für das Studium des positiven Rechts um so leichter von seiner Brauchbarkeit verlieren, je mehr man ihm eine Abtheilung, die in diesem an ihrem Orte seyn mag, aufdringen will. Der Vf. hat dieses

zwar

zwar mehr nur dem Scheine nach als in der That gethan, indem er Theile des Naturrechts nach Theilen des positiven Rechts nach einer zufälligen, ihnen nicht eigenthümlichen Aehnlichkeit mit jenen benennt. Allein dafs hiermit weniger als nichts für die Behandlung des positiven Rechts gewonnen werden könne, glaubt Rec. schon daraus schliessen zu müssen, dafs ein und eben derselbe von dem positiven Rechte entlehnte Name bey verschiedenen Schriftstellern verschiedene Bedeutungen haben kann. Was der Vf. z. B. das praktische Naturrecht nennt, ist nur ein kleiner Theil von demjenigen was *Nettelbladt* unter diesem Namen befafste, und was *Nettelbladt* natürliches Criminalrecht nannte, möchte etwas ganz anders seyn, als was von dem Vf. §. 587. mit diesem Namen belegt wird. Rec. bemerkt hierbey mit Vergnügen, dafs der Vf. in seinem vorhin schon erwähnten sogenannten *jure singulari* den Gegenstand, welchen er demselben anweiset (§. 397—425.), genauer behandelt, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. — Zu dem Naturrechte kommt der Vf. erst nachdem er §. 1—90. besonders metaphysische und moralische Vorkenntnisse vorausgeschickt. Seinen Grundsatz, oder wie der Vf. sich ausdrückt, sein Urprincip des Naturrechts glaubt Rec. kurz so fassen zu können: „*Zwang ist unter Menschen nur in so fern moralisch möglich, als er nicht mit dem Sittengesetze: Vermindere nie fremde Vollkommenheit, im Widerspruche steht.*" Denn alles übrige, was die volle neun Zeilen lange Formel, wie der Vf. sie §. 97. giebt, enthält, ist, wenn es auch übrigens wahr ist, ein unnöthiger und um so fehlerhafterer Ueberflufs, da eine Formel, unter übrigens gleichen Umständen, um so vollkommener ist, je kürzer sie ist. Denn, dafs Zwang unter Menschen, als sinnlich vernünftigen Wesen, physisch möglich, die menschliche Natur eingeschränkt sey u. dergl. m., was jene Formel sagt, sind Dinge, die jeder der nach einer solchen Formel fragt, schon als ausgemacht voraussetzt. Rec. glaubt sich also an jenes Princip, wie er es eben ausgedrückt, halten zu dürfen, und bemerkt, ohne sich übrigens auf die Frage über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit jener Formel einzulassen, dafs die Frage von der moralischen Möglichkeit des Zwangs, wie überhaupt einer Handlung das Naturrecht gar nicht angeht, sondern in demselben nur die Frage von dem rechtlich erlaubten, oder was eben dasselbe sagt, von demjenigen ist, worauf man ein Recht hat. Das allgemeinste Princip für dieses wird also auch wohl das Princip des N. R. seyn; und hiermit stimmt auch der Vf. überein, wenn er §. 118. sagt, das gesammte Naturrecht sey die Analyse des menschlichen Seinigen. Denn soll dieses sagen, das Naturrecht habe zu erörtern, was der Mensch das Seinige nennen könne: so mufs es doch wohl von einem Grundsatze ausgehn, der dieses im Allgemeinen bestimmt. Dieses ist auch um so nöthiger nach dem Systeme des Vfs., nach welchem alle Zwangspflicht dahin geht, niemanden das Seinige zu entziehen. Rec. kann es an diesem Orte dahin gestellt seyn lassen, ob diese Behauptung allgemein genug gefafst sey, da es nicht allein eine Zwangspflicht giebt, niemanden das Seinige, in dessen Besitze er schon ist, zu entziehen, sondern auch eine Pflicht, jedem das Seinige zu leisten, und bemerkt nur, dafs der Vf. es wenigstens gefühlt zu haben scheint, dafs das Naturrecht eines Princips, welches im Allgemeinen bestimmt, was zu dem Seinigen eines Menschen zu zählen sey, nicht entbehren könne. Denn §. 187. sagt er, es komme im theoretischen Naturrecht alles darauf an, mit axiomatischer Gewifsheit den Realbegriff des menschlichen Seinigen zu fixiren. Rec. weifs zwar nicht was der Vf. hier unter dem Realbegriffe verstanden wissen will: denn er kennt nur einen Unterschied zwischen Real- und Nominaldefinitionen, wenn die ersten solche Definitionen seyn sollen, aus welchen die Möglichkeit des Definiti und also auch die innere Wahrheit des Begriffs von demselben unmittelbar erhellet, dahingegen bey einer Nominaldefinition dieses nicht der Fall ist. Allein er glaubt, dafs der Vf. mit dem obigen nichts weiter habe sagen wollen, als es komme alles darauf an, ein Princip für die richtige Anwendung des Begriffs von dem menschlichen Seinigen zu finden. Ob dieses Princip selbst axiomatische Gewifsheit haben müsse, oder ob es genug sey wenn es nur aus Gründen, die eine solche Gewifsheit haben, hergeleitet ist, kann Rec. hier dahin gestellt seyn lassen; nur darf er nicht unbemerkt lassen, dafs die Art, wie der Vf. hier verfährt, wohl schwerlich genügen werde. Denn um, wie sich der Vf. ausdrückt, den Realbegriff des menschlichen Seinigen zu finden, sagt er, müsse man alles Aufserwesentliche und Zufällige von dem Menschen abstrahiren, und denselben sich durchaus nur in seiner Wesenheit und dem Umrisse (dieses Wort braucht der Vf. hier und sonst oft für *Inbegriff*) derjenigen Vollkommenheiten, welche sein Wesen selbst, und unmittelbar bestimmt, denken. Dieses nennt der Vf. im folgenden 188 §. das *angeborne* Seinige des Menschen, nachdem er vorher bemerkt hatte, aus diesem Begriffe müsse das *zufällige* Seinige des Menschen, welches, und wie es, der Mensch erwerbe, abgeleitet werden. — Allerdings findet man auf diesem Wege, was wir als das angeborne Seine des Menschen, aber im physischen Sinne, von dem hier nicht die Rede ist, zu betrachten haben. Dafs dieses dem Menschen physisch Angehörige, ihm auch rechtlich zugehöre, oder, auch im rechtlichen Sinne, das Seinige, d. h. etwas sey, worauf er ein ausschliefsendes Recht habe, darüber entscheidet jene Abstraction nicht. Man kann hiergegen nicht einwenden, dafs es eine Zwangspflicht sey, niemanden etwas von seiner Vollkommenheit zu entziehen. Denn diese Pflicht gilt nur in Ansehung der Vollkommenheiten, auf welche jemand ein Recht hat. — Die gleich folgende Bemerkung, „dafs es zwar nicht nothwendig sey, den Naturstand, dessen verschiedene Bedeutungen unmittelbar vorher angegeben waren, als Thatsache zu behandeln, aber zur Vermeidung aller Logomachie nothwendig sey den Menschen auf dem Wege der Abstraction auf allen Standpunkten, wel-

welche man mit dem Namen des Naturstandes bezeichnet, zu beleuchten," wäre wohl deutlicher so gefasst, „dass man ehe man den Menschen in zufälligen Rechtsverhältnissen, die nur zufolge zufälliger Thatsachen vorhanden sind, betrachte, man ihn nach den Rechten, die er vor und unabhängig von jenen Verhältnissen habe, betrachten müsse, ohne deshalb zu behaupten, dass dieser letzte Naturstand, als ein Zustand in welchem sich *alle* Menschen befinden, existire." Rec. hätte dieses um so mehr gewünscht, da der Naturzustand nicht allein Anfängern, sondern oft selbst auch Männern Schwierigkeiten macht. Aus diesem Grunde hätte Rec. gewünscht, dass der Vf., der sonst mit literarischen Nachweisungen und mit Anführungen andrer Schriftsteller nicht karg ist, dasjenige, was *Köhler* und schon vorher *Thomasius* über den *Begriff* des Naturstandes gesagt, mitgenommen hätte. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass der Vf. mehrere speciellere Rechtsfragen genauer, als es sonst zu geschehn pflegt, entschieden habe. Rec. rechnet hieher insbesondre, was §. 258 — 265. von der Accession gesagt wird. So sehr Rec. in dem, was der Vf. §. 265. von der Specification sagt, ihm beystimmt, so wenig kann er es in der Anwendung, die der Vf. davon §. 266. zum Beweise der Widerrechtlichkeit des Büchernachdrucks macht. Der Druck soll nämlich eine Specification — Rec. gesteht, nicht deutlich zu sehen, ob der Handschrift, oder des Buchs, als eines Geisteswerks, oder beider — seyn. Unstreitig ist sie aber keines von allem diesen, da die Form die eine Sache durch die Specification erhalten soll, doch, um es mit der Schule zu benennen, eine innere und keine äussere Bestimmung ist. Eben so schwer als es zu begreifen ist, wie der Druck eines Buchs eine Specification, es sey nun der Handschrift, oder desselben als eines Geisteswerks, genannt werden kann, möchte es einzusehen seyn, wie das Nichtseyn §. 421. ein Zustand genannt werden kann. Denn daselbst will der Vf. die Zwangsverbindlichkeit der Aeltern zur Erhaltung ihrer Kinder daraus beweisen, dass das Nichtseyn ein glücklicherer Zustand als der Zustand eines hülflosen, von seinen Aeltern verlassenen Kindes sey.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Erzählungen* von *Karl Streckfuss*. 1813. 201 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., durch gelungene Arbeiten in verwandten Fächern schon vortheilhaft bekannt, tritt hier mit drey Erzählungen auf, die ihm einen Platz unter den guten Erzählern, vom zweyten Range sichern. Der Schauplatz seiner Dichtungen ist das bürgerliche Leben der neuesten Zeit, und ihr unterscheidender Charakter nicht sowohl romantische Verwickelung, als Darstellung interessanter Gemüthszustände und der sie veranlassenden Verhältnisse des Lebens. Sie gehören zu derjenigen Gattung, an welcher Reflexion und Welterfahrung entschiedenen Antheil haben, und die, ohne sich gerade einen psychologischen Zweck strenge vorzusetzen, doch demselben eben so wenig zuwider ist. Die Darstellung des Vfs. ist lebhaft und angemessen, die Reflexion drängt sich nicht unbescheiden ein, die Sprache ist rein und blühend, obwohl nicht in höherm Grade von eigenthümlichem Geiste beseelt. An den bearbeiteten Stoffen liegt es, warum diese Erzählungen weniger, als manche andere, das Gemüth des Lesers hinreissen; der Vf. hat zum Theil Verhältnisse und Charaktere gewählt, die den undankbaren Rollen in den Theaterstücken zu vergleichen sind, deren Darstellung gleichwohl oft mehr Kunst, als die der dankbaren fordert. Diess gilt insbesondre von der ersten und längsten Erzählung, *Verlust* und *Ersatz*, die das Verhältniss eines rechtlichen jungen Mannes zu einer Buhlerin behandelt, die er ohne ihren Charakter zu kennen, liebt und heirathen will. Der Vf. hat diesen schwierigen Stoff mit Feinheit und auf eine anziehende Weise ausgeführt; dass er sich gleichwohl dem Gemüth des Lesers nicht sehr einschmeichelt, liegt an dem widrigen Hauptcharakter. Der Briefform bedient sich der Vf., wie es immer geschehn sollte, auf eine freye Weise, ohne sich dadurch Fesseln anzulegen, und ohne Zweifel nur, weil diese Form die Darstellung der innern Gemüthszustände erleichtert; es ist nur eine Person, welche schreibt. Die zweyte Erzählung, *der Bräutigam aus Grossmuth*; scheint uns am wenigsten gelungen; das Missverständniss, auf welches die Grossmuth des Majors sich gründet, hat etwas unwahrscheinlich romanhaftes, und das ganze Verhältniss des Majors etwas Einengendes und Peinliches für den Leser; auch hat der Vf. nicht wohlgethan, diese Geschichte auf einem Hochzeitfeste in Beyseyn der Majorin, erzählen zu lassen, und das Verschwinden des Brautpaars am Schluss ist ein ganz willkürlicher Zusatz, da man doch erwartet, es mit der Erzählung in eine Causalverbindung gesetzt zu sehn. Der Erzählungston des Majors ist sonst unterhaltend, erinnert aber an bekannte Vorbilder. In der dritten Erzählung, *die Liebenden wider Willen*, ist der Stoff dankbarer, und die Aufgabe, welche sich der Vf. gesetzt hat, alles Beyfalls werth; die Auflösung aber scheint uns etwas rasch und kühn, und in dem ganzen Charaktergemälde mancher Zug übersprungen zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

Frankfurt a. d. O., in Comm. d. akad. Buchh.: *Lehrbuch des Naturrechts*, von *Johann Christian Friedrich Meister* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

So sehr Rec. des Vfs. Bestreben schätzt, das Naturrecht zur Beantwortung speciellerer Rechtsfragen anzuwenden: so wenig kann er demselben (§. 447 u. 448.) in der Entscheidung der Frage, ob in einer gleichen Gesellschaft die Stimmenmehrheit, auch wo dieses nicht ausdrücklich festgesetzt ist, gelte, beystimmen. Denn nach dem Vf. soll die Stimmenmehrheit auch in dem angenommenen Falle da entscheiden, wenn ein Beschluss zu Stande kommen muss, in so fern der gesellschaftliche Zweck (Grundzweck nennt ihn der Vf.) der Gesellschaft erreicht werden soll. Dieses läst sich aber wohl nur behaupten, wenn jener Zweck durchaus, und nicht etwa nur unter gewissen Einschränkungen, erreicht werden soll. — Rec. wünschte hier von dem Vf. die Frage erörtert zu sehn, welche Gegenstände in einer gleichen Gesellschaft, vorausgesetzt, dass die Stimmenmehrheit in ihr eingeführt ist, derselben unterworfen sind. — Wie (§. 492.) das Verhältniss zwischen dem Herrn und Diener eine Gesellschaft genannt werden könne, da der Vf. eine Gesellschaft (§. 427.), und richtig, durch ein vertragsweise eingegangenes Verhältniss, einen *gemeinschaftlichen* fortdauernden Zweck zu verfolgen, erklärt, ist schwer einzusehn. Denn in jenem Verhältnisse ist kein *gemeinschaftlicher* Zweck, zu dessen Verfolgung beide Theile gegen einander verbunden wären, obgleich jeder von ihnen gegen den andern verpflichtet ist, demselben etwas zu leisten. — Was der Vf. mit eben so viel Gründlichkeit als Anständigkeit (§. 452.) gegen die *Kantische* Lehre von der Ehe sagt, unterschreibt Rec. gern, wenn er gleich glaubt, dass dasselbe hätte kürzer gefasst, und schicklicher in einer Anmerkung, als in einem besondern Paragraphen beygebracht werden sollen. — Auf einzelne Behauptungen des Vfs. im allgemeinen Staats- und Völkerrechte kann Rec., ohne die Grenzen einer Anzeige zu sehr zu überschreiten, sich nicht einlassen; nur glaubt er auch hier bemerken zu müssen, dass auch dieser Theil des Werks mit fremdartigen Materien aus der Politik überladen sey. Das Gute, was der Vf. (z. B. §. 492 u. f.) über das Finanz- und Kameralwesen, und (§. 624 u. 631.) über die zweckmässigste Regierungsform sagt, gehörte nicht hieher; wenn es gleich an sich zweckmässig seyn kann, dass der Lehrer bey dem mündlichen Vortrage einer Wissenschaft, bey einer schicklichen Gelegenheit, solche Materien aus angrenzenden Wissenschaften, in kurzen Parenthesen, mitnimmt. Eine noch auffallendere Ueberladung ist das Meiste, was (§. 208 — 211.) von den Injurien beygebracht wird, dem der Vf., wenn er es für neu hielt, in einer andern Schrift leicht einen schicklichern Ort hätte anweisen können. Rec. würde gegen solche Ueberladungen sich ausdrücklich zu erklären für sehr unnöthig halten, wenn er nicht besorgte, dass sie, insbesondere dem Anfänger, die Grenzen einer Wissenschaft leicht ungewiss machen, und überdiess auch selbst den Schriftsteller, der durch sie leicht zerstreut wird, zur Vernachlässigung einer genauern Methode leicht verleiten können. — Gegen die Methode des Vfs. möchte in Rücksicht auf die Anordnung der Materien wenig einzuwenden seyn, wenn man gleich öfter eine schärfere Bestimmung der Begriffe zu wünschen berechtigt ist. — Rec. beruft sich des letzten wegen auf den *ersten* Abschnitt des Buchs, der mit der richtigen Bemerkung anfängt, dass die Begriffe des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen, wie Rec. es ausdrücken würde, Grundbegriffe der praktischen Philosophie seyn. Denn in demselben wird (z. B. §. 2.) Kraft durch die Möglichkeit, Veränderungen in und ausser sich zu bestimmen, erklärt. — Wozu hier 1) der Zusatz: „in und ausser sich?" und 2) wodurch unterscheidet sich die Kraft von dem Vermögen? — „*Moralisch nothwendig* (heisst es §. 6.) sey dasjenige, dessen Gegentheil dem vernünftigen Wesen zwar physisch möglich wäre, aber unmöglich ist vermöge des Verhältnisses der bewegenden Ursachen, nach welchen ein vernünftiges Wesen, als solches, handelt." Was sind, fragt man, hier Bewegursachen? Denn in dem Vorhergehenden ist man noch nicht darüber belehrt. Eben so wenig möchte man sich in die aus diesem Begriffe gezogene Folge, „dass alles moralisch nothwendig sey, dessen Gegentheil vernunftwidrig ist," finden können. Denn alsdann wäre jeder in der Form richtige Schluss moralisch nothwendig. Auffallend ist es, dass der Vf. hier den Begriff von dem Moralisch-Möglichen vorbeygeht, da dieser doch, zum Behufe des von dem Vf. aufgestellten Rechtsprincips, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, hätte bestimmt werden sollen. Anderwärts hat Rec. diesen Begriff auch nicht auffinden können. — Die Literatur-Anzeigen geben dem Buche einen um so grössern Werth, da sie sich nicht allein über die speciellsten Materien des Naturrechts, sondern auch über die Hülfswissenschaften des Naturrechts,

rechts, z. B. die Psychologie (§. 169.), ingleichen auch andere an dasselbe grenzende, oder doch solche Kenntnisse erstrecken, die durch das Naturrecht ein besonderes Interesse gewinnen. So enthält §. 462. literar. Notizen über die Sitten der Völker in Ansehung der Ehe. Der Vf. zeigt in seiner Literatur nicht allein grössere für sich erschienene Schriften, sondern auch in Zeitschriften befindliche kleinere Aufsätze, oft selbst Recensionen an, welche für die Literatur wichtig sind. Allein auch hier hätte sich der Vf., der Vollständigkeit unbeschadet, oft kürzer fassen können, wenn er sich bey einzelnen Materien oft darauf beschränkt hätte, die Literatur derselben, wie sie andere Werke, welche besondere Auskunft darüber geben, mittheilen, zu ergänzen. So verfährt der Vf. z. B. §. 672, wo er über die Literatur der Neutralität nur *v. Ompteda's* bekanntes Werk nachträgt; aber warum verfährt er z. B. nicht eben so (§. 267.) bey der Anführung der Schriften über den Büchernachdruck, die in „*Gräff's* Darstellung des Eigenthums und der Eigenthumsrechte des Schriftstellers und Verlegers, Leipzig 1794," mit ziemlicher Vollständigkeit verzeichnet sind? Dass dem Vf. dieses Buch nicht bekannt geworden seyn sollte, ist bey seiner Aufmerksamkeit auf die Literatur wohl nicht voraus zu setzen. Kleinere Auslassungen in der neuesten Literatur, wie S. 122. Nr. 57, wo die *zweyte* Auflage der *Rayd'schen* lateinischen Uebersetzung von *Höpfner's* Naturrechte (Lingen 1803.), und S. 124. Nr. 76, wo von *Hoffbauer's* Naturrechte die *dritte* Aufl. 1804. nicht angeführt ist, sind zu leicht möglich, als dass Rec. ihrer erwähnen würde, wenn er nicht des Vfs. auf die Angabe der Literatur gewandten Fleiss gerühmt hätte. — Die Geschichte des Naturrechts, welche Rec. nicht mit dem Vf. die Literaturgeschichte desselben nennen möchte, hätte vielleicht schicklicher am Ende des ganzen Buchs, als am Ende des *ersten* Theils (§. 131 — 154.), ihre Stelle erhalten, da die Geschichte einzelner Lehren in die Geschichte des Ganzen einer Wissenschaft eben so sehr einfliesst, als diese in jene, und nicht eher verstanden werden kann, als man mit denselben schon bekannt ist. Des Vfs. auch hier bewiesenen Fleiss hat Rec. schon oben gerühmt. Um seine Anzeige nicht zu sehr zu verlängern, schränkt er sich auf zwey Bemerkungen über sie ein. Zuförderst hätte er über den, von dem Vf. (§. 135. Anm.) nur erwähnten, und gar nicht angegebenen, Unterschied zwischen unserm Naturrechte und dem *jus gentium* der Alten dessen Gedanken um so mehr zu vernehmen gewünscht, da, so viel er weiss, der Ausdruck *jus gentium*, wenigstens bey den verschiedenen Schriftstellern, aus welchen die Pandecten zusammengetragen sind, verschiedene Bedeutungen hat, deren eine aber ganz mit dem Begriffe unsers Naturrechts zusammenfällt. Zweytens hätte dem Vf. in der neuesten Geschichte des Naturrechts die Anmerkung, auf welche schon das (§. 148.) aus *Schaumann's* Naturrechte wörtlich Angeführte den Kenner der frühern Geschichte des N. R. bringt, dass nämlich jetzt mehrere Schriftsteller über das N. R. dasselbe jetzt ausdrücklich als eine Wissenschaft, die Rechte zu bestimmen habe, betrachtet, da man dasselbe sonst, wenigstens im Allgemeinen, als eine Pflichtenlehre betrachtet habe, nicht entgehen sollen. Denn diese Bemerkung hätte auf die verschiedenen Versuche einer absoluten oder relativen Deduction des Rechtsprincips, um sie mit *Feuerbach* zu benennen, geführt. Der Unterschied zwischen beiden verdient um so mehr Aufmerksamkeit, da er auf die noch vor Kurzem als Preisaufgabe aufgeworfene Frage über die Unabhängigkeit des Naturrechts von der Moral hinweiset. — Rec. glaubt das bisher angezeigte Werk, schon seines Umfangs wegen, mehr als ein Handbuch, denn als ein Lehrbuch betrachten zu müssen. Dennoch hält er sich zu dem Wunsche berechtigt, dass der Vf. es sich mehr hätte angelegen seyn lassen, die das ganze Buch hindurch laufende Weitschweifigkeit zu vermeiden, da diese ihn oft zu schielenden, falsche Nebenideen bezeichnenden Ausdrücken, oder nichtssagenden Worten verleitet. S. 109. z. B. heisst es: „Ich kann — — dem Geheimen Justizrath *Klein* das Prädicat eines Kantianers nicht *zugestehn*;" und §. 1: „Möglich, Wirklich und Nothwendig sind auch die *grossen* Grundbegriffe" u. s. w. Was sind denn grosse Grundbegriffe? Eben dieser Weitschweifigkeit ist es auch wohl beyzumessen, dass der Vf. beynahe keinen irgend bedeutenden Namen eines Lebenden oder Verstorbenen nennen kann, ohne etwas für denselben Verbindliches sagen zu wollen. Hie und da geschieht es sogar mit Verläugnung seiner Achtung für den guten Geschmack. S. 70. z. B. heisst es: „Ich bitte die Manen des grossen Philosophen um die Begünstigung, dass ich seine Worte entlehne und nachschreibe." Redete der Vf. nicht von *Kant*, so wüsste man nicht, ob es Ernst oder Satire seyn solle.

THEOLOGIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Das Leben Jesu von Nazareth.* Ein religiöses Handbuch für den Geist und das Herz der Freunde Jesu unter den Gebildeten, von *Johann Christoph Greiling*, Superintendenten u. Oberprediger zu Aschersleben. 1813. 472 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. wollte, nach seiner eigenen Erklärung in der Vorrede, in diesem Werke das Seyn und Leben Jesu historisch - psychologisch auffassen, sein Göttliches nur in abglänzender Erscheinung, als Thatsache der Geschichte, ihn selbst innerhalb der Schranken der Menschheit, stehend unter ihren ewigen Gesetzen, als Menschensohn, darstellen. Dieser Absicht gemäss gaben ihm die Nachrichten der Evangelisten die historischen Data, so wie ihm das Studium der Psychologie den Gesichtspunkt zuführte, aus dem diese Nachrichten und Thatsachen zu betrachten und zu würdigen sind. Dass dabey nothwendig die Ansichten dieser Thatsachen von denen, welche die Evangelisten hatten, öfter abweichen und des Vfs. Urtheile nicht

nicht überall die Urtheile jener Männer seyn konnten, lässt sich leicht vermuthen, da diese die Begebenheiten mit andern Augen, als mit denen des philosophischen Forschers und Seelenbeobachters des neunzehnten Jahrhunderts betrachten mussten. Ob nicht aber eben dadurch der Vf. bey manchen Lesern, besonders bey den frommen weiblichen Gemüthern, in deren Händen er das Buch zu sehen wünscht, anstossen werde, ist eine Frage, die Rec. eben nicht schwer zu beantworten scheint; so wie denn überhaupt, nach seinem Dafürhalten, für diese wohl nicht überall der Ton getroffen ist, indem sie in ihren Erbauungsstunden unterhalten seyn wollen. Es ist auch in der That nicht leicht, zur Zufriedenheit eines Publicums zu schreiben, dem Hr. *G.* das Buch gewidmet hat, besonders wenn man nicht allgemeine moralische Wahrheiten, sondern Thatsachen, die man aufhellen will und die aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden können, zum Inhalt und Gegenstand der Betrachtungen macht. Betreffen nun vollends diese Thatsachen einen Mann aus sehr entfernter Zeit, mit mehr als einem Heiligenschein umgeben, haben seine gleichzeitigen Biographen selbst andere Ansichten, als der spätere in ganz andern äussern und innern Situationen und Umgebungen lebende Forscher haben kann, so wird das Geschäft desto schwerer, und man muss zuletzt überall anzustossen fürchten. Nur dann wird es uns leichter, wenn man, wie Hr. *Kohlrausch*, in seinen Geschichten und Lehren der heil. Schrift der ursprünglichen Simplicität durchaus treu bleibt, und die Thatsachen, so wie sie von den Männern, welche diese aufgezeichnet haben, niedergeschrieben sind, überall wiedergeben will, damit vielleicht, wie Hr. Kanzler *Niemeyer* in der kleinen Vorrede zu jenen Geschichten sagt, die Leser nicht unbekannt bleiben mit dem Geist und Glauben der alten Welt. Aber bey dem Allen ist doch nicht zu läugnen, dass der Vf. mit diesem Buch recht vielen ein angenehmes Geschenk gemacht hat, und dass weder der Schriftforscher und Theolog, noch der sonst Gebildete und Denkende von der Lectüre desselben unbefriedigt weggehen wird. Für jenen ist es zwar zunächst nicht geschrieben, doch wird er gewiss manche Bemerkung wo nicht neu, doch prüfenswerth finden. Man vergl. z. B. S. 82, über die Harmonie zwischen der Religion des Jesaias und der Lehre Christi; S. 100 ff. über die Versuchungsgeschichte Matth. 4; S. 122, wo er den Ausruf Jesu am Kreuz: Mein Gott, warum hast du mich verlassen! darauf bezieht, dass Jesus seinen Plan, ein moralisches Eldorado zu errichten, nicht habe ausführen können u. s. w. Dass Hr. *G.* sehr oft in seinen gelehrten Erklärungen und Ansichten mit Hn. Dr. *Paulus* zusammenstimme, bekennt er selbst, doch weicht er auch öfter, besonders in der Stellung und Ordnung der Begebenheiten, von ihm ab. — Eben so findet man auch sehr viele feine und nicht alltägliche psychologische, moralische und ähnliche Bemerkungen, die zur Aufhellung der Lebensgeschichte Jesu allerdings beytragen. Man vergl. S. 38, wie dem sinnvollen Geiste und dem moral. Gemüthe Jesu die hohe Bedeutung seines Lebens in und durch seinen Namen aufgegangen und wie er in diesem eine äussere Bestätigung seines innern Berufes gefunden habe. S. 48. wie der Wohnort der Aeltern Jesu auf seine Bildung gewirkt habe. S. 54. über die Erziehung Jesu. S. 79. So wenig es einen Sokrates ohne die Sophisten gegeben hätte, eben so wenig einen Christus ohne die Pharisäer. S. 158. In Jesu, des Königs der Wahrheit, wohlthätigen Heilungen liegt für Obrigkeiten, welche die sittliche Cultur ihrer Länder heben wollen, die goldene Regel: Mildert zuvor das physische Elend der Menschen, um sie geneigt für höhere Seligkeit zu machen u. s. w. — Doch genug zur Empfehlung des vorliegenden Buchs, das immer unter den Biographieen Jesu einen ehrenvollen Platz einnehmen wird.

OEKONOMIE.

Erfurt, b. Knick: *Deutschlands Manufactur-, Fabrik- und Handels-Pflanzen*, oder vollständiger Unterricht in dem Anbau und der Gewinnung der deutschen Plantagen-Producte. Ein Hand- und Lehrbuch für die Freunde des Vaterlandes im Allgemeinen und der praktischen Landwirthschaft insbesondere, von *Johann Christian Gotthard*, Oberschulrathe, ordentlichem Professor der Privat- und Staatsökonomie und Inspector der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten. 1811. XII u. 227 S. 8. (18 gr.)

Bey der grossen Verlegenheit, in welche unsere deutsche Landwirthe durch Einführung des Continental-Systems versetzt wurden, war gewiss die Frage sehr natürlich: Giebt es denn ausser dem Getreide, dessen Abzugskanäle gesperrt sind, gar nichts weiter, durch dessen Anbau wir uns vor unserm gänzlichen Falle schützen können? Die hierüber angestellten Untersuchungen mussten nothwendig auf Gegenstände leiten, die zwar längst bekannt, aber bisher entweder vom Auslande bezogen, oder deren Cultur nur gewissen Gegenden ausschliesslich überlassen, oder auch nur von einzelnen Personen im Kleinen betrieben, und daher auch von Seiten ihres Ertrages nicht in nähere Betrachtung gezogen worden waren. Darüber war man indessen bald einig, dass unter den Fabrik- und Handels-Pflanzen mehrere, wenn sie mit dem Getreidebau verbunden würden, den Ausfall des letztern decken könnten; gleichwohl aber wagten nur wenige, Hand an das Werk zu legen, theils weil es ihnen an der nöthigen Bekanntschaft mit der Culturmethode gebrach, theils aber auch, weil sie aus Mangel an Erfahrung keine sichern Berechnungen über den wirklichen Ertrag derselben machen konnten. Es war daher ein sehr beyfallswerthes Unternehmen, die Grundsätze der besten Culturmethode sämmtlicher Fabrik- und Handels-Pflanzen dem Publicum in einem eigenen Werkchen vorzulegen, und nicht leicht konnte dieses ein ökonomischer Schriftstel-

steller leichter thun, als Hr. Prof. G. in Erfurt. Denn bekanntlich sind die meisten dieser Pflanzen seit undenklichen Zeiten in und um Erfurt herum mit dem gröfsten Vortheil im Grofsen angebauet worden. Ueberall stand also dem Vf. die Erfahrung zur Seite, und eben darum trägt auch sein Unterricht so sehr das Gepräge der Zuverläfsigkeit. Wir können ihn daher mit Grunde als einen sichern Wegweiser allen den Landwirthen empfehlen, welche die Cultur dieser oder jener Pflanze versuchen wollen.

Dafs beym Anbau der hier abgehandelten Gewächse auf ein genaues Verhältnifs zum Getreidebau und dem zur Gewinnung des Düngers nothwendig damit verbundenen Viehstand, nächstdem aber auf Klima, Lage und Boden Rücksicht genommen werden müsse, hat der Vf. in der Einleitung sehr richtig bemerkt. In *fünf* Hauptstücken wird hierauf die Cultur, Aufbewahrung, Zubereitung und weitere Verarbeitung derselben zum Handel mit möglichster Ausführlichkeit beschrieben. Das *erste* handelt von dem Anbau und der Gewinnung der Oelgewächse, nämlich des Mohns, sinesischen Oelrettichs, Rübsen, der Sonnenblumen, des Leins, Dotters, Hanfes, Tabaks und Gartenampfers. — Die Gartenkresse (*Lepidium sativum*), vorzüglich aber der englische Schnittkohl, hätten hier ebenfalls eine Stelle verdient, zumal da der letzte im Frühjahre einige Mal, sowohl zur Speise als zum Futter für das Vieh, abgeschnitten werden kann, an Saamen-Ertrag aber den Rübsen noch übertrifft. — Dafs der Vf. die Thauröste des Flachses der Wasserröste vorzieht, wundert uns sehr, da die Auflösung und Zerstörung der Oberhaut dabey äufserst langsam und ungleichförmig von Statten geht, welches dann eine Ungleichheit der Bastfasern zur Folge hat, vieler andern Nachtheile nicht zu gedenken, welche alle bey der Wasserröste wegfallen. Dem Vf. waren sie auch keineswegs unbekannt: denn er giebt solche bey der Thauröste des Hanfes genau an. — Der Tabak hätte wohl mit gröfserm Rechte unter den Fabrikpflanzen abgehandelt werden sollen, da der Saamengewinn nur beym asiatischen Tabak Statt findet, und im Grunde eine blofse Nebensache ist. — Das *zweyte* Hauptstück handelt vom Anbau und der Gewinnung der Gewürzpflanzen, nämlich des Kümmels, Fenchels, Anises, Corianders, Senfes und Hopfens. Der Vollständigkeit halber hätte wohl auch des Basilienkrautes, Thymians, Majorans u. s. w. gedacht werden sollen, da sie als Gewürzpflanzen ebenfalls ein wichtiger Gegenstand des Handels sind, und in Ansehung des Gewinns die gröfste Aufmerksamkeit verdienen. — Das *dritte* Hauptstück lehrt den Anbau der Arzneypflanzen, und zwar nur der Siebenzeiten, des Schwarzkümmels, des Süfsholzes, der Chamillen und der Rhabarber. Der Alant, Eibisch, die Paeonien, Münze und Raute hingegen, die jetzt von den Droguisten so sehr gesucht werden, und einen so ansehnlichen Gewinn geben, sind ganz übergangen, und doch läfst sich der Anbau mehrerer äufserst vortheilhaft mit einander verbinden. — Das *vierte* Hauptstück giebt Anleitung zur Gewinnung der Fabrikpflanzen, nämlich der syrischen Seidenpflanze, des Waid, Wau, Safflor, Saffran, der Färberröthe und der Weberdisteln. Uebergangen sind die Scharte, die Skorzonere und die Zichorie, und doch machen letztere beide einen wichtigen Handelsartikel aus und lohnen den Anbau reichlich. So sehr auch die syrische Seidenpflanze als Surrogat der Baumwollenstaude zur Anpflanzung empfohlen worden ist, so ist doch die Ausbeute an Seide nicht grofs: denn in vielen Jahren setzt sie oft gar keine Saamenkapseln an. Und was den Bast der Stengel betrifft, so will das Rösten derselben niemals recht gelingen. Rec. hat sowohl die Wasser- als Thauröste versucht, allein keine war vermögend, die Oberhaut zu zerstören, ohne dafs nicht auch die Bastfasern mit zerstört worden wären. — Im *fünften* Hauptstücke endlich, wo über den Anbau und die Gewinnung der Futterpflanzen Unterricht ertheilt werden sollte, ist blofs vom Kanariensaamen gehandelt worden. Mit gleichem Rechte hätte auch die Cultur der Hirse unter diesen Abschnitt gebracht werden können.

Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige ergiebt sich, dafs der Vf. das Prädicat der Vollständigkeit für seine Schrift keineswegs in Anspruch nehmen kann; allein er hat den Werth derselben dadurch zu erhöhen gesucht, dafs er fast jedem Artikel eine Berechnung des Aufwandes und Ertrages beygefügt hat. Genau sind diese Berechnungen freylich nicht, und sie verrathen überall einen Mangel an Praxis: denn nirgends sind die Einsammlungs- oder Aerntekosten, Drescherlohn u. dgl. in Anschlag gebracht; indessen können sie doch — *mutatis mutandis* — als Basis zur Ausmittelung des wirklichen Ertrages dienen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 29sten Julius starb zu Reinerz in Schlesien im Bade der privatisirende Gelehrte *Karl Christian Traugott (Teuthold) Heinze* an der Schwindsucht, geb. am 25sten März 1765 zu Stargard, einem Dorfe in der Herrschaft Amtiz bey Guben in der Niederlausitz. Er hat sich als Freund und Beförderer der altdeutschen Literatur schon vor mehrern Jahren und bis an sein Ende bekannt gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann.* — *Ein und vierzigster* Band. 1810. (2 Rthlr. 9 gr.) — *Zwey und vierzigster* Band. 1810. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Der 41ste Band enthält: 1) *T. Speeleveldt's*, Mitglieds der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften, *Briefe über die Insel Walcheren.* Aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet (136 S.). 2) *Meermann's*, Herrn *von Dalem* und *Vuren Reisen durch den Norden und Nordosten von Europa* in den Jahren 1797 bis 1800. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Rühs. Erster* Theil (406 S.). Der *zweyte* und *letzte* Theil ist in dem 42sten Bande der Bibliothek enthalten (668 S.). Wir handeln zuerst von *Speeleveldt's* Briefen. Sie haben von der Briefform nichts als die Ueberschriften, und die 24 Briefe, worein das Werkchen getheilt ist, könnten mit gleichem Rechte Abschnitte genannt werden. Sie kamen im J. 1808 heraus, also ein Jahr vorher, ehe die Engländer die Insel Walcheren eroberten, welche sie aber noch in demselben Jahre (1809) wieder zu verlassen genöthigt wurden. Alle die Verbesserungen, wodurch die Franzosen nachher den Hafen von Vlissingen gegen einen feindlichen Ueberfall gesichert haben, können hier noch nicht angeführt seyn. Aber es müssen die Briefe, welche 1808 gedruckt sind, vor dem 11ten November 1807 geschrieben seyn. Denn an diesem Tage wurde Vlissingen mit einem Umkreise von 1860 Metern an Frankreich abgetreten, und von dieser Abtretung geschieht nirgends in dem Briefe Meldung. Was also von der fehlerhaften Einrichtung der Schiffsdocke zu Vlissingen gesagt wird (Br. 2.), gilt von der Zeit, da dieser Hafen noch in den Händen der Holländer war. Zur richtigen Würdigung der Briefe ist diese Bemerkung, womit wir den Vorbericht des Herausg., Hn. *Ehrmann*, ergänzen, nicht ohne Nutzen. Eine systematische und vollständige Beschreibung der Insel sucht man hier vergebens. Auch findet man nichts, was zur eigentlichen Statistik gezogen werden kann, keine Nachrichten von der Bevölkerung der Insel, der Regierung und Verwaltung, der Gerichtsverfassung, der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben u. dgl. m. Aber einzelne Bemerkungen über den physischen Zustand, die Luft, den Boden, die Alterthümer, die Sitten der Einwohner sind schätzbar, und gewähren eine unterhaltende Lectüre. Wir wollen einige Proben davon mittheilen (Br. 5.). In Vlissingen werden Hökenweiber, die betrügerisches Maafs gebraucht haben, in einen grofsen eisernen Käfig herumgedreht oder getrillt, eine barbarische Strafe, wogegen der Vf. mehr declamirt, als der Herausg. für gut gefunden hat, zu übersetzen. Wenn (S. 27.) gesagt wird, dafs das Weib, nachdem sie sich auf den eisernen Stuhl gesetzt hat, auf das *allerschönste* herumgedreht sey, so ist das wohl ein Druckfehler statt *allerschnellste.* Beyläufig gedenken wir noch eines andern Druckfehlers (S. 73.), wo in den Worten: *welche* (Nachforschungen) *in dem gegenwärtigen Zustand von Zeeland dem Publicum mitgetheilt werden sind*, es hätte bemerklich gemacht werden sollen, dafs *gegenw. Zust. von Zeel.* der Titel eines Buches ist, wovon, so wie von andern Citaten, eine nähere Anzeige dem Leser willkommen gewesen seyn würde. — (Br. 6.) Die Dichtergaben der Madame *Wolf* und des Hn. *Bellamy* können wir nach den mitgetheilten Proben nicht so hoch anschlagen, als der Vf. — (Br. 7.) Von den Dämmen, die den ganzen Umfang der Insel einfassen und sich an die Dünen anschliessen. Jene sind rund um Vlissingen 14 bis 15 Fuss hoch über das gewöhnliche Wasser. Da der Seestrand und die Dünen immer mehr abnehmen, so hat man an allen den Stellen, welche am meisten von dem Meere bestürmt werden, eine Art von Vorgebirgen oder vorspringenden Dämmen angelegt, an welchen sich die Wogen brechen. Sie bestehn aus einem dicht in einander geschlagenen Pfahlwerke, das durch Klammern unter sich verbunden, und auf dem Boden der See mit Faschinen und schweren Steinen angefüllt ist, und gehen rings um die Insel herum. — (Br. 8.) Am gefährlichsten ist diesen Dämmen der Pfahlwurm, welcher indefs nach den Versicherungen, die der Vf. an mehreren Orten erhielt, sehr abgenommen hat, und welchen der Vf. selbst in den Dämmen bey Vlissingen nicht hat auffinden können. — (Br. 9.) Der Meeresstrand und die Dünen nehmen immer mehr ab, und die Gefahr ist gröfser, als man sie sich gemeiniglich vorstellt. Der Vf. war selbst Zeuge, dafs im J. 1805 u. 1806 zwischen Vlissingen und Westkapelle verschiedene Dünen bis auf 6 Fuss von dem Meere weggespült wurden. Da die bisherigen Mittel, dem Vordringen der See zu steuern, vergeblich gewesen sind, und andere, die vorgeschlagen worden, nicht

nicht ausführbar find, so wundert sich der Vf. über die Anhänglichkeit der Einwohner an den vaterländischen Boden, und findet ähnliche Beyspiele in andern Ländern. — (Br. 11.) Die Stadt Middelburg liegt seit dem Anwachs des Jooslandes an der Ostseite der Insel, mehr landeinwärts, als ehemals, und ist hierdurch und durch die Zeitumstände sehr heruntergekommen. Der Ort ist auch weniger gesund, als Vlissingen. Da Middelburg und Vlissingen vielen Sklavenhandel trieben, so wird davon im 12ten Br. gesprochen, und dieser Handel als ein die Menschheit entehrender getadelt. — (Br. 15.) Dornburg, für die Liebhaber der vaterländischen Antiquitäten ein merkwürdiger Ort, wo ausser den Ueberbleibseln des Tempels der Göttin Nehalennia auch Inschriften aus den Zeiten der Römer ihre ehemalige Wichtigkeit, und den daselbst blühenden Handel bezeugen. Die Nachrichten, welche *Smallegange* davon gegeben, werden für zuverlässiger gehalten, als die von *van der Sloot*. Dass die unbekannte Göttin Nehalennia, die auf mehreren Steinen abgebildet ist, keine griechische oder römische, sondern locale Gottheit sey, hätte auch daraus bewiesen werden können, weil ihr Kopfputz mit dem, welchen man noch jetzt in Nord-Holland trägt, viele Aehnlichkeit hat. — (Br. 18. 19.) Arnemuiden hat sehr abwechselnde Schicksale erfahren. Im 17ten Jahrh. war die Stadt sehr blühend, und Flotten aus allen Theilen der Christenheit liefen in den Hafen. Allein in den Jahren 1645 bis 1671 ward durch Anschwemmung die Rhede zernichtet, und es entstand eine neue Strecke Landes, das Joosland, zwischen welchem und der Insel Walcheren nur ein schmaler Kanal offen gelassen wurde. Jetzt nähren sich die Einwohner vom Garneelenfange, sind übrigens gesund und munter, und frey von den Lastern, die in grossen Handelsstädten zu herrschen pflegen. — (Br. 20.) Die kleinen runden Hügel, Terpen oder Vliedberg genannt, scheinen nicht zu Zufluchtsörtern, sondern zu Begräbnissplätzen bestimmt gewesen zu seyn, obgleich man bey dem Nachgraben weder Aschenkrüge noch andere Ueberbleibsel, diese Vermuthung zu begründen, gefunden hat. Die Urnen, Thränenkrüge und Todtenlampen, welche man bey der Entdeckung der Dornburgischen Alterthümer vorgefunden hat, schreiben sich aus den Zeiten der Römer her. Zur Zeit der Ueberschwemmung, und diese konnte sehr oft eintreten, denn die Insel im Durchschnitt liegt ungefähr drey Fuss tiefer, als die Oberfläche des Meers, mögen diese Hügel auch zu Sicherheitsörtern gedient haben. Durch die englische Expedition 1809 ist die Insel wegen des ungesunden Klima's sehr berüchtigt worden. — (Br. 21.) Mehrere Zeugnisse, welche die Insel als das Grab der Fremden darstellen, werden angeführt. Obgleich die Eingebornen die Gesundheit der Luft, welche sie einathmen, rühmen, so ist doch gewiss, dass die Witterung unbeständig, die Winde sehr veränderlich, die Seewinde feucht, die Landwinde kalt sind, die Luft wegen der niedrigen Lage des Bodens dick, und den meisten, besonders den empfindlichen N[...] nachtheilig ist. Dazu kommen die Ausdü[...] des sumpfigen Landes, und der durch die [...] neueren Zeiten vermehrten Baumanpflanzu[...] hinderte freye Luftzug. Uebrigens ist Vliss[...] sünder als Middelburg. — (Br. 22.) Die [...] Erdfälle am Rande der Meeresufer, und auc[...] im Lande, haben ihren Grund in dem Unte[...] des Meeres und den unterirdischen Wasser[...] Sie haben aber durch die Verschlämmung [...] wässer längs der Insel hin und durch die Er[...] des Meeresbodens am Ufer gar sehr abgeno[...] Von den Früchten, welche die Insel herv[...] wollen wir nur diese Bemerkung des Vfs. [...] dass sie nicht so schmackhaft sind, als die in [...] Gegenden Hollands. — (B. 23.) Wenn wir de[...] glauben sollen, so sind die Insulaner von Wal[...] in neueren Zeiten eben so, wie alle anderen Hol[...] der, ausgeartet. Sollte diese Klage gegründet [...] oder ist sie nicht wenigstens übertrieben?

Wir kommen jetzt zu den Reisen des Hn. [...] *mann's*, die von dem Hn. Prof. *Rühs*, dem [...] chen Kenner der skandinavischen Geschichte und [...] teratur, übersetzt, und mit Anmerkungen begle[...] sind. Das Original ist von einem andern Recen[...] ten (A. L. Z. 1807. Nr. 247.) angezeigt. Der gege[...] wärtige kann sich nicht damit begnügen, a[...] hung des Inhalts auf jene Recension zu verwei[...] sondern er glaubt, dem Leser einen Gefallen [...] zeigen, wenn er die gemachte Tour umständlich [...] beschreibt, und noch mehrere Ansichten und U[...] theile eines so kenntnissreichen Reisenden aushe[...] wobey es sich von selbst versteht, dass die in je[...] Recension befindlichen Auszüge in dieser nicht [...] derholt werden. Die Länder Dänemark, Schwe[...] Russland und Preussen haben in der neueste[...] Ge[...]schichte eine so ausgezeichnete Wichtigkeit erhal[...] dass der in diesen Reisen geschilderte Zustand der[...] ben gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, auch [...] noch, wenn er gleich seitdem manche Veränder[...] erlitten hat, hohes Interesse hat. Der Vf. begi[...] mit dem bey Lübeck gelegenen Dorfe Schwa[...] und reiset über Eutin, Plön, Kiel, Ren[...] Schleswig nach dem kleinen Belt, und geh[...] quer über die Insel Fünen nach Seeland. Hier [...] er Excursionen in das nördliche und südliche Se[...] von Kopenhagen aus, wo er 1797 u. 1798 sieben M[...] nate weilte, die vornehmsten Städte, einige zw[...] mal, auch die Inseln Amager oder Amar und Mo[...] besuchte, und von Helsingör über den Sund n[...] Helsingburg in Schweden fuhr. Von Gothenbu[...] machte er einen Abstecher nach Norwegen. Er k[...] aber in diesem Lande nicht weiter als bis Christia[...] In Schweden, wo er sich acht Monate aufhielt, w[...] von sechs auf seinen zweymonatlichen Aufenthalt [...] Stockholm kommen, besuchte er die Provinzen We[...] gothland, Nerika, Westmanland, Dalekarlien, G[...] strik, Upland, Södermanland, Ostgothland, Bleking[...] Schonen. Falun und Gefle sind die nördlichste[...] Punkte, die er gesehen hat. Die schönen Gegende[...]

an den Binnenseen, Wener, Wetter, Hielmaren, Mäler, und die an ihnen gelegenen Städte mussten einen für alles, was die Natur und Kunst Schönes aufzuweisen hat, so empfänglichen Reisenden, als Hr. *Meermann* ist, nothwendig an sich ziehen. Er schiffte sich in Neu-Geisselhamm in Upland ein, um auf dem kürzesten Wege zur See über Aland nach Finnland zu kommen, und reiste längs der Küste über Åbo, Helsingfors, Borgo, Friderichsham, nach St. Petersburg. Er verlebte anderthalb Jahr in Russland, die meiste Zeit in der Hauptstadt. Jedoch hat er seine Reise bis nach Moskau ausgedehnt, auch Novogorod und andere Oerter zwischen den beiden Hauptstädten des grossen Reiches gesehen. Ueber Narva, Riga, Mitau, Libau gelangte er zu den preussischen Staaten. Als er über Königsberg, Danzig, Marienburg, Graudenz, Kulm nach Thorn gekommen war, wandelte ihn die Lust an, Warschau zu sehen. Er blieb hier aber nicht lange über einen Monat. Mit seiner Ankunft in Posen schliesst die Uebersetzung, aber nicht das Original. Denn dieses enthält, zufolge der vorher angeführten Recension, eine Fortsetzung der Reise durch die deutschen Länder an der Ostsee, vielleicht bis in das Vaterland des Vfs. Der Uebers. hat nämlich, wie auch Hr. *Ehrmann* in dem Vorberichte gesteht, die Urschrift hin und wieder abgekürzt, und das Bekannte und allzu Weitschweifige weggeschnitten. Beyspiele davon hat er auch selbst angezeigt. Th. 2. S. 332. hat er verschiedenes weggelassen, was in *Storch's* Gemälden von Petersburg zu lesen ist. — S. 467. ist die 11 Seiten lange Erzählung von Bestechlichkeit des Stadtmagistrats in Moskau, und wovon der Vf. selbst in einem Processe die Erfahrung machte, in der Uebersetzung auf so viele Zeilen eingeengt worden. In der Vergleichung der Recension des Originals mit der Uebersetzung sind uns auch Exempel solcher vorgenommenen Abkürzung aufgestossen, die uns aufs neue in der Meinung bestärkt haben, dass das Epitomiren oft in eine Verkrüppelung ausarte. Th. 1. S. 155. *Zu Helsingör haben fast alle Nationen zur Besorgung ihrer Angelegenheiten ihre Consuls, selbst die Juden.* Wie können die Juden unter den Nationen einen Platz einnehmen? Der Uebers. hat von dem Originale etwas weggelassen, welches zur Vervollständigung des Sinnes unentbehrlich war, und in der Recension aufbewahrt ist. *Unter den Consuln ward auch ein Jude als Agent für etwanige türkisch-griechische Schiffe genannt.* — S. 399. werden Stühle erwähnt, die der vorige König (Gustav III.) selbst gemalt hat. Aus der Recens. lernt man, dass es die *weiss atlassne Ueberzüge* der Stühle waren, die der König gemalt hat. — Th. 2. S. 26. Von der Bibliothek in Linköping: *Ein Geistlicher hatte etwa 20 Handschriften in Folio hieher geschenkt, die meistens Uebersetzungen guter auswärtiger Werke enthalten.* Weit merkwürdiger ist dieses Geschenk nach dem, was der Rec. aus dem Originale davon berichtet. Denn 1) sind es nicht zwanzig, sondern *achtzig* Folianten handschriftlicher Uebersetzungen von allerhand ausländischen Werken, z. B. von *Lavater's* Physiognomie; 2) dadurch zeichnet sich dieses Geschenk vorzüglich aus, dass es die Arbeit eines *einzigen* Mannes, eines Geistlichen in Linköping, ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, im Kunst- und Industrie-Compt.: *Charaktere*, oder *Gemälde nach dem Leben.* Von *Ludwig Schubart.* 1810. 214 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese kleine Schrift enthält *acht* Rubriken mit folgenden Ueberschriften: *Ein altdeutscher Kaufmann. Ein Landedelmann. Ein Spieler. Ein junger Britte. Ein Quasi-Kapellmeister. Ein Mädchen. Ein Jüngling. Mein Grossvater.* Schon diese Ankündigungen lassen vermuthen, dass der Vf. einen andern Weg, als *Theophrast* und *La Bruyere*, betreten habe, und so ist es in der That. Jene gehen von etwas *Allgemeinen*, *einer moralischen Eigenschaft* aus, deren Aeusserungen im Leben sie in treffenden, von mehrern Individuen zusammengeborgten Zügen darstellen; unser Vf. hat es mit *Personen* zu thun, deren äusseres Ansehn und Haltung, ihre Gesinnungen, Bildungsgeschichte, Umgebungen und Eigenheiten er schildert. Das letzte und bey weitem am besten gerathene Gemälde von des Vfs. Grosvater, dem Stadtpfarrer einer kleinen Reichsstadt und Vater des bekannten Dichters auf Hohenasperg, überzeugte Rec. durch manchen eingemischten historischen Umstand, dass der Vf. in seinen Gemälden, wenigstens zum Theil, wirklich vorhandene Originale gezeichnet habe, was ihm anfangs, der Ungewöhnlichkeit der Sache wegen, nicht wahrscheinlich vorkam. Er selbst äussert sich im Eingange des ersten Gemäldes auf folgende Weise: „So wie in einer Gemälde-Gallerie ein wohlausgeführtes Charakterstück, selbst wenn man das Original nicht kennt, seinen Werth so gut hat, wie das idealische Kunstwerk, besonders wenn der Künstler mit Aehnlichkeit und Natur Idealität zu verbinden gewusst hat; eben so lassen sich Gemälde aus dem Leben bis zum Kunstwerth steigern, wenn der Schriftsteller Originale wählt und solche zu generalisiren versteht." Ohne uns bey diesem, unter gewissen Modificationen allerdings gegründeten Satze näher zu verweilen, bemerken wir nur, dass dem Vf. die Ausführung nicht sonderlich geglückt ist, und dass er für seine Person besser gethan hätte, als Sittenzeichner ganz den Standpunkt des Historikers zu nehmen, wobey freylich manche bittere und harte Wendung den Umständen nach zu beseitigen gewesen wäre. Sobald der Vf. jenen historischen Standpunkt verläst, zeigt er sich so durchaus schwankend und unsicher, neigt sich oft auf eine so sichtbare und so wenig lobenswerthe Weise zum Idealisiren hin, dass sein Gemälde weder historische noch ästhetische Wahrheit behält, und der Leser daran nothwendig irre werden muss. Oder wer könnte wohl an folgendem Gemälde eines Mädchens Ge-

Gefallen finden (S. 118.): „Sie erinnert beym ersten Anblick an die holden Idyllenkinder der Bibel — an Salomons jüngste der Töchter Israel, an Homers Nausicaa mit ihren schüchternen Nymphen am beblümten Ufer des silberwirbelnden Stromes; an Theokrits und Gessners reizende Hirtenkinder, spielend mit den jüngsten ihrer Lämmer, und von Wohlwollen und Liebe singend, im Blüthendunkel des Apfelbaums. — Sie ist die Anmuth, die Grazie selbst; und weiss doch so wenig darum — will doch so wenig davon wissen, dass sie zürnt bey der geringsten Anspielung darauf. Nur *reine freye Natur* will sie seyn; will bey all' ihren Vorzügen, bey all ihrer Bildung so wenig die Reize ihres Geistes, wie ihres Körpers merken lassen, und besiegt eben *dadurch* alle Männerherzen. Das Blümchen *Wunderhold* blüht täglich, wie das erste Veilchen, an ihrem weissen, zart aufknospenden Busen: ihr Auge strahlt Siriusglut (!!), wenn es Liebe, Mitleid, Wohlwollen spricht; nur Güte kann aus *diesem* Munde kommen, wie Thau aus dem Schooss der Morgenröthe. — Schlank ist ihr Wuchs, zart ihr Fuss, geflügelt ihre Bewegung. Wie die schlanke Mayenblume bescheiden unter ihren hochfarbigen Schwestern steht und Balsam verhaucht: so steht *sie* unter ihren Gespielen — will sich bergen unter der Menge, und wird auf den ersten Blick erkannt. Schwarze Locken umspielen ihr Haupt — aus ihnen springt, wie Elfenbein, die lichte Stirn hervor. Klein und sanft gebogen (ist) die zierlich geformte Nase; einer Rosenknospe gleich der Mund — unwiderstehlich, wenn er lächelt, wenn die perlengleichen Zähne zwischen dem glühenden Roth der geöffneten Lippen hervorschimmern. Ein leichtes Grübchen sitzt in der Mitte des weichgerundeten Kinns — wie etwa ein fallender Thautropfen auf dem Spiegel des Teichs (??). Ihre schwarzen Augen glänzen wie Mondlicht unter den leicht geschweiften Bogen: in ihnen lebt und waltet die Seele des sittsamen Mädchens wie ein Gott in seinem Olymp. — Wer kann diese Augen schildern, wenn sie ihre beredte Sprache beginnen, oder wenn Empfindung aus ihnen spricht? Diess reine feuergleiche Dunkelhell; diese Seitenblicke der Liebe; diess Aufbeten zum Himmel; diess Niederschmachten zur Erde; diess Hinausblitzen in Gottes weite schöne Natur; diese frohe Kühnheit des Blicks, wo es Wahrheit, Grösse, Tugend gilt; diess halbe Zürnen, diess niedergesenkte Entfliehen, wo ihre seltnen Vorzüge zur Sprache kommen." In diesem Tone geht es noch mehrere Seiten fort: denn der Vf. hat den Farbentopf nicht umsonst zur Hand genommen; er verbraucht ihn bis auf die letzten Reste.

Von demselben Geiste eingegeben ist die Schilderung, mit der Ueberschrift: *ein Jüngling*, und zum Theil auch: *der junge Britte;* in den übrigen aber werden Originale, die im wirklichen Leben wohl so ziemlich verschollen und antiquirt sind, grösstentheils mit so äusserst derben karikaturmässigen Pinselstrichen gezeichnet, dass der Leser, von allem ruhigen ästhetischen Wohlgefallen fern, verwundert fragen muss: Wer ist der Mann? Wir wollen unsern Lesern auch von dieser Gattung ein Pröbchen mittheilen. „Ein Landedelmann (so beginnt S. 18. das zweyte Charakterstück) reitet das Jahr über ein halb dutzendmal zur Stadt — begleitet von seinem Stallmeister (einem Exstudenten) und seinem Kammerdiener — (einem Exfriseur); mit deren Zuziehung er seine Bedürfnisse einkauft; sich die Komödie, die öffentlichen Plätze und die brillantesten Boutiquen besieht; ein stattliches Mahl einnimmt und des andern Morgens wieder in seine Burg zurücktrabt. Wo er irgend auftreten mag, da bleiben die Leute aller Klassen stehen, und gaffen seinen possierlichen Aufzug, und den seiner Begleiter an. — Er ist schon bey Jahren, sieht aber noch frisch, wie der heiterste Herbsttag, aus. Er trägt eine gelbe Perücke (Perucken tragen fast alle Personen des Vfs.), deren dünn auslaufender Zopf ihm bis auf die Hüften hinabreicht; eine grüne, mit Gold bordirte, Reisemütze, mit goldenem herabhängendem Klunker; grünen weiten Rock mit kleinen Stahlknöpfen; rothe, breit mit Gold besetzte Weste, worin er sein Geld führt; gelblederne Beinkleider; steife, vorn abgestutzte Kappenstiefeln mit schweren silbernen Sporen; eine Klatschpeitsche. Sein Gesicht ist voll Ausdruck und verräth kühne Entschlossenheit; die Nase spitz und hervorspringend; das Auge blau, feuervoll, herausquellend u. s. f." Unsere Leser mögen entscheiden, was mit einem solchen Gemälde anzufangen, und wie die Generalisirung dem Vf. gelungen sey. Die Ungleichheit seiner Schreibart wird man ebenfalls aus diesen Proben erkannt haben; indess möchte dieser Fehler noch immer hingehen, wenn sie nicht im Ganzen genommen auch matt, ohne rechten Geist und langweilend wäre.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der Kaiser von Oesterreich hat den Domherrn des Fünfkirchner Domcapitels und Professor des Kirchenrechts an der Universität zu Pesth, Hrn. *Michael v. Korbélyi*, wegen seiner Verdienste im geistlichen und Schulfache zum Abte von Szer - Monostor ernannt.

Hr. Professor *Matthias Sennovitz* zu Eperies in Ungern ist von der Wetterauischen Societät für die Naturkunde zum correspondirenden Mitgliede aufgenommen worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October, 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Da der Vf. sich in den Residenzstädten Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg und Warschau sehr lange aufgehalten, durch seinen Stand und sein Vermögen an den Höfen und in den vornehmsten Häusern eine gute Aufnahme gefunden hat, so muss man bey der Lesung des Buchs sich daran erinnern, dass zu seiner Zeit Christian VII. in Kopenhagen, Gustav IV. in Stockholm, Paul in Petersburg regierte, und Warschau in der Zerstückelung der Republik, an Preussen gefallen war. Wir wollen jetzt von den unsrer Meinung nach vorzüglich wichtigen Nachrichten einige unsern Lesern zur Ergänzung der Recension von dem Originale mittheilen. Th. 1. S. 18. die deutschen Staaten des Königs von Dänemark bieten in jeder Hinsicht alle Zeichen der Wohlhabenheit dar. — S. 44. Die Aufrichtigkeit der Dänen wird gegen die Beschuldigung der Schweden, dass sie falsch sind, in Schutz genommen, nicht so ihre Schwerfälligkeit und ihr Eigensinn. — S. 48. Das Zuchthaus in Kopenhagen hält 400 Züchtlinge, die nur von vier Personen bewacht werden, und keine Lust bezeugen, sich selbst zu befreyen. Sie werden mit einer Menschlichkeit behandelt, die gegen die Behandlungsart im Wiener Zuchthause sehr absticht, so wie auch die Ordnung, Aufsicht und Sauberkeit in jenem gerade das Gegentheil von dem ist, was der Vf. in diesem bemerkte. S. 36. An dem Schulmeister-Seminarium daselbst wird getadelt, dass die religiöse Bildung der Seminaristen zu sehr nach den neueren Ansichten gemodelt werde; und der Vf. befürchtet schlimme Folgen von der alles wegerklärenden Exegese in den Gemüthern der Bauern. Auch sonst hat der Vf. sein Missfallen über die jetzige Bearbeitung der Theologie in Deutschland zu erkennen gegeben. — S. 74. bemerkt er, dass die dänische Regierung sich nicht stark genug fühle, der neuen theologischen Aufklärung durch Mittel, die sonst in der Gewalt einer jeden Regierung sind, entgegen zu wirken. Hier möchte man fragen, welchen Damm die Regierungen dem Strome der Volksmeinung entgegen setzen können? S. 345. klagt er dass der christliche Deismus Deutschlands zu viele Anhänger in Dänemark findet, und lobt Schweden, dass in dem Lande die Saat, die einer und der andere hieher zu verpflanzen wünschet, im Keime erstickt wird. Der philosophische Modegeschmack, in welchem ein junger lutherischer Prediger in Moskau predigte, ist ihm unausstehlich (Th. 2. S. 434.). — S. 58. Das theologische Examen, was der Vf. in Kopenhagen anhörte, giebt keine grossen Begriffe von der Geschicklichkeit der dänischen Candidaten. — S. 77. einige Anekdoten den König Christian VII. betreffend. Aber über den wahren Zustand des Monarchen sprach man nicht in den höhern Cirkeln; und in diesen war der Umgang des Vfs. — S. 82. Das Ceremoniel am dänischen Hofe ist sehr einfach, und wenige Höfe sind auf einen so mässigen und so wenig kostspieligen Fuss eingerichtet. — S. 92. Als der Vf. in Dänemark war, standen die Banknoten mit dem baaren Gelde *al pari*, und die Nationalschuld war seit 1787 nicht vermehrt. Wie hat sich doch der Zustand des Landes nachher so sehr verschlimmert! — S. 106. Der letzte Besuch der Engländer vor Dänemarks Hauptstadt hat bewiesen, was trotz der Tapferkeit der Dänen ein geübter und mächtiger Feind gegen ihre ganze durch die Landbatterie unterstützte Flotte auszurichten im Stande war. Der Vf. zielet auf die Seeschlacht bey Kopenhagen, die Nelson 1801 am 2. April gegen die Dänen gewonnen. — S. 107. Weil auf der Insel Amagar oder Amak seit beynahe drey Jahrhunderten eine holländische Colonie angesiedelt ist, so wird die Geschichte derselben sehr umständlich erzählt. — S. 124. Auf der Insel Moen lebte im Zuchthause, wie dem Vf. gesagt wurde, eine natürliche Tochter Christians VI. Dass diese Person eine Betrügerin sey, hat der Uebersetzer in einer Beylage zum *zweyten* Theil aus einem dänischen Schriftsteller dargethan. — Der Vf. hat nicht bloss die vornehmsten Gebäude, Sammlungen, Institute, Fabriken u. s. w. in den von ihm besuchten Städten, sondern auch die umliegende Gegend, Schlösser und andere merkwürdigen Plätze beschrieben. Er bereiste daher auch die Landsitze sowohl im südlichen als nördlichen Seeland (S. 131.). Zu den schönsten rechnet er das weitläuftige Landgut des Hn. v. Konink Drotninggaard, welches er auch Dronninggaard schreibt (S. 135.). Hr. *v. Ramdohr* in seinen Studien auf einer Reise nach Dänemark (S. 218.), nennet es Dromigaard. Es hatte aber nicht das Glück ihm in Ganzen zu gefallen. — Die Beschreibung der in Jägerpreis, einem Gute des Prinzen Friederich zum

zum Andenken verdienstvoller Männer, insbesondere Dänen, gesetzten Monumente (S. 139.), hat uns desto mehr angezogen, weil wir uns nicht erinnern, dass *Ramdohr* a. a. O. und *Andersen* Fussreise durch Seeland derselben gedacht haben. — S. 160. Wie man sich zu einer Reise in Schweden einzurichten habe, und von den dortigen Posten. — S. 167. Die schwedischen Reichsschuldzettel verloren 1797 gegen baares Geld ungefähr 10 Procent, sanken im folgenden Jahre weit tiefer. — S. 206. Das Waisenhaus und die Armen-Anstalten zu Christiania haben den Anschein von *Schmutzigkeit*. Dieses undeutsche Wort bitten wir dem Uebersetzer zu verzeihen, noch mehr aber, dass er (S. 273.) das holländische *Paus* für *Papst* hat stehen lassen. — S. 209. Ausser der einzigen Buchdruckerey in Christiania, die nicht mehr als vier Arbeiter beschäftiget, giebt es in ganz Norwegen nur drey andre, und es würde jenem Buchdrucker so wenig, als dem einzigen Buchhändler daselbst unmöglich seyn, von diesem Geschäfte allein zu bestehen. Doch dieses wird sich, wenn die neue Universität gedeihet, bald ändern. — S. 214. In den allgemeinen Bemerkungen über Norwegen steht unter den Klagen der Einwohner die über den Mangel einer Universität oben an. Dass dieser nun abgeholfen worden ist, ist bekannt. — S. 228. In Mariestad hatte der Vf. einen Vorfall, woraus der Reisende die Folgerung ziehen mag, dass das Anerbieten, die Fremden in Privathäuser aufzunehmen, nicht immer ohne uneigennützige Absichten der Besitzer in Schweden geschah. — S. 239. Von den schwedischen Städten wird überhaupt das Urtheil gefällt, dass sie hässlich und schmutzig sind. In Westerås, wo der Vf. spät in der Nacht ankam, und alle Lichter ausgelöscht waren, waren doch alle Hausthüren offen, und er vermuthet dass auch die Stubenthüren nicht verschlossen waren. In welcher Stadt Deutschlands wird man wohl dasselbe antreffen? — S. 294. Der Fleiss der Studirenden in Upsala wird nicht sonderlich gerühmt, auch sollen wenige von Adel die Universität besuchen, und die, welche da sind, sich mehr auf die Künste und Leibesübungen, als auf die Wissenschaften legen. Auch in der Hauptstadt ist keine grosse Liebe zu den Wissenschaften bemerkbar (S. 353.). Die treffliche Gruppe Amor und Psyche steht noch seit 20 Jahren unverkauft in der Werkstätte des grossen Bildhauers, Sergel (S. 364.). — S. 320. Der Schwede, ob er gleich durch das rauhe Klima abgehärtet wird, ist doch rheumatischen und andern Uebeln unterworfen, hüllet sich schon im Spätherbst in Pelze, schläft in eingeheizten Zimmern. Die Winter sollen in Schweden seit einiger Zeit kürzer, gelinder und unregelmässiger geworden seyn. — S. 321. Das Essen bey den besten Speisewirthen in Stockholm ist schlecht, an Gemüsen ist Mangel, die Landseen sind nicht sehr fischreich. Häringe werden in unbeschreiblicher Menge verzehrt. Auf dem Lande lebt man grösstentheils von Milch mit Brod. Das schwedische Nationalbrod, Knakkebro genannt, konnte der Vf. nicht geniessen. Weizenbrod ist ausser den Städten selten, noch seltner Wein, der durch Bier und Branntwein ersetzt wird. — Die Listen der unehelichen Geburten von 1769 bis 1789, und vom J. 1798 (S. 330.) beweisen die zunehmende Unkeuschheit in Stockholm, auch klagt man über zunehmende Diebereyen; und die Trunkenheit wird als ein allgemeines Laster angegeben. — S. 345. Es gereicht der schwedischen Nation zur Ehre, dass seitdem *Howard* den schlechten Zustand der Gefängnisse im Lande aufgedeckt hat, Verbesserungen darin gemacht sind. — S. 373. Die Vermählungsfeyerlichkeiten des Königs Gustav IV. mit der Prinzessin von Baden, denen der Vf. beywohnte, werden beschrieben. An dem Könige lobt er (S. 383.) Festigkeit des Charakters, verbunden mit einem redlichen und Gerechtigkeit liebenden Herzen. — S. 395. Der Land- und Seekadetten-Schule, die auf dem ehemaligen Schlosse Karlberg errichtet ist, wird in Hinsicht der Ordnung und äusserlichen Erziehung kein vorzügliches Lob gegeben. Bey der ganzen Einrichtung ist nicht viel auf Reinlichkeit gesehen.

Th. 2. S. 7. Naturforscher kennen das Prachtwerk: *Museum Carlsonianum*, von *Sparrman* herausgegeben, das mit ähnlichen, die in Frankreich und England herausgekommen sind, wetteifern kann. Der Vf. besuchte den nachher verstorbenen Besitzer der darin beschriebenen Vögelsammlung, den Kriegsminister Carlsson auf seinem Landsitze Målby unweit Gripsholm, und wurde durch die freundschaftliche Aufnahme und vielen Sehenswürdigkeiten für die schlechten Wege dahin entschädigt. — S. 21. In Norrköping sind Fabriken in Tuch- und andern Weberwaaren. Aber der Wohlstand der Stadt nimmt nicht zu, Schifffahrt und Handlung sind von geringer Bedeutsamkeit, und verschiedene Fabriken sind bereits eingegangen. — S. 30. Das Verfahren in der Goldgrube zu Adelfors wird nach eigener Ansicht beschrieben. Sie kostet der Krone weit mehr, als sie einbringt. — S. 34. In Calmar erhielt der Vf. von dem Landshöfding einen Besuch und Einladung zum Mittagsessen, ehe er ihm die Aufwartung gemacht hatte — ein Beweis von der zuvorkommenden Höflichkeit der Schweden gegen Fremde. Einen andern Beweis davon gab ihm der Bürgermeister in Carlscrona (S. 39.), der für die gute Aufnahme in seinem Hause keine Bezahlung annehmen wollte, obgleich er keine Empfehlung an ihn hatte. Also in einer Stadt von 14000 Einwohnern kein Wirthshaus, worin der Vf. abtreten konnte? Der Werft mit den Docken erregte Bewunderung, obgleich einige Zweifel gegen den erwarteten Nutzen nicht gehoben werden. Es arbeiteten nur 400 Mann an dem Werke welches noch lange nicht vollendet ist. Dass 12 Linienschiffe und 10 Fregatten zum Auslaufen bereit lagen, ausser vielen andern die ausgebessert wurden, ward dem Vf. erzählt, wird aber nicht von ihm verbürgt. — S. 52. Was der Vf. auf dem Wege von Carlscrona nach Schonen

nen von der Provinz Blekingen sah, schien ihm nicht den Namen einer schönen Provinz zu verdienen. — S. 56. In Lund eine Bibliothek von 30 bis 40000 Bänden, und ein Professor, der zugleich Eigenthümer einer Buchdruckerey und eines Buchladens ist. — S. 71. Der Wettersee ist einer der lieblichsten Landseen in Schweden, der die schönsten Gegenden in der Runde und die herrlichsten Aussichten darbietet. Aus dem Munde eines Mannes, der Italien bereiset hat, ist dieses ein vollgültiges Zeugniss. — S. 74. Die Landstrasse durch die Insel Åland geht auf einem felsigen Boden, ist vortrefflich, mit vielen Tannen besetzt, und hat nur einzelne fruchtbare Flecken, wo das Korn schön stand. Die Menschen unterscheiden sich im Aeusseren und in der Sprache nicht viel von den Schweden, und sind nicht zahlreich. — S. 80. Åbo, eine todte und unangenehme Stadt. Studenten 200. Professor *Porthan*, der über die Geschichte und Sprache Finnlands viel geschrieben hat, wird sehr gerühmt. — S. 92. In Åbo und Sveaborg wurden dem Vf. alle auf die Scheerenflotte Bezug habende Merkwürdigkeiten gezeigt, wozu ihm die Erlaubniss von der Regierung in Stockholm ertheilt war, und da diese wohl wenigen Reisenden gegeben wird, so gewinnt dadurch seine Beschreibung an Interesse. — S. 96. Die Grenze des schwedischen und russischen Finnlands wurde in Russland anders bestimmt als in Schweden. Als der Vf. im Begriff war, das Land der grössten Sicherheit und persönlichen Freyheit, wie er Schweden charakterisirt, zu verlassen, stellte er sich alle Möglichkeiten vor, womit die Zukunft für ihn schwanger seyn konnte. Von der Strenge, womit der Kaiser Paul regierte, und der grossen Wachsamkeit, womit alle Fremden beobachtet wurden, hat er nichts unangenehmes erfahren. Freylich ward er über die Absicht seiner Reise oft gefragt, seine Antworten protocollirt, um dem Kaiser vorgelegt zu werden, und auch solche unschuldige Gegenstände, als Kirchen sind (S. 131.), wurden ihm nicht ohne Begleitung eines Officiers zu sehen vergönnt. Er ist ihm auch bey dem gewöhnlichen Lever vorgestellt worden, hat aber nicht die Ehre gehabt, dass der Kaiser mit ihm gesprochen. Ausser der Schilderung, die er von diesem sonderbaren Monarchen gegeben hat (S. 280—296.), werden gelegentlich Anekdoten von ihm angeführt, die dem Geschichtschreiber zu empfehlen sind. Von der Schilderung seines Charakters hat der Rec. des Originals schon verschiedenes ausgezeichnet. Hier folgen noch einige zerstreute Züge, um jenes Gemälde vollständiger zu machen. Die Walzer wurden im Winter 1798 durch einen Ukas verboten (S. 176.). — Was bey der Beerdigung seines Vaters Peter III. versäumt war, wollte er auf eine imposante Art vergüten, ohne dabey die zarten Gefühle seiner jungen Kinder zu berücksichtigen (S. 214.). — Die Censur fremder Bücher war zu einer beyspiellosen Strenge gestiegen, und mit den offenbarsten Ungereimtheiten verbunden (S. 227.). — Die Adligen, die zu den Vorstellungen auf dem Theater Billets hatten, durften nur, wenn sie sich mit Krankheit entschuldigen konnten, wegbleiben (S. 270.). — Als der Vf. im November 1799 aus Moskau nach St. Petersburg zurückgekehrt war, ward der Taurische Pallast zu Kasernen für die Garde zu Pferde umgeändert, und er bedauert diese sowohl als andere Umgestaltungen, die aber doch nicht die Absicht erreichten mit den Fehlern der Mutter zugleich ihre grosse Eigenschaften in Vergessenheit zu bringen (S. 273.). — In dem Leben Pauls ist Madame Chevalier eine wichtige Person. Auch ihrer ist gedacht S. 172. — Einige Nachrichten flössen Hochachtung für seinen Charakter ein. Als er die Hospitäler im Quartier von Wiburg besuchen wollte, hatte er vorher das Räuchern verboten, um die natürliche Luft in den Krankenzimmern beurtheilen zu können (S. 187.). — In einem Armenhause hatte der Kaiser den Deutschen eine eigene Kapelle bewilliget, wo die protestantischen Prediger aus der Stadt Gottesdienst hielten, welches die Kaiserin Katharina nie hatte gestatten wollen (S. 189.). — Jedoch genug vom Kaiser Paul. Wir kommen zu dem, was auch in Ansehung Russlands, wo der Vf. 1½ Jahr lebte, die Hauptsache ist, Beschreibung der in Russland gesehenen Merkwürdigkeiten, und Bemerkungen über den Zustand des Landes. — S. 125. An der berühmten Reiterstatue Peters I. wird sowohl die Felsenmasse als die Stellung des Pferdes getadelt, übrigens zugegeben, dass der Bildhauer ein wahres Meisterstück geliefert hat. — S. 142. In Petersburg sterben bis zum 20sten Jahre weniger junge Leute als an andern Orten, hernach aber wird durch den übermässigen Genuss des Branntweins die Sterblichkeit in einem umgekehrten Verhältnisse viel stärker als in irgend einer andern Stadt. — S. 144. Gutmüthigkeit ist den Russen nicht abzusprechen. Die bey dem Erstürmen der festen Städte verübten Excesse werden den allzu despotischen Befehlen zugeschrieben, und doch sollen die Heerführer das Morden und Plündern nicht haben verhindern können. Den Widerspruch sind wir nicht zu heben im Stande. Bestechlichkeit, üppige Lebensart, schlechte Erziehung der Kinder sind Vorwürfe, die den Grossen gemacht werden. — S. 158. Obgleich in den Gastmälern und in dem Ameublement viel Luxus herrscht, so bemerkt man doch ausser den Besuchzimmern grosse Unreinlichkeit, Schmutz und Unordnung. — S. 175. Von den grossen Festen die in Petersburg während der Anwesenheit des Vfs. gegeben wurden. — S. 179. Von den guten Gesellschaften in denen er seine Zeit oft sehr vergnügt zubrachte. — S. 182. Von den wohlthätigen Stiftungen. Das Stadt-Hospital wird wegen der darin herrschenden Ordnung und Reinlichkeit gerühmt, das darin befindliche Tollhaus ist unreinlich, und die Patienten scorbutisch. Mit dem Hospital ist ein Zuchthaus verbunden. Die Lieberkühnschen Präparate, die in dem Hospital für die Kranken von der Garnison aufbewahrt werden (S. 187.), wurden nicht gezeigt. Es ist bekannt, dass *Beireis* in Helmstädt behauptete, die be-

besten davon zu besitzen. — S. 189. Das Findelhaus, eine der schönsten Stiftungen der Kaiserin Katharina II. entspricht vollkommen seiner Bestimmung. Ein neues Hospital für verheirathete Kindbetterinnen war erst kurz vorher angelegt. — S. 195. In dem Erziehungs-Institut für adlige und unadlige Jungfrauen herrscht viel Luxus. Sie werden in allen, am wenigsten in solchen Sachen, die zur Oekonomie gehören, unterrichtet. — S. 200. Von der Geistlichkeit, ihren Kenntnissen, d. i. ihrer Unwissenheit, den kirchlichen Festen, den Kirchen, und andern hieher gehörigen Dingen. — S. 222. Von den übrigen Religionen. — S. 225. Von den Lehranstalten besuchte der Vf. nur das Gymnasium der Akademie der Wissenschaften. — S. 229. Von der Akademie der Wissenschaften die in Petersburg kein Aufsehen macht, ihrer Bibliothek, Museum, Buchladen. — S. 234. Von der russischen Akademie die Paul sehr begünstigte, ökonomischen Societät, *Colleg. medic.*, von dem medicinisch-chirurgischen Institute, Apothekergarten, worin Vorlesungen über die Botanik gehalten werden, Seminarium für die Bergwerkswissenschaft, und Mineralienkabinet, das sehenswürdig ist, und durch die Sammlung eines einsichtsvollen Mineralienhändlers, *Forster*, vermehrt ist, der kaiserl. Bibliothek in der Eremitage, 70000 Bände stark, worin die Büchersammlungen *Diderots* und *Voltaire's*, letztere noch in der Ordnung, wie sie einst zu Ferney stand, sehr arm an guten Büchern und von keinem sonderlichen Werthe. — S. 244. Von dem Museum des Grafen *Stroyonoff*, der Insekten-Sammlung des Juweliers *Göbel*, dem botanischen Garten des Hn. *Blandow* u. s. w. — S. 251. Von der Akademie der Künste, denen keine grössere Blüte als den Wissenschaften zugestanden werden darf. In der Kunstschule bekamen 160 Pensionnärs Wohnung, Nahrung, Kleidung und Unterricht, wovon die meisten sich auf die Baukunst legten. Die meisten berühmten Künstler in der Hauptstadt sind Fremde, die namhaft gemacht und gewürdiget werden. — S. 260. Von dem Michaels Pallast des Kaisers Paul, den man kurz nach seinem Tode verlassen hat. — S. 263. Von der Eremitage des Winterpallastes und den darin aufbewahrten Sammlungen von Gemälden, Gemmen 12000 an der Zahl, welche die Kaiserin Katharina zusammen gebracht hat, und worin Stücke von der ersten Klasse sind, Vasen, Kopien aus den berühmten Logen Raphaels im Vatican zu Rom, Mineralien, u. dgl. m. welche ausgezeichnet treffliche Producte der Natur und Kunst auf die vortheilhafteste Art aufgestellt sind. — S. 270. Von dem Marmorpallaste, den Katharina II. für Orlow bauen liess. — S. 178. Vom Pallast des Prinzen Jussupoff. — S. 296. Kaiserlicher Hof. Er ist glänzend, aber die Zahl der Beamten nicht übermäsig gross. Feste am Hofe denen der Vf. beywohnte. — S. 300. Grossmeisterschaft des Maltheserordens dem Kaiser Paul übertragen den 10. December 1798. Russischer Neujahrstag. *Bal paré* bey Gelegenheit der Verlobung der beiden Prinzessinnen mit dem Erzherzog Palatin von Ungern und dem Erbprinzen von Mecklenburg Schwerin. — S. 311. Bemerkungen über die russische Regierungsform, die der Vf. nicht aus Büchern geschöpft, sondern auf Erfahrung gegründet zu haben versichert, über die Leibeigenschaft, das Verhältniss der Gutsbesitzer zu ihren Bauern, die Recrutirung, die Art, wie sie zu Stande gebracht wird. — S. 318. Von dem Magistrat der Residenz, der Polizey. — S. 322. Von Manufakturen und Fabriken in Petersburg. — S. 328. Von der Garnison. Die Institute für das Land- und Seekadetten-Corps hat der Vf. nicht gesehn. Ohne kaiserliche Erlaubniss wurden sie niemanden gezeigt, und nach des Vfs. Rückkunft von Moskau 1799 wagte keiner, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen. — S. 334. Kaiserliche Lustschlösser: Peterhof. Oranienbaum. Czarskoe-Selo. Eine französische Grabschrift auf einen Lieblingshund der Kaiserin Katharina wird mitgetheilt. Pawlowsky jetzt von der Kaiserin Wittwe bewohnt. Den Lieblings-Aufenthalt des Kaisers Paul, Gatschina, hat der Vf. nicht gesehn. — S. 354. Zwischen Petersburg und Novogorod ein elender Knüppeldamm. In den Dörfern sucht man den Reisenden so viel Geld abzuzwacken, als möglich. Ohne einen Accord vorher zu machen, muss man nicht in ihren Wohnungen abtreten. Bettzeuch ist nicht zu haben. Glocken und Schlaguhren kennt man nicht. Zeitungen, selbst die der beiden Hauptstädte, sind nicht zu haben. In Novogorod überall Spuren des Verfalls; kein Steinpflaster, und daher viel Schmutz im Herbste. Die meisten Häuser von Holz. — S. 369. Auf dem Wege nach Twer vergönneten die entsetzlich vielen Ratten in den Dörfern wenige Ruhe. Auch in dieser Stadt waren die Spuren eines grossen Verfalls überall merklich. Im Gouvernement Twer sind die Dörfer selten und die Bauernhäuser schlechter gebaut. Auf dem Wege zwischen den Hauptstädten sah der Vf. nur wenige Kutschen, desto mehr Kibitken und zahllose, mit allerley Waaren beladene Schlitten. Die Wirthshäuser waren über des Vfs. Erwartung zahlreich und gut, selten mit Betten, jedoch mit einem Kanapee versehen, worauf sich der Reisende in seinen Mantel gehüllt hinlegen konnte; die Nahrungsmittel erträglich und ohne Mühe zu bekommen.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Th. 2. S. 380. Wenn man in der Beschreibung von Moskau viel von der *weissen* und *irdenen* Stadt liest, so erinnere man sich daran, dass jene der mit einer weissen Mauer, die jedoch jetzt nicht mehr existirt, diese der mit Erdwällen umgebene Theil der Stadt sey. In dem Kreml wurden viele Seltenheiten gezeigt, die aber weder denen an andern Höfen, noch denen in der Petersburger Eremitage gleich kamen. — S. 369. Die vielen hölzernen Häuser liegen mitten unter den grössten und kühnsten Pallästen, wodurch der Contrast desto grösser wird (und die Flamme im Jahr 1812 desto leichter um sich greifen und die ganze Stadt verwüsten konnte). — S. 409. Die Lustreisen, welche an gewissen Sommertagen so zu sagen die ganze Stadt Moskau zu machen pflegt, fielen dem Vf. sehr auf. Ein ähnliches findet aber auch in gewissen Städten Norddeutschlands Statt. — S. 413. Auf dem Theater werden bloss russische Stücke gegeben. — S. 417. Nirgends fand der Vf. das Laster der Völlerey in einem so hohen Grade, als in Moskau, besonders an Sonn- und Festtagen. — S. 419. Der Gottesdienst ist bey Vielen ein blosses Ceremonien-Werk. Von den Kirchen, dem Ikonoposkischen Kloster, worin junge Geistliche erzogen werden; alle Collegia werden lateinisch (?) gelesen, der Zuhörer sind über 1000, wovon 200 in diesem und einem benachbarten Kloster wohnten, und andern Klöstern, auch einem Nonnenkloster. — S. 436. Von dem Findelhause, das keinem Institute der Art in irgend einem Lande nachsteht, jährlich 300,000 Rubel kostet, und worin man über 1000 Kinder zählte. — S. 441. Von den Hospitälern. Aerzte sind nicht viele. Der Vf. hatte die Wiederherstellung seiner Gesundheit (denn er sowohl als seine Frau wurden krank) einem deutschen Arzte zu verdanken. — S. 446. In den sechs oder sieben deutschen Buchläden waren wenig Werke von Werth. In dem Lectionscatalog der Universität waren keine Vorlesungen über die vaterländische Geschichte, die Statistik und das Staatsrecht Russlands angekündigt. — S. 458. Von dem kaiserlichen Pallast, den Katharina für den Prinz Bezborodko bauen liess; im Innern orientalischer Luxus mit vielem Geschmack verbunden; von dem Paskowischen Pallast, der Gemäldesammlung des Prinzen Gallizin, und des Grafen Muschin Puschkin. — S. 467. Umliegende Gegend um Moskau, Petrowsky, Ismaelofsche Park, und etwa acht Landsitze, die so nahe bey der Stadt liegen, dass man sie in einem ganzen oder halben Tage bequem besehen kann. — S. 484. Das Kloster Troitza, eins der vornehmsten Mönchsklöster und Wallfahrtsplätze des Reichs, an dessen Spitze der Erzbischof von Moskau, der berühmte Platon stand. Zur Bibliothek fehlten die Schlüssel. Das Seminarium innerhalb den Mauern war von einigen 100 Zöglingen bewohnt. — S. 505. In der lutherischen Kirche zu Dorpat wird des Sonntags zuerst deutsch, und gegen Mittag esthnisch gepredigt. In der ersten Predigt waren nur 100 Zuhörer von der vornehmeren Klasse, in der zweyten war die Kirche gepfropft voll, aber unter den Zuhörern, vornehmlich den Männern, so viele missgestaltete Gesichter mit struppigen Haaren, als man schwerlich sonst wo in Europa unter einer solchen Anzahl antreffen wird. — S. 507. Zu Teylitz, zwischen Dorpat und Wollmar, wo er wegen des angeschwollenen Flusses zwey Tage warten musste, unterhielt er sich mit dem französischen Feldherrn Dumouriez, der ihm über die Periode von 1793 manche Aufklärung gab, die er aber zu verschweigen für rathsam hält. — S. 516. Zu Riga dürfen in der Vorstadt keine steinerne, so wie in der Stadt keine hölzerne Häuser aufgeführt werden, weil sie für eine wichtige Festung gehalten wird. In dem städtischen Museum haben auch Privatpersonen ihre Schätze aufgestellt, eine Einrichtung, welche auch in andern Städten nachgeahmt zu werden verdient. Der alte kranke Suwarow feyerte hier das Osterfest mit der ihn auszeichnenden abergläubischen Religiosität. S. 621. wird eine Anekdote von ihm erzählt, welche beweiset, dass auch er menschliche Gefühle hatte. — S. 533. In dem Schlosse zu Mitau hielt sich die Familie des unglücklichen Königs von Frankreich, Ludwig, auf, zu deren Unterhaltung der Kaiser 200,000 Rubel bewilligt hatte. Der Vf. ward dem für einen König anerkannten Ludwig XVIII. vorgestellt, und lernte auch die Duchesse l'Angouleme kennen. Die Etikette war die nämliche, allein in einem sehr verjüngten Maassstabe, die der Vf. vor 25 Jahren

ren in Verfailles bemerkt hatte. — S. 553. Die Wafferreife auf dem Kurifchen Haff von Memel nach Schaken gab dem Vf. Anlafs, von der Kurifchen Nehrung zu handeln. — S. 560. An wenig Orten fah der Vf. fo viele wohlgebaute Menfchen und fo fchöne Frauen, als in Königsberg; aber die Gaftfreyheit ftand der Ruffifchen fehr nach. Ueber das Betragen der Studenten ward nicht geklagt, und ihr Aeufseres war anftändig. Experimental-Phyfik ward indefs damals nicht gelefen. Sollte wirklich (nach S. 565.) in der Wallenrodt'fchen Bibliothek ein hebräifches Mfcpt. des alten Teftaments vorhanden feyn, fo ift diefes eins von denen, dergleichen man noch an andern Orten antrifft, die für *Kennicott's* Ausgabe des A. T. nicht verglichen find. In *Kant*, den er im May 1800 befuchte, fand der Vf. einen Greis, deffen phyfifche und intellectuelle Kräfte bereits fehr abgenommen hatten, der aber doch mit ihm über Thermometer und Politik fprach. — S. 580. Die Zahl mifsgeftalteter und häfslicher Menfchen, insbefondere häfslicher alten Weiber in Danzig war auffallend grofs. Sollte der Vf. in dem, was von der Einquartirung und andern Laften gefagt wird (S. 588.), nicht falfch berichtet feyn? — S. 595. Von den Hügeln nahe bey dem Klofter Oliva: *ich erinnere mich nicht, zwifchen Chriftiania und Danzig eine fo herrliche Ausficht gefunden zu haben.* Und wie viele hundert Meilen war der Vf. nicht gereift! — S. 613. Die Ratten und Mäufe verfolgten den Vf. in Polen nicht weniger, als in Rufsland. — S. 618. Warfchau ift ihm eine Stadt von häfslichen Palläften. Keine einzige Kirche enthält im Innern etwas Merkwürdiges. Alles verfällt fichtlich immer mehr. Die grofsen Einkünfte, welche das Hofpital von freywilligen Gaben hatte, haben aufgehört. Unter den Mifsgriffen der preufsifchen Regierung ftehet oben an, dafs geborne Polen von bürgerlichen und militärifchen Stellen ausgefchloffen wurden. Nicht weniger unzufrieden war man mit den Auflagen. In Warfchau hörte der Vf., dafs begüterte Edelleute jährlich bis zu 60 Procent von ihren Einkünften an die Krone entrichten. In Stettin ward diefs geläugnet, und verfichert, dafs in Süd- und Südoftpreufsen die Edelleute nicht mehr als 10 Procent bezahlten. Der Vf. glaubt der Wahrheit am nächften zu kommen, wenn man von den 60 Proc. etwas abzieht, und zu den 10 eine *Menge* hinzufügt. Ueber die fchlechte Aufnahme klagt er, und er frägt verhöhnend: *ob denn preufsifche Ungaftfreyheit das einzige gewefen ift, was die Nation von ihren Ueberwindern angenommen hat?* Bey der Befchreibung des Weges von Warfchau nach Pofen (S. 641.), auf welchem die Städte, die den Privateigenthümern gehören, ftark mit Juden bevölkert find, weil diefe ihnen Abgaben entrichten müffen, können wir uns nicht aufhalten. Pofen hatte ein fehr heiteres Anfehn, und fchien viel Nahrung und Wohlftand zu verrathen. Die Güter, welche der Erbprinz von Oranien in Südpreufsen gekauft hat, erlaubte die Zeit nicht zu befchauen, oder feinen gelehrten Finanzrath *Tollius* zu fprechen. Die Coloniften, welche der Prinz aus dem Naffauifchen herholen liefs, find zum Theil zurückgekehrt. Es war nicht alles zu ihrer Aufnahme hinlänglich vorbereitet.

Durch die unter den Text gefetzten Anmerkungen des Hn. Prof. *Rühs* hat die Ueberfetzung einen Werth erhalten, welcher fie über das Original erhebt. Es werden darin oft Bücher nachgewiefen, die über das Abgehandelte mehr Auskunft geben. Der Hr. Prof. war fowohl in Stockholm als Petersburg, und hatte dadurch Gelegenheit, Schriften kennen zu lernen, die aufser diefen Städten felten find. Th. 2. S. 222. verweifet er in Anfehung der Roskonilken, einer religiöfen Secte in Rufsland, auf *Schlözer's* Hann. Mag. Eine beffere Quelle ift *Henke* Gefch. d. chriftl. Kirche, 4te Aufl. 4ter Th. S. 207—209, und das dafelbft citirte Mag. von *Stäudlin*, wo die beiden genannten ruffifchen Schriftfteller in Auszug gebracht find. In andern Anmerkungen wird *Meermann* berichtigt. Zuweilen werden die Berichtigungen in den Text eingerückt, wobey die Quelle der richtigeren Angabe angezeigt ift, z. B. I. 288. 330. 337. 342. II. 42. An andern Stellen verbeffern die Noten die falfchen Nachrichten im Texte, z. B. Th. I. S. 293. von dem Zuftande der Univerfität in Upfala. II. 56. läugnet Hr. *R.*, dafs es fchwer hält, die erledigten Predigerftellen in Schweden zu befetzen. S. 161. eine Anekdote vom Graf Scheremetew als unecht verworfen. S. 204. von der ruffifchen Bibelüberfetzung. S. 511. geläugnet, dafs der Efthe auf einer untern Stufe der Menfchheit ftehe. S. 580. die Einwohnerzahl der Einwohner in Danzig, welche der Vf. zu 60,000 angegeben, auf 50,000 und weniger heruntergefetzt. Zuweilen fchienen die Behauptungen des Vfs. fo falfch zu feyn, dafs der Ueberf. glaubte, fie ganz weglaffen zu müffen, z. B. I. 185. hatte der Vf. die Kirche in Alt-Upfala mit einigen fchwedifchen Antiquaren für Ueberbleibfel des Odinstempels gehalten. Der Ueberf. hielt es nicht der Mühe werth, die Meinung zu widerlegen, fondern ftrich lieber die fich darauf beziehende Stelle ganz aus. S. 386. Die Angaben des Vfs. von den fchwedifchen Finanzen find wegen ihrer Unrichtigkeit unterdrückt. Das dafelbft gegebene Verfprechen, fie am Schluffe in einer Beylage zu verbeffern, hat der Ueberf. (S. 659.) zurückgenommen, und verweifet deswegen auf feine Befchreibung von Schweden für die neue Auflage der Büfching'fchen Erdbefchr. Veränderungen, die fich nachher zugetragen, werden bemerkt, z. B. I. 185. dafs der Kanal von Tralhätta, S. 283. dafs das Monument des Linné zu Upfala vollendet ift. Erweiterungen der Nachrichten des Originals und Zufätze zu ihnen find nicht felten, z. B. I. 351. von der fonderbaren Secte der Skewiker in Schweden, einer Art Separatiften. II. 24. von dem Zuchthaufe in Norrköping. S. 48. von den Werften in Carlscrona. S. 59. von dem

dem Knutsfaale und der Knutsgilde in Malmoe. S. 70. von den Linnenwebereyen in Wadstena. S. 73. von der Insel Ekerö nahe bey Aland. S. 82. von den Verdiensten des Professors *Porthan* zu Åbo. S. 227. von den neueren Verbesserungen des Censurwesens in Russland. S. 231. von dem lebendigen Elephanten in Petersburg, den der Uebers. daselbst gesehen hat. S. 290. von dem Abbé Edworth, der Ludwig XVI. zum Schafot begleitete. S. 317. von der russischen Leibeigenschaft.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau u. **Leipzig**, b. Korn: *Beyträge zur gerichtlichen Arzneykunde*, von Dr. *Wolf Fr. Wilh. Klose*, Königl. Preussischem Medicinal-Adjuncten oder Kreis-Physicus u. s. w. 1811. X u. 268 S. 8. (1 Rthlr.)

Der dem medicinischen Publicum schon bekannte Vf. tritt hier zum ersten Male auch als gerichtlicher Arzt auf, und liefert uns in vorliegenden Beyträgen grösstentheils Obductionsberichte. Er zeigt sich in diesen als ein kenntnissreicher und mit vieler Umsicht handelnder gerichtlicher Arzt, und verdient als solcher unsern Dank für die gelieferten Beyträge. Wenn auch nicht alle Obductionsberichte für den geübten Physiker gleiches Interesse haben, so kann Rec. doch auch diese angehenden gerichtlichen Aerzten als Muster zum fleissigen Studium mit voller Ueberzeugung empfehlen, um so mehr, da nach Rec. Erfahrung viele Aerzte, die gerichtliche Arzneykunde für eine so sehr leicht zu erlernende Doctrin halten, sich zu Physicatsstellen drängen, denen sie nicht gewachsen sind, und nachher durch ihre gelieferten Obductionsberichte und Gutachten selbst bey den Layen sich lächerlich machen. Hier das Nähere.

I. *Obduction eines heimlich und lebendig gebornen, aber nicht lebensfähigen Kindes.* Eine sehr vollständige Obduction; aber um so mehr nimmt es Rec. Wunder, dass der Vf. bey der Section auf die Symptome des Erstickungstodes nicht genug Acht gegeben hat, da Verdacht eines solchen Todes allerdings vorhanden war, und der Vf. auch die Untersuchung darüber in seinem Gutachten führt. Die Luftröhre ist gar nicht untersucht, auch nicht angegeben, ob die Bronchien schaumige blutige Flüssigkeit enthalten haben. — II. *Obduction eines heimlich gebornen und angeblich lebendig verscharrten, eigentlich aber am Schlagfluß von Erkältung verstorbenen Kindes.* Im Ganzen gut bearbeitet; jedoch auch bey diesem Falle hat der Vf. den Symptomen des Erstickungstodes eine zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Weder die Luftröhre, noch die Luftzellchen der Lunge, noch der Inhalt des Herzens sind untersucht, was doch in diesem Falle nicht ohne Gewicht war. Interessant für die Physiologie ist die Bemerkung des Vfs., dass er bey allen von ihm vorgenommenen Oeffnungen von Rinderfötus im Magen eine dem safrangelben Fruchtwasser der Kühe ähnliche schaumige Flüssigkeit gefunden habe, woraus er schliesst, dass das Fruchtwasser zum Theil zur Nahrung des Fötus diene. Rec. ist hiervon überzeugt, da man auch im *Meconium* vom Menschenfötus jedes Mal verschluckte *Lanugo* antrifft. — III. *Obduction der Ueberreste eines heimlich gebornen Kindes.* Sehr gut ausgearbeitet, so wie auch IV. das *Gutachten zur Bestimmung des Alters einer heimlich gebornen und ausgesetzten Frucht.* — V. *Obduction eines von seinem Vater in die Oder geworfenen Kindes.* Diese Obduction hat, trotz des durch die Gerichte veranlassten Nachtrags, Rec. nicht befriedigt. Der Vf. läugnet in seinem Gutachten, dass das im Wasser gefundene Kind an einem Stickflusse gestorben sey, und scheint überhaupt der Meinung zu seyn, dass der Tod der Ertrunkenen immer ein Schlagfluss sey. Dieser Meinung kann aber Rec. nach seinen Erfahrungen nicht beystimmen. Bey allen lebendig ins Wasser Gekommenen und dann erst Verstorbenen, welche Rec. obducirte, hat er jedes Mal sowohl Zeichen des apoplektischen als suffocatorischen Todes gefunden, wie diess auch nicht anders seyn kann, da die Reizbarkeit des Herzens und der Respirationsorgane durch den verhinderten Zutritt des Sauerstoffgases zum Blute erlischt, und mithin sowohl Zeichen der Apoplexie als Suffocation eintreten müssen. Die Zeichen der letztern hat der Vf. bey der Section bey weitem nicht genug beachtet. Er hat weder untersucht, ob in der Luftröhre eine schaumige blutige Flüssigkeit, noch ob in den Luftzellchen der Lunge eine dergleichen Flüssigkeit enthalten gewesen. Bey allen vom Rec. lebendig ins Wasser gekommenen Secirten hat er diese Erscheinung, so wie *schwarzes* flüssiges Blut in den Gefäsen gefunden. Wenn der Vf. aus der blauen Farbe des Rückens und der untern Extremitäten mit auf Schlagfluss schliesst, so möchte Rec. ihm darin nicht beystimmen, da blaue Todtenflecke in jedem Leichname vorzüglich da entstehen, wo sich das Blut nach den Gesetzen der Schwere nach unten senkt. — VI. *Obduction eines in der Oder gefundenen jungen Mannes, der nicht ertrunken, sondern durch einen Schuß ums Leben gekommen war.* — VII. *Obduction eines sich durch einen Schuß aus einem alten Pistolenlaufe entleibt habenden Jägers.* Merkwürdig wegen des sehr unvollkommenen Mordinstruments, welches der wahnsinnige Selbstmörder angewandt hatte. — VIII. *Obduction eines kurz nach einer Schlägerey verstorbenen Mannes, der vorher in einen Keller gestürzt war.* Eine sehr vollständige und mit Umsicht angestellte Obduction, obgleich der Vf., wie er auch selbst in der Anmerkung zugiebt, im Gutachten die Zeichen des Stickflusses nicht besonders gewürdigt hat. — IX. *Obduction eines nach einer Balgerey verstorbenen Mannes, der außer wichtigen Kopfverletzungen*

gen eben so wichtige Fehler in mehrern edlen Eingeweiden hatte, und in seiner Milz einen Kirschkern trug, nebst der Krankheitsgeschichte desselben (?). Wegen der mancherley Resultate, welche diese Obduction lieferte, sehr interessant. Wir stimmen mit dem Vf. überein, dass der Tod nur *per accidens*, durch fehlerhafte Kunsthülfe erfolgt ist, und können uns des Gedankens nicht erwehren, dass der Kranke durch eine energische antiphlogistische Behandlung, Oeffnung der Jugularvenen, anhaltend angewandte kalte Fomentationen auf den kahlgeschornen Kopf u. s. w., auch da noch als der behandelnde Arzt die vorhergegangene Balgerey erst späterhin erfuhr, ob er gleich nach den angeführten Symptomen früher auf ein Kopfleiden und dessen vorgegangene Ursachen hätte nachforschen sollen, vielleicht gerettet, die Extravasate resorbirt, und dem Brande der angeführten Eingeweide eben dadurch wäre vorgebeugt worden. Gern unterschreiben wir daher die vom Vf. den praktischen Aerzten in dergleichen Fällen gemachte Erinnerung. Sehr interessant für die Physiologen und pathologische Anatomie ist der in der Substanz der Milz gefundene Kirschkern. — X. *Obduction eines zwar an einem Strick hängend gefundenen und durch Erstickung gestorbenen, aber dennoch nicht durch den Strick ums Leben gekommenen Mannes.* — XI. *Obduction einer erhängten Frau, bey der einiger Verdacht wegen Vergiftung Statt fand.* Es freute Rec. bey Durchlesung dieses Obductionsberichtes, dass der Vf. die Entzündung des Magens und der Gedärme nicht übersehen hat, und durch diesen Umstand auf die Möglichkeit einer Vergiftung geleitet wurde. Die chemische Untersuchung der im Magen gefundenen Stoffe, wobey jedoch Rec. das *Cupr. ammon.* auf die angeführte Art nicht würde angewandt haben, zeigte aber, wie Rec. vorher vermuthete, die Abwesenheit jedes Giftes, und findet in dieser Beobachtung eine Bestätigung von *Beddoes* und seinen eigenen Erfahrungen, dass sich in der Regel bey Sectionen Entzündung des Magens und der Gedärme findet, wenn die Gefässe des Gehirns mit Blut überfüllt sind. Rec. hat bereits über diesen Gegenstand etwas niedergeschrieben, was an einem andern Orte erscheinen wird. Unter den Zeichen, ob sich die Verstorbne selbst erhängt hatte, vermisst Rec. den Schluss aus der Leere der Urinblase, welche der Vf. im Sectionsprotocolle anführt. Um aber zu behaupten, dass der eingetretene Schlag- und Stickfluss, welchen letztern der Vf. nach Rec. Meinung, mit Unrecht, als vorhanden bezweifelt, da er unter andern den Inhalt der Luftzellchen in den Lungen nicht untersucht hat, nur wegen Mangel an Kunsthülfe *per accidens* letal gewesen, hätte angeführt werden müssen, wie lange nach dem Erhängen die Verstorbne losgeschnitten worden. Sehr gut ist die Ursach der, trotz des eingetretenen Schlag- und Stickflusses, nur zum Theil vorhandenen Anfüllung des vordern Herzens und der Hohladern mit Blut entwickelt. — XII. *Obduction eines unter der Behandlung durch einen Pfuscher verstorbenen Mannes.* — XIII. *Obduction eines durch Arsenik vergifteten Kindes, und Gutachten über den Gesundheitszustand eines zugleich vergifteten grössern Mädchens.* Bemerkenswerth ist für den therapeutischen Arzt die hier abermals bestätigte nachtheilige Wirkung der mineralischen Brechmittel bey Vergiftungen durch Arsenik, und für den gerichtlichen Arzt die völlige Abwesenheit von Fäulniss in dem Cadaver. — XIV. *Obduction eines durch Arsenik vergifteten Mannes.* Die chemische Prüfung des im Magen gefundenen lässt Manches zu wünschen übrig. — XV. *Obduction eines ertrunkenen, nicht aber, wie gewöhnlich, ex-, sondern inspirando gestorbenen Mannes.* Dieser Obductionsbericht ist als Beytrag über die Todesart der Ertrunkenen gegen *Metzger's* und anderer gerichtlichen Aerzte Behauptung, dass der Tod beständig *exspirando* erfolge, merkwürdig, da derselbe hier, wie sehr natürlich, *inspirando* erfolgt war. Schon *Hebenstreit* behauptete diesen physiologisch richtigen Vorgang beym erfolgenden Erstickungstode im Wasser in seiner *Anthrop. for.* S. 488, und nur *Metzger's* Ansehen konnte seiner unrichtigen Behauptung Gewicht verschaffen. Rec. macht hier noch auf ein Zeichen aufmerksam, wodurch bestimmt werden soll, ob ein Mensch todt oder lebendig ins Wasser gekommen sey. Nach Dr. *Schräge* nämlich (Europ. Beobacht. 1808. S. 21.) ist ein Mensch todt ins Wasser gekommen, wenn der Kehldeckel offen ist. — XVI. *Obduction einer an Verblutung aus ungefähr 80 Wunden verstorbenen Frau, und ihrer an Verblutung aus ungefähr 70 Wunden verstorbenen Tochter, nebst einem Gutachten über den Gemüthszustand des Mörders, ihres resp. Gatten und Vaters.* Eine sehr genaue Obduction der auf eine schauderhafte Art ermordeten Gattin und Tochter des wahnsinnigen Mörders, nebst einem trefflichen Gutachten über den Gemüthszustand des letztern. — XVII. *Gutachtlicher Bericht über den Gemüthszustand, in dem ein Mann seine Ehefrau, mit einem dolchähnlichen Instrumente, verletzt hatte.* — XVIII. *Gutachten, eine vorgebliche ungeheure Fruchtbarkeit betreffend.* Der Vf. bestätigt durch sein Gutachten, dass eine, wegen vorgeblichen Gebärens von 45 Kindern auf Ein Mal, in Untersuchung gerathene Weibsperson eine Betrügerin gewesen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Wien, b. Camesina: *Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum veteris et novi foederis*, Auctore *Joanne Jahn*, Philos. et Theol. Dr. etc. 1812. 188 S. gr. 8.

Die Handschrift der vorliegenden allgemeinen Hermeneutik lag schon vor 8 Jahren so vollkommen zum Drucke fertig, dass ihr verdienter Vf. in der bestimmten Voraussetzung, sie im Kurzen gedruckt zu wissen, ihrer in seiner biblischen Archäologie (§. 310 S. 492) als einer fertigen Schrift gedenkt und auf dieselbe verweiset. Bald aber stellten sich der Herausgabe mehrere Schwierigkeiten entgegen, und als der Vf. im J. 1806 sein academisches Lehramt verliess, glaubte er um so eher ein Werk zurücklegen zu müssen, welches bloss diesem Zwecke bestimmt war. Bewogen durch Aufmunterungen seiner Freunde zog er es erst in den letzten Jahren wieder hervor, überarbeitete es, und gab ihm mit dieser Bestimmung für ein grösseres Publicum den Namen eines Handbuches. Sein Zweck war, die gemeinschaftlichen Regeln, welche sowohl bey Erklärung des Alten als des Neuen Testaments gelten, klar aus einander zu setzen und ihre Grenzen genauer zu bestimmen; alles, was zur Specialhermeneutik des einen oder andern Theiles der Schrift gehört, bleibt mithin ganz ausgeschlossen. Diese genaue Grenzbestimmung ist um so wichtiger, da von vielen Hermeneuten die Grenzen ihrer Wissenschaft sehr überschritten worden sind, und eine Menge von Gegenständen in den Lehrbüchern der Hermeneutik (besonders bey *Meyer*) und der Einleitung in das A. T. doppelt vorkommen. Zur Uebung der vorgetragenen Grundsätzen verspricht der Vf. von Neuem die Herausgabe der *Exercitationes hermeneuticae* über dogmatische Beweisstellen und die messianischen Weissagungen, deren er schon 1805 in der Vorrede zum dritten Theile der Archäologie gedacht hatte. In dem Werke selbst wird zwar der Gelehrte vom Fach nicht grade viel finden, wodurch er seine Kenntniss erweitern könne, allein man ist gewohnt, in dem Vf. überall einen selbstdenkenden und selbstständigen Schriftsteller zu finden, der aus eigner Beobachtung seine Regeln bildet und seine Beyspiele wählt, und so ist es auch hier. Unter den letztern sind manche eigenthümliche Auffassungen schwieriger Stellen, welche alle Aufmerksamkeit verdienen, und von denen wir unten einige ausheben werden. Uebrigens scheint verhältnissmässig mehr auf das A., als auf das N. T. Rücksicht genommen zu seyn. Das *erste* Kapitel überschrieben: *de sensu* (§. 6—18) handelt vom Sprachgebrauche, von Erforschung desselben, von der Zulässigkeit eines symbolischen Sinnes u. s. w. Der Sinn, heisst es §. 13, beruht auf Kenntniss des Sprachgebrauchs, und dieser auf einer Reihe verschiedenartiger Zeugnisse über jene ausgestorbenen Sprachen, worüber die Specialhermeneutik das Nähere lehrt. Oft aber kann der Schriftsteller selbst ein Zeugniss für sein richtiges Verständniss ablegen, nämlich durch den Zusammenhang und Parallelstellen, von welchen daher in den nächsten Kapiteln die Rede ist. Wir zeichnen zunächst eine Stelle aus §. 12 aus, welche für die hellen, liberalen Ansichten des Vfs. zeugt, und manche protestantische Bibelerklärer beschämt. Nachdem er bemerkt hat, dass man einen durch den Sprachgebrauch begründeten Sinn festzuhalten habe, wenn er auch den Forderungen unseres Zeitalters, oder gar gewissen philosophischen Ideen, die man gern in der Bibel finden möchte, nicht entsprechen sollte, setzt er hinzu: *Quodsi sententiam sacrorum auctorum improbandam esse censent, saltem id ipsum, ut viros candidos, probos et integros decet, sine ambagibus profiteantur; nec verum authorum sensum malis artibus pervertant, ut nostra aetate non raro fit in interpretatione miraculorum, vaticiniorum et doctrinarum, quae rationis humanae limites excedunt etc.* Ueber den symbolischen und typisch-prophetischen Sinn erklärt sich Hr. *J.* dahin, dass man vielleicht seit *J. D. Michaelis* typischer Theologie, und *Rau's* Widerlegung in Verwerfung desselben zu weit gegangen sey. Er bemerkt, dass gewissen Gebräuchen im A. T. selbst eine symbolische Bedeutung gegeben werde, z. B. 2 Mos. 28, 38, wo dem Stirnblech des Hohenpriesters eine sühnende Kraft zugeschrieben wird, dass mehrere Handlungen der Propheten nicht als solche, sondern ihrer symbolischen Bedeutung wegen dastehn, dass mit gewissen Begebenheiten des N. T., z. B. dem Verfluchen des Feigenbaums, vielleicht derselbe Fall sey, und dass es dadurch glaublich oder möglich werde, dass durch gewisse Gesetze und Gebräuche des Mosaismus gewisse künftige Dinge angedeutet würden (*innui*), wenigstens insofern die Hebräer dadurch auf Jesu Institute vorbereitet werden sollen. Hier scheint eine gewisse Verwirrung der Begriffe, insofern die symbolische Bedeutung, welche ein alter Gebrauch (z. B. der des Sündenbockes) hatte, oder welche ihm untergelegt wurde, mit einer typisch prophetischen Bedeutung verwechselt wird, welche letztere auch mit der vom Verf. vorgeschlagenen Modification nicht zulässig ist. Das

Das *zweyte* Kapitel (§. 19 — 26) handelt vom Contexte, der Beweiskraft desselben, dem Zweck des Schriftstellers u. f. w. Zuviel Auctorität wird hier dem poetischen Parallelismus eingeräumt, wie sogleich aus dem ersten der angeführten Beyspiele erhellt, wenn nämlich aus Pf. 18, 11:

> er fährt einher auf dem Cherub und fliegt,
> er fliegt auf Fittigen des Windes

vgl. Pf. 104, 3. 2 B. Mof. 40, 35. Pf. 91, 2. 97, 2. Jef. 19, 1 gefolgert wird. „*Cherub esse nubem, quae vento fertur*". So scheint es S. 76 Missbrauch des Zusammenhanges, wenn פְּרָת Jer. 13, 4 — 7 (mit *Bochart*, *Reland*, *Dathe*) nicht vom Euphrat, sondern von Ephrata verstanden wird, weil am Euphrat kein Felsen sey, in dessen Ritze der Prophet seinen Gürtel habe verbergen können (?), und weil פְּרָת nie ohne נָהָר für Euphrat vorkomme." Aber *Bochart* selbst, der die Erklärung, wiewohl zweifelnd vorträgt (*Opp*. T. II. S. 956, wofür hier verdruckt steht 9 — 58), nennt 3 solcher Stellen (Jer. 51, 61. 63. 2 Chron. 33, 26), und es möchte hier eine andere hermeneutische Regel entgegenstehn, nämlich, nicht ohne Noth von der *erweislichen* Bedeutung einer Form abzugehn und eine *vermuthliche* anzunehmen. Den Grund, welcher die meisten Ausleger zu dieser Erklärung bewog, dass die Reise nach dem Euphrat für den Propheten zu weit gewesen, lässt der Vf. ohnehin, wie es scheint, nicht gelten. Kap. 3. Von Parallelstellen, deren Auffindung, der bey ihrer Benutzung nöthigen Vorsicht, den Citationen des A. T. im Neuen, und der *analogia doctrinae*. Nur einige Bemerkungen. Vieles, was §. 27 unter den Parallelstellen aufgeführt wird, wäre wohl richtiger Haupt- oder Beweisstelle für eine Bedeutung, *locus classicus*, zu nennen. Nach S. 37 soll 1 Mof. 19. 26: und sie ward eine Salzfäule, durch die Parallelstelle 1 Sam. 25, 37. 38 erläutert werden, wo vom Nabal gesagt wird, „und er ward wie Stein", mit dem Zusatze, dass er am 10ten Tage darauf gestorben. Aber am letzteren Orte ist es blofs figürlicher Ausdruck des starren Entsetzens, wofür jenes auf keine Weise gehalten werden kann. Bedenklich ist es ferner, wenn S. 88 Stellen der Bücher Samuels aus Verbalparallelen der Chronik erklärt werden, z. B. כֹּהֲנִים 2 Sam. 8, 18 durch רִאשֹׁנִים לְיַד הַמֶּלֶךְ. Rec. glaubt nämlich durch Induction einer Menge von Beyspielen zeigen zu können, dass die Chronik, als zu einer Zeit verfasst, wo das Aussterben der althebräischen Sprache dem Verständniss schwieriger Wörter schon Hindernisse entgegenstellte, bey ihrem Bestreben, die vorgefundenen Schwierigkeiten wegzuschaffen und das Leichtere dafür zu substituiren, nicht immer glücklich gewesen sey, und sich nicht selten ein *Quid pro quo* erlaubt habe. Man vgl. nur z. B. 1 Sam. 31, 13 und 1 Chron. 10, 12; 2 Sam. 5, 24 und 1 Chron. 14, 15; 2 Sam. 8, 1 und 1 Chron. 18, 1; 2 Sam. 23, 11 und 1 Chron. 11, 13. A. a. O. scheint dieses davon auszugehn, dass es dem levitischgesinnten Chronisten nicht möglich oder zulässig schien, dass Königssöhne, mithin Nichtleviten, irgend eine priesterliche Würde begleitet haben sollen. Am mindesten befriedigt, was §. 32 von der *analogia fidei* gesagt wird, wornach nämlich die Schriften des A. T. als ein von Einem Princip ausgehendes Ganzes gedacht, und hiernach die scheinbaren (?) Widersprüche aufgelöst werden sollen. Wenn z. B. in den Psalmen Flüche gegen die Feinde vorkommen, so habe man sie mit Rücksicht auf die so oft eingeprägte Nächstenliebe zu erklären (*ad summam doctrinae de dilectione proximi revocanda*). Wie hat man dieses wohl anzufangen? Soll es mit diesen Flüchen nicht ernstlich oder überhaupt so schlimm nicht gemeint seyn? und will der Vf. überhaupt nicht Zeiten und Personen in der Bibel unterschieden wissen? Kap. 4. Von Entstehung, richtiger Anerkennung und Erklärung der Tropen, von dem Bilde, der Allegorie und Parabel. Mehrere Tropen werden, mit mehrerm und minderm Glücke, aus gewissen in den morgenländischen Dialekten gewöhnlichen Uebertragungen der Bedeutung erklärt, z. B. S. 104 und 1 Cor. 11, 24 κλωμενον, auf σωμα zu beziehn, vgl. die arabischen Verba *frangendi*, welche auf Verwundung übergetragen werden; 2 Cor. 2, 15: Χριστου εὐωδια ἐσμεν i. e. *Christi existimationem propagamus*, vgl. عِرْض, *odor bonus vel malus, existimatio, fama*; פַּחַד יִצְחָק 1 Mof. 31, 42. 53. vgl. ܕܚܠܬܐ, *timor, numen* (sehr zweckmässig!); endlich Sprichw. 25, 21, 22. Röm. 12, 20 von Sammeln der feurigen Kohlen auf dem Haupte des Feindes, nach dem Vf. zu erklären aus der Uebertragung von صَلَا *assavit, immisit in ignem*, Conj. II. *flexibilem reddidit, precatus fuit Deum* (?). Zu der bekannten Bemerkung, dass die Alten, und noch heut zu Tage die Morgenländer, in Vergleichung mit Thieren durchaus nicht das Unedle und Anstössige finden, was sie für uns haben, giebt der Vf. S. 105 einen artigen Beleg aus *Brown's* Reise (Th. 1 S. 309), wo der Herold zu Fue in Africa vor dem Throne des Königs ausruft: sehet da den Büffel, des Büffels Sohn, den Stier der Stiere, den Elephanten gewaltiger Kraft, den mächtigen Sultan u. f. w. Auch in altslavischen Gedichten fand dieses Rec. So redet in einem Heldengedichte des 12ten Jahrhunderts Held Jgor seinen Bruder an: du Auerochs Wsewolod, einziger Bruder, einziges helles Licht dem Jgor! u. f. w. (Heldengesang vom Zuge der Polowzer. Ins Deutsche übersetzt von *Jos. Müller*. Prag 1811). — Kap. 5. Von Emphasen, deren Eintheilung, wahren und falschen. Die Construction mit dem Infinitiv beym Verbo finito (אָמוֹר אָמַר) möchte Rec. nicht immer mit dem Vf. S. 183 zu den erdichteten Emphasen rechnen, da sie, wenn nicht immer, doch häufig und auf mancherley Weise bedeutsam ist. Am meisten befangen in dogmatischen Vorurtheilen ist Kap. 6. Von der Vereinigung der Scheinwidersprüche (ἐναντιοφανη). Da es nicht möglich sey, heisst es §. 46, dass eine inspirirte Person von demselben Subjecte, in derselben Hinsicht und zu derselben

ben Zeit etwas Widersprechendes prädiciren könne, so habe man eine Vereinigung solcher zum Schein widersprechenden Stellen zu suchen, indem man zusehe, ob nicht die eine Stelle corrupt sey, oder falsch verstanden, ob auch in beyden Stellen eine inspirirte Person rede, oder ob vielleicht die eine nur Umstände auslasse, welche die andere hinzufüge u. s. w. *Vater* und *de Wette*, heisst es S. 158, hätten gegen diese Regeln, welche man doch bey Erklärung der Profanscribenten gewissenhaft befolge, gar häufig gesündigt. Wie unzureichend solcherley Mittelchen seyn, wird dem aufmerksamen Leser bey Vergleichung weniger Kapitel der Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige einleuchten. Macht nicht der Vf. hier den Hermeneuten geradehin zum Diener oder Handlanger des Dogmatikers, wogegen er sich anderswo sorgfältig verwahrt? Schreibt er ihm nicht aus dogmatischen Vorurtheilen vor, *was* er finden, und was er sich zu finden *nicht erlauben* soll? — Kap. 7. Von Anhörung und Lesung der Schriftausleger, und eigenen hermeneutischen Uebungen. Zuerst eine kurze Geschichte und Literatur der Schriftauslegung mit sehr kurzen, aber meistens treffenden und bescheidenen Urtheilen begleitet. Von *Rosenmüller* (*hist. interpret.* T. III. S. 329 ff.) wird bemerkt, dass er über Hieronymus und einiger anderer Väter Verdienste zu streng geurtheilt habe. Flüchtigkeit, Inconstanz und daher häufige Widersprüche macht aber der Vf. selbst dem Hieronymus zum Vorwurf. Von *Paulus* Commentar über das N. T. wird S. 176 geurtheilt: *in quo permultae sunt interpretationes a longe petitae, quaesitae, artificiosae, argutae, et hypothesibus superstructae, ideoque diligenti examini subiiciendae. Jure merito quoque carpitur, quod quamplurima Graeca aliunde vel tironibus nota, supervacanea diligentia explicentur.* Hierauf folgen einige Rathschläge für die Methode des exegetischen Studiums: Der angehende Exeget soll ein Hauptwerk z. B. *Rosenmüllers* Scholien, zum Grunde legen, und sorgfältigst studieren, um die hermeneutischen Regeln anwenden zu lernen, dann allmählig zu andern, besonders den ältern, fortschreiten, einige ganz lesen, andere und in einzelnen Stellen vergleichen: dann sollen eigene Versuche in Abfassung von Scholien und Commentarien, Uebersetzungen in die Muttersprache, auch zuweilen Paraphrasen und Dispositionen der gelesenen Bücher folgen.

Leipzig, mit Vogel. Schriften: *De Versione Pentateuchi persica* Commentatio. Scripsit *E. F. C. Rosenmüller*, Ling. Orient. P. P. O. 1813. 54 S. gr. 4.

So ausführliche und gelehrte Untersuchungen die Einleitungen in das A. T. über die übrigen alten Versionen desselben enthalten, so kurz erwähnen dieselben der persischen Uebersetzung, weil ihre Verfasser der persischen Sprache unkundig, keine eigene Untersuchungen darüber anstellen konnten, und was der Engländer *Greaves* auf *Walton's* Ersuchen darüber zusammengestellt hatte, ist (T. VI, p. 48 der Londner Polyglotte) nur den Rubriken nach mitgetheilt worden. Es war daher ein äusserst verdienstliches und dankenswerthes Geschäft, welchem sich Hr. Professor *Rosenmüller* unterzog, indem er mit kritischer Kenntniss der persischen Sprache ausgerüstet, hier die Resultate seiner Beobachtungen über den exegetischen und kritischen Charakter dieser Uebersetzung mittheilt, mit den nöthigen Beyspielen belegt, und so eine wesentliche Lücke unserer Einleitungsschriften ausfüllt. Die äussere Veranlassung dazu bot dem Vf. seine Beförderung zur ordentlichen Professur der orientalischen Sprachen alter Stiftung, welche er am 4. Sept. d. J. durch eine Rede *de mythis Orientalium recte iudicandis* antrat und zu deren Anhörung er durch vorliegendes Programm einlud. Wir theilen jetzt den Inhalt der für jeden Bibelforscher eben so unterrichtenden, als interessanten Schrift mit. Der Urheber der persischen Uebersetzung, *Jacob Ben Joseph*, ein Jude aus *Tus* in Persien, über dessen Zeitalter und Leben nichts bekannt ist, kann wenigstens nicht vor dem Anfange des 9ten Jahrh. nach Chr. gelebt haben, da er 1 Mos. 10, 10 für בָּבֶל Bagdad setzt, welche Stadt erst im J. 772 gegründet ist. Er hält sich bey dieser Arbeit so ängstlich genau an den hebräischen Text, und lässt, gleich einem Aquila, keine Construction, keine Partikel unausgedrückt, dass seine persische Schreibart dadurch meistens barbarisch geworden ist, so z. B. wenn er für den Artikel הַ durchgängig das Pronomen آن, für אֶת jedesmal مر setzt, die Construction אָכַל אָכֹל beybehält u. s. w. Einzelne schwierige hebräische Wörter, wie בשגם, die *Thiernamen Deut.* 14 u. s. w. hat er buchstäblich aufgenommen. Gewisse, zum Theil bedeutende Lücken in seinem Texte, die schon *Hyde* ausgefüllt hat, rühren aber nicht von ihm, sondern wahrscheinlich von dem ersten Herausg. zu Constantinopel oder von schlechten Handschriften her. Im dritten Abschnitte, welcher den grössten Theil der Abhandlung ausmacht (S. 10 — 45), giebt uns der Vf. eine Auswahl merkwürdiger Erklärungen dieses Uebersetzers, aus denen man eine deutliche Einsicht in seinen Charakter gewinnt, und unter denen sich mehrere neue oder wenig bekannte finden. In den meisten Fällen schliesst er sich an *Onkelos* an, seltener stimmt er (vielleicht nur zufällig) mit *Saadias* überein, sehr häufig aber erklärt er vollkommen unabhängig für sich. Um nicht zu ausführlich zu werden, blieb der Vf. bey der *Genesis* stehn. Der ganze Abschnitt enthält aber viele treffliche und gelehrte Erläuterungen des Persers, hier und da Verbesserungen seines Textes oder der Hydischen Uebersetzung, auch belehrende Winke oder Entwickelungen über den Sinn dieser und jener Version, besonders des *Onkelos*, und des hebräischen Textes selbst. Wir können begreiflich nur Einiges auszeichnen. Kap. 6, 3 übersetzt der Perser mit *Saad. LXX. Hieron. non permanebit spiritus meus in homine in aeternum.* Den Sinn dieser Ausleger zeigt der Vf. (sehr glücklich) aus Ps. 104, 30, nämlich: ich will den Lebenshauch von ihnen nehmen, sie sollen nicht lange mehr leben auf Erden, so dass רוּחִי hier einerley ist mit רוּחַ חַיִּים 7, 22. Dass diese Ausleger יָדוֹן durch: *manebit* geben, erklärt der Vf. mit *Fuller* durch eine Ver-

Verwechselung mit נגש accessit, adhaesit; Rec. lieber mit *Capellus* (*Crit. sacra* S. 580 *ed. Vogel-Scharfenberg*), indem sie ירון für מרום nahmen, von دام bleiben, dauern. Als Sinn des hebräischen Textes selbst zieht Hr. R. jetzt vor: *non redarguet* (ידון = ירון) *spiritus meus homines in aeternum*, d. i. nicht ewig will ich die Menschen tadeln, ihre Vergehungen rügen (da es doch unnütz ist;) noch 120 Jahr will ich sie dulden, und dann, wofern nicht Besserung erfolgt, die verdiente Strafe an ihnen üben. 41, 40: על פיך ישק כל עמי *ad mandatum tuum alimenta comedet* (نفقة خورد) i. e. *sustentetur omnis populus tuus*. Dass so, und nicht mit *Hyde sumtus edet* zu übersetzen sey, zeigt der Vf. ausführlich. So stimmt der Perser mit *Onk.* und *Jonath.* überein. Der Vf. selbst zieht (mit Rec.) die Erklärung vom Huldigungskusse vor. 41, 43 giebt der Perser אברך mit *Onk.* durch: Vater des Königs. Beyde nahmen dieses, wie der Vf. mit Recht bemerkt, als Bezeichnung der Vezirwürde, wie das türkische *Atabeg*. Am vollständigsten siehe über diesen Titel *Jablonskii Opusc. ed. te Water* T. I. S. 206. Für das Wort selbst zieht Hr. R. *Jablonski's* Erklärung durch *ube-rek inclinate contra* (*sc. Josephum corpus vestrum*) vor. Leichter schien dem Rec. die von *Ign. Rossius* durch *ape-rek inclinate caput*. Das vielbesprochene שילה versteht der Perser ebenfalls vom Messias. Eine neue Erläuterung, welche sich zunächst an die *Vatersche* anschliesst, giebt der Vf. Er erklärt es, Ruhe, Friede, von שָׁלָה, nach der Form אִיכוֹר, קִיטוֹר, קִיטוֹר, und dann *abstr. pro concr.* Geber des Friedens und Glückes, *sospitator*, als Bezeichnung des Messias, wie auch שר שלום Friedensfürst Jes. 9, 5 von demselben gebraucht wird. Eine Spur dieser Erklärung finde sich noch bey den Samaritanern, welche שילה durch *Salomo*, d. i. den Friedlichen (1 Chron. 22, 9) erklären. Zu 49, 22 vindicirt der Vf. die Erklärung des Persers durch: ein fruchtbarer Sohn ist Joseph, ein fruchtbarer Sohn an der Quelle, die Töchter, d. i. Zweige schreiten über die Mauer. בן פרת sey nicht *filius frugiferae* (dieses wäre בן־פ׳), sondern *f. frugifer*, das Wort בן sey hier als *Fem.* construirt, als synonym von פארה, פֹּארָה *ramus*, mithin dem Sinne, nicht der Grammatik nach; der Vers beziehe sich mithin auf die Fruchtbarkeit oder Volksmenge Josephs (Jos. 17, 14), nicht auf die seiner Mutter, welcher diese Eigenschaft gar nicht beygelegt werden konnte. Mehrere Deutungen des Persers haben noch die Eigenthümlichkeit, dass sie gewisse Gegenstände und Gewohnheiten des Alterthums durch neuere, bey den Persern gewöhnliche, erläutern. So giebt er עדן beständig durch بهشت *behescht*, eigentlich der Sitz des Ormuzd und der himmlischen seligen Geister; für דודאים 30, 14 setzt er دستنبويها (von دست Hand, und انبوي wohlriechend), d. i. kleine wohlriechende Kügelein (*pastilli*), welche die vornehmen Perserinnen in goldenen und silbernen Büchschen auf der Brust zu tragen pflegen, und welchen sie unter andern einen Reiz zur Liebe zuschreiben (*Hyde* hatte es ungenau durch *melones odorati* gegeben); am sonderbarsten ist die Uebersetzung der תרפים 30, 19. 34. 35 durch اسطرلابها *astrolabia*, wodurch er auch קסמים *divinationes* 4 Mos. 22, 7 ausdrückt. Er hielt sich hier, wie Hr. R. zeigt, an die von *Aben Esra* erwähnten Ausleger, welche darunter eherne Instrumente zur Abtheilung der Stunden, oder Bilder verstanden, welche unter gewissen Constellationen bereitet, unter besonderem Einfluss des Himmels und der Planeten stünden. Im 4 B. ist aber اسطرلاب für Astrologie gebraucht, wie es auch sonst vorkommt. — Der 5te und letzte Abschnitt, welcher von dem kritischen Gebrauche dieser Uebersetzung handelt, zeigt, dass der Text, welchen der Uebersetzer vor sich hatte, man kann sagen, vollkommen der unsere war. Einige unbedeutende Abweichungen z. B. Hinzusetzung und Auslassung der *Copula* u. dgl. finden sich fast jedesmal an derselben Stelle auch in dem uns zugänglichen Variantenapparate. — Wir schliessen unsere Anzeige mit dem Wunsche, dass noch manche andere Lücke der alttestamentlichen Isagogik durch so gehaltvolle und eindringende Monographieen ausgefüllt werden möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Die getrennten Geliebten. Die Rache gekränkter Liebe. Die Morgengesellschaft am Theetisch.* Drey Erzählungen. 1813. 174 S. 8. (16 Gr.)

Wahrscheinlich sind, obgleich die Quelle nirgends angegeben worden, diese drey Erzählungen sämmtlich aus dem Französischen übersetzt. Diess verräth hie und da der Stil, so wie die ganze Art der Behandlung, die allerdings etwas breit zu nennen ist. Wie dieses Kleeblatt hier zusammenkommt, ist nicht zu ersehen, es scheint vielleicht vorher sich einzeln in Taschenbüchern befunden zu haben. Am besten hat uns die letzte Erzählung gefallen, die recht gefällig naiv ist, und die Geschichte der Jugendliebe eines interessanten unschuldigen Pärchens enthält; nur ist das Vehikel des Theetisches, bey dem diese kleine Biographie erzählt wird, verbraucht und unpassend. Die erste Erzählung führt auch noch den Titel: *Der gute Kalif und seine Schwestern, eine Geschichte des Orients*, und ist wohl etwas zur Unzeit geschwätzig, doch nicht ohne Interesse. Am wenigsten gefällt uns die zweyte, eine sicilianische Scene: der Charakter der Signora Kuena ist überspannt, und unweiblich, selbst im glühendern Italien. Besonders ihre Unterredung mit dem Admiral Ruyter sehr unpassend herbeygeführt. Woher der Vf. den Namen Kuena hat, der ganz gegen die italienische Sprachregel durch sein K verstösst, wissen wir nicht. Uebrigens ist die Sprache fliessend und rein, und das Ganze wird nicht unangenehm unterhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Genua, b. G. Bonaudo: *Esperienze e riflessioni sopra la carie de' denti umani* coll' aggiunta di un nuovo saggio su la riproduzione dei denti negli animali rosicanti di *F. Lavagna*, Dottore in medicina. 1812. XX u. 198. S. 8.

Ungeachtet vorzüglich der zweyte Theil dieses Werkes, der Versuch über die Reproduction der Nagethierzähne, neu und interessant ist, so verdient doch auch der erste eine ehrenvolle Anzeige.

Der Vf. bemüht sich, in demselben zu zeigen, dass die gewöhnlich als entfernte Ursachen der Caries angesehenen Bedingungen, sowohl die äussern, als die innern, keine strenge Kritik aushalten. Dass das Abnutzen der Zähne, die Zerstörung des Schmelzes und selbst der Knochensubstanz durch Reibung, mit Unrecht dafür angesehen werde, beweist der Umstand, das die Backzähne häufiger cariös werden, als die Schneidezähne, ungeachtet hier der Schmelz am frühesten zerstört wird; dass die obern Backzähne wieder häufiger cariös werden, als die untern; dass nicht alle Personen Caries der Zähne bekommen, dass diese selbst nach bis zur Zahnhöhle fortgehenden Zahnbrüchen sich nicht immer einfindet, dass sie nicht an der Kronfläche, sondern an dem der Wurzel zunächst befindlichen Theile der Krone anfängt, und dass die Zahnhöhle in dem Maasse durch neu erzeugte Knochensubstanz sich ausfüllt, als die alte zerstört wird.

Dass saure und süsse Substanzen, Weinstein, Tabak, schneller Temperaturwechsel, Kälte, nicht als entfernte Ursachen der Caries anzusehen sind, folgert er aus dem ganz unschädlichen Gebrauche oder Vorhandenseyn mehrerer dieser Bedingungen bey einzelnen Personen und selbst ganzen Völkern, aus der langsamen Veränderung des Schmelzes selbst durch Mineralsäuren, aus dem Umstande, dass die Nagethierzähne, die von Natur weicher, als durch Säuren erweichte Menschenzähne seyen, nicht cariös gefunden werden, und Erweichung der Zähne nicht mit Caries derselben verbunden ist. Die letztern Argumente sind indessen keine sehr starken, da die Vitalität der Zähne durch saure Substanzen so schnell umgestimmt wird, die grössere Weichheit der Nagethierzähne kein Beweis für die Identität ihres Zustandes mit dem Zustande menschlicher Zähne ist, auf welche im Leben saure Substanzen einwirken.

Die verschiedenen Schärfen, welche man als innere entfernte Ursachen der Caries ansieht, können nicht dafür gelten, weil Caries diese miasmatischen Krankheiten nicht nothwendig begleitet, und weil der Beinfrass des Zahnes sich nicht, wie bey den übrigen Knochen, im weichsten, sondern gerade im härtesten Theile desselben vorzugsweise und zuerst entwickelt.

Als die fast einzige entfernte Ursache der Caries der Zähne sieht der Vf. dagegen die durch die genossenen Speisen an dieselben angebrachte Hitze an. Er sahe bey sich selbst und andern Zahnschmerzen und Caries in dem Maasse entstehen und verschwinden, als die Speisen mehr oder weniger heiss genossen wurden. Den Mangel von Caries an den Zähnen der untern Schichten von Leichen, welche in einem Begräbnisse gefunden wurden, in welchem die obern Schichten cariöse Zähne hatten, erklärt er aus dem häufiger gewordnen Genusse warmer Getränke um die Zeit, in welcher die Letztern gelebt hatten. Die Thiere und die Wilden leiden nicht an cariösen Zähnen, weil sie keine heissen Substanzen geniessen. Durch diese Annahme glaubt nun der Vf. mehrere Phänomene befriedigend erklären zu können, welche bisher zwar bekannt, aber nicht erklärt waren. Die Backzähne werden am häufigsten cariös, weil sich hier wegen des längern Kauens der meiste Wärmestoff entwickelt; die obern häufiger als die untern, weil er sich mehr nach oben als nach unten begiebt; der gleichnamige Zahn der einen Seite erkrankt, wenn der der andern cariös geworden ist, weil man nun, des Schmerzes wegen, mit jener Seite kauet; die Caries entsteht im Körper des Zahnes vorzugsweise, weil jener der Einwirkung der Wärme am meisten ausgesetzt ist, der ihn umgebende unbelebte Schmelz nicht die Fähigkeit hat, die übermässige Wärme der Nahrungsmittel zu zerstören, und überdiess als der festeste Theil die Wärme vorzugsweise aufnimmt. Auch aus diesem Grunde werden wieder die Backzähne am häufigsten cariös, und unter ihnen die obern häufiger, als die untern, weil jene unter allen die festesten sind; die Milchzähne seltner, als die bleibenden, weil sie eine geringere Härte besitzen.

Als prädisponirende Ursache der Caries sieht der Vf. vorzüglich einen hohen Grad von Receptivität an. Der Widerspruch, welcher zwischen dieser Annahme und der Thatsache Statt zu finden scheint, dass die Receptivität eines Organs desto grösser ist, eine je lockrere Textur es besitzt, da doch die Caries nicht in der Jugend, wo die Zähne am lockersten sind, am häufigsten vorkommt, glaubt er durch die Bemerkung vollkommen zu heben, dass die Zähne desto schlechtere Wärmeleiter sind, je lockerer ihre

ihre Textur ist. Als Ursache des Schmerzes bey der Caries des Zahnes, welche er in wahre und falsche eintheilt, von welchen aber nur die letztere Caries, jene dagegen Entzündung ist, sieht er stärkern Zufluss des Blutes zum Zahne an. Als Vorbeugungsmittel gegen die Entzündung des Zahnes sieht er, seiner Aetiologie zufolge, die Enthaltung von heissen Nahrungsmitteln an; als Heilmittel des Schmerzes bey wahrer oder falscher Caries schlägt er, ausser ableitenden Mitteln, eigner und fremder Erfahrung zufolge, die Compression der Antlitzarterie und das vom Kopfe aus über den ganzen Körper fortgesetzte Begiessen mit kaltem Wasser vor, wodurch, vorzüglich durch das zweyte, fast immer der Anfall augenblicklich verscheucht werde. Diese und andere schwächende Mittel, vorzüglich auch tiefe Scarificationen des Zahnfleisches, allein nur, wenn dasselbe entzündet ist, energisch angewandt, können auch die Bildung der Caries verhüten. Radicale Heilung der wirklich entstandenen Caries hält er fast immer für unmöglich. An der zahnschmerzstillenden Kraft mehrerer Käfer zweifelt er durchaus, und sieht die davon verzeichneten Fälle, vielleicht zu allgemein, ungeachtet auch Rec. sie nicht besonders in Schutz nehmen möchte, für zufällig oder in der Phantasie des Kranken begründet an.

Besonders wichtig ist der Aufsatz über die Reproductionsfähigkeit der Nagethierzähne, welche sich aus Versuchen des Verf. an Kaninchen, Hasen, Meerschweinchen, Mäusen und Schläfern ergab, nachdem schon *Mangili* zufällig dieses Phänomen an den Schneidezähnen des Murmelthiers entdeckt hatte. Bricht man die Schneidezähne oder die Backzähne dieser Thiere in querer Richtung ab, so erzeugen sie sich so schnell wieder, dass bey einem alten Kaninchen in drey Tagen ein dicht am Zahnfleisch abgebrochner Zahn seine vollkommne Länge wieder erreicht hatte. Es wird hiebey nicht etwa der in der Zahnhöhle enthaltene Theil bloss hervorgestossen, indem der Versuch an demselben Zahn mehreremahle immer gelingt, und nie der neue Zahn kürzer, als der alte ist. Selbst wenn der alte Zahn ausgerissen ist, erzeugt sich ein neuer wieder. Doch ist diese totale Reproduction an gewisse Bedingungen geknüpft. Sie gelingt nämlich nur, wenn der gallertige, im Innern des Zahnes enthaltene Theil beym Ausreissen des Zahnes zurückgelassen wird. Im entgegengesetzten Falle füllt sich das Zahnfach vom Grunde nach vorn aus mit Knochensubstanz an. Es ist indessen auch im erstern Falle noch nicht ausgemacht, ob der neue Zahn vollkommen so gross, als der alte wird, und nicht vielleicht sogar immer im Zahnfache verborgen bleibt. Ungeachtet dieser grossen Reproductionsfähigkeit heilen doch Brüche der Zähne nicht, sondern das zerbrochne Stück wird abgestossen. Die Reproduction geschieht indessen nicht durch einen eignen, in Folge des Bruches eingetretnen Process, sondern nur durch den beständig vor sich gehenden Vegetationsprocess des Zahnes. Dieser wird nämlich unaufhörlich an seinem vordern Ende abgenutzt, und erzeugt sich dagegen von hinten nach vorn fortwährend wieder; eine Thatsache, welche sowohl das früher schon bekannte Phänomen der sehr schnellen und beträchtlichen Verlängerung der Nagethier-Schneidezähne nach Wegnahme der gegenüber stehenden, als das Fortrücken und das allmählige Verschwinden eingeätzter Stellen von der Basis des Zahnes gegen seine Spitze beweist. Durch das beständige Fortwachsen von der Basis zur Spitze, durch bedeutende Abnahme an Dicke und Härte von der Basis bis zur Spitze kommen die Zähne der Nagethiere auffallend mit den Nägeln überein, so wie sie überhaupt durch diese Eigenschaften, durch ihre Reproductionsfähigkeit, durch die Qualität des Geruches, welchen sie beym Verbrennen ausstossen, durch ihre Structur, sofern sie einen, von dem freyen Ende gegen die Stelle ihrer Befestigung allmählig weiter werdenden Canal enthalten, mit den hornartigen Theilen, den Klauen Nägeln, Federn, Haaren u. s. w. zusammenfallen. Den Einwurf, dass die Nagethierzähne nicht, wie das Horn, über glühenden Kohlen schmelzen, welchen sich der Vf. selbst macht, widerlegt er durch die Bemerkung, dass auch nicht jedem Horn diese Eigenschaft zukomme, und schliesst mit der Behauptung, dass man die Zähne den Knochen nicht beyzählen könne, weil nicht in der Mischung und Structur, sondern in den Lebenserscheinungen die Charaktere, nach welchen Organe zusammengestellt oder von einander abgesondert werden müssen, zu suchen sey. Ungeachtet indessen auch deutsche Physiologen schon vor dem Vf. die Analogie zwischen den Zähnen und den hornartigen Substanzen noch weit allgemeiner dargestellt haben, indem sie dieselbe über die Zähne aller Thiere ausdehnten, so glaubt doch Rec. nicht wegen der angeführten Erscheinungen beide geradezu in eine Klasse stellen und von den Knochen trennen zu dürfen, zumal da diese durch ihre grosse Reproductionsfähigkeit eben so sehr, als die Nagethierzähne, und weit mehr, als die Zähne der übrigen Thiere, den hornartigen Substanzen ähneln.

Ungeachtet ihrer grossen Reproductionsfähigkeit scheinen doch die Nagethierzähne nicht die Fähigkeit zu haben, wenn sie verpflanzt werden, ihre Vitalität zu behalten; wenigstens fand diess bey mehrern Versuchen dieser Art nicht Statt. Der in seine eigne Höle wieder eingesetzte Zahn wurde zwar in wenig Tagen so fest als der andere, allein in kurzer Zeit wandelte sich seine weisse Farbe erst in eine bläuliche, darauf in eine gelbliche um; und da die vor dem Einsetzen abgeschnittene Spitze desselben nicht wieder wuchs, so hatte er offenbar auch seine Reproductionsfähigkeit, mithin wahrscheinlich sein Leben vollkommen verloren. Indessen ist das aus diesen Versuchen gezogene Resultat des Vfs., dass unter dieser Bedingung immer der eingesetzte Zahn nur fest in das Zahnfleisch passe, nicht mit demselben verwachse und zu leben fortfahre, doch wohl etwas zu gewagt.

Den Grund der hohen Reproductionsfähigkeit findet er in der, der Oeffnung und Höhle des Zahnes ent-

entsprechenden, ansehnlichen Grösse der Gefässe und Nerven der Nagethierzähne.

In comparativ anatomischer Hinsicht wichtig ist die Bemerkung des Vfs., dass *Cuvier* die Zahl der Zähne der Hasen und Kaninchen unrichtig auf 24 angiebt, da in der That jene 28, diese 26 haben. Der Irrthum rührt daher, dass *C.* bey beyden die kleinen hintern obern Schneidezähne, und beym Hasen einen kleinen hintern sechsten Backzahn nicht mitzählte.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchh.: Dissertatio anatomica de *organo vocis mammalium*, quam pro summis in med. et ch. hon. leg. imp. publ. def. auctor *L. Wolff.* 1812. X u. 46 S. 4. m. 4 Kpf.

Der Vf. dieser wohlgeschriebenen Dissertation, ein Schüler *Blumenbach's*, beschreibt und bildet in derselben nach der Natur eine ansehnliche Menge Säugthierkehlköpfe ab, die er vorzüglich in den Sammlungen der Universität und Veterinärschule zu Berlin zu untersuchen Gelegenheit hatte, ohne jedoch auf den Einfluss Rücksicht zu nehmen, welchen eine bestimmte Form des Kehlkopfes auf bestimmte Eigenschaften der Stimme hat; also bloss anatomisch, und auch diess bloss im vollkommnen Zustande. Da, wo er nicht selbst Gelegenheit hatte, den Gegenstand zu untersuchen, führt er die Beschreibungen und Abbildungen anderer Schriftsteller an. Selbst beschrieben und abgebildet hat er den Kehlkopf von *Simia sabaea*, *Mustela furo*, *Lutra vulgaris*, *Felis leo*, *Felis lynx*, *Hyaena striata*, *Ursus arctos*, *Meles taxus*, *Didelphis opossum*, *Cavia cobaya*, *Lepus cuniculus*, *Castor fiber*, *Myrmecophaga didactyla*, *Bradypus tridactylus*, *Camelus bactrianus*, *Cervus elaphus*, *Cervus capreolus*, *Phoca vitulina*. Nach eigner Ansicht bloss beschrieben finden sich die Kehlköpfe von *Vespertilio myotus*, *V. murinus*, *Felis catus*, *Canis domesticus*, *Canis lupus*, *Erinaceus europaeus*, *Lepus timidus*, *Mus musculus*, *Mus rattus*, *Sus scrofa*, *Capra ovis*, *Bos taurus*, *Equus caballus*, *Equus asinus*, *Mulus*.

Mehrere *Affenarten* sind nach *Camper's*, *Cuvier's*, *Vicq d'Azyr's*, *Morgagni's*, das *Känguruh*, das *Stachelschwein*, der *Aguti*, das *Murmelthier*, der *Tatu*, das *Schnabelthier*, das *Nashorn*, das *Nilpferd*, der *Elephant*, mehrere *Antilopen*, das *Rennthier*, *Quagga*, vorzüglich nach *Cuvier*, zum Theil nach *Pallas* und *Camper* angegeben.

Da der Vf. bey den Thieren, welche er auch nicht selbst zu untersuchen Gelegenheit hatte, dennoch aus andern Schriftstellern die Beschreibung entlehnte, so wundert sich Rec., dass er nicht, der Vollständigkeit dieser Monographie halber, für den Kehlkopf der Cetaceen ein Gleiches that.

Die vorzüglichsten neuen oder die Beschreibungen seiner Vorganger verbessernden Angaben sind ungefähr folgende: Bey *Vespertilio myotus* und *murinus* fand der Vf. die Stimmritzenbänder und den Kehldeckel, welche *Cuvier* und *Vicq d'Azyr* diesem Geschlecht absprach. Eben so liegen beym *Löwen* die hintern Enden der Luftröhrenringe nicht, wie diese Beobachter angeben, sehr nahe, sondern ziemlich weit von einander. Eben so wenig, als *Cuvier*, fand er bey den Katzen unter den hintern Stimmritzenbändern eigne, von *Vicq d'Azyr* angenommene Membranen, durch welche das *Schnurren* dieser Thiere hervorgebracht werden sollte. Beym *Opossum* fand er nicht, wie *Cuvier*, an der Grundfläche des Kehldeckels zwey membranöse Fortsätze, welche eine ähnliche Bestimmung haben würden. Die vordern Stimmritzenbänder, welche *Cuvier* dem *Hasen* und *Kaninchen* abspricht, fand der Vf. auch beym ersten, wenn gleich schwach, angedeutet, und eben so auch die Seitenhöhlen des Kehlkopfes. Beym *Schweine* fand er, wie *Casserius* und *Herissant*, gegen *Cuvier*, die Seitenhöhlen weit deutlicher entwickelt, als beym Menschen. *Cuvier* hatte schon bemerkt, dass das *Lama* nicht, wie die übrigen Wiederkäuer, nur ein, sondern zwey Paar Stimmbänder habe; wusste aber nicht, ob dieser Bau sich auch über die übrigen Kameelarten erstrecke, da er nur den Kehlkopf jener Species zu untersuchen Gelegenheit hatte. Nach des Vfs. Untersuchungen, der dieselbe Bildung auch bey *C. Bactrianus* fand, scheint sie dem ganzen Kameelgeschlecht zuzukommen. Die unsymmetrische Theilung der Luftröhre, welche *Meckel* beym *Pekari*, dem *Schweine*, dem *Schafe*, der *Ziege*, dem *Steinbocke*, den *Antilopen*, dem *Rehe* gefunden hatte, und welche durch die frühere Abgabe eines Astes auf der rechten Seite bewirkt wird, sahe der Vf. ausser den angeführten Thieren auch beym *Hirsche* und dem *Kameel*, nie aber bey andern Säugthieren, so dass diese Bildung diesen, auch durch andre Bedingungen ihrer Organisation zu einer Gruppe vereinigten Thieren eigenthümlich zuzukommen scheint. Die Oeffnung, welche beym *Ochsen* dadurch entsteht, dass sich von dem obern Rande des Schildknorpels zum vordern Horne desselben ein Querband erstreckt, kommt nicht, wie *Casserius* behauptete, bloss diesem Thiere, sondern auch dem *Pferde*, *Kameele* und *Maulesel* zu. Die inneren Oberflächen der Giessbeckenknorpel berühren sich nicht, wie *Cuvier* anführt, in den Wiederkäuern. Die Stimmritzenbänder des Pferdekehlkopfes fand der Vf. nie, wie *Cuvier* angiebt, schmal, sondern immer breit und stark. *Cuvier* hatte, gegen *Herissant*, behauptet, dass der Kehlkopf des *Maulthieres* (*Mulus*) mit dem des Pferdes weit mehr, als mit dem des Esels übereinkomme, indem die Oeffnung der Kehlkopfshöhlen und die der vordern Höhle weiter, als beym Esel sey; allein der Vf. tritt nach seinen Untersuchungen *Herissant* bey, indem er den Schildknorpel länglicher, als beym Pferde, den hintern Bogen des Ringknorpels mit einem tiefen, beym Pferde nicht vorhandenen Einschnitt versehen, den Kehldeckel nicht, wie beym Pferde, stumpf, sondern, wie beym Esel, sehr spitz zulaufend, und die Hölen und ihre Oeffnungen wie beym Eselskehlkopfe angeordnet fand. Die Luftröhrenringe sind beym

beym *Seehunde* nicht, wie *Cuvier* angiebt, vollständig, oder wenigstens gilt diess nicht für alle, indem an den meisten nur die rechten Enden von den linken bedeckt werden. Beym *Aï* fand der Vf. doch einen kleinen Eindruck an der Stelle der Kehlkopfshöle. Da auch er, wie *Daubenton* beym *Unau* und *Meckel* beym *Aï*, die merkwürdige, auch nach seinem Zeugnisse bey keinem andern Säugthier vorkommende Bildung der Luftröhre fand, welche durch Umbiegung ihres hintern Theiles gegen sich selbst von hinten nach vorn, ehe sie sich in die Luftröhrenäste theilt, bewirkt wird, so muss man sie wohl für regelmäfsig ansehen.

Aufserdem finden sich Corollarien über die merkwürdigsten Bedingungen, welche die einzelnen Theile des Kehlkopfes in den verschiedenen Säugthieren darbieten, angehängt.

ERDBESCHREIBUNG.

Bamberg, gedr. auf K. d. Verf.: *Bamberg und dessen Umgebungen.* Ein Taschenbuch vom Bibliothekar *Jäk.* Mit vier Abbildungen. 1812. 266 S. in 12. (1 Thl. 8 gr.).

Der Verf. ist schon seit geraumer Zeit als Bambergischer Geschichtschreiber bekannt, und in dem vorliegenden Taschenbuche findet man, gleich nach der Vorrede, ein langes Register von Schriften, die er der historischen Aufklärung dieses Fürstenthums gewidmet hat. So viel wir aber wissen, haben sie den Forderungen gründlicher Geschichtskenner eben kein Genüge geleistet, und wir müssen bekennen, dass auch das gegenwärtige Produkt weder in topographischer, noch statistischer Hinsicht unserer Erwartung entsprochen habe. So rühmlich auch die Absicht des Verf. ist, den fremden Reisenden sowohl, als den — aus andern Theilen des Königreichs nach Bamberg versetzten Staatsdienern ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sie den neuesten Zustand dieser Stadt mit ihren bürgerlichen Verhältnissen und Umgebungen kennen lernen; so wenig können wir die Methode billigen, die Hr. *J.* bey seiner Beschreibung zu wählen für gut gefunden hat. Sie gleichet der Erzählung eines Reisenden, der aus der Oberpfalz über Nürnberg, Erlangen u. s. w. nach Bamberg geht, und daselbst von Gasse zu Gasse die vorzüglichsten Gegenstände beschreibt, die für In- und Ausländer einiges Interesse haben möchten. Wäre es dem Vf. gefällig gewesen, seine Nachrichten, welche auf 180 Seiten hinter einander vorgetragen werden, in eine zweckmäfsigere Form zu bringen, und dem Reisenden, der sich aus diesem Taschenbuche Raths erholen will, das Auffinden der einzelnen Gegenstände durch besondere Rubriken zu erleichtern; so würde seine Arbeit von gutem Nutzen seyn, und besonders auf den Dank der Ausländer Anspruch machen können. Was uns aber an diesem Büchelchen am meisten misfällt, ist der affectirte Stil und der oft geschmacklose Witz, womit der Vf. sehr freygebig ist, und seiner Beschreibung ein besseres Colorit zu geben vermeint. Z. B. wollen wir der zahlreichen Nymphen erwähnen, die (nach S. 25.) „in der Lindenallee die vorüberwandelnden Herren so lange necken, bis sich das Possenspiel mit einer Versöhnungsscene endigt." Auch das, was Hr. *J.* S. 32. vom Bambergischen Mauthamte sagt, war uns um so auffallender, weil seine witzigen Aeusserungen immer einen Angriff auf die Dienstleistung der Mauthbeamten in sich schliessen. „Mit fürchterlicher Miene, heisst es, scheint der Neptun, wie Cerberus, vor dem *Weg-* und *Mauthamte* zu wachen, um jeden, der Contrebande verdächtigen Fuhrmann zu greifen und ins Wasser zu werfen" u. s. w. — Wie empfindsam und mitunter geziert der Verf. die schönen Partien Bambergs schildere, kann man aus der Beschreibung der Aussicht vom sogenannten *Nonnenstege* ersehen, wo die Reisenden mit ihrem Begleiter (S. 41.) aus innerster Empfindung ausrufen: Ach wie schön ist es hier! Stufenweise betritt man eine mildere Region, ein zartes Bild schlängt sich liebkosend um das andere — Frey sich fühlend von allen Fesseln küsst (?) der Geist die wohlthätige Ruhe des stillen Haines. — Lassen wir uns hier auf die erste Bank nieder. Eine Nachtigall wohnt in den nahe liegenden Gebüschen; — gerade, mit kleinen einspringenden Rasenbuchten windet sich der breite Fluss zu uns; in eine reizende Perspective sehen wir eine halbe Stunde hinauf; Oben schliesst sich die Krümmung des Ufers mit einem Dörfchen, *dessen Häuser uns traulich entgegen winken mit ihren festlichen Tänzen*" (?) — S. 43. „Lieblicher umweht uns die Kühlung des dichtern Waldes, in welchem wir jetzt wandeln — eine holde Licht- und Schattenwelt spielt im malerischen Gewande auf den duftenden Blättern; Bienen wiegen sich auf den Busen der geöffneten Blumen — Klar und friedlich, wie das Gewässer des Stroms, wohnt die Natur auf der lachenden Ebene, und wie die zarten Laute der drey Wasserfälle sinken (!) die grünen waldichten Anhöhen mit ihren beiden niedlichen Lusthäuschen zu uns hernieder und umarmen (?) uns mit herzlichem Frohsinn." u. s. w. Diess mag genug seyn, unsere Leser mit der Manier bekannt zu machen, in welcher der Verf. die Merkwürdigkeiten von Bamberg und dessen Umgebungen beschreibt. Uebrigens enthält das Taschenbuch noch einige Gedichte, die Namen der Gasthäuser, Advocaten, Aerzte u. s. w., ingleichen die Gesetze des Lese-Instituts und der Harmonie, als einer zu Bamberg bestehenden Gesellschaft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Ueber das Continental-System und den Einfluß desselben auf Schweden,* von *A. W. S.* 1813. 109 S. 8.

Diese Schrift ist mit so treffender Wahrheit, edler und anständiger Freymüthigkeit, und mit so reiner Eleganz abgefasst, dass man auf einen sehr geistvollen Schriftsteller als Verfasser rathen müsste, wenn auch nicht die auf dem Titel stehenden Anfangsbuchstaben seines Namens einen unsrer berühmtesten Dichter und Prosaisten bezeichneten. Sie zerfällt in *zwey* Abschnitte. Im *ersten* wird das Verderbliche des von dem Beherrscher Frankreichs so vielen Staaten Europen's aufgedrungnen Continentalsystems gezeigt. Diese Betrachtung ergiebt (S. 87.) folgendes schrecklich wahre Resultat: „Die untrüglichen Folgen des Continentalsystems für jeden Staat, der sich ihm hingiebt, sind der Untergang des Handels und der Gewerbsamkeit, erdrückende Auflagen, der Umsturz aller verfassungsmäfsigen Formen, ihrem Vaterlande fremd gewordene Heere, stets bereit die Waffen gegen ihre Mitbürger zu kehren, ewige eben so kostbare als mörderische Kriege zum Vortheil andrer; Fürsten unfähig zu beschützen, mit einer unbegrenzten Macht versehn, ihre Unterthanen zu bedrücken, und ihrer Seits voll Furcht und Zittern vor dem Herrn, endlich mitten unter Schrecken, Elend und Schande die Verpflichtung Triumphsäulen zu errichten und Lieder der Schmeicheley zu singen."

Der Vf. beginnt mit den eben so allgemeinen als gerechten Klagen der Völker, über den tyrannischen Druck einer nie zu ersättigenden Herrschsucht. „Man überzeugt sich, wenn man durch die neulich dem französischen Reiche einverleibten Landschaften, oder diejenigen Staaten reist, die von demselben abhängig sind, leicht, dass die Völker ein sehr richtiges Gefühl von ihrer Lage haben. Eine einmüthige Stimme des Bedauerns über die Vergangenheit, der Klage über die Gegenwart, und der Besorgnifs für die Zukunft erhebt sich überall. Es ist kein Bauer so unwissend, um nicht den Urheber der Uebel zu kennen, die sein Vaterland heimsuchen, sich irren zu lassen, oder nur den geringsten Zweifel darüber zu hegen. Wo ist in Europa eine so arme, so einsame Hütte wohin Bonaparte's Name nicht gedrungen ist: aber seit Jahrhunderten hat kein Sterblicher sich einen so traurigen Ruhm erworben. Im alten Frankreich spricht die Meinung, wenn gleich im Ganzen dieselbe, sich mit mehr Zurückhaltung und Vorsicht aus. Einmal setzt die Sprache die Einwohner unmittelbarer unter die Aufsicht der Centralpolizey, für welche die fremden Sprachen noch ein Hindernifs bilden; dann vergleicht man den gegenwärtigen Zustand nicht mit den friedlichen Annehmlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, sondern mit den Stürmen der Revolution die das Andenken derselben vertilgt haben. Den so oft getäuschten Hoffnungen einer grofsen Verbesserung in der gesellschaftlichen Ordnung sind der Unglaube und die Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht gefolgt. Viele Menschen, vielleicht mit aufrichtiger Ueberzeugung, schreiben Napoleon die Rückkehr der Ordnung im Innern zu; man vergifst, dafs die revolutionären Gräuel lange vor seinem Antritt aufgehört hatten, und dafs er eher eine schwache und schwankende, als eine unterdrückende Regierung ersetzte. Man droht den Franzosen mit der Rückkehr des *Schreckens*, wenn dieser Mann nicht mehr über ihre Schicksale wachte. Sonderbares Hirngespinnst! Durch eine schimärische Furcht glaubt man die schwersten Uebel in Wohlthaten zu verändern. Der Schrecken der Revolution zeigte sich mit frecher Stirn; er forderte den Widerstand auf, und konnte schon durch seine Natur nicht lange dauern; auch jetzt ist es der Schrecken, aber ein heimlicher Schrecken, der den Muth entnervt, indem er die Gefahr versteckt. Es ist das Meisterstück der Politik Napoleons, dafs er einem wahrhaft gewaltsamen und unerträglichen Zustand einen Anstrich von Festigkeit zu geben wufste. Dessen ungeachtet hört man auch in Frankreich das Lob Bonaparte's nur aus dem Munde seiner Diener, der Theilnehmer seiner Macht, derjenigen, die durch ihn die gröfsten Vortheile geniessen, und die, wenn er gestürzt würde, für ihre persönliche Sicherheit zittern. Er hat nicht mehr nöthig, wie im Anfange seiner Laufbahn, das *Schweigen* der Redner und kühner Schriftsteller zu erkaufen, aber er bezahlt doch sehr theuer das *Wort*. Dieser Einklang schwülstiger Lobsprüche, den er von einem Ende seines weiten Reichs bis zum andern mit so vieler Sorgfalt hallen läfst, kostet seinen Unterthanen jährlich Millionen. Das gesetzgebende Corps und der Senat, die einzigen Trümmer republikanischer Formen, die er übrig gelassen hat, sind müssige Versammlungen von Jaherrn geworden. Hier kündigt man, unter dem Posaunenschall einer schlechten Rhetorik dem Volke jedes drückende Gesetz, jede Erhöhung der Auflagen, jede Menschenausschreibung aus einer erschöpften Bevölkerung, als eben so viele erhabne Einrichtungen an; jeden neuen Krieg der die Menschheit verheeren soll, als einen Schritt zum all

gemeinen Frieden. Doch das Volk ist taub gegen diese ekelhaften Stimmen; es verschmäht den Purpur des Ruhms, womit man sein Elend verhüllen will; es ist höchst gleichgültig gegen die allgemeine Sache; und alle, die nicht nach Stellen streben, beschränken sich auf den Kreis ihrer häuslichen Angelegenheiten."

Diess ist alles buchstäblich wahr; viele Reisende, die das Innere von Frankreich kennen lernten, und sich nicht etwa bloss in Paris aufhielten, bestätigen das Elend der Nation; sahen ganze Heerden zusammengetriebner Recruten mit Stricken an einander gebunden fortführen; auch verwünschten mehrere brave französische Officiere ihren Beruf, in einem Kriege zu dienen, der nur bestimmt war, für die Herrschsucht eines Einzigen, ihr Vaterland zu entvölkern, und fremde Länder zu verwüsten.

Der Vf. bereitet die Darstellung der traurigen Folgen des Continentalsystems vor durch eine kurze Erzählung der Begebenheiten, die Bonaparte's Erhöhung vorangiengen, und der mannichfaltigen Glücksfälle, und politischen Maassregeln, welche ihn zu der Uebermacht führten, deren Bewusstseyn in ihm den stolzen Entwurf einer europäischen Universalmonarchie erzeugte. Hier wird besonders die Schlauheit seiner Friedensschlüsse berührt. „Bonaparte hat sich immer gerühmt bey seinen Friedensschlüssen mässig gewesen zu seyn; und man muss es bis auf einen gewissen Punkt zugestehn, es ist eine der geschicktesten Berechnungen seiner Politik. Zu harte Bedingungen konnten einen halb vernichteten Gegner zu dem Entschlusse treiben, sich eher bis aufs Aeusserste zu schlagen, als nachzugeben; ein Entschluss der das einzige Rettungsmittel gegen einen Feind seiner Art ist. Aber wenn eine Regierung sich nach grossen Unglücksfällen in eine verhältnissmässig erträgliche Lage versetzt sieht, so lässt die Erinnerung vergangner Gefahren, die Ueberzeugung von ihrer Schwäche sie in alles willigen, was nicht unmittelbar ihr Daseyn betrifft. So verspart Bonaparte die reichsten Aernten seiner Kriege für die Musse des Friedens. So bald die Waffen niedergelegt waren, (die des Gegners, versteht sich, denn er legt die seinigen nie aus der Hand) geht er zu Handlungen über die auf die eine oder die andre Art seine Herrschaft erweitern. Er hat das Ansehn, allen Staaten, die sich ihm ohne Erfolg widersetzt haben, zuzurufen: „„Ihr seyd glücklich genug, dass ich euch jetzt in Ruhe lasse; hütet euch, euch nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen; mit Ausschluss dessen, was ich euch durch den letzten Vertrag gelassen habe, ist das ganze übrige Europa auf meinen Theil gefallen, und die geringste Einwendung gegen dieses unstreitige Recht wird als eine Kriegserklärung angesehn werden."" Die Mächte des Continents verstanden diese Sprache sehr gut; um einen kurzen Aufschub zu erkaufen, duldeten sie ohne Murren die neuen Angriffsmittel, die Bonaparte nach und nach zusammenhäufte. Diess ist in wenig Worten die Geschichte der letzten zehn Jahre."

Dagegen macht nun das Benehmen Englands einen bewundernswürdigen Contrast: „Man hat bemerkt, dass die englische Regierung nach ruhmvollen Kriegen, oft nachtheilige Friedensschlüsse eingeht, weil das Ministerium das den Frieden schliesst, ein andres ist, als das, welches den Krieg angerathen und geleitet hat. Der Friede von Amiens gehörte offenbar zu den nachtheiligen, und man eilte die begangne Unvorsichtigkeit zu verbessern. Es war seitdem leicht einzusehn, dass die Gefahr für England nicht der Krieg, sondern der Friede war, dass Bonaparte ihn nur als einen nützlichen Waffenstillstand betrachtete um seine Seemacht zu vermehren, und zu üben; dass er, wenn ihn England gewähren liess, die unermesslichen Hülfsmittel des vergrösserten Frankreichs, und der abhängigen Länder, durch alle Triebfedern der unumschränkten Gewalt mit der ihm eignen ungeheuern Thätigkeit hervorrufen, dass er also in wenigen Jahren eine Seemacht, fähig den Flotten Englands die Spitze zu bieten, erschaffen, und dass es sich alsdann mit einem Angriff seines eignen Landes bedroht sehn würde. Bonaparte's Entwürfe hatten nur eine moralische Gewissheit, aber seine Handlungen während des kurzen Zwischenraums des Friedens waren mehr als hinreichend um den Wiederausbruch der Feindseligkeiten von Seiten der englischen Regierung zu rechtfertigen. (S. 26.) England war weit entfernt sich bey Bonaparte's Grundsatz eines Umsichgreifens ohne Grenzen zu beruhigen, es widersprach der Besetzung von Piemont, von Parma und Piacenza und der Insel Elba; es betrachtete den längern Aufenthalt der französischen Besatzungen in Holland, einer neuen Truppensendung nach der Schweiz als Verletzungen der Unabhängigkeit die diesen Freystaaten durch den Vertrag von Lüneville verbürgt war. In Hinsicht Hollands ist die Befürchtung des brittischen Ministeriums durch die spätern Ereignisse vollkommen gerechtfertigt worden. Nachdem er die Schweizer lange gedrückt und belästigt hatte, geruhte der erste Consul endlich ihnen eine Verfassung zu geben, ungefähr so, wie sie sich solche selbst gegeben haben würden, wenn es ihnen frey gestanden hätte. Aber sie sollten sie aus seiner Hand empfangen; und er nahm den Titel: *Vermittler der Schweiz*, an, gleichsam als hätte er einem Bürgerkrieg vorgebeugt, während das ganze Volk einmüthig gegen die durch das französische Directorium eingesetzte Regierung war. Wallis ward darauf von der Eidgenossenschaft getrennt, militärisch besetzt, und durch die Strasse über den Simplon bestimmt, dem französischen Reich einverleibt zu werden, wie seitdem geschehen ist. Es sey mit dem Ursprung dieses zweyten Kriegs beschaffen wie es will, England setzt ihn seit beynahe zehn Jahren, mit immer wachsendem Glücke fort, [und macht sich] verdient durch eine heldenmüthige Ausdauer, die die Geschichte zu würdigen wissen wird, wenn sie ihr die Unterwürfigkeit fast des ganzen übrigen Europa gegenüber stellt. England ist der Feind, vor welchem der Stern Napoleons erblasste. England zerschmetterte seine Flotten bey Abukir und Trafalgar,

gar, hielt den Lauf feiner Eroberungen in Aegypten, Sicilien, Portugal und Spanien auf. Bonaparte kehrte anfangs zu feinem alten Lieblingsentwurf einer Landung zurück; er verwandte darauf unermefsliche Summen, er befchäftigte fich länger als zwey Jahre damit, und gab die Unternehmung nicht eher auf als bis er fich von ihrer gänzlichen Unmöglichkeit überzeugt hatte. Nach fo vielen pomphaften Ankündigungen würde er fogar in grofser Verlegenheit gewefen feyn, fein Lager bey Boulogne aufzuheben, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wenn ihm nicht der öfterreichifche Krieg einen Vorwand dazu gegeben hätte. England zog aus diefen Drohungen den Vortheil feine Küften zu befeftigen, die es aus einem zu grofsen Vertrauen auf feine fchwimmenden hölzernen Mauern vorher vernachläffigt hatte. Eine Landung läfst fich nur unter dem Schutz einer Flotte bewerkftelligen, die grofs genug ift fich mit den englifchen Gefchwadern im Kanal zu meffen, und nach fo vielen erlittenen Niederlagen ift die franzöfifche Flagge faft von allen Meeren der Erde verfchwunden, die jetzigen englifchen Admirale müffen den unfterblichen Nelfon beneiden, der noch Feinde zu bekämpfen fand. Die Ueberlegenheit der englifchen Seemacht ift fo grofs, dafs ihre Gegner einen Sieg davon getragen zu haben glauben, wenn eins ihrer Gefchwader aus einem Hafen entkommen und fich glücklich längs der Küfte in einen andern gefchlichen hat. Vergebens gebot Bonaparte im Anfange des Kriegs über die Häfen Frankreichs, Hollands und Spaniens; vergebens bemächtigte er fich endlich der italienifchen, Dalmatifchen, und mehrerer im nördlichen Deutfchland; vergebens liefs er eine Menge Kriegsfchiffe auf allen alten und neuen Werften bauen; vergebens hat er eine Matrofenconfcription eingeführt: fo lange die Engländer den Krieg ohne Unterbrechung fortfetzen, haben fie nichts zu fürchten; die franzöfifchen Seeleute können fich aus Mangel an Erfahrung nicht bilden; und diefe unermefslichen Vorbereitungen find wie Schwimmfchulen auf trockner Erde."

Da nun auch nach und nach es ihm unmöglich wurde den Engländern durch Kaperey zu fchaden, fo hat er fich dahin gebracht gegen den Handel und Schifffarth der Engländer einen rein negativen Krieg zu führen, und durch das fogenannte Continentalfyftem die englifchen Schiffe und Waaren aus den Häfen Frankreichs und der unter feinem Einflufs ftehenden Länder auszufchliefsen. Ehe nun der Vf. die Ungerechtigkeit, die Thorheit, und die traurigen Folgen diefes Syftems darlegt, giebt er eine gedrängte Darftellung der Kriege, die feit 1803 Europa verwüftet haben, und der ungerechten Gewalthandlungen die fich Bonaparte feit dem Frieden von Lüneville erlaubte. Er beraubte den König von Sardinien feiner in Italien noch übrigen Staaten; er nahm Piemont, Parma und Piacenza, er liefs ob gleich Georg III. ihm den Krieg 1803 blofs als König von Grofsbritannien und nicht als Kurfürft von Hannover erklärt, und keinen einzigen Mann aus feinen Erbftaaten gezogen hatte, um gegen Frankreich zu dienen, dennoch widerrechtlich das Kurfürftenthum Hannover befetzen, und verletzte dadurch den Frieden mit dem deutfchen Reich; er fiel in das Gebiet des Kurfürften von Baden ein, führte gegen die erften Grundfätze des Völkerrechts den Duc d'Enghien gewaltfam hinweg und liefs ihn ermorden; nach der Annahme des Kaifertitels vernichtet er die Cisalpinifche Republik und erklärt fich zum Könige von Italien; er vernichtet die Republiken Genua und Lucca, und zieht fie zum franzöfifchen Reiche; er greift unter erbärmlichen Vorwänden 1805 Oefterreich an. „Er mifst ihm ehrgeizige Abfichten bey; aber man mufs die Vergröfserungen, worüber es fich beklagt, mit dem Mikrofkop fuchen. Ja er ift gezwungen zu geftehen, dafs Oeftreich feine Erwerbungen Kraft alter gefetzlicher Rechte, oder durch Verträge erhalten hat. Mit einer feltnen Unverfchämtheit, oder einem bittern Spott, wirft er ihm unter andern als eine für die Schweiz gefährliche Vergröfserung vor, dafs es fich *Meiran*, eine kleine Infel im Koftnitzer See, etwa eine halbe Meile im Umfang, habe abtreten laffen, deren Befitz höchftens einen Liebhaber fchöner Gegenden hätte reizen können, um darauf einen englifchen Garten anzulegen." Der Friede von Presburg, den Oefterreich mit grofsem Verlufte erkaufte, hatte noch andre weit fchlimmere Folgen. Napoleon verjagte den König beider Sicilien; er erklärte zwey feiner Brüder, den einen zum König von Neapel, den andern zum König von Holland, die aber ungeachtet ihres Königstitels blofs feine Vafallen waren. „Die Krone, der Strahlenkreis womit er die Stirn feiner Brüder oder feiner Bundesgenoffen umgeben zu wollen fchien, war nur der letzte Ring einer Kette, wovon er das andre Ende hielt, und die er nach Belieben enger ziehen konnte." Indeffen kam der Rheinbund zu Stande, eine wahre *focietas leonina*, wobey gegen den blofsen Schutz, der den Bundesfürften nur in feltnem Falle nöthig feyn konnte, fie fich gezwungen fahn mit Aufopferung ihrer Unterthanen und ihres Staatsvermögens dem Protector in allen feinen, ihnen ganz fremden Angriffskriegen beyzuftehn. Ja, was der Vf. hier unberührt läfst, er fchonte felbft zum Theil die Bundesftaaten nicht, er fcheute fich nicht einigen derfelben ihre Länder willkürlich zu befchneiden, und aus einem Protector ein Profector des Rheinbundes zu werden. Der für Preufsen fo unglückliche Krieg 1806 endigte fich mit dem Frieden zu Tilfit. „Seine unmittelbaren Folgen waren: die Gründung des neuen Königreichs Weftphalen für die Dynaftie Napoleon; der Beytritt der meiften norddeutfchen Fürften zum Rheinbunde; das Herzogthum Warfchau, der Keim zur künftigen Wiederherftellung von ganz Polen, ein ftets bewegliches Schreckbild in den Händen feines Erfinders, das er nach Belieben gegen Rufsland oder Oeftreich wenden konnte; die Wiederherftellung der Republik Danzig, deren Unabhängigkeit verfichert, deren dauernde Unterjochung aber vorauszufetzen war, weil fie Frankreich einen Hafen an der Oftfee, und einen grofsen Waffenplatz gewährte; endlich den franzöfifchen Heeren vorbehaltne Kriegsftrafsen,

strafsen quer durch die preufsischen Staaten, fo dafs jetzt keine Schranke bis an die rüffischen Grenzen ihren Zug aufhielt; diefs waren die Bedingungen, die das Kabinet von St. Petersburg in einer unglücklichen Stunde unterfchrieb."

(*Der Befchlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Drey alte fchottifche Lieder* in Original und Ueberfetzung aus zwey neuen Sammlungen. Nebft einem Sendfchreiben an Herrn Profeffor *F. D. Gräter* von *W. C. Grimm*. 1813. 56 S. gr. 8. (8 gr.)

Die drey altfchottifchen Lieder, welche durch ihre einfache Natürlichkeit des Abdrucks und der Ueberfetzung würdig waren, fcheinen hier nur als Vehikel des darauf folgenden Sendfchreibens und der Antikritik abgedruckt zu feyn. Von diefen Liedern ift das erfte und letzte aus einer neuen Sammlung von *Scott*, und das zweyte aus einer Sammlung von *Jamiefon* genommen, wovon die erftere zu Edinburgh 1810 in drey Bänden, und die letztere ebendafelbft 1806 in zwey Bänden erfchien. In einer Anmerkung werden beide näher befchrieben; und in diefer befinden fich auch einige Ueberfetzungen der fchönften Lieder aus dem Kämpe-Vifer, wovon eins zur Probe mitgetheilt, und eine Auswahl verfprochen wird. Ihnen folgt nun ein Sendfchreiben an den Prof. *Gräter*, in welchem zwar dem Anfcheine nach demfelben viel Lob ertheilt wird; worin man aber die zum Grunde liegende Ironie nicht verkennen kann. Vermuthlich ift auch von ihm die Recenfion der altdänifchen Lieder, von Hn. *Grimm* herausgegeben, in den Heidelbergifchen Jahrbüchern, wider welche die Antikritik den gröfsten Raum einnimmt. Schon in der *Idunna* des J. 1812 Nr. 17 u. 18. befand fich von diefem ein Auffatz über die Lieder der ältern *Edda*, die im Morgenblatte von den Gebrüdern *Grimm* vorläufig angekündigt war. Jene Antikritik ift jedoch vornehmlich gegen die gedachte Recenfion gerichtet, deren Urheber zwar nicht genannt, aber doch leicht zu errathen ift. Es wurde darin die hinreichende Fähigkeit und die zu grofse Eilfertigkeit bey der Bearbeitung des noch ungedruckten Theils der Edda bemerkt; und wider diefe und andere Vorwürfe lieft man hier eine Vertheidigung, deren Ton oft fehr fchneidend und fpöttifch, mitunter auch etwas dunkel und fchwerfällig ift. In den Streit felbft kann man in diefer Anzeige fich nicht einlaffen, fondern nur wünfchen, dafs wahre Verdienfte nicht verkannt, und die Bemühungen, welche gegenwärtig auf die nordifche Literatur verwendet find, durch dergleichen Streitigkeiten nicht mögen gehemmt, oder wenigftens verkümmert werden.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Univerfitäten.

Halle.

Gleich nach der höchft erfreulichen Befitznahme der Stadt Halle für die königl. preufs. Regierung find durch ein Refcript des königl. Militärgouvernements für die preufsifchen Staaten auf dem linken Elbufer, unterzeichnet von dem würdigen Hn. Civilgouverneur Geh. Staatsrath v. *Klewitz*, die Profefforen der Friedrichs-Univerfität, welche durch das weftphälifche Aufhebungsdecret provoforifch auf die Hälfte der Befoldung gefetzt waren, wieder in den Genufs ihres vollen Gehalts eingefetzt worden.

II. Ehrenbezeugungen.

Von der Sachfen-Gothaifchen und Meinungifchen Societät für die Forft- und Jagdkunde zu Dreyfsigacker ift der Profeffor, Hr. *Chriftian Andreas Zipfer* zu Neufohl in Ungern, zum correfpondirenden Mitgliede aufgenommen.

III. Todesfälle.

Am 22ften Julius ftarb zu Bern der durch mehrere zu ihrer Zeit mit Beyfall aufgenommene Schriften bekannte Arzt, Dr. *Daniel Langhans* im 86ften Jahr feines Alters.

IV. Vermifchte Nachrichten.

Am 20ften October feyerte der Hr. Geheime Oberfinanzrath *Friedrich Burckhard von Pfaff* in Stuttgart fein 50jähriges Amts-Jubelfeft, unter mannichfaltigen Beweifen der Liebe und Verehrung feiner Freunde, und einer zahlreichen Familie von Kindern und Enkeln. Der König von Würtemberg ehrte den Jubel-Greis durch deffen Ernennung zum Commandeur des Civil-Verdienft-Ordens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Ueber das Continental-System und den Einfluß desselben auf Schweden,* von *A. W. S.* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. berührt hierauf die fernern Gewaltschritte Napoleons seit dem Tilsiter Frieden. Er riss das Königreich Etrurien an sich; er besetzte Portugal, und erklärte, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren; eine Drohung, welche durch die weise Maassregel vereitelt wurde, dass sich der Hof von Lissabon nach Brasilien einschiffte; „durch die heillosesten Ränke wurde die königliche Familie von Spanien anfangs unter sich getheilt, hernach nach Bayonne gelockt, und Ferdinand VII. zur Entsagung gezwungen, indem man ihm nur die Wahl liess, zu unterschreiben oder zu sterben. Seit fünf Jahren ist in Folge dieser schrecklichen Cabale Spanien das Grab der französischen und verbündeten Truppen, der Schlund für Napoleons Schätze gewesen, und seine Unterjochung ist jetzt weiter entfernt, als je. Diess schöne durch die Natur so begünstigte Land ist bis zu einem Grade verheert worden, dass es an vielen Stellen den Anblick einer Wüste darbietet, die Blüte der spanischen Jugend ist hingemäht, und das alles, damit Joseph Bonaparte, der schon im ruhigen Besitze des Throns von Neapel war, ohne Zweifel ganz gegen seinen Willen Ferdinand den Siebenten auf dem Throne ersetzen sollte." Durch den Frieden von Schönbrunn zwang Napoleon Oesterreich, die Grenze des Inn, Salzburg, einen Theil von Gallizien, das Littorale, Striche von Kärnthen, Krain und Croatien theils an das franz. Reich, theils an seine Bundesgenossen abzutreten; er nahm den Kirchenstaat weg; „bald darauf setzte er seinen Bruder, den König von Holland, ab, weil er nicht gut genug den Zollinspector nach dem Verbotsystem, das seine Unterthanen an den Bettelstab brachte, abgegeben hatte. Die Holländer wären so gesunken, dass man ihnen im Angesicht Europa's zu sagen wagte, sie bewohnten einen Boden, der nur eine Anschwemmung französischer, oder französisch gewordner Flüsse sey, sie müssten daher mit allem Recht (!) Frankreich einverleibt werden. Vielleicht das erste Mal, dass geologische Hypothesen als politische Gründe gebraucht sind!" Zuletzt wurden noch die Hansestädte, nebst den Küsten Deutschlands von der Mündung der Ems bis zum Ausfluss der Trave, nebst einem grossen Gebiet im Innern, Länder, die zum Theil selbst Mitgliedern des Rheinbundes gehörig, ganz widerrechtlich besetzt und mit dem französischen Reiche vereinigt. So ging alles der Universalmonarchie rasch entgegen. Die unter französischem Einfluss beherrschten Völker, sagt Hr. *S.*, können lernen, was sie in den Augen des Herrn ihrer Herren gelten, wenn sie die Worte bedenken, die Napoleon seinem jungen Neffen bey der Einräumung des Grossherzogthums Berg sagte: „Erinnert euch stets, dass ihr die *ersten* Pflichten gegen *mich*, die *zweyten* gegen *Frankreich*, die *dritten* gegen das eurer Regierung anvertraute Volk habt." Die Beyspiele des in Spanien entthronten Zweigs der Bourbons, des in Holland abgesetzten Ludwig Bonaparte lehren die verbündeten Fürsten, dass man vergebens ein treuer Bundesgenosse ist, vergebens durch die Bande des Bluts der neuen Dynastie angehört, dass nichts vor dem allgemeinen Schicksal bewahren kann. Die Begünstigten können von Napoleon höchstens die Artigkeit Polyphems erwarten. Da ihm Ulysses ein Gefäss mit köstlichem Wein überreicht hatte, sagte ihm der dankbare Cyklop: „Guter Freund, dafür will ich dich unter deinen Gefährten zuletzt fressen." Der letzte Krieg gegen Russland war der schamlos ungerechteste Angriff. Er verübelte Russland, dass es unter neutraler Flagge einen geringen Theil seiner alten Handelsverhältnisse herstellte, und hatte doch selbst früher die Verpflichtungen des Continentalsystems gebrochen, „indem er englischen Schiffen Licenzen gab, um den durch den Ausfall der Zölle verursachten Mangel in seinen Finanzen zu decken, und sich also der *Contrebande* als eines kaiserlichen Monopols bemächtigte!!"

So entstand nun der fürchterliche Kampf auf der einen Seite zwischen Russland allein, und auf der andern einem Völkergewühl, wie man seit Jahrhunderten nicht unter denselben Fahnen vereinigt gesehn hat, von Deutschen und Italiänern von allen Namen, Holländern und Kroaten, die französische Unterthanen geworden sind, Portugiesen und Spaniern ihrem Vaterland entrissen, und dieser verheerende Krieg, der die Jugend des westlichen Europa nach den Grenzen Asiens reisst — wird die Nachwelt es glauben? — kündigt sich der Welt als einen Krieg an gegen Zucker und Kaffee, Perkane und Musline? Kann man sich so über das menschliche Geschlecht lustig machen? Und wie lange werden die aufgeklärtesten Völker sich geduldig aufopfern, um die Langeweile eines einzigen Menschen auszufüllen, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, seinen Durst nach Herrschaft zu stillen?

Um

Um nun zu zeigen, dafs die *Freyheit der Meere*, die als der Zweck der Aufopferung so vieler hunderttausend Menschen, so gräfslicher Verheerung der Länder, so schrecklicher Zerrüttung des blühenden Wohlstandes ganzer Reiche angegeben wird, ein blosses Fantom sey, führt der Vf. an, dass in Friedenszeiten die Engländer keine Schifffahrt gehemmt oder belästigt haben; dass wenn auch England im Kriege die Neutralen bisweilen hart behandle, Napoleon hingegen durchaus nicht duldet, dass man neutral sey, und bis auf den letzten Schatten die Rechte der Neutralität zerstört. Er bestraft die Neutralen für ihre Schwäche, die sie ausser Stand setzt sich den Anmassungen der brittischen Regierung zu widersetzen. Um diese schreckliche Ungerechtigkeit zu beschönigen, sagt er, dass jeder Staat die Pflicht hat seine Unabhängigkeit zu behaupten. Allerdings; aber es ist eine Pflicht gegen sich selbst, nicht gegen *ihn*; wer giebt *ihm* das Recht, Rechenschaft darüber zu fordern? Ueberdiess erstreckt sich eine Verbindlichkeit niemals weiter als die Möglichkeit!" Sehr gut wird ferner das Vorurtheil entkräftet, als ob England, als handelnde Nation, je seine Rechnung dabey finden sollte Unruhen anzuschüren, und die Uneinigkeiten des festen Landes zu verewigen; und dass die allgemeine Sperrung des englischen Handels keineswegs zum Vortheil des innern Verkehrs und der landwirthschaftlichen und verarbeitenden Gewerbsamkeit des festen Landes gereiche; dass endlich die Fürsten, die Napoleon zu Aufrechthaltung des Continentalsystems entweder gezwungen, oder verleitet hat, keinen andern Vortheil für ihre Länder daraus ziehen, als dass sie Menschen und Geld, und Geld und Menschen für seine Herrschsucht verschwenden.

Im *zweyten* Abschnitte wird das Verhältniss des Continentalsystems gegen das Interesse Schwedens kurz und bündig dargelegt. Wir zeichnen daraus nur die schöne und wahre Stelle über den Kronprinzen von Schweden aus:

„Das schwedische Volk so berühmt in der Geschichte, hat das Gefühl seiner Würde, es hat das wirksamste Mittel ergriffen frühere Unfälle gut zu machen, indem es zur Thronfolge einen Fürsten berief, dem gegenüber sich die Huldigung der Bewunderung mit der dem Herrscher schuldigen Huldigung verschmilzt. Diese Wahl ist für die Schweden die Morgenröthe eines neuen Tages des Ruhms und des Gedeihens. Die Tapferkeit eines Kriegers, der Geist und die Erfahrenheit eines Feldherrn sind unerlassliche Eigenschaften für das Haupt einer durch die Stürme der Zeit erschütterten Monarchie, denen so viele Staaten erlegen sind, weil die Fürsten ihre Völker nicht zum Kampf zu führen wussten. Während langer und blutiger Kriege konnten sich mehrere Feldherrn leicht den Ruhm: *ohne Furcht*, erwerben; aber es ist unendlich seltner in einem Zeitraume bürgerlicher Gährungen *ohne Tadel* geblieben zu seyn. Der Kronprinz von Schweden hat die Ritterschaft im Republicanismus sowohl als im Königthum behauptet. Frankreich verdankt ihm seine Vertheidigung in den schwierigsten Zeiten, lange vorher, ehe die Rede von seinem jetzigen Beherrscher war, der sich endlich durch tausend Künste den Kriegsruhm zuzueignen wusste; die verschiedenen Länder, Schauplätze seiner Thaten, haben seine Bemühungen gesegnet, um die Uebel des Kriegs zu mildern, und die leidende Menschheit zu trösten: die Schweden sahen ihn, so bald er ihren Boden betrat, sich ihrem Lande durch ein Gefühl der Vaterlandsliebe, das angeboren schien, und woran ihn kein aus skandinavischem Blute entsprossner Herrscher je übertroffen hat, sich gleichstellen. Seit zwey Jahren haben das Vertrauen des Königs gegen seinen Nachfolger, und die Reinheit seiner Absichten mächtig zur Wiederherstellung der Ruhe im Innern des Landes beygetragen. Man sah die Sicherheit mit der Achtung vor der öffentlichen Ordnung wieder entstehn; ein Geist der Mässigung und Eintracht herrschte in den Versammlungen der Stände, der Handel und die Schifffahrt gewannen ihre Thätigkeit wieder; die jungen Vertheidiger des Vaterlandes üben sich mit Eifer in den Waffen unter den glücklichen Zeichen eines Helden; das schwedische Volk wird sich mit einem unbegrenzten Vertrauen durch das Oberhaupt leiten lassen, das sich ihm ganz und gar geweihet hat; das ist alles was Noth thut, um es zur Höhe seiner Bestimmung zu erheben."

Wir beschliessen diese Anzeige mit einer andern schönen Stelle, worin das grossmüthige Benehmen des Kronprinzen von Schweden gegen den *Duc d'Enghien* mit der gewaltsamen Entführung und Ermordung desselben durch Bonaparte in Contrast gestellt wird. „Die Umstände bey diesem Vorfall waren so empörend, dass Bonaparte dadurch allen gebildeten Völkern seine Verachtung des Völkerrechts, und seine Absicht, das menschliche Geschlecht mit Füssen zu treten, laut zu erklären schien. Was für ein Abstand zwischen diesem wilden Betragen Bonaparte's gegen den Enkel des grossen Condé und dem Edelmuth eines Feldherrn, der Napoleons Nebenkämpfer im Kriegsruhm, aber unter allen Verhältnissen das vollkommenste Gegenstück von ihm ist. Der Herzog von Enghien kam im Sommer 1799, da Bonaparte noch in Aegypten war, nach Paris; die republikanische Regierung hatte kein Ansehn mehr, und die Partey der Bourbons hoffte sich zu erheben. Der Kriegsminister, General Bernadotte, zog damals die Blicke auf sich, sowohl durch den Glanz seines Rufs, als durch die schnelle Entschliessung in gefährlichen Lagen, den wahren Charakter der Männer, die zu einer grossen Rolle bestimmt sind. Der Herzog von Enghien vertraute ihm durch einen gemeinschaftlichen Freund seinen Aufenthalt in Paris, und liess ihm zu gleicher Zeit den Marschallsstab anbieten, wenn er die Bourbons auf dem Throne wieder herstellen wollte. „Ich kann Ihrer Sache nicht dienen" erwiederte der General Bernadotte, „meine Ehre bindet mich an den Willen des französischen Volks; aber da der Abkömmling eines Helden, da ein Mensch sich mir anvertraut hat, soll ihm nichts Uebles wider-

fah-

fahren. Der Herzog von Enghien mag alſo gleich abreiſen: denn in drey Tagen dürfte ſein Geheimniſs nicht mehr das meinige ſeyn; und ich müſste ihn dem Vaterlande aufopfern." So findet ein wahrhaft groſsmüthiges Herz immer das Mittel, die dem Anſchein nach widerſprechendſten Pflichten zu vereinigen.

Uebrigens war dieſe Schrift noch vor dem Einmarſch der Heere Napoleons in das ruſſiſche Reich abgefaſst. Die Vorrede iſt ſpäter geſchrieben, ſeitdem durch die ſchrecklichen Niederlagen derſelben in kurzer Zeit Europa ſeine Geſtalt verändert hat. Der Vf. ſchlieſst die Vorrede mit folgender ſehr wahren und nicht genug zu beherzigenden Bemerkung: „Die dem Joche Napoleons unterworfenen Völker haben bey dieſer Gelegenheit ihre Geſinnung auf eine unzweydeutige Weiſe an den Tag gelegt. Die Herrſcher brauchen nur den durch Ruſslands ruhmwürdiges Beyſpiel gegebnen Anſtoſs zu begünſtigen, um alle ihre Rechte wieder zu erlangen. Die Netze, wovon wir geſprochen haben, [der Vf. hatte vorher von dem in den officiellen franzöſiſchen Blättern eingeführten Syſtem der Täuſchungen und falſchen Vorſpiegelungen geredet] ſind grob und verbraucht, aber es ſind feinere Kunſtgriffe zu fürchten; die an den Höfen Europa's angeſponnenen Intriguen, um ſie durch Unterhandlungen hinzuhalten, um ihre Eiferſucht zu erwecken, um die Bundesgenoſſen zu entzweyen und ſie durch trügeriſche Anerbietungen von dem wahren Zwecke des Krieges abzuleiten. Ein tiefſinniger Geſchichtſchreiber ſagt: „„das Geheimniſs des Despotismus iſt, es dahin zu bringen, daſs jeder nur ſeinen Vortheil ſieht, und Niemand an die allgemeine Sache denkt."" Es iſt mit den Staaten, wie mit dem Einzelnen; das Geheimniſs der Univerſalmonarchie beſteht darin, den Eifer für das allgemeine Wohl durch die berechnende Selbſtſucht eines jeden Staates auszulöſchen. Der Gemeingeiſt Europa's wird, wir hoffen es, bey einem ſo mächtigen Aufruf erwachen, und die Völker werden ihre Unabhängigkeit wieder erlangen." Seitdem der Vf. dieſes ſchrieb, iſt, der Vorſehung ſey Dank, dieſe Hoffnung bereits durch die glücklichſten und preiswürdigſten Erfolge in ſolcher Maaſse erfüllt worden, daſs man dem herrlichſten Ausgange des Kampfes für Europa's Freyheit mit Zuverſicht entgegen ſieht.

Nürnberg, b. Schrag: *Erlangens Wichtigkeit für das Königreich Bayern.* 1810. 16 S. 8. (3 gr.)

Es iſt ganz natürlich, daſs eine Stadt, wenn ſie an einen andern Herrn übergieng, und bey einer etwa bevorſtehenden Veränderung einen ihr bisher wichtigen Nahrungszweig zu verlieren fürchten muſs, bemüht iſt, die Wichtigkeit deſſelben zu zeigen, und deſſen Exiſtenz zu retten. Dieſs iſt auch die Tendenz der vorliegenden Schrift. Die Abſicht des Vfs. iſt nicht, die Wichtigkeit Erlangens, als Stadt, zu zeigen, oder den Nutzen bemerklich zu machen, den ſie als gewerbreicher Fabrik- und Handelsort dem Königreiche Bayern gewährt. Ihm iſt es hauptſächlich nur um die Erhaltung der Univerſität daſelbſt zu thun, deren Vorzüge er ſowohl in Rückſicht auf ihre innere Einrichtung, als auch auf die dabey angeſtellten Lehrer hier ſchildert. Die Aufhebung oder Verſetzung der Univerſität würde nicht nur der Stadt, wie der Vf. glaubt, einen unerſetzlichen Erwerbszweig entziehen, ſondern auch dem ganzen Königreiche anſtatt eines Nutzens nur Schaden in ökonomiſcher, moraliſcher und literariſcher Hinſicht bringen. Bisher wurde bekanntlich noch keine Veränderung mit dieſer Univerſität vorgenommen. Ob des Vfs. Wort, oder ob andere Umſtände ſo kräftig gewirkt haben, können wir nicht entſcheiden. So viel aber können wir verſichern, daſs die Schilderung, welche der Vf. von den Vorzügen der Univerſität in Erlangen machte, nicht übertrieben iſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Rein: *Winterblüten.* Von *G. Reinbeck.* — *Erſter* Kranz. 1810. VIII u. 376 S. (mit Titelkupfer und Muſik). *Zweyter* Kranz. (hier beſagt der Titel: von Dr. *G. Reinbeck*, Königl. Wirtemb. Hofrath.) 1811. 355 S. 8. Mit 1 Kupfer und Notenblatt. (4 Rthlr.)

„Wenn um uns her jede Blüte erſtorben iſt, und die Natur unter dem zartgebleichten Lailaken ruht, doch nicht wie eine Leiche, ſondern wie eine entſchlummerte Braut, dann mag man wohl der Phantaſie einige Blüten entpflücken, und ſie über das bräutliche Lailaken hinſtreuen. Solche Winterblüten habe ich hier in einen Kranz geordnet, und biete ihn Jedem dar, der dafür Sinn hat, beſonders aber dem bräutlichen Geſchlechte. Möchte es dieſen Kranz würdig finden, den häuslichen Heerd damit zu ſchmücken, wenn die heilige Flamme, die nie verlöſchen möge! es um ihn verſammelt. — Iſt der Duft dieſer Blüten nicht ſo voll und ſüſs, ihr Farbenſpiel nicht ſo üppig und reizend, als von tropiſchen Gewächſen, ſo kann ihren Hauch wenigſtens die zarteſte Pſyche ohne Bedenken einathmen, und das einfachere Blümchen iſt deswegen nicht auch das ungefälligere." Mit dieſer etwas zu koſtbaren Ankündigung eröffnet der Vf. ſein Buch, und ob ſie gleich in dem Rec. eine nicht durchaus vortheilhafte Meinung von dem Ganzen erweckte, ſo las er daſſelbe doch mit der höchſten Unbefangenheit. Mit derſelben Unparteylichkeit wird er auch über den Inhalt des Buchs ſeine Meinung ſagen. Sichtbar iſt das eifrige Beſtreben des Vfs. und Verlegers, dem Publicum etwas Gefallendes und Willkommenes darzubringen, der Inhalt iſt abwechſelnd und mannichfaltig, das Aeuſsere einladend, ja ſchöner, als es den Unterhaltungsſchriften in Deutſchland gewöhnlich zu Theil wird; es fehlt weder an Titelkupfern, noch an Compoſitionen der eingewebten (nicht bedeutenden) Poeſien. Einige von den funfzehn Erzählungen hat der

Vf.

Vf. aus Taschenbüchern und Zeitschriften hier wieder abdrucken lassen, doch keine ohne vorhergegangene bessernde Nachhülfe, andere erscheinen zum erstenmal; einige sind ganz sein Eigenthum, zu andern aber hat er den Stoff erborgt. Von den letztern bemerken wir nur im Allgemeinen, dass ihre Behandlung dem Vf. gelungen ist; Darstellung und Sprache sind so leicht und gerundet, dass man fühlt, er habe sich den Stoff völlig angeeignet. So trägt er unter andern durch die Bearbeitung der orientalischen Erzählung *Abdilazi* oder *der neue erwachte Schläfer* den Preis über den Vf. der Heliodora davon, der denselben Stoff kürzlich behandelt hat. Nur in der Wahl der fremden Vorbilder ist der Vf. nicht immer ganz glücklich gewesen; die biographische Skizze *Skaramuz*, sonst ohne Bedenken das Genialste in der ganzen Sammlung, passt doch weniger zu den Uebrigen, und widerstrebt zum Theil der sittlichen Grazie, deren Forderungen das ganze, dem zartern Geschlecht vorzüglich gewidmete Buch sonst so sorgfältig angemessen ist. *Das heimliche Sittengericht* hat etwas Unreifes, und einen Stoff, wie der, welcher dem *Familienbilde* zum Grunde liegt, hätte der Vf. ohne Mühe selbst erfinden können. Unter den eignen Erzeugnissen desselben verdienen den Vorzug diejenigen, in denen die Schilderung conventioneller Sitten der grössern und feinern Welt vorherrscht. Hier zeigt sich der Vf. an seinem Orte durch Feinheit und Schärfe im Auffassen, Gewandheit und Sicherheit im Darstellen. Den meisten Beyfall verdient nach unserm Urtheil die Erzählung: *weibliche Würde*, nächstdem *die glückliche Kur*, wo der Ton oft mit Glück ins Scherzende übergeht. Dagegen scheint uns der Vf. in der Schilderung tiefer und starker Gefühle, einfacher ungekünstelter Sitten weniger zu leisten. Hier fühlt man, dass der wahre Quell der Poesie ihm nicht reichlich fliesse; der Mangel eines eigenthümlichen kräftigen Bildnertalents verräth sich sowohl durch den Totaleindruck, als durch einzelne Missgriffe. So ist der Stoff mitunter zu einfach und arm an Momenten, so dass man das ganze Gewebe auf den ersten Blick durchschaut, oder auch zu gewöhnlich. Mehrmals ruft der Vf., statt Alles unvermerkt aus dem Gange der Sache zu entwickeln, den Zufall zu Hülfe, z. B. S. 22. des zweyten Bandes, wo ein Blitzstrahl den Knoten löst; S. 52. ebd. ein Sturz mit dem Pferde u. dgl. Der Darstellung mangelt es an strenger Eigenthümlichkeit, wie man am besten fühlt, wenn man die Erzeugnisse des Vfs. mit denen eines Heinrich von Kleist z. B. vergleichen will. Dort ist alles belebt, überall der eigenthümliche Charakter der Gegenstände, der Empfindungen durch die Rede streng ausgeprägt; bey Hrn. *Reinbeck* finden wir dagegen eine blühende, reiche und schöne Diction, die aber selten tief eindringt, scharf und kräftig zeichnet. In mehrern Erzählungen steht die Kunst des Vfs. ungefähr auf gleicher Höhe mit der des Vfs. der Heliodora in mehreren seiner neuern Producte, von denen Rec. hier nur gleich den Roman: *Edmund's Prüfungen*, nennen will. Liebende verweilen gern in der Einsamkeit der schönen Natur, süsse Herren flattern von einer Blume zur andern, Charaktere von innerm Gehalt ziehen sich aus dem unruhigen Weltleben in die ländliche Stille zurück, legen wenig Bedeutung auf den Unterschied der Geburt und des Standes u. s. f.; das alles sind wahre Züge, die aber noch lange kein gutes Gemälde geben. Wir finden sie bey unserm Vf. nur zu oft und allgemein gebraucht wieder. Auch die Wendungen verrathen vielfach eine Ansicht der Dinge, die sehr mit dem Gewöhnlichen zusammengrenzt. Wir meinen unter andern Stellen, wie S. 49. des zweyten Theils. „Amalie war jung, schön und edel, *drey Vorzüge, die nicht immer vereint sind.*" (Ganz recht); oder gleich auf der folgenden Seite: „Amalie trat dem Leidenden näher, ohne sich zuzudrängen; sie suchte gern Gelegenheiten auf, ihn seinem Hinbrüten zu entreissen; ihm das verlorne Vertrauen auf Menschenwerth und Treue wiederzugeben, sein zerrissenes Herz wieder empfänglich zu machen für die Freuden des Lebens und für die Gefühle der Freundschaft, sie suchte ihm neuen Glauben an Frauenwürde einzuflössen, und — *wie konnte es ihr misslingen?* (Muss denn einer Dame alles gelingen? Solche Wendungen, welche alle Gegenwirkung ausschliessen, sind unpassend: denn in der Kunst soll das freye Spiel der Kräfte nirgends gehemmt werden.) Sehr oft erzählt der Vf. auch, wo er die Personen selbst redend einführen sollte, und sein Erzählungston nähert sich, durch seinen zusammenhängenden Fluss und den Mangel an raschen Uebergängen, einigermassen dem Lehrton. In den Charakteren ist, nach dem Vorgange bekannter Schriftsteller, ein zu durchgängiger Edelmuth herrschend; in der *dritten* Erzählung des *zweyten* Bandes trafen wir dagegen auch auf eine Bosheit, die zum Glück mehr dem Roman als dem wirklichen Leben ähnlich sieht. Dessen ungeachtet glauben wir, dass der Vf. seinen Zweck, besonders in dem von ihm zunächst erkornen Kreise, sehr gut erreichen werde, wenn es uns gleich aus mancher Rücksicht gerathen schien, seine Sammlung etwas strenger an die Forderungen der Kritik zu halten.

MONATSREGISTER

vom

OCTOBER 1813.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Grei-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 74.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Uni-

Univerſitäten, Akad. u. andre gel. Anſtalten.

Vermiſchte Nachrichten.

III.

Verzeichniſs der literariſchen Anzeigen.

Ankündigungen von Autoren.

Ankündigungen von Buch- u. Kunſthändlern.

Vermiſchte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie*, herausgegeben von *C. A. G. Keil* und *H. G. Tzschirner*, Professoren der Theologie in Leipzig. *Drittes* Stück. 1813. 204 S. gr. 8.

Vorliegendes dritte Stück dieses verdienstlichen exegetisch-dogmatischen Magazins, dessen erste Stücke No. 60—62. dieses Jahrganges beurtheilt worden sind, beginnt mit dem ausführlichsten Aufsatze dieser Sammlung überhaupt: I. *Ueber das Alter, den Inhalt, den Zweck und die gegenwärtige Gestalt des Buches Hiob.* Versuch eines Beytrags zur Einleitung in das alte Testament von *G. H. Bernstein*, (Prof. zu Berlin). (S. 1—137). Die Wahl dieses Gegenstandes ist um so glücklicher, da es in der That Noth thut, dass endlich ein festes Urtheil besonders über das Alter dieses Buchs begründet, und dann allgemeiner angenommen, grundlose Hypothesen aber beseitigt werden, zumal wenn einige derselben von ihren Anhängern nur wiederholt werden sollten, um eine einmal gefasste oder ausgesprochene Meinung nicht so leichten Kaufs wieder aufzugeben. Die Ausführung erregt ein sehr günstiges Vorurtheil für den richtigen Blick des Vfs., der, soviel wir wissen, im Fache der *biblischen* Literatur hier zuerst auftritt, und zeugt von vertrauter Bekanntschaft mit dem A. T., seinem Geiste, und dem Bessern, was darüber gesagt worden ist. In historisch-ästhetischer Rücksicht fanden wir am meisten Annäherung an *de Wette's* Ansichten (Studien, B. 3. H. 2. S. 278 ff.), in philologischer Rücksicht an *Gesenius*, wiewohl es dem Aufsatze auch keinesweges an eigenthümlichen Vorstellungen gebricht. Wir suchen jetzt den Inhalt desselben kurz darzustellen, und begleiten ihn mit einigen Bemerkungen. Der Vf. geht von der doppelten Bemerkung aus, dass das Gedicht 1) vom Anfange bis zu Ende freye *Fiction*, 2) dass es *rein israelitischen* Ursprungs sey. Wiewohl darüber einig, dass die Begebenheiten des Hiob (Cap. 1. 2. 42) poëtische Fiction seyn, liessen die meisten Ausleger doch die Möglichkeit offen, dass ein Hiob, berühmt durch Reichthum, Weisheit und plötzliche Unglücksfälle, wirklich im hohen Alterthume gelebt und den Stoff zu diesem Lehrgedichte gegeben habe. Diese hat zwar der Vf. nicht ganz geleugnet, vielmehr S. 14 zugegeben, aber schon der bedeutsame, wahrscheinlichst mit Rücksicht auf den Inhalt des Buches gewählte Name dient ihm mit Recht zum Fingerzeig, dass auch seine Person eine reinpoetische und erdichtete sey. Er erklärt diesen aber nicht aus dem Arabischen: *sero resipiscens*, sondern sehr treffend aus dem Hebräischen: (vom Schicksal) befeindet, von איב, nach der der Form ילוד Geborner. (Das ebenfalls angeführte שכור Betrunkener gehört nicht hieher, denn hier ist die Bedeutung so gut activ, wie in גבור Starker). Von Wichtigkeit war hier vorzüglich Ezech. 14, 14, wo Hiob neben Noah und Daniel genannt wird, welche Stelle aber den Vf. bey seiner Ansicht in einige Verlegenheit setzen musste. *Entweder* kannte Ezechiel den Hiob als eine historische Person unabhängig von dem Gedichte und vor demselben, *oder* er kannte ihn nur aus dem Gedichte, und fasste ihn, wie damals schon gewöhnlich, historisch auf; dann muss aber das Buch Hiob älter seyn, als Ezechiel, was der Vf. nach der unten folgenden Ausführung nicht zugiebt. Er entfernt diese Schwierigkeit nicht ohne alle Willkür, indem er die ganze Stelle des Ezechiel verdächtig macht, und durch die Vermuthung, dass entweder das ganze Orakel von jüngerer Hand sey, oder dass statt Daniel und Hiob zwey andre Namen im Texte gestanden, für welche man später diese gesetzt habe. Unter den (wiewohl leicht zu widerlegenden) Gründen für seine historische Existenz hätte auch angeführt werden können, dass das spätere Morgenland, z. B. der Koran, ihn allgemein als einen Propheten und Nachkommen des Esau aufführt. Vollkommen gelungen ist die Ausführung der zweyten Bemerkung über den israelitischen Ursprung des Gedichtes. Um diesen mit einer gewissen arabischen oder idumäischen Farbe, welche man in dem Buche zu bemerken glaubte, zu vereinigen, hat man wohl (f. *Eichhorn's* Einleit., III, 576) den vermittelnden Weg eingeschlagen, den hebräischen Verfasser wenigstens in Arabien geboren werden zu lassen. Allein auch dieses gesteht Hr. *B.* nicht zu, indem er dem Gedichte diese Annäherung an das Arabische abspricht. Das Rauhe in der Sprache, das (nach *Eichhorn*) wie zwischen Felsen hervortönt, gestand schon *Jahn*, nicht entdecken zu können, das Gnomenartige (ähnlich den arabischen *Consessibus*) findet sich in einem höhern Grade in den Proverbien, ohne dass man diese deshalb aus Arabien herleiten wird; und so zeigt der Verf. überall, dass alles als arabisirend aufgeführte auch dem Ideen- und Phantasienkreise eines palästinischen Israeliten vorschweben konnte. Zu der hier berührten Untersuchung über עוץ hat Hr. *B.* nichts beygesteuert; er meint selbst, dass man das Damascenische الغوطة beybehalten

halten könne, wenn gleich die drey Freunde (z. B. der Themanit Eliphas) etwas fern davon wohnten, denn bey einem Dichterproducte dürfe man nach dem Wie? nicht ängstlich forschen. Aber muss nicht jeder Dichter wahrscheinlich dichten? Auch gefällt es uns nicht, dass der letztere Knoten dadurch zerhauen wird, dass das Vaterland der drey Freunde (Themanit, Suchit, Naamathit) in den Ueberschriften für unecht erklärt wird. — Nach dieser Einleitung folgt I. *die Untersuchung über das Alter des Gedichts*, der ausführlichste Theil der Abhandlung (S. 37.—121.), der zugleich zu den sichersten Resultaten führen dürfte. Zuerst werden die verschiedenen, bekanntlich *sehr* abweichenden Meinungen der Gelehrten angeführt. Gleich zu Anfang fehlt hier eine der ältesten, welche unter den Neuern *J. D. Michaelis* wieder ausschmückte, dass Mose nämlich der Verfasser des Buches sey; f. die Zeugnisse in *Frid. Spanhem. hist. Jobi, cap. XIII. Carpzov Introd. II*, 51; und ungenau wird die in neuern Zeiten von *Herder* und *Eichhorn* empfohlne Ansicht, welche die Abfassung des Gedichts in die vormosaische Zeit setzt, die älteste und allgemeinste genannt. *Spanheim* a. a. O. („Cap. VIII, S. 161 ff.") hat davon nichts, und *Carpzov* (II, 45) sagt etwas ganz anderes, nämlich, dass die meisten Rabbinen das *Leben* des Hiob in die Zeit der ägyptischen Sclaverey versetzten. Von der Abfassung des Buches redet er anderswo S. 51 ff. Er selbst setzt auch weder das Leben Hiobs, noch die Abfassung des Buches, wie hier angegeben wird, in die Patriarchenwelt, sondern (S. 46) sein Leben zwischen die Begebenheiten der Genesis und Exodus; die Abfassung aber theilt er, und lässt den poetischen Theil Hiob selbst aufsetzen, den prosaischen Theil in Samuels Zeitalter, etwa von diesem selbst, hinzufügen. S. 56—58. Aehnlich *Calov* und unter den Alten *Pseudoorigenes (Prolog. Comment. in Jobum)*, der das Buch von Hiob in syrischer Sprache schreiben und von Mose ins Hebräische übersetzen lässt. Der älteste Behaupter einer vormosaischen Abfassung scheint Origenes selbst, f. *Carpzov* a. a. O. S. 52, nach welchem diese Meinung in neuern Zeiten durch *Herder* wieder aufgenommen worden ist. Der Verf. selbst erklärt sich S. 48. für die letzten Zeiten des Exils oder die Zeit unmittelbar nach demselben, und führt diesen Beweis 1) aus dem jüngeren Sprachgebrauche, 2) dem Inhalte, und 3) dem Zwecke des Gedichtes. Unter jüngerem Sprachgebrauch versteht er das Aramäischartige im Wortvorrath, Wortbedeutungen, Phrasen und Formen, welches in den Schriftstellern nach dem Exil aus ihrer aramäischen Landessprache mehr oder weniger durchschimmert, und sich in den Büchern Koheleth, Esther, Daniel am klarsten ausgedrückt hat. Die Annäherung an den Sprachgebrauch dieser Periode, wie sie *Gesenius* (Vorrede zum hebr. Wörterb. Th. I. S. XXVII.) andeutete, wird hier durch Induction aller Beyspiele dargethan, die nach der Reihe der Kapitel zusammengestellt und zuweilen mit exegetischen Bemerkungen begleitet werden. Zweckmässiger würden sie vielleicht unter gewisse Rubriken als: jüngere Wörter, Wortbedeutungen, Formen u. s. w. geordnet worden seyn, auch hätte in Rücksicht der Citate (z. B. S. 68) durch Verweisung auf Lexica und Concordanzen mancher Raum gespart werden können. Prolog und Epilog, so wie die Rede des Elihu, welche alle der Vf. für unecht oder später angefügt hält, hat er hier von der Untersuchung ganz ausgeschlossen, was Rec. nicht billigen kann, da sie offenbar in Rücksicht auf die Sprache mit dem übrigen Gedichte ein Ganzes ausmachen, und wenn auch von anderer, doch gewiss nicht viel späterer Hand sind. Bey noch genauerer philologischer Durchforschung würde der Vf. vielleicht manches, als nicht oder minder beweisend, ausgelassen und anderes hinzugefügt haben. So gehören die grammatischen Formen, wie מִלָּה (mit ה *parag.*) und כַּמָּה (*Verbalia* aus *Piel* mit *Kamez impuro*) S. 56. 57 keinesweges in ein späteres Zeitalter, wenn sich gleich ähnliche Formen auch im Syrischen finden! Der Verf. erinnere sich hier dessen, was er S. 21 treffend gegen das Wittern der Arabismen in diesem Buche bemerkt hat. Beyfügen wollen wir nur einige spätere Formen und Bedeutungen aus den ersten Kapiteln. 4, 13: שְׂעִפִּים Gedanken, v. Nachtgesichten, Träumen (vgl. 33, 15), f. Dan. 2, 29, 30. 4, 16; 5, 8: דִּבְרָה; 7, 3: מִנָּה; 9, 12: die Phrase: wer sagt zu ihm, was machst du? vgl. 21, 22. Kohel. 8, 4, noch stärker Dan. 4, 32; 13, 13: מָה f. *quodcunque*, und als Negation 16, 6. 31, 1; 14, 9: רֵיחַ מַיִם vgl. רֵיחַ נוּר Dan. 3, 27 u. f. w. Von grammatischen Formen hätten die Schreibart רֵיעַ 6, 27. für רֵעַ, מאום 31, 6. vgl. Dan. 1, 4; רֵים f. רְאֵם und mehrere andere hervorgehoben werden können. Den Beweis für das jüngere Alter 2) aus dem *Inhalte* führt der Vf., indem er behauptet, dass abgesehen von dem („unechten") Prolog und Epilog in dem Gedichte selbst nichts vorkomme, welches darauf führe, seine Scene in das patriarchalische Zeitalter hinauf zu versetzen. Im Gegentheil spiegele sich in dem Gedichte ein Leidender aus der Unglücksperiode der Unterjochung des israelitischen Staates, und seine Klagen seyn analog mit denen der meisten Unglückspsalmen. Auch in diesen, so wie in den Klageliedern, wird häufig das Unglück eines Einzelnen oder der Nation unter dem Bilde einer heftigen Krankheit geschildert; so wie man aber jenes nur bildlich zu nehmen habe (vgl. *de Wette's* Einleit. zu Pf. 6, 10. 22), so auch Hiob's Klagen, so dass die Annahme einer wirklichen Krankheit, etwa der Elephantiasis, ganz wegfalle, und nur dem Urheber des Prologs angehöre. Die Nachweisung von Parallelstellen aus den Klagepsalmen und den Liedern Jeremiä zu den Stellen, in welchen man Beschreibungen seiner Krankheit gefunden hat, erregen allerdings Aufmerksamkeit, und Rec. ist immer der Meinung gewesen, dass z. B. *Michaelis* (Einleit. ins A. T. S. 59.), dem die Meisten gefolgt sind, diese Stellen mit einem zu medicinisch-technischen Auge angesehn habe. Indessen möchten wir Hiob's Krankheit noch nicht gerade als „Vorurtheil" verwerfen. Dass der Dichter in einem Zeitalter

alter lebte, wo Barbaren das Vaterland überschwemmt hatten, folgert Hr. *B.* unter andern aus 15, 19:

> Denen allein noch überlassen war das Land,
> Da noch nicht ein Barbar in ihre Mitte gedrungen.

Die Ideen von der Gottheit, den Engeln, das Erwähnen der Städte, der Werth, der auf Schätze gelegt wird u. s. w., alles dieses sey nicht patriarchalisch. Mit Recht wird bemerkt, dass man selbst missverstandene Stellen zur Unterstützung jener Meinung gemissbraucht habe; z. B. wenn Hr. Hofr. *Eichhorn*

> 29, 6: Da meine Füsse sich noch badeten in Milch
> und der Fels mir strömte Bäche des Oels

von einem wirklichen Waschen der Füsse mit Milch versteht, und dabey erinnert, oder daraus schliesst, das Ganze winde sich patriarchalisch ab. (Rec. bemerkt nur, dass, wenn sich gleich in dem Gedichte selbst das Zeitalter seines Verfassers spiegeln sollte, dessen ungeachtet die Scene desselben in ein patriarchalisches Zeitalter, oder nach dem Prolog wenigstens in eine nomadische Gegend versetzt seyn könne.) Auf jenes spätere Zeitalter führte den Vf. 3) der *Zweck* des Gedichts. Dieser scheint ihm kein anderer, als die israelitische Nation in ihrem allgemeinen Leiden und ihr Betragen während jener Unglücksstürme darzustellen, den leeren Trost und Zuspruch zurückzuweisen, den das Volk nach langgewohnter, jetzt als unzuverlässig erkannter, das Gemüth nur noch mehr verwundender Weise von Einzelnen erhielt, und ihr Herz zu erheben zu einem bessern und höhern Glauben und einem festern Vertrauen an die allwaltende Gerechtigkeit." Hiobs Reden schildern hiernach die allgemeinen Leiden der Nation, ihre Stimmung während derselben, ihre Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung; in den Reden der drey Freunde finde man den gewöhnlichen Zuspruch der Propheten, gebaut auf den Glauben an Vergeltung; in den Reden Eloah's aber die Lösung der ganzen Aufgabe, die Stimme des Dichters: es stehe dem Menschen kein Urtheil über Gottes Wege zu: unverrücktes Vertrauen auf ihn gewähre die sicherste Stärkung im Unglück. Habe der Dichter unmittelbar nach dem Exile gelebt, so mache er aufmerksam auf diese unerwartete Wendung des Geschicks, um dadurch den Glauben an Gott für die Zukunft zu veredeln; habe er gegen das Ende desselben gelebt, so lege er, was der Vf. (mit Rec.) vorzieht, ohne erst den Erfolg abgewartet zu haben, sein Urtheil über die Wege der Weltregierung nieder, und suche dadurch sich und seine Leser zum unerschütterlichen Vertrauen zu stählen. — Eine ähnliche nationale Beziehung gaben dem Gedichte schon diejenigen, welche es den Mose zum Trost der in Aegypten gedrückten Israeliten schreiben liessen; z. B. unter den Neuern *Jahn.* Rec. gesteht, dass er in Rücksicht auf das Resultat über das Alter des Buches vollkommen mit dem Vf. übereinstimmt, dass ihm aber die ersten beiden Argumente die stärkeren scheinen. Mit der obigen Stelle des Ezechiel dürfte vielleicht auf andere Weise mit mehr Behutsamkeit auszukommen seyn. Von den diesem Abschnitte eingestreueten exegetischen Bemerkungen heben wir noch einige bedeutendere aus: S. 54. wird תּוּשִׁיָּה für *forma mixta* erklärt aus ܐܣܐ heilen, helfen, und ישׁע, وسع weise, geschickt seyn (ist die letztere Bedeutung wirklich im Sprachgebrauche nachzuweisen?); Cap. 21, 24. wird עֲטִינָיו aus dem chald. עֲטִימָא erklärt (wie der Syrer und Hier.), dah. *seine Seiten sind voll Milch* d. i. mit Milch genährt, *fett*; insofern Milch Bild der Fülle und des Wohlstandes sey. (Allein das Bild bleibt immer sonderbar, wenn man nicht, was Rec. vorziehn würde, mit den Alten statt חָלָב, חֵלֶב Fett liest). 24, 5: נְעָרִים Vertriebene, als Apposition mit לוֹ:

> Die öde Steppe dient für sie zum Unterhalt, für die Vertriebenen;

24, 9. wird eine doppelte neue Erklärung des חֲבֹל עַל vorgeschlagen. Entweder: Fesseln anlegen, so dass es ein *denom.* von חֶבֶל Seil, Strick, sey, oder: misshandeln, vgl. חָבַל verderben, nach des Vfs. Voraussetzung, dass die Construction durch das thalmud. חֲבוֹל עַל, חֲבַל Verderben über! zu erläutern sey, richtiger: Verderben bringen über. — Den andern Haupttheil der Abhandlung bilden II. *Bemerkungen über die gegenwärtige Gestalt des Buches*, deren Resultate schon in dem Vorigen öfter vorausgesetzt worden sind. Der Vf. behauptet die Unechtheit mehrerer Abschnitte unsers Gedichts, und wenn gleich dessen Urtheil nicht, wie es S. 127. heisst: als: „völlig begründet und nothwendig" erscheinen sollte, so wird man ihm doch zugestehn, dass er mehreres Gedachte und Treffende für seine Meinung gesagt habe. Zunächst 1) die Unechtheit des Prologs und Epilogs (nach *Stuhlmann* und *de Wette*). Bey dem anerkannten spätern Zeitalter des Gedichts konnte die Erwähnung des Satans, auf welchen die bisherigen Bestreiter des Prologs das Meiste baueten, kein Moment abgeben. Statt dessen sucht der Vf. zu zeigen, dass der Inhalt des Prologs und Epilogs mit dem des Gedichtes nicht übereinstimme. Der Zweck des Gedichtes selbst sey, das Thörichte des Ungestüms im Leiden darzustellen, und den gewöhnlichen Glauben an die Vergeltung des Innern durch Aeusseres niederzuschlagen. Statt dessen werde im Epilog dem Hiob sein voriges Glück den Grundsätzen der Vergeltung nach wiedergegeben, und die drey Freunde werden getadelt, da sie doch nach ihrer Ueberzeugung gesprochen und die göttliche Gerechtigkeit vertheidigt hätten. Im Prolog sey vorzüglich die Schwäche und Grausamkeit Jehova's anstössig, und von dem Wettstreit zwischen Jehova und Satan im Gedichte selbst keine Spur. Nebenbey enthalte 19, 17, wo der Kinder Hiobs gedacht wird, einen Widerspruch gegen Prolog und Epilog; auch sey der verschiedene Gebrauch des Gottesnamen auffallend. (Letzterer scheint fast allein aus der Verschiedenheit der gewöhnlichen und der Dichtersprache erklärlich. Die Namen אֱלוֹהַּ, אֵל, שַׁדַּי, sind in der Poesie viel gewöhnlicher, die beiden ersten ihr fast ausschliesslich eigen, יְהוָֹה und אֱלֹהִים dagegen im Prosa die herrschenden).

Kurz

Kurz, das Ganze werde durch diese beiden Abschnitte in den Kreis eines *gemeinen Mährchens*(?) herabgezogen, von einem spätern Juden herrührend, dem die Sphären des Gedichts zu hoch waren. Trage man Bedenken, anzunehmen, dass der Vf., jedermann ohnehin verständlich, unter Hiobs Namen seine Nation redend eingeführt habe, so möge man sich einen kurzen Prolog davor denken (der Vf. entwirft ihn S. 128. nach seinen Vorstellungen), dessen Einfachheit nachher entstellt und zu dem gegenwärtigen umgestaltet wurde. Ein Epilog sey aber ganz unnöthig, da Eloah sich erklärt hatte und Hiob in seine Schranken zurückgetreten war. Nur bemüht, des Vfs. Vorstellungen in der Kürze darzustellen, erlaubt uns der Raum keine ausführliche Gegenbemerkungen, deren sich mehrere darbieten. Wir bitten ihn indessen nur, zu bedenken, dass unsere Begriffe von einem „gemeinen Mährchen" und „faden Erzählungen" doch ganz andere seyn dürften, als die der biblischen Schriftsteller; und dass noch viel auffallendere Legenden (z. B. Jonas) benutzt wurden, um sehr zeitgemäße moralisch - religiöse Wahrheiten dadurch anschaulich zu machen. Des Vfs. Ansicht von der nationalen Tendenz des Gedichtes kann auch mit Beybehaltung des Prologs und Epilogs bestehn; nichts scheint aber dem sinnlichen, lebendigen, individualisirenden Morgenlande, welches alle vorzutragenden Lehren so gern in Erzählungen und Apologen, auch wohl in philosophische Discussionen, die aber immer durch ein bestimmtes, individuelles Factum veranlasst werden, einkleidet, nichts scheint diesem unangemessener, als ein so im Allgemeinen gehaltenes, wir möchten hinzusetzen, mageres Vorwort, wie es der Vf. a. a. O. dem Geiste des Dichters angemessener hält, als das vorgefundene. Kürzer ist der Vf. 2) bey der Unechtheit der Reden Elihu's, für welche aus sonst schon bekannten Gründen auch hier entschieden wird. Unter denselben wird auch erwähnt, dass weder der Prolog, noch Epilog des Elihu erwähne; was also beweisen würde, dass diese Reden noch später, als jene Stücke zugesetzt worden seyn. Etwas zu hart wird *Jahn* mit seiner Vermuthung angelassen, dass Elihu wahrscheinlich schon bey Hiob gewesen, und deshalb nicht besonders erwähnt werde, wenn es heisst: wir fragen ihn, woher er denn diess wisse? Eben daher, woher man überhaupt Dinge weiss, die sich nicht historisch darthun lassen, und deren doch auch der Vf. mehrere vorträgt. Mit dem Obelus bezeichnet unser Vf. 3) den Abschnitt 27, 7 bis 28, 28, wovon *Kennicot*, *Eichhorn*, *Stuhlmann* einen Theil (27, 11 — 23) dem Zophar zuschrieben. Das 28. Cap. passe weder in den Mund Hiob's, noch seiner Gegner, sondern wolle, gleich den Reden Elihu's, den Reden Eloah's vorgreifen. Es möge vom Verfasser der Elihuschen Abschnitte herrühren. Endlich 4) unterschreibt der Verf. *Stuhlmann's* Urtheil über die Beschreibung des Krokodils von 41, 4 — 26. Fast jeder Vers sey ein Verstoss gegen den Charakter unsers Dichters, und alles gleiche dem Schwülstigen und Zügellosen der Elihuschen Reden. Auch sehe man nicht, warum der Dichter nach einer Unterbrechung nochmals darauf zurückkomme. Es ist wahr, dass alle diese Bemerkungen nicht unveranlasst sind, dass auch, wenn man einmal die Reden Elihu's als eine Art von Interpolation anerkannt hat, die Annahme anderer von ähnlichem Geiste minder Schwierigkeit hat; indessen bleibt doch zu erwägen, dass die genaue Einheit und Concinnität, welche man durch diese kritischen Operationen im Gedichte hervorbringt, nicht die Sache der hebräischen Schriftsteller seyn dürfte, und dass es in vielen Fällen die richtigste Erklärung sey, dergleichen für Unvollkommenheiten, und Inconcinnitäten zu halten, aber als solche stehen zu lassen. — Durch etwas mehr Präcision in der Darstellung und Vermeidung von Wiederholungen in Worten und Sachen würde der Vf. die Lesung seines schätzbaren Aufsatzes erleichtert, und hier und da anziehender gemacht haben.

(*Der Beschluss folgt.*)

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Hitzig: *Kopfrechenbuch* zum Gebrauche des Lehrers bey den Uebungen der ersten Anfänger; von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1812. 114 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. glaubt, dass der glückliche Erfolg bey dem Unterricht im Kopfrechnen, so wie die Gewandtheit und Sicherheit in demselben, von frühzeitigen Uebungen im Zu- und Zurückzählen, in Erlernung und Anwendung des Einmal eins, so wie des Eins in Eins, desgleichen auch in der Reduction der Thaler in Groschen u. s. w. abhänge. In der gegenwärtigen Schrift findet man in verschiedenen Cursen nicht bloss den stufenweisen Gang bezeichnet, den der Lehrer bey den Vorbereitungen nehmen kann, sondern auch eine zureichende Menge von Aufgaben, deren Lösung den Anfängern, welche die denselben voranstehenden Formeln ins Gedächtniss gefasst haben, um so leichter werden muss, je mehr der Lehrer die dabey gegebenen Fingerzeige der Beachtung werth findet. Für die späterhin nöthig werdenden Uebungen empfiehlt der Vf. seine frühern zu diesem Behuf herausgegebenen Handbücher, die wir zu seiner Zeit ebenfalls in der A. L. Z. angezeigt haben. Bey der ersten Uebung zählen die Schüler von Eins bis Hundert, indem sie immer Eins zur vorherigen Zahl hinzuthun. Um dieses nicht langweilig zu machen, sind Beyspiele gewählt, welche die Sinnlichkeit der Kinder beschäftigen. Bey den folgenden Uebungen werden noch 2 und 3 zugezählt. So wird es auch bey den übrigen Rechnungsarten gehalten. Der Vf. hat das Ganze in vier Cursus gebracht, wovon der letzte Aufgaben aus den Rechnungsarten mit ungleich benannten Zahlen enthält. Das Facit ist jedesmal beygesetzt. Die Lehrer werden dieses Werkchen gewiss sehr gut gebrauchen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie*, herausgegeben von *C. A. G. Keil* und *H. G. Tzschirner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II. *Ueber des hohen Liedes Sinn und Auslegung*, von *E. F. C. Rosenmüller*, (Professor in Leipzig), S. 138—162. Dem Vf. drängten sich seit längerer Zeit Zweifel gegen die Richtigkeit der seit *J. D. Michaelis*, *Herder* und *Eichhorn* gewöhnlichen ganz buchstäblichen Auslegung dieses biblischen Buches als einer Reihe kleiner erotischen Gedichte auf, und er überzeugte sich endlich von ihrer Unrichtigkeit und der Wahrheit der früher beynahe allgemeinen Vorstellung, dass dasselbe eine religiöse Allegorie enthalte. (In den vorangeschickten Literarnotizen hätte noch bemerkt werden mögen, dass lange vor *J. D. Michaelis* schon Gregor von Nazianz, und nachher Castalio in Genf auf eine buchstäbliche Auffassung desselben von bräutlicher und ehelicher Liebe drangen.) Rec. gesteht, dass sich sein Geschmack gegen jede allegorische Deutung dieses Buches sträube; er will jedoch die Vorstellung des Vfs. nebst ihren Gründen, mit einigen Bemerkungen begleitet, dem Urtheil der Leser vorlegen. *Zuerst*, bemerkt der Verf., sey die Aufnahme eines Gedichtes von so profanem Inhalt in eine Sammlung von blossen Religionsschriften, kaum denkbar. Auch mehrere profan scheinende Psalmen seyn wegen ihrer messianischen Bedeutung aufgenommen worden, und eine unbefangene Ansicht des Canons widerlege die Meinung von selbst, dass dieser eine Sammlung der Reste hebräischer Literatur, ohne jene religiöse Rücksicht enthalte. (Hiergegen sind jedoch Rec. noch mehrere Zweifel aufgestossen, und auf jeden Fall bleibt der Weg offen, dass die Sammler des Canon das Hohelied aufgenommen haben, weil man es damals schon allegorisch deutete; was aber so wenig, als bey jenen Psalmen, etwas für seine ursprüngliche Bedeutung beweiset.) *Zweytens* enthalte das Gedicht selbst mehreres, was die buchstäbliche Auffassung nicht zulasse. Dass die Geliebte ein Collectivum sey, erhelle aus 1, 4 (sehr füglich kann aber das Mädchen von sich *und* dem Geliebten *und* ihren Gespielinnen reden); es sey ferner dem Costum des Morgenlandes zuwider, dass das Mädchen zur Weinbergshüterin bestellt wird (1, 5. 6), Nachts in der Stadt herumgeht (3, 1—3), von den Hütern verwundet wird (3, 2. 5, 3. 7), *vgl.* 8, 2. (Allein hätte auch ein allegorischer Dichter wohl so ganz gegen das Costum seines Landes verstossen dürfen? Rec. kann dieses aber keinesweges für einen Verstoss anerkennen, da die Angaben der Bibel höchstens bey den Weibern der Könige und Grossen auf eine gewisse Eingezogenheit schliessen lassen, keinesweges bey den Weibern und Töchtern des gemeinen Mannes oder Hirten, von denen hier die Rede ist). Die durch das Gedicht herrschende, von der Geschlechtsliebe hergenommene Allegorie gründe sich demnach auf die Stellen der Propheten, in welchen Jehova's Verhältniss zu dem Volke als ein eheliches geschildert werde, (Ezech. 16, 23. Jer. 2, 2. Hos. 2, 15. 16. Jes. 54, 5. 62, 5), und man habe hier nur die Durchführung jenes Bildes zu suchen. (Wir bemerken nur, dass dort überall die Allegorie vollkommen klar und unverkennbar sey, indem Jehova immer selbst in seinem Namen redet; hier aber erschiene Jehova bald als liebender Hirt, bald als König, der die Geliebte in sein Harem lockt. Ueberhaupt haben jene Stellen für des Rec. Gefühl gar nichts Paralleles mit dem Hohenliede, und können es höchstens begreiflich machen, wie jüdische Ausleger, z. B. die Chaldäer und Jarchi, auf diese Deutung kommen konnten.) Nach Anleitung der chaldäischen Paraphrase und Jarchi's nimmt nun der Vf. in dem Gedichte eine Durchführung der Geschichte des Volks von der Gesetzgebung (d. i. dem Brautstande) bis zu den messianischen Zeiten an, und versucht diesen Plan durch das Gedicht hindurchzuführen. Es wird hinreichen, Weniges auszuheben. Die ersten 4 Verse drücken, heisst es, den Wunsch des verwittweten Volkes aus, wieder als Gattin aufgenommen zu werden; von V. 5. an folgen die Anspielungen auf das Jugendalter des Volks. V. 6. u. 7.:

> Seht mich nicht an, dass ich so schwarz bin,
> dass die Sonne mich verbrannt;
> meiner Mutter Söhne entbrannten gegen mich,
> setzten mich zur Weinbergshüterin,
> und meinen Weinberg, meinen habe ich nicht gehütet.

werden so paraphrasirt: „Verachtet mich nicht, ihr andern Völker, dass ich schwärzer als ihr bin, indem ich, nach eurem Beyspiele, Sonne und Mond anbetete; die falschen Propheten verursachten, dass Jehova's Zorn gegen mich entbrannte. Sie lehrten mich eure Götter anbeten und eure Gebräuche beobachten. Dem Ewigen aber, welcher mein Gott ist, diente ich nicht." Die Erklärung des Gedichtes steht hier bis 1, 15. (Die Fortsetzung soll folgen).

III. *Exegetische Bemerkungen über Matth.* 22, 34—40. und *Marc.* 12, 28—34.; von D. *J. G. Rosenmüller*.

müller. (S. 163—176.) Der Verf. zeigt, dafs diefe beiden Abfchnitte nicht, wie man allgemein annimmt, parallel find, und aus einander erklärt werden müffen, dafs vielmehr Marcus eine andre Begebenheit (wir würden fagen: die Begebenheit anders), als Matthäus erzähle. Der εἷς τῶν γραμματέων bey Marcus 12, 28., welcher Jefu Urtheil über Nächftenliebe und Opfer fo ausdrücklich billigte, und von ihm wiederum gelobt wurde, könne kein Pharifäer gewefen feyn, fondern wahrfcheinlich ein Karäer, welche dem Wortverftande der Schrift im Gegenfatz pharifäifcher Traditionen zugethane Secte damals wenigftens der Sache nach gewifs exiftirt habe. Wäre es aber nicht eben fo möglich, dafs diefer Schriftgelehrte ein über die Vorurtheile feiner Secte erhabener Pharifäer gewefen fey?

IV. *Allgemeine Anficht der Stelle Matth.* 25, 31—46 *aus dem grammatifch-hiftorifchen Gefichtspuncte*, von *C. A. G. Keil*. (S. 177—204.) Schon im J. 1809 als akademifche Gelegenheitsfchrift erfchienen, jetzt in mehreren Stellen verändert und erweitert. Nach Anführung der verfchiedenen, zum Theil fehr gezwungenen Anfichten diefer Stelle, führt der Verf. feine eigene durch, die er nur von *Ammon* (f. *deffen* und *Hänlein's* theol. Journal, B. 1. S. 365.; Bibl. Theologie, B. 3. S. 365 ff.) ähnlich angedeutet findet, dafs nämlich hier nicht von einem allgemeinen Weltgerichte die Rede fey, fondern blofs von einem über die Nichtchriften zu haltenden, wobey diefe in Rückficht auf ihr Betragen gegen die Chriften in Anfpruch genommen werden follten. Unter den „geringften Brüdern Chrifti" feyen nicht die Apoftel, fondern alle Chriften zu verftehen. Als Realparallele werden die Aeufserungen Chrifti Matth. 10, 40—42 aufgeführt, auch erinnert, dafs fchon die Juden eines von Gott über die übrigen Völker zu haltenden Gerichts erwähnen, bey welchem auf das Betragen derfelben gegen die Juden vorzügliche oder ausfchliefsliche Rückficht genommen werden folle (vgl. Judith 16, 17. Sirach 32, 19).

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBURG und KONSTANZ, in der Herderfchen Buchh.: *Das Hohe Lied, in einer noch unverfuchten Deutung*; von *Joh. Leonhard Hug*, Dr., G. R. und Prof. an der hohen Schule zu Freyburg. 1813. 55 S. gr. 4. (12 gr.)

Abermals eine Deutung, und zwar eine finnreiche Deutung des fo oft mifsverftandenen hohen Liedes! Auch unfer Vf. glaubt, wie fo viele der frühern Ausleger, nicht bey einer buchftäblichen Deutung diefer lieblichen, durch ihre Herzensfprache ergreifenden Gefänge ftehen bleiben zu dürfen, fondern legt einen geheimen, dem grofsen Haufen Jahrhunderte lang unbekannt gebliebenen Sinn hinein. Wenn wir nun gleich in der Hauptfache mit dem Verf. nicht einverftanden feyn können, und mehr finnreiche Kunft, als Natürlichkeit in feiner Erklärung finden, fo geftehen wir doch offenherzig, dafs wir viele fprechende Beweife von Scharffinn, Gefchmack und Gelehrfamkeit in diefer Schrift vereinigt gefunden habe. Sie erfchien zuerft als Programm zu der feyerlichen Sitzung, in welcher die Profefforen der neuerrichteten königl. würtembergifchen hohen Schule zu *Ellwangen* die Doctorwürde in *Freyburg* erhielten. Auf Verlangen des Verlegers fügte der Vf. eine kurze Vorrede hinzu. Nach einer ausführlichen Einleitung folgt eine metrifche Ueberfetzung, und an diefe fchliefsen fich Anmerkungen über einzelne Stellen an, die der Verf. anders, als feine Vorgänger, auffafste; bisweilen fügte er auch noch Etwas zu andern fchon vorhandenen Erklärungen hinzu. Wir reden von jedem diefer Theile befonders.

Die Hauptideen der Einleitung find folgende: Das Salomonifche Hohe Lied trägt diefen Namen nicht, weil Salomo fein Verfaffer, fondern weil er der Held, der Geprief ene des Liedes ift. Die Gründe dafür find die bekannten. Das Hohe Lied gehört in die Gattung der bukolifchen Gedichte; es ift ein allegorifches Hirtengedicht, dergleichen man auch bey *Theokrit* und *Virgil* findet. — Hier kommt viel Treffendes über den Urfprung und die weitere Ausbildung des Hirtengedichts, über die Verwandtfchaft des morgenländifchen und abendländifchen Hirtenliedes vor. — Das Hohe Lied hat eine mehr als zufällige Einheit, und wenn man darin den fortlaufenden Zufammenhang nicht finden konnte, fo war diefs wohl weniger die Schuld des Dichters, als feiner Erklärer. Der Vf. zeigt ausführlich, dafs Liebe zwifchen Salomo und einem Hirtenmädchen, wie fie im Hohen Liede befungen fey, niemals Statt haben konnte, und nimmt daher die ganze Dichtung nur für Traumbilder des Mädchens. Rec. hält diefen Ausweg für unnöthig, betrachtet das Ganze als Darftellung der Liebe eines ländlichen Paars in zarten Wettgefängen, nur durch einige Traumfcenen unterbrochen, die aber genugfam angedeutet worden. Die prächtige Schilderung des falomonifchen Einzugs K. 3, 6 fg. fteht nur um der Vergleichung willen da; fo prächtig diefer Einzug *Salomo's* mit einer ausländifchen Braut ift, fo ift doch dem liebenden Mädchen die Gegenwart feines Geliebten, auch ohne Schmuck und Leibwache, ungleich erwünfchter. Eben fo enthält K. 7, 1 fg. den Nachruf eines lüfternen Städters, den das Mädchen im 10. V. mitten in feiner lobpreifenden Rede unterbricht. Nach Hrn. *H.* Anficht erwacht das holde Mädchen nicht eher, als bis das ganze Stück abbricht. Er denkt fich um das Ruhebette der Hirtin einige Menfchen verfammelt, welche ihr durch Freundfchaft und Mitgefühl angehören. Ohne fie wäre die Träumerin unbemerkt und die Gemüthskranke ungewartet. Diefer theilnehmende Chor beftand aus Hierofolymitanerinnen, welche fich bey ihrer leidenden Gefpielin verfammelten, und wenn der Traum heftig wurde, und die Kranke laut fprach, fie mit weiblicher Sorgfalt fragen oder ihr antworten wollten. Dabey ift der Dichter, als Haupt des Chors; er beobachtet die Schlafende, belaufcht

lauscht ihre Träume, hört sie mit dem feinern dichterischen Ohre, oder nimmt sie aus den Bewegungen wahr, und weist das Frauenzimmer zur Ruhe, wenn es durch ein unzeitiges Geräusch die Träumerin, seine Muse, stören will, deren leise Einsprache seinen Geist so angenehm beschäftigt." (Sehr passend werden hier einige Stellen aus *Sophokles* Philoktet und *Euripides* Orest verglichen.) S. 14 fg. entwirft Hr. *H.* einen Grundriss des ganzen Stücks; sinnreich, jedoch nicht ohne mancherley Schwierigkeiten und Zwang im Einzelnen!

Alle diese Hirtenscenen sollen nun andere Menschen und andere Verhältnisse vorstellen. Das Hohe Lied ist, nach Hrn. *H.*, *eine Allegorie*. Die großsen Züge, mit welchen der Dichter das Bild der Hirtin ausgemalt hat, stellen etwas Größseres, als eine einzelne Person vor; die Symbolik der alten Kunst hat unter Frauen und Jungfrauen *Völker*, *Länder* und *Städte* vorgestellt. Die Hirtin deutet das Volk der zehn Stämme, das Volk *Israel* an. Israel liebt den König von Juda, und wünscht mit ihm vereinigt zu werden. Der in dem hohen Liede vorkommende König ist der König *Hiskia*, „ein anderer *Salomo*, der sich, als Israel weggeführt wurde, glücklich durch die Gefahren, die auch das Königreich *Juda* bedrohten, durchgekämpft hatte." Diess fachte neue Hoffnungen in niedergebeugten Gemüthern an, und weckte einen Gemeingeist zur Erleichterung ihres Geschicks. Man sah es ein, wohin die Trennung beide Staaten geführt hatte; man fand es wünschenswerther, unter einem Herrscher, der ein Volksgenosse wäre, zu stehen, als den heidnischen Assyrern zu gehorchen. Israel erklärt nun, unter dem Bilde einer Hirtin, dem Könige von Juda seine Liebe, und den Wunsch, mit ihm vereinigt zu werden, damit der vereinigte Staat ein neues salomonisches Reich bilden möge, und der König erwiedert diese Liebe auf das feurigste. Die Brüder der Jungfrau, welche die Verbindung unthunlich finden, sind Judäer, welche die Zustimmung zu der Verbindung *Israels* mit *Juda* geben sollen. Sie verweigern zwar ihre Zustimmung nicht, glauben aber doch, es sey noch zu früh, so etwas zu versuchen; sie können sich nicht überzeugen, dass schon hinlängliche Hülfsmittel vorhanden seyen, um diese Unternehmung zu behaupten. Der schwache Ueberrest Israels hatte sich binnen der kurzen Zeit, seit der Auflösung des Staates, noch nicht genugsam erholen können. Die Jungfrau fühlt sich dagegen stark genug, wenn ihr Antrag Beyfall finde, und bietet sogleich dem Könige ihren Weinberg an, ihn, gleich seinen Weinbergen, zu nutzen. Dieser Weinberg sind gewisse Leistungen, zu denen sich Israel anbietet, entweder zum Zwecke der Unternehmung, oder zur Befestigung des Einverständnisses. Der Schluss des Gedichts giebt den Wink, dass diese Angelegenheit für gewisse Menschen noch ein Geheimniss bleiben müsse, damit die beiderseitigen Hoffnungen nicht im Keime untergehen möchten. Frey liess sich über diesen Gegenstand damals nicht sprechen. Die damaligen Gebieter Israels durften solche Wünsche und Entwürfe nicht ahnden, wenn sie gelingen sollten; und doch mussten die Hoffnungen bey jenen verbreitet, unterhalten, genährt werden, deren Mitwirkung zur Ausführung des Plans nöthig war. Dieses konnte nur in einer allegorischen Hülle geschehen, die der Gutgesinnte bald (?) durchsah und der Böse nicht missbrauchen konnte. Nach dieser Ansicht (meint Hr. *Hug*) behauptet das hohe Lied mit Recht seinen Platz unter den heiligen Denkmälern des israelitischen Volks, denn sein Streben ist religiös, und seine Richtung heilig.

Auf diese hier in einem gedrängten Auszuge mitgetheilte Einleitung folgt eine metrische Uebersetzung des hohen Liedes, die sich an die trefflichen Verdeutschungen desselben, die wir seit einiger Zeit erhalten haben, anschliesst, die den Charakter der Urschrift treu und kräftig darstellt, und nur Stellenweise noch Manches zu wünschen übrig lässt. So ist gleich die erste Zeile des 1. V. von andern Uebersetzern viel besser, als hier, übersetzt worden, wo es, etwas gedehnt, heisst:

Küsste er mich doch mit seinen Küssen!

Eben so prosaisch heisst es K. 1, 4.:

Möchte der König mich führen nach seinem Harem;
Froh seyn wollten wir, uns deiner erfreuen.

K. 4, 16.:

Meinen Garten sucht mein Trauter heim,
Aess' er doch die köstlichsten seiner Früchte!

K. 5, 8.:

Saget ihm, dass ich krank bin vor Liebe.

K. 5, 9.

Wer ist denn dein Lieber, der so sehr Geliebte,
Wegen welchem du uns beschwörest?

Diese und einige wenige andre Stellen ausgenommen, welchen es an Kraft, Rundung, Harmonie und Numerus fehlt, ist der grösste Theil des herrlichen hohen Liedes trefflich übersetzt. Wir setzen, als Probe, einige der gelungensten Stellen hieher: K. 2, 8 fg.:

Ha, die Stimme meines Lieben! sieh, schon kommt er,
Hüpfend über Bergen, über Hügeln schwebend,
Mein Geliebter, der Gazelle, einem jungen Hirsche gleich.
Sieh ihn da, schon stehet er an unsrer Hütte,
Blicket strahlend durch das Fenster, durchs Geflecht hindurch!
Schon beginnt er, spricht mit mir mein Theurer:
Auf, und komme, meine Liebe, meine Schöne, komm doch;
Sieh, der Winter ist fürüber (vorüber),
Hingegangen ist der Regen, ist dahin;
Blumen sprossen aus der Erde,
Es erscheint die Zeit der Lieder;
Auf dem Felde tönt der Turteltaube Girren,
Schon erweicht der Feigenbaum die Winterfrüchte,
Und die Reben hauchen Blüthendüfte.

Die herrliche Stelle Kap. 8, 6. 7. ist sehr glücklich so übersetzt:

Drück' mich, wie ein Siegel, an dein Herz,
Wie ein Siegel an den Arm;

Mäch-

Mächtig waltet, wie der Tod, die Liebe,
Unbezwingbar, wie das Niederreich;
Glühend ist ihr Eifer, wie die Glut der Flamme,
Von der Gottheit aufgefacht;
Nichts vermögen Wasserströme, sie zu tilgen,
Flüsse nichts, die Liebe zu erlöschen.
Böte jemand seines Hauses ganzes Gut,
Mit Verachtung wies man ihn zurück! — —

Die *Anmerkungen* zur Rechtfertigung der gegebenen Uebersetzung, oder zur Beleuchtung einiger Stellen, sind ein schätzbarer Theil dieser Arbeit, und ein sprechender Beweis von der Gelehrsamkeit, dem Scharfsinn und Geschmacke des würdigen Verfassers. Zur Erläuterung des Bildes K. 1, 9. wird, ausser den auch von andern Auslegern schon bemerkten Stellen des *Theokrit* und *Anakreon*, vorzüglich eine Stelle aus *Sonnini's* Reise nach Aegypten, II. Th. 34. verglichen. K. 1, 10. חרוזים, das man sonst durch *Perlenreihen*, *Perlenschnüren* übersetzt, wie es auch im Rabbinischen vorkommt, wird von Hrn. *Hug* durch *Muschelschmuck* gegeben. Ein Perlenschmuck, sagt er, sey für eine ländliche Schönheit zu viel. Im Arabischen halte man خرز gemeinhin für kleine Muscheln, *conchae Veneris*, womit die Morgenländer ihr Reitzeug verzieren; bey *Edrisi* stehe der Ausdruck zwischen Metall und Glasperlen mitten inne; dieses könne man von den Muscheln behaupten. — Allein, warum sollte nicht auch eine ländliche Schönheit, eine Hirtin *Glasperlen* tragen können? — K. 2, 1. wird חבצלת *Wiesenblume* übersetzt. Das W. ist allerdings schwierig. Die LXX behelfen sich in der Ungewissheit mit dem W. ανθος, *Blume*. Einige Ausleger haben an die *Narzisse*, andre an die *Lilie*, noch Andre an die *Tulpe*, und wieder Andre an die *Herbstzeitlose* gedacht. Da das W. eigentlich *eine Blume* andeutet, *die etwas dicht ist, aus vielen Blättern besteht*, so könnte man wohl an die *Rose* denken, die man in Palästina überall in grünen Thälern findet. K. 2, 1. בית היין übersetzt Hr. *H. Trinkgemach* (Pred. Sal. 7, 2. Esth. 7, 8.), und versteht darunter die Abtheilung des Hauses, die zu Gastmälern bestimmt war, und die man *a potiori* vom Trinken benannte. In diesem Wunsche: „er führe mich ins Trinkgemach" soll die Hirtin ihre Sehnsucht nach der Verbindung mit ihrem Geliebten ausgedrückt haben, welche auch im Orient mit Gastmälern gefeyert wurde. Rec. findet, nach dem Zusammenhange, in dem Ausdrucke: „er führt mich in das Haus des Weines", nichts anders, als: „er macht mich liebetrunken." דגלו übers. der Vf. nicht, wie gewöhnlich geschieht, *Panier*, *Fahne*, sondern: *Brautschirm*; er denkt an den *Traghimmel*, oder das ausgespannte Tuch, unter welchem die Braut einhergeht, wenn sie in das Haus des Bräutigams geführt wird. Das Mädchen soll damit sagen: „seine Liebe erstatte mir die Festlichkeiten des Hochzeittages." Zu K. 4, 2.: „Deine Zähne eine Lämmerheerde, aus der Schwemme steigend" vergleicht der Vf. noch einige Stellen, welche sich nicht nur auf die Weisse der Zähne, sondern auch auf die den Morgenländern angenehme Feuchte des Mundes beziehen. So heisst es im 9. Ged. der Proben arabischer Dichtkunst von *Reiske*: „Das Aufschlagen ihrer Lippen entblösst ein kühles frisches Wasser, welches die hervorblinkenden weissen Zähne bethauet." Und im 17. Ged. heisst es: „Sie küsste mich auf den Mund, da schmeckte ich Wasser des Lebens auf ihren Lippen; berührte es den Staub, es könnte längst verblichene Völker wieder erwecken." K. 4, 13. übersetzt der Vf.: „Deine Wangen sind ein Paradies." Das W. שלח, sagt er, könne hier nie einen Sinn geben, und die Bedeutungen, die man ihm aufgeheftet habe, seyen willkürlich. Er theilt daher ש־־לחיך, und findet hier ein ש *praefixum*, für אשר־־לחיך, nun ist לחי bekanntlich die Wange, und das Gemälde wird poetisch: „Die Wangen sind ein medischer Lustgarten voll schöner Blumen und wohlriechender Pflanzen." In demselben Verse lieset er statt מעין, מעין; die Wangen sind Blumenbetten an dem Auge herab. Hiernach ist באר מים eine Wasserquelle, ein Born, von den Augen zu verstehen, welche den Garten der Wangen begiessen. So „begiesst bey *Aeschylus* (*Prometh.* 399 fg.) der Quell thränender Augen mit heissen Strömen die Wange." Eine sinnreiche Erklärung! — Eben so lesenswerth sind des Vfs. Bemerkungen zu K. 5, 12., wo er übersetzt: „seine Augen wie die Tauben an den Bächen." Die Uebersetzung K. 6, 12.: „als auf einen Wagen mich warfen eines Beherrschers Kriegsschaaren", und wo er עמי נדיב (Schaaren eines Herrschers) punktirt, scheint uns noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus zu seyn. K. 8, 6. findet der Vf. in den Worten: „drücke mich, wie ein Siegel, an dein Herz" mit Recht nur den einfachen und bedeutsamen Gedanken: drücke mich an deine Brust, in deine Arme so nahe, so fest, wie man ein Siegel aufdrückt." — Schade, dass der sonst sehr gebildete Vortrag des Vfs. durch einige Sonderbarkeiten des Stils und der Orthographie, wie z. B. *seyd* st. *seit*, *entgegen* st. *dagegen*, *sie begegnen* st. *ihr begegnen*, *im selben* st. *in demselben*, *wegen mir* st. *meinetwegen*, *fürüber* st. *vorüber*, *Horne* st. *Hörner* u. s. w. gestört wird. Möge uns Hr. *H.* bald wieder mit einer so gründlichen, gelehrten und scharfsinnigen Arbeit, als die hier angezeigte ist, beschenken! —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

Halle und Leipzig, in d. Ruffschen Verlagsh.: *Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten.* Von *J. G. E. Maaß*, Professor der Philosophie zu Halle. *Erster* oder allgemeiner Theil. 1811. XXIV u. 551 S. *Zweyter* oder besonderer Theil. 1812. XXII u. 466 S. 8. (zus. 3 Rthlr. 12 gr.)

Es giebt eine doppelte Weise, die Zustände und Aeusserungen der menschlichen Seele aufzufassen und darzustellen. Die eine nimmt von den Beziehungen, worin sie unter einander stehn, nur so viel auf als nöthig scheint, um von ihnen aus in das Innere einzudringen, indem die Erkenntniss der Seele selbst als der einen alle ihre Zustände und Aeusserungen in sich einenden Mitte ihr Hauptzweck ist. Die andere sucht die gegenseitigen Beziehungen der Zustände und Aeusserungen der Seele zu erschöpfen, und so die Gesammterscheinung des innern Lebens vorstellig zu machen, um diess innere Leben selbst als die jener mannichfaltigen Wechselbeziehung zum Grunde liegende und in ihr hervortretende Einheit wenig bekümmert. Wenn jene Betrachtungsweise bey einer besondern Gattung von Zuständen oder Aeusserungen weilet, so thut sie das, um zu erkennen, wie sich das innere eine Leben, die Seele, von dieser Seite hin kund thut. Diese Betrachtungsweise hingegen, wenn sie irgend eine Gattung von Aeusserungen oder Zuständen der Seele, die Vorstellungen z. B., oder die Leidenschaften, oder, wie in vorliegender Schrift, die Gefühle zum Gegenstande ihrer Erörterung macht, haftet an diesen Aeusserungen oder Zuständen selbst in ihrer äussern Bestimmtheit, einzig bemüht, sie zu beschreiben, einzutheilen, in ihrer Wechselwirkung mit den andern Bestandtheilen des menschlichen Daseyns darzustellen, und ihren Einfluss auf Wohl und Wehe, Tugend und Laster zu zeigen. Letztere ist die Weise unsers Vfs. Niemand wird ihm das Verdienst streitig machen, dass er sie zu einer hohen Stufe von Vollkommenheit gebracht, und dadurch zu grösserer Klarheit und Bestimmtheit psychologischer Erkenntnisse vieles beygetragen habe. Tiefes Eindringen in das Innere des Menschenlebens aber darf man bey dieser Methode weder erwarten noch verlangen. Demnach ist es seinem Standpunkte ganz gemäss, wenn der Vf. in vorliegender Schrift über die Erforschung des *Wesens des Gefühls*, wovon er nach einer kurzen Einleitung im *fünften* §. zu handeln verspricht, mit der gänzlich unbefriedigenden Bemerkung hinüber geht: das Wesen eines Gefühls bestehe darin, dass es eine subjective Empfindung sey — und sich darauf sogleich zu der Verhältnissbetrachtung der Gefühle wendet. Denn dahin glaubt Rec. die Betrachtung über die Stärke der Gefühle, welche unmittelbar auf jene Bemerkung folgt, rechnen zu dürfen.

Der Gang des Vfs übrigens ist ganz derselbe, den er in seinen frühern psychologischen Schriften, insbesondere in dem Werke über die Leidenschaften, genommen hat. Er theilt die Lehre von den Gefühlen in *zwey* Theile, einen allgemeinen und einen besondern. In dem *ersten* oder allgemeinen Theile soll von den Gefühlen überhaupt, in dem *zweyten* oder besondern von den einzelnen Arten der Gefühle insbesondre gehandelt werden. Jeder Theil wird in zwey Hauptstücke, ein theoretisches und ein praktisches, zerfället. Jenes soll die Gefühle kennen lehren, dieses soll zeigen, was wir in Hinsicht auf dieselben thun sollen. — In dem *ersten* Abschnitte des *ersten* Hauptstückes des *ersten* Theiles redet der Vf., nach der oben angeführten kurzen Bemerkung über das Wesen der Gefühle, von ihrer Stärke, Lebhaftigkeit, Klarheit und Dunkelheit, von geistigen und körperlichen, wahren und falschen, angenehmen, unangenehmen und gemischten Gefühlen, von ihrem Ton, Rhythmus und Charakter, von Stimmung und Verstimmung der Seele, und schliesst diese Betrachtungen mit der Anwendung des allgemeinen Gesetzes der Stetigkeit auch auf die Gefühle. In dem *zweyten* grössern Abschnitte dieses Hauptstückes wird von dem Zusammenhange der Gefühle mit den verschiedenen Vermögen des Menschen, dem Verstande, der Einbildungskraft, den Sinnen, und dem Körper gehandelt. Dabey werden folgende Gesetze zum Grunde gelegt: 1) Jedes Gefühl erzeugt leicht Zustände und Veränderungen in der Seele, die mit ihm verwandt sind (Gesetz der Verwandtschaft); 2) jedes Gefühl erregt Bestrebungen der Seelenkräfte, die ihm zugehören, d. i. die zu ihm zusammenstimmen, wenn es ein angenehmes, oder ihm entgegen wirken, wenn es ein unangenehmes Gefühl ist (Gesetz des Zugehörs). In dem *zweyten* Hauptstücke, der praktischen Gefühlslehre, wird als das höchste und allgemeinste Gesetz aufgestellt: *Du sollst deine Gefühle auf das rechte Maaß bringen.* Daraus werden folgende specielle Gesetze abgeleitet: 1) Die bösen Gefühle sollen gänzlich verhütet oder wieder ausgerottet werden; 2) in Ansehung der gleichgültigen Gefühle als solcher sollen wir dahin streben, dass sie das rechte Maass nicht überschreiten; 3) in Betreff der guten Gefühle sollen wir

wir nicht allein dahin ftreben, dafs fie das rechte Maafs nicht überfchreiten, fondern auch dahin, dafs fie nicht unter demfelben zurück bleiben, und dafs fie alfo, wenn diefs der Fall ift, gehörig verftärkt und erhöhet werden. — In dem *zweyten* oder *befondern Theile* werden die praktifchen Vorfchriften mit der Theorie der einzelnen Gefühle verbunden. Diefe werden unter drey Hauptklaffen begriffen, als körperliche, geiftige und animalifche (d. h. folche, welche beides zugleich, zum Theil geiftig, zum Theil körperlich find). Die Hauptklaffe der geiftigen Gefühle hat mehrere Unterabtheilungen. Zuerft werden fie im Allgemeinen in contemplative, praktifche, und contemplativ-praktifche getheilt. Als contemplative werden das Wahrheits- und das Schönheitsgefühl aufgeführt. Die praktifchen werden in das moralifche Gefühl und in phyfifche Gefühle gefondert, welche letztere theils nach Verfchiedenheit der phyfifchen Güter und Uebel felbft, worauf fie fich unmittelbar beziehen, in eigne Gefühle und in theilnehmende Gefühle (Mitfreude, Mitleid), theils nach Verfchiedenheit der Zeit der phyfifchen Güter und Uebel, worauf fie fich unmittelbar beziehen, in die Gefühle der Zufriedenheit, Fröhlichkeit, Hoffnung, und die der Traurigkeit, des Harmes und der Furcht getheilt werden. Die eigenen Gefühle, wie der Vf. diejenigen phyfifchen Gefühle nennt, welche durch Güter und Uebel des Fühlenden felbft erregt werden, find auch wieder in mehrere Klaffen gefondert worden. Wenn die eigenen Güter und Uebel des Fühlenden in feiner eignen Perfon liegen, werden fie als ideales Selbftgefühl, reales Selbftgefühl und Freyheitsgefühl, wenn die Güter und Uebel des Fühlenden in andern Perfonen liegen, werden fie als Ehrgefühl und deffen Gegentheil, Gefühle der Liebe und des Haffes, und Gefühle der Herrfchfucht, endlich wenn die Güter und Uebel des Fühlenden in Sachen liegen, werden fie als Genufs und deffen Gegentheil, und als Eigenthumsgefühl vorftellig gemacht. — Es ift dem Vf. gelungen, durch diefe Claffification die Haupterfcheinungen der unendlichen Menge der Seelenbeftimmungen einer ziemlich bequemen Ueberficht zu unterwerfen.

In jedem Abfchnitte werden fich die Lefer diefes Werks einer grofsen Menge belehrender Auseinanderfetzungen erfreuen. Dafs aber irgend ein Lefer, der eigner Ueberzeugungen fähig ift, durch alles befriedigt werden follte, ift um fo weniger zu erwarten, als die einzelnen Gefühle bey jedem auf eigne Weife beftimmt find, und daher auch jeder die gerade bey ihm darin vorherrfchende Beftimmtheit in der Erklärung und Erörterung derfelben hervorgehoben zu fehen wünfcht. Rec. möchte unter andern folgende Ausftellungen machen: Schwärmerey, fagt der Vf. §. 20., in der gewöhnlichen Bedeutung fey das Mifsverhältnifs zwifchen dem Verftande und dem Gefühlvermögen, welches darin beftehe, dafs das letztere herrfcht, wo der erftere herrfchen follte. Rec. aber würde die Schwärmerey vielmehr aus dem Vorherrfchen der Phantafie vor der Verftandeskraft erklären. Denn daher kommt es, dafs Einbildungen Macht über die Seele gewinnen, ftatt von ihr beherrfcht zu werden, und eben darin befteht das Wefen jeder Art von Schwärmerey. Was der Vf. fo nennt ift das, was man fonft Myfticismus zu nennen pflegte. — Enthufiasmus, heifst es §. 39., ift nichts andres als Aufwallung einer begehrenden Leidenfchaft. Hierdurch wird, dünkt Rec., die Bedeutung diefes Seelenzuftandes in das Gemeine herabgezogen. Denn in der Begierde und der Leidenfchaft äufsert fich der Naturtrieb; aber der ift nicht das, was fich in dem Enthufiasmus wirkfam beweifet, fondern das ift vielmehr das Göttliche im Menfchen, das Innerfte feines Lebens, das durch irgend eine Erfcheinung des Ewigen im Zeitlichen, oder durch irgend einen Entfchlufs der Verwirklichung des Ewigen im Zeitlichen angeregt die Kräfte des Menfchen über ihr gewöhnliches Maafs erhebt. — Das Wahrheitsgefühl erklärt der Vf. als die Empfindung der Harmonie oder Disharmonie einer gegebenen Vorftellung mit den Denkgefetzen (§. 46. vergl. §. 96—100.), eine Erklärung, die offenbar zu weit ift. Wir können etwas ganz übereinftimmend mit den Denkgefetzen finden, ohne darum geneigt zu feyn, es für wahr zu halten: denn das Wahrheitsgefühl geht nicht auf die formale, fondern auf die materiale Wahrheit. Es ift der Seelenzuftand, welcher ftatt hat, wenn der Menfch, was wahr ift, unmittelbar und ohne Bewufstfeyn von Gründen in fich vernimmt. Das Wahre, das er in diefem Gefühle als folches vernimmt, ift entweder das fchlechthin Wahre, wofür es keine Gründe giebt, fondern das unmittelbar als folches vernommen werden mufs; oder es ift das zwar mittelbar Wahre, deffen Wahrheit aber von dem Menfchen im Wahrheitsgefühle ohne Bewufstfeyn von ihrer Mittelbarkeit in und aus dem unmittelbar Wahren, als wäre fie felbft unmittelbar, vernommen wird. Letzteres ift das Wahrheitsgefühl im engern Sinne. Es wird erregt, wo die Darftellung des mittelbar Wahren einfach ift, und zugleich auf das unmittelbar Wahre, aus welchem es feine Wahrheit hat, hinweifet. Dann vernimmt das empfängliche Gemüth in dem mittelbar Wahren nur einen Ausdruck des unmittelbar Wahren. Daher kommt es, dafs das Wort Wahrheitsgefühl oft auch die Empfänglichkeit felbft, in allem das unmittelbar Wahre unmittelbar zu vernehmen, bezeichnet. — Das dritte der oben angeführten, in der praktifchen Gefühlslehre von dem Vf. aufgeftellten Gefetze will, dafs die guten Gefühle, wenn fie unter dem rechten Maafse zurückbleiben, gehörig verftärkt und erhöhet werden follen. Wie aber wird diefs Gefetz zu erfüllen feyn? Die meiften von dem Vf. zu dem Ende gegebenen Regeln fcheinen zum Zwecke zu haben, gute Gefühle zu erzwingen. Das ift aber nicht allein an fich unmöglich, fondern der Menfch mufs fich auch, wenn nicht von der Schaufpielerkunft, fondern von dem Leben felbft die Rede ift, hüten, fich hierin Gewalt anzuthun, um nicht falfch gegen fich felbft zu werden. Nur das ftärkt überhaupt das Gefühl, was entweder die ganze Leben-

bendigkeit des Menschen stärkt, oder was sie nöthigt, von der vorherrschenden Richtung nach aussen sich in das Innere zu wenden. — Der Vf. unterscheidet (§. 88.) die Gefühle der Zufriedenheit, der Fröhlichkeit und der Hoffnung, so wie auch die der Traurigkeit, des Harmes und der Furcht so von einander, als wenn die beiden ersten dieser Gefühle nur auf das Vergangene, die beiden mittlern nur auf das Gegenwärtige, die beiden dritten nur auf das Zukünftige sich bezögen. Diese Unterscheidung scheint, was die beiden ersten dieser Gefühle betrifft, nicht durch den Sprachgebrauch begründet. Denn zufrieden oder traurig heisst der Mensch eben so wohl in Beziehung auf seine gegenwärtige Lage, auf gegenwärtige Güter oder Uebel, als auf vergangene. Nur als niedere Stufen des Gefühls des Wohlseyns und des Uebelseyns scheinen sich Zufriedenheit und Traurigkeit von Fröhlichkeit und Harm zu unterscheiden. — In dem 107ten §. (S. 193. des *zweyten* Theiles) sucht der Vf. das Wohlgefallen am Lächerlichen auf folgende Weise zu erklären: Wenn uns etwas Mannichfaltiges gegeben wird, so bestrebt sich der Verstand, dasselbe zusammen zu fassen. Sobald er nun durch eine, wahre oder scheinbare, Widersinnigkeit darin überrascht wird, so steht sein Bestreben plötzlich still. Dieses plötzliche Aufhören einer Anstrengung ist angenehm. Daher wird die Operation schnell wiederholt, und eben der schnelle Wechsel dieser entgegen gesetzten Zustände, das plötzliche Ueberspringen aus dem einen in den andern, macht eine gewisse Erschütterung in der Seele, die sich dem Körper mittheilt und in der Erscheinung des Lachens offenbar wird. Diese Erschütterung nun ist diejenige Lebensäusserung, und das Gefühl davon dasjenige Lebensgefühl, welche das Eigenthümliche bey dem Vergnügen am Lächerlichen ausmachen, und um so lebhafter empfunden werden müssen, da die gedachte Erschütterung auch im Körper eine behagliche, sogar der Gesundheit förderliche Veränderung ist." Durch diese Erklärung kann sich Rec. nicht befriedigt finden. Denn das plötzliche Aufhören der Bestrebung des Verstandes, das Mannichfaltige zusammen zu fassen, welches durch eine erscheinende Widersinnigkeit verursacht wird, ist keineswegs angenehm, vielmehr unangenehm, so fern dadurch die dem Verstande nothwendige Erkenntnissthätigkeit gehemmt wird. Der Vf. schiebt, wahrscheinlich weil er diesen Einwurf ahndete, das Wort Anstrengung unter. Aber erstlich ist keinesweges jedes Bestreben des Verstandes, das Mannichfaltige zusammen zu fassen, eine Anstrengung; zweytens ist das Aufhören einer Anstrengung des Verstandes nur dann angenehm, wenn sich die Schwierigkeiten, die sich seinem Erkenntniss bezweckenden Thun entgegen stellten, lösen, nicht aber, wenn diess Thun durch das Vortreten des Widersinnigen plötzlich zum Stocken gebracht wird. Rec. würde den Grund des Wohlgefallens am Lächerlichen in der mit der Erscheinung des Widersinnigen verbundenen oder doch gleich darauf folgenden Einsicht suchen, dass es mit dieser Widersinnigkeit nur ein Schein ist. Diese Erkenntniss der Nichtigkeit einer scheinbar vortretenden und dem Verstande zugemutheten widersinnigen Vereinigung scheint ihm der eigentliche Quellpunkt jenes Wohlgefallens.

Berlin, b. Schöne: *Abel Bürja's Lehren der hylodynamischen Philosophie von der Körperwelt, von Gott, und von der menschlichen Seele.* 1812. 138 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., der kein Freund von der Leibnitzisch-Wolfischen, aber auch nicht von der neuesten Philosophie und besonders dem Idealismus ist, hat sich ein eignes philosophisches System gebildet, welches er das *hylodynamische* nennt, weil er in demselben zweyerley Wesen annimmt, einen *Körperstoff*, Materie (ὕλη), welcher den Raum erfüllt und ihn undurchdringlich macht, und *Kräfte* (δυναμεις), welche auf den Körperstoff wirken, im Raume existiren und in demselben ihre Thätigkeit äussern ohne doch ihn anzufüllen und undurchdringlich zu machen. Der Körperstoff ist leidend, die Kräfte sind thätig oder figürlich, der erste ist weiblich, die zweyten männlich. Beide machen das Grundwesen der Natur aus. In der vorliegenden Schrift hat er die Hauptsätze dieses Systems theils zur Wiederholung für diejenigen, welche seine Vorlesungen angehört haben, theils für diejenigen, welche keine Gelegenheit hatten, denselben beyzuwohnen, und sich mit dem Eigenthümlichen seiner Philosophie bekannt zu machen, zusammengestellt. Er legt sie mit grosser Bescheidenheit als seine subjectiven Ansichten, ohne alle Anmassung und Stolz dem Publicum vor, mit der Erklärung, es sey das Zeichen eines sehr eingeschränkten Verstandes, seine oder eines andern Meinung für die einzig zulässige oder unfehlbare zu halten. Um jede einseitige Beurtheilung oder Annahme zu verhindern, fügte er bey jeder einzelnen Lehre die Ansichten der berühmtesten alten und neuen Philosophen bey, meistentheils aus *Büschings* Geschichte der Philosophie. Diese Anspruchlosigkeit der Mittheilung heisst die schärfere Beurtheilung schweigen, so viel sie auch nicht nur über die *Hylodynamie* überhaupt, sondern auch über einzelne Lehren derselben zu erinnern finden würde. Wir begnügen uns, durch Aushebung der wichtigsten Lehren das System des Vfs. kenntlich zu machen, und das Urtheil jedem, der Lust dazu hat, zu überlassen. Dieses kann auch um so füglicher dadurch erreicht werden, da von systematischer Form wenig zu sagen ist.

Die Philosophie ist die Wissenschaft, die uns richtig und gründlich denken lehrt über alle Gegenstände des menschlichen Wissens. Man kann sie eintheilen in die reine und angewandte. Die reine zerfällt in Denklehre oder Logik und Wesenlehre oder Ontologie. Die Sphäre der angewandten Philosophie kennt keine Grenzen; es giebt aber drey Gegenstände, welche den menschlichen Verstand unablässig beschäftiget haben, die *Körperwelt*, *Gott* und *die menschliche Seele*. — Das Weltgebäude, so weit wir es kennen, besteht aus Sternhaufen. Jeder Sternhaufen aus Sonnen, Erden,

Mon-

Monden und Schweiffternen. Die Körper beftehn aus Materie, d. h. aus etwas das im Raume exiftirt und dem Raum anfüllt und ihn undurchdringlich macht. Die Materie ist geftaltfähig, theilbar und beweglich. Bis jetzt haben die Chemiker etwa vierzig Arten Materie oder Elemente entdeckt, woraus die uns bekannten Körper zufammengefetzt find. Die *Materie* wird beweget durch *Kräfte*, d. h. durch Etwas, das im Raume exiftirt, im Raume wirkt, ihn aber nicht anfüllet und undurchdringlich macht. Dahin gehören die Kraft des Zufammenhangs, die zurückftofsende und anziehende Kraft, die magnetifche Kraft, die Elektricität, der Galvanismus, die chemifche Verwandtfchaft, das Pflanzenleben, das thierifche Leben. Die Kräfte find an fich unkörperlich, aber mit dem Aether verbunden, mittelft deffen fie auf die übrige Materie wirken. — Die Natur kündigt einen Gott an. Denn man bemerkt allenthalben Mittel und Zwecke, welche ein denkendes Wefen zu erkennen geben. Es ist nur ein Gott. Denn alles in der Natur fteht in genauer Verbindung, und machet nur ein Werk aus, welches von einem einzigen Meifter angeordnet feyn mufs. Man hat einen moralifchen, ontologifchen, kosmologifchen (aus den Mitteln und Zwecken, die wir in der Natur bemerken) Beweis vom Dafeyn Gottes. Der kosmologifche ist der befte. Gott ift eine Kraft, die im Raume exiftirt, ohne ihn undurchdringlich zu machen; die erfte aller Kräfte, die Quelle aller übrigen Kräfte; eine ewige, unendliche, denkende Kraft, welche die Welt anordnet und regieret. Gott wirket auf die gröbere Materie mittelft des Aethers und der Kräfte, die mit dem Aether verbunden find. Diejenige Wirkung Gottes, wodurch er die Mittel zu ihren Zwecken hinlenket, heifst die Vorfehung. Sie geht nicht blofs auf das Allgemeine, fondern erftreckt fich auch auf das Einzelne. Schickfal, Natur, Glück find im Grunde nur andere Benennungen der Vorfehung oder Gottes felbft. Da wir den Zweck des Ganzen nicht wiffen, fo kommt es uns nicht zu, zu entfcheiden, ob es Uebel, d. i. Dinge, welche dem Zwecke nicht entfprechen, in der Welt gebe. Vermuthlich giebt es keine. Die unangenehmen Empfindungen und Leiden, denen wir unterworfen find, beweifen nur, dafs unfer Vergnügen nicht der Hauptzweck bey der Welteinrichtung ift. Sie haben überdiefs ihren Nutzen, indem fie uns zur Thätigkeit reizen. Es giebt oft Hülfsmittel gegen diefelbe. Die moralifchen Uebel beweifen weiter nichts, als dafs der Menfch einen gewiffen Grad von Freyheit hat, den er manchmal mifsbraucht. — Die *Seele* ift eine denkende Kraft, ein Ausflufs der unendlichen Kraft, und fie wirket auf den Körper mittelft der Lebensgeifter, die ein Theil des Aethers find. Die Lebensgeifter bringen der Seele Nachricht von der Gegenwart der Gegenftände, die von der Seele verfchieden find. Einige leugnen das Dafeyn der Lebensgeifter, und meynen, das Wahrnehmen und Empfinden durch die Sinne gefchehe dadurch, dafs die Nerven in eine fchwingende Bewegung gerathen. Allein die Nerven find ja weich. Man mufs alfo Lebensgeifter annehmen, die entweder in den Nerven ftrömen, oder die beftändig in denfelben vorhanden find. Man mufs fich diefelben als fehr elaftifch denken. Wenn alfo etwas am Körper vorgeht, fo entfteht in den Lebensgeiftern eine Bewegung, die entweder fortfchreitend oder blofs fchwingend ift, und die bis zum Gehirn fortgefetzt wird. Dort machet fie Eindrücke, welche die *Vorftellungen* der Dinge find. Diefe Vorftellungen bleiben eine lange Zeit, daher die Einbildungskraft und das Gedächtnifs. Diefelben Vorftellungen find oft fo befchaffen, dafs die Dinge, die fie uns abbilden, wenigftens dem Scheine nach, für uns mittelbar oder unmittelbar erhaltend oder zerftörend find. Im erften Falle empfinden wir Luft, im andern Schmerz. Daher das Gemüth. Diefe Vorftellungen wirken nun auf die Lebensgeifter zurück, und verurfachen im Körper Bewegungen, deren Zweck es ift, dasjenige, was Luft verurfachet, zu erhalten oder zu behalten, und dasjenige was Schmerz verurfache, zu vermeiden oder zu entfernen. Alfo ift die Subftanz, mit welcher die niederen Seelenkräfte verbunden find, nichts andres, als jene der Lebensgeifter oder der Nervenflüffigkeit, und vermuthlich ein Theil des Aethers, mit welchem Theile auch das Vermögen, Vorftellungen und Empfindungen zu bekommen, verbunden ift. Was die höheren Seelenvermögen anbelanget, als das Dichtungsvermögen, das Abziehungsvermögen, den Verftand und den Willen, fo fetzen fie eine Kraft voraus die dasjenige bearbeitet, was die Lebensgeifter und die ihnen beywohnende Kraft hervorgebracht haben, die aus den blofsen Vorftellungen Gedanken macht, und an die Stelle der Gemüthsbewegungen einen vernünftigen Willen fetzt, einen Willen, der oft den Gemüthsbewegungen widerfteht und fie unterdrückt. Diefe Kraft kann nicht mit jener, der fie oft entgegen arbeitet, einerley feyn, fondern hier mufs eine ganz andere Kraft wirken. Diefe kennen wir nicht, und wir müffen uns begnügen zu fagen: es giebt im Menfchen eine vernünftige Seele, eine Kraft, welche die Ideen bearbeiten und die Gemüthsbewegungen lenken kann. Ob es noch eine verborgnere Subftanz giebt, auf welcher vielleicht fowohl die Materie des Körpers, als die Lebensgeifter und die vernünftige Seele beruhen, ift eine Frage, deren Beantwortung hoch über die menfchlichen Erkenntniffe geht. — Der rationalen Seelenlehre ift ein Abrifs der Erfahrungsfeelenlehre angehängt, in welcher bey aller Kürze doch faft zu umftändlich von der *Mnemonik*, der *Pafigraphie* und *Pafilalie* gehandelt wird. Die Anführungen fremder Meinungen, welche nicht immer beftimmt und treffend find, machen einen grofsen Theil des Büchleins aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Bildergeographie.* Eine Darstellung aller Länder und Völker. *Erster* Band. *Asien.* 1810. VIII. u. 354 S. Mit 21 Kupfern und 1 Karte. *Zweyter* Band. *Afrika.* 1810. VIII. u. 332 S. Mit 20 Kupfern und 1 Karte. *Dritter* Band. *Amerika* und *Australien.* 1813. VII. u. 488 S. Mit 19 Kupfern und 2 Karten. 8. (7 Rthlr. 12 Gr.).

Es ist nicht zu läugnen, dass das Studium der Erdkunde mehrere, dieser Wissenschaft eigenthümliche Schwierigkeiten hat. Der unsichere, fast an jedem Tage veränderte Zustand unserer Erde und der seit 20 Jahren besonders so häufige Wechsel der Verfassungen und Regenten in einem grossen Theile von Europa erzeugen hier Erscheinungen, die in andern historischen Wissenschaften weniger sichtbar sind. Doch gilt diess mehr von dem politischen, als von dem ethnographischen Theile der Geographie. Völker verändern sich nur langsam; ihre Sprache, ihre Beschäftigungen, ihre Vergnügungen, ihre Art zu denken und zu handeln, ihre Verhältnisse zu ihren Nachbaren u. s. w. sind weniger Veränderungen unterworfen, als ihre politischen Einrichtungen. Diess brachte in neuern Zeiten mehrere denkende Jugendlehrer auf den Gedanken, das Politische ganz aus dem jungen Leuten bestimmten Unterricht in der Erdkunde zu trennen, und sie mehr mit dem Bleibenden, Unveränderlichen und, namentlich in den aussereuropäischen Erdtheilen, Nationalen bekannt zu machen. Diese Ansicht veranlasste wahrscheinlich auch den uns unbekannten Vf., diese Bildergeographie für Unkundige (nach S. 12. des ersten Theils) zu schreiben, in der er weniger auf den politischen, als ethnographischen Theil der Geographie Rücksicht genommen hat, und man kann ihm das Zeugniss nicht versagen, dass er das zu seinem Zwecke dienliche gut gesammelt und vorgetragen habe. Neues erwartet man hier nicht. Warum der Vf. mit den fernen Erdtheilen angefangen hat, darüber hat er sich nicht erklärt; doch ist diess nicht schwer einzusehen. Europa liegt seit mehrern Jahren in einer grossen Krisis, und noch hat sich der Arzt nicht gefunden, der diesen fast unheilbar scheinenden Kranken zu heilen unternähme. In den bisher erschienenen Bänden beschreibt daher der Vf. die fremden Erdtheile, im *ersten* Asien, im *zweyten* Afrika und im *dritten* Amerika und Australien. So ist also Europa, so wie die allgemeine Einleitung noch übrig.

Um dem Vf. die Aufmerksamkeit, mit der wir sein nützliches Buch gelesen haben, zu bezeugen, wollen wir ihn auf einige Stellen aufmerksam machen, die uns Unrichtigkeiten zu enthalten scheinen. Der Vf. wird bey Ausarbeitung des vierten Bandes seine Sorgfalt verdoppeln, da Fehler in Lehrbüchern für junge Leute mehrfach schädlich sind. Nach S. 10. des ersten Bandes sind „einige Punkte des Libanon an 5000 Fuss hoch"; die grösste Höhe dieses Gebirges im 34° B. ist 9600 Fuss. Bey Bursa (S. 14.) fehlt der Meerschaum, der in dem Gebirge Eskischehir hinter dieser Stadt 700 Arbeiter beschäftigt, ohne die Bohrer und eigentlichen Arbeiter. Wenn nach S. 44. der türkische Piaster (richtiger Grusch) nicht höher als 8 Groschen gerechnet wird, „indem jeder Sultan das Geld um die Hälfte schlechter ausprägen lässt, als der Vorgänger"; so würde aus dem angeführten Grunde folgen, dass das Geld nach wenigen Regierungen keinen Werth hätte. Der Landeswerth des Grusch (ohne Zweifel von Groschen abzuleiten) ist 40 Para oder 120 Asper, welches etwa 17 Groschen Conv. beträgt; nur die ältern, bessern schätzt man zu 21 Groschen. Auch giebt es halbe, Viertel- und Achtelpiaster, Ighirmischlik, Onlik, Beslik. Die Nachrichten des Vfs. von den Drusen (S. 53 f.) sind nur unvollständig. Ihr Ursprung aus den Sekten der vom Vf. nicht erwähnten Ismaeliten (einst Assasinen genannt) und Nosairern (Nassaräern) hätte dem Vf. manches enträthselt, so wie z. B. die vom Vf. angeführten Kälber (auch Esel) ursprünglich für die Drusen das Sinnbild der Kalifen waren, welche Ali und seine Nachkommen befeindeten. Bey den Völkerschaften der asiatischen Türkei hätten ausser den Bewohnern der beyden Dörfer Keftin und Martavan (S. 56.) auch die Griechen, Mutualis u. s. w. genannt und kurz beschrieben werden sollen. Auffallend war es uns, dass der Vf. bey der Schilderung der Sitten der Araber (S. 67 f.) die bey ihnen seit Jahrtausenden gewöhnliche Blutrache, die auch in Corsica nicht unbekannt ist, ganz übergangen, oder doch nicht auf Caucasien, wo er sie beschrieb, verwiesen hat. Bey der persischen Provinz Irak Adschemi (S. 78.) fehlt die jetzige Hauptstadt Westpersiens (das überdiess nicht mit Ostpersien nach S. 77. ein Oberhaupt hat) Teheran, und unter den Einwohnern Persiens mussten ausser den (S. 80.) genannten auch die Kurden, Turkomannen, Zigeuner, Banjanen, Juden, Armenier, Russen und die muhamedanischen Räuber Nomurdy in Sindy wenigstens angeführt werden. Uebrigens gehört die eben angeführte Provinz Sindi nicht (nach S. 96.) zu den Län-

Ländern der Seihks, da ihr muhamedanischer Fürst ein zinsbarer Vasall vom Schach von Kandahar ist; auch existirt die hohe Schule für die Hindus in Tatta oder Sindi schon längst nicht mehr. Die Pagode von Jagrenat (S. 104. vgl. S. 113.), die eine umständliche Beschreibung verdiente, liegt nicht im englischen, sondern im marattischen Antheile an Orissa. Bey den Einwohner Ostindiens (S. 111.) hätten, wenn auch nicht beschrieben, doch genannt werden sollen, die Afghanen oder Patanen, die andern Asiaten (Perser, Chinesen, Araber u. s. w.) und die Afrikaner von verschiedenen Nationen. Eine besondere Schilderung verdienten die Tamuler und Malabaren, die in ihren Gebräuchen und Sitten manches Abweichende von den Hindus haben. Die Bewohner des birmanischen Reichs (S. 130 f.) bilden nicht ein, sondern mehrere Völker: denn man unterscheidet unter ihnen die kraftvollen Birmanen oder Miama, die ihnen ähnlicher Peguaner, die Carianen, ein harmloses Hirtenvolk, die Cassaier (im Norden von Arrakan, vorzügliche Reiter und Waffenschmiede), die tapfern Jus und die Kainer (ursprünglich Arrakans Bergbewohner). Auch von der Industrie, dem Handel und der Religion der Birmanen konnte der Vf. noch manches Interessante anführen. Die neuern Verhältnisse des Kaiserthums Tunkin, das aus den Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Camboja, Laos und Lac-tho besteht, und über 23 Millionen Einwohner zählt, waren dem Vf. unbekannt; daher müssen mehrere Stellen (S. 139 f.) berichtigt werden. Die Engländer haben nicht (nach S. 160.) viele Besitzungen im Reiche Banjermassing (richtiger Bagnar Messin). Nach *Tombe* stehen die Franzosen; wie vormals die Holländer, mit dem Könige des genannten Reichs in einem Bündnisse, und haben eine Besatzung in dem Fort Tatas. Die Nachrichten von China und der Tatarey müssen aus den später, nach des Vfs. Arbeit erschienenen Reisebeschreibungen von *Krusenstern* und *Klaproth* sehr verändert werden. Sarepta hat nicht (nach S. 254.) nur 900 Einwohner, sondern schon vor mehrern Jahren 2600 Einwohner. Auch hätte der Umstand, dass diese blühende Herrnhuterkolonie eine deutsche und russische Unterrichtsanstalt hat, und unmittelbar unter der Tutelkanzley in St. Petersburg steht, bemerkt zu werden verdient.

Zweyter Band. Dass (nach S. 21.) die ägyptischen Beys dem Grossherrn zu Constantinopel 650000 Rthlr. und nach Mecca zur Moschee jährlich 42.000 Rthlr. senden, beruht nur auf sehr unsichern Angaben. Nach den genauesten Untersuchungen, die man in der vortrefflichen *Description de l'Egypte* etc. findet, betrugen die Einkünfte bis auf Aly Bey, der dem Grossherrn zuerst sie verweigerte: 4.114.699 Fr. 47 Cent., und davon die Verwaltungskosten von 3.522.690 Fr. 74 Cent. abgezogen, kamen 592,008 Fr. 73 Cent. in den Schatz zu Constantinopel. In der Folge ward zwar wieder der Tribut entrichtet; aber Ibrahim Bey wusste allerhand Ausgaben vorzuspiegeln und unterschlug grosse Summen. Tafilet hat (nach S. 67) 1500 und (nach S. 69) 2500 Häuser. Das Wahre lässt sich schwerlich ausmitteln; aber die Differenz der Angaben auf so nahen Blättern ist doch zu gross; auch hätte von einer Stelle auf die andere eine Rückweisung gegeben werden sollen. Die Stadt Suakem, (nach S. 96.) „reich und wohlbebaut", ist neuern Nachrichten zufolge jetzt fast in Trümmern. Die Juden in der abyssinischen Provinz Samen stehen nach *Salt* nicht mehr unter eigenen Königen, wie der Vf. (S. 117.) anführt, und treiben fast ausschliessend das Maurerhandwerk; sie heissen Falasã, welches so viel als Verwiesene bedeuten soll. Bey der Darstellung des Handels von Tombuctu (S. 139.) hat der Vf. den merkwürdigen Umstand vergessen, dass dieser Handel grossen Veränderungen unterworfen ist, und grösstentheils von einer Gesellschaft von Spekulanten und Kapitalisten in Fez abhängt. Auch liegt Tombuctu nicht an einem Arm des Niger, sondern 12 englische Meilen von diesem Fluss entfernt, und ist nicht die Hauptstadt, sondern die wichtigste Handelsstadt des Landes. Der Regent, König von Bambarra genannt, residirt gewöhnlich zu Jinnie. Guinea fängt nicht (nach S. 158.) beym weissen Vorgebirge an, da der Vf. selbst richtig (S. 79) das Cap Blanc zu Sahara gerechnet hat, sondern bey der Sierra Leona oder genauer dem Cap Verga, und ist daher nicht 930, sondern nur 600 Meilen lang. Bey den Bemerkungen über den Sklavenhandel (S. 240 f.) hätte der Vf. nothwendig bemerken sollen, dass nach dem rühmlichen Vorgange der Dänen und Nordamerikaner auch das englische Parlament im J. 1807. das Gesetz angenommen hatte, dass vom J. 1808. an der Sklavenhandel abgeschafft seyn sollte, obgleich erst einige Jahre später diess Gesetz ausgeführt wurde. Die Beschreibung der Kafern- und Hottentottenländer (S. 252 f.) ist nach den trefflichen Nachrichten von *Lichtenstein* grösstentheils umzuarbeiten. Neuern Nachrichten zufolge leben auf der Insel Bonaparte nicht (wie der Vf. S. 311. anführt) 48000, sondern an 100000 Sklaven; auf der Insel St. Helena nicht (nach S. 315.) ausser 200 brittischen Familien, 24000 Einwohner und nicht viel Sklaven, sondern nur 2000 Menschen, meistens Engländer, worunter 500 Mann Garnison und 600 Neger, die hier alle frey sind; auf den kanarischen Inseln nicht (nach S. 323.) 420000, sondern nach *Ledru* nur 174000 Menschen. Teneriffa hat nicht 300 Quadratmeilen Flächeninhalt, sondern nur 65 Meilen im Umfange; ihr Hauptort ist nicht Santa Cruce, sondern St. Christoval de la Laguna oder nur Laguna mit 8000 Einwohnern. Lancerota (S. 326.) ist nicht 3 Meilen lang und 1 Meile breit, sondern hat nach derselben Quelle 38 Meilen Umfang, und ausser dem vom Vf. angeführten Hafen Naos noch den Hafen Arecifa.

Dritter Band. Das Treibholz an Grönlands Küsten (S. 10.) besteht meistens aus Stämmen von Kiefern, Espen u. s. w., die der Vf. nicht erwähnt; die andern Holzarten sind seltener. Nach (S. 19.) waren in Grönland im Anfange des jetzigen Jahrhunderts nur noch 5600 Eingeborne, und nach (S. 44.) ist es noch eine Frage, ob jetzt noch an 10 bis 12000 Grönlän-

länder vorhanden find. Diefer Widerfpruch ift dadurch zu berichtigen, dafs im J. 1805. 6046 Einwohner lebten, die aber im J. 1808. durch Menfchenblattern wieder verringert wurden. Alafchka ift nicht (nach S. 52.) eine Infel, fondern eine Halbinfel. Die englifchen Befitzungen am Nutkafund haben (S. 54.) nur eine fehr dürftige Befchreibung erhalten; weder der Name der einzelnen Provinzen, noch felbft der Umftand, dafs fie England nach dem Vertrag von Eskorial gehören, ift bemerkt worden. Die Befchreibung von Canada (S. 63 f.) hätte aus *Lamberts travels through Canada* etc. fehr berichtigt werden können. So beträgt die Zahl der Einwohner nicht 170 — 180000, fondern wenigftens 300000 Seelen, wovon Untercanada ¾ meiftens franzöfifcher Abkunft enthält, und nach altfranzöfifchen in der Coutûme de Paris aufgezeichneten Gefetzen regiert wird; dagegen die 100000 Einwohner Obercanada's Engländer oder englifche Abkömmlinge find, englifch fprechen und nach englifchen Gefetzen regiert werden. Obercanadas Hauptftadt York ift nicht erwähnt worden. Eben fo würden *Lewis* und *Clarke travels from St. Louis by way of the Miffouri and Columbia Rivers of the pacific ocean* etc. über den Flufs Miffuri (S. 76 f.) und die durch ihn zu bewirkende Verbindung des atlantifchen und ftillen Meeres bedeutende Auffchlüffe gegeben haben. Von der Volkszahl des Freyftaats giebt der Vf. (S. 85.) nur eine ältere Angabe vom J. 1800; im J. 1810. betrug fie ungefähr 7,240000 Seelen, wovon 1,200000 Sklaven. Auch waren in dem genannten Jahre nicht 20 Staaten, fondern nur 18, aufser 6 Territorien, die noch nicht die zu einem Staat erforderliche Volkszahl befitzen. Eben fo beziehen fich die Angaben über Staatsausgaben und Landwehr nur auf wenigftens 10 Jahr alte Verhältniffe, und find bey dem mächtig fortftrebenden Staatenverein jetzt ganz anders zu beftimmen. Wir übergehen die vielen Berichtigungen, welche des Vfs. Angaben von den einzelnen Staaten und deren merkwürdigen Orten nothwendig machten, da uns diefs zu weit führen würde. Bey den Völkern des innern Amerika hätte der Vf. die *Exploratory travels through the weftern territories of North America* von *Pike* benutzen und namentlich über die gar nicht genannten Ofagen am Miffuri fehr interessante Nachrichten mittheilen können. Von Neucalifornien führt der Vf. (S. 186.) nur eine ältere Seelenlifte vom J. 1767 an; nach der neueften bekannt gewordenen vom J. 1802 lebten in 18 Dörfern 15562 Indier und 36 Franziskaner, die hier mit einigen Soldaten das Land regieren. Die Befchreibung von Alt-Mexico (S. 190 f.) hätte fehr gewonnen, wenn der Vf. des unfterblich verdienten *Humboldt* Schriften benutzt, und über die Befchaffenheit des Bodens und der Produkte, über die zahlreichen Völker diefes Landes und ihre verfchiedenartige Kultur, über die wichtigern Städte u. f. w. die Aufklärungen diefes Reifenden mitgetheilt hätte. Eben fo kann der Vf. über die Wichtigkeit der Befitzungen der Engländer auf der Halbinfel Yucatan, deren Fortdauer er (S. 197.) bezweifelt, fehr befriedigende Auffchlüffe finden in *Wright memoir of the Mosquito-Territory* etc. London 1808. 8. und in *Henderfon account of the britifh fettlement of the Honduras* etc. London 1811. 12. Ungeachtet der dagegen fprechenden Verträge haben die Engländer hier Forts angelegt, und unterhalten eine Militärmacht dafelbft, die im J. 1806. fich auf 5000 Mann belief. Selbft im Lande der kriegerifchen, aber treulofen Muskito Indianer (welche der Vf. nicht erwähnt) haben fie eine fefte Niederlaffung. S. 218. erwähnt der Vf. den See Parima und die an demfelben liegende Stadt der Indier, deren goldne Dächer die Fabel vom El Dorado oder Goldlande veranlafst haben follen, ohne den Urfprung diefer Fabel zu bemerken, dafs nämlich die Ufer des Sees und einige Infeln deffelben aus Talkftein beftehen, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt. San Sacramento ift (nach S. 309.) als der Hafen von Buenos Ayres zu betrachten; bekanntlich verfchütteten die Spanier im J. 1777., wo fie nach langem Streite den Portugiefen diefe Kolonie entriffen, den Hafen und fchleiften die Feftungswerke. Brafiliens Volksmenge ift (S. 332.) viel zu niedrig auf eine Million angegeben; nach den gewöhnlichen neuern Angaben fteigt fie auf 2,200000 Seelen, von denen der fechste Theil Portugiefen find. Auch die Abtheilung des Landes in 9 Statthaltereyen (S. 336.) ift die alte; nach der vortrefflichen Karte von *Faden* (*Columbia prima* etc. London 1807.) find 19 Kapitanias. Die gröfsere der Juan-Fernandez-Infeln, gewöhnlich de Tierra genannt, ift nicht (nach S. 354.) unbewohnt. Man findet hier feit 1767. einen von Spaniern bewohnten Flecken an der Cumberlandsbai mit 40 Häufern. Der Vollftändigkeit wegen hätte auch der Vf. S. 372. die vom Kapitän *Krufenftern* entdeckten Orlowsinfeln, fo wie die fchon früher bekannten Neu- oder Südgeorgien und Sandwichland erwähnen follen. Das Fort de France auf Martinique (S. 384.) ift von den Engländern gefchleift worden. In Trinidad, das nicht 144 Quadratmeilen (nach S. 386.), fondern nur 78¼ Quadratmeilen Flächeninhalt hat, leben weder 60000, noch 22000 Einwohner; nach *Ledru* beträgt ihre Anzahl im J. 1807. 31000 Seelen, wovon 21000 Sklaven. Bey den Marquefasinfeln (S. 475 f.) hat der Vf. die eigentlichen Marquefas oder Mendozasinfeln, und die durch *Krufenftern* bekannter gewordenen neuen Marquefas oder Wafhingtonsinfeln vereinigt, deren Einwohner in verfchiedenen Punkten völlig von einander abweichen, was aber hier nicht weiter ausgeführt werden kann. Der Vf. erwähnt öfters die Breitengrade, ohne diefelben zu erklären. Gefetzt auch, der Vf. wollte diefen und ähnliche Gegenftände der mathematifchen Geographie in der Einleitung erklären, die den Befchlufs des ganzen Werks (nach der Vorrede zum erften Bande S. III.) machen foll so mufste doch für die unkundigen Lefer, denen der Vf. fein Buch widmete, fchon früher eine kurze Darftellung diefes Punktes gegeben werden.

Mit der Bearbeitung felbft kann man gröfstentheils zufrieden feyn; nur zwey Wünfche legen wir dem

dem Vf. ans Herz, überzeugt, dafs er ihre Richtigkeit einsehen wird. Zuerst scheint der Vf. an manchen Stellen jene goldne Regel des *Juvenal: Maxima debetur puero reverentia*, nicht stets vor Augen gehabt zu haben. In den beiden ersten Bänden erinnern wir uns nichts dagegen gefunden zu haben; aber der dritte Band liefert mehrere Beweise, z. B. S. 108. 117. 121. 177. 229. 233. Sodann find Sprachfehler in einem jungen Leuten gewidmeten Buche doppelt anstöfsig. Mit Vergnügen gestehen wir, dafs der Vf. sich ziemlich davor gehütet habe; doch sind uns auch zuweilen Fehler aufgefallen, *quos fudit incuria* etc., z B. 1., 292. „sie sehen gelbbraun", statt sie sehen gelbbraun aus; eben so 2, 34. 195. 3, 325 u. f. w. Auch fagt der Vf. mehrmals, z. B. 3, 202. „einigen Orten" st. an einigen Orten.

Die dem Werke beygelegten zahlreichen Kupfer stellen theils Nationaltrachten, theils Gegenden, merkwürdige Gebäude u. f. w. dar, und geben einen anschaulichen Begriff von den im Buche selbst beschriebenen Gegenständen. Nur selten z. B. 1, 50. stimmen Abbildung und Beschreibung nicht genau überein. Aber gewünscht hätten wir, dafs der Vf. die Quellen dieser Kupfer, eben so wie die Verfertiger der Landkarten angegeben hätte; das Zutrauen wird dadurch verstärkt. Was die Karten betrifft, so find sie im Ganzen ziemlich richtig, jedoch zu sehr mit Namen von Oertern überladen, die im Buche selbst nicht angeführt sind. Auch hier find wir auf einige Unrichtigkeiten gestofsen. So ist z. B. auf der Karte von Asien die Lage von Ceylon zu östlich; die Insel Kodjan heifst hier Adjak u. f. w. Ein Register wird der Vf. vielleicht dem letzten Bande beyfügen; da vielleicht noch Jahre vergehen, ehe das empfehlungswerthe Buch geendigt ist, so würde es gut seyn, zur Erleichterung des Gebrauchs der erschienenen Theile jedem Bande ein Register beyzufügen.

KIRCHENGESCHICHTE.

Erlangen, mit Kunstmanns Schriften: Commentationis de *canone Eusebiano* P. I. II. III. Auctore *P. J. S. Vogel*, Theol. P. P. O. Erlangensi. Drey Festprogrammen von den Jahren 1809 — 1811. 7 Bogen. 4.

Eine wiederholte vielseitige Prüfung des berühmten Eusebianischen Zeugnisses über den neutestamentlichen Kanon (K. Gesch. 3, 25), welche auch nach dem, was *Weber* (Beyträge zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons S. 142), *J. E. Chr. Schmidt* (*Henke's* Magazin B. 5. S. 451), vornehmlich aber *Flatt* (Magazin f. Dogm. B. 7 S. 227. B. 8. S. 75) zu seiner Erklärung und Beurtheilung geleistet haben, nicht überflüssig erscheint. Der Vf. theilt die Untersuchung in drey Theile, deren jeder in einem der vorliegenden Programmen behandelt wird. Vorangeschickt ist die Stelle selbst mit mehrern philologisch-exegetischen Erläuterungen. I. Ob *Eusebius* a. a. O. sein eigenes Urtheil über den Kanon vorgetragen habe, oder vielleicht (nach *Schmidt*) den Kanon seiner Gemeinde, oder (nach *Münscher*) die Reception seiner Zeit überhaupt zum Grunde gelegt habe. Der Vf. erklärt sich mit *Flatt* für das erstere, doch so, dafs er auf den Kanon der paläftinensischen Kirche, insbesondere der zu Cäsarea, Rücksicht nahm. Auserdem zeigt er gegen *Flatt*, dafs unter der ἐκκλησιαστικὴ παράδοσις nicht das Zeugnifs christlicher Schriftsteller, sondern das Urtheil der ältern Kirche vom apostolischen Zeitalter an zu verstehen sey, wiewohl *Eusebius* dieses allerdings meistens nur aus Schriften kennen lernen konnte. Gegen den Vorwurf der Nachläfsigkeit und Unbeständigkeit in seinem Urtheil, welchen *Weber*, *Chr. Fr. Schmid* und die meisten übrigen dem *Eusebius* gemacht haben, sucht der Vf. diesen Schriftsteller sorgfältig zu vertheidigen. Dem Rec. scheint er von diesem Fehler nicht ganz frey, und er möchte es nicht vollkommen unterschreiben, wenn es S. 19 heifst: *Est, quod nostro judicio diffidamus, si supinae negligentiae culpam contraxisse et secum ipse pugnare nobis visus fuerit. Et, si ita explicari potest, ut culpa vacet et sibi constet, ista explicatio pro vera et certa est habenda.* Wir dürfen einmal die Genauigkeit und Kritik unseres Zeitalters nicht von jenen Schriftstellern verlangen, und den Mangel derselben nicht zu hoch anrechnen. II. Worin sein Urtheil bestehe? nämlich, wie viele Klassen von Büchern er annehme, und von welchem Gesichtspunkte er bey seiner Eintheilung ausgegangen sey. Abweichend von allen bisherigen Auslegern der Stelle nimmt Hr. V. an, dafs *Eusebius* die Ausdrücke ἀντιλεγόμενα und νόθα gleichbedeutend gebrauche, und mithin nur drey Klassen von Schriften, die ὁμολογούμενα, ἀντιλεγόμενα oder νόθα, und die ἄτοπα statuire. Dafs diese beiden Ausdrücke, obgleich ihrem Ursprunge und ihrer eigentlichen Bedeutung nach verschieden, von *Eusebius* gleichbedeutend gebraucht wurden, schliest der Vf. daraus, dafs er ein und dasselbe Buch an der einen Stelle zu den Antilegomenis, an einer andern zu den Unechten (νόθοις) rechne, so z. B. den Brief Jakobi und den zweyten Petri III, 25, vgl. II, 23. III, 3. Allein, dafs sie an unserer Stelle unterschieden find, scheint Rec. allzuklar, und sollten nicht jene Stellen natürlicher für ein Beyspiel von einem gewissen Schwanken des Kirchenvaters in seinem Urtheile gehalten werden? III. Was ihn bey seinem Urtheile geleitet habe (*cur ita judicaverit*)? Der Grundsatz, dafs nur inspirirte Schriften in den Kanon gehörten. Für solche hielt er aber nur apostolische. Ihre apostolische Abkunft aber suchte er durch das Zeugnifs der ältern Kirchen, und durch Rücksicht auf Sprache und Inhalt dieser Schriften herauszubringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Köhler: *Literatur der Theologie, hauptsächlich des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Chr. Fr. Liebeg. Simon*, Domdiaconus in Merseburg. 1813. X. u. 646 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Fortsetzung von J. A. Nösselts Anweisung zur Kenntniss der besten allgemeinern Bücher in allen Theilen der Theologie.

Die *vierte* und letzte Ausgabe der *Nösselt*schen Bücherkenntniss erschien bekanntlich schon im J. 1800, seit welcher Zeit für die Besitzer dieses Buches natürlich eine Menge von Nachträgen nöthig geworden waren. Es war also im Allgemeinen der Plan nicht zu missbilligen, diese Nachträge, wenn nicht Hoffnung zu einer neuen Auflage vorhanden war, in einer Fortsetzung des *Nösselt*schen Werkes, welche sich an den Plan desselben anschlösse, zusammenzustellen; wiewohl nicht zu läugnen ist, dass gerade die Form des geschätzten Werkes, die Einkleidung in Paragraphen, das Einschalten der Büchertitel in einen fortlaufenden Text etwas Unbequemes und Schleppendes hatte; dass ferner durch den *vierten* Theil der *Niemeyer-Wagnitz*ischen Predigerbibliothek und *Ersch*'ens Literatur der Theologie jenem Bedürfnisse zum grössten Theil abgeholfen war. Da das *Nösselt*sche Werk nur zu Vorlesungen bestimmt, das Urtheil über die Bücher mithin grösstentheils dem mündlichen Vortrage, woran doch nur wenige Theil nehmen konnten, überlassen war, so war vorzüglich zu wünschen, dass ein kenntnissreicher theologischer Literator, der sich dieser Fortsetzung unterzöge, zugleich auch diese Lücke ausfüllte, und jedem wichtigern Werke eine gedrängte Characteristik beygäbe, welche dem Leser über dessen Inhalt, Geist und Tendenz zum Fingerzeige dienen, und auf deren geprüfteste Wahrheit und Unparteylichkeit er bauen könnte.

Der Ausführung dieses Plans unterzog sich in vorliegender Schrift Hr. *S.* Er erklärt sich darüber in der Vorrede nicht ohne einige Selbstgefälligkeit also: „In *Sache* (?), Anordnung, und *Ausführung* (?) ist freylich gar *Mancherley* anders" (versteht sich, *besser* und *zweckmässiger*) „geworden, wie dem sachkundigen Leser nicht entgehen kann, und hat anders werden müssen, als in jenem Werke, wovon man, ohne grosse Mühe die Gründe leicht selbst auffinden, und daher die umständliche Erörterung derselben um so leichter dem Vf. erlassen wird." Zu diesen Einrichtungen wird die Aufnahme der natürlichen Moral, die ausführliche Behandlung praktischer Theologie, „welche in *Nösselt's* Werke nicht sowohl abgehandelt, als kurz und leicht abgethan war", die andere Stellung der Beicht- und Communionbücher, die Aufnahme der Schriften über specielle dogmatische Gegenstände (welche aber in eine *allgemeine* Bücherkenntniss nicht gehören), gerechnet, und „überhaupt noch da und dort Manches, welches nach den eignen Ansichten des Vfs., *auf eine eigene Weise anders* bearbeitet worden." Ferner habe *Nösselt bey aller angewandten Sorgfalt* dennoch mehrere, des Anführens wohl werthe, Bücher, *übersehn*, die hier nicht füglich übergangen werden durften. Aus beiden Gründen habe der Vf. nothwendig gefunden, auch ältere Bücher aufzunehmen. Der Wunsch des Publicums habe ihn ferner bestimmt, häufiger, als *N.*, über ihm selbst bekannte Schriften *seine eigenen*, und über andere die *besten* in kritischen Blättern bekannt gewordenen Urtheile, aufzuführen. Ueber das Mehr und Weniger lasse sich nicht sicher entscheiden (zumal ohne einen festen Plan); es sey aber für die Benutzer eines solchen Handbuches (auch für dessen Compilator) wohl besser eine Numer *zu viel*, als *zu wenig* (sonst hätte auch schwerlich die einen so geringen Zeitraum umfassende Fortsetzung beynahe denselben Umfang erhalten können, als das Hauptwerk selbst).

Nach diesen Vorerinnerungen des Vf. gehen wir zur Beurtheilung des von ihm Geleisteten über. Der Werth einer solchen literarischen Arbeit wird nach des Rec. Urtheil durch zweyerley bedingt: durch festen *Plan* in Rücksicht auf Anordnung und Auswahl, und höchste *Genauigkeit* in Rücksicht auf literarische Angaben aller Art. Werden auch *Urtheile* in den Plan aufgenommen, so versteht sich von selbst, dass dazu eine eingehende Kenntniss aller Theile der theologischen Wissenschaften, lange Beschäftigung mit der Literatur, dabey Festigkeit und Gediegenheit des Urtheils unumgänglich nöthig, dass mithin in einem alle Fächer der theologischen Literatur umfassenden Werke die Aufgabe nicht leicht sey. Man darf indessen des Vfs. Arbeit nur flüchtig ansehn, um sich zu überzeugen, dass sie auch minder strengen Forderungen nicht im mindesten entspreche, und dass höchste Ungenauigkeit der literarischen Notizen, Planlosigkeit, Mangel an Auswahl und Kenntniss der angeführten Bücher, den Gebrauch des Werkes eben so unzuverlässig machen, als die meistens im Allgemeinen gehaltenen oder zusammengestoppelten, mit unter fal-

falschen Urtheile und Inhaltsanzeigen. Um unser Urtheil mit Beyspielen zu belegen, zuerst eine Anzahl ungenauer und falscher Literarnotizen, die, obwohl schwerlich in einem Werke von einigem Umfange *ganz* vermeidlich, hier von der Art sind, dass sie schon allein einen hinlänglichen Begriff von dem Ganzen machen. Wie sehr *N.* diese Forderung gekannt und deren Erfüllung sich zur Pflicht gemacht hat, zeigt dessen Vorrede (welche der Vf. überhaupt entweder nicht gelesen oder nicht beherzigt haben muss) S. 9, wo es heisst: „Mein vornehmstes Bestreben war, *zuverlässige* Nachrichten zu geben. — Ich habe daher kein Buch erwähnt, das ich nicht selbst genau, entweder, weil ich es bey der Hand hatte und brauchte, oder aus recht zuverlässigen und geprüften Nachrichten kannte; und desswegen lieber etwas ganz übergangen, ehe ich etwas, so ich nicht kannte, hätte anführen sollen. Nur bey wenigen Büchern und ihren Ausgaben, deren ich nicht habhaft werden konnte, und die doch von Kennern als wichtig empfohlen wurden, musste ich eine Ausnahme machen. Alsdenn aber kann man es allemal daran erkennen, dass ich den Titel nur ganz allgemein, oder durch ein: Es soll, angegeben habe". Auch Hr. *S.* redet Vorrede S. VIII von möglichster Genauigkeit in Angabe der *Büchertitel* und *Preise*, worauf er bey den letztern besonders verweilt. Beynahe scheint es, als habe er die *Namen* der *Autoren* recht muthwillig von dieser Aufmerksamkeit ausgeschlossen: denn hier sind der Fehler und Verstümmelungen wirklich Legion. *Bruns* (P. J.) heisst bald *Jos. Bruns* (S. 37), bald *Brun* (im Genit. *Brun's*, S. 44), bald *Brunns* (im Register); *Alex. Geddes* beständig *Gedde*, auch im Register und S. 83 unmittelbar vor dem englischen Büchertitel: (*by Alex. Geddes*); für *Gronewoud* (den Fortsetzer von *Scheidii Lex. hebr.*) liest man S. 74 *Greuewoud*, sonst *Grenewoud*; S. 165 *Konyburg* f. *Konynenburg*; S. 98 *Amende* für *am Ende*; im Register müssen sich sogar *Schleiermacher*, *Michl* (*A.*), *Tzschucke*, *Volborth*, in *Schleiermann*, *Mühl* (ein aus der Predigerbibliothek abgeschriebener Druckfehler), *Tzschuk* und *Volbarth* umtaufen lassen. Fehler, wie *Berthold*, *Henssler*, *Kollrausch*, *Kuhnhardt*, *Wehland*, *Carpzow*, *Schaw* u. s. w. für *Bertholdt*, *Hensler*, *Kohlrausch*, *Kunhardt*, *Weland*, *Carpzov*, *Shaw*, die stete Verwechselung von *Hermann* und *Herrmann* (beide werden auf die erste Weise geschrieben), fallen unter den vorigen minder auf, so wenig man sie sonst dem geringsten Lehrling im Buchhandel verzeihen würde. Wenn den Hauptnamen so übel mitgespielt wurde, so lässt sich von selbst auf das Schicksal der Vornamen schliessen, durch deren gänzliche Vernachlässigung eben so unverzeihliche, als seltsame und lustige Irrthümer entstanden sind. *Hänlein* (*Heinr. Karl Alex.*) erscheint S. 28 auf derselben Seite als *H. C. A. Hainlein*, und (vor einem andern Buche) als *C. Fr. A. Hänlein*; aus *Dahl* sind (im Reg.) zwey Gelehrte gemacht, *J. C. G.* und *J. C. W.* (weil er sich deutsch Wilhelm, lat. *Guilelmus* schrieb); der verdiente *Lorsbach* (*G. W.*) erscheint gar ebend. unter drey verschiedenen Hypostasen, einem *J. Lorsbach* wird der Antheil an der lutherischen Bibelausgabe, einem *J. W. Lorsbach* (S. 134.), werden die neuen Beyträge zu den Apokryphen des N. T. zugeschrieben, dem *G. W.* die übrigen Schriften; der bekannte *Chr. Benedict Michaelis* heisst §. 55 und öfter *Chr. D. Michaelis*; auch hat das *D.* (für *Doctor*), welches hier als unwesentlich ganz auszulassen war, Hrn. *S.* häufig irre geführt, indem er es z. B. bey *Ewald*, *Gesenius* zum Vornamen rechnet, anderswo z. B. die Abbreviatur *D. J.* (*David Julius*) *Pott* in *Dr. J. Pott* auflöst. An Unterscheidung zwischen *C.* für *Caspar* oder *Christoph* ist natürlich gar nicht zu denken, so nothwendig sie in literärischen Werken ist; so wird denn *Th. A. Dereser* in *Theod.* (st. *Thaddäus*) *A. D.* aufgelöst, und was der Missgriffe mehr sind. Es ist möglich, dass mehrere Fehler dieser Art auf Rechnung des Registerfabrikanten oder Correctors kommen, wenn diese Personen anders vom Verfasser verschieden sind, was bey einem literarischen Werke, das in der Nähe des Vfs. gedruckt wird, durchaus nicht der Fall seyn sollte. Allein alle drey Personen haben sich in Rücksicht auf Nachlässigkeit und Ἀγεωμετρία so sehr die Hand geboten und zeigen soviel Geistesähnlichkeit mit einander, dass wir sie billig nur als Eine betrachten, und falls sie verschieden seyn sollten, ihnen überlassen müssen, ihren gegenseitigen Antheil an ihren literarischen Sünden zu vindiciren. Das Publicum hält sich an das, was ihm geliefert wird. Wir nennen jetzt noch andere Unrichtigkeiten, die uns beym Durchblättern der ersten 100 Seiten aufgefallen sind. S. 4. Die allgemeine deutsche Bibliothek schloss nicht mit 1801, sondern 1806. — S. 30. Der Vf. der Abhandlung: *de critica sacra V. T. Tiguri* 1797, 4., heisst nicht *Ch. Teller* (der unsers Wissens nicht existirt), sondern *J. Tobler*. — S. 31 steht sinnlos: *Cod. Uffenbachiani — recensus et specimen mere exsculptum*, soll heissen: *aere exsculptum* (der Vf. desselben ist *Henke*). — S. 32. *Jahn's* hebr. Bibel besteht nicht aus 3 Bänden, wovon der letzte zwey Abtheilungen hat, sondern *vier*. Der Druck kann wohl nicht, wie es heisst, *deutsch* seyn, aber *deutlich*. (Solcher Druckfehler findet man häufig, und am Ende (S. 601) keinen verbessert. — S. 47. *Volney's* Reise ist nicht *ganz* von *Paulus* übersetzt, sondern die falsche Angabe ist dahin zu verbessern, dass 2 Theile schon Jena 1788 erschienen, 1800 aber der dritte Theil von *Paulus*, welcher die Zusätze der dritten franz. Originalausgabe und andere durch die französischen Expeditionen veranlassten Beobachtungen enthält. Von *Brown's* Reisen erschien nicht *eine* Uebersetzung zu Leipzig, *eine* (bessere) zu Gera und nicht diese ist in *Sprengel's* Bibliothek abgedruckt, sondern die zu Gera (und Leipzig) herausgekommene ist verschieden von der *Sprengel*schen, Weimar 1800, welche zur Bibliothek der Reisebeschreibungen gehört. Der in demselben §. erwähnte *Ante* heisst nicht so, sondern *Antes* — S. 54. Die *Schachtische* Schrift ist keine neue Ausgabe von *Ikenii antiquitt. hebr.*, sondern ein Commentar über dieselben, ohne bedeutenden Werth. — S.

S. 80 ist aus den Titeln von zwey *Schleußner*schen Schriften einer gemacht worden. Der angeführte *libellus animadversionum ad Photii Lexicon* erschien 1810, verschieden davon sind *Ejusd. curae novissimae s. Appendix notarum et emendationum* in *Photii Lexicon.* 1812. — Ebend. ist *Wolf de agnitione ellipseos* nicht eine *Commentatio*, sondern eine schätzbare Folge von eilf Programmen, 1800—1808, wovon die sechs ersten in *Pott's Sylloge Comment. theolog.* wieder abgedruckt sind. — S. 88. §. 93. Die Vff. des Bibelcommentars aus der *Hezelischen* Schule haben sich nicht genannt, und waren daher, wenn sie angegeben wurden, einzuschliessen. — S. 134 steht falsch: *A. Birch Codex apocryphus N. T.* aufgeführt. Der richtige und vollständige Titel: *Auctarium codicis apocryphi N. T. Fabriciani* steht schon S. 60, dort aber am unrechten Orte. Dieses doppelte Aufführen vollständiger Titel ohne Verweisung ist bey unserm Vf. etwas ziemlich gewöhnliches. So steht *Nitzsch de testamentis duodecim patriarcharum* §. 58 und §. 109. An beide Orte gehört es nicht, sondern §. 127 zu den Apokryphen ausser der Bibel. Eine Abhandlung von *Paulus* über die Versionen des *Micha* steht S. 36 und 2 Seiten später 38 gleich ausführlich ausgeschrieben. — S. 95. *Gaab's Hiob* ist nicht in *Lübeck*, sondern in *Tübingen* herausgekommen.

Für einen *zweyten* Hauptmangel des vorliegenden Buches erklärten wir schon oben Planlosigkeit und Mangel an Auswahl und Kenntniss der angeführten Bücher, wovon denn falsche Anordnung unzertrennlich ist. Nicht ein Zusammenschleppen aller möglichen Büchertitel unter dem gleissenden Vorwande von Vollständigkeit gehört für ein solches Werk, sondern Plan und Prüfung des Werthes jedes aufgenommenen Buches. Wir lassen wiederum den verewigten *Nösselt* reden. Vorrede S. 7. „Es kann niemanden daran liegen, *ob* worüber, sondern *was* darüber *gut* geschrieben ist? Wer daher Gutes und Schlechtes durch einander wirft, ohne mir auch nur einen Wink zu geben, dass es dieses oder jenes sey, oder, welches einerley ist, wer so *ins Allgemeine* von Büchern urtheilt, dass man leicht sieht, um so zu urtheilen, brauche man nicht einmal das Buch geprüft zu haben (hiervon unten), wie kann mir der zumuthen, dass ich ihn zum Führer annehmen solle?" S. 12. „Beynahe die grösste Schwierigkeit machte die Untersuchung desjenigen, was *nicht* gesagt, der Bücher, die *nicht* angeführt werden sollten. Diese Vorbeylassung ist eine unsichtbare Eigenschaft, die der, welcher eine Anweisung zur auserlesenen Bücherkenntniss geben will, wissen, aber andern davon keinen so lebhaften Begriff machen kann, als er selbst davon hat. Ich sage diess nicht aus Unbescheidenheit, was habe ich mehr gethan, als was jeder ehrliche Schriftsteller, der nicht *unverschämt* ist, thun sollte?" Durch die obigen Aeusserungen *Nösselt's* erscheint zugleich das Urtheil des Vfs., dass dieser „aller Sorgfalt ungeachtet Vieles übersehn" habe, in seinem wahren Lichte. Eben in dieser unsichtbaren Eigenschaft besteht aber nächst der Genauigkeit der Werth solcher Schriften, z. B. *Ersch*'ens Literatur der Theologie, welche §. 1 hätte angeführt werden sollen. Dabey drängt sich leicht die Bemerkung auf, wie die Kenntniss der Bücher aus dem letzten Decennio Etwas ohne allen Vergleich leichteres sey, als die des ganzen Umfangs der Literatur. Nun einige Beyspiele. S. 17 trägt der Vf. *Ch. C. Paalzov's* Einleitung in die Geschichte des Kanons 1794 nach, ohne Urtheil, also mit dem stillschweigenden, dass *N.* das Buch übersehn habe. Und doch kennt Hr. *S.* nach S. 147 diesen eben so flachen, als frivolen und anmassenden Schriftsteller, hätte sich also die Rubrik ersparen müssen. Uebrigens hat sich *Paalzov* auf dem Titel gar nicht genannt, sondern erscheint, wie gewöhnlich, als Vf. des *Hierocles*. Dass ebend. die Schriftsteller *für* und *gegen* ein Urevangelium mit der Seitenzahl ihrer Schriften citirt werden, gehört ebenfalls nicht in eine allgemeine Bücherkenntniss. — Hätten die kleinen Schriften über Beurtheilung und Verbesserung der alten Versionen einmal genannt werden sollen, was hier kaum zweckmässig, so musste nicht eine oder zwey, wie §. 24. 25, sondern alle nachgewiesen werden. Und warum sind denn *Schleußner's Opuscula*, die ganz hierher gehören §. 28 nicht einmal förmlich angeführt? — §. 39 steht unter den Schriften über Varianten des A. T. „*P. J. Brun's* (*Bruns*) Beyträge zur kritischen Bearbeitung alter Handschriften u. s. w." (!!). Eine unglückliche Combination aus dem halb notirten Titel des Buches und *Bruns* bekannten Verdiensten um dieses Fach. Unten mehrere dergleichen Vermuthungen. Daneben steht *Knapp de version. Alex.* auch nicht am gehörigen Orte. — Fast lustig sind die Nachträge zu §. 42 (bey *Nösselt* §. 63), wo von verschiedenen *Interpunctionen*, Conjecturen, Interpolationen und verschiedenen Kapitelabtheilungen des *N. T.* (denn nur von diesem ist §. 61 — 64 die Rede) gehandelt wird. Hr. *S.* bemerkt: „*hierher gehöre* auch: *Bellermann de usu palaeographiae hebraicae*, *verglichen* mit *J. M. Hartmanns* Vorschlägen zur Erleichterung der *hebräischen Punctation* (*Eichhorns* Biblioth. B. 8. St. 1), und *Spitzner's Vindiciae originis et auctoritatis divinae punctorum vocalium et accentuum* (!!). Wir fordern den Vf. auf, die empfohlene *Vergleichung* zwischen diesen Schriften selbst anzustellen und die Resultate derselben, besonders für den Inhalt des *Nösselt*schen §., die Interpunction des N. T., mitzutheilen! §. 48 von den *Karten über Palästina* wäre kaum der kleine *Vieth-Funk*ische Atlas, der einen Nachstich der *D'Anville-Paulus*schen Karte enthält, nachzuweisen gewesen; dagegen diese Karte selbst (Sammlung der Reisen in den Orient Th. 1), und die schöne an Ort und Stelle aufgenommene, jene berichtigende Karte von *Peräa* nach *Seetzen's* Zeichnungen in *Zach's* monatl. Correspondenz B. 22 (Gotha 1810). Vgl. den Commentar dazu in B. 18 und 19 dess. Werkes. Auch enthalten die Ansichten von Palästina keine „*genauere*" Beschreibung dieses Landes. — Was soll §. 50 *Fuhrmann's* (dürftige) Abhandlung über die Begräbnissplätze, insbesondere der Christen, unter den allgemeinern Nachrichten über die Verfassung

fassung der jüdischen Nation"? Gleich chaotisch ist der ganze Abschnitt §. 50—57, über biblische Alterthümer. Der dritte Theil von *Heerens* Ideen (§. 52) gehört gar nicht mehr hieher. *Hartmann's* Hebräerin gehört nicht zu §. 57, sondern recht eigentlich §. 54, neben *Schröder de vestitu*. Hier, nämlich über Privatleben und ökonomische Umstände der Alten (vielmehr der alten Morgenländer), wusste der Vf. nichts zu empfehlen, als: *Büntings* (ganz unbedeutende) Berechnungen der Münzen, Maasse und Gewichte, und *Rüders* Beschreibung der *Klippen und Nothmünzen*, welche zwar mit jenem (Halle 1806) zusammen gedruckt, aber auch besonders zu haben ist. In *Siebenkees* Archäologie §. 57 kommt (ausser dem negativen Urtheile in zwey Zeilen S. 112) so wenig von jüdischer Kunst vor, als in *de Lannoy's* mineralogischem Werke (§. 55) über Kenntniss des Mineralreichs bey den Juden. Ueber den erstern Gegenstand hätte eher *Bellermann's* Handbuch der bibl. Literatur Th. I. genannt werden können. Und warum ist *Hirt's* Tempel *Salomo's* (Berlin 1809) übergangen worden, welcher so ganz hierher gehört hätte? §. 69 steht die *Kellesche* Schrift gegen *de Wette* falsch unter der Hermeneutik, und §. 74 heisst es, zu den Wörterbücher und Concordanzen „gehöre zum Theil auch *Bellermann's* Handbuch der biblischen Literatur." Nach §. 76 soll zur Erläuterung sämmtlicher biblischen Bücher aus den Profanscribenten dienen: *Marcus Antoninus ed. J. M. Schulze*, Vol. 1. Schlesw. 1802. Diese Ausgabe enthält einen Abdruck des Textes mit kritischen Anmerkungen und *Gatakers* Einleitung über die philosophischen Systeme der Stoiker u. s. w. Für den angegebenen Zweck haben wir nichts entdecken können, und können nicht errathen, wie der Vf. zu dieser Notiz gekommen sey. §. 80 soll man zur Erläuterung des N. T. aus alten christlichen Schriftstellern *Vater's* zwey Programme vergleichen, da doch der Titel deutlich genug aussagt, dass sie bloss die Kritik (*critica*, nicht *crisis*, wie Herr *S.* verschrieben), angehn. Dieses wird dennoch S. 384 und 417 wiederholt, wiewohl in der ersten Stelle ungewiss. Statt dessen hätte sich Hr. *S.* aus mehreren erschienenen Anzeigen von dem Gehalt und Zweck ders. unterrichten können und sollen! §. 98. Zu den „Commentarien über mehrere historischen Bücher" kann wohl nur sehr uneigentlich das erste Buch von *Justi's* Blumen althebr. Dichtkunst gerechnet werden, und doch soll diess „ganz vorzüglich" hierher gehören. — §. 99 werden sogar die Bearbeitungen der Geschichte *Ruth's von C. Pichler* und *Streckfuss* unter der Rubrik von Commentaren aufgeführt, oder wenigstens durch die Bemerkung, dass jene den Stoff idyllisch, dieser mehr episch bearbeitet habe, nicht als freye poetische Behandlungen bezeichnet. Sie gehören hierher so wenig, als die Messiade oder einige vorhandene Mosaiden zu den Bearbeitungen der Evangelien und des Pentateuchs. — §. 102 sollte bey *Stuhlmanns* Psalmenübersetzung statt alles Andern gesagt seyn, dass sie im lyrischen Versmaassen verfasst sey. — §. 128. Zu den Sammlungen von Erläuterungen einzelner Bibelstellen durch mehrere Vff. gehört nicht: *Lorsbach's* Archiv für morgenländische Literatur, welches hier falsch als Archiv für *bibl. und* morgenländische L. angegeben wird. Dieses Werk enthält *gar nichts* Unmittelbares für Bibelerklärung, ist auch von *L.* allein verfasst, nicht von ihm „und Andern", wie es heisst. (Die Notiz scheint aus *Ersch* zu seyn, wo sie ebenfalls zu verbessern ist.) — §. 145 steht unter den Schriften, welche das göttliche Ansehn der Bibel aus den Wundern *darthun: De miraculis ἐγχειρίδιον*. Zwickau 1805, mit der Bemerkung, die Untersuchung sey nicht nur etwas zu unvollständig; sondern auch zuweilen mit etwas zuviel Animosität und Parteylichkeit angestellt. Vorzüglicher sey *Heubner de miraculis* etc. Woher hat der Vf. dieses aus der Luft gegriffene Urtheil? Schon die Rec. unserer A. L. Z. (E. B. 1811. Nr. 1) hätte ihn belehren können, dass das Buch mit vieler *Freymüthigkeit* die Wunder und den Beweis aus denselben *bestreite*. — §. 150 steht unter den Schriften, welche *von Juden* für ihre Religion und *wider das Christenthum* geschrieben sind: *Priestley's* Vergleichung der mosaischen Gesetze mit denen der Hindus, übersetzt von *Ziegenbein*. Hält der Vf. den ehrwürdigen Dissenter für einen Juden, und kann er in der Schrift gehässige Blicke auf das Christenthum nachweisen? — Nach §. 226 finden sich in *Wegscheider's dissert. de Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis* „schätzbare Untersuchungen über die griechischen Mysterien". Richtiger, als aus dem missverstandenen Titel, hätte der Vf. den Inhalt dieser Schrift schon aus der Stelle errathen können, die ihr *Ersch* (Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik S. 198) angewiesen hat. Die Conjecturen des Vfs. aus den Büchertiteln, über welche seine Gelehrsamkeit selten hinausgeht, sind gewöhnlich eben so unglücklich, als *kühn*. Ein Beyspiel des letztern giebt noch §. 232. „Nachrichten über die Lamaische Religion enthalten auch wohl (!) *v. Diez* Denkwürdigkeiten u. s. w. (1 Rthlr. 16 Gr.)". Was hilft ein solches *wohl*, wo man bestimmte Angaben verlangen kann? Das angeführte Buch enthält aber davon kein Wort. Eben so wenig haben wir in *Arnoldi* (übrigens trefflichen) *Specimen* zu Verbesserung des Abulpharag (1805. 4.) entdecken können, dass der zweyte Theil der Schrift (den wir nicht kennen), die Amtsführung der Patriarchen *erzähle*, wie uns §. 336 belehrt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Köhler: *Literatur der Theologie, hauptsächlich des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Chr. Fr. Liebeg. Simon* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Fortsetzung von J. A. Nösselt's Anweisung zur Kenntniss der besten allgemeinern Bücher in allen Theilen der Theologie.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Da aus dem Vorigen hinlänglich erhellet, dass Hr. *S.* den Inhalt der von ihm empfohlnen Bücher gewöhnlich nur so ungefähr aus dem Titel errathe, und sich dabey zuweilen auf eine lächerliche Art täusche: so weiss man im Voraus, was von den *Urtheilen* über dieselben zu erwarten seyn werde. Bey weitem in den meisten Fällen hat der Vf. seine Phrasen so zu wählen gewusst, dass er in keinem Falle etwas dabey zu wagen schien. Man liest meistens, dass ein Buch ehrenvolle Erwähnung verdiene, schätzbar, gehaltreich sey, dass der Zweck desselben im Ganzen glücklich erreicht worden, wobey Hr. *S.* gewöhnlich von dem allgemeinen Rufe eines Schriftstellers ausgegangen ist; zuweilen wird auch wohl eine eben so nichts sagende Einschränkung, wie „dass noch Manches zu wünschen übrig bleibe" u. dgl. eingeschaltet. Viele Urtheile zeigen auch die (zuweilen wörtliche) Abhängigkeit von denen der Predigerbibliothek. Der Probe wegen heben wir noch einige ausführlichere aus. S. 83. heisst es von *Geddes* Anmerkungen zur Bibel, dass sie in kritischer und exegetischer Hinsicht von den vielseitigen Kenntnissen, dem Scharfsinn und Geschmack, so wie von der Unbefangenheit des würdigen Verfassers zeigten (zeugten); wenige Seiten darauf (S. 91.) bey Gelegenheit des *Vater*schen Commentars heisst es von ebendenselben: dass sie keine grosse Ausbeute gewährten, die *Vater*schen aber desto wichtiger seyn. Wir könnten mit geringer Mühe die beiden Recensionen nachweisen, aus denen der Vf. diese widersprechenden Urtheile gedankenlos zusammenschrieb. S. 92. heisst es von *Hasse*'ns Entdeckungen *im Felde* der ältesten Erd- und Menschengeschichte, dass sie sich durch echte orientalische Gelehrsamkeit, vertraute Bekanntschaft mit den Schriften der Alten, eine glückliche Combinationsgabe, einen freyen Gang seines eigenen Nachdenkens und einen gebildeten Geschmack auszeichneten. Der Vf. würde doch wohl den Mund etwas weniger voll genommen haben, hätte er gewusst oder bedacht, dass *H.* in dieser Schrift den Beweis für das Paradies in Preussen führte. *H.* hatte die angeführten Eigenschaften (Geschmack ausgenommen) allerdings, benutzte sie aber häufig zur Ausschmückung der lächerlichsten Paradoxieen. — Dem Abdollatiph von *Wahl* werden S. 50. nur eine Menge von Druckfehlern nachgesagt. — *Kelle's* geschmacklose und von Vorurtheilen strotzende „vorurtheilsfreye Würdigung" ist nach S. 69. mit Scharfsinn, Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit angestellt; die bestrittene *de Wettische* Schrift soll dagegen nach S. 26. Manches enthalten, was schwerlich Probe hält. — Wir schliessen mit dem Urtheil über *Paulus* und *Thiess*'ens Commentarien über das N. T., welches ziemlich sonderbar und zum Theil als Nachhall mündlicher Urtheile klingt: „Des *Neuen* (?), *Aechtphilologischen* und *Haltbaren* findet man in beiden weniger, als man mit Recht erwarten sollte. Am gelungensten ist ohne Zweifel der historische Theil, am allerwenigsten hingegen befriedigt der philologische. (Von welchen von beiden ist hier die Rede?) *Auch Wolf* meinte (also *mit* Hrn. *S.*): *Paulus* sey mit den *Aoristis* über den Fuss gespannt. Die *meisten* Citate und Parallelstellen sind aus mehrern bekannten grössern Sammlungen dieser Art genommen." — „Uebrigens ist *Paulus* ein trefflicher Kopf, der auch mit sehr schätzbaren Kenntnissen ausgerüstet ist. Es fehlt also diesem C. nicht an *Goldkörnern*. Von diesen findet man im *Thiess* (den Dürftigkeit drängte) weniger." Die Aeusserung über *Th.* ist indessen undelicat und gehört nicht hieher. Was drängte Hrn. *S.*, ein Buch zusammenzuschreiben, in welchem sich weder Kopf, noch schätzbare Kenntnisse, noch Goldkörner entdecken lassen, gar leicht aber, wie Hr. *S.* mit der theologischen Gelehrsamkeit des 19ten und der vorigen Jahrhunderte mehr über den Fuss gespannt sey, als es Hr. *P.* mit den griechischen *Aoristis* seyn dürfte.

Zu den obigen Bemerkungen mögen hier noch einige Nachträge folgen. Im Autorenregister werden ausser den Artikeln: Etwas, Diöcesanblatt, auch die Schriftsteller *Cölestion*, *Elisa*, *Hierocles* aufgeführt. An den citirten Stellen findet man aber: *Elisa*, das Weib, wie es seyn sollte, und Schriften *vom Vf.* des Hierocles. — Die *Vollständigkeit* des Werks wird besonders in Ansehung der letzten Jahre in Anspruch zu nehmen seyn; so fehlt z. B. *de Wette's* Commentar über die Psalmen, 1811. und mehrere Schriften dieses Jahres, was in einer Schrift von 1813. nicht seyn sollte. Dagegen werden die Vorgänger hier und da insofern an Vollständigkeit übertroffen, als auch wohl ein nicht existirendes Buch (aus den Messcatalogen) oder

oder voreiligen Novitätenzetteln der Buchhändler) aufgenommen ist. Dahin gehört S. 53: *Fabri's* biblischer Atlas. 1—4s Heft. Halle 1802., welcher nie erschienen ist.

Da wir klar gemacht zu haben glauben, dafs sich der Leser weder auf eine Angabe, noch auf Auswahl und Urtheil unsers schnellfingrigen Compilators verlassen könne, ohne in Gefahr zu seyn, sich die gröbsten Verstöse anzueignen: so ist damit das Urtheil über die Unzweckmäfsigkeit und Unbrauchbarkeit dieser Schrift von selbst ausgesprochen, und der Vf. hat darin wenig Achtung für ein Publicum gezeigt, welches er so ungewissenhaft behandelt hat.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Königsberg, gedr. b. Degen: *Einleitung in die Wissenschaft der reinen Geographie* für Erzieher, Lehrer und gebildete Eltern zur Vorbereitung auf den Gebrauch des Lehrbuchs der reinen Geographie für Schulen, von *Heinrich Gottlob Hommeyer*, königl. Preufs. Hauptmann und Lehrer der Mathematik bey der Kriegsschule zu Königsberg in Preufsen. 1811. VI und 63 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendas., gedr. b. Haberland: *Reine Geographie von Europa*, oder allgemeine Terrain-Beschreibung der europäischen Erdfläche, herausgegeben von *H. G. Hommeyer*, königl. Preufs. u. s. w. *Erste* Lieferung. 1810. XIV und 146 S. Mit einer Karte. *Zweyte* Lieferung. 1810. 191 S. 8. Mit einer Karte. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die grofsen Veränderungen in der politischen Geographie seit der französischen Revolution, welche den Unterricht in der Erdkunde eben so beschwerlich als oft unnütz machten, riefen in mehreren Männern den Gedanken zurück, den einst der vielfach gebildete *Polykarp Leyser* in einem Helmstädter Programm äuserte, die politischen Verhältnisse der Erde aus dem Unterricht ganz zu verbannen, und bey einer natürlichen Eintheilung der Erde vorzüglich auf Gebirge und Flüsse Rücksicht zu nehmen. Da das Allgemeine und Bleibende dem Besondern und Wechselnden immer vorgeht, so erkennt man leicht den grofsen Vorzug der rein-geographischen Methode, die allein nach Flufsgebieten und Höhenzügen die Erdfläche beschreibt. Auch Hr. *Hommeyer* hat sich in den anzuzeigenden Schriften um diese in ihrer Ausführung neue Wissenschaft bedeutende Verdienste erworben, und in seinen „Beyträgen zur Militairgeographie der europäischen Staaten" (Breslau 1805.) zuerst eine rein-geographische Beschreibung eines Landes, namentlich der Schweiz, gegeben. In No. 1. kündigt er ein noch nicht erschienenes Lehrbuch der reinen Geographie für den Schul- und Privatunterricht an, das nach dem dargelegten Inhalt, aufser der Totalansicht der Oberfläche der Erdkugel, eine allgemeine Beschreibung der asiatischen und europäischen Länderfläche (also keine vollständige Geographie, wie doch der Titel vermuthen liefs,) enthalten soll. Die gegenwärtige Schrift soll auf den Gebrauch des Lehrbuchs vorbereiten, und demnach theils das Wesen dieser neuen (?) Disciplin der beschreibenden Wissenschaften angeben, theils die Methode auseinander setzen, nach welcher der Unterricht in der Geographie am zweckmäfsigsten vorbereitet, eingeleitet und ausgeführt wird. Nachdem der Vf. in dem *ersten* Hauptstück eine Vergleichung der historischen und beschreibenden Wissenschaften mit einander angestellt hat, bestimmt er im *zweyten* den Begriff der Geographie und ihre Eintheilung in mathematische, physische, politische und reine, schildert den Vorzug der letzteren durch Höhen- und Wasserzug bestimmten Disciplin wegen ihrer Beständigkeit vor der blofs politischen, und zeigt im *dritten* Hauptstück ihre Möglichkeit und Nützlichkeit umständlicher. Im *vierten* und in den beyden folgenden Hauptstücken werden dann die Begriffe: Terrain, Terraingegenstand, Gegend, Landschaft, Landesbezirk, Land, Länderfläche, Staats- und natürliches Land, Höhenzug, Stromgebiet, Küsten- und Landstrom, Landhöhe, Gebirgsstock u. s. w. kurz und deutlich erklärt. Das *sechste* und *siebente* Hauptstück bestimmt hierauf den mathematisch-, rein-, physisch-, politisch-, ästhetisch- und militairisch-geographischen Charakter einer Landschaft, und zeigt, wie in einem nach politischen Gränzen bestimmten Staate das Oekonomische, Technische und Merkantilische, das Staatswirthschaftliche, das Literarische, Artistische, Pädagogische und Kirchliche, das Medizinische, das Militair-Constitutionelle und das Historische dargelegt werden mufs. Das *achte* Hauptstück endlich enthält des Vfs. Gedanken über die Methode des Unterrichts in den Elementarkenntnissen überhaupt und in der Geographie insbesondere, die zwar nicht neu sind, aber viel Gutes enthalten. Besonders dringt der Vf. auf die beständige Verbindung der Geometrie und reinen Geographie, die für die Erweckung und Bildung der Denkkraft überaus günstig ist.

In No. 2. hat der Vf. angefangen, eine allgemeine Terrainbeschreibung der ganzen europäischen Erdfläche zu bearbeiten. Jede der beiden bisher erschienenen Lieferungen (deren überhaupt 12 erscheinen sollen) enthält eine allgemeine Beschreibung einiger Stromgebiete und der darin liegenden wichtigeren Orte; eine Anweisung, nach welcher man das aus diesen Gebieten zusammengesetzte Land selbst zeichnen kann, und die erste Lieferung noch anhangsweise die Anzeige des politisch-geographischen Charakters des beschriebenen Landes. Warum in der zweyten Lieferung nicht eine ähnliche, S. XI. der Vorrede zur ersten Lieferung versprochene Darstellung der politischen Verhältnisse des beschriebenen Landes mitgetheilt worden ist, hat der Vf. nicht angegeben. Nachdem Hr. *H.* in der ersten Lieferung in der Einleitung die in der reinen Geographie vorkommenden Begriffe von Höhenzug, Höhenarm u. s. w. erklärt (kürzer, als in der unter No. 1. angezeigten Schrift), und die Eintheilung der Geographie in die reine und politische dargestellt hat: so liefert er

er in dem ersten Abschnitte von S. 21 — 116. eine allgemein-geographische Beschreibung der Pyrenäen nebst den Stromgebieten Garonne und Ebro mit den dazu gehörigen Küstenländern, mit vieler Genauigkeit, obgleich man im Einzelnen hin und wieder mehr Vollständigkeit wünscht. So vermissten wir ungern bey der Schilderung der Pyrenäen S. 23. die für Militairpersonen, für welche der Vf. vorzüglich gearbeitet hat, unumgänglich nothwendige Darstellung der fünf Heerstrassen und der wichtigern geographischen Gegenstände auf denselben. Eben so hätte die Topographie genauer und den gegenwärtigen Verhältnissen gemässer bearbeitet werden sollen; z. B. Bordeaux (oder, wie der Vf. weniger richtig schreibt, Bourdeaux) hat nicht nach S. 30. 110,000 Einwohner; bey der letzten bekannt gewordenen Zählung vom J. 1806. fand man nur 99,896 Einwohner. Auch hat sie, eben so wie Toulouse und Montpellier, keine Universität, da alle Institute dieser Art in Frankreich während der Revolution aufgehoben worden sind. Der Südkanal ist nicht nach S. 50. zwischen 60 und 32 Fuss breit; er ist oben 60 und unten 32 Fuss breit. In dem Anhange giebt Hr. *H.* die politische Eintheilung des Garonne-Gebietes an, die vor der Revolution gewöhnlich war (mit den ökonomischen und industriellen Verhältnissen, die aber früher in die ausführliche Beschreibung aufgenommen werden mussten), und die neuere Abtheilung in 22 Departements, bey welchen der Vf. aber nur ältern Angaben gefolgt ist. So enthält z. B. das Departement der Ostpyrenäen nicht nach S. 75. 118,000, sondern 126,626 Einwohner; das Departement des Aude nicht 226,000, sondern 240,993 Einwohner; das Departement des Arriège nicht 192,000, sondern 222,936 Einwohner, das Departement der obern Garonne nicht 432,000, sondern, nach der bereits 1808. geschehenen Bildung des neuen, vom Vf. nicht angeführten Departements Tarn und Garonne, (mit 238,882 Einwohnern) nur 367,551 Einwohner u. s. w. Für den Plan des Vf. war es ferner nothwendig (wie er selbst einmal in der *zweyten* Lief. S. 94. auch gethan hat), die in militairisch-historischer Rücksicht merkwürdig gewordenen Orte vollständig zu bezeichnen; z. B. Tudela (S. 96.) wegen der Schlacht am 23. Nov. 1808; Saragossa (S. 98.) wegen des heldenmüthigen Widerstandes der Einwohner unter Palafox bey der Belagerung im J. 1809., wobey die Stadt durch die unterirdischen, in ihrer Art einzigen Operationen fast ganz zerstört ward; bey Tortosa (S. 102.) die beiden Forts Balaguer und St. Jordi, von denen jenes, ein zweytes Gibraltar, auf einem hohen Felsen liegt; bey Rosas (S. 103.) die Belagerung im J. 1808. Bey Figueras (S. 104.) verdiente das Kastell San Fernando, das von Ferdinand VI. mit ungeheuern Kosten angelegt worden, eine umständliche Beschreibung. Es hat die Gestalt eines unregelmässigen Fünfecks, und bestreicht die ganze weite Ebene, von wo aus die sich einander deckenden Wege nicht übersehen werden. Die Mauern sind grösstentheils in Felsen gehauen, und die Graben sehr breit und tief. Magazine, Casernen, Lazarethe u. s. w., alles ist casemattirt. Wegen seiner Lage auf einem steilen Felsen können in seinen Umgebungen keine Laufgraben eröffnet werden. Es kann daher als ein verschanztes Lager von 17 — 20000 Mann angesehen werden. Diese von den Spaniern für unüberwindlich gehaltene Gränzfestung ging 1794. durch Capitulation an die Franzosen über, und kam auch neuerlich durch Macdonald wieder in ihre Hände. Gerona (S. 105.) hat sich nach einer Belagerung von fast einem Jahre am 11. Dec. 1809. an Augereau ergeben. Bey Barcelona (S. 109.) fehlt die Angabe der tapfern Vertheidigung im J. 1714. Auch steht die Citadelle dieser merkwürdigsten Stadt im südöstlichen Spanien mit dem Meere in einer verdeckten Communicationslinie, an deren Ende das Fort Mongat den Eingang des Hafens bestreicht. Tarragona endlich (S. 110.) wurde durch Marschall Suchet nach fünf Stürmen erobert. S. 111 f. theilt Hr. *Hommeyer* die ehemalige politisch-geographische Abtheilung des Ebro-Gebietes mit. Allein die in neuern Zeiten gewöhnliche Eintheilung in Provinzen hat er nicht angegeben; auch konnte er die neueste, durch das Dekret vom 17. April 1810. bekannt gewordene Eintheilung Spaniens in 38 Präfecturen, eben so wie die durch das Dekret vom 23. April desselben Jahres zum Befehl der bewaffneten Mannschaft und zur Verwaltung des Kriegswesens bestimmten 15 Militairabtheilungen, natürlich nicht benutzen. Die Volksmenge Cataloniens beträgt nicht nach S. 112. eine Million Menschen, sondern, zufolge der neuesten Angabe, nur 814,412 Seelen. — Der *zweyte* Abschnitt S. 117 f. enthält eine sehr genaue Anweisung zum Zeichnen der Pyrenäen nebst den Stromgebieten Garonne und Ebro und den dazu gehörigen Küstenländern. Die dieser Lieferung beygefügte Zeichnung dieses Terrains enthält einige gewiss nur aus Schuld des Kupferstechers entstandene Fehler. So ist durch ihn eine Vereinigung der Flüsse Ter und Tet zwischen Gerona und Perpignan, und eben so der Flüsse Nive und Arga in der Nähe des Meerbusens von Biscaya bewirkt worden, da die Flüsse jeder auf seiner Seite am Fusse der Pyrenäen entspringen.

Die *zweyte* Lieferung enthält bis S. 146. die Beschreibung der Stromgebiete Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir nebst den dazu gehörigen Küstenländern, mit derselben, fast noch grössern, Genauigkeit abgehandelt, die wir schon bey der ersten Lieferung rühmten. Doch wünschten wir zur bessern Uebersicht der Gebiete der einzelnen Flüsse, dass der Vf., wie in der ersten Lieferung, bey jedem Hauptfluss die Nebenflüsse, die ihm von beiden Ufern zuströmen, angegeben hätte; man sucht sie jetzt nur mit vieler Mühe zusammen. Wir wollen auch hier Einiges bemerken, was uns beym Lesen auffiel. Die Universitäten zu Avila (S. 18.) und zu Orihuela (S. 128.) sind schon 1807. nebst neun andern aufgehoben worden. Bey Medina del Rio Seco (S. 23.) konnte die folgenreiche Schlacht vom 14. Aug. 1808. angeführt werden. Das königl. Schloss Buen Retiro (S. 53.) ist

ist mit den nächst angränzenden Gebäuden in den J. 1809. und 1810. in eine Citadelle unter dem Namen Fort Retiro verwandelt worden. Bey Talavera de la Reyna (S. 61.) fehlt die Angabe der merkwürdigen Schlacht am 27. und 28. Juli 1809. Die militairisch-wichtige Stadt Santarem, eigentlich Santa Irem (S. 76.), verdiente eine genauere Beschreibung, welche manche Dunkelheiten der neuesten Kriegsgeschichte aufklären würde. Der Ort hat nordöstlich schroffe Felsen und südöstlich den Tajo, beherrscht die grosse östliche Heerstrasse, und dient zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen einen Feind, der von der spanischen Gränze kommt, und in dieser durch Natur und Kunst gleich starken Position sehr aufgehalten werden kann. Bey Badajoz (S. 86.) konnte der wichtige Umstand bemerkt werden, dafs die Gegend um die Stadt, deren beträchtliche Festungswerke aber bisher nicht erhalten worden find, durch den Guadiana unter Wasser gesetzt werden kann. Auch siegten hier im J. 1661. die Spanier über die Portugiesen, von denen ein grosser Theil im Fluss ertrank. Bey Xeres de la Frontera (S. 113.) konnte der Vf. theils die sehr bedeutende Volksmenge, 8000 und mit dem Stadtgebiete, das neun deutsche Meilen lang und vier breit ist, 40,000 Einwohner, die viel Wein, Oel und Baumfrüchte gewinnen, theils die wichtige Schlacht von 712. anführen, wo die Araber über die Gothen siegten, und dadurch Spaniens Schicksal auf Jahrhunderte entschieden. Auf ebenderselben Seite fehlen bey Puerto Real die 69 Salinen, welche jährlich über 21 Millionen Centner Salz liefern, wovon Cadiz allein für 20 Millionen Franken ausführt. Bey der ziemlich genauen Beschreibung der wichtigen Stadt Cadiz (S. 115.) konnte der Vf. den mit einem ungeheuern Aufwande aufgeführten Steindamm bemerken, vor dem ganze Felsenstücke versenkt sind, und der nicht weniger die Stadt von der Seeseite schützt, als das Durchschneiden der Erdzunge von der Landseite, wo der schwächste Punkt war, sie jetzt vorzüglich sichert. Bey dem Vorgebirge Trafalgar S. 117. fehlt die Anzeige der merkwürdigen Seeschlacht am 21. Oct. 1805, eben so bey der vortrefflichen Beschreibung von Gibraltar (S. 118 f.) das unvergessliche Bombardement im J. 1781. und besonders 1782., wo Elliot die schwimmenden Batterien der Spanier und Franzosen durch glühende Kugeln vom Felsen hinunter vernichtete. Bey Carthagena (S. 127.) vermisst man die Schiffswerfte von sehr grossem Umfange und das Seearsenal, nach dem in Ferrol, das das gröfste in Spanien ist. Murcia (S. 128.) hat nicht 15,000, sondern an 44,000 Einwohner. Bey Murviedro (S. 139.) konnte Hr. *Hommeyer* das im October 1811. merkwürdig gewordene Fort anführen, das auf isolirten felsigen Anhöhen liegt, und die ganze Ebene beherrscht. Von S. 146. an folgt dann die Anweisung zum Zeichnen der in dieser Lieferung beschriebenen Stromgebiete und der dazu gehörigen Küstenländer. Ein Register ist unentbehrlich bey dieser interessanten Schrift, und wir ersuchen den Verf., jeder Lieferung ein solches Register beyzufügen, und bey der dritten Lieferung, der wir mit Vergnügen entgegensehen, auch das Register für die beiden ersten Lieferungen nachzuholen.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Gemeinnützige Anweisung zum gründlichen Rechnen*, nebst einigen wichtigen Erleichterungsarten bey demselben, von *Aug. Heinr. Christ. Gelpke*, Dr. d. Phil., Lehrer d. Astr. und des Glasschleifens am Coll. Carol. u. s. w. zu Helmstädt. *Erster* Theil. *Arithmetik.* 1812. 234 S. 8. (12 gr.)

Dieses Rechenbuch empfiehlt sich durch seinen deutlichen Vortrag und eine gute Ordnung der darin abgehandelten Lehren. Zuerst werden die Begriffe entwickelt, dann die Regeln mit ihren Gründen angegeben und mit ausgerechneten Exempeln erläutert. Vornehmlich ist der Vf. bedacht gewesen, Verfahrungsarten anzugeben, wodurch das Gesuchte leichter als auf die gewöhnliche Art gefunden wird, und dieses besonders bey der Multiplication mit Factoren, welche aus grossen Zahlen bestehen, wo indessen der Grund des Verfahrens nicht mitgetheilt, sondern auf die Buchstabenrechenkunst verwiesen wird. Den Grund des Ansatzes der verkehrten Regel de tri setzt der Vf. darin, dafs er die beiden gleichnamigen Zahlen als Brüche ansieht, welche zu ihren Zählern *A* haben, und sich deshalb verkehrt wie ihre Nenner verhalten; eine Ansicht, die dem Rec. neu war. Das Ganze ist in 9 Abschnitte getheilt; 1. von dem Grundbegriffe der Zahlen und Ziffern nebst dem Werthe derselben. 2. bis 5. Von den 4 Rechnungsarten in ganzen Zahlen. Bey jeder wird gefragt: z. B. was heisst addiren? u. s. w. Wie heissen die Grössen, die dabey vorkommen? Welches ist das Zeichen dieser Rechnungsart? Welches ist die gründliche Verfahrungsart? wo auch die Anwendung auf benannte Zahlen gezeigt und Manches zum Vortheil des Lehrers beygebracht wird. 6. Von der Regel de tri, wo die Erklärung von Verhältniss und Proportion vorausgeschickt ist. 7. Von gebrochenen Zahlen. Sehr ausführlich. 8. Nähere Anwendungen der vorhergehenden Rechenübungen auf die welsche Praktik, die Gesellschafts- und Kettenrechnung, und bey der letztern wieder auf die Reductions-, Gewinn- und Verlustrechnung u. s. w. 9. Allgemeine Uebersicht der verschiedenen Maasse, Handelsgewichte und Münzsorten, besonders in Beziehung auf das neue französische Decimalsystem. Von Decimalbrüchen, Progressionen ist nur beyläufig etwas erwähnt. In der Vorrede hat der Vf. viel Nachahmungswerthes von seiner fast 20jährigen Unterrichtsmethode und dem dadurch erlangten Nutzen angegeben. Er gedenkt auch noch Tabellen zu diesem Buche und eine ähnliche Behandlung der Geometrie nachzuliefern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1813.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Abriß eines Systems der Pandecten*, nebst Bemerkungen über die *systematische Behandlung* dieser Disciplin, von *Friedrich Bergmann* (ordentl. Prof. d. Rechtswissenschaft). 1810. IV u. 235 S. 8. (16 gr.)

Unter so vielen in neuerer Zeit erschienenen Versuchen einer systematischen Behandlung des römischen Rechts verdient der vorliegende Abriss um so mehr eine rühmliche Erwähnung, da der Vf. seine Arbeit nicht ohne vorhergegangenes gründliches Nachdenken begonnen und die Resultate desselben in einer besondern am Ende hinzugefügten Abhandlung uns mitgetheilt hat. Wir glauben daher dem Vf. unsere Achtung am besten dadurch beweisen zu können, wenn wir aus den (S. 139—235.) hinzugefügten Bemerkungen über die systematische Behandlung der Pandekten dasjenige ausheben, was seinen eigenthümlichen Ideengang vorzüglich zu beurkunden scheint.

I. Der Vf. theilt (§. 3 fg.) zunächst vorläufige Bemerkungen über den Gegenstand der sogenannten Pandekten mit. Das Resultat seiner Untersuchung beschränkt sich darauf, dass er die Grenzen der Pandekten, nach der Absicht, eine unmittelbar praktisch-wichtige Disciplin darzustellen, dahin festsetzen zu müssen glaubt: dass man die Dogmatik desjenigen Privatrechts darin zusammenfasse, welches auf der Justinianischen, vom ehemaligen deutschen Reiche recipirten Legislation beruhet, mit Hinzufügung dessen, was durch das kanonische Recht und deutsche Normen daran direct geändert, und mit Weglassung alles dessen, was durch das Wegfallen der Objecte unbrauchbar geworden ist. — Dass alles öffentliche Recht von dem Umfange der Pandecten ausgeschlossen bleiben und bloss Privatrecht darin enthalten seyn müsse, wird gewiss ein Jeder zugeben, der mit dem Vf. einverstanden ist, dass man einen provisorischen schlechten Zustand einer Wissenschaft nicht begünstigen dürfe, sobald es uns erlaubt und möglich ist, denselben zu verbessern. Zweifelhafter aber möchte es scheinen, ob man nicht bloss die reine Justinianische Legislation, sondern auch die durch das kanonische Recht und deutsche Normen begründeten *directen* Abänderungen derselben in die Pandekten aufnehmen müsse. Der Vf. ist der Meinung, dass man, nach Aufhebung der deutschen Reichsverfassung, die Pandekten von dem sogenannten *jus privatum germanicum* so unterscheiden müsse: dass jene eine Disciplin seyen, bey welcher das römische Recht überall zum Grunde liegt und die kanonischen und deutschen Rechtsnormen nur theilweise einwirken, während dem sogenannten *jus privatum germanicum* alles dasjenige überlassen bleibe, wobey ursprünglich deutsche Normen die Grundlage ausmachen, und wobey das römische und kanonische Recht nur als Aushülfe erscheint. Durch das stete Einmischen abändernder Bestimmungen des kanonischen und deutschen Rechts muss indessen der eigenthümliche Geist des in den Pandekten eigentlich zum Grunde liegenden römischen Rechts nothwendig verloren gehen. Der Anfänger kann gar leicht in Versuchung gerathen, gerade diese Abänderungen, die doch niemals ein vollständiges wissenschaftliches Ganze ausmachen, für die Hauptsache zu halten. Ueberhaupt aber ist Rec. überzeugt, dass sich drey so sehr heterogene Legislationen wohl niemals in einer wissenschaftlichen Darstellung vereinigen lassen. Wollte man auch das röm. Recht als Hauptsache betrachten und aus dem kanonischen und deutschen nur abändernde Zusätze entlehnen, so würden die letztern doch aus dem ursprünglichen Ganzen gerissen, nothwendig ihre wahre Bedeutung sehr oft verlieren müssen. Die Disciplin des römischen Rechts macht in sich selbst ein geschlossenes Ganze aus, und bey dem akademischen Vortrage dürfte es wohl gerade mehr darauf ankommen, die Wissenschaft in ihrer für sich bestehenden Einheit consequent durchzuführen, als eine Menge sich zwar darauf beziehender, aber ihrem echten Geiste fremder Materialien zu sammeln. Die Idee der praktischen Brauchbarkeit dieser eingestreuten Fragmente kann, nach unserm Dafürhalten, für den *wissenschaftlichen* Werth derselben nicht entscheiden. — Eben weil wir nun aber überzeugt sind, dass in einer echt wissenschaftlichen Darstellung das römische Recht in seinem wahren ursprünglichen Geiste, fern von allen fremdartigen Bestandtheilen und Zusätzen, aufgefasst werden müsse, können wir uns auch nicht davon überzeugt halten, dass alles dasjenige weggelassen werden müsse, was durch das Wegfallen der Objecte unbrauchbar geworden ist. Die Rechtsinstitute, welche jetzt geradezu keine Anwendung mehr finden, hören darum noch nicht auf, ein wissenschaftliches Interesse zu haben, und auf das letztere sollte der akademische Vortrag, wenn auch nicht ausschliessend, doch vorzüglich berechnet seyn.

Die ferner vom Vf. hinzugefügte Untersuchung, ob die angegebene Bestimmung des Begriffs der Pandecten auch für eine Zukunft berechnet sey, „wo vielleicht in allen deutschen Territorien das französische allgemeine Privatrecht dem Umfange derselben die

die Gesetzeskraft nehmen werde, hat allem Anschein nach in unsern Tagen ihr praktisches Interesse verloren. Aber wenn auch dieses nicht der Fall wäre, so würde es, nach unserer Ueberzeugung, allerdings hinreichend seyn, das *reine* römische Recht kennen zu lernen, um den vom Vf. angegebenen Zweck zu erreichen: eine im Einzelnen ausgebildete Legislation zu kennen, und als Anleitung zum consequenten Denken bey der Anwendung des C. N. zu gebrauchen. Der Vf. behauptet, dass es nur beym ersten Anblick scheine, als wenn es nicht nothwendig sey, sich mit den so oft inconsequenten Abänderungen des kanonischen Rechts, mit den oft willkürlichen, auf Missverständnissen beruhenden, Meinungen der deutschen Praxis zu befassen, dass es aber aus einer doppelten Ursache für die Zukunft in einem hohen Grade wichtig werde: theils weil gerade die Umformungen des römischen Rechts in *manchen* Fällen der Theorie des Code Nap. sehr viel näher, als das reine römische Recht, verwandt seyen; theils weil sich mit der Zeit eine neue Praxis neben dem C. N. ausbilden werde, welche nicht sowohl als consequente Resultate aus den allgemeinen Bestimmungen der neuen Legislation, sondern bey weitem mehr als Folgerungen, aus der Anhänglichkeit an das Bisherige erscheinen würden. Im Allgemeinen scheint jedoch der vom Vf. selbst aufgestellte Zweck (eine in ihrem Detail ausgebildete Legislation zu kennen und als Anleitung zum consequenten Denken beym C. N. zu gebrauchen) geradezu verfehlt zu werden, wenn man auf *inconsequente* Abänderungen und *willkürliche* Meinungen Rücksicht nehmen wollte, und, was die besondern von ihm angeführten Gründe betrifft, so scheinen sie mehr vom Zufall entlehnt zu seyn, als aus dem Wesen der Sache selbst zu folgen. Wenn es nämlich auch wahr ist, dass in *manchen* Fällen die Umformungen des röm. Rechts dem C. N. viel näher stehen, als das reine römische Recht, so lässt es sich doch nicht läugnen, dass in ungleich mehr Fällen das reine römische Recht als die Grundlage des Napoleon. Gesetzbuches betrachtet werden muss. Von *manchen*, d. i. wenigen, Fällen sollte man überhaupt keine Methode für das Ganze abstrahiren, zu geschweigen, dass diese Fälle sich immer doch mehr an die französische, als an die deutsche Praxis anschliessen werden. Der andere hypothetische Grund aber, der von einer künftig sich auszubildenden Praxis entlehnt ist, sollte gänzlich verschwinden, indem man gerade durch ein consequentes Studium des reinen römischen Rechts verhindern müsse, dass sich eine solche Missgeburt nicht von Neuem erzeuge. Doch, wie gesagt, diese ganze Untersuchung wird wohl künftig in unserm deutschen Vaterlande nicht mehr zur Sprache kommen, indem vom Code Napoléon dieser uns aufgedrungenen, höchst mangelhaften Legislation in den wissenschaftlichen Werken deutscher Gelehrten keine Rede mehr seyn wird. *Das gänzliche Verschwinden des Code Napoléon auf deutschem Grund und Boden soll und muss für uns das frohe Signal seyn, zur echt wissenschaftlichen Behandlung des Privatrechts, wie es bey den Römern war und wieder bey uns werden muss, zurückzukehren!*

II. Die Bemerkungen über die systematische Behandlung der Pandekten (§. 13 fg.), welche den andern Theil der ganzen Abhandlung ausmachen, hat Rec. mit sehr vielem Interesse gelesen. Nachdem nämlich Hr. *B.* in dem Vorhergehenden die materiellen Grenzen der Disciplin zu bezeichnen versucht hat, wendet er sich nun auch zum Aeussern, oder zur Form derselben. Der Vf. beschränkt sich jedoch hier bloss darauf, seine eigene Ansichten zu vertheidigen und in der Kürze anzugeben, wo er die Ideen Anderer benutzte. Er protestirt feyerlich dagegen, dass es seine Absicht habe seyn können, die verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand vollständig zusammenzustellen, weil er glaubt, dass eine solche Zusammenstellung zu leicht den Schein hervorbringen würde, als wollte er seinem System einen Vorzug beylegen, und allen bisherigen Versuchen dieser Art entgegensetzen. Rec. glaubt, dass Hr. *B.* in seiner Bescheidenheit hier wohl etwas zu weit gehe, denn eine kritische Zusammenstellung der bisher erschienenen Systeme zu liefern, würde eine sehr interessante Aufgabe geworden seyn, ohne dass der Vf. genöthigt worden wäre, dadurch sein eigenes System geradezu als das beste aufzustellen. Diese Aufgabe war indessen, in anderer Hinsicht nicht für den vorliegenden Zweck geeignet, da sie viel zu ausführliche Untersuchungen veranlasst haben würde, und der Vf. doch bloss sich und dem Publicum über *seine* Methode Rechenschaft geben wollte.

Um nun eine möglichst leichte Uebersicht der Pandekten, dieses Inbegriffes so mannichfaltiger Rechtsinstitute zu erreichen, bemerkt Hr. *B.*, dass man sich hierbey entweder nach der blossen Rücksicht der Bequemlichkeit, oder zugleich auch nach bestimmten logischen Theilungsgründen richten könne. Unter Rücksicht der Bequemlichkeit versteht der Vf. die natürliche Stufenfolge, wo man, den Bedürfnissen des Lernenden gemäss, von dem Leichteren zum Schwerern übergeht, und etwa diejenigen Verbindungen beyzubehalten sucht, welche nach natürlichen Ansichten, nach den Ansichten des gemeinen Lebens als passend erscheinen. Der Vf. selbst will nicht, dass diese Methode einziger Bestimmungsgrund des Systems sey, da sie in ihrer Ausführung immer nur eine in dem Gedächtniss etwa leicht zu bewahrende Ideenfolge, aber nicht, wie die auf logischen Theilungsgründen beruhende Methode, eine durch den Verstand zu begreifende, in allen ihren Theilen zusammenhängende Anordnung hervorbringen werde. Rec. muss aufrichtig gestehn, dass ihm der Ausdruck: *Rücksicht der Bequemlichkeit*, nicht ganz passend gewählt zu seyn scheint, und dass er sich überhaupt unter natürlicher Ordnung nicht gut eine andere denken kann, als die welche auf den regelmässigen Gesetzen des Denkens beruht. Natürliche Ordnung ist mit logischer oder wissenschaftlicher völlig identisch, und das, was der Vf. unter Natur der Sache oder, wie er sich erklärt, unter den Begriffen des gemeinen Lebens, im Gegensatz zu den logischen Thei-

Theilungsgründen versteht, dürfte keinen ganz klaren Begriff gewähren. Dafs man mit der logischen, d. h. mit einer consequenten Anordnung irgend zu weit gehn könne, möchten wir ebenfalls bezweifeln. Von einem vollendeten System, als Ideal betrachtet, sollte man allerdings verlangen können, dafs durchaus in keinem einzigen Falle die logische Consequenz verletzt werde. Auch der kleinste Rechtsfatz kann nur da vorkommen und erörtert werden, wo er in das wissenschaftliche Ganze eingreift, wo er durch das Gesetz der logischen Einheit bedingt ist.

Eben so wichtig, als das Vorhergehende, scheint uns noch die §. 17. aufgeworfene Vorfrage zu seyn: ob man sich gegenwärtig bey der Anordnung des Systems nach denjenigen Begriffen der einzelnen Rechtsinstitute richten solle, welche die Rechtsquellen mit sich bringen, oder ob man in einem Collisionsfalle zur Bestimmung des Systems die durch deutsche Praxis umgeänderten Begriffe vorziehn müsse? Eigentlich gehört diese Frage nicht hieher, wo §. 13. zufolge, das Aeufsere oder die Form der Disciplin näher erörtert werden soll, sondern vielmehr zu der vorhergehenden Rubrik, d. i. zu den vorläufigen Bemerkungen über den *Gegenstand* der Pandekten. Doch hiervon abgesehn ist Rec. keinen Augenblick zweifelhaft, blofs die eigentlichen *Rechtsquellen* als Bestimmungsgrund des Systems unbedingt vorzuziehen, nur die aus ihnen gleichsam hervordringende Form kann mit Sicherheit befolgt werden! Der Vf. führt selbst als Zweifelsgrund der von ihm vertheidigten entgegengesetzten Meinung, den Umstand an, dafs die durch die Praxis hervorgebrachten Umformungen sich so selten für mehrere deutsche Länder mit gleicher Wahrheit anführen lassen. Auch früherhin (S. 168.) brachte er schon, den nach unserm Dafürhalten sehr gegründeten Zweifel vor, dafs es nicht nothwendig scheine, sich mit den oft willkürlichen, auf Missverständnissen beruhenden Meinungen der deutschen Praxis zu befassen. (Noch viel überflüssiger — fügen wir hinzu — sie bey der wissenschaftlichen Anordnung, bey der Bestimmung des Systems zu berücksichtigen.) Endlich hegt auch der Vf. die, wie wir überzeugt sind, nur zu wahre Besorgnifs, dafs man durch die Praxis in Gefahr gerathen könne, auf die genaue Kenntnifs des römischen Rechts nachtheilig zu wirken. Aber all' dieser Gründe und Besorgnisse ungeachtet, sucht er dennoch das Gegentheil zu behaupten. Er glaubt jene Unsicherheit der Praxis werde verschwinden, wenn man ihr nicht unvorsichtiger Weise Begriffe aufzubürden suche, welche nicht wirklich angenommen seyen, und wenn es auch nicht ganz unwahr sey, dafs man bey einer Systematisirung nach den Ideen der Praxis, den Geist des römischen Rechts aufser Augen setzen werde, so sey diefs bey dem Zwecke der Disciplin, die Dogmatik des römischen Rechts nach den in Deutschland angenommenen Abänderungen kennen zu lernen, unvermeidlich, es sey inconsequent bey den noch praktischen Instituten des römischen Rechts die unpraktische Seite zuerst hervorheben zu wollen u. s. w. Rec. kann aus den bereits oben (unter I.) angeführten Gründen, womit die gegenwärtige Untersuchung auf das Genaueste zusammenhängt, in dieser Ansicht mit dem Vf. nicht ganz übereinstimmen. Wollte man der Praxis sogar einen Einflufs auf die wissenschaftliche Darstellung des römischen Rechts gestatten, so würde der wissenschaftliche Charakter desselben, wie wir glauben, ganz und gar unterdrückt werden, und wir in die für die Wissenschaft gewifs sehr traurige Schule der sogenannten Praktiker zurückkehren müssen.

Was nach allen diesen vorläufigen Ansichten und Bemerkungen das von dem Vf. gewählte System selbst betrifft, worüber er uns (S. 195 fg.) gründliche Rechenschaft giebt, so ist nicht zu läugnen, dafs es sehr viele Vorzüge an sich trägt. Wir wollen hier zum Beschlufs unserer Anzeige nur Folgendes dem Leser zur Ueberficht mittheilen. — Der Vf. geht von der richtigen Bemerkung aus, dafs in der *Einleitung* nur solche Gegenstände vorkommen müssen, welche keinen Bestandtheil der Disciplin selbst ausmachen, aber zum Verstehen derselben unumgänglich nothwendig sind, und dennoch, so wie sie in der Einleitung vorkommen, nicht als aus andern Disciplinen bekannt, vorausgesetzt werden können. Der Vf. nimmt darin nur dasjenige auf, was nothwendig scheint, den Begriff der Pandekten theoretisch und praktisch zu bestimmen und die zu beobachtende Methode festzusetzen. Alles dasjenige bleibt ausgeschlossen, was in historischer und literarischer Hinsicht oder aus andern Disciplinen des positiven Rechts neben den Pandekten zu wissen wichtig und nöthig ist, weil dieses ein unnöthiger Eingriff in andere, dem Juristen nicht zu übergehende Doctrinen seyn würde. Namentlich die Lehre von der Gesetzgebung, von den Hülfsmitteln der Pandekten u. s. w. — In dem *allgemeinen Theile* werden diejenigen Rechtsinstitute abgehandelt, deren Kenntnifs bey allen, oder bey den meisten rechtlichen Verhältnissen, die im besondern Theile näher erörtert werden, vorausgesetzt wird. Der Vf. redet zunächst von den Rechtsverhältnissen des Privatrechts im Allgemeinen, namentlich von den Bestandtheilen der Rechte und Arten derselben, von der Erwerbung und dem Verlust, eben so von dem Besitz der Rechte. Sodann von den Subjecten und Objecten der Rechte, d. i. von den Personen, Sachen und Begebenheiten. — Der *besondere Theil* aber zerfällt in *acht* Bücher, deren systematischen Zusammenhang der Vf. (S. 212.) uns in folgender kurzen Tabelle übersehen läfst: I. *Regelmäfsige Grundsätze (jus strictum)*: *A.* Rechte, deren entferntes Object kein Vermögen ist (*erstes* Buch oder *Personenrecht*). *B.* Rechte, deren entferntes Object Vermögen ist: 1) einfache Vermögensrechte: *a*) an Sachen in engerer Bedeutung (*zweytes* Buch oder *Sachenrecht*); *b*) an Handlungen (*drittes* Buch oder *Obligationenrecht*); *c*) gemischt von beiden (*viertes* Buch: *Pfandrecht*); 2) zusammengesetzte Vermögensrechte: *a*) Einleitung; *b*) Rechte des Vermögens eines Abwesenden; *c*) Rechte des Vermögens eines Verschuldeten (auf diese drey Punkte bezieht sich das *fünfte* Buch); *d*) Einflufs der Fami-

Familienrechte auf das Vermögen (*sechstes* Buch); *e*) Erbrecht (*siebentes* Buch). — II. *Billigkeitsausnahmen* von dem strengen Rechte durch *restitutiones in integrum* (*achtes* Buch).

Rec. bedauert, dass er diese ohnehin schon etwas weitläuftig gewordene Anzeige hier abbrechen und seine etwanigen Bemerkungen über die besondere Anordnung des Bergmann'schen Systems bis zu der hoffentlich bald eintretenden Zeit versparen muss, wo der achtungswürdige, denkende Vf. uns mit einer neuen Auflage beschenken wird.

PHYSIK.

KARLSRUHE, in Macklot's Hofbuchh.: *Der untrügliche Wetterprophet*, oder gründliche Anleitung zur Witterungsbeobachtung und Vorhersagung. Ein gemeinnütziges Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung für den Bürger und Landmann. 1812. 130 S. 8. (12 gr.)

Man sieht schon aus dem Titel, dass es dem Vf. mit dieser Schrift vorzüglich um die Verbreitung der Witterungsbeobachtungslehre und die Ermunterung zu ihrem Studium bey dem gemeinen Manne zu thun war. Er hat deshalb keine umständliche Theorie aus physisch-astronomischen Lehren entwickelt, sondern vorerst bloss eine praktische Ansicht mit einer Anzahl von bewährten Regeln für die Witterungsveränderungen, zum Nothbedarf, gegeben. Darauf folgt eine Anleitung, wie man künstliche Witterungsbeobachtungen anstellen, und zweckdienliche Instrumente dabey gebrauchen soll. Zum vollendeten Studium soll dann die Ansicht unseres Weltgebäudes, und überhaupt der astronomisch-physikalische Abschnitt, Anleitung geben. Der Vf. rühmt hiebey vornehmlich die *Mannheimer meteorologischen Ephemeriden* und die Werke des Hn. Dr. *Haberle*, woraus gewissermassen die vorliegende Schrift als ein wohlfeiles Compendium erwachsen ist. Die Einleitung zeigt den Nutzen und die Methode, nach welcher der Vf. seinen Gegenstand behandelt hat. *Erster* Abschnitt. Witterungs-Vorhersagungs-Kunde, aus einfachen Naturerscheinungen, die sich ohne künstliche Instrumente von selbst darbieten. Der Vortrag ist wirklich unterhaltend, selbst blühend und dabey wirklich belehrend. Die Witterungsregeln sind sehr vollständig zusammengetragen. Was der Vf. umständlich vom Laubfrosch, als Wetterpropheten, anführt, hat der Rec. nicht durchaus bestätigt gefunden. Wie könnte auch ein Thier von so geringer Empfindlichkeit, zumal in seinem mit Papier verbundenen Glase, im meist verschlossenen Zimmer, mit dem Luftkreise so in Verbindung stehen, dass dessen Veränderungen sogleich sichtbar an ihm würden? — Weit sicherer ist das, was nach *Quatremère d'Isjonval* von der Winkelspinne, so wie von reizbaren Menschen, zumal wenn sie ein körperliches Gebrechen an sich haben, gesagt wird. Ein sehr sicheres Zeichen von bevorstehender nasser Witterung ist das Flackern der Sterne, wenn sie nach Art der Irrlichter wankend erscheinen. *Zweyter* Abschn. 1) Gebrauch der meteorologischen Instrumente, wozu mit Recht auch scharfer Beobachtungsgeist und unermüdeter Fleiss erfordert wird. Warnung vor den Barometern und Thermometern der Hausirer und Nachweisung von guten. 2) Verzeichniss, Einrichtung und Gebrauch der meteorol. Instrumente. Zum ganzen Apparat werden nicht weniger als 19 Artikel gerechnet, worunter auch Senkbley und Nivelle, astronomische Karten, ein Sonnensextant, mit zugehörigen Tafeln, u. a. begriffen sind. Geschichte und wissenschaftliche Einrichtung der Thermometer. Die neueste, von *Lalande* getroffene, Einrichtung hätte hier billig auch mit beschrieben werden sollen. Der Centesimalscale ist ebenfalls nicht gedacht, ob sie gleich jetzt die herrschende zu werden beginnt, da sie die französ. Physiker durchaus gebrauchen. Wünschenswerth wäre auch eine wissenschaftliche Beschreibung des Barometers gewesen, wovon hier zu wenig gesagt ist; indessen kommt das Nöthige von seinem sorgfältigen Gebrauche vor. Eben so vom Hygrometer und Anemometer, welche vier zu den nöthigsten meteorol. Instrumenten gerechnet werden. Manometer u. a., wo sich zum Theil Druckfehler in die Namen eingeschlichen haben, werden auch zur Nothdurft beschrieben. Unzulänglichkeit der mehresten meteor. Instr. Nachweisung guter Schriften. 3) Von den Beobachtungen selbst; Ort, Zeit, Art der Aufzeichnung. Auch Vorschriften zur Zeitbestimmung. Etwas zu weit treibt wohl der Vf. das meteor. Studium, wenn er am Ende dieses Kapitels nicht bloss auch die herrschenden Krankheiten, sondern selbst die Volksfeste, z. B. Pfingstbiere, Fluhrzüge, Kirmsen, Vogelschiessen u. a. aufgezeichnet wissen will, weil sich da Mancher durch Ausschweifung und unmässigen Genuss übernehme, wodurch der Keim zu Krankheit und Tod entwickelt werde; — da müsste aber auch selbst die Beobachtung des Appetits mit zum meteor. Studium gehören, zumal da er wirklich bey manchen Zuständen der Atmosphäre stärker oder schwächer, als sonst, zu seyn pflegt. (Wer hat nicht von durstigem Wetter gehört! —) *Dritter* Abschn. Kurze Ansicht der merkwürdigsten Naturbegebenheiten — zur Erläuterung der Witterungsbeobachtungslehre. Hier wieder sehr Vieles aus *Haberle*, besonders dessen Ansicht von der Wechselwirkung der Himmelskörper, der elektrischen Spannung und Rückwirkung auf dieselbe durch die Gravitation. Astronom. Erklärung der Jahrszeiten, wobey wir bemerken, dass das schiefe Auffallen der Sonnenstrahlen im Winter die Wärme nicht bloss dadurch vermindert, dass die Strahlen weniger dicht beysammen sind, sondern auch noch besonders dadurch, dass nach der Zerlegung im Parallelogramm ein Theil der Wirksamkeit von jedem einzelnen, als vor der Erdfläche vorübergehend, anzusehen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

Züllichau, b. Darnmann: *Johann Christian Friedrich Meister über die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Ursatze der Sittenlehre bey ihrer Einstimmigkeit in Einzel Lehren derselben.* Eine von der kaiserl. königl. Societät der Wissenschaften zu Harlem in der Sitzung vom 23. May 1812 gekrönte Preisschrift. Nebst einer Zugabe einer Abhandlung verwandten Stoffs: *über die, wo möglich, noch grössere Verschiedenheit der Ursätze des Naturrechts und eine verhältnissmässig gleich grosse in Einzel-Lehren desselben.* 1812. 76 S. 4. (1 Rthlr.).

Der Gegenstand, welcher in dieser Preisschrift behandelt wird, verdiente mit allem Recht wegen seines wichtigen Interesse die sorgfältige Untersuchung forschender Gelehrten, und sie selbst die Auszeichnung, welche ihr zu Theil geworden ist. Der Vf., dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn, dessen Interesse für gründliche Forschung und Wahrheitsliebe schon mehrere Schriften, besonders aber sein Naturrecht hinlänglich bekannt gemacht haben, hat die aufgegebene Frage deutlich aufgelöst, und die Gründe der Verschiedenheit in den Principien, so wie der Einigkeit in einzelnen Lehren der Sittenlehre, oder bestimmter der Moral, fast durchgängig befriedigend nachgewiesen. Wenn man gleich wünschen muss, dass die Untersuchung noch tiefer eingedrungen seyn, nicht bloss die nächsten, sondern auch die entferntern Ursachen entwickelt, und mit möglichster Vollständigkeit erschöpft haben möchte: so hat sie doch das Verdienst, durch die Erörterung einiger vorzüglich der nächsten Ursachen die gründlichere Untersuchung vorbereitet zu haben.

Der Vf. hat folgenden Gang gewählt. In der *Einleitung* giebt er *eine kurze systematische Uebersicht der Verschiedenartigkeit der ältern wie der neuesten Schulen in der Darstellung des Urprincips der Sittenlehre,* und geht dabey von dem Gedanken aus, dass alle, welche die Realität der Moral annehmen, sie als ein System von Vernunftwahrheiten betrachten, den Charakter des sittlich guten und bösen in der Vernunftangemessenheit oder Vernunftwidrigkeit setzen, und ohne die Verpflichtung, der Vernunft gemäss zu handeln, weiter zu deduciren, sogleich anfangen, den obersten Grundsatz näher zu bestimmen. Hier fängt nun auch sogleich die Trennung an. Es giebt zwey Hauptklassen der philosophischen Uransichten der Sittlichkeit und der Moralsysteme. In einigen Systemen wird der Grundsatz der Sittlichkeit als ein Product der Vernunft, welches auch durch sie selbst ausgesagt wird, betrachtet, in andern kündigt die Vernunft nur ein Etwas ausser ihr an, was in die Grundbestimmung der Sittlichkeit aufgenommen wird. Die letzte nennt der Vf. die *mittelbaren*, die ersten die *unmittelbaren* Grundansichten der Sittlichkeit. Zu den mittelbaren rechnet er nicht nur die auf den göttlichen Willen und auf den moralischen Sinn gegründeten Systeme, sondern auch das Platonische, weil es auf etwas ausser der nächsten objectiven Sphäre der Sittlichkeit, nämlich auf den Staat verweist, um an diesem, als an einem Gleichniss und wie in einem Spiegel das Wesen der Sittlichkeit zu erkennen. Diese symbolische Erkenntniss kann aber kein Grund seyn, diess System aus der Reihe der folgenden Klasse auszuschliessen, wohin es eigentlich gehört. Die erste Klasse der unmittelbaren Uransichten begreift in zwey grossen Unterabtheilungen die *materiellen* und *formellen* Grundsätze. *Vollkommenheit* oder *Glückseligkeit* sind die beiden Zwecke, welche von der Vernunft als höchster Grundsatz aufgestellt werden können. Daher die Systeme der *Vollkommenheit*, der *Glückseligkeit* mit mehreren Unterabtheilungen. Zu den formalen Moralprincipen werden das Aristotelische, das Clarksche, Wollastonsche und Kantische gerechnet. Diese Eintheilung ist nicht ganz vollständig, denn es fehlen diejenigen Systeme, welche einen äusseren Ursprung der Sittlichkeit, als die Erziehung, den Staat annehmen, auch nicht ganz richtig, indem die Doppelsinnigkeit des einzutheilenden Begriffs durch die ganze Sphäre der Eintheilungen fortläuft, und ganz entgegengesetzte Systeme als verwandte neben einander gestellt werden. Wir übergehen die weitern Bemerkungen, welche das Einzelne dieser Uebersicht treffen, und fügen nur noch dieses hinzu, dass der Vf. sich für das Vollkommenheitssystem erklärt, indem er sich immer mehr überzeugt hat, dass die Vernunft vermöge ihrer Wesenheit die eigne Vollkommenheit als den allgemeinen und unbedingt nothwendigen Zweck der Handlungsweise aller vernünftigen Wesen mit strenger Ausschliessung aller Rücksicht auf Glückseligkeit aufstelle, und dass er das Kantische Formalprincip aus mehreren nicht sehr gewichtvollen Gegengründen, welche theils die Wahrheit, theils die Neuheit, theils die Reinheit desselben anfechten, verwirft. In dem ersten Kapitel beantwortet er die Frage: *woher die Verschiedenheit der Urprincipe der Sittenlehre?* Die Verschiedenheit wird theils aus *objecti-*

jectiven, theils aus *subjectiven* Gründen erklärt. Zu jenen gehört die Schwierigkeit eines obersten Princips, welches alle einzelnen Bestimmungen der Sittlichkeit, wie in einem Brennpunkte zusammenfassen, die Gewissheit eines Axioms oder Postulats haben, oder auf das strengste aus den Begriffen und Grundsätzen der Metaphysik erwiesen seyn muss, dass dieser Grundsatz einer der abstractesten und universalsten der menschlichen Denkkraft, und eben daher eine gewisse Unsicherheit und Vielseitigkeit der möglichen Ansichten von ihm unzertrennlich ist; die grosse Verschiedenheit der Systeme und die grosse Zahl der Streitfragen in der Metaphysik, weil ohne Prämissen aus den Tiefen dieser Wissenschaft sich der erste Grundsatz der Sittenlehre nicht erforschen lässt. „Wie will man, sagt der Vf., die sittliche Natur des Menschen nicht nur erkennen, sondern auch das *Höchste* und *Erste* von ihr aussagen, ohne von dem schwersten metaphysischen Begriffe — dem der *Substanz* — auszugehen, und ihn nach der vielseitigsten Hinsicht zu zergliedern? Auch nach der *äussern* — der der Verhältnisse der Wesen unter und gegen einander — des *Coexistential-Verhältnisses*"? Daher kommt der enge, oft leise und unmerkliche Zusammenhang der Moralsysteme und ihrer Principe mit den Eigenheiten der theoretischen Philosophie ihrer Urheber. Daher erhellet nun auch der Einfluss *subjectiver* Gründe, als der Sinnesart und Gemüthsstimmung der Philosophen auf die Beschaffenheit ihrer Moralsysteme und ihrer Principe. Der entschiedenste Metaphysiker und wer gewohnt ist, die Wahrheit ausserhalb aller Sphäre der Erfahrung zu verfolgen und sie *a priori* zu erkennen, wird am ersten zu den rein formalen Principien sich hinneigen, wie Aristoteles und sein Geistesverwandter Kant. Wo die vorherrschende Stimmung die empirische ist, da wird Selbstliebe und Glückseligkeit das Grundprincip werden. Der Vf. beschliesst dieses Kapitel mit einem Rückblick auf die mannichfaltigen Versuche ein Moralsystem aufzustellen, welche nach *Kant* gemacht worden sind, um den Einfluss der Individualität der Erkenntnisskraft zu zeigen. (Die objectiven Gründe der Verschiedenheit liegen, wie uns dünkt, in der verschiedenen Richtung zur Aufsuchung des letzten Princips und in dem Grade von Reflexion und Abstraction, den diese Untersuchung voraussetzt. Je reiner und vollständiger die Thätigkeiten und Bestrebungen der praktischen Vernunft in dem Bewusstseyn sich darstellen, je klärer sie aufgefasst werden, und je steter und ununterbrochener die Aufmerksamkeit auf ihre Ergründung gerichtet wird, desto reiner und bestimmter wird auch der Grundbegriff des Sittlichen gefunden und von aller metaphysischen Speculation entfernt gehalten werden. Wie schwer aber das letzte ist, siehet man selbst an dem Beyspiel des Vfs., der die Metaphysik als die Grundlage der Moral betrachtet, und die letzte von dem Zustande der ersten abhängig macht. So ist es freylich nach dem Zeugniss der Geschichte gewesen, aber so soll es nicht seyn. Die Moralität ist ein Grundfactum, was von jeder Speculation unabhängig ist, wenn auch zur vollständigen wissenschaftlichen Exposition in dogmatischer und polemischer Hinsicht metaphysische Begriffe und Sätze unentbehrlich sind. Wegen dieser Ansicht hat sich der Vf. die tiefere Erforschung der Ursachen, warum man von der Metaphysik zur Moral fortschritt, und die praktischen Regeln als Folgesätze von der Natur des Subjects und seines Verhältnisses zu der Objectenwelt betrachtete, abgeschnitten. Bey den subjectiven Gründen hätte er nicht allein auf die Individualität des Denkens, sondern auch des Gefühls und Wollens, die Eigenthümlichkeit des theoretischen und praktischen Charakters Rücksicht nehmen sollen, wenn er nicht bloss einige, sondern die hauptsächlichen Ursachen erschöpfend darstellen wollte, wie es die Aufgabe zu erfodern scheint.) Dasselbe Urtheil gilt auch von dem *zweyten Kapitel*, welches die Frage: *woher die Einstimmigkeit der meisten Sittenlehrer in der Angabe der Pflichten und der Begriffe einzelner Tugenden und Laster, bey der unläugbaren Verschiedenheit des Ursatzes der moralischen Schulen?* beantwortet. Die Haupturfache dieser Einstimmigkeit findet der Vf. mit Recht darin, dass die Menschheit, ehe sie den Grad von Cultur erreicht hatte, ein Moralsystem zu suchen, längst schon in einzelnen Fällen über die Frage: was gut und böse sey, entschieden hatte; dass das Sittlichgute mit bekannten Grundtrieben (als der Geselligkeit, dem sympathetischen Gefühle) in inniger Harmonie steht, und das Herz für sie bestimmt ehe noch die Reflexion den sittlichen Werth derselben zu bestimmen versucht hat; dass die Erziehung den Sinn für das Sittliche vom Einzelnen her zu wecken, zu schärfen, zu beleben sucht, ehe an ein philosophisches System gedacht werden kann. Diese, durch das Einzelne vorher bestimmten und ausgebildeten sittlichen Gefühle und Begriffe machen, dass kein Urprincip erfunden oder angenommen werden kann, welches nicht die zuvor bereits erkannten und empfundenen Einzelbegriffe des Sittlichen zum Resultate gäbe. Vielmehr wird die Sicherheit und Leichtigkeit diese aus dem Principe abzuleiten, deutlich oder dunkel als der eigentliche Probirstein seiner Echtheit und innern Wahrheit vorgestellt. Da endlich die Principe oft nur in dem Ausdrucke und Darstellung von einander abweichen, dabey aber wesentlich gleichen oder ähnlichen Inhalt und Gehalt haben, so erschwert ihre Verschiedenheit um so weniger diese Einstimmigkeit. So werden das System der Vollkommenheit und der Glückseligkeit, so sehr sie auch von einander abweichen, dennoch in der Specialtheorie ungefähr auf dieselben Resultate führen, da Vollkommenheit eines Wesens nicht gedacht werden kann, ohne die Glückseligkeit zum Producte zu geben. Hat doch selbst *Kant*, ungeachtet sein Formalprincip am weitesten von allen materialen Grundsätzen absteht, dennoch in der Tugendlehre eigne Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit als Zwecke, die zugleich Pflichten sind, aufgestellt. Man wird den Werth dieser scharfsinnigen Reflexionen nicht

nicht verkennen, aber doch zugleich wünschen, dass der Vf. noch mit mehr Tiefe diesen Gegenstand erschöpft haben möchte, theils in der schärfern Unterscheidung derjenigen Seiten, worin die Moralisten in dem Einzeln mit einander übereinstimmen oder divergiren, z. B. des Materialen und Formalen, des Umfangs der Strenge oder Laxität, woraus merkwürdige Abweichungen in Absicht der Pflicht der Mässigkeit, der Wahrhaftigkeit hervorgehen, theils in der nur durch jene Unterscheidung möglichen bestimmteren Nachweisung eines innern Princips, welches Uebereinstimmung und Einigkeit in den sittlichen Urtheilen trotz der Verschiedenheit der Grundsätze, ja oft mit Aufopferung der Consequenz zuwege bringt. Dann würde er auch den Widerspruch vermieden haben, dass er in dem ersten Kapitel eine reale Verschiedenheit der Principe behauptet, in dem zweyten aber wieder grösstentheils läugnet, indem er sie auf eine blosse Verschiedenheit in dem Ausdrucke und in der Darstellung reducirt. Einige gute Bemerkungen über das leere Formelspiel und den Systemengeist, der das Besondere so lange dehnt oder verstümmelt, bis es in die angenommene Form passt, machen den Beschluss. Hätte doch aber der Vf. anstatt eines Beyspiels aus *Hufelands* Naturrecht von dem Zwecke des Staats, Beyspiele aus der Moral gegeben, und diese dazu benutzt, die Kennzeichen der wahren und scheinbaren Einstimmigkeit in dem Moralischen festzusetzen.

Die Zugabe über *die noch grössere Verschiedenheit der Ursätze selbst der Einzellehren des Naturrechts*, nebst einem neuen *Versuche einer Darstellung seines Grundbegriffes in der ihm eigenthümlichen Würde*, enthält noch gediegenere Bemerkungen über einen verwandten Gegenstand, mit welchem der Vf. durch persönliches Interesse und Beruf noch vertrauter war. Aus der Geschichte dieser Wissenschaft wird gründlich gezeigt, dass ausser den Ursachen, welche die Verschiedenheit in der Moral bewirken, und auch in dem Naturrecht Einfluss haben, noch eine grössere Verschiedenheit dadurch entsteht, dass man über den Inhalt und die Grenzlinien dieser Wissenschaft nicht einig werden konnte, sondern ihren Inhalt mit Moral, positivem Rechte und Politik auf mannichfaltige Weise vermengte. Es hat daher vier Hauptbegriffe von dem Naturrechte gegeben, welche zum Theil noch herrschend sind, woraus ein vierfach verschiedenes Naturrecht hervorging. I. Ein Naturrecht, welches die gesammte Pflichtenlehre an sich zog und der Ethik nur die Anwendung derselben überliess. II. Ein Naturrecht, welches ausser der Vermischung des Ethischen eben so stark in das Gebiet des positiven Rechts eingreift, so dass jede philosophische Beleuchtung oder Entwickelung eines gegebenen positiv rechtlichen Stoffes auch Naturrecht heisst. III. Eine freye Zurückführung des positiven Rechtes als eines solchen unter eine rein philosophische Ansicht, was mehr Philosophie des positiven Rechts und ein Theil der Politik und Gesetzgebungskunde ist. IV. Ein Naturrecht, welches nichts mehr noch weniger ist, als die Vernunfttheorie des Erzwingbaren unter den Menschen. Natürlich muss hieraus eine grosse Abweichung in Ansehung der Principe der Wissenschaft entstehen. Doch auch diejenigen, welche in der Ansicht von dem Inhalte und Umfange der Wissenschaft einstimmig sind, werden doch durch den Einfluss subjectiver Maximen noch in manchen Hauptpunkten sich um so mehr trennen, weil das Naturrecht ein freyeres Feld philosophischer Speculation ist, in welcher man ungleich weniger durch gewisse Grundempfindungen des menschlichen Gemüths gehemmt und beschränkt wird, und der Philosoph schon in dem Gebiete der Ethik geübt und gewöhnt ist, im Geiste seiner Philosophie über die Handlungsweisen vernünftiger Wesen zu urtheilen. So wollte *Kant* nach seiner Ansicht des Apriorischen auch das Naturrecht über alles Empirische weit hinaus setzen und gleich der Ethik als eine Gesetzgebung für alle vernünftige Wesen betrachten. Nach des Vfs. Ueberzeugung gilt aber das Naturrecht nicht für alle vernünftige Wesen, sondern nur für Menschen als sinnlich vernünftige Wesen auf der in der Erfahrung beruhenden Stufe der Unvollkommenheit und Eingeschränktheit: denn Zwang ist nur physisch möglich in der Sphäre sinnlich vernünftiger Substanzen und er verliert auch seine moralische Möglichkeit in dem Umkreise vernünftiger Wesen, welche nur um zwey Stufen höher stehen als die Menschheit. Dieser Ueberzeugung werden aber diejenigen nicht seyn, welche über den Grund des Naturrechts tiefer nachgedacht und erkannt haben, dass es, wenn es gleich für die Sphäre sinnlich vernünftiger Wesen gilt, dennoch in der Gesetzgebung der reinen Vernunft gegründet ist, und seine Gültigkeit weiter reicht als der Umfang seiner Anwendung. Die Bemerkungen, welche der Vf. weiter hin über die Würde des Naturrechts als einer Vernunfttheorie des Erzwingbaren oder des Rechts macht, heben zum Theil jene Urtheile über die beschränkte Gültigkeit des Naturrechts wieder auf, und führen auf die richtigere Ansicht. Es fehlt uns hier an Raum noch Mehreres aus dieser Zugabe anzuführen. Wir hoffen aber, dass kein Denker, welcher von Interesse für die philosophische Ethik und Rechtslehre erfüllt ist, diese Schrift ungelesen lassen wird, weil er vielen interessanten Stoff zum weitern Forschen und zur Vervollkommnung beider Wissenschaften findet. Aus diesem Grunde wird man auch manche Sonderbarkeit in dem Ausdrucke, so wie in dem Titel und der Dedication an das Volk der Bataver gern übersehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riga und Dorpat, b. Meinshausen: *Livona.* Ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. 1812. X und 267 S. 16. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Die Vorrede giebt den Zweck dieses neuen Taschenbuches, dessen Herausgeber, wiewohl ohne Zweifel dort nicht unbekannt, sich nicht genannt hat,

hat, kurz und bestimmt an. Sie soll vor allen das Merkwürdigste aus der Vergangenheit und Gegenwart der auf dem Titel benahmten Länder in einer leichten und gefälligen Darstellung vortragen. Mehrerer Mannichfaltigkeit wegen soll das *Interessanteste aus der schönen Literatur jenes Nordens aufgenommen* (diess ist wohl etwas zu viel gesagt), und von den reizendsten Gegenden, Ruinen, Alterthümern, Münzen und denkwürdigen Männern sollen getreue Abbildungen geliefert werden. Auch andere historische Aufsätze werden nicht ausgeschlossen, so bald sie nur *von Einheimischen* verfasst sind. Das Aeussere der (bey Vieweg in Braunschweig gedruckten) Livona ist empfehlend, nett ohne Prunk; die kleinen Landschaftsstücke, welche meistens Ruinen alter Schlösser darstellen, sind von *Veith* vortrefflich gestochen. Den wichtigsten Theil des Inhalts machen die *prosaischen* Aufsätze aus, ihrer sind acht. 1. *Bruchstücke aus einer historisch malerischen Reise durch die schönen Gegenden Livlands.* Lyrische Ergiessungen, Beschreibung der Gegenstände und historische Blicke in die Vergangenheit wechseln in diesen Bruchstücken ab; gleichwohl sind sie für den auswärtigen Leser etwas ermüdend, theils weil der Vf. zu reichlich giebt, theils weil er den fremden Leser nicht gehörig in die Bekanntschaft mit seinen Gegenständen einführt, sondern diese zum Theil voraussetzt. Die alten Schlösser, Treiden, Wenden und Kokenhusen sind hier vornehmlich beschrieben und alle drey abgebildet. 2. *Das Schloss Helmet in Livland.* Nebst Abbild. Unbedeutend. 3. *Einige Bemerkungen über den Zustand des weiblichen Geschlechts im ältern Russland*, vom Hofrath von *Pöschmann*. Es sind in der That nur *einige* Bemerkungen, welche indess die Hauptzüge enthalten. Der Vf. holt zu weit und zu wortreich aus. Die ältere russische Geschichte kennt sehr wenig Frauen von Auszeichnung und Einfluss. Die Chevalerie des westlichen Europa blieb den Russen fremd. Mit den slavischen Nationalbegriffen von der Bestimmung des weiblichen Geschlechts, welche diesem nicht günstig waren, verschmolzen sich seit den mongolisch-tatarischen Eroberungen orientalische Ansichten, welche nichts besserten, eher verschlimmerten. Die Frauen der Vornehmen wurden nun auf ihre Zimmer beschränkt. Die grossen Veränderungen seit dem siebzehnten Jahrhundert werden vom Vf. nur angedeutet, nicht weiter berührt. Diess verdanken wir ihm, der Aufsatz würde durch den Contrast an Interesse und überdiess auch an Fülle gewonnen haben. 4. *Etwas über die Trachten, Sitten und Gebräuche der Livländer im sechszehnten Jahrhundert.* Widrige Züge von Sittenlosigkeit, Völlerey und Prachtliebe mit Rohheit und Ungeschmack vereinigt. Charakteristisch ist ein Beschluss der Adelsversammlung zu Wolmar vom Jahr 1545, des Inhalts; „*der Adel möge zum Beyspiel für andere alles Oegen (Aeugeln) und Küssen mit den Damen im Tanze unterlassen, die adelichen Jungfrauen sollten sich des Gaffens und Scherzens enthalten, und die gemeinen Diener sich nicht der unschicklichen Handgriffe mit den Fräulein bedienen.*" Die ehrliche alte Zeit! 5. *Budberg. Eine biographische Skizze.* Vom Herrn Gen. Super. *Sonntag.* Flüchtige Skizze des Lebens und Charakters eines edeln und liebenswürdigen Mannes, der noch in der Erinnerung seiner Mitbürger lebt. Das wohlgestochene Bildniss Budbergs (geb. den 8. Oct. 1740., gestorben den 3ten Julius 1784) dient der Livona zum Titelkupfer. 6. *Ueber die Volkslieder (Singes) der Letten.* Von *G. T—nn.* Ein wohlgeschriebener und durch die mitgetheilten Proben besonders interessanter Aufsatz. *Hippel* in den Lebensläufen nach aufsteigender Linie sagt nicht zu viel, wenn er behauptet, dass die lettische Sprache schon halb Poesie sey. Die Dichtungen der Letten schildern nur Gegenstände aus ihren Umgebungen; solche, welche Thaten der Vorfahren verkündigten, hat man noch nicht aufgefunden. Die Lieder, welche sie extemporisiren, sind meist satyrisch, die mitgetheilten Proben sind aus den gedruckten, dem Rec. nicht zu Gesicht gekommenen Sammlungen des Pastors *von Bergmann* zu Ruien genommen. 7. *Schilderungen und Züge aus der nordischen Vorzeit.* Mannichfaltig und interessant. 8. *Fahrt von Lausanne nach Vevay* den 27. und 28. Julius 1809. Vom Hofrath *von Morgenstern.* Meist Beschreibung des landschaftlichen, geschickter die Erinnerung zu beschäftigen, als ursprünglich ein Bild der Gegend zu erwecken.

Poetische Beyträge enthält die Livona, ausser mehrern Räthseln und Charaden, noch zwanzig, worunter eine Anzahl Gelegenheitsgedichte. Die mit *G. T—nn* unterzeichneten Beyträge sind leicht und fliessend versificirt; in denen von *M. E. R.* dagegen ist der Versbau mangelhaft. *Karl Grass* erinnert zum Theil an *Matthisson*, in dessen früherer Manier er nicht unglücklich dichtet. Ein hier mitgetheiltes früheres Gedicht von *Herder* ist nicht besonders gelungen und hatte matte Stellen. Aus der *Sehnsucht nach dem Süden* von *Schlippenbach* spricht nicht das freyere, zur Idee des Schönen geläuterte Sehnen, sondern ein wilder schmerzlicher Drang und ein tiefer bitterer Unmuth über die Wirklichkeit in der Heimath. So gleich im Anfang:

> Nur von ewigkalten, rauhen Lüften
> Wie von einem Todeshauch umweht,
> Wo die Blume auf den öden Triften
> Tief gebeugt von wilden Stürmen fleht,
> Ach, Erlösung von der kalten Erde!
> Rettung fleh' ich, dass mir Rettung werde.

Nach unserm Urtheil entspricht der grössere Theil des Inhalts der Livona völlig ihrem Zwecke. Es ist schwer ein Institut dieser Art lange bey Interesse zu erhalten, wir wünschen, dass diess der Anstrengung und den Einsichten des Herausgebers gelingen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Vermischte Anzeigen.

Der Herausgeber „der Zeiten" an sein Publicum.

Als der Herausgeber im Jahre 1805 diese Zeitschrift begann, befand er sich in den günstigen Verhältnissen, welche erforderlich sind, um ein Institut, wie dieses, nach seinem Plane und Sinne, seyn und werden sollte, zu begründen. Seine Hoffnungen und Erwartungen wurden erfüllt; er sah sein Institut schnell und glücklich gedeihen, und sich in dem Besitz eines, zwar vielleicht nicht so grofsen, aber doch so würdigen und achtenswerthen, Publicums, als es irgend eine andere deutsche Zeitschrift nur besitzen konnte.

Die unglückliche Katastrophe vom Jahre 1806 trat ein und veränderte die Verhältnisse des Herausgebers, wie die ganze Lage von Europa; dennoch gelang es ihm, sein Institut und sein Publicum und — wie er zu glauben berechtigt ist — sich auch die, ihm gewordene, Achtung zu behaupten.

Allein, auch in diesen neuen Verhältnissen blieb es nicht so, wie es war. Es kann von Niemanden, der gerecht seyn will, in Abrede gestellt werden, dafs die westphälische Regierung im Anfange, in Hinsicht auf Literatur und Prefsfreyheit, einen Geist der Liberalität offenbarte, der freylich seitdem nicht mehr wahrgenommen wurde, da dem *Generalinspecteur der Gensd'armerie* die Oberaufsicht über Literatur, Schriftstellerey und Buchhandel übergeben war und die hohe Polizey diese Oberaufsicht besonders zu einem Objecte der geheimen Staatsinquisition machte.

Die Lage, worin der Herausgeber „der Zeiten," als solcher, dadurch versetzt werden mufste, wird sich im Allgemeinen leicht beurtheilen lassen. In ihrer nähern Ansicht dürfte sie einen, gewifs nicht uninteressanten, Beytrag zu der Geschichte der deutschen Literatur, in dieser Zeitperiode, geben; daher wir auch wenigstens einige Hauptmomente daraus, in der Folge, mittheilen werden.

Der Herausgeber konnte sich, in diesem seinen Wirkungskreise, freylich nicht mehr so frey, als vorher, bewegen; und es mufste diefs natürlich von dem aufmerksamen Leser leicht wahrgenommen werden. Indessen hält er sich doch überzeugt, und hat Beweise davon erhalten, dafs von diesem ebenfalls nicht unbemerkt und unanerkannt geblieben ist, dafs er den Zweck und Geist dieser Zeitschrift stets festzuhalten suchte. Wenn der Geist sich nicht überall mehr so aussprechen konnte, als er es wünschte und als es vormals geschah: so konnten doch den Unbefangenen auch die Andeutungen nicht entgehn, und von dem Denkenden mufste er — so schmeichelte er sich — auch da erkannt und verstanden werden, wo ihn der Nichtdenkende oder Befangene freylich wohl manchmal hätte mifsverstehn können. — Den Zweck aber betreffend, in so fern er darin bestand, die Hauptgegenstände der neuesten Staatengeschichte und Politik, wie in einem Archive, zu sammlen: so wird man uns gewifs zugestehn, dafs davon im Allgemeinen nie abgewichen worden; und dafs, was die partielle Erreichung desselben anbetrifft, nur in so fern eine Beschränkung wahrgenommen werden konnte, als die politischen Verhältnisse nicht gestatteten, manche Gegenstände zu berühren; oder die Darstellungen derselben einseitig waren, weil nur gestattet war, einseitige Quellen zu benutzen.

Dafs und was seine Zeitschrift, nichts desto weniger, durch die beschränkende Lage, worin sich der Herausg. befand, verlieren mufste und verloren hat, ist gewifs von Niemanden eher und mehr erkannt worden, als von ihm selbst. Es wurde diese Erkenntnifs zu einem Hauptbestimmungsgrunde, in dem Laufe dieses Jahres, wo die Beschränkung seiner Lage sich noch vermehrte, die Stücke sich anfangs langsamer folgen zu lassen, und dann ihre Besorgung, bis zu der Katastrophe, die als nahe vorauszusehn war und an deren glücklichen Lösung er nicht zweifelte, ganz zu suspendiren.

Diese Katastrophe ist nun eingetreten. Die Verhältnisse des Herausgebers sind dadurch wieder dieselben geworden, welche sie waren, da er diefs Institut gründete. Die Fesseln sind gefallen; eine geheime Polizey umgiebt ihn nicht mehr; er freut sich wieder des Schutzes einer Regierung, die — nicht den Schein liberaler Gesinnungen annehmen möchte, sondern — wirklich sie hegt. Mit neuem und erhöhtem Muthe geht er nun wieder an sein Geschäft. Die neue Epoche ist die wichtigste, die es gegeben hat. Das höhere Interesse, was ihn und alle denkende und fühlende Menschen für die Ereignisse der neuesten Geschichte erfüllt, mufs ihn auch mit einem neuen Interesse für diese Arbeit beleben; indem es ihm auch zugleich die Zuversicht gewährt, dafs sein Publicum, in ihm, den alten Herausgeber der Zeiten wieder erkennen und er, in seinem Publicum, wieder ganz das vormalige wahrnehmen wird.

Die zurückgebliebenen Stücke werden nun, mit möglichster Beschleunigung, nachgeliefert werden. Wenn die Monatsbezeichnungen zu manchen Theilen des Inhalts derselben scheinbare Anachronismen bilden sollten: so wird man daran hoffentlich keinen Anstoss nehmen. Die Monatsbezeichnungen deshalb zu ändern, dürfte andere Uebelstände veranlassen. Aber da, bey dem Nachschlagen, in den Registern, in Zukunft, dadurch, dass die Stücke und Bände zurückgeblieben sind, vergebliche Mühe gemacht werden konnte, so hat man für besser erachtet, die Register der einzelnen Bände, in diesem Jahrgange, wegzulassen, und, am Ende desselben, *eins*, über alle *vier* Bände, zu liefern.

Der Herausg. hat dieser Mittheilung nichts weiter hinzu zu fügen, als, im Allgemeinen, eine Erinnerung an die Grundsätze, die ihm, von Anfang an, bey der Redaction dieser Zeitschrift, Gesetz und Vorschrift gewesen sind. Es sind die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit; er hat nie aufgehört, eingedenk zu seyn, dass er für die Geschichte arbeitet. In die glückliche Lage wieder gesetzt, diesen Grundsätzen gemäss, sich wieder freyer und offner aussprechen zu können, wird er diess, dem Werthe gemäss, benutzen, den er auf den Beyfall und die Achtung seines Publicums legt. Politische Parteygängerey hat seine Zeitschrift, so wie politische Kannegiesserey, stets ihrer unwürdig gehalten; sie kann wohl in Zukunft weniger als je sich in dem Falle befinden, diesem Grundsatze untreu zu werden. Eben so wird sie dem moderaten und anständigen Tone nicht entsagen, den sie dem guten Tone und der feinen Bildung ihrer Leser schuldig zu seyn glaubt. Wenn die Maxime, welche die französische Kabinetspolitik aufstellte: dass nur Regenten und Staatsmänner berechtigt seyn könnten, öffentlich über politische Gegenstände zu urtheilen, mit Recht zu streng und herrisch befunden wurde: so bleibt doch die dagegen nur gerecht, dass, was von andern, über politische Gegenstände, öffentlich geäussert wird, so geäussert seyn müsse, dass Regenten und Staatsmänner es ohne Aergerniss und Anstoss lesen können und mögen; und Regenten, die keine Despoten sind (wie wir sie in Deutschland jetzt nicht mehr haben), und Staatsmänner, die keine Despotenknechte sind (wie wir sie, aus demselben Grunde, nicht mehr haben können), werden alles ohne Anstoss und Aergerniss lesen, was mit Einsicht und Ruhe, mit Bescheidenheit und Würde, in der Sprache der gebildeten Welt geschrieben ist. Sie werden solches lesen, den Spruch vor Augen habend: Prüfet alles, und das Beste behaltet. So war es, in Deutschland, in der guten alten Zeit; sie ist zurückgekehrt; es wird sonach wieder so seyn.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Hr. Staatsrath v. *Dohm*, seit er von den Geschäften zurückgezogen in ländlicher Ruhe lebt, hat sich mit einem Werke beschäftigt, das vorzüglich in jetziger Zeit der Aufmerksamkeit des Publicums werth ist: *Denkwürdigkeiten meiner Zeit.* Es wird alle merkwürdige Begebenheiten, deren Zuschauer der Verfasser war und an deren manchen er selbst Theil genommen, mit unparteyischer Wahrheitsliebe und im Zusammenhang entwickeln. Das Werk wird mit dem Bayerschen Erbfolgestreit anheben, und die *erste* Abtheilung geht bis zum Tode K. Friedrich II. im J. 1786. Diese erscheint im gemeinsamen Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung zu Hannover und der Meyer'schen Buchhandlung zu Lemgo zu der Ostermesse 1814. Die darin enthaltene Erinnerung an die Belebung des deutschen Gemeingeistes durch den grossen Friedrich und den Fürstenbund wird kräftig beytragen, die patriotischen Gefühle zu stärken, welche in unsern Tagen die Freyheit Deutschlands glorreich wieder errungen haben, und um deren Erhaltung es Noth ist, um jene dauerhaft zu gründen!

Das allgemein beliebte:

Taschenbuch für das Jahr 1814: *Der Liebe und Freundschaft gewidmet;* herausgegeben von *St. Schütze.* Mit 12 Vignetten und 6 Kupfern, gezeichnet von *Ramberg* und gestochen von *Jury.*

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, in verschiedenen Einbänden, zu 1 Rthlr. 12 gr., 2 Rthlr. 12 gr. und 4 Rthlr. zu beziehen. Dichter, Zeichner und Kupferstecher haben vereint alles gethan, um auch diesem 14ten Jahrgang bey seinen Freunden eine gütige Aufnahme zu verschaffen.

Frankfurt a. M., den 1. Sept. 1813.

Friedrich Wilmans.

Schulkalender für das Jahr 1814
oder
Tage- und Taschenbuch
für Rectoren, Schulinspectoren, Vorsteher und Lehrer an gelehrten und Volksschulen
zur Erleichterung und nützlichen Führung ihres Geschäfts.

Der Schulkalender soll dem Lehrer und Erzieher, wie Jedem, der dem Jugendunterricht als Aufseher und Führer vorgesetzt ist, theils ein Hülfsmittel zur Erhaltung und Beförderung der Ordnung in seinem Amtsgeschäft, theils ein Vereinigungspunkt nützlicher Mittheilungen aus dem Gebiete des praktischen Schul- und Erziehungswesens seyn.

Als *Hülfsmittel der Ordnung* hat er es *zunächst* mit dem Mechanismus des Schulgeschäfts zu thun, der, tiefer als Einige zu glauben scheinen, in die Schulzucht und damit in die Geistes- und Charakterbildung der Jugend eingreift, und nur durch vorzügliche Regelmässigkeit dem Lehrer leicht und dem Schüler gedeihlich werden kann. Daher enthält der Kalender die Abschnitte zu dem, was in dem täglichen Klassenleben eines Schulmannes und dem Amtsgeschäft eines Schul-

Schulvorstehers und Aufsehers vorzukommen pflegt, oder, was er in Beziehung darauf sich augenblicklich zu merken wünscht.

Als *Vereinigungspunkt nützlicher Mittheilung* soll er theils den Austausch bewährter Ansichten und Erfahrungen in der Erziehungskunde und in dem Lehrgang fördern, theils geschichtliche Nachrichten von Schulverfassungen, Verordnungen, Gesellschaften, Schulmännern u. s. w. aufbewahren, und den Inhalt der merkwürdigsten Einladungsschriften in einer jährlichen Uebersicht darlegen.

In beiden Beziehungen stellt dieser Kalender in der Wirklichkeit dar, was bisher hie und da gedacht, gefühlt und gewünscht, zu keiner Zeit aber ausgeführt worden ist.

Die Schwierigkeiten der Ausführung nicht verkennend, und wohl wissend, dass die Idee, wie sie in dem Kopf des Herausgebers sich gestaltet, nur durch gütige und freundliche Mitwirkung erfahrner Schulmänner und Erzieher ganz und vollständig ausgeführt werden könne, wird der *erste* Jahrgang 1814 auch nur einen Theil von *dem* geben, was die folgenden Jahrgänge unter hoffentlich günstigern Zeitumständen werden darbieten können. Der Herausgeber betrachtete daher diesen Jahrgang immer als eine Einleitung, die erst die Aufmerksamkeit auf die Sache selbst anregen, Meinungen entwickeln, und Ansichten aufstellen soll, um das Bild eines Schulkalenders in seinem ganzen Umfange künftig darstellen zu können. Für das J. 1814 wird der Kalender, so weit der Raum es gestattet, folgende Abschnitte erhalten:

I. Einen Kalender auf das Jahr 1814.

II. Eine Uebersicht der Kriegs-, Gelehrten- und höhern Volksschulen des Preussischen Staats.

III. Schemata zu Lehrplanen.

IV. Einen ausgeführten Lehrplan für eine Gelehrten-Schule, nebst Angabe der Lehrabschnitte (Pensa) für jede Klasse.

V. Erinnerungstafeln, für Namen und Wohnungen der Lehrer, für Conferenztage, Schulprüfungen, Lehrer-Beschlüsse u. s. w.

VI. Namenliste der Schüler, nach Klassen geordnet.

VII. Inspections-Tabellen, nach Tagen geordnet, für Fehlende, Nachlässige, Fleissige, Versetzungswürdige u. s. w.

VIII. Revisions-Tabellen der Schularbeiten, nach Vollständigkeit, innerem und äusserem Werth.

IX. Tabellen über die Ferienarbeiten.

X. Zwey Tabellen für Volksschulen, und zwar 1) über die Zahl der Schüler in dem Schulbezirk und die Beschaffenheit des Locals, und 2) über die Lehrmittel und Lehrbücher.

XI. Brauchbare Lehrbücher für die einzelnen Unterrichts-Gegenstände (Sprachen u. Wissenschaften).

XII. Sammlung von Aufgaben zu Ausarbeitungen, nach drey verschiedenen Bildungsstufen geordnet.

XIII. Landesherrliche Verfügungen, Schulen und Lehrer betreffend.

XIV. Vermischte Bemerkungen.

Obwohl, wie sich aus Nr. II. und XIII. ergiebt, der Schulkalender zunächst die Preussischen Staaten angeht, so ist sein Plan doch keineswegs bloss auf diese beschränkt. Denn, nicht zu gedenken, dass die meisten darin vorkommenden Abschnitte in allgemeiner Beziehung auf das Schulwesen überhaupt stehen, hofft er sogar schon in dem *zweyten* Jahrgang, bey wiederhergestellter Ruhe in Deutschland, auch Nachrichten von den Schulen der benachbarten Staaten aufnehmen zu können. Er wird also hoffentlich auch dem Schulstand in Sachsen, Mecklenburg u. s. w., und besonders in den wiedererlangten Provinzen der Preussischen Monarchie, nicht ohne Nutzen seyn.

Berlin, im November 1813.

Theodor Heinsius, Professor.

Vorstehender Anzeige fügen wir nur noch hinzu, dass wir den Verlag dieses Schulkalenders übernommen haben. Er wird in Mittel-Octav, nach Kalenderart gestaltet und gebunden, gegen Ende December erscheinen, und sich auch durch seine typographische Schönheit dem Publicum empfehlen. Der Verkaufspreis dieses Jahrgangs ist 1 Rthlr. Pr. Cour., wer aber bis zur Mitte December bey uns direct auf 5 und mehrere Exempl. in portofreyen Briefen pränumerirt, erhält diesen Jahrgang zu 18 gr. Pr. Cour.

Berlin, den 12ten Novbr. 1813.

Maurer'sche Buchhandlung.
Poststrasse Nr. 29.

Für die Sächs. Länder nimmt die Heinr. Gräffsche Buchhandlung in Leipzig Bestellung an. Der Preis in Sächs. Courant.

In einigen Wochen erscheint in unserm Verlage, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Natur und Behandlung des Typhus, in seinem regulären und anomalen Verlaufe, vom Doctor *Wedemeyer* zu Blankenburg am Harz. Pr. 1 Rthlr.

Der Herr Verf. führt in seiner vortrefflichen Abhandlung

1) die vorzüglichsten ältern und neuern Meinungen über die Natur und den Charakter des Typhus an, liefert zugleich eine Beurtheilung derselben, und sucht das, was in jenen irrig und falsch, oder gut und wahr ist, darzulegen, wobey auch der Theorie des Hn. *Marcus* gedacht, und ihr Irriges gezeigt wird.

2) Er setzt das Wesen des Typhus in eine allgemeine entzündliche Affection des ganzen Nervensystems, welche sich vorzüglich im Gehirn, als dem Hauptorgan desselben, ausdrückt, und sucht hieraus abzuleiten, wie es komme, dass gerade im Typhus

phus (wie in keinem andern Fieber so sehr) auf das anfänglich inflammatorische Stadium ein nervoses (indirect-asthenisches) folge, und wie sich hieraus das Entstehen des sogenannten Faulfiebers aus dem gewöhnlichen Typhus erklären lasse,

3) Führt er an, worin nach seiner Meinung das Wesen des *gelben Fiebers* bestehe, und wie es sich als Anomalie des Typhus vom regulären Typhus unterscheide.

4) Bey der Diagnostik giebt er besonders an die Unterscheidungszeichen des Typhus vom eigentlichen Nervenfieber (oder der *Febris nervosa versatilis*), als eine vom Typhus verschiedene Krankheit. Ferner des Typhus von der reinen Hirnentzündung, vom gastrischen, und allen exanthematischen Fiebern.

5) Bey der Behandlung geht er alle Methoden der Heilung durch, zeigt ihr Gutes und Nachtheiliges, führt die Fälle an, in welchen sie nützen und schaden, und kömmt endlich zu seiner eigenen Behandlungsart des Typhus zurück, welche bey übrigens günstigen Umständen stets glücklich seyn *muß* und wirklich ist, und grösstentheils mit derjenigen Heilmethode übereinkommt, welche er in seiner *Diss. de febre petechiali*, Gött. 1812. (s. die Recension davon in der Leipz. Lit. Zeit. vom 17ten u. 18ten März 1813.), beschrieben hat.

Halberstadt, im November 1813.

Büreau für Literatur und Kunst.

Die aus 32 Bänden bestehende *Histoire générale des Voyages par Laharpe* ist bereits seit einigen Jahren vergriffen, und können compl. Exempl. nicht unter 62 Rthlr. angeschafft werden. Man veranstaltet daher eine neue Ausgabe davon in Paris, die in 26 Bänden in kl. 8. ganz vollständig seyn wird. Die zwey ersten sind bereits erschienen; jeden Monat folgen zwey nach, so dass in einem Jahre das Ganze beendigt seyn wird. Unten genannte Buchhandlung nimmt bis Ende dieses Jahrs Subscription zu 22 gr. Sächs. für jeden Band an. Nach Verfluss dieser Zeit wird der Preis auf 1 Rthlr. 3 gr. Sächs. pro Band festgesetzt werden.

Thurneysen'sche Buchhandlung in Cassel.

Naturlehre. Herausgegeben von *G. H. C. Lippold.* Mit Kpfrn. Bey Heinrich Büschler in Elberfeld, 1814. 1 Rthlr. Sächs. oder 1 Fl. 48 Kr.

Wenn die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften von der einen Seite den augenscheinlichsten Nutzen für das bürgerliche Leben hat, so giebt es von der andern Seite kaum ein Gebiet in den menschlichen Erkenntnissen, das unserm Geiste ein so mannichfaltiges Interesse darbietet. Und das nicht allein. Wer dürfte sich zu den gebildeten Menschen unserer Zeit zählen, der nicht bis zu einem gewissen Punkte mit dem, was wir über die Natur wissen, bekannt wäre? Die Gesetze, nach denen die Veränderungen in der Welt vor sich gehen, die Urstoffe aller Körper, die auffallendsten Erscheinungen, welche Luft, Elektricität, Magnetismus u. s. w. geben, die viel versprechenden Versuche, welche man z. B. mit Aerostaten angestellt hat — wem dürften sie fremd seyn, der auch nur einem gebildeten Gespräche gewachsen seyn will?

Man hält es für schimpflich, in seinem eigenen Hause nicht Bescheid zu wissen. Die Natur ist das grosse Haus der Menschheit. In ihm ein Fremdling seyn, heisst, sich selbst beschimpfen.

In dem vorliegenden Werkchen werden schon der Jugend die Schätze dieser Kenntnisse eröffnet. Es ist für Kinder geschrieben. Aber nicht in dem Sinne, als ob es nur für diese bestimmt wäre, sondern in dem, dass es keine weitern Vorkenntnisse voraussetzt, als Kinder haben. Die gewöhnlichen Schriften dieser Art setzen schon einiges mathematisches und experimentales Wissen voraus. Das ist hier nicht der Fall. Der junge Kaufmann, welcher ernste Lectüre liebt, der Geschäftsmann, welcher sich in freyen Stunden über den grossen Haushalt Gottes in der Welt belehren will, findet hier angemessenen Unterricht. Er wird in einer anziehenden Darstellung gegeben, die mit manchen geschichtlichen Erzählungen ausgeschmückt ist. Der Verfasser ist mit seinem Gegenstande vertraut, und keiner wird bedauern, zu seinen Füssen gesessen zu haben.

Für Forstmänner und Freunde der Botanik.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Abbildung der deutschen Holzarten für Forstmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von *Fr. Guimpel*, Maler und Kupferstecher, mit Beschreibung derselben von *C. L. Willdenow*, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. *Fr. Gottl. Hayne*, 11tes u. 12tes Heft. Mit 12 ausgemalten Kupfern. gr. 4. Jedes Heft 1 Rthlr. 12 gr.

III. Auctionen.

Das Verzeichniss der Bibl. des verstorb. Hrn. Prof. *G. J. Dindorf's*, welche, nebst einem Anhange von Büchern aus allen Wissensch., Kupferst., mathem. Instrum., den 24sten Jan. 1814 zu Leipzig versteigert werden soll, ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Commissionen werde ich übernehmen.

Leipzig, im November 1813.

Univers. Procl. Weigel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Röwer: *Christian Gottlob Heyne, Biographisch dargestellt von Arn. Herm. Ludw. Heeren.* 1813. XVIII u. 522 S. 8. (2 Rthlr.)

Das bekannte Urtheil eines französischen Schriftstellers, dafs das Leben der Gelehrten in ihren Werken enthalten sey, und es sich nicht verlohne, mehr von ihnen zu wissen, als das Geburtsjahr, hat einen Anschein von Wahrheit. Mit mehrerm Rechte aber bemerkt einer unsrer gröfsten Dichter, dafs die Denkungsart, die Neigungen und der Charakter des Mannes auf alle seine Werke, und sogar auf seine Bemühungen in Wissenschaften, die ganz reines Erzeugnifs des Verstandes zu seyn scheinen, auf seine Ansichten, seine Entdeckungen, sein System, einen geheimen, aber sehr grofsen Einflufs haben. Rec. erinnert an diesen trefflichen Gedanken des Hn. *von Goethe* (zur Farbenlehre Band 2. S. 477.) mit so viel gröfserem Vergnügen, weil es diesem auf sein Zeitalter so tief einwirkenden Schriftsteller bis dahin gefallen hatte, uns das Gegentheil, sogar in Beziehung auf Werke der Einbildungskraft und des Geschmacks einreden zu wollen. Die Bekanntschaft mit dem Persönlichen ausgezeichneter Gelehrten erhält dadurch ein grofses Interesse: und bey akademischen Lehrern, deren einfache äufsre Verhältnisse selten Stoff zu Bemerkungen geben, wird das Individuelle in ihrer Denkungsart, wegen des Umfangs ihres Einflusses, um so viel wichtiger. Durch die Ideen und den Geschmack, welche die Lehrer sehr besuchter Universitäten unmittelbar, und durch ihre zu Lehrern gebildeten Schüler, wieder in neuen Kreisen verbreiten, regieren sie im Grunde die Welt. Denn von ihnen erhält die grofse Klasse der mächtigen Häupter und untergeordneten Diener der Regierungen die Grundsätze, nach denen sie die öffentlichen Angelegenheiten und die Völker behandeln. In militärischen Despotieen sieht man die öffentlichen Lehranstalten nur für Institute an, brauchbare Werkzeuge der Verwaltung zu bilden: und wenn es möglich wäre, dafs den Regenten und Administratoren solcher Staaten jener höhere Gesichtspunkt, den sie nicht ahnden, einleuchtete, so würden sie ihre ganze Macht anwenden, um eine für ihre Zwecke viel zu freye Thätigkeit des Geistes zu ersticken.

Nach der ganzen Verfassung und Denkungsart der deutschen Völker, sind die Universitäten in ihr von gröfserer Wichtigkeit, als bey andern. Es hat zwar auch sehr bedeutende Nachtheile, dafs die Bildung des Geistes bey uns fast ausschliefslich von den Schulen ausgeht. Aber da uns die grofsen Mittel der Nationalbildung fehlen, welche in der brittischen Staatsverfassung liegen; da es so schwer ist, diese durch eigne Veranstaltungen zu ersetzen, welche immer nur von unsichern beschränkten und langsamen Erfolge seyn könnten, so haben wir vor allem darauf zu denken, das Gute was wir besitzen, zu erhalten.

Die Universitäten spielen in der Geschichte der Cultur von Deutschland eine grofse Rolle. Wittenberg, Leipzig, Helmstädt, Halle, haben ihre Periode gehabt, in welcher ihre Lehrer einen ausgebreiteten und tief eingreifenden Einflufs auf die ganze Nation hatten. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist Göttingen der Punkt gewesen, von dem eine den Umständen der Zeit angemessene Entwicklung des deutschen Geistes in wissenschaftlicher Hinsicht ausgieng. Diese in einem grofsen Sinne gedachte, und mit grofsem Geiste ausgeführte und unterhaltene Anstalt, hat einen ewigen Ruhm errungen, den sie den Bemühungen einer ansehnlichen Zahl der gröfsten Männer und der Leitung verdankt, wodurch die individuellen Anstrengungen so vieler, vereinigt worden sind. Die Umstände, unter denen die Georg Augustus-Universität errichtet ist, und bestanden hat, sind sehr günstig gewesen. Sie gehörte einem Lande an, in welchem nicht, so wie in manchen andern bedeutenden Staaten, das Militärwesen prädominirte; und welches dennoch durch andre Verhältnisse des Regenten, in die Reihe der grofsen Mächte von Europa trat, unter welchen es durch eignen Umfang und Kräfte keinen Platz hätte erhalten können. Es ist aber für öffentliche Anstalten gar nicht gleichgültig, ob sie einem Staate angehören, in welchem das Selbstgefühl herrscht, das nicht ohne äufsere Bedeutung bestehen kann. Einzelne Gelehrte vermögen es wohl, sich in ihrem einsamen Studierzimmer über alles Kleinliche zu erheben. Als Mitglieder von Corporationen können sie es nicht leicht, ohne jene Unterstützung.

Ferner nimmt jede öffentliche Anstalt in einem Lande unvermeidlich den Charakter an, der das Ganze beseelt. Der edle Geist der brittischen Freyheit, der in die Verwaltung der deutschen Staaten des Königs von England übergegangen ist, hat sich auch der Universität mitgetheilt, die unter Georg dem Zweyten durch seinen Minister Münchhausen errichtet ward. Die Absichten die dieser gehegt hat, als er zuerst den Entschlufs dazu fafste, sind aus Mangel handschriftlicher Nachrichten nicht bekannt. Wenn sie aber auch

auch anfangs nur darauf gerichtet gewesen seyn sollten, den kurz vor ihm ansehnlich vergrösserten Staaten seines Herrn eine eigne hohe Schule zu geben, so hat seine grosse Seele doch bald gefühlt, was eine unter dem Schutze des brittischen Throns entstehende Akademie werden könnte. Freye Ausbildung des menschlichen Geistes durch gelehrte Forschungen und wissenschaftliche Untersuchungen aller Art zu befördern: das war der Zweck seines Unternehmens. Deswegen sorgte er zwar dafür, dass auf seiner Universität kein Zweig des menschlichen Wissens vernachlässigt, jeder nach seiner eigenthümlichen Art gepflegt wurde: aber die alte akademische Form der Facultäten und Nominal-Professuren ward nur so weit beybehalten, als zur Aufrechthaltung der Ordnung nothwendig war. Jedem ward so viel Freyheit gelassen, als damit bestehen konnte: und die in das grösseste Detail gehenden Bemühungen des Curators waren nur darauf gerichtet, jeden anzutreiben, dass er das leiste, was gerade er am besten leisten konnte. So ist Göttingen angelegt, und in diesem Sinne ist es fortwährend regiert worden.

In die Geschichte dieser edeln Anstalt ist, beynahe funfzig Jahre hindurch, das Leben eines Mannes innigst verwebt, der sich mit der Universität identificirt hatte, in ihr, für sie, lebte und wirkte, und durch sie wieder auf sein Zeitalter einen ausnehmend grossen Einfluss gehabt hat. Als *Heyne* dem Rufe Münchhausens folgte, zog er in die Heimath edler Geister, die nur in der Luft leben können, wo grosse und gute Absichten mit freyer Thätigkeit ausgeführt werden. Sie erkannten bald in einander die Gleichheit der Gesinnungen und der auf die liberale Beförderung grosser Zwecke gerichteten Neigungen, welche das stärkste Band ausmacht, welches Menschen mit einander verbinden kann. Und als auch nach Münchhausens Tode in seinem Geiste fortgehandelt ward, so hat *Heynens* Einfluss sich ebenfalls nicht nur gehalten, sondern noch zugenommen.

Dieses ist hinlänglich, um die Stelle zu bezeichnen, die er in der Geschichte einnimmt. Von dem Persönlichen des Mannes, der diesen Platz auszufüllen vermochte, wünscht man mehr, und recht viel zu wissen. Dieser Wunsch wird durch seinen Schüler, Freund und Mitarbeiter an dem Wohl der Universität, die jenem so sehr am Herzen lag, in vorliegender Schrift befriedigt.

Dieses Werk ist keine eigentliche Biographie, und enthält keine förmliche Charakterschilderung. Die Anstrengung die es allemal kostet, einer mit künstlerischem Fleisse ausgearbeiteten Darstellung zu folgen, schadet dem Interesse an dem Gegenstande: die Charakterschilderungen, worin manche Schriftsteller sich so sehr gefallen, geben selten ein individuelles Bild. Hn. *Heerens* Buch besteht in einer Erzählung der wichtigsten Begebenheiten aus *Heynes* Leben, in welche eine Darstellung seiner frühern Lage von der Hand des Verstorbnen selbst, Auszüge aus Briefen, die er mit den Geschäftsmännern in Hannover gewechselt, welche die Universität dirigirten, und einige Aufsätze von der Feder seiner Gemahlin verwebt sind, welche durch die Sprache der innigsten Zuneigung und die Feinheit eines sehr gebildeten Ausdrucks anziehen. Der anscheinend lose Faden, woran jenes alles gereihet ist, zieht in das Leben des Mannes selbst mit hinein: und am Ende steht ein vollständiges Bild um so viel lebendiger vor dem Leser, da dieser nicht bemerkt, dass man ihm eines vorführen wollte. Es ist zu hoffen, dass recht viele Jünglinge, die den Keim des Edlern und Bessern in sich fühlen, und vorzüglich solche, die mit äussern Umständen zu kämpfen haben, es zu ihrer Erbauung und Ermunterung lesen. Sie werden Trost und Muth daraus schöpfen, wenn sie sehen, dass nicht bloss die grössten Widerwärtigkeiten, sondern was weit schlimmer ist, sogar der Druck des äussersten Mangels und Elends, die Springfeder des Geistes nicht haben lähmen können, durch deren Elasticität *Heyne* einer der eminentesten Männer der Nation geworden ist.

Der Vf. hebt es mit Recht als etwas eigenthümliches heraus, dass dieser nicht allein in seiner Wissenschaft selbst einen neuen Ton angegeben, sondern auch das Verhältniss derselben zu andern Wissenschaften und zu der ganzen Literatur verändert hat. Die sogenannte Philologie, die vormals selbst bey den bessern Gelehrten mehrentheils nur ein verständiges Sprachstudium war, ist in den neuesten Zeiten zu einer wahren Alterthumskunde, zu einem Studium der alten Völker, ihre Denkart und Sitten erhoben. Hieran hat *Heyne* grossen Antheil. Die Entdeckungs-Reisen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die dadurch erweiterten geographischen, historischen und philosophischen Kenntnisse und Ideen, machten das Zeitalter empfänglich. *Heyne* trat von Seiten der Gelehrsamkeit hinzu, und eignete sich und ihr das an, was aus jenen Unternehmungen des politischen und den Kenntnissen des gemeinen Lebens, zur Beförderung richtiger Beurtheilung, gründlicher Einsicht, und eines bessern Geschmacks, dienen konnte. Und eben hiedurch erhielt die Philologie einen Einfluss auf andre Wissenschaften, der für den Geschmack in der Behandlungsart, und für ihre Beziehungen zu dem menschlichen Geiste im Ganzen, sehr vortheilhaft ausfiel.

Der Leser wünschte wohl, etwas mehr davon zu hören, wie diese Ansichten in *Heyne* entstanden sind. Wir erfahren nur, dass er in Leipzig, bey *Christ*, Vorlesungen über alte Kunst gehört, die seinen Sinn für diesen damals sehr vernachlässigten Zweig der Wissenschaften geweckt; und dass er bey *Ernesti* eine vernünftigere Interpretation kennen gelernt hat, als vorher üblich war. Dieses führt noch nicht weiter. Denn wie manche haben bey *Christ* und *Ernesti* Nützliches gelernt! Aber die nähern Veranlassungen zu der Entwickelung der Denkungsart, wodurch *Heyne* sich auszeichnet, könnte man nur etwa aus Papieren von ihm

ihm selbst erfahren, wenn dergleichen aus der frühern Zeit sich noch fänden.

Die literarischen Streitigkeiten (wenn anders einseitige Angriffe für Streitigkeiten ausgegeben werden können) wodurch man den Ruhm des schon zu lange gepriesenen *Heyne* zu verkleinern gesucht hat, und die sich durch eine seltne Bitterkeit, Unbilligkeit und Grobheit auszeichnen, werden erwähnt: aber so wie sie es verdienen, sehr kurz. In der That, bey manchen Streitigkeiten der heutigen Philologen über die Metrik und Declamation einer längst ausgestorbnen Sprache, die kein Mensch mehr hören kann, fällt dem Leser *Lichtenbergs to bäh or not to bäh, that is the question*, ein: und wahrscheinlich werden *Heynes* Schriften und *Heerens* Lebensbeschreibung gelesen werden, wenn die Systeme des heutigen Tages über Prosodie, nach welchen man die griechischen Dichter zurecht schnitzelt, und über die ideale Geographie, zu ihren Vorgängern versammelt sind.

Es würde überflüssig seyn, hier mehr vom Inhalte eines Buchs mitzutheilen, das jeder den das gegenwärtige Blatt intereſſirt, gelesen hat, oder lesen wird. Aber das Interesse, welches Rec. an dem vortrefflichen Manne selbst, an denen die mit ihm in genauer Verbindung gestanden haben, und an seinen öffentlichen Verhältnissen nimmt, machen es ihm gewissermaſsen zur Pflicht, noch einiges hinzuzufügen, welches theils nicht in Hn. *Heerens* Gesichtspunkte lag, theils von ihm in seiner Lage nicht wohl gesagt werden konnte.

Zuvor mag indessen hier noch eine Bemerkung Platz finden, die sich dem Rec. aufgedrungen hat, da er die Antwort las, die *Ruhnken* auf den an ihn gelangten Antrag zu der Stelle eines Professors *eloquentiae* in Göttingen gab. *Warum man in der Fremde suche, was man im Vaterlande selbst habe?* Er und *Hemsterhuis* hatten in den ersten noch unvollkommenen Versuchen *Heynes* über den Tibullus und Epiktetus, einen Geist erkannt, der den Wissenschaften eine neue Richtung geben würde, und dessen Ruhm sich bald über ganz Europa verbreiten müſste. Wie viel Ehre macht diesen beiden Männern, ihren Einsichten, ihrer Beurtheilung, ihrem Chrakter, eine solche Empfehlung des aufkeimenden Genies, von dem sie ahndeten, daſs sie selbst bald dadurch verdunkelt werden würden. Wahrlich, wenn *Burmanns* Invectiven und kritische Zänkereyen in den Annalen der holländischen Philologie berühmt bleiben, weil in diesen Streitschriften doch wenigstens schöne Latinität zu lernen ist, so verdient jener Zug mit gröſserem Rechte einen Platz darin.

In der Unterhandlung über den ersten Ruf nach Göttingen kann die Genauigkeit und Sparsamkeit des Ministers in Ansehung der Bedingungen, auffallen. Aber man muſs sich erinnern, daſs es im Jahre 1763, unmittelbar nach dem Frieden war, der einen Krieg beendigte, wodurch die hannöverischen Lande sehr hart mitgenommen, alle Kassen erschöpft, die Einflüsse derselben geschmälert waren. Nur durch eine weise Sparsamkeit, emsiges Aufsuchen aller Hülfsmittel, konnte dem Lande wieder aufgeholfen, und die Verwaltung in dem Geiste fortgesetzt werden, in dem vorher regiert war.

Georg der Dritte verabscheute, so wie sein Vorgänger, den Geist der Fiscalität, der den Charakter des Volks den Zwecken der Regierung aufopfert. Dieser Monarch wollte als ein guter Hausvater regieren: und hat so regiert, als wenn er von der Verwaltung seines angeerbten Gutes, seinem Lande Rechenschaft geben müſste. Seine Regierung seiner deutschen Länder hat sich durch eine unausgesetzte Beharrlichkeit in der Beobachtung wohlthätiger Grundsätze, gewissenhafte Pflege aller bestehenden öffentlichen Anstalten, und Schutz aller Privatbemühungen, mehr als durch glänzende Unternehmungen ausgezeichnet: und durch diese lange anhaltende Sorgfalt, ist sein Land während seiner Regierung von den Uebeln die der Krieg in dem er es verwickelt fand, ihm zugefügt hatten, geheilt, und zu einem hohen Grade des Wohlstandes gestiegen. Aber zu Anfange war eine bis zur Aengstlichkeit getriebene Oekonomie unvermeidlich. Der König und das Land hatten das seltne Glück, während dieser ersten schweren Jahre in Münchhausen einen Chef der Staatsverwaltung zu besitzen, der die Erhabenheit der Gesinnungen und der Zwecke, mit der Genauigkeit eines emsigen Haushalters, welche jenen so leicht nachtheilig wird, und mit einer richtigen Schätzung aller groſsen und kleinen Mittel verband. —

Späterhin haben Münchhausen und seine Nachfolger, bey Gelegenheit der Anträge fremder Staatsmänner, dem um die Universität so hoch verdienten *Heyne*, Vermehrung seiner Einkünfte bewilligt, die sich jedoch zufolge der Nachrichten die das vorliegende Buch enthält, nie höher belaufen haben, als auf 1500 Rthlr. Besoldung, und mit Einschluſs aller aus öffentlichen Kassen erfolgten Einkünfte, 2000 Rthlr. jährlich. Dieses kann im Verhältnisse zu seinen Verdiensten und dem Umfange seiner Geschäfte, sehr mäſsig scheinen, wenn man es mit den Summen vergleicht, die ausgezeichneten Männern hin und wieder an andern Orten zugestanden, oder angeboten sind. Aber die Gelehrten, die mit gröſsern Gehalten berufen wurden, um eine oder andre Universität zu heben, kamen aus der Fremde. Ihre Berufung war eine Maaſsregel, die auf die übrigen Verhältnisse keinen oder wenig Einfluſs haben konnte. Göttingen war so glücklich, eine ansehnliche Zahl von Männern zu besitzen, die in andern Fächern, ähnlichen, vielleicht gleichen Ruhm erworben hatten. Wer hätte diese zufrieden stellen mögen, wenn sie einen aus ihrer Mitte, über alles Verhältniſs hinaus, begünstigt gesehen hätten? Alle Leidenschaften wären dadurch auf das höchste gereizt worden: und die Schilderung die Hr. *Heeren* von *Heyne* macht, wird den Rec. rechtfertigen, wenn er dreist versichert, *Heyne* selbst hätte jede anderweite Vermehrung

rung

rung seines Gehalts mit Unwillen abgewiesen. Es würde ihn tief geschmerzt haben, seinen Vortheil auf Kosten seines grössern Interesse für das Wohl der Universität befördert zu sehen, welches verlangte, dass er von jener Seite über alle Vorwürfe erhaben bliebe. Der Wunsch, in spätern Jahren einer höhern Einnahme durch ein Beneficium versichert zu werden, dessen Hr. *Heeren* (S. 379.) gedenkt, war natürlich: und es ward billig gefunden ihn zu gewähren. Die Bemühungen seiner Gönner wurden inzwischen dadurch vereitelt, dass der König Georg III. den Gedanken gefasst hatte, jene Präbende gehöre für die Geistlichkeit. Es ist bekannt, wie fest dieser König an allen seinen Grundsätzen über öffentliche Angelegenheiten hieng; und wie tief in ihm alles gegründet war, was Beziehung auf den geistlichen Stand hatte. Ein Geistlicher, ein Mann von Verdiensten, und Vater einer zahlreichen Familie hat die gedachte Präbende erhalten.

Noch ein Umstand, der *Heyne's* Thätigkeit für die Universität so sehr begünstigte, seine nahe Verwandtschaft mit den Männern in Hannover, in deren Händen die Geschäfte derselben sich befanden, machten es noch unmöglicher, in pecuniärer Rücksicht mehr für ihn zu thun. Hätten andre auch noch das vorbringen können, dass Schwiegervater und Schwager, ihm persönliche Vortheile, über das billig scheinende Verhältniss zu andern Mitgliedern der Universität hinaus zuwendeten, so wäre ein falsches Licht auf sie alle gefallen. *Heyne* ward in wahrem Ernste unwillig, als ihm sein Schwager Brandes, den Titel eines Geheimen Justiz-Raths auswirkte, und konnte nur durch die Vorstellung beruhigt werden, dass dieses nothwendig gewesen, um die Universität gegen die Landesbehörden, und die philosophische Facultät, zu der er gehörte, gegen die andern, in den Titeln, die nach dem damaligen Tone ungefähr bedeuteten, was in den spätern Zeiten, Ordensbänder, in gehörigem Verhältniss zu erhalten. Sein edler Geist ward völlig befriedigt, durch das uneingeschränkte Zutrauen, welches das Curatorium in ihn setzte: durch den grossen, und wegen der indirecten Folgen, über alle Beschreibung grossen Einfluss, den man ihm verstattete; den er ganz vollkommen frey, nach eigner Einsicht, und nach seiner auf alles Gute, und nur auf das Gute gerichteten Neigung ausübte. Dieses war es, was ihn an Göttingen fesselte, und wodurch er dort das reinste Glück genossen hat, das es für ihn auf der Erde gab. Und deswegen war er auch der Regierung, die ihn durch ihr uneingeschränktes Zutrauen den Genuss dieses Glücks gewährte, recht von Herzen ergeben. Endlich muss noch erinnert werden, dass seine grossen Bemühungen, die Universität, die ihm besonders empfohlnen Institute, seine Wissenschaft, zu heben, auf seine äussern Umstände zurückwirkten; und dass seine, wie andrer Göttingischen Lehrer, häusliche Lage, dadurch sehr ansehnlich gewann. Wenn man alles dieses erwägt, so wird man finden, dass die administrative Klugheit der vorgesetzten Behörde hier nicht weniger Billigung verdient, als die bescheidne Mässigung dessen, den sie zu ihrem vertrauten Rathgeber erwählt hatte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Görlitz, b. Anton: *Friedrich Gotthelf Jäsrichs Selbstbiographie*, nebst einigen Geistesarbeiten desselben in Prosa und in Versen, entworfen in der Frohnfeste zu Musskau, und herausgegeben von *Christian Gottlieb Langner*, Archidiaconus und Wendischem Prediger daselbst. *Zweyte* Auflage. 1812. VIII u. 202 S. 8. (10 gr.)

Zwar gut gemeint, aber ziemlich unnatürlich und redselig ist der Predigtton in der Vorrede des Herausgebers, dem man es jedoch verzeihen kann, wenn er der deutschen Schreibart und des guten Geschmacks nicht ganz mächtig ist. Diese Fehler sind schon seltener in der allerdings merkwürdigen Lebensgeschichte des Inquisiten selbst, die er zum warnenden Beyspiel aufgestellt hat, und woraus man die Wahrheit auf's neue bestätigt sieht, wie sehr Spielsucht und schlechter Umgang in der Jugend nicht bloss zum Leichtsinne, sondern zu wirklichen Verbrechen verleiten können. Freylich wäre diese Erzählung, die manche sonderbare Umstände enthält, noch anziehender, wenn in ihr manche unnütze Weitschweifigkeit und leere Declamation vermieden wäre, die man aber ihrem, übrigens müssigen, Vf. verzeihen muss. Auch in der Communion-Andacht und der Prüfung vor dem Genusse des Abendmals wird man mehr die guten und frommen Gesinnungen, als die Einkleidung billigen. Von den beygefügten poetischen Versuchen, die sehr mittelmässig sind, enthält der *erste* Theil geistliche Lieder, und moralische Gedichte, denen in den beiden folgenden andere Verse vermischten Inhalts hinzugesetzt sind. Sie sind aber alle von keinem sonderlichen Werthe; und man wird auch hier Anlass finden, das traurige Schicksal ihres Vfs. zu bedauern, und ihm in dieser Hinsicht manches, was an sich kein Verdienst hat, gern zu Gute halten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Röwer: *Christian Gottlob Heyne,* biographisch dargestellt von *Arn. Ludw. Heeren* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die letztgedachten Umstände führen auf die Verhältnisse, wodurch *Heyne* so lange Zeit einen beyspiellosen Einfluss auf die Leitung der Angelegenheiten der Universität, und dadurch auf das wissenschaftliche Interesse von ganz Deutschland, und vielleicht noch mehr, gehabt hat. Die Nachrichten, die Hr. *Heeren* vom Hofrath *Brandes* mittheilt, sind sehr interessant. Sie machen mit einem Manne näher bekannt, der der literarischen Welt durch seine Sammlungen und durch seine Proben von Kunstkenntnissen schon bekannt, und für sie durch seinen Antheil an der Führung der Universitäts-Angelegenheiten sehr wichtig ist. Er hatte, wie Hr. *Heeren* erzählt, von seinen Studien in Leyden her, recht solide Kenntnisse der alten Literatur mitgebracht, und sein Geschmack und seine Liebe dafür, mitten in allen Zerstreuungen des Lebens in der grossen Welt und in den Geschäften, immer erhalten. Durch seinen Geschäftsverstand und seine Arbeitsamkeit hatte er bey dem Premierminister *von Münchhausen* einen hohen Grad von Vertrauen erworben; und dieser erkannte in ihm den Mann, dem er die Fürsorge für seine geliebte Tochter (wie Georg der Zweyte die Universität nannte) hinterlassen könne. *Münchhausen* war in Hannover tief verehrt. Von wenigen Ministern mögen die sie zunächst umgebenden Geschäftsmänner bey ihrem Tode in solchem Tone der Achtung und innigen Anhänglichkeit gesprochen haben, als der Hofrath *Brandes* hier von seinem Gönner schreibt. (S. 134.) Das Vertrauen, welches der Stifter der Universität in Jenen setzte, erhielt sich unter den folgenden Curatoren, und sie fühlte unter dieser von *Heyne* und *Brandes* geleiteten Regierung den Verlust ihres Vaters fast gar nicht. Als aber der alte *Brandes* starb, trat eine gefährliche Crisis ein. Hannover ist überhaupt kein Terrain für Intrigue, und die Hannoveraner haben sie eigentlich nie recht gekannt. Die Geradheit, welche reinen Gesinnungen so leicht wird, die pflichtmässige Sorge für den anvertrauten Geschäftskreis, in welchen jeder zurückgewiesen ward, der in andre Angelegenheiten einzugreifen versuchte, charakterisiren die Verwaltung, die sich allemal sehr wohl dabey befand, so oft ein Fach dem rechten Manne in die Hände gefallen war. In jenem Augenblicke aber trat ein Mann auf, der weit aussehende Plane hegte: die geistlichen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts, und durch diese vielleicht demnächst auch weltliche zu revolutioniren dachte; und der sich vortrefflich darauf verstand, solche Zwecke zu verfolgen. Einer von den Gegenständen, auf welche *Koppe* sein Augenmerk vorzüglich richtete, war die Universität, die in grosse Gefahr gerieth, in einen Schwindel der Reformen hinein gezogen zu werden. Von Göttingen aus wurden seine Bemühungen von *Spittler*, und vielleicht von Andern, weit mehr unterstützt, als Hr. *Heeren* zugeben will. Gelangen diese Bemühungen, so war es um den ganzen Einfluss geschehen, den *Heyne* auf die Universität bis dahin gehabt und auf eine so wohlthätige Art gebraucht hatte. Auch ohne das hätte *Heyne* die Leitung der Sachen nicht in dem Maasse in Händen behalten können, wenn ihm nicht der Nachfolger des alten *Brandes* zu Hülfe gekommen wäre. Für diesen war es, zumal anfangs, eine schwere Aufgabe. Die Curatel war nach und nach an verschiedne Minister übergegangen. Das Vertrauen, das *Brandes* der Vater, als alter Mann, durch eine lange Reihe von Jahren erworben hatte, musste der Sohn sofort erobern, um sich in Besitz zu setzen; und es war die ganze Kraft des Geistes, die Stärke des Willens, in Verbindung mit der Gewandtheit des Verstandes, die den jüngern *Brandes* auszeichneten, erforderlich, um den Platz zu behaupten. Dieses hat er durch die Unbefangenheit seines Geistes vermocht: und es gereicht dem Charakter derer, die dieses Vertrauen zu ihm fassten, zur Ehre, dass sie es ihm schenkten und dabey beharreten.

Es war noch nicht genug, die Stelle einzunehmen, die sein Vater mit so vielem Ruhm ausgefüllt hatte. In ihr musste jetzt etwas ganz Anderes geleistet werden, als vormals. Der Verlauf vieler Jahre führt allemal nach und nach grosse Veränderungen herbey, wenn sie gleich oft eine Zeit lang unmerklich bleiben. Mehrere grosse und kleine Regenten in Deutschland waren auf die gelehrten Anstalten aufmerksam geworden. Durch ihre Rivalität stiegen die Forderungen der Gelehrten. Bey den unruhigen Bewegungen in der Literatur war eine grosse Festigkeit der Gesinnungen nöthig, um auf dem rechten Wege zu bleiben. Die Zeit des Revolutionirens trat ein, in den Wissenschaften, wie in der politischen Welt. Es ward ein richtiges scharfes Urtheil erfordert, nicht eben über jedes einzelne neue metaphysische, medicinische, theologische System; aber über die Menschen, die dergleichen betrieben, und über ihre

ihre Wirkung in der Welt: ein gegen Zudringlichkeiten der Schmeichler, wie gegen den Terrorismus der Sectenhäupter gestählter Charakter.

Die Wahl anzustellender und beyzubehaltender Lehrer fand nicht allein immer gröſsere Schwierigkeiten, je unsicherer und leidenschaftlicher die öffentliche Stimme ward; auf der Universität selbst konnte alles auch nicht so gemächlich fortgehen, als von *Münchhausen's* Tode bis zu dem Tode des alten *Brandes* (von 1770 bis 1791.). Unter den jetzt eingetretenen Umständen muſste mehr regiert werden; und das konnte nur von Hannover aus geschehen. Der Rath dessen, der am Orte selbst sahe und prüfte, war unentbehrlich: aber die Maaſsregeln, die in Beziehung auf die Verhältnisse in der höhern Region nöthig waren, muſsten vom Sitze der Regierung ausgehen: und auch die innern Verhältnisse erscheinen oft in einiger Entfernung vollständiger und deutlicher.

Von dem, was *Brandes* der Sohn in dieser Absicht geleistet hat, finden sich nur wenige Spuren in seinem an sich sehr schätzbaren Buche: *über den Zustand der Universität Göttingen.* (Göttingen 1802.) Dieses Buch muſs in Beziehung auf die Absichten und die Verhältnisse des Verfassers beurtheilt werden. Man kann es nicht mit andern Schriften über denselben und verwandte Gegenstände vergleichen. In dem *Raisonnement über die protestantischen Universitäten* des Ritter *Michaelis* spricht ein geistvoller erfahrner Mann, mit der Freyheit eines unabhängigen Gelehrten, über die Bedürfnisse der Lehranstalten, und mitunter über die delicatesten Verhältnisse, die der Regierung derselben oft die gröſsesten Schwierigkeiten erregen. Auch *Meiners* hatte bey der Bekanntmachung seines Buchs über die Universitäten, das so viele schätzbare Beobachtungen enthält, einen freyeren Standpunkt. Obschon er, als beständiger Assessor der Universitätsdeputation, näher mit dem Curatorio verbunden war, als *Michaelis*, so brauchte er dennoch in seiner unabhängigen Lage als berühmter Gelehrter, — *o fortunatos nimium, sua si bona norint!* — wenig Rücksichten zu beobachten. *Brandes* wollte dem Könige, dem Ministerio, den Curatoren, dem ganzen Publico, eine Darstellung vorlegen, von allem, was unter dem mächtigen und erleuchteten Schutze des erhabnen Regenten, durch die Sorgfalt und weise Haushaltung der Curatoren, mit beschränkten Hülfsmitteln, zu Stande gebracht war. Die Resultate seiner Bemühungen legte er dar. Die Grundsätze, nach denen er gehandelt; die Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt hatte; die Mittel sie zu besiegen, — waren lauter Geheimnisse seines Berufs, der durch die leiseste Andeutung schon gefährdet worden wäre. Hätte denn irgend einer von denen, die groſse Dinge in der Welt leisteten, und beschrieben haben, was sie gethan, die Erzählung, während des geschäftigen Lebens selbst, bekannt machen dürfen?

Brandes sollte, wollte und muſste die Universität regieren: er fühlte sich zum Regieren geboren. Eben dazu war *Heyne* geboren und berufen. So groſs die Harmonie unter ihnen gewesen ist, so mögen solche Köpfe doch wohl manchesmal hart an einander gestoſsen haben: und wie Hr. *Heeren* bemerkt, war *Heyne* eben so wenig geneigt, im handelnden Leben Unrecht einzugestehen und zurückzugehen, als *Brandes.* Wohl mögen sie also hart an einander gestoſsen haben, so wie Männern von solcher Kraft eigen ist. Aber das gemeine Wesen hat nie darunter gelitten; und was jene Männer recht charakterisirt: es ist nie bemerkt. Wer da im einzelnen Falle nachgegeben hat; wie sie es ausgeglichen haben; das ist gleichgültig. Jeder achtete im Andern den ihm gleichen Geist; und wie *Heyne* seinen Schwager geliebt hat, davon mag seine *Memoria* zeugen, die am 23. Junius 1810. in der Societät der Wissenschaften verlesen, und in den Commentarien derselben gedruckt ist; und der rührende Aufsatz der Frau Geheimen Justizräthin *Heyne*, den Hr. *Heeren* S. 455. mittheilt; dessen Schluſs er, seiner Verhältnisse wegen, im Buche nicht hat abdrucken lassen dürfen; den Rec. aber sich gedrungen fühlt, hier hinzuzufügen.

„Wir sprachen", heiſst es, „noch Manches über die letzten Schicksale dieser ihm so theuren Georgia Augusta. Oft denke ich, sagte er, dein Bruder und ich sind die letzten Römer gewesen. Wer wird sich nach uns so für diese Zierde Europens interessiren? so unermüdet für ihr Bestes arbeiten? und wird sie ohne diese Liebe, diesen Eifer bestehen können?"

Rec. hat den Charakter und die öffentliche Wirksamkeit des Geheimen Cabinets-Rath *Brandes*, eines Mannes, den sein Vaterland in diesem Augenblick sehnsuchtsvoll zurückwünscht, in diesen Blättern (1810. Nr. 173 — 175.), der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe und der Freundschaft zu Ehren, dargestellt. Die Hoheit des Geistes und der Gesinnung, deren auch Hr. *Heeren* gedenkt, waren ihm angeboren, und im Umgange mit der Welt, durch die innere Kraft und Tüchtigkeit seiner Seele ausgebildet; nicht aus dem Umgange mit der vornehmen Welt geschöpft, worin man sie leichter verliert als erwirbt. Da Hr. *Heeren* das Verhältniſs mit *Burke* erwähnt, so ist es vielleicht nicht unschicklich, hier noch etwas mehr darüber zu sagen. Im Jahre 1785, als der Geheime Cabinets-Rath *Brandes*, damals ein junger Mann von 26 Jahren, sich ein halbes Jahr lang in London aufhielt, war *Burke* als eines der thätigsten Mitglieder der damaligen, so eben aus dem Ministerio verdrängten Oppositions-Partey bey Hofe sehr verhaſst. Rec. hat das Wesentlichste dieser Verhältnisse, eine der wichtigsten Begebenheiten der neuern Geschichte, für jeden, der diese aus einem moralischen Gesichtspunkte ansieht, in seiner Beurtheilung eines posthumen Werkes von *Fox*, dargestellt. (A. L. Z. 1812. Nr. 271 — 274.) Ein hannöverischer Staatsdiener durfte nicht wagen, eine Verbindung mit Männern von jener Partey zu suchen. Es war fast unmöglich, einen Weg dazu zu finden. *Brandes*, dem seine Kenntniſs der englischen Politik das lebhafteste Interesse für den groſsen und edeln Mann eingeflöſst hatte, konnte sich die Befriedigung, ihn zu sehen, nicht versagen, und schrieb ihm, ohne wei-

weitere Einleitung oder Vermittlung. *Burke* erlaubte dem Fremden einen Besuch, und fand in dieser ersten Unterredung einen solchen Reichthum von Kenntniss brittischer und deutscher Angelegenheiten, solche Beurtheilung, solche Gesinnungen, dass ein fortgesetzter Umgang entstand, der, ohne eben geflissentlich verborgen zu werden, doch nicht laut angekündigt werden durfte. Sie blieben in Briefwechsel, und im Jahre 1788, als die erwartete Regierungsveränderung die Aussicht zu einem Ministerial-Wechsel erregte, bey welchem *Burke* wieder Mitglied des Cabinets geworden wäre, wünschte er auf diesen Fall, seinen deutschen Freund für die Leitung der auswärtigen Geschäfte zu benutzen, welcher schon damals die schreckliche Crisis von ferne drohete, die bald darauf eingetreten ist.

Von der Correspondenz, die *Heyne* mit seinem Schwiegervater und Schwager, und durch ihre Vermittlung mit dem Curatorio geführt hat, läse man gern wenigstens einen Theil. *Heyne's* Briefe sind, nach Hrn. *Heeren's* Versicherung, in Hannover vernichtet: aber die Antworten allein würden schon für Leser, die, wie *Galiani* sagt, auch das sehen, was zwischen den Zeilen steht, sehr lehrreich seyn. Manches in ihnen möchte wohl unbedeutend scheinen: aber man würde dadurch eine lebendige Ansicht davon erhalten, worin die ungemeine Geschäftigkeit bestanden hat, in welcher *Heyne* von Hrn. *Heeren* dargestellt wird. Seine Aufmerksamkeit war auf alles gerichtet, was die innern Angelegenheiten und die äussern Verhältnisse der Akademie anging. Ueber alles, was dahin gehörte, ward er befragt; und er war der Mann, der über alles ein zuverlässiges Gutachten abstatten konnte. Er war weit entfernt von der Anmaassung mancher Männer, die in der Literatur-Geschichte unter der eignen Rubrik: Polyhistoren, aufgeführt werden, und die alles einzusehen glaubten, weil sie alles wussten: er hat über keinen seiner eignen Wissenschaft fremden Gegenstand etwas geschrieben: aber er besass treffliche Einsichten in das Wesen aller einzelnen Zweige der menschlichen Erkenntniss. Er übersahe ihren Zusammenhang, ihren Einfluss auf einander: und weil er die Menschen eben so gut kannte, als die Wissenschaften, so war sein Urtheil über die Mittel, diese zu befördern, Bemühungen zu erwecken und zu leiten, so zuverlässig und so schätzbar für eine Regierung, die sich die Sache der Gelehrsamkeit und der Aufklärung so angelegen seyn liess, als der König *Georg der Dritte*, als *Münchhausen* und seine Nachfolger. Durch *Heyne's* Bemühungen ward jedem andern Lehrer ein Wirkungskreis eröffnet, in welchem seine Kräfte für das Beste der Nation und für die Ehre der Universität sich frey entwickeln konnten. Aber seine unaufhörliche Sorgfalt für die Mittel, deren sie bedurften, und Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse unter ihnen selbst, die ihre Arbeiten stören konnten, musste für sie wachen. So weit reichte sein Verstand, seine Unerschrockenheit den Vorgesetzten die Wahrheit zu sagen, seine reine Erhabenheit des Charakters. Aber sein Interesse für die Universität forderte noch mehr. Wer Geschäfte kennt und die Menschen, weiss, dass die Ideen nur die Hälfte leisten, und dass derjenige, der etwas Grosses realisirt sehen will, selbst die Ausführung leiten muss. Auf Mitwirkung von Männern von Kopf kann man selten viel rechnen: Denn diese wollen nach ihrem eignen Willen thätig seyn, schaffen sich ihren Kreis, und überlassen alles, was ein Anderer beginnt, seinen Bemühungen um so viel ruhiger, je mehr Vertrauen sie in seine Fähigkeiten setzen. Auf ihm lastete also das zeitfressende Detail vieler Sachen, in welchen der gute Wille mancher ihm herzlich ergebenen treuen Gehülfen ihm doch nicht die Bemühung ersparen konnte, selbst von Allem Kenntniss zu nehmen.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, in Comm. b. Mohr und Zimmer: *Beyträge zur Vaterlandsgeschichte*; von *Julius Lampadius*. 1811. 243 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der sehr unbestimmte Titel sollte heissen: Beyträge zur *Badischen Geschichte:* denn nur damit beschäftigt sich diese Schrift, und zwar in folgenden Abhandlungen. I. *Denkmale von Veränderungen des Rheinlaufs.* Enthält manche aus guten Quellen geschöpfte Nachrichten von dem Laufe, welchen dieser Strom seit den ältesten Zeiten bey Breisach, Kehl, Kloster Hohnau, Rhinau, Arnulfsau, Selz, Neuburg und Germersheim genommen hat. Bey der letztern Stadt nahm der Rhein im 14ten Jahrhundert eine solche Richtung, dass die Lage derselben von Tage zu Tage bedenklicher wurde; weswegen Pfalzgraf Rupprecht II. für nöthig fand, dem Flusse, zur Rettung der Stadt, ein neues Bett zu verschaffen, und das alte verschütten zu lassen. II. *Zur Geschichte der Rhein-Goldwäscherey im 18ten Jahrhundert.* Zuvörderst bemerkt der Vf. die Goldführenden Gewässer, unter welchen der Rhein die vorzüglichste Stelle behauptet, und giebt sodann eine lesenswürdige Beschreibung von der Behandlung, wodurch das Rheingold gewonnen wird, und von den Anstalten, die man für die Goldwäsche in Baden getroffen hat. Eben so interessant sind die Nachrichten über den Ertrag, Gehalt und Verwendung des Rheingoldes. In den Jahren 1804 bis 1807 wurden in Baden-Baden 328 Kronen 19 Gr. und in Baden-Durlach 902 Kronen 57 Gr. gewonnen. — III. *Neptun, der Ettlinger Abgott.* Dieses römische Monument wurde 1480 unweit der Ruinen des Schlosses Fürstenzell, von einem Etlinger Bürger entdeckt und in der Stadt aufbewahret, wo dasselbe noch jetzt seinen Platz behauptet. IV. *Ein Badischer lutherischer Bischof.* Ein Beytrag zur Badischen Reformations-Geschichte. Marggraf Ernst hatte zwar im J. 1556 beschlossen, in seinen Landen einen lutherischen bischöflichen Stuhl zu errichten; es musste aber, wegen unübersteiglicher Hindernisse, unterbleiben. V. *Die bösen Weiber im Amt Frauen-*

Frauenalb. Enthält einige Actenstücke aus dem 16ten Jahrhundert über Verbrennung einiger der Hexerey verdächtigen Weiber. VI. *Die Russen in Grezingen;* 1733. VII. *Proben aus einer genealogischen Geschichte des freyherrlichen Geschlechts von Gemmingen;* in kurzen Charakteristiken von 12 Rittern und 2 Frauen von Gemmingen, die im 15ten und 16ten Jahrhundert lebten. VIII. *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Badischer Fürsten.* Am interessantesten sind die Nachrichten, die der Vf. von den Regenten-Handlungen des Marggrafen Karls III. mittheilt, der während seiner Regierung vom J. 1709 bis 1738 sich als Vater seiner Unterthanen, als Beschützer der Musen, als Erbauer von Karlsruh, als Stifter des Hausordens der Treue und durch andere gute Anstalten sehr vortheilhaft auszeichnet. IX. *Erziehung des Prinzen Ludwig von Baden-Baden.* Unter dieser Rubrik findet man weiter nichts, als zwey Instructionen seines Vaters, des, als Erbprinz im J. 1669 verstorbenen, Ferdinand Maximilian, über die Art, wie man bey seiner Erziehung verfahren solle. X. *Kriegsübel in Offenburg am Ende des 17ten Jahrhunderts.* Der Schaden, den diese Stadt von 1688 an bis 1696 durch die Franzosen erlitten hatte, belief sich auf 1,169,691 (Thaler oder Gulden?). XI. *Nachrichten über einige Breisgauische Dichter des Mittelalters.* XII. *Merkwürdiger Brief einer Badischen Fürstin,* der Markgräfin Catharina an ihren Sohn Christoph. Ein Beytrag zur Charakteristik des 15ten Jahrhunderts. XIII. *Vasallen-Trutz.* Dieser Aufsatz hat für die Badische Geschichte wenig Interesse; er enthält bloss die Erzählung einer Misshelligkeit, die im 14ten Jahrh. zwischen dem Marggrafen Bernhard I. und dem Ritter Heinrich von Tiefenau entstanden war. XIV. *Die Burg Zähringen.* Nach einer kurzen Bemerkung der vorzüglichsten Schicksale, die dieses Schloss im Mittelalter betroffen haben, beschreibt der Vf. den jetzigen Zustand der Ruinen desselben, welche man auf dem Titelkupfer abgebildet sieht. XV. *Leben des Franz Friedlieb, genannt Irenikus aus Ettlingen.* Ein dankeswerther Beytrag zur Gelehrten-Geschichte Badens, worin sich der Vf. über das politische Leben des *Irenikus* und über dessen Schriften ausführlich verbreitet. Zum Grunde liegt die *vita Irenici,* welche der dritten Ausgabe seiner *Exegesis Germaniae* voran stehet. XVI. *Catalogus Abbatum, portae coeli, vulgo Tennenbach, ord. cisterc.* vom J. 1158 bis 1803.

MATHEMATIK.

FREYBURG u. CONSTANZ, in d. Herder. Buchh.: *Tabellen zum Gebrauche bey Höhenmessungen mit dem Barometer,* womit man ohne Logarithmen die Höhen aus den beobachteten Barometerständen berechnen kann. (Von *M. von Lori,* k. baier. Hofrath und Landgeometer zu Straubing.) 1811. 30 S. gr. 8. (4 gr.)

Hr. Prof. *Schultes* in Krakau hatte in den allg. geogr. Ephem. den Wunsch geäusert, „dass irgend ein Mathematiker Tafeln berechnen möchte, nach welchen man für jeden Stand des Barometers von ½ zu ½ Linien, nach den verschiedenen Graden der Temperatur, von — 20 bis + 30° Réaum. die Höhe des beobachteten Ortes über der Meeresfläche finden könnte, da es unmöglich sey, dass ein Reisender unter seinem gewöhnlichen schon zahlreichen Apparat auch eine logarithmische Tafel mitschleppe, um Höhen an Ort und Stelle, was oft wichtig sey, — berechnen zu können." — Späterhin geschah daselbst die Ankündigung, dass der Bergcomm. *Rosenthal* sich dieser Arbeit unterzogen habe, wovon indess dem Rec. nichts zu Gesichte gekommen ist. Eine solche Arbeit hält unser Vf. für schwierig, weil nach *Schultes* Plan über 15,000 Rechnungen erforderlich seyn würden, die 720 Druckseiten einnähmen. Der Rec. muss aber hiebey bemerken, dass ihm die Temperaturgrenzen von — 20° bis + 30° viel zu weit ausgedehnt scheinen, und dass sie von — 10 bis + 20 überflüssig hinreichen. — Der Vf. bemerkt übrigens selbst, dass ein solcher Band noch viel beschwerlicher mitzunehmen seyn würde, als einer mit logarithm. Tafeln, die man jetzt in der Grösse eines Taschen-Kalenders haben kann. Die Arbeit wurde indessen doch von des Vfs. Sohn angefangen, aber durch den Krieg unterbrochen. Der Vf. sann deshalb auf eine andere Methode, und bediente sich dabey der Formel, die *Mayer* in seiner prakt. Geom. 2r Th. S. 376. anführt. Den Anfang des Barometerstandes nahm er von 250 Linien. Die Leichtigkeit seiner Berechnung zeigt der Vf. an einem Beyspiele, wozu er eben das wählt, was *Mayer* a. a. O. mit Logarithmen berechnet hat. Es ist bey demselben der Stand am Fusse des Berges 27″ 8‴ = 332‴; auf dem Gipfel 26″ 4‴ = 316‴. Sucht man diese beiden Stände unter ihrer Rubrik, so findet sich bey 332 die Zahl 1231981, und bey 316 die Zahl 1017471, wovon die Differenz 214510 ist. Nach Abschneidung der 3 letzten Ziffern erhält man 214 Toif. $\frac{51}{100}$, welches die logarithmische Rechnung auch giebt. Bey der Verbesserung wegen Einwirkung der Temperatur auf das Quecksilber in der Barometerröhre, wird der Normalpunct mit *de Luc* auf 16¾ Gr. Réaum. gesetzt, und die Veränderung von 0 bis 80°; wo sie 5‴, 5 nach der gemeinen Bestimmung ist, angenommen. Die Berechnung selbst geschieht nach einer hierzu angegebenen Formel. Die erste Tab. enthält nun in der ersten Spalte den Barometerstand, die 2te die Höhe des Orts; fängt, wie oben erwähnt worden, mit 20″ 10‴ = 250‴ an, und geht von Zehntel zu Zehntel-Linien bis auf 28″ 5‴ = 341‴, als den ungefähren Barometerstand am Ufer des Meeres. Es folgen auch noch Nachtragstabellen. Indem nämlich die vorerwähnten Tafeln nur für Höhen von 1348 Toisen über der Meeresfläche zureichen, so hat der Vf. noch andere für grössere Höhen mitgetheilt. Sie fangen mit 210‴ Barometerstand an, und schliessen mit obigen 250‴. Auch hier sind Beyspiele zur Erläuterung angeführt, und mit der logarithmischen Operation verglichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Christian Gottlob Heyne.* Biographisch dargestellt von *Arn. Herm. Ludw. Heeren* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die heftigste Katastrophe in *Heynes* Leben trat ein, als alle diese Verhältnisse im Jahre 1807 zerrissen wurden, da der Theil des hannöverischen Landes, worin Göttingen liegt, vom Eroberer zum Königreiche Westphalen geschlagen wurden. Diese freche Gewaltthätigkeit, über ein im Kriege erobertes Land definitiv zu verfügen, es willkürlich einer neu geschaffenen Regierung zu übergeben, alle innern Verhältnisse zu zerreissen und zu vernichten, neue Verfassung, Verwaltung, und andre Gesetze einzuführen, ehe noch ein Friedensschluss die Befugniss zu einer solchen Disposition eingeräumt hatte, musste eine unheilbare Feindschaft mit dem Regenten einer mächtigen und nicht überwundnen Nation, dem die eroberten Provinzen angehörten, nach sich ziehn. Die Verhältnisse in deren der Vf. dieser Zeilen sich damals befand, gaben ihm den Beruf, der intendirten Trennung der Provinzen Göttingen und Grubenhagen vom hannöverischen Lande entgegen zu wirken, wenn diess möglich gewesen wäre. Aber wer hätte es wagen dürfen, dem, der sich Herr der Welt und Stellvertreter des Schicksals zu seyn wähnte, solche Dinge vortragen zu lassen? Es war eben die Absicht des Herrn von Frankreich, sich selbst die Versöhnung unmöglich zu machen, und der Welt anzukündigen dass sie dieses sey. Der Ruin der Universität, der damals besorgt ward, ist glücklich abgewandt. Es ist für sie vortheilhafter gewesen, im Jahre 1807 zu dem Königreiche Westphalen gezogen zu werden, als mit dem übrigen hannöverischen Lande unter einer feindlichen Administration zu bleiben, die von Tage zu Tage drückender, und erst alsdann aufgelöst ward, da durch sie nichts mehr herauszupressen, und durch die Domänen-Verschenkungen alles vollzogen war, wodurch man das Land auf ewig zu vernichten dachte. Sey es die hohe Achtung bey allen wissenschaftlich gebildeten Franzosen, und der erklärte Wille Napoleons, das Institut zu schützen, welches die Verehrung von ganz Europa genoss, wie der Armee selbst so gut bekannt war, dass Rec. mehrere male von den Generalen, die den Kaiser umgaben, angeredet ist, *votre pays est fameux, Gottingue est le premier Institut literaire de l'Europe;* auf welches das nachtheilige Urtheil nicht anwendbar war, welches Napoleon mit Recht von einem grossen Theile der deutschen Literatur fällete: oder es sey, dass die Eitelkeit der neuen Herrschaft zu Cassel den Vorwurf scheuete, sie lasse verfallen, was unter der hannöverischen Regierung geblüht hatte: genug, für die Georg-Augustus Universität ward gesorgt, wie für nichts andres. Aber die Geschichte der Staaten, der menschlichen Cultur, der Wissenschaften, der Künste, die Beobachtung des geselligen Lebens, alles beweiset, dass die Angelegenheiten des Geistes, nur durch den Geist selbst leben und gedeihen: dass dieser auch mit schlechten Werkzeugen etwas Grosses leistet, wo er von der Liebe zur Sache und innerm Berufe getrieben wird; dass aber aller Aufwand für äussere Hülfsmittel für sich allein nichts vermag, und der Thätigkeit, die er anfangs belebte, sogar gefährlich wird, indem der Trieb zur Erkenntniss unter dem Reichthume von Hülfsmitteln erliegt.

Was diese Regierung geben konnte, hat sie gegeben: das ist, Geld. Aber die Akademie musste sich in das eiserne System fügen, das den Staat, dem sie für den Augenblick angehörte, so wie alle aus der französischen Revolution hervorgegangne Staaten erdrückte, und von dem ihre Regierungen selbst gefesselt wurden. Die Universität hatte unter einem Curator gestanden, der Mitglied des Staats-Ministerii war. Im Namen dieser höchsten Landesbehörde ergiengen alle Verfügungen an sie: und der anständige Ton der in allen inländischen Verhandlungen des hannöverischen Ministerii von jeher geherrscht hat, ehrte diejenigen, an welche die Befehle ergiengen, eben so sehr als die, welche sie erliessen. Mit welcher feinen Schonung Brandes, der Referent in Universitäts-Sachen, die Persönlichkeit aller Mitglieder des Instituts behandelte; wie viel Rücksicht er auf jedes dort blühende oder aufkeimende Talent, jedes sich entwickelnde Verdienst nahm; davon sind alle, von seiner Zeit her noch lebende, Zeugen. Wenn ihm je einer etwas übel genommen hat, so konnte es nur die Aufmerksamkeit seyn, die er einem andern bewies, und die jener für sich allein verlangte. Jetzt aber ward Göttingen mit allen andern hohen und niedern Lehranstalten, einer Generaldirection untergeben. Zuerst versahe sie ein grosser Gelehrter, und trefflicher Denker, der *Heyne's* ganzen Werth zu schätzen wusste, und ihm mit der Liebe zugethan war, die in einem solchen Geiste gar nicht fehlen konnte. Als aber der edelgesinnte und gefühlvolle *Johannes Müller* sich in einem Berufe, der seiner natürlichen Bestimmung nicht angemessen war, todt geärgert hatte, fiel die Direction der Universität in andre

andre Hände. Es entstanden Missverhältnisse die *Heyne* zunächst trafen, von dessen wohlthätigem aber lästigem Einflusse man sich gern losgemacht hätte. Nicht jeder versteht es so wie Brandes, das was man sich selbst schuldig zu seyn glaubt, mit der Achtung gegen Verdienst und Genie zu vereinigen. In dem achtzigjährigen *Heyne* mag es bittre Empfindungen erregt haben, als er die Auflösung so vieler von ihm sorgfältig angeknüpften und unterhaltnen nützlichen Verbindungen voraus sah. Es fiel zwar anders aus, als manche dachten. Es ist nicht so leicht, sich von einem Manne loszumachen, der alle Fäden eines künstlichen Gewebes in der Hand hält; wenn man nicht die Absicht hat, dieses zu zerstören. Sehr bald hat man gefühlt, es sey unvermeidlich, ihm einen Theil wenigstens, des vormaligen Einflusses zu gestatten. Aus dem Geschäfte welches ganz eigentlich dem Professor *eloquentiae* zukommt, ward er indessen verdrängt. Gelegenheits - Schriften haben gewöhnlich nur ein Interesse des Augenblicks. Die Anschläge, Ankündigungen, Programme, wie man sie zu nennen pflegt, welche nach dem alten Herkommen der Universitäten, bey allen feyerlichen Gelegenheiten erscheinen, sind mehrentheils nur als Proben lateinischer Beredsamkeit merkwürdig. *Heyne* wusste ihnen einen bleibenden Werth zu geben, indem er die hervorstechendsten Begebenheiten und Verhältnisse des Tages, durch Vergleichung mit dem was seine ausgebreitete Kenntniss aller Zeiten und Schriftsteller darbot, in den Gesichtspunkt stellte, der seinen Zeitgenossen der lehrreichste war. Seine edle Freymüthigkeit machte alles höchst anziehend, was aus seiner Feder kam. Aber es giebt Zeiten, in denen auch die anständigste Freymüthigkeit nicht geduldet wird. Unter der hannöverischen Regierung durfte *Heyne* frey schreiben, weil er nichts zu sagen hatte, wodurch sie beleidigt werden konnte. Die Regierungen hingegen, die in Bemerkungen über die Verhältnisse der Völker zu ihren Regenten, über die Maximen dieser, und die Neigungen der Grossen, allenthalben Anspielungen auf sich selbst besorgen müssen, sind nicht einmal mit dem bescheidnen Schweigen zufrieden. Mit Schmeicheleyen muss von ihnen Schonung erkauft werden. — Das Geschäft der öffentlichen Verkündigungen ward *Heyne* abgenommen.

In vielen Geschichtbüchern ist zu lesen, wie hochverdiente Männer mit äussern Ehrenbezeugungen überhäuft werden, indem man ihre Macht Gutes zu wirken, lähmt. Sie sollen nicht über Zurücksetzung klagen dürfen: die Welt soll nicht klagen, dass man ihr die Stütze wohlgesinnter Menschen, und fruchtbringender Anstalten entziehe. Man will vielmehr den Ruhm, das Verdienst geehrt und belohnt zu haben, mit der Befriedigung aller eignen Leidenschaften verbinden. *Heyne* erhielt die Decoration des Ordens der westphälischen Krone. Er kündigte diese, wie er sagte, nicht ihm, sondern der Universität widerfahrne Auszeichnung, in dem 57sten Stück der Göttingischen Anzeigen des Jahres 1810 auf eine Art an, darin sich das edle Gefühl eignen Werthes, ohne alle affectirte Geringschätzung äussrer Ehre, ohne unwürdige Schmeicheley äussert: und das mit eben der Unbefangenheit, mit welcher er, wie Hr. *Heeren* erzählt, in englischen öffentlichen Blättern die Nachricht seines auswärtigen Ruhms mit Verwunderung las. Hier ist weder ein Plato, der auf seidne Teppiche stolz ist, noch ein Diogenes, der eitler als Plato, den Stolz des Plato mit Füssen tritt.

Uebrigens war auch das westphälische Administrations - System eingeführt: und die Einrichtungen desselben trafen wieder *Heyne* mehr als irgend ein andres Mitglied der Akademie: da ihm die Sorge für mehrere öffentliche Institute oblag. Was für Rücksicht nimmt ein Präfect, der mit Allgewalt, aber unter der strengsten Verantwortlichkeit, aufgestellt ist, die vorgeschriebnen Formen der Verwaltung zu handhaben, und der dieser Verantwortlichkeit nur dadurch entgeht, dass er die grösste wie die kleinste Angelegenheit nach der vorgeschriebnen Form besorgen lässt: was für Rücksicht nimmt der auf persönliches Verdienst und dadurch erworbne Achtung! Er kennt nur Behörden, und Figuren die sie ausfüllen.

Heyne hat das Vergnügen gehabt, einen kostbaren Bibliothekbau vollendet zu sehen, und wenn man weiss, welche Sorgfalt er an diese Bibliothek gewandt hatte, so wird man sich leicht sagen, wie viel Freude ihm der Anblick gewährt haben mag. Aber er hat sich davon unmöglich blenden lassen können. Prächtige Bibliothek - Säle, Bau des Observatorium, Geschenke von zusammengeraubten Büchern; höchst selbst eingesammelte Raritäten aus West - Indien: — es ist alles vergeblich. Wie kann eine Universität bestehn, deren Curator auf einen tüchtigen Lehrer Verzicht leisten muss, weil er diesem die verlangte Conscriptions - Freyheit für ein Paar den Wissenschaften gewidmete Söhne nicht auszuwirken vermag. Das machen keine Ritter - Ornate *Ventre de biche* mit antiken Parazonium wieder gut. Hinunter in den Abgrund, der die ganze cultivirte Welt zu verschlingen drohte, und den der Ehrgeiz der Militär - Gewalt grub! — Mitten in diesen trüben Aussichten ward *Heyne*, in einem Augenblicke, aus seiner rastlosen Thätigkeit für grosse und gute Zwecke, hinüber in die ewige Ruhe versetzt. Die Nachricht von dem Tode des zwey und achtzig jährigen, in voller jugendlicher Kraft des Geistes hingesunknen Mannes hat seine Freunde und Verehrer erschreckt. Ihre nächste Empfindung war Freude darüber, dass ihm das bittre Gefühl erspart worden, sich selbst zu überleben. Selbst diejenigen, die so wie der Vf. dieses Blattes, wünschten, mit ihm die Morgenröthe eines Tages zu erleben, der zu neuer Thätigkeit auffodert, mussten Gott für ein so beneidenswerthes Ende eines bewundrungswürdigen Lebens danken.

Die Pension, welche seiner Wittwe von der hannöverischen Regierung zugesichert war, als er grosse Vortheile im Auslande, seiner Liebe zu der Universität aufopferte, ist von der westphälischen Regierung zu Cassel, ohne Rücksicht auf das wohlerworbene Recht, von vierhundert Thalern, auf achthundert Franken her-

herabgefetzt. Eine der letzten Handlungen ihrer ufurpirten Autorität.

Das Buch ift mit einem wohlgetroffenen Bildniffe des Verftorbenen geziert, von Wilhelm Tifchbein im Jahre 1799 gemalt. Der Kupferftecher hat einen Anachronism begangen, indem er das Ordensband hinzugefügt, welches *Heyne* erft im Jahre 1810 erhalten, da er fchon eilf Jahre älter war, als ihn das Porträt darftellt.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Schöne: *Preuffifch - Brandenburgifche Gefchichte* für Jünglinge und Mädchen, nebft einer chronologifchen Tabelle der Brandenburgifchen Regenten aus dem Haufe Hohenzollern von 1415 bis 1811. Von *A. F. Stein.* 1811. 290 S. 8. (18 gr.)

Abermals ein mühfeliges Product des mehrnamigen Vielfchreibers, der feit einigen Jahren gewöhnlich unter dem angenommenen Namen *Karl Stein*, hier als *A. F. Stein* auf dem Titel figurirt. Nach einigen fehr feichten Bemerkungen über das Angenehme und Nützliche der Gefchichte überhaupt und der vaterländifchen insbefondre, welche die Stelle einer Vorrede zu vertreten fcheinen, und ohne von den Hülfsmitteln zu fprechen, deren fich der Vf. bediente, um feiner Gefchichte Glaubwürdigkeit zu verfchaffen, erzählt er (von S. 42. an) die brandenburgifch - preufsifche Gefchichte in den gewöhnlichen vier Zeiträumen, deren *erfter* die Gefchichte der Mark Brandenburg bis auf Albrecht den Bär, der *zweyte* die Gefchichte der anhaltifchen, bayerfchen und luxemburgifchen Regenten, der *dritte* die Gefchichte der hohenzollernfchen Kurfürften, und der *vierte* die Gefchichte der preufsifchen Könige enthält. Neues erwartet man hier nicht; das Bekannte ift bis auf einige Sprachfehler (fo fagt der Vf. z. B. S. 207. fich dem Bündniffe entfagen, und S. 212. fich des Rechtes entfagen, anftatt dem Bündniffe, Rechte entfagen) ziemlich gut erzählt. Nur entftellen viele Fehler das Buch, von denen wir nur einige anführen wollen, theils um vor dem Gebrauch des Buches zu warnen, da die Lefer, für welche das Buch beftimmt ift, nicht im Stande find, das Wahre und Falfche zu fondern, theils um den Vf. zu mehrerm Fleifs bey feinen künftigen hiftorifchen Arbeiten zu ermahnen, die er doch nicht unterlaffen wird. S. 56. hätte dem Worte Grenzftatthalter die eigentliche Benennung Markgraf beygefügt werden follen, damit diefer in der Folge gebrauchte Titel für keine neue Würde gehalten werde. Warum der Vf. (S. 74.) nur den älteften und jüngften Sohn Albrechts des Bären und ihren Antheil an der Erbfchaft anführt, und die Prinzen Hermann, Albrecht und Dietrich übergeht, fehen wir nicht ein. Nicht fowohl für die Schutzgerechtigkeit, welche der Erzbifchof von Magdeburg über die Mark hatte, (S. 78.) zahlte die treffliche Mathilde ihm 1900 Mark Silber, als vielmehr für die durch den Tod ihres Gemals dem Kaifer Friedrich II. zugefallenen und von diefem dem Erzbifchof von Magdeburg gefchenkten unmittelbaren Reichslehen. — Nicht einen Theil des Fürftenthums Camin trat (nach S. 79.) der Herzog Barnim I. von Pommern an die Markgrafen Johann und Otto ab; fondern genauer die Ukermark, bis auf einen Theil, der dem Bisthum Camin gehörte. Waldemar behielt aufser den (S. 86.) angeführten Bezirken in dem Vertrage mit dem deutfchen Orden auch den Strich zwifchen den Flüffen Kuddo, Netze und Drage, der die Städte Krone, Friedland, Filehne, Slope u. f. w. begriff. In dem Vergleich vom Jahr 1317 (S. 87.), der zu Weifsenfels gefchloffen wurde, welchen Umftand der Vf. nicht anführt, verfprach Friedrich aufser den angeführten Punkten, die brandenburgifchen Markgrafen in dem Befitz von Dresden, Hain und Tharand nicht zu beeinträchtigen. Aufser den (S. 102.) angeführten Städten blieben auch die Neumark und Laufitz, ein Theil des Adels und vorzüglich die Johanniterritter dem Kurfürften Ludwig I. getreu. Nicht ganz Bayern follten (nach S. 105.) Ludwig der Römer und Otto haben, wenn Ludwig der Aeltere ohne Erben ftürbe, fondern zufolge des luckauer Vergleichs nur Oberbayern. Das merkwürdige Handbuch, das uns die erfte geographifche Befchreibung der Mark Brandenburg giebt, und des Kaifers Karl Lieblingsplan, die Verbefferung des Nahrungsftandes, ausführen follte, hat der Vf. (S. 123.) nur genannt, ohne es genauer zu würdigen. Eben fo wenig beftimmt er (S. 126.) den Umfang des Burggrafthums Nürnberg, und fagt nur, dafs es damals fchon eine fürftliche Würde war. Den fabelhaften Urfprung der Ketzerdörfer führt der Vf. (S. 131.) noch immer als wahr an. Jene Ketzer- oder eigentlich Kietzerdörfer find Fifcherdörfer (von dem wendifchen Worte Kietz (d. i. Fifch), und führen den Namen zum Unterfchied der Bruchdörfer an den niedrigen Ufern der Oder. Nach derfelben Seite exiftiren die Johanniterritter in Sonnenburg noch immer fort; der Vf. kannte alfo nicht das königl. Edict vom 30. October 1810, nach dem alle Klöfter, Dom- und andre Stifter, *Balleyen* und Commenden u. f. w. als Staatsgüter betrachtet und nach und nach eingezogen werden follen. Nach S. 133. vereitelt der Tod der Prinzeffin Catharina von Sachfen die Hoffnung des Kurfürften Friedrich II., König von Polen zu werden! Die friedliche Beylegung des Krieges in Schlefien, welche die Veranlaffung war, dafs der Kurfürft Johann den Beynamen Cicero erhielt, gefchah nicht (nach S. 147.) während feiner Regierung, fondern während feiner Statthalterfchaft in der Mark, noch bey Lebzeiten des Vaters Albrecht Achilles, im J. 1474. Nicht 70 Edelleute (S. 151.) liefs Joachim I. hinrichten, fondern über 70 Räuber, unter denen 40 von Adel waren; und zu den adligen Räubern, welche damals in die Litaney eingefchloffen wurden, gehörten nicht blofs die vom Vf. angeführten Lüderitze und Itzenplitze, fondern auch die Krachte und Köckeritze. Von den Folgen, welche der vom Vf. (S. 155 u. 188.) nur unvollftändig gefchilderte krakauer Vergleich für das neue Herzogthum Preufsen hatte, fagt der Vf. nicht ein Wort, fo wichtig und nothwendig diefs auch ift. Nicht alle verlaffenen Stifter und Klöfter wurden von dem Kurfürften Joachim II. und feinem Bruder Johann (nach S. 171.) in Kammergüter verwandelt; ein Theil derfelben

ben wurden Lehngüter für Adlige, ein Theil, besonders die städtischen, wurden in Schulen umgeschaffen, deren es damals nur sehr wenig gab. S. 176. 178 u. 179. finden sich mehrere bedeutende historische Fehler, die alle umständlich zu berichtigen der Raum verbietet. Weder durch Erbschaft, noch durch das geraische Grundgesetz erhielten die Prinzen Christian und Joachim Ernst Bayreuth und Ansbach, sondern durch den ansbacher Vergleich vom J. 1609. Auch lebt der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander nicht mehr; er ist schon am 5. Januar 1806 gestorben. Das Fürstenthum Jägerndorf hat der König Friedrich der Grosse nicht zurück bekommen, wie der Vf. (S. 193.) erzählt; es gehört noch den Fürsten von Lichtenstein, und steht nur, was den preussischen Antheil betrifft (denn ein Theil des Fürstenthums liegt in Oestreichisch - Schlesien), unter der Souveränetät des Königs von Preussen. Der Inhalt des Prager Friedens ist (S. 196.) nur unvollständig angegeben. Nicht bloss die Bestätigung der Ansprüche des Kurfürsten auf Pommern (welche durch das vom Vf. nicht angeführte Reservat zwischen Gustav Adolf und Bogislav XIV. beschränkt waren), sondern auch der Umstand, dass der Kaiser die Kirchengüter nicht zurückfordern wollte, und also für Brandenburg von dem Restitutionsedict vom J. 1629 abstand, und einige andere für Brandenburg vortheilhafte Bedingungen verdienten gewürdigt zu werden. Auch der Vf. schreibt (S. 198.) dem Grafen von Schwarzenberg die Absicht bey, die Kurwürde an sich zu bringen, obgleich der Consistorialrath *Cosmar* im preussischen Hausfreund 1810 Nr. 78 u. 79. die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe hinlänglich gezeigt hat. Nicht die ganze Herrschaft Hohenstein (S. 201.) erhielt der Kurfürst Friedrich Wilhelm im westphälischen Frieden, sondern nur die Aemter Lohra und Klettenberg. Nicht zu Libau (S. 204.) sondern zu Labiau in Ostpreussen wurde der Vertrag geschlossen, welcher den Kurfürsten von Brandenburg zum souveränen Herzog in Preussen erklärte. Der Kurfürst Georg Wilhelm starb den 21. November 1640, nicht (nach S. 197.) den 1. December; die dreytägige Schlacht bey Warschau war nicht (nach S. 204.) vom 18 bis 20. Junius, sondern vom 26 — 28. Julius, und der Friede von Welau (ebendaselbst) ward nicht am 19. November, sondern am 19. September geschlossen. Die gewöhnliche Erzählung vom Stallmeister Froben, welche der Vf. (S. 210.) ohne alle Prüfung aufnahm, hätte aus *Klaproths* Staatsrath u. s. w. (S. 37 f.) sehr berichtigt werden können. Ganz falsch ist (S. 212.) die Darstellung des Friedens von St. Germain. Nach dem Vf. gab der Kurfürst Friedrich Wilhelm alle schwedischen Besitzungen zurück, ausser Dam (lies Damm) und Golno (lies Gollnow); nach dem Tractat selbst gab der Kurfürst Vorpommern an Schweden zurück, und erhielt die Städte Garz, Camin, Greifenhagen, Wildenbruch und alle die Orte, welche jenseit der Oder lagen, *Damm und Gollnow ausgenommen, welche bey Schweden blieben.* Die Zahl der nach Widerrufung des Edicts von Nantes in die preussischen Staaten eingewanderten Franzosen betrug nicht (nach S. 213.) 20000, sondern bis zum J. 1700, also ungefähr zwölf Jahre nach dem vom Vf. angenommenen Zeitraum nur 13105 Seelen, nämlich 9271 in der Kurmark, 2626 in Magdeburg und Halberstadt, 559 in Preussen und Pommern, und 649 in den westphälischen Provinzen. So gegründet auch die Rechte des Königs Friedrich I. auf Neufchatel und Vallengin (oder wie der Vf. immer schreibt Valangien) waren (nach S. 222.), so überliess er doch den Ausspruch dem Obergericht und Tribunal der sogenannten drey Stände von Neuenburg. Auch in der Geschichte der spätern preussischen Könige, die der Vf. aber meistens sehr kurz und mit Weglassung vieler merkwürdigen Umstände erzählt (so wie er überhaupt von dem Regierungsantritt der Hohenzollern an nur eine gewöhnliche Regentengeschichte geliefert hat, ohne, wie in den vorhergehenden Abschnitten auf die Fort- oder Rückschritte der Cultur der Nation Rücksicht zu nehmen), finden sich mehrere Irrthümer. So erliess Friedrich der Grosse nach Beendigung des glorreichen siebenjährigen Krieges, nicht (nach S. 262.) den Beamten die Hälfte der Pacht auf 6 Jahre; sondern er that ihnen die Hälfte dessen, was ihnen der Feind genommen, gut, und stand ihnen noch 6 Pachtjahre ohne Erhöhung zu. In der ersten polnischen Theilung bekam Friedrich II. nicht bloss (nach S. 263.) das polnische Preussen, Danzig und Thorn ausgenommen, sondern auch den District von Grosspolen bis an die Netze (das ehemalige Pomerellen). Auch hat der Vf. (S. 272.) bey der zweyten und dritten polnischen Theilung zwar die dadurch von Preussen erworbene Provinz Südpreussen genannt, aber Neuostpreussen und Neuschlesien ganz mit Stillschweigen übergangen, obgleich bey der Darstellung des Tilsiter Friedens (S. 282.) diese Provinzen genannt werden. — Nicht wenige Druckfehler, die vielleicht nicht alle auf die Schuld des Setzers kommen und nicht angezeigt worden, vollenden endlich die Unbrauchbarkeit dieses Machwerks. So liest man *Alois* statt *Alcis; Julni* statt *Julin; Keole* statt *Krole; Pom's* statt *Pauen; Stakko* statt *Nakko;* S. 130. *Gebiet* statt *Geleit;* S. 170.: 1551 statt 1571; S. 211. *Hom* statt *Horn; Splitter* statt *Spilter;* S. 230. *Lechinsky* statt *Lesczinski;* S. 243. *Henneberg* statt *Hennersdorf;* S. 246. *Brouns* statt *Browne;* S. 272. *Grodov* statt *Grodno; Koschiusko* statt *Kosciusko* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Die Religionslehren der Bibel aus dem Standpunkt unsrer geistigen Bedürfnisse* betrachtet von *Johann Ludwig Ewald*, Doctor der Theologie u. s. w. *Erster* Band, welcher die Religionslehren der *ältern heil. Schriften* enthält. 1812. X u. 259 S. *Zweyter* Band, welcher die Religionslehren der *neuern heil. Schriften* enthält. 1812. XXVI u. 324 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.).

Es ist einem für sein lange kränkelndes Kind besorgten Vater, der schon manche an ihm versuchte Kur hat fehlschlagen gesehen, nicht zu verdenken, wenn er, oft mit eigner Einsicht im Widerspruch, zu jedem, auch dem verzweifeltsten Mittel seine Zuflucht nimmt. Wer möchte es daher dem Vf. verübeln, wenn er seinen Glauben an eine äussere Offenbarung Gottes zu retten sucht, wie unstatthaft auch seine Rechtsgründe seyn mögen? Das aber mag man tadeln, auch wenn der Vf. nicht das Befugniss dazu ertheilt hätte, dass er nach einem 15jährigen Nachdenken, Forschen und Sammeln nicht richtiger gedacht, tiefer geforscht, so einseitig gesammelt, und seinen Beweis so oberflächlich, verwirrt, in halbwahren Sätzen, unbestimmt und schielend dargelegt hat. Das Buch besteht aus Text und Noten und der Inhalt ist dem Wesentlichen nach folgender. Religion ist ein inneres Gefühl, welches sich durch den sich selbst überlassenen Verstand und das moralische Gefühl ausspricht und entwickelt; das ewige Wesen offenbart sich durch dasselbe, als *unmittelbare* Thatsache dem geistigen Theile unsers Ichs. Die Erkenntniss der Gottheit, welche wir dadurch erlangen, ist höchstens eine symbolische, blos menschlich subjective; das Object bleibt uns völlig unbekannt. Anthropomorphismus ist daher immer unentbehrliche Vorstellungsart des Unendlichen für den Menschen, und Gott kann wohl ein ganz anderes Wesen seyn, als wir es uns denken. Der Mensch muss also auf Erkenntniss rein objectiver Wahrheit verzichten, und doch hat er, wenn er bis auf einen gewissen Grad gebildet ist, einen innern Trieb, Wahrheit zu erkennen. Der Grund dieses Triebes liegt in gewissen Bedürfnissen, die wir in uns fühlen, oder in einer in unsrer Natur begründeten Nothwendigkeit, gewisse äussere Dinge uns zuzueignen, wenn wir unsere Menschenbestimmung erfüllen wollen. Die Tendenz aller dieser Bedürfnisse ist unsere höchst mögliche Vervollkommnung, oder Ruhe, Sittlichkeit und Glückseligkeit. Was diese Bedürfnisse erfüllen soll, muss den Menschen mit allen seinen Kräften umfassen, und ihm durch ein Medium, welches von der einen Seite an die Gottheit, von der andern aber an unsere Natur gränzt, zu einer nähern Erkenntniss von dem Wesen führen, was er für den Schöpfer des Universums und seinen Wohlthäter hält, ihm Aufschlüsse über die Entstehung des Bösen, Gewissheit, dass wir die Gegenstände unsrer Liebe ewig um uns haben werden und der Vergebung der Sünden geben, seine sittlichen Kräfte erhöhn, ihm Trost im Unglücke ertheilen und ihn versichern, dass die Wünsche seiner Liebe erfüllt werden sollen. Die Vernunft kann uns diese Gewissheit nicht geben, noch uns Kräfte ertheilen. Wir dürfen also hierüber eine Offenbarung von dem Schöpfer unsers Wesens erwarten, aber nur eine mittelbare, welche um den ganzen Menschen zu erfassen, Geschichte seyn muss. Dieses sind dem Vf. die negativen Erfordernisse einer göttlichen Belehrung, Wunder und Weissagungen ihre positiven. Nach dieser Entwicklung folgt denn die Erklärung der Bibellehren A. und N. Testaments, zum Beweise, dass nur im Christenthum eine göttliche Offenbarung anzutreffen sey. So sicher nun auch der Vf. seiner Sache zu seyn glaubt, und so wegwerfend er auf Philosophie und Vernunftgebrauch in der Religion herabblickt, so möchte er dazu wohl keine grosse Ursache haben. Entweder sind die Bedürfnisse, auf deren Befriedigung er die Nothwendigkeit einer Offenbarung baut, nothwendig in der menschlichen Natur gegründet, und der Mensch kann seine Bestimmung nicht erreichen, wenn sie nicht erfüllt werden; dann bedarf es keiner Offenbarung. Die Aufschlüsse und Kräfte, welche der Mensch bedarf, sind als nothwendige Postulate dieses Bedürfens mit demselben gegeben und gehn unmittelbar aus demselben hervor, so dass man mit Recht, wie der Vf. in Rücksicht der Zahlformeln (S. 66.) fragen kann: Was sollen uns Wunder zur Bestätigung von Behauptungen, die aus Gründen bis zur höchsten Evidenz erweislich sind? Gott thut nichts Ueberflüssiges. Oder sie haben in zufälligen Bestimmungen der menschlichen Natur ihren Grund; dann kann der Vf. sein Postulat durch nichts gegen den Einwurf retten, mit welchem *Wizenmann Kants* Postulate der praktischen Vernunft zu seiner Zeit bestritt: Ein Verliebter könne aus dem Hirngespinnste einer Idee von Schönheit, worin er sich vernarrt habe, keineswegs schliessen, dass seine Prinzessin irgendwo existiren werde. Möchte aber der Vf., der geneigt ist die Reflexion für das

Grab des religiösen Sinns anzusehen, sagen, diese Nothwendigkeit werde nicht erschlossen, sondern nur durch das Gefühl kund; so müssen wir ihm seine innere Anschauung, oder Ahndung, oder wie er sonst diese Art seiner Ueberzeugung nennen will, wohl lassen, können aber nicht umhin, jeden Versuch, sie allgemein geltend zu machen, für eine Anmassung zu erklären, welche nothwendig in sich selbst zerfallen muss, weil es dazu an jedem Mittel fehlt. Lassen wir aber auch diese Art eines Beweises gelten, wie viel er gelten mag; so läfst es sich doch gar nicht einsehen, wie es dem Vf. einfallen konnte, die Befriedigung der in der vernünftigen und sittlichen Natur des Menschen gegründeten Bedürfnisse nur für ein negatives Erforderniss der Göttlichkeit einer Offenbarung auszugeben, und über dieses noch Wunder und Weissagungen zu verlangen. Die Kraft dieses Beweises beruht ja selbst für den Augenzeugen auf einer Reihe von Schlüssen, die, sind Vernunftschlüsse, wie der Vf. behauptet, überhaupt in Gegenständen der Religion höchst trüglich, hier besonders leicht irre führen müssen, da sie von Voraussetzungen ausgehen, die so viele Kenntnisse erfordern und so mancherley Täuschungen zulassen, bey entfernteren Zeitaltern aber auf lauter historische Beweise hinauslaufen, wie sie zum Theil S. 203. des zweyten Theils aufgestellt worden, und doch am Ende nur eine Wahrscheinlichkeit bewirken, die der Vf. doch nie den Schlüssen aus nothwendigen Bedürfnissen des Menschen, und noch weniger seinem Gefühle, welches, wie er meint, allein vor Verirrungen des Verstandes schützen kann, gleich setzen wird. Wodurch aber der Vf. das lockere Gewebe seiner Argumentation, oder wie er sonst diese seine Betrachtungen nennen mag, vollends unhaltbar gemacht hat, ist gerade das, wodurch er die Faden recht fest zu verbinden glaubt. Er sahe den Grundsatz der kritischen Philosophie, dass alle unsere Vorstellungen durch ursprüngliche Formen des Anschauens und Erkennens bestimmt werden, als ein sehr erwünschtes Hermäon für seine Meinung an und fast noch erwünschter kam ihm während seiner 15jährigen Prüfung der Bibel die von *Fries* in die Philosophie eingeführte Ahndung entgegen. Die blosse Ahndung kann ja den nach Wahrheit strebenden Geiste nicht gnügen, wie anders kann sie aber zur Gewissheit erhoben werden, als durch eine äussere Offenbarung. Und da sich nun von der Gottheit an sich nichts erkennen läfst, so war ja ein Medium der Gotteserkenntniss nothwendig, und da diese nur anthropomorphisch seyn kann, so musste Gott in menschlicher Gestalt erscheinen, um die geistigen Bedürfnisse des Menschen zu erfüllen. Ein von Vorurtheilen freyer und selbstdenkender Geist würde von jenen Voraussetzungen zu einem Resultate geführt seyn, welches dem Christenthum die ihm gebührende Werthschätzung bey Jedem, dem es nicht an Gemüth fehlet, sichert. Allein unser Verfasser wollte, wie die zu Babel, einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichte, und dazu, wie jene (nach S. 183.) neue Werkzeuge brauchen, das gab hier wie dort eitel Verwirrung, und wenn auf jenen Thurm, wie er meint, späterhin Semiramis vollendete (wir lesen hiervon im Herodot, auf welchen er sich beruft, nicht ein Wort), den Seinigen wird weder eine Semiramis noch eine Aspasia jemals ausbauen. Wenn unsere Erkenntniss Gottes lediglich subjectiv ist, unsere Vorstellungen von ihm durch gewisse Denkformen bestimmt werden und wir gar nicht zu einer objectiven Gottheit hinaus können, ja wenn es überall (nach S. 5.) kein Mittel giebt, die objective Gültigkeit unsrer Erkenntniss durch Vergleichung unsrer Vorstellung mit ihrem Gegenstande nachzuweisen, wie will der Vf. das Geringste von der Gottheit, ihrer Existenz, ihren Zwecken und ihrer Wirksamkeit unabhängig von den nothwendigen Bestimmungen des Bewusstseyns erkennen, und, wie er es doch überall darauf anlegt, erweisen. Die durch diese Subjectivität einmal bestimmte Vorstellung des Unendlichen kann nur das seyn und werden, wozu die Bedingungen in den nothwendigen Formen des Anschauens, Denkens und Erkennens liegen. Ist sie nur Ahndung, so bleibt sie dieses, und keine Gottheit kann sie je über sich selbst erheben, ohne zugleich das ganze Vorstellungsvermögen so zu verwirren, dass auch das Unendliche ferner nicht einmal mehr geahndet werden kann. Dieses hat der Vf. ausgesprochen, so bald er einen Organismus des menschlichen Geistes und Gemüths, wie S. 6. 7. 49. und an mehrern Stellen anerkennt. Er liebt Gleichnisse; so ändere er doch nur das Kleinste an dem Mechanismus einer guten Uhr, ob nicht ihr ganzer Gang unrichtig wird. Und nun sollen wir gar bey dieser Subjectivität aller Erkenntnisse, bey diesem unsern gänzlichen Unvermögen, das Uebersinnliche an sich zu fassen, Wunder wahrnehmen und sie als Wirkung Gottes beurtheilen. Wie wahrnehmen, was nicht wahrgenommen werden kann, so lange es Form und Gesetze der Wahrnehmung giebt, wie als Gottes That beurtheilen, was jeden Maafsstab dieser Beurtheilung zernichtet? Der Vf. scheint dieses auch gefühlt zu haben; er will daher nicht von sogenannten Wundern erster Ordnung verstanden seyn (2. Th. S. 213.). Die Natur soll an demjenigen, was er Wunder nennt, immer noch einigen Antheil haben. Allein die Einrede bleibt immer dieselbe. So weit etwas nach den Gesetzen der Natur erfolgt ist, ist es kein Wunder, so weit es aber durch höhere, als natürliche Kräfte bewirkt worden (S. 213.), kann dieses Höhere nicht mehr zur Wahrnehmung und Erkenntniss durch die Gesetze derselben bestimmt, mithin nicht mehr wahrgenommen werden. Ein gehörig organisirter Mensch kann daher auch nach des Vfs. Voraussetzung keine Erscheinung für ein Wunder halten. Eben so wenig rettet sich der Vf., wenn er wiederholt Wunder für Begebenheiten erklärt, welche nach Gesetzen erfolgen, die allen Menschen unbekannt sind, oder für solche, welche alle Menschenkräfte übertreffen. Denn woher weiss er es, dass ein Gesetz allen Menschen unbekannt ist, und dass Etwas alle Menschenkräfte übertrifft?

Nicht

Nicht aus der Erfahrung: denn durch die wird ja (2. Th. S. 210.) immer etwas Neues entdeckt, und sie hat im Magnetismus uns einen bisher völlig unbekannten Zusammenhang der Erscheinungen kennen gelehrt; und es könnte solchergestalt wohl dahin kommen, dass das, was bisher als Wunder eine Offenbarung positiv hätte begründen sollen, bald als ein natürlicher Hergang erkannt, und dadurch der darauf gestützte Glaube ein eitel nichtig Ding würde. Seine Behauptung, es gebe Dinge, die *offenbar kein* Mensch thun *könne*, stützt sich also, wie auch der Ausdruck anzeigt, auf ein durch die Bestimmung der Menschennatur gegebenes Unmögliche. Da ihm dieses Unmögliche doch nur durch die Gesetze des Denkens und Erkennens kund werden konnte: so hat er durch diese behauptete Unmöglichkeit des Thuns auch zugleich die Unmöglichkeit des Wahrnehmens und Erkennens ausgesprochen. Bey der Widerlegung *Humes* hat er zu zuversichtlich dem ehrlichen *Less* getrauet, der jenen scharfsinnigen Denker einer Verwirrung der Begriffe des Conträren und Contradictorischen beschuldigt, da ihm doch nicht unbekannt seyn durfte, was seit der Verbreitung der Grundsätze der kritischen Philosophie jeder weiss, der seinen philosophischen Cursus auch nur nothdürftig absolvirt hat. *Hume* liess bekanntlich das Princip der Causalität aus einer durch alle Jahrhunderte und alle Weltalter befestigten Gewöhnung hervorgehn, welcher durch ein Wunder nicht widersprochen werden könne, ohne zugleich alle Causalität aufzuheben. Nach ihm blieb freylich dieses Princip immer einem Bruche gleich, dessen Nenner gegen den Zähler *fast* verschwindet. Was thut aber unser philosophischer Religionslehrer? Er erklärt es an mehreren Stellen mit den kritischen Philosophen für ein in dem menschlichen Denk- und Erkenntnissvermögen begründetes Gesetz, läst mithin den Nenner völlig verschwinden; der Bruch wird eine ganze Zahl, und der Grundsatz der Bewirkung steht so unwandelbar fest, als nur immer eine Zahlformel stehen mag. Indem er nun (S. 166.) behauptet, keine Zahlformel könne durch ein Wunder aufgehoben werden, hat er, wenn er nicht die Consequenz, wie Th. 2. S. 210. die Anwendung jenes Princips, auch für eine gelehrte Klügeley erklären will, allen Wundern unvermeidlich den Stab gebrochen. Wegen dieser Aeusserung wird Hr. *Ewald* den Rec. nun wohl auch mit *Göthe's Mephistopheles* (nach S. 208.) in eine Reihe stellen, und ihm die Vergebung seiner Sünde in dieser und der künftigen Welt absprechen. Aber wir hoffen denn doch dem Herrn am wenigsten zur Last zu seyn, weil wir dem Vf. zum Gesellen zugegeben worden, ihn, wo möglich, vor völliger *Erschlaffung* zu bewahren, und seinem unheiligen Verdammen redlicher Wahrheitsforscher nach Vermögen zu begegnen. Alle Hoffnung dazu haben wir nicht aufgegeben, weil der Vf. noch nicht völlig zu einer *unbedingten Ruhe* eingegangen zu seyn scheint, und nach einem 15jährigen Nachdenken noch nicht zur Einheit mit sich selbst gekommen ist. Wir wissen nicht, war es Unbedachtsamkeit oder eine andere Ursache, weswegen er sich uns andern Menschenkindern entgegensetzet und Wunder, welche er (nach S. 69.) für alle Menschen nothwendig fordert, um sich von der Wahrheit einer göttlichen Offenbarung zu überzeugen, zu seiner eigenen Ueberzeugung für überflüssig erklärt (Vorrede S. VI.). Nach demjenigen, wie er sich überall ankündiget, möchten wir lieber für das Erste stimmen: denn überall stösst man auf höchst befremdende Beweise von Unbestimmtheit, Missverstand, Inconsequenz und Widersprüchen. Bald lässt er es unentschieden, ob die Offenbarung mittelbar oder unmittelbar sey, dann behauptet er geradehin eine unmittelbare Offenbarung sey unmöglich, weil alle unsere Anschauungen durch unsere innere oder äussere Empfindungsart modificirt werden; und doch sollen Wunder positive Kriterien einer göttlichen Offenbarung seyn und sich erkennen lassen. Nach S. 2. soll Moralität bey einem nicht zarten Gewissen (was dachte sich doch der Vf. unter Moralität?) ein Hinderniss der Religiosität seyn, und doch soll sie für den religiösen Glauben empfänglich machen und das Interesse für Religion erhöhn. Bloss aus moralischen Bedürfnissen soll sich die Religion nicht befriedigend ableiten lassen, und wird doch gleich auf der folgenden Seite zum Theil wenigstens davon abgeleitet, wenn es heisst, ohne Religion würde uns unter andern eine unabhülfliche Verlegenheit mit unserm Streben nach Sittlichkeit übrig bleiben; in der Erkenntniss ist sie also zum Theil Folge, und nicht, wie S. 2., bloss Ursache. Als Erkenntnissgrund der Wahrheit der Religion erscheint auch die Sittlichkeit, wenn gesagt wird, dass Gott sich uns hinreichend wahr geoffenbaret habe, werde uns dadurch wenigstens wahrscheinlich, dass wir dadurch sittlicher werden. Wie wenig der Vf. hierin mit sich selbst übereinstimmt, zeigt sich auch in der Vorrede des zweyten Th. S. IX. Ein Freund hatte ihm bemerkt, aus der Liebe, dem unermüdet zum freudigen Gutesthun aufstrebenden Sinn, der sich aber auf keiner Stufe, die er erreicht habe, selbst genüge, gehe der Glaube an das Christenthum hervor. Eben dieses hatte nun auch der Vf. im ersten Theile behauptet, wo er das Verlangen, die Wünsche der *Liebe* erfüllt zu sehn, als ein Bedürfniss aufstellte, welches durch eine Offenbarung befriedigt werden müsse. Die Liebe ging also dem Glauben voraus. Dagegen behauptet er nun der Glaube an das Christenthum müsse erst diese Liebe wecken, und doch wird wiederum Th. 2. S. 144. dieser Glaube auf das wiederkehrende sittliche Gefühl gestützt. Eben dieser sein umsichtiger Freund behauptet, der Redliche werde bey jedem Vergehn bekennen müssen, dass es ihm möglich gewesen sey, immer seiner Pflicht getreu zu bleiben; das straft nun unser Vf., weil dabey das Bedürfniss einer göttlichen Unterstützung keine Statt finde; und erinnert sich nicht, dass nach dem ersten Theil dieses Bedürfniss dem Menschen fehle, der nicht überzeugt ist, dass er noch redlicher werden, noch sorgfältiger wachen, noch ernster kämpfen müsse und *könne;* nicht, dass bey der Unmöglichkeit einer Pflichterfüllung auch alle Verpflichtung,

tung, alle Zurechnung, und folglich auch das Bedürfniss der Sündenvergebung wegfalle. So wenig, wie sich selbst, versteht unser Vf. auch seine Gegner und seine Freunde. Welcher Idealist unsrer Zeit, und die in unsern Tagen aufgestellten Grundsätze will Hr. *E.* doch nach der Vorrede nur in Anspruch nehmen, hat das Seyn für eine Bedingung unsers sinnlich vernünftigen Denkens erklärt. (S. 13.) *Fichte* setzte es bekanntlich in das reine Denken und unterscheidet es vom Daseyn; unserm gelehrten Manne sind aber beides gleichgeltende Ausdrücke. Und was sind das für welche, die der Gottheit die höchste Vernunft mit Bewusstseyn abgesprochen und statt dessen eine vernunft- und bewusstlose Kraft unter dem Namen des Universums aufgestellt haben? Warum that der Vf. nicht einen, auch nur flüchtigen, Blick in eine der neuern Schriften *Schellings*, den er doch vermuthlich hier zu Rechte weisen will? Und bey *Fries* mag er es verantworten, wenn er ihn (S. 27.) sagen lässt, jede Art von *Deduction* gehe von einer Hypothese aus, die selbst nicht begründet ist. Der Reflexion ist der Vf. gar abhold, mag es doch aber auch nicht ganz mit ihr verderben. Je mehr die Religion dem Reflexionsvermögen einseitig näher gebracht wird, desto kälter sollen ihre Verehrer werden (S. 4), also an Interesse dafür verlieren; und doch soll dieses Vermögen das religiöse Gefühl wahrnehmen, dollmetschen, die religiöse Ahndung als Idee aussprechen, doch soll die Vernunft dieses Interesse erhöhn, doch sich das religiöse Gefühl in dem Reflexionsvermögen aussprechen. Also dadurch, dass ein Gegenstand wahrgenommen wird u. s. w., verlöre sich das Interesse für denselben. Das hinzugefügte *einseitig* soll nun zwar den Widerspruch dem Auge des Lesers entrücken. Was aber wäre denn hier das Mehrseitige? der Vf. will doch nicht, dass wir mit dem Verstande fühlen, und in den Momenten religiöser Andacht reflectiren sollen. Höchst eigenthümlich ist die Manier, wie der Vf. seine bloss subjective Religion zur Objectivität zu bringen versucht. Die Religion, allgemein und subjectiv, heisst es (S. 4.), ist ursprüngliche Anlage unsrer Natur, wodurch sich das ewige Wesen dem geistigen Theil unsers Ichs offenbaret, und *als dunkle Ahnung* des Unendlichen den Menschen berührt. In ihr (der dunklen Ahndung) soll uns mitgetheilt werden eine erhabene Ahndung von ihm selbst (als dunkler Ahndung), von unserm Verhältniss zu ihm, von unsrer Bestimmung und dem Wege, sie zu erreichen. Das ist in der That von einer dunklen Ahndung Viel und Nichts verlangt, besonders da (nach S. 105.) die Ausbildung und Entwicklung dieser dunklen Ahndung nicht mehr zu jener unmittelbaren Offenbarung gehört. Es darf uns also nicht wundern, wenn der Vf. an ihr vielfältig irre wird. Sie bildet den Menschen erst zum Menschen, soll sich im Reflexionsvermögen, dem Verstande, dem moralischen Gefühl aussprechen, und nicht vermögend seyn, (nach S. 104.) die Bibel auszulegen, und (nach S. 101.) war sie nie und nirgends zureichend, den Menschen religiös zu machen. Sie giebt dem Verstande Alles, was er in eine Idee fassen soll, und doch soll die Theologie, wenn sie in die mit der Region des Göttlichen unbekannte Reihe der Ideen tritt, uns mit unfruchtbaren Hypothesen beschenken (S. 105.). Nach S. 17. ist sie keine Anschauung, nach S. 30. aber muss sie zur Anschauung gehören. Sie soll die Ursache der Moralität seyn, und doch war (S. 239.) *Bileam* ein religiöses Genie, hatte *Sinn* für das Göttliche, aber keine Moralität. Noch ungewisser ist unser Vf., was er mit der Philosophie und den Vernunfterkenntnissen anfangen soll. Bald schilt er nur den philosophischen Systemen, und die Philosophie wird einigermassen in Schutz genommen, dann wird wieder die Philosophie wegen ihres Erfrechens sich in die Theologie zu mischen, hart gezüchtiget; ja an einem Orte setzt sich der Vf. in hoher Person mit einem: Wir aber, der gesammten Philosophie entgegen. Nach S. 6. hat sich uns Gott durch die Denkformen, und unsere ganze Organisation hinreichend wahr geoffenbaret, wir sehen es ein, dass die Idee des Unendlichen sich aus unsrer Vernunft entwickelt, als Bedürfniss, wenn unser Denken irgend eine Totalität haben soll. Nach S. 7. können wir die Haupteigenschaften Gottes aus den allgemeinen Weltverhältnissen darthun. S. 43. fällt es in die Augen, dass alles mit Weisheit gemacht sey. Und doch stimmen (S. 7.) die Werke und Wege Gottes sehr unvollkommen zu unsern Begriffen von Gottes Eigenschaften. S. 9. sind die Beweise der göttlichen Eigenschaften aus der Schöpfung hergenommen, nicht zuverlässig. S. 98. citirt er eine lange Stelle aus *Pascals pensées* zum Beweise, dass Gott nicht aus der Natur erkannt werden könne, und S. 102. hat er dieses wieder vergessen, da hat die Natur, welche vor Aller Augen lag, Gott Allen offenbaret. S. 11. liegt die Einheit einer obersten Welturfache in dem Einheitsprincip auf Vernunft, und doch soll nach S. 49. aus der Vernunft nicht erhellen, dass es keine zwey Urwesen gebe. S. 9. erklärt er sich gegen alle a prioristische Demonstration, und S. 11. will er die Idee der Existenz aus der Idee des Unendlichen demonstriren, und beweiset (S. 42.) frisch darauf los, dass die Welt einen Anfang gehabt haben müsse, worüber wir denn doch (S. 49.) wieder durch eine Offenbarung belehrt werden müssen. S. 158. zweifelt der Vf., ob sich je auch ein mehr entfalteter Geist ohne Leitung und Bildung von aussen zu dem Begriffe eines Weltschöpfers erhoben habe und S. 51. hatte Pherecydes doch so viel Wahres von Gott und Natur geschrieben und Confucius die Chinesen Verehrung des höchsten Wesens gelehrt. Die Philosophie soll von der unsichtbaren Welt nichts wissen, und doch sollen *Baco* und *Leibnitz* durch sie davon unterrichtet seyn; und obgleich das Ewige seiner Natur nach gar nicht von dem Zeitlichen erkannt werden kann, so soll es sich doch im Zeitlichen darstellen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

Stuttgart u. Tübingen, in d. Cotta. Buchh.: *Die Religionslehren der Bibel aus dem Standpunkt unsrer geistigen Bedürfnisse* betrachtet von *Johann Ludwig Ewald* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Begriffe des Vfs. über Offenbarung und Bibel möchten sich auch schwer mit einander vereinigen lassen. Er findet in den Schriften der Bibel eine göttliche Offenbarung, welche durch Wunder und Weissagungen bestätigt ist, und behauptet doch (S. 68.): Nichts habe der Bibelerklärung mehr geschadet, als die beständige Rücksicht darauf, dass die biblischen Bücher göttlich seyn sollten. Er will sie mithin als menschliche Schriften erklärt wissen. Und doch will er keine allmählige Entwicklung religiöser Ideen, wie sie aus der fortschreitenden Ausbildung des menschlichen Geistes hervorgehen konnten, sondern einen davon unterschiedenen zusammenhängenden Plan Gottes darin finden, trägt Begriffe aus Büchern, die 2000 Jahre jünger sind, in die so viel ältern hinüber, und erklärt (S. 70.) die Untersuchung der Echtheit eines biblischen Buchs für völlig überflüssig, weil alle Lehren und Pflichten in mehrern dieser Bücher auf die mannichfaltigste Weise vorgetragen wären. Die Offenbarung soll (nach S. 102.) irgendwo und zu einer Zeit geschehen, das heisst doch wohl, durch die Art und Stufe der Cultur, auf welcher ein gewisses Volk zu einer gewissen Zeit stand, bestimmt seyn; und doch soll diese Offenbarung für alle Zeiten und Nationen geeignet seyn, und keine Kenntniss der Vorwelt, sondern nur gesunden Menschenverstand zu ihrer Auslegung bedürfen.

Wir haben nur im Allgemeinen ausgehoben, was der Vf. alles ohne Widerspruch glaubt vereinigen zu können. Im Einzelnen hat der Wirrwar nun vollends kein Ende. Da sind das Unendliche und Nothwendige gleichgeltende Begriffe, auch das Subjective und Symbolische, und unter dem Steigern ins Unendliche, dem Aggregiren endlicher Eigenschaften und dem Anhäufen der Quantität ist kein Unterschied. Das Steigern ins Unendliche soll eine Täuschung seyn, weil aus einem Aggregat von endlichen Eigenschaften kein Unendliches hervorgehen könne, und doch soll es in unsern Denkformen liegen so zu steigern. Wenn wir zu Gott, dem höchsten Geiste, kommen wollen, müssen wir von unserm Geiste ausgehn (S. 10.), und doch können wir (nach S. 8.) einen Gott, der mit unserm Geiste in eine Kategorie gehört, nicht mehr als Gott erkennen. Nach S. 10. widerspricht die Persönlichkeit der Unendlichkeit, und doch wird uns sogar nach der Subjectivität unsrer Vorstellungsart die Idee eines existirenden freyhandelnden Wesens, und mithin der Gottheit, vernichtet, wenn wir sie uns ohne Persönlichkeit zu denken versuchen wollen. Woher hat der Vf., wenn alle unsere Gotteserkenntniss lediglich subjectiv ist, diess Zeug, um das Erste in objectiver Rücksicht zu behaupten, und hat er es, wie kann er alle unsere Gotteserkenntniss für bloss subjectiv ausgeben? In der Vorrede des *zweyten* Theils (S. XV.) will er dieses nun verbessern, und erklärt sich dahin, dass der Begriff einer persönlichen Existenz eine Beschränkung durch Zeit und Raum in sich schliesse, welches wir, wenn wir die Gottheit personificiren, beseitigen. Da verhält sich aber die Sache, wenn man nicht die Worte verdrehen will, um überall Recht zu behalten, gerade umgekehrt. Eben indem die Gottheit personificirt wird, wird die Beschränkung menschlicher Wirksamkeit auf dieselbe übertragen. Was der Vf. so genannt wissen will, wäre ein Idealisiren. Den Begriff der Existenz hat der Vf. sonderbar verwirrt, oder der Begriff ihn. Nach S. 11. liegt die Idee der Existenz schon in der des Unendlichen, obgleich der Begriff von lauter endlichen Dingen übertragen ist, und kurz vorher wurde uns gesagt, alles Steigern ins Unendliche und Aggregiren endlicher Eigenschaften sey eine Täuschung. Die Existenz soll bey Gott die Fähigkeit ausdrücken, frey zu handeln, und unbeschränkt von allen Seiten zu wirken, wie existirende Geschöpfe die Fähigkeit haben, beschränkt zu wirken; weder Endlichkeit noch Unendlichkeit liessen sich aber von einem Wesen behaupten, dem die Fähigkeit, frey zu handeln, fehle. Bey aller Fähigkeit des Vfs., beschränkt zu wirken, und wie auch das Subjective und Objective bey ihm durcheinander laufen mag, bleibt es doch unbegreiflich, wie er so etwas auch nur einen Augenblick mit einander meynte reimen zu können. Wenn weder Endlichkeit noch Unendlichkeit sich von einem Wesen behaupten lässt, dem die Fähigkeit, frey zu handeln, fehlt, den existirenden Geschöpfen aber diese Fähigkeit fehlt: so können diese ja nicht einmal gedacht werden. Hatte denn der Vf. nie von einem *Principio exclusi medii* gehört? Noch weniger aber kann von diesen der Begriff der Existenz abstrahirt, und auf die Gottheit übertragen werden; er verliert ja allen Inhalt, indem er eine völlig entgegengesetzte Bestimmung erhält. S. 13. war ausdrücklich gesagt, unser Begriff vom Daseyn passe gar

gar nicht auf die Gottheit, und doch sollen wir bey der Ausbildung der Idee von dem Unendlichen an die allgemeine menschliche Denkform gebunden bleiben, und der Gottheit die Existenz zukommen, damit sie kein leeres Gedankenbild bleibe (S. 14.). Auch lesen wir hier: Die Behauptung, ein Wesen kann nicht existiren, hat, so wie die, es muss existiren, keine Realität; aber die Behauptung, es existirt, kann nicht blos Idee seyn, wenn ihm keine Realität zum Grunde liegt; und finden das Letzte eben so unverständlich, als das Erste nach der Voraussetzung des Vfs. unrichtig ist. Denn geht dieses Können und Müssen aus der Beschaffenheit unsrer Denkformen hervor, so muss es auch für uns existiren, und die Realität haben, die in den Gesetzen liegt, nach welchen unser Ich es construirt (S. 78.). Wo nicht, und soll es von der Erkenntniss dessen, was an sich ist, genommen werden, so würde man es für unmöglich halten, dass Jemand, seiner beständigen Behauptung zuwider, von dem Seyn oder Nichtseyn eines Wesens an sich etwas zu behaupten sich getraue, wenn nicht dieses Buch fast auf jeder Seite das Gegentheil zeigte. So beweiset unser Vf. (S. 42.), dass die Welt einen Anfang gehabt haben müsse, aus dem Princip der Causalität, welches in einer mit jedem Momente geschlossenen Weltreihe nicht ohne Ende angewandt werden könne, da die Unendlichkeit einer Reihe darin bestehe, dass sie durch successive Synthesis niemals vollendet werden könne, und sieht nicht, dass er nur vermittelst der Anwendung dieses Grundsatzes auf das *an sich* Existirende so zu schliessen, sich herausnehmen könne, und hebt, weil er dieses nicht sieht, die Anwendung desselben (S. 96.) wieder auf, indem er sie geradezu für eine Spielerey erklärt. Wenn der Vf. deswegen, weil Gott sich nicht unmittelbar kund machen könne, nur eine mittelbare Offenbarung zulässt, so nimmt er diesen Ausdruck nicht in der Bedeutung, den er in allen hierher gehörigen Untersuchungen bisher immer gehabt hat, für eine Belehrung über religiöse Wahrheiten, welche die Vorsehung durch die richtige Anwendung der Geisteskräfte des Menschen veranstaltet hat; sondern er setzt sie darin, dass das, was nicht durch geringere und mehrere Media rein symbolisirt werden konnte, in einem göttlich erhabenen und doch menschlichen Wesen den Menschen gegeben worden, und meynt, die Philosophie, welche sich vor allem entsetzt, was den Namen *unmittelbare* Wirkung Gottes trägt, müsse dieses sehr *natürlich* finden. Er stelle aber sein Medium, *Jesus* den Gottmenschen, auch noch so nahe an die Gottheit hin: eine Offenbarung ist von Seiten Gottes in Rücksicht seiner immer immediat, und also nach der Voraussetzung unmöglich; und ist die Wirksamkeit des λογος der Wirksamkeit Gottes gleich, wie er Vorrede 2. Th. will, so folgt diese Unmöglichkeit in Rücksicht *Jesus* des Menschen, der Apostel und der übrigen Menschen nicht weniger. Befremdet hat es uns hierbey, um dieses beyläufig zu bemerken, dass es einem Doctor der Theologie unbekannt war (Vorr. 2. Th. S. XX.), dass die Gnadenwirkungen von einer blos mittelbaren Wirksamkeit der Gottheit unterschieden werden. Er hätte es doch wissen sollen, dass man dieses Unterscheidens wegen die Lehrer seiner Kirche für *Schwenckfeldianer* erklären wollte.

In der Erklärung der Religionslehren, welche der Vf. im A. T. findet, haben wir keine neue Ansichten angetroffen, wohl aber Mangel an Einheit der Erklärungsgrundsätze. So soll die Schlange nicht gesprochen haben, sondern die Gedanken, welche der Eva erregt wurden, sollen poetisch als ein Sprechen der Schlange vorgestellt werden; Gott aber soll zu den Menschen gesprochen, und diese an seinen Mienen und seinem Ton gesehen, dass ihnen mit den Worten: Welches Tages u. s. w., eine unbekannte und furchtbare Strafe gedrohet werde. Es soll sich im Paradiese ein Baum der Erkenntniss und des Lebens gefunden haben, und der Vf. sucht die fortwährende Existenz des Letztern nach seiner Art durch allerley Fragen (S. 172.) zu erweisen, möchte also künftig den gelehrten Reisenden in unbekannte Gegenden auch wohl das Nachforschen nach diesem Baume auftragen. Der Cherub mit dem flammenden Schwerte aber soll nur ein Bild seyn. Wir dächten, wo Gott spricht und Mienen macht, und ein Lebensbaum wächst, und die Menschen Dinge verstehn, von denen sie noch keinen Begriff haben konnten, da liesse sich auch wohl ein Riesenengel mit einem flammenden Schwerte hinstellen.

Man kann im Voraus erwarten, der Vf. werde die Bedürfnisse, welche ihm das Verlangen nach einer göttlichen Offenbarung erregen, völlig im N. T. befriedigt finden. Was man in einem für göttlich gehaltenen Buche sucht, findet man auch leicht in demselben. Es sind aber diese Bedürfnisse zum Theil auch in den Anlagen der vernünftigen und sittlichen Natur des Menschen so gegründet, und werden sich in den mehresten religiös bestimmten Gemüthern auf eine ähnliche Art, wie bey dem Vf., entwickeln, dass jede religiöse Belehrung sie minder oder mehr berücksichtigen wird. Auch musste ein richtiges Gefühl, ein echt religiöses Genie und dessen Einfluss auf diejenigen, welche sich nach ihm bildeten, im Gange einer allmählig fortschreitenden Cultur zu einer Darstellung führen, wie sie der Vf., und gegenwärtig, der Hauptsache nach, immer allgemeiner Jeder in den Schriften des N. T. findet. Nur durfte der Vf. sich damit nicht über eine durch die Subjectivität bestimmte Realität herauswagen, wenn er mit sich selbst nicht in Widerspruch gerathen wollte; er hätte die Individualität des Zeitalters, welches diese Schriften erzeugte, berücksichtigen, diesem gemäss das allmählige Entstehn der Vorstellungsarten derselben entwickeln, diese, so wie ihre Erzählungen, von dem Standpunkte der Evangelisten und Apostel aus auffassen und erklären, und *Jesus*, den *Christus* des Matthäus nicht in allen Stücken gleich dem des *Johannes* und *Paulus* aufführen sollen, wenn er eine gelehrte

lehrte

lehrte Erklärung des N. T. und kein Erbauungsbuch schreiben wollte. Ueber die Erklärung einzelner Stellen mit dem Vf. zu rechten, möchte wenig frommen; doch können wir unsere Befremdung nicht zurückhalten, dass er den Geist Gottes, der doch nach Joh. 16, 13. 14. nur redet, was er gehört, und verkündiget, was er empfangen hat, nach dieser und manchen ähnlichen Personificationen weniger für eine Person will gelten lassen, als den Satan, nach den S. 169. angeführten Stellen.

MATHEMATIK.

HALLE u. BERLIN, in Comm. d. Buchh. d. Hallischen Waisenh.: *Geodaesie*, oder *vollständige Anleitung zur geometrischen und ökonomischen Felder-theilung*, von *J. P. Grüson*, K. Pr. Prof. bey dem adel. Cadettenc. u. d. L. Bauakad. u. s. w. 1811. 640 S. gr. 8. Mit 34 Kpfrt., worauf sich 265 Figuren befinden. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der verdienstvolle Verfasser hat in diesem Werke nicht bloss alles, was man bisher über seinen Gegenstand kannte, in systematischer Ordnung zusammengefasst, sondern auch noch Vieles aus eignen Mitteln hinzugethan, und manches Fehlerhafte seiner Vorgänger — in wie fern es für die Praxis nachtheilig werden konnte — berichtigt. Ausser der Klarheit, die in den Aufgaben und Auflösungen sich allenthalben zeigt, und den noch mehr erläuternden Rechnungsbeyspielen, haben noch die häufigen Anmerkungen und Zusätze einen eignen Werth, indem sie theils mannichfaltige Anwendungen und zweckmässige Abänderungen andeuten, theils weitere literarische Nachweisungen von andern guten Schriften geben. Der Vollständigkeit wegen kommen zwar eine Menge Fälle in besondern Aufgaben vor, wovon der Praktiker wenig oder keinen Gebrauch machen wird; desto schätzbarer sind sie aber für das theoretische Studium und zur Uebung der Anfänger. Dabey sind die zugehörigen Figuren nett und instructiv. Zur leichtern Uebersicht des Werks hat der Vf. eine tabellarische Inhaltsanzeige vorausgeschickt. — Anfangs wollte er bloss die geometrische Vertheilung der Felder in *drey* Kapiteln liefern, späterhin aber sah er sich bewogen, auch die ökonomische Feldervertheilung beyzufügen, und dafür verdient er besondern Dank, da, nach des Rec. Ueberzeugung, dieser Theil gerade der gemeinnützigste und am meisten gesuchte ist. Zu den vorzüglich hier benutzten frühern Schriftstellern gehören *Späth's* Geodäsie, *Christiani's* Bearbeitung der dänischen Schrift von *Niels Morville* über geom. und ökonom. Vertheil. der Felder, und *Tobiesen* in der Uebers. der *Buggeschen* Feldmesskunst. Das *erste* Kap. enthält die Theilung der dreyseitigen Figuren; erstlich durch bestimmte oder willkürliche Linien, zweytens durch Linien aus den Scheiteln, drittens aus Punkten in den Seiten u. s. w., viertens aus einem Punkt innerhalb, und fünftens aus einem Punkt ausserhalb der Figur. *Zweytes* Kap. Theilung der vierseitigen Figuren, auf eben so verschiedene Art, wie vorhin. *Drittes* Kap. Theilung der vielseitigen Figuren; eben so. *Viertes* Kap. Anwendung der bisher beygebrachten Theilungsmethoden auf mancherley im gemeinen Leben vorkommende Fälle, z. B. es ist ein Acker von $2a$ Quadr. Ruthen vorhanden, der aus Theilen von verschiedener Güte besteht, und zwey Besitzern, A und B, gehört, wo man zugleich weiss, dass beide gleich viel Aussaat bedürfen. Wenn nun die Güte der einzelnen Stücke im Verhältniss von b zu c ist, so fragt es sich, wie viel Quadr. Ruthen ein jedes hat? — Die Auflösung ist zuerst algebraisch gegeben, und wird dann durch Ziffernrechnung erläutert. Zur Vergleichung ist auch eine arithmetische Auflösung beygefügt, wo sich dann zeigt, dass die erstere kürzer ist. *Fünftes* Kap. Von der Bestimmung des ökonomischen Werths der Ländereyen. Hier wird bey Vertheilung derselben auf ihre natürliche Beschaffenheit und die daher rührende Verschiedenheit Rücksicht genommen, und diese beruht sowohl auf der Benutzungsart derselben, ob sie z. B. in Wiesen, Aeckern, Triften u. s. w. bestehen — als auch auf ihrer localen Güte, d. h. auf dem mehrern oder mindern Ertrage, bey gleichem Flächenraum und einerley Art der Benutzung. Ausser der Rechnung wird denn auch auf alle sonstigen Umstände Rücksicht genommen und das Nöthige angegeben. Die erste Aufgabe ist hier: Zu bestimmen, wie gross das Stück Ackerland von schlechterer Art seyn muss, welches jährlich eben so viel einbringt, als das von besserer Art? — wo im Zusatze auch gezeigt wird, was zu thun sey, wenn nach diesem berechneten Werthe der Ländereyen die Pachtung bestimmt werden soll. — Berührt wird zwar auch noch der Umstand: auf welche Art das Feld die erste Zeit nach dem Ankauf, oder nach der Pachtung genutzt werden könne; — aber in Absicht der hiebey zu führenden Rechnungen verweiset der Vf. auf *Tetens* Berechnung der Leibrenten, *Florencourt's* Abhandl. aus der juristischen und politischen Rechenkunst, und *Christiani's* Staatsrechenkunst. *Sechstes* Kap. Von der mehr oder weniger vortheilhaften Gestalt der Theile. *Siebentes* Kap. Von dem gehörigen Verhältniss zwischen den Wiesen und Aeckern eines und desselben Antheils. Die Aufgabe für die genaue Bestimmung von dem Werth eines Waldes hat hier der Vf. nach Möglichkeit gelöst; auch vom Werthe der Torfmoore das Nöthige angegeben. Bey Vertheilung der Inseln in einem Flusse sind auch die gesetzlichen Vorschriften berücksichtigt und von juristischen Schriftstellern Nachweisungen gegeben. *Achtes* Kap. Von der Vertheilung auf der Karte und auf dem Felde. Enthält eigentlich Anwendungen der bereits vorgetragenen Lehren; der Vf. giebt aber vorher eine Uebersicht von den Bedingungen, worauf man bey einer Vertheilung zu sehen hat. Am Schlusse dieses Kap. wird noch folgender Fall berührt: Ein ganzes Landgut, dessen drey Ackerfelder in der Figur verzeichnet sind, dergestalt einzutheilen, dass jeder einzelne Besitzer von

von der Strafse in feine Abtheilung fahren könne und zugleich auch jeder einen gewiffen Theil von dem guten und von dem fchlechten Lande bekömmt. *Neuntes* Kap. Von der Vertaufchung der Zehnten gegen Ländereyen. Man mufs hier die Gröfse eines Feldes fuchen, welches jährlich eben fo viel reinen Gewinn giebt, als fonft der Zehnte gewährte. Eine fehr lehrreiche Aufgabe ift die, wo ein Dreyeck durch Rechnung in eine Anzahl gleicher Theile fo getheilt werden foll, dafs alle Theilungslinien aus einem innerhalb deffelben angegebenen Punkt auslaufen — wo die Gründe nirgends fonft fo kurz und überzeugend angegeben find. Mit diefer Methode hat der Vf. auch die viel weitläuftigere und leicht zu Abweichungen führende, welche die Feldmeffer gewöhnlich anwenden, verglichen. Beftimmte Linientheilungen, die man in vielen mathematifchen Lehrbüchern vergebens fucht, kommen ebenfalls vor.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Der Gefandte*, oder *die Vermählung durch Procuration*. Ein Roman aus der Fürftenwelt, von *Julius von Voſs*. 1812. 300 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., ein Freund des Ungewöhnlichen, hat diefsmal feinem Roman eine Vorerinnerung und Nacherinnerung, beide nur von wenigen Worten, zugegeben. Die erftere befagt blofs, dafs hier keine Beziehung oder Deutung auf etwas Vorhandenes, fondern alles aus dem Gebiet der Traumwelt dichtend entlehnt fey, eine Behauptung, welche das Werk felbft beftätigt; in der letztern bemerkt der Vf. kurz, wie ihm die Vermälung eines Herzogs von Braunfchweig mit einer Prinzeffin von Dänemark im fechszehnten Jahrhundert den Gedanken an diefen Roman erweckt habe. Nur von der Idee diefes Romans im Allgemeinen ift diefs zu verftehen, das Uebrige verdankt der Vf. fich felbft; fein Werk ift durchaus freye, mit wirklicher Gefchichte in keiner Verbindung ftehende Dichtung. Mag aber die an fich fehr einfache Idee herrühren, woher fie wolle, der Vf. hat fie trefflich genutzt und ganz eigentlich erft zu höherer Bedeutung geftaltet. Die Kenntnifs mancher feiner frühern Schriften, nebft dem Titel der gegenwärtigen, liefsen Rec. vermuthen, feine Satire möchte fich diefsmal das Hofleben und die Hoffitte zum Gegenftande gewählt, und in beiden befonders das Unnatürliche, wohin die eheliche Verbindung durch einen Stellvertreter deutet, aufgefafst haben. Diefe Behandlungsart wäre die fich am erften darbietende, gleichfam am Wege liegende, gewefen; aber der reiche Geift des Vfs. verfchmähte fie, und wufste, von höhern Anfichten geleitet, dem Stoffe eine ernfte, ja tiefe Bedeutung zu geben. Seine Fürftenwelt, eben fo wenig ftreng nach der Wirklichkeit copirt, als durch zu hohe Idealifirung ins Leere und Unkenntliche gezogen, bietet an fich fchon kein abfchreckendes Gemälde dar, deffen Ganzes jedoch gegen die glänzend hervortretenden Hauptperfonen in Schatten zurückftehn mufs. In ihnen erfcheint die höchfte Gluth der Leidenfchaft gegenüber der Ruhe gebietenden Würde der Majeftät, und nachdem beide fich bekämpft und von beiden Seiten ihre eigenthümliche Glorie reichlich entfaltet haben, werden fie zur Beruhigung und Freude des Lefers auf eine reizende Art in Einigung gebracht. Diefes thut der fchöne ergreifende Schlufs, in den fich die Richtungen des Ganzen concentriren, fo wie überhaupt das Ganze eine ftreng dramatifche Einheit hat und gewifs mit Glück auch die dramatifche Form annehmen würde. Die Würde der Majeftät erfcheint hier der Leidenfchaft gegenüber keineswegs in fo tiefem Schatten, als bey andern, felbft ausgezeichneten Dichtern, z. B. *Schiller* (Don Carlos); vielmehr ift es recht eigentlich Beftreben des Vfs., diefe Schatten zu entfernen und fie auf dem Gebiet der Dichtkunft in ihre Rechte einzufetzen. Hierin ift er ohne Zweifel auf einem beffern Wege, als fo viele andere, befonders Romandichter der gewöhnlichen Art, deren Fürften entweder die Hoheit der Majeftät freywillig ablegen, oder bey ihrem Glanze doch ohne alle wahre Würde erfcheinen. Unferm Vf. aber find die Herrfcher nicht blofs mit Würde angethan, fondern auch durch Muth und Geifteskraft die erften, obgleich feine Forderungen, die er in dem Roman *Ini* über die Grenzen der Wahrfcheinlichkeit hinaustrieb, hier weit gemäfsigter find. Dafs übrigens auch in diefem Buch manches keck und gewagt daftehe, wird man fich von felbft befcheiden; genug dafs der Geift des Ganzen von gediegener Vorzüglichkeit ift. Schade, dafs auch diefe Dichtung gröfstentheils nicht leicht und ohne Zwang dem Gemüth des Vfs. entfloffen zu feyn fcheint, und die Sprache, befonders im Anfang, viel Starres und Eckigtes hat. Ein unbehülfliches Wort trafen wir an: *Grundfatzlofigkeit;* auch gebraucht der Vf. zu unferem Befremden das Wort *fühlbar* in der Bedeutung von *fühlend*, *gefühlvoll* (vor 30 Jahren fagte man *empfindfam*), z. B. S. 68. diefe Ilmen war ein junges fchönes *fühlbares* Mädchen; S. 190. einen fo holden, fanften, *lebendig fühlbaren* Sinn. Kaum fcheint es nöthig, ihn, deffen Sprache einen fo hohen Grad von Bildfamkeit zeigt, auf einen fo merklichen Fehlgriff erft aufmerkfam zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in Comm. b. Bruder: *Archiv der gerichtlichen Arzneywissenschaften für Rechtsgelehrte und Aerzte.* Herausgegeben von *Fr. Gottl. Heinr. Fieliz*, der Phil., Med. und Chir. Doctor, ausübendem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer, Stadtphysicus u. s. w. *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1812. Mit der Vorrede 180 S. 8.

Wenn wir gleich, wie der Herausg. in der Vorrede selbst zugiebt, keinen Mangel an Zeitschriften für die Staatsarzneykunde haben, so hielt er doch die Herausgabe dieses Archivs für nöthig, weil noch keine Schrift vorhanden sey, deren Zweck die Lösung derjenigen Aufgabe wäre, die sich die Arbeiter an diesem Archive mit dem Herausgeber desselben zum Ziele ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen gesetzt haben. Der eigenthümliche Zweck dieses Archivs ist nämlich, nach Hn. *F's.* eigenen Worten: auf die Abstellung aller der Gebrechen hinzuwirken, die theils auf Seiten der Aerzte, in der Anwendung, welche sie von der Arzneykunde auf die Rechtspflege zu machen haben, theils auf Seiten der Rechtsgelehrten in der Benutzung und Behandlung solcher ärztlichen Vorarbeiten und gerichtlich medicinischen Aussprüche vorkommen, und vorzüglich aus dem Mangel einer gehörigen, mit zweckmässiger, gegenseitiger Beziehung unternommenen Bearbeitung aller der Theile der Jurisprudenz und der Arzneywissenschaft, in denen sich diese beiden Wissenschaften gegenseitig berühren, entspringen. — Nur durch eine stärkere und beziehungsvollere, wissenschaftliche Annäherung der Aerzte und Rechtsgelehrten, nur durch ein lebhafteres Interesse jeder Partey, sowohl an ihrer eigenen Wissenschaft, als an denjenigen Lehrsätzen der Wissenschaft der andern Partey, die mit denen der ihrigen in gewissen Beziehungen stehen, und durch deren gemeinschaftliche Anwendung beide Theile auf einen oder denselben Zweck hinzuarbeiten bestimmt sind, könne diejenige Einseitigkeit gehoben werden, die die Quelle so vieler in medicinisch-gerichtlichen Fällen, bald auf Seiten des gerichtlichen Arztes, bald auf Seiten der Rechtsgelehrten vorkommender Irrthümer und Fehler und so vieler auffallender Sonderbarkeiten und egoistischer Lächerlichkeiten sey. — Den Plan, nach dem in diesem Archive auf Heilung jener Gebrechen hingearbeitet werden soll, giebt der Herausg. so an, dass geliefert werden sollen: I. Originalabhandlungen und Aufsätze, gerichtlich-medicinischen Inhalts überhaupt, mit steter Hinsicht auf die Tendenz dieses Archivs abgefasst. Daher besonders: 1) Bearbeitungen aller Materien der gerichtlichen Arzneywissenschaft, eines Theils mit vorzüglicher Rücksicht auf das Bedürfniss des angehenden Rechtsgelehrten, in Ansehung der bey diesem nicht vorauszusetzenden Vorkenntnisse aus der Anatomie, Physiologie, Chemie u. s. w., und andern Theils mit besonderer Hinsicht auf diejenigen Grundsätze der Rechtswissenschaft, die der Arzt bey Anwendung seiner Wissenschaft auf die Rechtspflege vor Augen haben muss. 2) Aufklärungen noch dunkler und zweydeutiger Materien der gerichtlichen Arzneywissenschaft überhaupt. 3) Anweisungen zur juristisch-praktischen Behandlung der in die gerichtliche Arzneywissenschaft einschlagenden Criminalfälle. 4) Berichtigungen gewöhnlicher Irrthümer und Sonderbarkeiten, welche von ärztlicher Seite bey gerichtlichen Untersuchungen und Urtheilen vorkommen u. s. w. II. Obductionsberichte — *visa reperta* — und zwar: 1) mit Bemerkung über deren Mängel, und wie sie durch diese, auf die Untersuchung und Entscheidung des Falles, nachtheiligen Einfluss hatten: oder 2) mit Nachweisung ihrer besondern Vorzüge und dessen, was der Gang des Processes dadurch gewann. III. Untersuchungen über den Gemüthszustands und darüber ausgestellte Fundscheine mit strenger Kritik, sowohl: 1) in Hinsicht auf die psychologischen Gründe, durch welche sie veranlasst wurden, als auch, 2) in Hinsicht auf die gelungene oder misslungene Ausführung derselben. IV. Gerichtlich-medicinische Gutachten aller Art und von jedem Inhalte, von ganzen medicinischen Facultäten und von einzelnen Aerzten, immer aber mit Hinsicht auf die unter II. angedeuteten Gesichtspunkte. V. Vernehmungsregistraturen in gedrängten Auszügen mit Kritik, in so weit sie diejenigen Seiten des Thatbestandes berühren, bey deren Entwickelung der Inquirent von gewissen Grundsätzen der gerichtlichen Arzneywissenschaft ausgehen musste. VI. Vertheidigungsschriften — in so weit dieselben nämlich denjenigen Theil des Thatbestandes berühren, dessen Bestimmung gewisse Sätze der gerichtlichen Arzneywissenschaft zum Grunde liegen, also nur in Auszügen und 1) mit rühmlicher Darstellung der musterhaften Benutzung gewisser, von der gerichtlichen Arzneywissenschaft unterstützter, Vertheidigungsmomente, so wie 2) mit deutlicher Nachweisung der offenbaren Vernachlässigung oder falschen Anwendung solcher Defensionsgründe, und 3) mit praktischen Winken, wie die physischen Thatsachen, die in dem gegebenen Falle sich zu Vertheidigungs-

gungsgründen eigneten und darboten, besser hätten benutzt und behandelt werden sollen. Endlich 4) mit Ausschluss aller, in so vielen Defensionen auffallenden, unnützen Declamationen gegen die Aerzte, und alles ungegründeten Tadels an dem Verfahren derselben bey Sectionen und dergl. VII. Urtheile mit ihren Zweifels- und Entscheidungsgründen, vollständig und auszugsweise, je nachdem sie sich für den Zweck dieses Archivs eignen; je nachdem sie also durchaus, oder nur zum Theil, eine besonders instructive Beziehung auf die Concurrenz der gerichtlichen Arzneywissenschaft in den ihnen unterliegenden Fällen haben. VIII. Kritische Anzeigen und Auszüge aus hierher gehörigen, gerichtlich-medicinischen, neuen Schriften. IX. Gegenstände der noch so wenig bearbeiteten gerichtlichen Veterinär-Medicin. Sie mögen nun in Abhandlungen und kurzen Aufsätzen, oder in praktischen Fällen und Auszügen hierher gehöriger Schriften bestehen.

Wenn nun auch bey Befolgung des angegebenen Plans, diesem Institute eine lange Dauer und gehörige Theilnahme der interessirten Parteyen zu wünschen wäre, so fürchtet Rec. doch, dass das Unternehmen bald, aus Mangel an Theilnahme der Criminalisten, ins Stocken gerathen möchte, da es unter diesen immer noch zu wenige giebt, die mehr als die Oberfläche der gerichtlichen Arzneykunde kennen. Eben deshalb war es auch gut, dass Hr. *F.* sein Archiv mit folgender Abhandlung eröffnete: 1) *Ob und wie der Rechtsgelehrte die gerichtliche Arzneywissenschaft, und, in Beziehung auf diese, der Arzt gewisse Theile der Jurisprudenz, studiren soll?* Vom *Herausgeber*. Mit Anm. vom Hn. geh. Hofr. und Prof. Dr. *Gruner* in Jena. — Rec. stimmt mit dem Vf. überein, wenn er durchaus verlangt, dass der Jurist und vorzüglich der Criminalist Kenntnisse in der gerichtlichen Arzneykunde besitzen soll. Allein man verlange auch nicht zuviel. Gründliche Kenntnisse in der gerichtlichen Arzneykunde wird sich der Criminalist nur selten erwerben und erwerben können, weil es ihm an den gehörigen Vorkenntnissen zu derselben fehlt, und ihn das Studium seiner eignen Wissenschaft schon hinreichend beschäftigt. *Meister's* Vorschläge, welche dieser gelehrte Criminalist und nicht oberflächliche Kenner der gerichtlichen Arzneykunde, vor zwanzig Jahren als Ideen und Träume gab, sind bis jetzt, der Mehrzahl unter den Juristen nach, immer noch Ideen und Träume geblieben. Genug ist es nach Rec. Ueberzeugung, wenn der Criminalist nur so viel von der gerichtlichen Arzneykunde versteht, dass er den gerichtlichen Arzt nicht missverstehe. Die Prüfung eines medicinisch-gerichtlichen Gutachtens, wenn der Criminalist mit demselben wegen Mangelhaftigkeit nicht sollte zufrieden seyn können, wird dann doch immer von einem andern Sachverständigen geschehen müssen. Damit aber der Jurist sich hinlängliche Kenntnisse in der gerichtlichen Arzneykunde erwerben könne, gebe man ihm auch auf der Universität Gelegenheit dazu, und verlange nicht, dass er seine Kenntnisse in denselben Vorlesungen sammlen solle, wo der Mediciner seine gerichtliche Arzneykunde hört. Es freut Rec., dass der verdienstvolle *Hempel* in Göttingen jetzt Vorlesungen über die gerichtliche Arzneykunde bloss für Juristen hält, und es wäre sehr zu wünschen, dass diess auf allen Universitäten geschehen möchte. — Auf der andern Seite möchten auch wohl die Forderungen des Hn. *F.* an die Aerzte zu hoch seyn, wenn er verlangt, dass sie ausser Philosophie überhaupt (deren Kenntniss sich aber schon von selbst versteht), *Criminalphilosophie* und vorzüglich *Criminalphysiologie*, auch ausser Moral und Naturrecht, den positiven Theil der peinlichen *Rechtswissenschaft* und die dahin gehörigen Grundsätze des *Civil-* und *canonischen Rechts* wissen sollen, da der gerichtliche Arzt doch immer nur in concreten Fällen als Sachverständiger zu Hülfe genommen wird. Der Staat sorge dafür, dass nur bloss gründliche und ihr Fach ganz kennende Aerzte als gerichtliche Aerzte angestellt werden und die schlechten und mangelhaften Gutachten werden bald verschwinden. Uebrigens vergleiche man dasjenige, was *Kopp* im *ersten* Jahrg. seines Jahrb. d. St. A. über diesen Gegenstand sehr gut gesagt hat. — In der II. Abhandlung: *Ob und in wie weit eine gesetzliche Bestimmung gewisser Vorschriften für das, in gerichtlichen Sectionsfällen, von den Aerzten zu beobachtende Verfahren thunlich und rathsam sey?* erklärt sich der Vf. dafür, dass den Obducenten allerdings eine vom Staate sanctionirte Norm vorzuschreiben sey, wie sie ihre Obductionen vorzunehmen haben. — Jedoch kann diess nur im Allgemeinen geschehen, und geht hierin das allgemeine Criminalrecht für die preussischen Staaten (*erster* Theil Criminalordnung. Berlin 1806.) mit einem musterhaften Beyspiele voran. Eine ganz specielle Norm, wie secirt werden soll, möchte auch wohl nicht gut anzugeben seyn, da sie nicht auf alle mögliche vorkommende Fälle vorher berechnet werden kann, und der Secant für vorkommende besondere Fälle auch ein besonderes Verfahren wählen muss, um den Thatbestand richtig und zweckmässig aufzunehmen. Wer nur *Autenrieth's* und *Fleischmann's* Anleitungen studirt hat, wird bey Sectionen nicht leicht in Verlegenheit kommen, und gewiss alles, die normale Beschaffenheit der untersuchten Theile, wie die abnorme im Sectionsprotocolle, richtig angeben. Das allgemeine Verfahren bey Obductionen hat der Vf. in III. *Materialien zu den Vorschriften, durch welche das in gerichtlichen Sectionsfällen zur Erlangung möglichster Gewissheit über die Todesart dem Anschein nach gewaltsam getödteter Personen, zu beobachtende Verfahren gesetzlich bestimmt werden könnte*, vollständig und gut angegeben. — IV. *Bedeutende Rüge einer ziemlich herrschenden Mangelhaftigkeit in der Erhebung des Thatbestandes eines Giftmordes.* Von *J. C. D. Meister*, B. R. D. Königl. Preuss. Criminalrathe und Prof. Mit Recht dringt der Vf. darauf, dass, wie bey Obductionen auch bey den chemischen Prüfungen der des Giftgehalts verdächtigen Substanzen eine Gerichtsperson gegenwärtig seyn soll, um dem ganzen Acte die nöthige Glaubwür-

würdigkeit zu geben. — V. *Merkwürdige, für Inquirenten, Defensoren, und gerichtliche Aerzte gleich instructive Verurtheilung einer Giftmischerin eines, an ihrem Ehemann verübten, Giftmordes wegen.* Hier wird im Auszuge aus den Acten ein merkwürdiger Fall erzählt, wo eine Giftmischerin von der Todesstrafe losgesprochen und gelinder gestraft wurde, weil die Obducenten versäumt hatten, den Kopf des Verstorbenen zu öffnen, und daher, trotz der übrigen vorhandenen Beweise der Vergiftung und des eigenen Geständnisses der Inquisitin, Zweifel übrig blieben, ob nicht vielleicht eine Ursache des erfolgten Todes in der Schädelhöhle würde angetroffen seyn. Man sieht daher, wie wichtig es ist, auch bey Auffindung einer Todesursache in einer der drey Höhlen des Körpers, die Oeffnung der übrigen nicht zu versäumen. — VI. *Anzeigen von neuen Schriften.* Wenn der Herausg. seinem Plane getreu bleibt, so ist die Fortsetzung dieses Archivs allerdings für Juristen und gerichtliche Aerzte zu wünschen.

PÄDAGOGIK.

HANNOVER, b. Helwing: *Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen.* Ein hauptsächlich auf eigene Erfahrungen gegründeter Versuch. Nebst einem Anhange: über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung und Bildung der Kinder. Von *Ernst Karl v. Reiche*, zu Nienburg im Hannöverschen. 1810. XXII u. 565 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dienst- und Familienverhältnisse gaben dem Vf. vorliegender Schrift Veranlassung, über Erziehung und Volksschulen nachzudenken, darüber Beobachtungen anzustellen und Erfahrungen einzusammeln. Als er anfieng, dieselben niederzuschreiben, war es bloss seine Absicht, davon für seine Verhältnisse Gebrauch zu machen. Zufällige Umstände bewogen ihn indess, seine auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Ideen einsichtsvollen Männern zur Beurtheilung vorzulegen. Wenn sie ihm nun gleich nicht überall beystimmen konnten, so munterten sie ihn doch auf, den Gegenstand durch den Druck öffentlich zur Sprache zu bringen. Da nun auch eine, in dem Anhange zu dieser Schrift wiederum abgedruckte Abhandlung: *über Legalität und Moralität* u. s. w., welche der Vf. in das neue Hannöversche Magazin einrücken liess, mit Beyfall aufgenommen wurde: so wagte er es, öffentlich mit seinen Ansichten und Meinungen hervorzutreten. Nun läst sichs zwar nicht leugnen, dass diese Schrift viel Gutes enthält und manche, immer noch nicht genug beherzigte Wahrheiten vorträgt, auch überall ein für die gute Sache der Erziehung und Jugendbildung erwärmtes Herz offenbart; wer aber im Schul- und Erziehungsfache nur etwas bewandert ist, wird durchaus nichts Neues aus derselben lernen. Die Ansichten, welche der Vf. vorträgt, gehn leicht und natürlich aus der gewöhnlichen Empirie hervor; die Grundsätze der Erziehung, die er aufstellt, bieten sich dem gesunden Menschenverstande von selbst dar; die Methoden, die er beym Unterricht befolgt wissen will, sind in den bessern Elementarschulen längst angenommen und ausgeführt; die Vorschläge, die er zur Verbesserung des Landschulwesens macht, finden sich in hundert andern Schriften einleuchtender und fester begründet vorgetragen. Dazu kommt noch eine ermüdende Weitschweifigkeit und eine viel zu weit getriebene Compilation. Hätte der Vf. die Kunst verstanden, seine Ideen kurz und gedrängt vorzutragen und alles Triviale abzuschneiden; hätte er die vielen, oft bogenlangen Stellen aus andern Schriften unabgeschrieben und die lästigen Titulaturen der citirten Schriftsteller unangeführt gelassen: so würde zwar seine Schrift auf den vierten Theil ihres jetzigen Bestandes zurückgebracht worden seyn, aber auch sehr viel an Werth und Interesse gewonnen haben. Es wäre ein löblicher Beweis aufrichtiger Freundschaft gewesen, wenn einer der sieben Herren, welchen der Vf. seine Schrift zur Durchsicht mittheilte, ihn darauf aufmerksam gemacht und ihm zum Wegwerfen des entbehrlichen Ballastes Muth eingeflösst hätte. Sonderbar genug stehn jene sieben Männer (ein Minister, zwey Professoren, ein Schuldirector, zwey Consistorialräthe und ein Arzt) mit ihren Empfehlungsschreiben, gleich einer Schutzwehr am Eingange der Schrift, als wollten sie jedes ungünstige Urtheil mit Gewalt zurückweisen.

Damit der Leser indess wisse, was er in diesem Buche zu suchen habe, so wollen wir den Inhalt desselben in gedrängter Kürze angeben. In der *Einleitung* werden einige allgemeine Gedanken über die Volksschulen vorgetragen und dann die besondern Gründe angegeben, welche den Vf. vermochten, seine Meinungen und Erfahrungen schriftlich aufzusetzen. Nachdem in dem *ersten* Abschnitt (welcher die Beobachtungen und Gedanken über Erziehung enthält) der Zweck jeder Erziehung ziemlich umständlich und ausführlich angegeben ist, wird das rechte Verhalten der Mütter während der Schwangerschaft angegeben, und dann das Kapitel von der physischen Erziehung abgehandelt. Hierauf werden die vielen Sünden, die in Absicht der sittlichen Bildung sowohl bey der häuslichen als öffentlichen Erziehung begangen werden, angedeutet, Lehren und Vorschriften zu einer vernünftigen Kinderzucht gegeben; es wird über die Heilmittel jugendlicher Fehler, Unarten und Verkehrtheiten gesprochen, jede körperliche Züchtigung aus den bekannten Gründen verworfen, und zuletzt (von S. 288 bis 329.) ein Erziehungsgemälde aus dem Kreise der glücklichen und geachteten Familie des Kleant aufgestellt. Diess Gemälde, das gewiss aus dem wirklichen Leben genommen ist, hat den Rec. sehr angezogen: denn es trägt das Gepräge der Wahrheit unverkennbar an sich, und macht uns den Segen einer liebreichen und vernunftgemässen Erziehung recht anschaulich. Irren wir nicht, so ist es das eigne häusliche Leben, das uns der ehrwürdige Vf. in diesem Bilde aufstellt. — Hierauf geht

Hr.

Hr. v. R. zu der Erziehungsart der niedern Stände, besonders des Bauernstandes über, schildert die traurige Beschaffenheit derselben, und giebt die Gründe an, warum die Prediger nicht so wohlthätig auf die häusliche Erziehung wirken können, wie wohl zu wünschen wäre. Von S. 366 bis 390 wird das Schreiben eines würdigen Landgeistlichen eingerückt, worin er die Mittel angiebt, durch welche er auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in seiner Gemeine so wohlthätig gewirkt hat. Ein lesenswerthes, von trägen und muthlosen Landpredigern wohl zu beherzigendes Schreiben.

Den *zweyten* Abschnitt (die kleinere Hälfte der Schrift) nehmen Beobachtungen und Gedanken über Volksschulen und Seminarien ein. Sie enthalten nichts eigenthümliches, da fast alles aus *Schwarz* Erziehungslehre, aus *Prechtls* Schrift über die gewöhnlichen Fehler in der Erziehung der Kinder, aus *Holschers* Anleitung für Lehrer und Lehrerinnen in Industrieschulen, aus einer Recension in unserer Allg. Lit. Zeitung, aus dem Revisionswerke, aus dem Hannöverschen Magazin, aus den *Weillerschen* und mehrern andern Schriften, ohne Zweck und Ordnung zusammengetragen ist. Am lesbarsten ist das Schreiben des vorerwähnten Landgeistlichen über den Religionsunterricht in Volksschulen (S. 407 — 422.). Ungern sieht man sich hie und da durch Wiederholungen und Tautologien aufgehalten. An Unrichtigkeiten in der Schreibart fehlt es auch nicht: so schreibt der Vf. z. B. *religieus* statt *religiös*, und verwechselt bisweilen die Präpositionen *vor* und *für*. — Die angehängte Abhandlung: *über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung und Bildung der Kinder*, ist mit sichtbar grösserem Fleisse und Nachdenken geschrieben, zeichnet sich aber weder durch Schärfe des Urtheils, noch durch Klarheit in der Darstellung aus.

ERDBESCHREIBUNG.

Erfurt, b. Müller: *Meine Wanderungen aus Schwaben durch die Maingegenden und Thüringen nach Sachsen*, im Frühjahr 1810 und Sommer 1811. 1811. IV u. 276 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In einem gar armseligen schmutzigen Gewande erscheint diese neue Reise, mit häslichen Druckfehlern (z. B. Malibakus durchgängig für Melibocus) durch und durch verunziert. Rec. will diess indess dem Vf. nicht anrechnen, vielmehr weiss er aus eigner Erfahrung, wie unangenehm eine solche, zumal unverschuldete, Entstellung einem Schriftsteller wird; aber auch der innere Gehalt des kleinen Buchs erreicht kaum das Mittelmässige. Was Rec. bewegt, ihm noch so viel zuzugestehn, ist grösstentheils die moralische Eigenthümlichkeit des Vfs.: denn sonst ist aus seiner Reise, wie es mehrentheils geschieht, weder ein fest bestimmter Zweck, noch ein reicher gehörig vorbereiteter Geist, noch weniger ein Grad von Kunst in der Darstellung abzunehmen. Aber er läst wenigstens grösstentheils Humanität und Billigkeit, so wie einen Grad von Bescheidenheit in seinen Urtheilen blicken — und nichts ist wohl widriger und einer schärfern Rüge würdig, als der so gangbare, anmaasende, vorlaute und absprechende Ton der Reisebeschreiber, nichts verdriesslicher, als einen Menschen zu sehen, der sich durch körperliche Indisposition, schlechte Bewirthung, zufällige Umstände und daraus entspringende Stimmungen zu schiefen unwahren Urtheilen über Länder, Oerter und Individuen verleiten läst, die zuweilen selbst nicht ohne Folgen bleiben. Unserm Vf. ist wenigstens eine ziemlich beständige gute Laune und Geradsinn eigen; auch scheint es ihm Ernst, sich durchaus als reifen gebildeten Mann zu zeigen, doch will diess nicht durchaus gelingen, und es blickt noch an einigen Orten ein unreifes studentenmässiges Wesen hervor, z. B. S. 196. wo er die studentische Eintheilung der jungen weiblichen Welt zu Jena in *Floe*, *Minken Besen* und *Knochen* anführt. Selbst von der für den Rec. unbegreiflichsten aller Erbärmlichkeiten, zu erzählen, was man in ganz gewöhnlichen Gasthöfen an ganz gewöhnlichen Speisen und Getränken unter ganz gewöhnlichen Umständen genossen hat, ist der Vf. wenigstens nicht ganz frey; auch nicht von der Anmaasung, die Physiognomie eines Ortes in Hinsicht auf Bildung, geselligen Ton u. s. f. nach sechs- oder zwölfstündigem Aufenthalt zeichnen zu wollen, wenn es gleich nicht eben im absprechenden Ton geschieht. Sein Witz ist ebenfalls unbedeutend und oft schlecht. So wird von Eisenberg (in Thüringen) erzählt: „Eine Gesellschaft Sauspieler (hoffentlich ein Druckfehler) trieb unter Direction eines gewissen Herrn L. eben ihr Unwesen im Rathhause. Die Vaudeville Oper, Rochus Pumpernickel, jetzt der Abgott des Tages, weil der herrschende Conversationston und Kunstgeschmack *viel Pumpiges* und die Moral *viel Nickelartiges* angenommen hat, wurde auch hier u. s. f. aufgetischt." Und in diesem Tone geht es noch ein paar Seiten fort. Unter der grossen Menge von Gegenständen, welche der Vf. grösstentheils nur im Fluge berührt, sind es die Städte *Erfurt*, *Weimar*, *Jena*, *Gera*, *Rudolstadt*, das Musikfest zu Erfurt, die Herren *Arnold*, *Falk*, *Vulpius*, über welche hie und da eine Notiz vorkommt, die für das Uebrige längst und allgemein bekannte einigermassen schadlos hält.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

Kiel, b. Schmidt: *Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften*; von *Karl Leonhard Reinhold*, Prof. d. Philos. zu Kiel u. Mitglied d. Akad. d. Wissenschaften zu München. 1812. XXXII u. 320 S. 8. (1 Rhlr. 16 gr.)

Der achtungswürdige Denker, der den gröfsten Theil seines literarischen Lebens daran gewendet hat, dasjenige auszufinden, was der Philosophie nöthig ist, um Wissenschaft zu werden, mit rastlosem Eifer diesen wissenschaftlichen Bau zu vollenden strebte, und mit edler Selbstverleugnung viermal das Geständnifs ablegte, dafs er fich übereilt und zu früh sein εὕρηκα gerufen habe, tritt in diesem Werke zum fünften, und nach seiner eignen Versicherung zum letztenmal auf, um das wichtigste Hindernifs, welches die Philosophie nicht gleichen Schritt mit ihrer Schwester, der Mathematik, halten liefs, zu heben, und ihr ein festes, für alle Zeiten unwandelbares Fundament zu geben. Seine Wahrheitsliebe, sein redlicher Eifer, sein Talent, seine durch vier vergebliche und erfolglose Versuche erworbene Erfahrungen, die Wichtigkeit der Sache — alles vereinigt fich, diesem letzten Versuche des Vfs. ein grofses Interesse zu geben. Ist das Ziel, wonach er so lange gestrebt hat, diessmal glücklich erreicht, dann wird das Publicum, welches fich für Philosophie interessirt, fich freuen und Hrn. *Reinhold* viel Dank wissen — eine Freude, welche wir dem Vf. gerne wünschen möchten — ist das aber nicht der Fall, so ist doch das Bemühen des Vfs. nicht ganz vergeblich gewesen, und außer andern wenigstens die Einsicht gewonnen worden, dafs auch dieser Weg nicht zu dem erwünschten Ziele führt — eine Erkenntnifs, welche, obgleich von negativer Art, doch von grofser Bedeutung ist. Es ist nicht genug, dafs ein originaler Geist den wahren Weg zeigt; gewöhnlich wird er nicht verstanden, oder die Gründlichkeit seiner Entdeckung bezweifelt. Je mehr Denker nach ihm aufstehen, welche nach dem Drange ihres originalen Geistes, oder aus Affectation der Originalität andere Bahnen öffnen wollen, desto mehr nähert fich der menschliche Geist durch die Entdeckung ihrer Falschheit dem Richtigen, und kommt zuletzt nach mancherley Abwegen auf die einzig richtige Bahn. Wir wollen nun durch unsern Bericht das Publicum in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, welches Verdienst, das positive oder das negative, diesem Werke zukomme.

Ueber seinen Ideengang, Veranlassung und Absicht giebt der Vf. in dem an *Jacobi* gerichteten ausführlichen Vorbericht Rechenschaft. Einige merkwürdige Stellen dieses trefflichen Denkers, besonders in der Zugabe zu *Allwill's Briefsammlung*, Königsberg 1792, gaben ihm die erste Veranlassung, über den Hauptmangel der Philosophie tiefer nachzudenken. *Jacobi* sagte: „Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, dafs fich mir die Geschichte der Philosophie je länger je mehr als ein Drama entwickle, *worin Vernunft und Sprache die Menaechmen* spielen. Dieses sonderbare Drama, hat es eine Katastrophe, einen Ausgang? oder reihen fich nur immer neue Episoden an? Ein Mann, den nun Alles, was Augen hat, grofs nennt, schien den Gang der Verwicklungen dieses Stücks erforscht zu haben, und ihm ein Ende abzusehen. Mehrere behaupteten: diefs Ende sey nun schon gefunden und bekannt." So viele Systeme nach *Kant* haben die Aufgabe der Philosophie nicht nur für auflöslich, sondern auch täuschend für wirklich aufgelöst gehalten. Ich selbst, sagt der Vf., habe mich während dieses Zeitraums nicht weniger als *viermal* jener voreiligen Behauptung schuldig gemacht, indem ich anfangs der *Kantischen Kritik der reinen Vernunft*, hierauf *meiner Theorie des Vorstellungsvermögens*, dann der *Fichtischen Wissenschaftslehre*, und endlich dem *Bardilischen Grundrisse der ersten Logik* mit freudiger Zuversicht das εὕρηκα nachgerufen habe. Aber die Menaechmen haben fortgespielt, spielen immer fort, und das langwierige Drama, welches gegenwärtig schon fast ohne Zuschauer aufgeführt wird, droht immer langweiliger, unverständlicher und unverständiger zu werden, während die eine seiner Hauptpersonen, die Sprache, immer nur hinter den Coulissen ihr geheimes Spiel treibt, und die Vernunft unter wechselnden Verkleidungen auf die Bühne hervortritt, ohne dafs es der immer nur fich selber kritisirenden, bald deducirenden, bald construirenden, bald demonstrirenden, bald rekritisirenden — endlich gelingen könnte, die eigentliche Anstifterin des alten Missverständnisses und aller Verwicklungen desselben aus ihrem Hinterhalte auf den Schauplatz hervorzuziehen. *Jacobi* glaubte, „es fehle nur an einer *Kritik der Sprache*, die eine Metakritik der Vernunft seyn würde, um uns Alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen." Daran, fährt *R.* fort, fehlt es noch immer, und eben darum ist die Philosophie über ihre erste Aufgabe in ihren Sachwaltern mit fich selbst uneinig geblieben; darum haben die Wahrheitforscher den gesuchten Grund der wahren Gewifsheit und gewissen Wahrheit vergeblich

geblich gesucht: darum ist die *Erfahrung* und das *Gewissen* durch die Kritik der Vernunft, das *Bewußtseyn* durch die Theorie des Vorstellungsvermögens, das *Selbstbewußtseyn* durch die Wissenschaftslehre, das *Denken als Denken* durch die Bardilische Logik, das *absolute Anschauen* durch das Identitätssystem u. s. w. mit gleicher Vergeblichkeit aufgeboten worden.

Der Grund aller Missverständnisse der Philosophie, des Misslingens aller Versuche und Bemühungen der Wahrheitsforscher, ist die unbemerkte aber nicht unmerkliche Einwirkung der *Wandelbarkeit* und *Vieldeutigkeit des Sprachgebrauches*, weil die Wörter, welche dem Denken dienen sollten, dasselbe beherrschen, und die Vernunft in die ihrem Werkzeuge, der Sprache eigenthümliche Wandelbarkeit und Dienstbarkeit hineinziehen. Was der unvertilgbare Glauben an die Wahrheit ohne Kritik der Sprache bisher vermochte und vermag, das bezeugt die Geschichte der Philosophie; was er mit derselben und durch dieselbe vermögen wird, das muss erst noch erprobt werden.

Die Philosophie hat noch keinen allgemeinen Sprachgebrauch, sondern nur in der Metaphysik oder speculativen Philosophie nur besondere von einander abweichende und einander widersprechende Sprachgebräuche. Die Logik hat nur einen *gemeinen* Sprachgebrauch aufzuweisen, der sich zwar für den allgemeinen ausgiebt, aber seine Gemeinheit schon dadurch beurkundet, dass er sich nach dem Sinne eines jeden der mit einander streitenden Sprachgebräuche drehen und deuten lässt. Durch die dadurch entstehende Vieldeutigkeit und Willkürlichkeit des Ausdrucks ist das Fundament und die Wissenschaftlichkeit der Philosophie bis auf den heutigen Tag streitig. Jeder Streiter auf dem Gebiete der Philosophie hält seinen besondern Sprachgebrauch für den allgemeinen, oder strebt doch, ihn zum Range desselben zu befördern. Der wahrhaft allgemeine wird dadurch für die unbefangenen Zuschauer immer ungewisser und räthselhafter. Mitstreiten und siegen kann dieser Sprachgebrauch nicht, so lange er selbst noch streitig, unentschieden, problematisch ist, nur auf gerathewohl gesucht, oder gar für unmöglich gehalten wird. Aber er siegt ohne allen Streit über die, eigentlich nur mit einander streitenden, besondern Sprachgebräuche und über den Urheber ihres streitenden Daseyns — den gemeinen; er siegt unausbleiblich nach und nach in jedem endlichen Forscher nach dem Grunde der wahren Gewissheit, sobald er nur erst in dem Einen oder Andern dieser Forscher zum deutlichen Bewusstseyn gelangt ist, sobald er sich endlich einmal und irgendwo *ausdrücklich* und *öffentlich* ausgesprochen hat.

Man hält jene Vieldeutigkeit und Willkürlichkeit darum für *unvermeidlich* und *unüberwindlich*, weil die Philosophie auf diejenige Unterstützung ihrer Wortbedeutungen Verzicht thun muss, welche den mathematischen und allen auf äussere Erfahrung sich beziehenden Wissenschaften in Figuren, Zahlzeichen, Bildern und Wahrnehmungen zu Gebote steht. Allein die wissenschaftliche Philosophie ist eines andern Ausdrucks, als durch bilderlose Wörter, eben so wenig bedürftig als fähig, und der Mangel eines feststehenden Sprachgebrauchs in der Philosophie hat einen ganz andern Grund, als jene Bilderlosigkeit, nämlich die herkömmliche, gemeinübliche, unbemerkte aber nicht unmerkliche *Vermengung der Bedeutungen der sinnverwandten Wörter* (Synonymen) und der *gleichnamigen Begriffe* (Homonymen), welche eben die unentbehrlichsten, gebräuchlichsten und geläufigsten Wörter und Begriffe der allgemein geltenden Logik ausmachen, aber deren eigenthümliche Bedeutungen immer nur *stillschweigend* als bekannt und sich selbst verstehend vorausgesetzt, nie *ausdrücklich* im Bewusstseyn ausgesprochen, und daher immer nur *undeutlich* vorgestellt werden. Die Katastrophe der philosophischen Menaechmen kann also nur in der *Kritik der Sprache* bestehen. Das erste Geschäft dieser Kritik, die Arbeit, mit welcher das wissenwollende, aber noch nicht wissenkönnende Philosophiren aufhört, und das wissende beginnt, muss ein erklärendes Verzeichniss der höchst merkwürdigen Synonymen und Homonymen aufstellen. — Diese Worterklärungen dürfen eben so wenig dem gemeinen, als irgend einem besondern Sprachgebrauche aus dem Munde genommen seyn; die erklärenden und die zu erklärenden Wörter dürfen weder in der gehaltlosen Unbestimmtheit des gemeinen, noch in der willkürlichen Bestimmtheit irgend eines nur besondern Sprachgebrauchs angenommen und gebraucht werden. Bey diesem ganzen Geschäft darf die formale Logik so wenig, als irgend ein metaphysisches System, als ausgemacht zum Grunde gelegt werden. Eben darum müssen die aufzustellenden und den allgemeinen Sprachgebrauch aussprechenden Worterklärungen schon allein dadurch *verständlich* seyn, dass sie *ausdrücklich ausgesprochen* werden. Jede derselben muss einem jeden mit seiner Muttersprache nur einigermaßen vertrauten, und auf die von ihm bisher unbeachtete Synonymität und Homonymität der zu erklärenden Wörter aufmerksam gewordenen Forscher durch sich selbst einleuchten, und insofern sich von selbst verstehen.

Man sieht hieraus, was der berühmte Vf. mit seiner *Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften* will, aus welchen Gründen er in derselben die Hauptbedingung des Aufhörens alles Widerstreits, aller Uneinigkeit und Missverständnisse auf dem Gebiete der Philosophie siehet, und von ihr sich den Anfang des goldnen Zeitalters derselben, wo die allgemeingültige Philosophie auch allgemeingeltend wird, verspricht. Dieselben Hoffnungen und Aussichten, welche er in der ersten Periode seiner wissenschaftlichen Laufbahn hatte, haben sich jetzt bey ihm erneuert; sein Streben und Wirken ist sich während der ganzen Zeit gleich geblieben, nur die Richtung hat sich geändert. So wie er es früherhin für möglich hielt, dass sich ein gewisses System oder ein Grundsatz als an sich gewiss allen Denkern durch sich selbst darstellen, und

und vermöge des consequenten Denkens durch Abstraction und Reflexion, durch Analyse und Synthese derselbe Zusammenhang von abgeleiteten Sätzen aus der Grundwahrheit für alle Denker ergeben werde, und sein ganzes Streben darauf gerichtet war, dieses System als allgemeingültig darzustellen, und durch Hebung der Missverständnisse allgemeingeltend zu machen: so ist er jetzt überzeugt, dass eine Uebereinstimmung aller Denker in dem philosophischen Sprachgebrauch möglich sey; und er strebt dahin, diesen Sprachgebrauch, der allgemein werden kann, wirklich zu dem allgemeinen zu machen. So viel ist gewiss, dass, wenn ein allgemeiner Sprachgebrauch unter den Philosophirenden wirklich würde, damit auch das Streiten und die Uneinigkeit aufhören würde. Da hier aber keine blinde, mechanische, sondern eine auf Selbstdenken mit Einsicht und Ueberzeugung verbundene Einhelligkeit in dem Philosophiren gemeint seyn kann, so fragt es sich: ist die Einhelligkeit in dem Sprachgebrauch Wirkung oder Grund der Einhelligkeit in dem Denken? Ist nun nicht das zweyte, sondern das erste Verhältniss das wahre, indem die Sprache ein Werkzeug des Verstandes ist, so kann man nicht durch die Einhelligkeit des Sprachgebrauchs Einhelligkeit des Denkens, sondern vielmehr umgekehrt durch Einhelligkeit des Denkens Einhelligkeit des Sprachgebrauchs bewirken. So sehr wir auch die Wahrheitsliebe und das Talent des Verfassers ehren und hochachten, so wenig können wir uns doch des Gedankens erwehren, dass ein reger Eifer für ein unablässig verfolgtes Ziel ihn in Ansehung der Erkenntniss der Ursache des Uebels irre geführt, und dass er die nächste und entfernte Quelle desselben nicht scharf genug unterschieden habe. Die Uneinigkeit der philosophischen Welt rührt von dem verschiedenen Grade des Interesses für Wahrheit, von der Verschiedenartigkeit der Talente, von dem Einflusse subjectiver Gründe auf die Ueberzeugung, und dann insbesondere von den verschiedenen Ansichten über das Wesen, den Zweck, Gründe, Nothwendigkeit, Quelle der philosophischen Erkenntniss, von den verschiedenen Wegen, objective Ueberzeugung für sich und Andere zu gewinnen, her. Die Grundsätze und Maximen des Philosophirens sind verschieden, folglich müssen es auch die Resultate seyn. Die Wandelbarkeit und Vieldeutigkeit der Wörter als Gedankenzeichen folgt hieraus durch eine natürliche Folge von selbst. Wäre es möglich, dem Sprachgebrauch Festigkeit und Unwandelbarkeit zu geben, so würde dadurch doch die innere Quelle der Uneinigkeit der Philosophen nicht verstopft. Es ist daher auch das vorgeschlagene Mittel, die Kritik der Sprache und die Synonymik ein verkehrtes Mittel, den beabsichteten Zweck zu realisiren, und ein Hysteron Proteron. Denn wie soll denn ein bestimmter unwandelbarer Sprachgebrauch gefunden werden? Wer soll das Recht und die Macht haben, ihn aufzustellen? Doch wohl die Denker, deren wissenschaftliche Thätigkeit er befördern soll. Diese suchen Zeichen für ihre Gedanken nach Maassgabe ihres geistigen Talents und Bedürfnisses im Zusammenhange mit ihrem Systeme und ihrer Methode, aus dem Sprachschatze schon vorhandener Sprachen, welcher zum Theil schon im gemeinen Leben und zu dem wissenschaftlichen Gebrauche angewendet worden. Andere prüfen die gefundenen Zeichen in Rücksicht ihrer Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit ebenfalls wieder nach ihren Ansichten und Einsichten. Bey beiden, sowohl den erfindenden als prüfenden, tritt aber eben der unbemerkte, aber nicht unmerkliche Einfluss subjectiver Bestimmungsgründe ein, durch welchen allgemeine Einstimmung gehindert wird. Wer sich auch ganz frey von diesen Einwirkungen glaubt, wird oft am meisten das Spiel derselben. Mit einem Worte: es ist nicht abzusehen, wie ein philosophischer allgemeingeltender Sprachgebrauch unabhängig vom Denken und Philosophiren, und ohne allen Einfluss der Subjectivität gefunden und in Gang gebracht werden soll. Man stelle uns erst ein allgemeingeltendes System der Philosophie auf, man werde einig in der Erkenntniss der Kraft und Unmacht des Erkenntnisses, des Vermögens und Unvermögens der Vernunft, ihrer Bestimmung und Sphäre; man verständige sich über den Anfangs- und Endpunkt der Philosophie und die Methode des Philosophirens, dann wird sich auch mit demselben ein allgemein einstimmiger Gebrauch der Sprache einfinden; vor jenem ist dieser nicht möglich. Es ist unbegreiflich, wie Denker von anerkanntem Talent und von dem redlichsten Eifer für Wahrheit erfüllt, einen Weg nach dem andern versuchen, um der Philosophie den Rang evidenter Wissenschaft zu geben, wie sie sich vergeblich in Entdeckung allerley Mittel erschöpfen, und darüber das, was vor den Füssen liegt, was ganz natürlich sich darbietet, übersehen, und aus einem Abweg in den andern gerathen, ohne zum einzig richtigen Wege umzulenken. *Kant* hatte den richtigen Weg eingeschlagen, welchen man nicht so bald hätte verlassen sollen; er hatte die lebendige Quelle entdeckt, aus welcher gewisse Erkenntniss zu schöpfen war. Die nach ihm gefolgt sind, graben lieber wasserlose Brunnen, und ihre ganze Kunst besteht in dem Blendwerke, dass für Quellwasser gehalten werde, was sie erst durch die Kunst in dieselben hineingebracht haben. Die Kritik der Sprache kann nur das Resultat der Kritik des Erkenntnissvermögens seyn. Rec. verkennt keinesweges die Vortheile und das Interesse einer solchen Kritik, und einer Synonymik für den wissenschaftlichen Gebrauch, wenn er gegen die überspannten Vorstellungen davon seine Stimme erhebt.

Der Versuch einer Synonymik, welchen der Vf. in dieser Schrift dem Publicum vorgelegt hat, ist nicht von der Art, dass die Ueberzeugung des Rec., wie er sie eben ausgesprochen hat, umgeändert werden konnte; sie ist vielmehr durch die Ausführung vollkommen gerechtfertigt worden. Was er ebenfalls bey der ersten Ansicht des Hauptgedankens vermuthete, dass der Vf. von einer gewissen subjectiven Ansicht eingenommen, nur die eine, aber nicht die an-

andere Seite des Gegenstandes erwogen, und von einer gewissen Selbsttäuschung gehalten, nicht mit ganzer ungetheilter Kraft des Geistes die höchste Angelegenheit der Philosophie durchforscht habe, auch dieses wurde ihm bey dem ferneren Studium dieser Schrift zur vollen Ueberzeugung. Die Haupttendenz seiner philosophirenden Vernunft ist und war immer das Streben, ein System von Philosophie aufzustellen, und *negative* die demselben entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen. Aus dem letzteren Systeme, das er mit ungetheilter Liebe angenommen hatte, dem rationalen Realismus, sind mehrere Hauptsatze ihm geblieben, die er als ausgemachte Wahrheiten betrachtet, besonders der, dass das reine Denken nicht bloss auf formale, sondern auch auf materiale Weise aller Erkenntniss zum Grunde liege, und dass die Logik, als Wissenschaft des formalen, aber inhaltsleeren Denkens ein blosses Blendwerk sey. Da die versuchte Demonstration dieser Sätze nicht recht gelingen und keine allgemeine Ueberzeugung hervorbringen wollte, so glaubte der Vf., es müssten derselben Missverständnisse zum Grunde liegen, welche aus dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch entständen, und er suchte dieses Hinderniss theils durch Kritik des bisherigen, theils durch Aufstellung eines neuen Sprachgebrauchs aus dem Wege zu räumen. Indem er annimmt, dass das reine Denken real sey, sucht er die Worte, welche die allgemeinsten Functionen des Denkens ausdrücken, dieser Ansicht gemäss zu bestimmen, dass sie einen realen Inhalt bekommen und Begriffsformen zu Objecten werden. Dieses ist die subjective Ansicht, welche den hellen Verstand des Vfs. umnebelt hat, dass er selbst sich nicht bewusst wurde, wie sehr er der von ihm selbst aufgestellten Hauptbedingung der Synonymik, dass ihr kein metaphysisches System als ausgemacht zum Grunde liegen dürfe, entgegen gehandelt habe, und wie wenig die Besorgniss, es werde hier der *rationale Realismus* nur mit andern Worten wiederholt (S. XXVIII.), ganz beseitigt worden. Wir bedauern dieses um so mehr, da die Idee einer philosophischen Synonymik sonst ein sehr verdienstliches Unternehmen hätte werden können, und der Vf. auch in der verfehlten Ausführung sehr viele treffliche Wahrheiten in Ansehung des Philosophirens überhaupt, und der verschiedenen philosophischen Systeme in Ansehung einiger Hauptbegriffe der Wissenschaft aufgestellt hat, deren Kraft durch seine Einseitigkeit geschwächt worden ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Zwey Theaterstücke* vom Freyherrn *von Thumb.* 1813. 138 S. 8. (12 gr.)

Der Ausdruck: Theaterstück, dürfte schwerlich vielen Beyfall finden; der allgemeinere Ausdruck: Schauspiel, wäre gewiss besser, wenn man nur die Leser von der Nebenidee abbringen könnte, dass sie stets darunter die *comédie larmoyante* der Franzosen verstanden wissen wollen. Diess Bändchen enthält zuerst: *Täuschung und Wahrheit.* Schausp. in 3 Akten. Sichtlich haben dem Vf. dabey *Kotzebue's* Stricknadeln vorgeschwebt. Die Charaktere des Geheimenraths, Helenen's, der Fräulein Ernestine, Graf Frasens und selbst des Bedienten Heinrich, sind dem des Baron, der Baronin, der Mutter des Barons, des Grafen Eslingen und des alten Christian fast ganz ähnlich, und eben so ist es auch die ganze Zusammenstellung, in welche diese Charaktere kommen; nur dass die Entwicklung durch die neu hinzugekommene Intrigue mit Helenen's Mutter sich etwas anders formt, und Fräulein Ernestine eine gemeine Frömmlerin, nicht die biedere, altsittliche, fromme Mutter, wie in jenem Stücke ist. Gerade diese Wendung aber missfällt uns, so wie die ganze Liebesgeschichte derselben mit dem albernen Baron von Randau, worin sich auf der einen Seite allzusehr Mannsucht und ekelhafte Koketterie bey erheuchelter Frömmigkeit, und auf der andern zu sehr ausgesprochene Gemeinheit vereinen. Auch ist der Charakter des Grafen Frasen im 3ten Akte zu sehr in gemeine Gewinnsucht gezogen, so wie überhaupt diese ganze Scene mit Helenen zu stark aufgetragen. Wer so, wie dieser Graf, Helenen um 16,000 Thaler prellen will, kann sich unmöglich so weit verstellt haben, um dieser edlen Frau Freundschaft und Vertrauen vorher zu gewinnen, und ihr Hingeben an ihn motivirt sich dann zu wenig, oder stellt ihren Charakter zu sehr in Schatten, was doch der Vf. wieder nicht will. Am gelungensten sind die Scenen zwischen dem Geheimenrathe und Helenen, so wie überhaupt die Schilderung des ersten in seiner ernsten, edlen Liebe und verhaltenem Schmerze recht brav ist. Diess gilt auch vom Schlusse, wo Helene ihre Mutter wieder findet. Unnatürlich und den Sitten höherer Stände zuwider ist es dagegen, wenn im ersten Akte der Graf und Baron Helenen von dem Maskenballe sehr spät nach Hause begleiten, und sie noch eine lange Unterredung mit ihnen im Vorsaale hat, sogar Thee serviren lässt, und der Baron selbst dabey einschläft. Zu derb sind auch die Dinge, welche die Stiftsdame Helenen in der 5ten Scene des 2ten Akts sagt. Tadeln wollen wir nicht, dass man am Schlusse nicht erfährt, was aus dem Verhältnisse der Stiftsdame und des Barons wird; aber manche Leser, die alles gern aufs Reine gebracht wissen, werden es deshalb an Vorwürfen nicht fehlen lassen. Das zweyte Stück: *Die Heimlichkeiten*, Lustspiel in 1 Akte, ist ziemlich unbedeutend; doch kann es bey raschem Spiele gefallen. Der Verwalter Brummer ist ein neues Beyspiel für unsre vorhin angedeutete Regel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

Kiel, b. Schmidt: *Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften*, von *Karl Leonhard Reinhold* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Werk besteht aus drey ungleichen Theilen. An der Spitze steht eine *Kritik des Sprachgebrauchs in der Philosophie aus dem Gesichtspunkte der Sinnverwandtschaft der Wörter und der Gleichnamigkeit der Begriffe*, eine Abhandlung, welche den wichtigen Gegenstand nicht erschöpft, und nur zur Einleitung der darauf folgenden *Verwandtschaftstafeln der vornehmsten Familien sinnverwandter Wörter und gleichnamiger Begriffe* dienet. Die Hauptgedanken dieser Kritik enthalten folgendes: Das Sprechen und Denken steht in einem Zusammenhange, indem das Denken nicht ohne Sprechen und das Sprechen nicht ohne Denken möglich ist; aber beide sind auch wieder von einander verschieden, ob gleich noch keiner philosophischen Analysis es gelungen ist, diesen Unterschied wissenschaftlich aufzuweisen. (Ist dieses wirklich niemals geschehen?) Der *Sprachgebrauch* besteht nach der gemeinen Ansicht in der *Wechselwirkung des Denkens und der gewissen Gedanken gewisse Wörter beygesellenden Gewohnheit*. Bey dem gemeinen vulgären und gedankenlosen Sprachgebrauche des grofsen Haufens ist es die sich von aufsen aufdringende Gewohnheit, was sich für das *Denken* ausgiebt und den Sinn der Wörter bestimmt. Bey dem angeblich *philosophischen*, in der That aber nur sophistischen und particulären Sprachgebrauche einer Sekte ist es die durch die Phantasie und Willkür der Tonangebenden angenommene, und durch sein Ansehn und seine Geschicklichkeit durchgesetzte Gewohnheit, was den Schein eines *veredelten Denkens* annimmt, ungeachtet es nicht einmal ein *wirkliches* Denken ist. In beiden scheint das Denken und die Gewohnheit sich wechselsweise zu bedienen und zu beherrschen; aber das Denken, welches der Gewohnheit dient, kann doch nur der Schein des Denkens seyn, und so ist doch nur die Gewohnheit das allein Herrschende. So wie es aber einen wesentlichen Unterschied zwischen dem wirklichen und scheinbaren, zwischen dem allgemeinen und particulären Sprachgebrauch geben mufs, so kann das Eigenthümliche des allgemeinen Sprachgebrauchs nur in der *Unterordnung* der Gewohnheit unter das Denken bestehn, dafs dieses herrsche, jene diene. Eine eigentliche Wechselwirkung findet dagegen nur zwischen der Gewohnheit einerseits und der Phantasie und Willkür andrerseits Statt. (Darin hat der Vf. unstreitig die Wahrheit auf seiner Seite, dafs zum allgemeinen Sprachgebrauch nur derjenige werden könne, der durch das wirkliche, oder welches eben das ist, das richtige Denken und Erkennen, welches der Vf. nicht gehörig von einander unterscheidet, bestimmt worden ist. Es entsteht aber nur die Frage: *welches dieses wirkliche richtige Denken und Erkennen sey?* Und hier findet sich sogleich wieder die Uneinigkeit, welche durch den allgemeinen Sprachgebrauch gehoben werden soll, ein, indem jeder Denker sein subjectives Denken für das richtige und allgemein geltende ansiehet und als solches geltend machen will. Eben dieses that auch der Vf.) Der Vf. betrachtet hierauf den Sprachgebrauch in der Metaphysik, der sich durch unaufhörlichen Wechsel auszeichnet (er nennt daher witzig den abwechselnden Krieg und Sieg der Metaphysiker einen *Wortwechsel*), und in der Denklehre, welcher sich bey der noch so grofsen Veränderlichkeit in der Philosophie in seiner Allgemeinheit unveränderlich behauptet hat. Er findet den Grund von dieser Allgemeinheit in der *Gehaltlosigkeit* der in der bisherigen Logik aufgestellten *Denkformen*, welche sich durch die Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Fügsamkeit beurkundet, womit sie sich an jeden noch so verschiedenen Inhalt des gemeinen und speculirenden Vorstellens anschmiegen und jedem der einander widersprechenden Lehrgebäude dienen. Eben daher sey auch die Logik an den Streitigkeiten auf dem Gebiete der Metaphysik gar nicht unschuldig, weil sie die unaufhörlichen Mifsverständnisse nicht nur nicht aufheben und verhindern könne, sondern sie selbst herbeyführe und unterhalte, und zwar durch die Beschaffenheit ihrer Denkformen, indem das eigentliche Wesen ihrer *Gehaltlosigkeit* in der unläugbaren aber unbekannten *Vieldeutigkeit* derselben bestehe. Dafs aber diese Vieldeutigkeit bis jetzt noch nicht als der wesentliche Fehler der Logik erkannt worden, dieses sey die Folge theils von der *unlogischen Abstraction*, indem man von dem *Unterschiede des Denkbaren* als dem vermeintlichen Inhalte wegsehe und auf den *Nichtunterschied des Denkbaren* als auf die vermeinte Form hinsehe, theils von der scheinbaren Bestimmtheit, Haltbarkeit und Brauchbarkeit, welche von diesen Denkformen in den exacten Wissenschaften dadurch erschlichen werde, dafs ihre Vieldeutigkeit auf den Feldern dieser Wissenschaften durch Figuren, Zahlzeichen, Bilder und sinnliche Evidenz niedergeschlagen werde, theils endlich

lich und hauptsächlich von der *Synonymität* der unentbehrlichsten Wörter, durch welche diese Denkformen unmittelbar oder mittelbar bezeichnet werden. Die bisherige Unbestimmtheit des Begriffs der *Synonymität* ist Ursache, dass diese Synonymität, in welcher das eigentliche *Geheimniß der geheimen Vieldeutigkeit der Denkformen*, und das eigentliche *Geheimniß der vergebens gesuchten Wissenschaftlichkeit der Philosophie* enthalten ist, bisher entweder gänzlich unbeachtet, oder wenigstens ununtersucht geblieben ist. [Die Denkformen wurden vieldeutig, eben sowohl durch den Mangel an Bestimmtheit und Mangelhaftigkeit der Reflexion als durch den speculativen Gebrauch, den man von ihnen zu machen suchte. Nachdem die Logik als Wissenschaft des Denkens der Form nach betrachtet wurde, musste das Blendwerk aufhören, als könne sie der Philosophie Gehalt geben, und als wäre es möglich, aus Begriffen das Wesen der Dinge zu erkennen und durch das Denken reale Wissenschaft des Uebersinnlichen zu erlangen. Diejenigen, welche nach einer wissenschaftlichen Philosophie auch in demjenigen, was nur geglaubt werden kann, streben, beschuldigen die Logik, dass sie nur der Schein einer Wissenschaft sey, weil das Denken, was ihren Gegenstand ausmacht, inhaltlos sey, und sie verlangen, dass die Formen des Denkens einen Inhalt haben sollen, weil sie sonst für den Zweck ihrer Speculation nichts mit denselben anzufangen wissen. Anstatt dass nach der Ansicht der ersten die Denkkraft nach einer gewissen Gesetzmäſsigkeit verfähret, worin das Formelle des Denkens bestehe, welches durch Reflexion und Abstraction gefunden und zum Behuf der Wissenschaft in das deutliche Bewusstseyn aufgefasst und von dem Inhalte unterschieden werden muss, so dass dieses Formelle an sich nichts weiter ist, als die allgemeine Bedingung der Erkenntniss, ohne selbst reale Erkenntniss zu seyn, wiewohl es mittelbarer Weise die Form jedes erkennbaren Gegenstandes, insofern er gedacht wird, ausmacht, woher der Unterschied der reinen formalen und materialen Logik entsteht; wollen diese, dass die Denkkraft nur in einem Hinsehen auf reale Objecte bestehe, um an demselben das Allgemeine und das Besondere zu unterscheiden, und dass die Denkformen eben jenes Allgemeine an dem Besonderen zum Gegenstande haben, wodurch sie einen realen Inhalt gewinnen. Ausserdem, dass diese Ansicht, sich nur auf ein speculatives Bedürfniss beziehet und sonst durch nichts erwiesen werden kann, hat sie noch das gegen sich, dass die Nothwendigkeit und Allgemeinheit dieser Begriffe auf diese Weise unerklärlich bleibt, und dass die Objectivität derselben, wie sie hier angenommen wird, doch nur in einem Gedacht werden besteht, welches kein reales Seyn ist. Wenn man indessen auch die Möglichkeit und die Realität dieser Ansicht zugiebt, so müssen die Anhänger derselben doch ein Denken derselben annehmen, welches in einer gewissen Verknüpfung der Vorstellungen besteht, folglich auch eine gewisse Form dieser Thätigkeit, wobey von dem Inhalte derselben abgesehen werden kann. Es ist also gar nicht abzusehen, wie sie eine formale Denkwissenschaft läugnen wollen.]

Da nach dem Vf. an der Vieldeutigkeit jener Denkformen die Unbestimmtheit des Begriffs Synonymität den gröſsten Antheil hat, so sucht er erst diesen Begriff zu bestimmen, wozu ihm die Prüfung der Aristotelischen und Eberhardischen Erklärung der Synonymität und Sinnverwandtschaft den Weg bahnet. Nach Aristoteles ist die *Gleichnamigkeit* das Gemeinschaftliche der Synonymität und Homonymität. Gleichnamigkeit mit Einerleyheit des Begriffs ist Synonymität; Gleichnamigkeit mit Verschiedenheit des Begriffs Homonymität. Nach dem heutigen Sprachgebrauch, welchem *Eberhard* folgt, bedeutet das Wort Synonym aber nur die Sinnverwandtschaft zwischen den Bedeutungen verschiedener Wörter, und die Gleichnamigkeit scheint ausgeschlossen. Aber beide Begriffe sind zu enge. Gleichwie die Bedeutungen verschiedener Worte wegen ihrer nahen und unbestimmt vorgestellten Aehnlichkeit oft vermengt und verwechselt werden; so werden auch die Unterschiede derjenigen Begriffe, welche der Sprachgebrauch um ihrer Aehnlichkeit willen durch einerley Wort zu bezeichnen pflegt, eben dieser Einerleyheit wegen nicht seltener aus dem Auge verloren. Bey den Erklärungen des Eigenthümlichen jener verschiedenen Wörter wird die Verwandtschaft derselben durch gleichnamige Begriffe ausgesprochen, welche in der That selbst wieder nur sinnverwandt sind, aber bey der Unbestimmtheit ihrer Verwandtschaft und wegen ihrer Gleichnamigkeit als gleichbedeutend angenommen werden. So erklärt *Aristoteles* die *Einerleyheit* durch *Einheit des Wesens*, *Aehnlichkeit* durch *Einheit der Beschaffenheit*, *Gleichheit* durch *Einheit der Gröſse*. Allein der Begriff Einheit erklärt eben so wenig die Verwandtschaft dieser Begriffe als die Worte Wesen, Beschaffenheit und Gröſse ihre Eigenthümlichkeiten richtig angeben. Denn es giebt eben sowohl gleiche als ähnliche Wesen, Beschaffenheiten und Gröſsen. *Eberhard* bedient sich nicht des Begriffs Einheit, sondern *Einerleyheit*, um die Verwandtschaft der Begriffe Aehnlichkeit und Gleichheit auszusprechen. Dinge sind *gleich*, sagt er, welche einerley Gröſse, *ähnlich*, die einerley Beschaffenheit haben. Nach dem besondern Sprachgebrauch der Mathematiker ist freylich Aehnlichkeit Gleichheit der Beschaffenheit bey ungleicher Gröſse und Gleichheit Gleichheit der Gröſse bey ungleicher Beschaffenheit; aber in der ursprünglichen eigenthümlichen Bedeutung ist Gleichheit die *Einerleyheit in der Vielheit*, die *Aehnlichkeit* weder Einerleyheit noch Gleichheit, sondern nur die *Angränzung*, *Verwandtschaft*, *Annäherung des Besondern in seinen Besonderheiten*. [Wenn man nun aber weiter fragt, was Angränzung, Verwandtschaft, Annäherung sey, so kommt man doch nothwendig auf den Begriff der Einerleyheit zurück.] Die Wörter *Einheit* und *Einerleyheit*, *Verschiedenheit* und *Unterschied* sind unter allen in der Denk- und Wesenlehre gebräuchlichen Wörtern die ge-

gebräuchlichsten und unentbehrlichsten, weil sie die höchsten Denkformen, die obersten Stammbegriffe bezeichnen. Aber gerade bey ihnen ist die Verworrenheit am gröfsten, und man sieht sich in den Logiken vergeblich nach einer Erklärung derselben um. In der Kategorieentafel des Aristoteles fehlen sie ganz. Bey *Kant* findet man zwar die *Einheit* unter den Kategorieen, die Einerleyheit unter den Reflexionsbegriffen aufgeführt, aber ohne allen Aufschlufs über die sinnverwandten Bedeutungen dieser Worte. Wie sich Einheit von Einerleyheit unterscheidet, ist mit keinem Worte berühret. Die Einheit tritt mit der Vielheit und Allheit als ein Charakter der Quantität auf. Die Einheit wird also mit der quantitativen Einheit verwechselt, und es wird vergessen, dafs es auch qualitative und absolute quantitätlose Einheit gebe. Die Einzelheit ist ebenfalls vergessen oder mit der Einheit verwechselt. Es ist vergessen worden, dafs es eine *Einheit über der Vielheit*, *eine Einheit in der Vielheit*, und eine Einheit in der Einzelheit giebt, und dafs diese gleichnamigen Einheiten nicht einerley Einheit, so wenig als die blofse Einerleyheit selbst seyn können. Der vieldeutige Begriff der Einheit, welcher durch seine gehaltlose Geschmeidigkeit unter mancherley Charakteren und Benennungen auftritt, spielt nebst dem eben so vieldeutigen Begriffe des Unterschiedes in der Kantischen und den darauf folgenden Philosophieen die Hauptrolle. Die Doppelsinnigkeit der Wörter Einheit und Einerleyheit war auch Ursache, dafs der Versuch, welchen der Vf. in *seinen Anfangsgründen der Erkenntnifs der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Forscher nach dieser Erkenntnifs*. Kiel 1808. machte, in der Hauptsache misslang. Erst die Beschuldigung *Schellings* in seinen philosoph. Schriften S. 408, dafs niemand mehr als *Reinhold* Einheit mit Einerleyheit verwechsle, machte ihn nach S. 262, auf diesen Unterschied aufmerksam. Zuletzt giebt der Vf. noch die Eigenthümlichkeiten dieser Synonymik an, welche schon gröfstentheils in der Vorrede vorgekommen sind, dafs sie nämlich weder den vulgären Sprachgebrauch, noch das Blendwerk der formalen Denklehre, noch irgend einen der particulären Sprachgebräuche aus irgend einem philosophischen Systeme zum Grunde legen dürfe, sondern lediglich dem *Wahrheitsgefühle* das in jeder gebildeten Sprachgenossenschaft lebendigen Geistes vertrauen müsse, dafs sie keine neuen Bedeutungen erfinden, sondern nur die eigenthümlichen und als solche ursprünglichen und wechsellosen Bedeutungen, welche von jeder stillschweigend, aber eben darum noch nie ausdrücklich, nie deutlich, sondern nur verworren vorausgesetzt worden, durch wörtliches, ausdrückliches, deutliches Aussprechen aus ihrer Verworrenheit und Dunkelheit hervorzuheben habe; dafs sie nicht die alphabetische, sondern diejenige Ordnung befolgen müsse, welche auf natürlichem Zusammenhange beruhe.

(*Der Beschlufs folgt.*)

GESCHICHTE.

1) Dresden, in der Beger. Buch- u. Kunsth.: *Historische Nachricht von der Elbbrücke zu Meifsen*, von ihrer Erbauung bis zu der am 12ten März 1813 erfolgten Verbrennung. Eine Beylage zu den Abbildungen derselben, wovon die eine sie in ihrem gegenwärtigen Zustande, die andere im Augenblicke des Brandes darstellt. Ein in zwey Columnen getheiltes Blatt in gr. Querquart, nebst den beiden Abbildungen von gleicher Gröfse.

2) *Ebend.*, b. Morasch u. in Comm. in der Walther. Hofbuchh.: *Die beiden Elbbrücken von Meifsen und Dresden*, seit dem 12ten und 19ten März 1813. 4 und 8 S. in Querquart, nebst 2 radirten Kupfern.

3) *Ebend.*, in der Arnold. Buchh.: *Erklärung zur Ansicht der gesprengten Dresdner Elbbrücke*, *im Augenblicke der Explosion*. Nach dem Berichte eines Augenzeugen vom Brühl'schen Garten herab beobachtet. Ein Blatt Text in Querfol. nebst einem dergleichen Kupfer von *Wizani* d. J.

4) In ders. Buchh.: *Die Elbbrücke zu Dresden*, historisch und malerisch vorgestellt, von *C. A. W.* 1813. 40 S. in 8. Mit einem Kupfer in Querfol. von *Veith*.

5) *Ebend.*, in der Beger. Buch- und Kunsth.: *Historische Nachricht von der Dresdner Elbbrücke*, von ihrer Erbauung an, bis zu der den 19ten März erfolgten Sprengung; nebst einer Abbildung derselben nach diesem Ereignisse. 1 Blatt in Querfol. mit zwey gespaltenen Columnen. Das Kupfer soll von C. A. Richter gezeichnet und gestochen seyn.

6) *Ebend.*, in der Hilscher. Buch- u. Musikh.: *Baugeschichte und Beschreibung der berühmten Elbbrücke zwischen Alt- und Neu-Dresden*, von ihrer Entstehung an bis zu ihrem Ruin am 19ten März 1813. Nebst Abbildung nach der erfolgten Sprengung in Querfol. Die Beschreibung macht 2 Blätter in 4.

Nr. 1. und 2. beschäftigen sich mit der *Meisner* Elbbrücke; und zwar giebt uns Nr. 1. gröfstentheils die Geschichte derselben von ihrer ersten Entstehung an, um eine kleine Uebersicht von der ganzen Geschichte dieser Brücke zu liefern, erzählt aber auch den neuen Vorfall hinlänglich. Nr. 2. hingegen erwähnt blofs ihre neuere Geschichte, und auch davon nur so viel, als der Zusammenhang erfordert, um den Faden an diese neue Begebenheit zu knüpfen. Beide bilden also ein Ganzes, das man nicht ohne Vergnügen lieset. — Diese Brücke ist zu drey verschiednen Malen abgebrannt worden. Das erste Mal geschah es im J. 1547., da der überraschte Kurfürst Johann Friedrich, um seine Flucht vor dem zürnenden Kaiser Karl V. und dem blutdürstigen Herzog von Alba zu decken, sie anzünden liefs. Das zweyte Mal im siebenjährigen Kriege den 25sten Aug. 1756, und das letzte Mal im Monat März dieses Jahrs.

Was

Was die Kupfer anlangt, so wird Rec. weiter unten davon sprechen. — Nr. 2. beschäftigt sich zugleich auch mit der *Dresdner* Elbbrücke, erwähnt aber auch hier nur so viel von der Geschichte derselben von August II. an, als dazu gehört, die Sache in einer richtigen Uebersicht darzustellen. — Nr. 3. hat, so wie auch die folgenden, blofs die Dresdner Brücke zum Gegenstande, und giebt in einer kurzen Erzählung die Sache blofs so an, wie sie geschah, und zeigt uns also gewissermafsen blofs das in seiner Beschreibung, was uns der Künstler auf seinem Blatte zeigt. — Nr. 4. vergleicht anfangs diese Brücke mit andern Brücken Deutschlands, und giebt ihr den verdienten Vorzug. Die darauf folgende Beschreibung derselben ist ausführlicher, als die übrigen, und liefert uns, in einem angenehmen Vortrage, eine hinlängliche Uebersicht derselben von ihrer ersten Entstehung bis auf unsere Zeiten. Nr. 5. und 6. geben eine kürzere Uebersicht des Ganzen, doch geht letztere noch weiter, d. h. bis auf den allerersten Ursprung zurück, so weit dieses möglich ist; in beiden findet man eine gedrängte, aber nicht undeutliche, Kürze, die den Leser nicht ohne Theilnahme läfst. — Doch nun zu den damit verbundenen Kupfern.

Unter den ersten fünf Numern, die alle in einem recht gefälligen Stile gezeichnet und gestochen sind, zeichnet sich das sehr fleifsig gearbeitete Blatt von *Veith* Nr. 4. besonders aus; aber den Nichtkenner werden die wirklich gut illuminirten Blätter von Nr. 1. 3. und 5. mehr befriedigen; am wenigsten glücklich ist das zu No. 6. gehörige Blatt ausgefallen; indessen wird auch dieses seine Liebhaber finden, weil das Herüber- und Hinüberfahren der Dresdner Bewohner auf der Elbe, nach der Sprengung der Brücke, darauf vorgestellt ist, welches alle übrige Blätter nicht haben.

Aufser diesen Blättern mit Text, sind über diesen Gegenstand noch viele andere Blätter ohne Text erschienen, davon mehrere Erwähnung verdienen. Da die mehrsten Namen dieser Künstler schon durch ihre Arbeiten bekannt sind, so können unsere Leser schon daraus auf den verschiednen Werth derselben schliessen. Darstellungen von der *Meisner* Brücke ohne Text, *während des Brandes*, kennt Rec. von *Sprink*, und von *Köhler* und *Böttger; nach dem Brande* von *C. A. Richter*, und auch von *Sprink*. Abbildungen von der *Dresdner* Brücke, welche Erwähnung verdienten, *während der Explosion*, kennt Rec. nicht, das oben erwähnte Blatt von Wizani ausgenommen; aber Vorstellungen von derselben *nach der Explosion*, und ohne Beschreibung, hat man mehrere, und zwar *illuminirte* von *Laurin*, *Balzer*, *C. T. Beyer*, *Sprink*, *C. A. Richter*, *Wessel* und eins von *Hammer* und *Grünicher*, das bey dem Kunsthändler Rittner in Dresden erschienen ist. Dieses Blatt zeigt uns nicht die ganze Brücke, sondern nur die mit dem gesprengten verbunden gewesenen Pfeiler, desswegen auch die Hauptsache hier am meisten detaillirt ist und wie in der Nähe, erscheint. Hier findet sich das bestätigt, was man von Kunstfreunden und Kunstkennern oft rühmen hört, nämlich, dafs man unter den Kunstarbeiten, die in dieser Handlung herauskommen, nicht leicht etwas Mittelmäfsiges, und nie etwas Schlechtes, finden wird. — *Schwarze*, oder *nicht illuminirte* Blätter dieser Art kennt Rec. von *Klette*, *J. T. Beyer* und *C. T. Beyer*, *Gottschick* (durch schöne Blätter in Beckers Augusteum bekannt), *Müller* und *Wessel*. Ueberdiefs dieselbe Brücke von den *Russen* wieder gangbar gemacht, 2 verschiedene Blätter von *J. T. Beyer* und von *Klette*; von den *Franzosen* ergänzt, nach Abbrennung der russischen Brücke, auch 2 Blätter von *J. T. Beyer* und von *Kleinig*; und endlich noch der Uebergang der Franzosen auf Leitern, nach der Abbrennung der russischen Brücke, ein illuminirtes Blatt von einem Ungenannten. Rec. könnte noch einige andere Blätter anführen, aber sie schienen ihm nicht wichtig genug. Allerdings sind unter den hier angeführten Blättern auch einige von noch nicht bekannten Künstlern, aber diese sind von hoffnungsvollen Zöglingen der Dresdner Kunstakademie, deren Namen schon desswegen Erwähnung verdienen, weil sie Anlage in ihren Arbeiten zu höherer Ausbildung zeigen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Giessen, b. Tasché: *Aminta*, Favola Pastorale di *Torquato Tasso*. Mit einem erklärenden Wortregister zum Selbstunterricht von *Johann Heinrich Emmert*, Prof. zu Tübingen 1813. 178 S. 8. (16 Gr.).

Schon sehr oft ist dieses Schäferspiel auch in Deutschland im Originale abgedruckt worden (die beste einzelne Ausgabe davon mit zahlreichen Anmerkungen hat *Menage* zu Paris 1655. 4. besorgt). Unstreitig verdiente dieses Stück den grofsen Beyfall, den es überall erhalten hat; und die Lobsprüche der Italiäner, so beredt sie sind, scheinen doch im Ganzen nicht übertrieben zu seyn. Natürliche Schreibart und Leichtigkeit des Vortrags, verbunden mit angenehmer Versification, machen dieses Gedicht auch für solche lesbar, die noch keine grofse Fortschritte in der italiänischen Poesie gemacht haben. Man kann es daher nicht misbilligen, dafs es in dieser Absicht von neuem abgedruckt ist; und durch das am Ende beygefügte Wortregister, welches sich auf die Seiten bezieht, und mit unter manche gar zu bekannte Wörter enthält, wird dieses Lesen desto mehr erleichtert, da der Ausländer sehr leicht in den gewöhnlichen Wörterbüchern eine Bedeutung antrifft, die in den Zusammenhang derjenigen Stelle, wo dieses Wort vorkommt, gar nicht pafst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

Kiel, b. Schmidt: *Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften*, von *Karl Leonhard Reinhold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der zweyte Haupttheil der Schrift enthält die *Verwandtschaftstafeln der vornehmsten Familien sinnverwandter Wörter und gleichnamiger Begriffe.* Die Ordnung, in welcher die acht Familien auf einander folgen, ist diese: I. *Einheit*, *Einerleyheit und Einheit an sich.* II. *Unterschied und Verschiedenheit.* III. *Vereinigung*, *In- und Durcheinander-(Mischung)*, *Zusammenhang.* IV. *Die ursprüngliche Einheit an sich*, *die Vielheit*, *Einzelheit* und die *Mannichfaltigkeit.* V. *Seyn*, *Möglichkeit*, *Wirklichkeit*, *Nothwendigkeit.* VI. *Wesen* und *Außerwesentliches*, *Urwesen*, *Einzelwesen* und *Wesen der Dinge im Allgemeinen.* VII. *Gewissheit als solche*, *Gewissheit des Wesens*, *des Ausserwesentlichen.* VIII. Die *reine*, *empirische* und *scheinbare Gewissheit.* Die *Wahrheit*, *Wahrscheinlichkeit* und der *Schein der Wahrheit.* Das Talent des Analysirens und des Scharfsinnes hat der Vf. auch hier wieder, wie in allen seinen Schriften, auf eine vorzügliche Weise bewiesen. Die Analytik der Begriffe, die schärfere Unterscheidung verwandter Begriffe und die bestimmtere Bezeichnung derselben hat unstreitig gewonnen. Wenn hier aber auch Alles geleistet wäre, was sich nur von menschlicher Denkkraft erwarten läſst, so könnten wir doch nicht mit dem Vf. die überspannte Hoffnung theilen, als wenn damit die wahre Philosophie gefunden wäre, und sogleich als allgemeingeltend angenommen werden würde. Denn durchaus bestimmte Begriffe und Gedankenzeichen, durch die Hülfe der Synonymik gewonnen, sind doch nur das Werkzeug der philosophirenden Vernunft, welche nach sehr verschiedenen Ansichten, Grundsätzen und Methoden von ihnen Gebrauch machen kann. Es hat aber diese Synonymik, auch davon abgesehen, ihre eigenthümlichen Mängel und Unvollkommenheiten, welche alle daraus entspringen, daſs der Vf. einestheils die Unterscheidung und Bestimmung der verwandten Begriffe unternommen hat, ohne die auf die Erforschung der ursprünglichen Gesetzmäſsigkeit des Erkenntniſsvermögens abzielende Theorie und Kritik zum Grunde zu legen, vielmehr diese auf den von ihm für allgemein gehaltenen Sprachgebrauch gründet, anderntheils, anstatt von allen Systemen der Philosophie zu abstrahiren, was er als eine der vornehmsten Erfordernisse einer Grundlegung des allgemeinen philosophischen Sprachgebrauchs betrachtet, vielmehr das System, dem er zuletzt seine Beystimmung gegeben, nämlich den rationalen Realismus allenthalben zum Grunde legt, und nur zur Bekräftigung desselben die Bestimmung und Unterscheidung der Begriffe und ihrer Zeichen vorgenommen hat. Daraus entspringt Einseitigkeit, Unverständlichkeit, theils durch die Umkehrung der natürlichen Ordnung, theils durch die Zurückhaltung des Hauptpunktes, um welchen es dem Vf. vorzüglich zu thun war. Erst in den Anmerkungen und Folgerungen wird derselbe, nämlich der rationale Realismus, und auch hier nur theilweise, nicht vollständig und im Zusammenhang entwickelt. Da aber die Resultate die Verwandtschaftstafeln, und diese jene wieder voraussetzen (daher auch der Vf. am Ende des Vorberichts S. XXXI. fordert, diejenigen Leser, welche nicht Philosophen von Profession sind, sollten die Erörterungen von dem Eigenthümlichen der Gewiſsheit der Wahrheit im Gewissen und im philosophischen Wissen, welche in der achten Familie vorkommen, und unter den Anmerkungen die achtzehnte vom Gewahrwerden, Aufmerken, Wegsehen, Hinsehen und Wahrnehmen, als einen wesentlichen Bestandtheil des einleitenden Vorberichts vor der Kritik der Sprache und den Verwadtschaftstafeln lesen), so kann durch diesen Zirkel keine deutliche Einsicht, noch weniger philosophische Ueberzeugung entstehen. Nach dem Systeme des Vf. giebt es keine formalen Begriffe, sondern die dafür ausgegebenen Begriffe sind entweder völlig leere Worte oder Begriffe von einem Gedenkbaren (als wenn das Formelle der Thätigkeit des Verstandes nicht auch etwas Denkbares wäre); er sucht also hinter den Begriffen von *Einheit*, *Einerleyheit*, *Unterschied*, *Allgemeinheit* u. s. w., welche entweder die Function des Verstandes, einen Verbindungsact oder einen Act der Reflexion zum Gegenstande haben, noch etwas Reales, welches die Vorstellkraft durch Hinsehen und Wegsehen wahrnimmt, verwandelt eben dadurch das Vorstellen und die im Vorstellen sich beweisende Thätigkeit in rechte Objecte um, und versäumt eben dadurch, die wirklichen Merkmale aufzusuchen, wodurch sie sich denken und unterscheiden lassen, woraus eine neue Quelle der Unverständlichkeit entspringt. Wir wollen zum Belege den Anfang der ersten Verwandtschaftstafel hier mittheilen. „Die *Einheit* in ihrem Unterschiede von der *Verschiedenheit* ist die *Einerleyheit.* Die *Einheit* in ihrem Unterschiede von der *Einerleyheit* ist die *Einheit an sich.*

Das Wort Einheit in diesen Worterklärungen drückt durch die Gleichnamigkeit der Bezeichnung nur die Verwandtschaft der Wörter Einerleyheit und Einheit an sich aus, deren eigenthümliche Bedeutungen durch die beiden Erklärungen ausgesprochen werden. Die Einheit ausser ihrem Unterschiede von der Verschiedenheit, in welchem sie nur die Einerleyheit — und ausser ihrem Unterschiede von der Einerleyheit, in welchem sie die Einheit an sich ist und bedeutet, angenommen — die Einheit ohne diese Unterschiede vorgestellt, die *blosse Einheit* ist nichts weiter, als ein völlig leeres Wort, ein gedankenloses Gedankenzeichen; aber eben durch seine Leerheit geschickt, die mancherley verworrenen Begriffe aufzunehmen, welche demselben durch Phantasie, Gewohnheit und Willkür untergeschoben werden, und in welchen dasselbe, unter andern, insbesondere auch bald die verworren vorgestellte Einerleyheit, bald die verworren vorgestellte Einheit an sich, bald beides ohne Unterschied bedeutet. Die *Einerleyheit* wird aber unvermeidlich verworren vorgestellt, gelangt nicht als das, was sie ist, nicht als die Einerleyheit zum Bewufstseyn, wenn dieselbe nicht als die Einheit in ihrem Unterschiede von der Verschiedenheit, sondern entweder als die Verneinung der Verschiedenheit (als blosse *Nichtverschiedenheit*), oder als die Verneinung des Unterschiedes (als *Nichtunterschied*), oder als die Einheit an sich, oder als dieses Alles durch einander vorgestellt wird. Die *Einheit an sich* wird unvermeidlich verworren vorgestellt, wenn dieselbe nicht als die Einheit in ihrem Unterschiede von der Einerleyheit, sondern entweder als die Einerleyheit selbst, oder als die Verneinung der Einerleyheit des Unterschiedes und der Verschiedenheit (als Nichteinerleyheit, Nichtunterschied, Nichtverschiedenheit), oder als dieses Alles durch einander vorgestellt wird."

In der Folge zeigt der Vf., wie man in dem deutlich werdenden Begriffe von der klar gewordenen Vorstellung der Einerleyheit zu der klar werdenden Vorstellung der Einheit an sich aufsteige, in dem deutlich gewordenen Begriffe aber die Einerleyheit auf die Einheit, und die Verschiedenheit auf die Einerleyheit folge. Wechsellos, sagt er, steht die Einheit an sich über der unter ihr stehenden Einerleyheit, und diese über der unter ihr stehenden Verschiedenheit, und nur in dieser unterordnenden Ordnung sind die besagten drey Charaktere, was sie sind. — *Die Einheit an sich, und nur diese, ist durch sich selbst, und nur durch sich selbst gesetzt; aber durch dieselbe, und zwar nur unter, nicht vor, oder über, oder neben derselben ist auch die Einerleyheit, und unter, nicht vor, oder über, oder neben dieser auch die Verschiedenheit gesetzt.* Er bestimmt sorgfältig die Missverständnisse und Folgen, welche daraus entstehen, wenn diese Begriffe nicht nach diesem aufgestellten Unterschiede genommen, wenn durch Verwechslung oder Vermischung die unterordnende Ordnung nicht beobachtet wird. Aber ehe man dem Vf. in seinen Folgerungen nachgeben kann, entsteht natürlich die Frage: was ist denn die *Einheit an sich*, die *Einerleyheit*, die *Verschiedenheit?* Er giebt zuerst *Worterklärungen*, welche nur die Verwechselung dieser Begriffe verhüten sollen, negativ, aber nicht positiv sind. Er bleibt bey diesen Worterklärungen stehen, und braucht sie in der Folge unvermerkt als Realerklärungen. Allein dadurch wird die Frage: was ist denn die Einheit an sich ausser ihrem Verhältniss zur Einerleyheit? gar nicht beseitigt. Soll man sie von dieser unterscheiden, so muss sie Etwas an sich seyn, gewisse Merkmale haben, wodurch sie eben in dem deutlichen Bewufstseyn von dieser sich unterscheidet. Die Frage kehrt in verdoppelter Stärke zurück, wenn man sieht, dass die Einheit an sich unabhängig von dem Denkvermögen betrachtet, und als ein denkbarer Gegenstand gesetzt wird; wenn man sieht, wie behauptet wird, die Einheit sey durch sich selbst gesetzt, und setze unmittelbar die Einerleyheit, mittelbarer Weise die Verschiedenheit. Müsste nicht der Unterschied, weil durch ihn die Einheit von der Einerleyheit, und diese von der Verschiedenheit unterschieden wird, noch über beide als das erste Denkbare gesetzt werden? Man sieht sich vergeblich nach einer Antwort auf diese und andere Fragen um, und daher erscheint dieser Versuch einer Synonymik und als Grundlage eines durchaus bestimmten, mit sich einigen und consequenten philosophischen Sprachgebrauchs, ja selbst als die Basis der allein wahren und gewissen Philosophie als unzureichend, weil dasjenige, wodurch alle Vieldeutigkeit gleichnamiger Begriffe und sinnverwandter Wörter aufgehoben und deutlich gemacht werden soll, zuletzt nur auf einem undeutlichen Bewufstseyn eines Etwas, was durch das Wort Einheit angedeutet wird, beruhet. Zwar beruft sich der Vf. zuletzt (S. 189.) auf den gemeinen Sprachgebrauch, und auf ein Wahrheitsgefühl (S. 199. 200.), wodurch die eigentliche Bedeutung dieser Wörter von sich selbst einleuchten soll; allein diess sind keine zureichenden und zuverlässigen Gewährsmänner der gewissen und untrüglichen Gewissheit. Ist nicht jeder Philosoph von der Wahrheit seines Princips und seines Systems überzeugt, und appellirt er nicht auch an das Wahrheitsgefühl seiner Mitmenschen? Es kann aus demselben Grunde auch hier die Beziehung auf das Gewissen nicht entscheidend seyn. Denn wiewohl Wahrheit und Sittlichkeit in einem engen Bunde stehen, so sind ihre Grundbedingungen in der menschlichen Seele doch verschieden, und Gewissenhaftigkeit kann bey den verschiedensten einander gerade entgegengesetzten philosophischen Systemen Statt finden. Wir verkennen zwar nicht, dass die Hauptsätze des rationalen Realismus, zu welchem sich der Vf. bekennt, z. B. dass Gott der Schöpfer der Natur, der Urgrund alles Seyns und Wesens ist — ein Satz, welcher klarer denselben Gedanken enthält, welcher oben durch das unterordnende Verhältniss der Einheit, Einerleyheit, Verschiedenheit dunkler ausgedrückt war — von der Art sind, dass sie mit der Gewissenhaftigkeit auf das innigste zusammenhangen und harmoniren. Allein es kommt bey einem philosophischen System nicht

nicht allein auf die einzelnen Wahrheiten, sondern auch auf das Princip und die Art der Verknüpfung, auf die Methode, das Princip aufzustellen und aus demselben abzuleiten, oder demselben unterzuordnen, an; es giebt eine materiale und formale Wahrheit, was auch der Vf. gegen die letzte sagen mag; es gilt das Verhältniss des Glaubens und Wissens, des gemeinen und philosophischen Wissens, und die Einsicht in die Gründe und Bestimmungsgründe. In Ansehung aller dieser Punkte kann ein System höchst unvollkommen seyn, wenn auch die einzelnen Sätze Beystimmung finden und verdienen. Dieses ist der Fall mit dem rationalen Realismus des Vfs. Wenn auch alle Menschen durch den religiösen Glauben von Gottes Daseyn und der Schöpfung der Welt durch ihn überzeugt sind, so werden doch nicht Wenige die Behauptung des Vfs. S. 147.: *die Gewissheit Gottes, als die Offenbarung des denkenden Schöpfers am Weltall, ist die ursprüngliche gewisse Wahrheit und wahre Gewissheit, die Gewissheit des Urwahren an dem Wahren und des Wahren durch das Urwahre im Allgemeinen*, so wie sie hier ausgesprochen ist, bezweifeln, und in der Art und Weise, wie durch diese Stammtafeln, an deren Spitze die *Einheit* und *Einerleyheit* steht, die Gegenstände des religiösen Glaubens hergeleitet werden, nichts als Erschleichungsfehler finden.

Doch wir haben es mit diesem Systeme selbst hier nicht zu thun, sondern kamen auf dasselbe nur zu sprechen, in sofern es der Schlüssel und das verborgene Ziel dieser philosophischen Synonymik ist. Dass diese nicht leisten kann, was sich der Vf. von ihr verspricht, noch wirklich ist, was sie seyn soll, da der Vf. anfangs unmerklich, dann immer offner in dem Geiste des rationalen Realismus, gegen die Forderungen, die er selbst aufstellte, die gleichnamigen Begriffe und sinnverwandten Wörter erklärt und bestimmt — dieses, glauben wir, gehet aus dem, was wir bemerkt haben, deutlich hervor. Ungeachtet aber dieser Versuch im Ganzen misslungen ist, so werden doch redliche Forscher der Wahrheit dem Vf. um so weniger ihre Achtung wegen seines hohen, mit echter Humanität im Bunde stehenden Interesses für Wahrheit um so weniger versagen, je mehr aus einem grossen Theile dieses Werkes und besonders auch des letzten Theiles, welcher Folgerungen und Anmerkungen enthält, seine philosophische Denkart, sein heller Verstand und sein Scharfsinn hervorleuchtet, je mehr er häufig genug den wahren Zustand unserer Philosophie trefflich geschildert, die Fehler und Abwege der philosophischen Forscher mit Ruhe und Kälte auf humane Weise aufgedeckt und zur Aufhebung der Sprachverwirrung manchen nicht unwichtigen Beytrag gegeben hat.

LITERATURGESCHICHTE.

Ohne Druckort (München): *Andenken an die beiden jüngst verstorbenen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu München*, Grafen *Anton von Törring zu Seefeld*, Sr. Maj. des Königs von Baiern Obersthofmeister, Grosskreuz des St. Huberti-Ordens u. s. w., und *Joh. Nepomuk Gottfried von Krenner*, Commandeur des Ordens der baier. Krone, königl. Baier. wirkl. geheimen Rath, Chef des Heroldenamtes und Directors der königl. Central-Bibliothek. Vorgelesen in einer öffentlichen Versammlung der Akad. am 28. März 1812 von dem Geh. Secretär derselben (*F. Schlichtegroll.*) 1812. 24 S. 4.

In einer eleganten Schreibart und mit ruhiger Wahrheitsliebe erzählt hier der Vf. die vornehmsten Lebensumstände zweyer sehr verdienter Männer. Der erstere, *Anton Graf von Törring Seefeld*, geboren am 22. Junius 1725, ein Mann von liberalen Ansichten und hellem Geist, diente seit dem 16ten Jahre seines Alters bey der Armee 14 Jahre hindurch bis zum Rittmeister. Als sein älterer Bruder ihm (1755) die Rechte der Erstgeburt abtrat, verliess er den Kriegsdienst. Der Kurfürst Karl Theodor ernannte ihn späterhin zum wirkl. geheimen Rath, zum bevollmächtigten Gesandten beym Friedenscongress zu Teschen, dann an dem Hoflager in Preussen, hierauf zum Kammerpräsidenten und Finanzminister; der jetzige König von Baiern ertheilte ihm zuletzt das oberste seiner Hofämter. Seitdem er seine Güter angetreten hatte, beschäftigte er sich mit dem Feldbau. Die Akademie der Wissenschaften zu München nahm diesen regsamen, beyspielgebenden Landwirth unter ihre Mitglieder auf, und bald erhielt die von ihm beantwortete Frage: *ob der baiersche Hopfen dem böhmischen an Güte gleich sey?* den Preis. Als hierauf die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Alten-Oetting entstand, die später nach Burghausen versetzt wurde, war der Graf *Törring Seefeld* eines ihrer thätigsten Mitglieder. Von seinem Eifer für die Aufnahme der Landwirthschaft zeugt nicht nur seine Schrift *über die Verbesserung der Wiesen* im 9. *B. der philosophischen Abhandl. der Akad. der Wissensch. zu München*, sondern auch der Umstand, dass er 1789 eine eigene Feldbausocietät auf seiner Herrschaft Seefeld stiftete. In den Siebenzigern des vorigen Jahrhunderts versuchte er sich auch in einigen dramatischen Arbeiten. Durch rege Theilnahme an Verbindungen zu gemeinnützigen Zwecken erwarb er sich 1780 die Ernennung zum Vicepräsidenten, und 1793 zum Präsidenten der Akademie. Frohsinn, Geselligkeit, Wohlthätigkeit, wovon sein vieljähriger Vorsitz in der mildthätigen Gesellschaft zu München allein schon Beweis ist, einfache Lebensart und Härte gegen sich selbst begleiteten ihn bis in sein 87stes Jahr. — Zu dieser biographischen Skizze gehören zwey am Ende dieser Schrift abgedruckte Beylagen, wovon die erste eine Nachricht von der literarisch-ökonomischen Gesellschaft erst zu Altenöttingen, dann zu Burghausen von 1766 bis 1800, und die zweyte eine Nachricht von der Ackerbausocietät zu Seefeld enthält.

Durch eigentlich gelehrte Forschungen war *Joh. Nep. Gottfried von Krenner* noch enger mit der Akademie

demie verbunden, ehrwürdig durch seine Kenntniss der ganzen verwickelten Gesetzgebung und Herkömmlichkeiten Deutschlands, durch seine gründliche Gelehrsamkeit in vaterländischen Angelegenheiten und Geschichten, durch Redlichkeit und Treue in seinen Berufsgeschäften. Stammend von einem in ansehnlichen Aemtern stehenden Vater, und geboren in München (1759, 11. Jul.), erhielt er einen zweckmäſsigen Privatunterricht, besuchte hierauf die Universität zu Ingolstadt, und gieng im 20sten Jahre seines Alters nach Göttingen, um sich in den Fächern des Staatsrechts, der Diplomatik und der Staatenkunde noch mehr auszubilden. Das Ansehen, welches *Pütter*, *Gatterer* und *Schlözer* als akademische Lehrer genossen, trug vorzüglich dazu bey, dass auch er sich dem akademischen Lehrstuhle bestimmte. Zuvor aber wollte er noch mit der theoretischen Kenntniss die eigne Uebung verbinden, und verweilte ein Jahr (1780) in Wetzlar, um sich mit dem Gange der Geschäfte am Reichskammergerichte bekannt zu machen. Noch an diesem Orte erhielt er von der Akademie der Wissenschaften zu München das Diplom als ausserordentliches Mitglied der historischen Klasse. Sogleich nach seiner Zurückkunft wurde er zum öffentlichen Lehrer der deutschen Reichsgeschichte, des baierischen Staatsrechts und der europäischen Staatenkunde auf der Universität zu Ingolstadt ernannt. Er war der erste, der dort Vorlesungen über die Statistik hielt. Eine Folge seiner groſsen Kenntnisse war es, dass er im J. 1792 zum Fiscal bey dem Reichs-Vicariats-Hofgericht; ein Jahr darauf, nachdem er in den Adelstand erhoben worden, zum wirklichen Oberlandesregierungsrath mit Beybehaltung seiner Professur ernannt, und 1798 als baierischer Legationsrath zu dem Friedenscongress nach Rastadt abgeordnet wurde. Unter dem gegenwärtigen Könige wurde er für beständig nach München versetzt, bekleidete dort ansehnliche Staatsämter, fasste ausser seiner *Anleitung zur nähern Kenntniss der baierischen Landtage des Mittelalters* u. s. w. (*München* 1804), im Auftrage seines Monarchen mehrere staatsrechtliche Schriften ab, und hatte Antheil an vielen organischen Verordnungen, wodurch das neue Königreich Baiern seit 1805 eine andere Einrichtung erhielt. Zuletzt trat er, seinem Wunsche gemäſs, noch in die Akademie der Wissenschaften als frequentirendes Mitglied ein, und die Direction der königl. Central-Bibliothek setzte ihn im letzten Jahre seines Lebens in eine noch engere Verbindung mit derselben. Seine letzte gelehrte Arbeit war eine Abhandlung *über die Siegel vieler Münchner Bürger-Geschlechter, bereits in dem Anfange des XIV. Jahrhunderts. München* 1811. 4. Diese Abhandlung, sagt der Vf. in der dritten Beylage, welche ein Verzeichniss aller Schriften des Hrn. *von Krenner* liefert, finde sich in dem *Vten Bande* der neben den Denkschriften herausgegebenen *historischen Sammlungen der Akademie der Wissenschaften*. Leider ist aber dieser Vte Band bis jetzt (October 1813.) nicht erschienen. Unter den Schriften des Verstorbenen zeichnet sich, ausser den oben angeführten besonders eine Abhandlung *über Land-, Hofmarks- und Dorfgerichte in Baiern u. s. w., nebst einem Urkundenbuche; erstes Stück. München* 1795. 4. als wichtig aus. Das *zweyte* Stück soll in der Handschrift fertig liegen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LAUSANNE, b. Hignou u. Comp.: *Le censeur, ou lettres d'un patriote Vaudois à ses concitoyens.* 1808. 200 S. 8.

Eine *Censur* trifft alle fünf Jahre die zwar wieder von neuem wählbaren Mitglieder des *groſsen Raths* des Cantons *Waat*; da nun im J. 1808 dieser durch die Mediationsacte gebildete neue Canton das Recht dieser Censur zum ersten Male ausübte, so zeigte der ungenante Vf. dieser Briefe seinen Mitbürgern, was es damit auf sich habe, und wie äuſserst wichtig für das gemeine Wesen es sey, dass die von dem Volke gewählten Wahlmänner als verständige und rechtschaffne Männer bey diesem Geschäfte zu Werke gehen. Er fordert von einem zu wählenden Mitgliede des groſsen Raths, dass er ein *ehrlicher*, gerader, realer Mann sey, dass er ein *gesundes Urtheil* habe, dass er sich durch Achtung für die *Sitten* empfehle, („*La gravité des moeurs est pour la magistrature, ce qu'est la pudeur pour la jeune beauté; la considération qu'on lui porte en dépend.*"); dass er durch Anhänglichkeit an die *Verfassung* Zutrauen einflöſse, dass er endlich mit diesen Eigenschaften noch anerkannte *Talente* und eine *liberale Erziehung* verbinde. Dabey erinnert er zugleich, dass man sich durch den *Schein* von diesem allen nicht täuschen lassen dürfe. Es gebe, sagt er, Subjecte, die nur von Frieden und Eintracht sprechen, und immer sagen, dass alle Parteyen sich vereinigen müssen, die jedoch, wenn es auf das Handeln ankomme, eine zweydeutige Rolle spielen. Andre, heiſst es, sähen es gerne, wenn man die Grundsätze der Gleichheit übertriebe, und Gebildete wie Ungebildete, brave Leute und Schelmen in Eine Linie stellte, wofern man nur sie selbst auszeichnete. Dem neu zu wählenden groſsen Rathe werden Winke gegeben, was ihm noch zu thun übrig bleibe; es sey, sagt der Vf., zwar wenig Pöbel in dem Canton *Waat*; allein man müsse doch stets auf seiner Hut seyn, damit sich kein Pöbel, zumal in den Städten, ansiedle; ein jeder Contonsbürger habe freylich das Recht, sich, wo er wolle, in dem Canton niederzulassen, allein unter der Voraussetzung, dass er an dem gewählten Aufenthaltsorte *ein bestimmtes Gewerbe* treibe; *Betteley* sey aber *kein Gewerbe*. So findet man noch manches Gute und Vernünftige in diesen Briefen, und der Vf. hat durch seine Schrift den Namen eines Waatländischen Patrioten, den er sich zueignet, hinlänglich gerechtfertigt. *Mihi quidem*, konnte er bey der Herausgabe derselben mit Cicero sagen, *esse beatus videbor, si modo constanter ac perpetuo placebit hoc consilium, ut relatam putem gratiam pietati meae. Quid enim est melius, quam, memoria recte factorum et libertate contentum, negligere humana?*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Dorpat, auf Kosten d. Vfs. b. Grenzius, und **Leipzig**, in Comm. b. Kummer: *Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden*, von Dr. *Karl Morgenstern*, Russ. Kais. Hofrath, ord. Professor der K. Universität zu Dorpat, Director der Bibliothek und des Museums der Kunst u. s. w., *Reise in Italien*. — *Ersten* Bandes *erstes* Heft. *Neapel* 1811. XXII u. 200 S. Mit einer Kupfertafel. *Zweytes* Heft. *Florenz*. 320 S. 8.

Nach der lesenswerthen enggedruckten Vorrede zu den vorliegenden Heften, (deren Anzeige sich verzögert hat, in Erwartung der verheissenen baldigen Erscheinung der folgenden *vier* Hefte, welche mit diesen beiden *zwey* Bänden füllen sollen,) nahm Hr. Hofr. *M.*, auf Veranlassung von Familien-Angelegenheiten und zur Wiederherstellung seiner im Norden zerrütteten Gesundheit, einen Reise-Urlaub auf sechs Monate, welcher ihm zweymal auf andere sechs Monat verlängert wurde; er bat noch um eine dritte Verlängerung, aber ohne Erfolg. Er machte diese Reise auf eigene Kosten, sogar mit Aufopferung des Gehalts für die letzten zwölf Monate; doch wurde ihm das Quartiergeld für die ganze Zeit seiner Abwesenheit, in Folge des Zeugnisses von dem Curator der Dorpatschen Universität, „für seine Einrichtung der Bibliothek und für den Nutzen, den er durch seine Reisen der Universität gebracht" vergütet. — Nach einem solchen Zeugnisse hätten wir von der liberalen russischen Regierung wohl auch die Gehaltsauszahlung erwartet, und bey liberalen Gesinnungen des Curators würde diese wohl nicht entstanden seyn. — Diese Reise nahm den Zeitraum vom $\frac{\text{24. Julius}}{\text{5. August}}$ 1808 bis zum $\frac{12.}{24}$ Februar 1810 ein. Sie gieng erst durch Liefland, Kurland, Preussen, Pommern nach Berlin. Hier hörte Hr. *M.* von der Kaiserzusammenkunft in Erfurt, und konnte dem Hange zu schauen, der, (wie er sagt,) neben dem Hange zu einsamer Beschäftigung von früher Jugend bey ihm rege war, nicht widerstehen: er gieng daher von dort nach Dresden; dann über Leipzig, Halle, nach seiner Vaterstadt Magdeburg; von hier über Halle, Jena, Weimar nach Gotha; dann nach Cassel, und über Marburg, Frankfurt a. M., Mainz, nach Paris, wo er vom 25. Januar bis 14. Junius 1809 verweilte. Von Paris reiste er dann nach Lyon, Genf, durch die Schweiz nach Italien, und zwar über Mailand, Florenz nach Rom. Hier schlug ihm die Hoffnung einer nochmaligen Verlängerung des Urlaubs, um den Zweck einer Reise ganz zu erfüllen, welche er sich schon vor der Annahme der Stelle in Danzig (wo er bekanntlich früher Professor der morgenländischen Sprachen war) — und dann auch in Dorpat, ausbedungen hatte, fehl, und er machte also bloss einen Ausflug nach Neapel, und gieng dann wieder zurück nach Rom, von wo er die gänzliche Rückreise am 17. December antrat, über die Apenninen an das adriatische Meer hinab nach Venedig, von dort über Verona durch Tyrol nach München; und dann über Erlangen, Bamberg, Coburg, Saalfeld, Gera, Leipzig, Dessau nach Magdeburg, und von dort über Berlin nach Dorpat, wo er zugleich mit seinen übrigen Collegen die Vorlesungen des ersten akademischen Semesters begann. Für den Umfang dieser Reisen und bey gelehrten Zwecken war die Zeit allerdings ziemlich genau zugemessen. Bey der Ausreise dachte Hr. *M.* nicht daran, die Zahl gedruckter Reisebemerkungen zu vermehren; um so weniger, da er auf eine so umfassende Reise damals nicht denken und also sich auch nicht besonders darauf vorbereiten konnte; allein die Aufforderung einiger Freunde, und dann der Wunsch, sich manches für die Zukunft bestimmter zu merken, brachten ihn zu dem Entschlusse zur Herausgabe von Auszügen aus seinen Reisepapieren, ohne welchen Entschluss, „bey andern nahe liegenden, zum Theil dringenden Beschäftigungen, er (wie er bestimmt sagt und wir ihm gern nach eigener Erfahrung glauben) gewiss nicht dazu gekommen wäre, den Haufen kleiner mit Bleystift beschriebener, erst nach seiner Zurückkunft von ihm zum Erstenmale gelesener oder vielmehr entzifferter Taschenbücher zu ordnen und die darin befindlichen Lücken zu ergänzen, um sich selbst eine vollständige Uebersicht seiner Reise zu verschaffen." Durch dieses Geständniss verwahrt sich Hr. *M.* bescheiden vor jeder zu hohen und ausgebreiteten Anforderung. „Er kann und wird nur (sagt er) gelegentliche Reisebemerkungen geben: Beyträge zu hundert Beyträgen; einzelne Steine zu jenem fast unermesslichen, ohnehin so oft sich verändernden Gebäude, das die Geographen und Statistiker, die Archäologen und die Kunstkenner überhaupt, endlich die allumfassenden Reisebeschreiber, bereits lange genug aufführen." — Um jeden Anspruch auf ein Ganzes im höhern Sinne bestimmt auszuschliessen, wählte er die Abtheilung in nach einander folgenden Heften, wodurch er sich auch stillschweigend die Freyheit in Rücksicht der Form (Briefe, Fragmente, räsonnirende Verzeichnisse von Kunstsammlungen u. s. w.) ausbedungen zu haben glaubt.

glaubt. Vorerst beginnt er die Erinnerungen seiner Reise mit Italien, welches *zwey* Bändchen, jedes von *drey* Heften, einnehmen soll. — Wenn dieser Beyfall erhalten, so wird er in einem *dritten* abgesonderten Bändchen seine Erinnerungen aus *Frankreich* mittheilen, zumal aus Paris, wo er, wie er sagt: „Einiges wenigstens — wie zu seiner Zeit sich ergeben wird — nicht so flüchtig sahe, als zu gleicher Zeit mancher andre Reisende." — Ein *viertes* Bändchen gäbe dann seinen Aufenthalt in der *Schweiz* „voll Erinnerungen an die schönen und grofsen Naturscenen des Landes, und an einige edle, sie belebende Menschen, todte und noch lebende." — Ein letztes *fünftes* endlich seinen Aufenthalt in *Deutschland*, „bey welchem er aus guten Gründen sich vergönnen würde, zuweilen in frühere Jahre seines Aufenthalts im geliebten Vaterlande zurück zu gehen, und einiges von merkwürdigen Personen, zumal von Männern, deren Name die deutsche Literatur ziert, zu erzählen, in deren Nähe ihn ehemalige Lebensverhältnisse führten, und in Bezug auf welche er wohl diefs und jenes nicht ganz Unwillkommene mitzutheilen Gelegenheit fände, ohne darum sich tadelnswerther Indiscretion schuldig zu machen, die auch ihm verhafst ist." — Literatur und Kunst, merkwürdige Menschen und Orte, waren sein Hauptaugenmerk. Wenn sich über Kunst in diesen Blättern mehr findet, als über Literatur, so liegt dem kein Mangel an gleichem Interesse zum Grunde, sondern: „weil Gegenstände dieser Art ihrer Natur nach ein schnelleres Auffassen, wenigstens des Totaleindrucks, in jener kurzen Zeit, die dem Reisenden vergönnt war, erlauben, als eigentlich literarische." — „Nach diesem allen, (sagt er,) ist's überflüssig zu bemerken, dafs der Vf. himmelweit entfernt ist, für den Geographen, Statistiker, Politiker, Militär, Naturforscher, Oekonomen, Technologen u. s. w. geschrieben zu haben." — Bey der Folge, in welcher er seine Erinnerungen giebt, hat weniger das Frühere oder Spätere seines Besuchs, als das Interesse des Lesers zu Rathe gezogen. Er fängt mit Neapel an und läfst im *zweyten* Hefte Florenz folgen. Zur bequemern Uebersicht der Reisen verheifst er am Schlusse des *zweyten* Bandes ein vollständiges Register, so wie jedem einzelnen Hefte eine ziemlich ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige angefügt ist. — Wenn er aber auch auf äufsere Vollständigkeit Verzicht leistet, so hofft Hr. *M.* doch, dafs sein Streben nach *Genauigkeit* nicht werde verkannt werden, und mit vollem Rechte erwartet er den Dank mancher Reisenden für die kurze Erwähnung von Planen und Wegweisern der Städte, von Pafsberichtigungen, Lohnlakeyen und Restaurateuren u. s. w., obgleich diese Dinge zu den wandelbaren gehören, die leicht veralten. — „Dann schien es auch dem Vf., (sagt er,) als ob genaue Angabe von Zeit, Ort, Namen auch bey an sich gleichgültigen Dingen, Schriften dieser Art, die doch *historischen* Stoff (versteht sich, im weitesten Sinne des Worts) behandeln, den Charakter gröfserer Zuverläfsigkeit in nicht gleichgültigen Dingen gebe; zumal in solchen, die, aus guten Gründen, nur von fern angedeutet werden durften." — Vergleichungen eigener Beobachtungen mit denen anderer, so wie Bemerkungen über daher gehörige Worte, sind zweckmäfsig in lehrreichen Anmerkungen beygebracht.

So weit die Vorrede, deren nähere Anzeige wir nicht unnöthig geachtet, da sie bestimmt den Gesichtspunkt angiebt, aus welchem der Vf. seine Arbeit will betrachtet wissen, die aber aufserdem noch manche beherzigungswerthe und geistreiche Winke für Reisende und Reisebeschreiber enthält.

Das Werk selbst führt im *ersten* Hefte den besondern innern Titel: *Zwölf Tage in und bey Neapel*, an Hn. *v. Matthisson* in Wörlitz. Nebst fünf Beylagen. — Der Brief selbst, der aber zum Absenden nicht bestimmt war, enthält eine Art Tagebuch über seinen Aufenthalt in Neapel, etwas weitläuftig, aber angenehm. Was von höherm oder wissenschaftlichem Interesse, ist in die Beylagen vertheilt. Schlechtes Wetter und die Kürze des Aufenthalts bey der fehlgeschlagenen Hoffnung auf einen verlängerten Urlaub, liefsen den Vf. nur einen Vorgeschmack von dem geniefsen, was hier zu geniefsen ist, und er führt eine lange Liste von dem auf, was er gern gesehn hätte, aber nicht gesehn hat. Er fand hier die bekannte würdige Frau Etatsräthin Brun mit ihrer Tochter, welche ihm mit der oft gepriesenen Gefälligkeit in allem zuvorkamen. Was er von diesen Damen und dem Erzbischof von Tarent, Monsignore de Capece-Latro, bey dem er mit den erstern ein *Déjeuner* einnahm, und dessen schöne Sammlung geschnittener Steine und Münzen besah, gehört zu dem Interessantesten. Die Sammlung der geschnittenen Steine besteht etwa aus 150 Stück; darunter viel vortreffliches, meistens antik; auch einiges Neuere von Rega und andern. Rega, dessen Frau eine treffliche Tonkünstlerin ist, lebt noch. — Bedeutender aber ist die Sammlung altgriechischar und römischer, und einzig die tarentinischer Münzen: an 2000 Stück, doch oft mehrere Exemplare derselben Münze. Der Vf. hebt eine darunter besonders aus, welche die bekannte Stelle des Horaz veranschaulicht:

> *Sunt quos . . . . pulverem Olympicum*
> *Collegisse juvat.*

„Ein olympisches Rofs, auf welchem ein nackter Knabe sitzt, der es mit einem Kranze krönt; eine weibliche Figur unter dem Pferde ist bemüht, vom Hufe des Siegerrosses den heiligen Staub der Rennbahn abzukratzen." — Unter den goldenen griechischen Münzen soll, nach des Besitzers Angabe, eine der 30,000 Dareiken seyn, welche unter Artaxerxes nach Griechenland gesendet wurden. — „Beym Abschiede schenkte der Erzbischof der Mad. Brun und Ida meergrüne Handschuhe, die aus den Fasern einer bey Tarent häufigen Seemuschel *(pinna marina)* gearbeitet werden." — Er hatte einiges über den Archytas gesammelt, und versprach dem Vf., es ihm abschreiben zu lassen. — *Erste* Beylage. *Reise von Rom nach Neapel.* Eine Durchflucht bey Regenwetter

ter durch die pontinischen Sümpfe, welche im November nichts Beschwerliches in Absicht auf *mal' aria* hatten. — In einer Anmerkung erwähnt der Vf. eines seltenen Irrthums des Hn. *v. Kotzebue*, der in seinen *Erinnerungen* die Scene von *Jean Paul's* Campanerthal (*les vallées de Campan*, in den Pyrenäen) mit der Ebene Campaniens bey Capua verwechselt. — *Zweyte* Beylage. *Portici. Herculanum. Der Vesuv. Pompeji.* Ein Brief an den Universitätsfreund des Vfs. Hn. Legationsrath Falk in Weimar. Hier findet man eine interessante Nachricht von dem, was bey Anwesenheit des Vfs. noch von dem berühmten Museum zu Portici vorhanden (nach einer Anmerkung aber später in die *Studj* nach Neapel gebracht worden ist), und was nicht unbeträchtlich war; wenigstens noch der gröfste Theil der antiken Gemälde: nur einige der schönsten sind nach Palermo mitgenommen (z. B. der berühmte *Amorverkauf*). — Bis zu Ende des J. 1809 waren 1577 Gemälde im alten Herculanum gefunden: das letzte, eine Landschaft, die der Vf. ziemlich perspectivisch nennt. — Von den in der Ueberschrift bemerkten Gegenständen übrigens das Bekannte. — *Dritte* Beylage. *Virgils Grab. Sannazars Denkmal.* — Vom Lorbeer ist bekanntlich bey dem für Virgils Grabmal gehaltenen Gemäuer, in einer Vigne auf dem Hügel von Pausilippo, nichts mehr zu finden. Der Vf. stimmt eben denen bey, welche das eigentliche Grab Virgils in die Gegend des Dorfes S. Giovanni di Tiduccio unter dem Vesuv verlegen, und unterstützt die gröfsere Wahrscheinlichkeit dafür in einer gelehrten Anmerkung mit mehrern Citaten. Uebrigens giebt er als Resultat: „mit Sicherheit läfst sich die wahre Stelle des Grabes nicht ausmachen." — *Vierte* Beylage. *Karthause über Neapel.* Diefs Fragment beschäftigt sich mit der herrlichen Aussicht vom Belvedere herab (über die Stadt, wie im Korkmodel, zu den Füfsen; rechts Capua; dann der Golf bis Sorrento; im Angesichte der Vesuv; links schweift der Blick bis unter Capo di Monte); und dann mit dem Innern des Kirchengebäudes, das noch mit vielen herrlichen Gemälden prangt, bey denen der Vf. besonders verweilt. — *Fünfte* Beylage. *Die Studien (gli Studj).* So heifst das sehr grofse königliche Gebäude, in welchem, nach dem von der jetzigen Regierung angenommenen Plan der vorigen Regierung, die Bibliothek, die Antiken- und Gemäldesammlungen aus der Farnesischen Verlassenschaft, die Sammlung campanischer, sicilischer und hetrurischer Vasen und die herculanischen Papyrusrollen, wozu denn nach der Nachricht eines neuern Reisenden die Gemälde aus Portici gekommen sind, vereinigt werden. Sie sind täglich von 8 — 12 und von 2 — 4 Uhr offen und bilden (sagt der Vf.) eine Art von *Universitas literarum atque artium* in Hinsicht der Sammlungen, dergleichen den meisten Hauptstädten noch fehlt. Er handelt dann in fünf Rubriken von der Bibliothek, Antikensammlung, Vasensammlung, von den herculanischen Schriftrollen, von der Gemälde-Gallerie. — Die Zahl der Bände in der Bibliothek wurde ihm auf 130,000, und darunter 4000 Manuscripte, angegeben; er hält aber *Kotzebues* Angabe von 80,000 für wahrscheinlicher. Von der Antikensammlung, welche nach dem Vf. gegenwärtig in guter Ordnung in mehrern angemessenen Gallerien und Sälen des Erdgeschosses aufgestellt, und in welcher nichts mehr von der Verwirrung, dem Staube und Schmutze, worüber Frau *Brun* im Jahr 1796 und noch im J. 1804 *Kotzebue* klagt, zu finden ist, giebt er das von ihm an Ort und Stelle aufgenommene Verzeichnifs, da ihm ein gedrucktes nicht bekannt war. „Auf jeden Fall (sagt er) wird manchen Kunstgelehrten, die nicht selbst kürzlich an Ort und Stelle waren, nicht unwillkommen seyn, hier angemerkt zu finden, wo gewisse bekannte Kunstwerke jetzt sind oder nicht sind." — Von hier ist manches, besonders von den kleinen in den verschütteten Städten gefundenen Bronzen, nach Palermo gewandert — wohl sechzig Kisten, sagte der Aufseher. Der Vf. begleitet sein Verzeichnifs mit manchen lehrreichen Bemerkungen. — Die Vasensammlung, welche hinter Glasthüren in vier rothen, sehr einfach verzierten, Zimmern aufgestellt ist, gehört zu den bedeutendsten, die er noch gesehn hatte, und er bedauerte, dafs der Aufseher die Schlüssel zu den Schränken nicht hatte, und auch noch mit dem Bedeutendern der Sammlung nicht bekannt schien. — Die Aufwickelung der herculanischen Papyrusrollen (man giebt die Zahl der verkohlten Rollen auf 1700, und die der davon aufgewickelten auf 300 an Ort und Stelle an) geht sehr langsam von statten. Der Vf. fand nur einen Einzigen mit dem Aufwickeln beschäftigt, und der mit der Correctur und Uebersetzung des Abgezeichneten beauftragte Gelehrte *Scotti* hatte eben eine Schrift des Polystratos: vom unvernünftigen Verachten, oder gegen die unvernünftig dreisten Verächter der vom grofsen Haufen gepriesenen Dinge, wie der Vf. übersetzt, unter der Arbeit. Er hält diesen Polystratos (in der angeführten griechischen Ueberschrift ist ΠΟΛΥϹΡΑΤΟΥ gedruckt) für den von Diogenes Laertius als unmittelbaren Nachfolger des Hermachos, oder vielmehr Hermarchos, in Epikurs Schule aufgeführten Epikuräer. — Bey manchen der aufgewickelten, von denen nur die wenigsten bekannt geworden, fand man die Namen der Schriftsteller gar nicht; die bisher bekannten wurden dem Vf. von *Scotti* genannt: Epikur, Philodemos, Demetrios, Polystratos." Von Philodemos ist aufser dem gedruckten *vierten* Buch *über die Musik*, noch abgerollt sein *erstes* und *zweytes* Buch *über die Rhetorik;* und desselben Schrift: *von den Lastern und den daran gränzenden Tugenden.* — „Den Namen *Kolotes* (den Hr. *v. Kotzebue* falsch Kolotos nennt) nannte man mir nicht" (sagt der Vf.). — Von dem gefälligen Director der Bibliothek, Abate Juan Andres, und dem gelehrten Bischofe von Puzzuoli Carlo Rosini (welcher sowohl die Prologomena als den Commentar zum vierten Buche des Philodemos *über die Musik*, die erste schon 1754 durch Piaggio aufgewickelte Rolle, schrieb) erfuhr er, dafs der Text des *zweyten* Bandes der *Voll. Hercul.* das Werk Epikurs selbst, seine Physik, die im

im wesentlichen dasselbe enthalte, was Lucretius uns in seinem Gedichte: *de rerum natura* dargestellt hat, bereits abgedruckt sey; nur die Vorrede fehle noch. Er wünschte, das Abgedruckte zu besitzen; allein die Hoffnung, die man ihm dazu machte, blieb unerfüllt. Der Abate Andres aber schenkte ihm die abgedruckten Blätter des Fragments eines lateinischen Gedichts, des einzigen, das man bisher gefunden hat. „Es sind vier Blätter in gr. Querf. (sagt der Vf.). *Gio. Ba. Malesci dis. Bart. Oratij inc.* Auf jedem sind zwey Columnen der Handschriftsrolle über einander. In jeder Columne sind sechs bis neun Zeilen; die latein. Uncialbuchstaben sehr leserlich; etwas geründeter und fliessender, als die auf Inschriften." (Hier folgt eine Probe einiger solcher Buchstaben, so wie hinten in einem Kupfer eine Columne mit allen durch passende Schraffirung genau nach ihrer Form bezeichneten Lücken eine anschauliche Vorstellung vom Ganzen gewährt.) — „Für lateinische Paläographie (fährt er fort), wird, denke ich, diess Fragment nicht unwichtig seyn, da wir doch keine alte lateinische Handschrift haben, die bis zur Zeit dieses herculanischen Fragments hinauf reichte. Man wird, sollte ich meynen, hier den *natürlichen Unterschied der lateinischen Bücherschrift und der Stein- und Erzschrift* anschaulich kennen lernen. Die Worte (Wörter) sind durch einfache Punkte getrennt. . . . Im Ganzen ist jedoch der Zustand dieser Verse so traurig, dass man äusserst wenige vollständige Zeilen heraus bringt. Das Gedicht ist in Hexametern, und handelt, wie man beym Versuch des Lesens bald sieht, *vom Alexandrinischen Kriege zwischen Octavianus und Antonius.* Eine Stelle bezieht sich offenbar auf den *Tod der Kleopatra.* Der Vf. sandte die hier mitgetheilte Notiz über die herculanischen Schriftrollen, nebst einer etwas ausführlichern Anzeige von diesem Fragmente, an *Heyne*, der in den Göttinger Anzeigen Nr. 64 u. 65. davon Bericht abstattete und zur Erläuterung selbst verschiedenes hinzufügte; da sich aber in dem darin von dem Fragmente selbst mitgetheilten mehrere Fehler eingeschlichen hatten, so theilt er hier das Fragment mit, so weit es in seinen Händen ist, (denn er vermuthet, dass mehr ist aufgefunden worden), und begleitet es mit gelehrten Bemerkungen und scharfsinnigen Conjecturen zur Ergänzung, nachdem er, nach Anführung der hierher gehörigen Hauptstellen der Alten, einige einleitende Worte (wobey er aber, dünkt uns, vergass, dass er für nicht ununterrichtete Leser, wie er früher sagt, schrieb) vorangeschickt hat. Da die Verstümmelung fast jedes einzelnen Verses den Conjecturen so weiten Spielraum gestattet, so müssen wir unsre Leser auf das Werk selbst verweisen. „Unfehlbar werden geübte Kritiker latein. Dichter (sagt der Vf. bescheiden), wenn sie es der Mühe werth finden, nicht weniges bald treffender, sicherer und vollständiger ergänzen. Immer bleibt jedoch, bey so häufiger Verstümmelung und bey so grossen Lücken, das ganze Geschäft der Ausfüllung des Fehlenden, etwas seiner Natur nach sehr Problematisches." — In der Gemäldegallerie fand der Vf. mehr, als er erwartet hatte, ungeachtet Hauptstücke, die ehemals Capo di Monte und andere königl. Schlösser zierten, nach Palermo mitgenommen wurden. Nicht für den, welcher Hesiodos altes Wort: „Thörichte! nicht verstehn sie, wie mehr als das Ganze die Hälfte," — gilt, wohl aber für den, welcher sich gern von den einzelnen Malerschulen, dem Gange ihrer Stifter und Zöglinge u. s. w. eine anschauliche Vorstellung machen, und mit der Geschichte der Kunst im Einzelnen sich beschäftigen mag, theilt der Vf. das von ihm an Ort und Stelle flüchtig Verzeichnete mit, und begleitet viele der einzelnen Stücke mit einer kurzen Beschreibung, oder auch mit seinem Urtheile vom Werthe und der Ausführung, z. B. „Ein lieber Francesco Francia. Die blonde Madonna mit länglichem Gesicht blickt nieder. Der Christknabe, ganz nackt auf ihrem Schooss, sieht auf mit himmlischer Trunkenheit. Die Madonna sitzt neben einem Tische, worauf ein Gefäss mit Früchten steht. Der kleine Johannes, ein Kreuz im Arm, geht mit andachtsvollem Aufblick in der Landschaft vorüber. — Eine reizende Composition mit jener Innigkeit ihres Meisters." — Die Nachricht, dass der Fremde die im Palazzo Reale zu Neapel gegenwärtig befindlichen 154 Gemälde, welche meist auf Befehl König Ferdinand IV. durch den Ritter Venuti in Italien aufgekauft, und auf Befehl König Joseph Napoleons im Residenzschloss aufgehängt waren, besehen können, erfuhr Hr. *M.* zu spät.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 16. August starb zu Gotha der um die griech. Literatur und den Schulunterricht höchst verdiente Prof. der griech. Sprache am Gymnasium daselbst, *Joh. Friedr. Salomo Kaltwasser*, rühmlich bekannt durch seine Uebersetzung des Plutarch, durch die Fortsetzung der *Strothschen* Uebersetzung des Diodors von Sicilien und andre Schriften, 61 Jahre alt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Dorpat, auf Kosten d. Vfs. b. Grenzius, und Leipzig, in Comm. b. Kummer: *Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden,* von Dr. *Karl Morgenstern* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte* Heft führt den innern Titel: *Drey Wochen in Florenz.* In der Vorerinnerung bemerkt der Vf. (so wie *Rehfues* in seinem Italien), dass die meisten Reisenden, sowohl Gelehrte als Künstler, viel zu sehr durch Florenz eilen. „Freylich soll und muss (sagt er) Rom ihr Hauptziel seyn und bleiben. Doch bereitet den Freund der Kunst jene Stadt mehr als jede andere vor zu dem, was in dieser seiner wartet, und gewährt ihm, ausser dem dort mehr als in den meisten grossen Städten Italiens einheimischen Vergnügen feinerer Geselligkeit, nächst Rom den vielseitigsten, lehrreichsten und schönsten Kunstgenuss." Der Vf. hatte gehofft, bey seiner Rückkehr von Rom hier einen zweyten Aufenthalt nehmen zu können, und darauf manches Sehenswürdige verspart; durch den früher erwähnten Fehlschlag gehindert giebt er also hier, „was er kann, nicht, was er möchte." — „Alles Merkwürdige einer solchen Stadt (sagt er) in so kurzer Zeit umspannen und sich aneignen wollen, wäre Thorheit. Ich wollte lieber Einiges mit Ruhe etwas näher betrachten, und bey einigen Gegenständen mich dem erwachten Gefühle hingeben, als mich durch Alles nur zerstreuen." — Wir bewundern, dass er uns so viel geben konnte. — II. *Nähe von Florenz. Ankunft. Albergo d'Inghilterra am Arno, Kunstfabriken Bonelli und Pisani.* Eine recht lebhafte Beschreibung des Eindrucks, den Florenz auf den Vf. machte, voll grosser Erinnerungen des in der Kunst- und Gelehrten-Geschichte Italiens hochprangenden toskanischen Athens, das auch bis auf die neuesten Zeiten, trotz ihrer Unbill, noch nicht ganz den Glanz verloren hat, der von den grossen Mediceern ausging. In dem *Schneiderff'schen* (nicht *Schneider'schen*, wie *Reichardt's* Guide u. a. angeben) Gasthofe befand sich die Niederlage der Fabrik von Sachen aus Marmor und Alabaster, von *Vinz. Bonelli*, die aber an Umfang der schon seit 10 Jahren bestehenden bekannten der Gebr. *Pisani* weit nachsteht. Diese letztere beschäftigt, nach dem Prospectus vor dem von ihr herausgegebenen Cataloge ihrer Sachen, beständig 80 Arbeiter, und man findet hier allein im Artikel der Vasen an 2000 Paar nach antiken und modernen Zeichnungen. — Man klagte über Mangel an Absatz wegen der fehlenden Fremden. Unter andern wünschten die Unternehmer sehr, eine Marmorcopie der Mediceischen Venus, in ihrer natürlichen Grösse, zu verkaufen.

III. *Molini, Landi et Comp.* — *Buchhandel* u. s. w. Interessante Nachrichten über die Unternehmungen des berühmten Buchhandelshauses, das in Prachtwerken ein glücklicher Nebenbuhler der Bodoni u. s. w. ist. — Den Catalog dieses Hauses empfiehlt der Vf. insbesondere dem Freunde der Italienischen Literatur. „Man findet darin auch viele Ausgaben Ital. Schriftsteller aus dem 16ten u. 17ten Jahrhundert, und viele Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Auch werden Philologen in Deutschland hier manche Nachträge zu *Fabricius* und *Harles* sammeln können." — Er rügt die einseitige Schilderung der Ital. Literatur, und besonders auch des Buchhandels, vorzüglich in Florenz, von *Archenholz*. Er fand diesen keineswegs in einem so traurigen Zustande, und verbreitet sich dann über die beiden Akademieen: die *Accademia Italiana*, deren gegenwärtiger Präsident *Gius. Ma. Pagnini* und General-Secretär *Giac. Sacchetti* ist, beide zu Pisa wohnhaft; und die *Accad. Ital. di Scienze, Lettere et Arti*, Präsident der Senator *Moscati* in Milano, und General-Secretär der Prediger *Schulthesius* in Livorno. Von den *Atti* der erstern ist 1808 der *erste* Band bey *Molini* u. s. w., und von den *Atti* der letztern 1810 der *erste* Band bey *Tommaso Masi et Comp.* erschienen.

IV. *Haus Fabbroni.* Der Vf. hatte Briefe an den Münzdirector *Gio. Fabbroni*, Correspond. d. *Inst. de France*, und diess verschaffte ihm den Eintritt in das Haus desselben, das vorzüglich durch seine geistreiche und hochgebildete Gemalin, *Signora Teresa Fabbroni*, Pflegetochter des Ritters *Pelli*, des verstorbenen Directors der Florent. Gallerie, der Mittelpunkt der gebildeten Florent. Welt ist. Es finden in diesem Hause alle Abend *Conversazioni* von halb 8 — 11 Uhr Statt, worin man Frauen und Männer, doch mehr der letztern, antrifft, und worin nur selten zum Spiele Zuflucht genommen wird. Hr. *Fabbroni* selbst erwarb sich ein grosses Verdienst um seine Vaterstadt, indem er in Paris durchsetzte, dass die Gallerie und das Museum der Naturgeschichte als zwey der Toskaner Nation gehörige Anstalten mit allen Requisitionen verschont blieben, bis auf die Mediceische Venus, weil diese nach Palermo war geflüchtet worden. Ihre Auslieferung war ein Friedensartikel mit Neapel. Der Versuch, auch den Pallast Pitti

Pitti und dessen Kunstschätze für Florenz zu retten, misslang. „Ueber italienische, französische, und überhaupt ausländische Literatur, und über das Verhältniss dieser unter einander, urtheilte *Giov. Fabbr.* in öftern Gesprächen mit mir sehr unbefangen (sagt der Vf.). So habe ich auch bey verschiedenen andern bedeutenden ital. Gelehrten in Paris, Florenz, Venedig u. s. w. unbefangene Anerkennung der literarischen Verdienste anderer Nationen gefunden; ja in Italien, wie mir es schien, besonders in Hinsicht der deutschen Literatur, unbefangnere, als in Frankreich. Letzteres schien mir von den Orten, wohin ich gekommen bin, besonders in Ober-Italien, namentlich in Venedig, der Fall." — V. *Santa Croce.* Im interessanten Durchfluge durch dieses Toskan. Westmünster das Bekannte mit mehrern geistreichen und gefühlten Bemerkungen. In den Anmerkungen werden manche Verwechslungen und Irrthümer anderer Reisender gerügt, wie z. B. bey *Volkmann*, wenn er sagt: *Michel Angelo* könne auch auf den vierten Kranz als Dichter und Komödienschreiber Anspruch machen; wo er ihn, was die Komödien anlangt, mit dem jüngern *Mich. Ang. Buonarroti*, dem Vf. der *Tancia* und der *Fiera*, verwechselt. — VI. *San Fiorenzo.* Eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung, besonders der berühmten Werke *Michel Angelo's*, mit welchen diese Kirche prangt, worin, wie der Vf. sagt, die Mediceer wie zu Hause sind. Hier findet man einige der Bemerkungen, von welchen er in der Vorerinnerung sagte: „Was ich über einige Meisterwerke *Michel Angelo's*, *Rafael's* u. s. w. etwas ausführlicher gesagt habe, übergebe ich, nicht ohne alle Schüchternheit, und nicht ohne alles Vertrauen, andern Verehrern der Kunst." Bey Gelegenheit der vier Statuen, *Nacht* und *Tag* am Mausoleum *Giuliano's Medici*, und *Dämmerung* und *Morgenröthe* am Mausoleum *Lorenzo's*, Herzogs von Urbino, von dessen sitzenden Statue es in der *Corinne* heisst: *Celle de Laurent de Médicis, méditant la vengeance de l'assassinat de son frère* (ein Ausspruch, den, wie der Vf. richtig bemerkt, unfehlbar noch manche Reisenden dieser Autorität nachsagen werden), bemerkt er, dass die Personen verwechselt worden: diess ist nicht der *Lorenzo*, dessen Leben *Fabbroni* und *Roscoe* geschrieben haben. Der Zweifel daran, dass, nach *Lalande*, die sechs Grabmäler der Mediceischen Grossherzoge von Toskana nach Zeichnungen von *Michel Angelo* gemacht wären, dünkt uns sehr gegründet. „Bekanntlich starb *Michel Angelo* im J. 1564 (sagt er), zur Zeit des ersten Grossherzogs, *Kosmus I*, der zwar schon die Ideen zu einer Grabkapelle für seine Familie hatte, aber die Zeichnungen dazu durch *Vasari* machen liess, die jedoch nicht ausgeführt wurden. Erst unter *Ferdinand I.* aber, lange nach *Michel Angelo's* Tode, wurde der, in der Hauptsache ausgeführte, Plan zur gegenwärtigen Kapelle nach den Zeichnungen des Mediceischen Prinzen *Giovanni* entworfen." — Der Stifter der Grösse des Mediceischen Hauses, *Lorenzo der Fürstliche*, hat kein Denkmal; ja selbst die Begräbnissstelle desselben ist nicht bestimmt anzugeben. — VII. *Dom.* Der Vf. bestimmt nach dem *Guida per osservar con metodo le Rarità et Bellezze della Città di Firenze*, welchen er zu seinem Wegweiser nahm, die Länge desselben auf 260 Ellen, die Breite der Tribune auf 156, die des Schiffes auf 71, die Höhe von unten bis zur Spitze des Kreuzes auf 202, den Umfang der ganzen Kirche auf 1280 Ellen, und bemerkt, dass bey *Arndt*, der hier beynahe fünf Monate lebte und daher ausführlicher von Florenz handelt als andre Reisebeschreiber, einige Zahlen abweichen. In eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung lässt sich der Vf. nicht ein; er fasst aber den Eindruck des grossen Ganzen auf und giebt diesen wieder. — VIII. *Battisterio*, *l'Annunziata*, *Carmine* u. s. w. Ueber den oft beschriebenen *Battisterio* geht der Vf. flüchtig weg. Länger verweilt er beym Kloster *dell'Annunziata*, wo ihn besonders die berühmte *Madonna del Sacco* von *Andr. del Sarto* anzog. „Es hat viel gelitten (sagt er), doch ist es noch immer besser erhalten, als Correggio's Frescogemälde im Dom und in andern Kirchen von Parma." Im zarter gehaltenen Kupferstiche von *Bartolozzi* fand er, wenigstens im Angesicht der *Madonna*, etwas grössere Uebereinstimmung mit dem Charakter des Originals, als in dem von *Morghen*. — Auch fand er in den 25 *al fresco* gemalten Lunetten von halben Bogen, ausser der *Madonna del Sacco*, noch manche andere Gemälde des Stiches werth. In dem, auf dem Altar der reichgeschmückten, mit vielem Silber prangenden Kapelle links vom Eingange stehenden, Brustbilde des Erlösers erkannte er ein Oelgemälde von *Sarto*, das er auch werth hält durch den Kupferstich bekannter gemacht zu werden. „Es ist Geist, Leben, Besonnenheit und Adel darin. Der Kopf ist weniger lebhaft, als der bekannte von *Annib. Carracci* in der Dresdner Gallerie; doch ruhig heiter. Seine Hände, an deren einer das Nägelmal sichtbar ist, sind vor dem blassrothen Gewande über der Brust gefaltet." — In einer Anmerkung wird nach dem *Guida* und nach *Vasari* ein Irrthum *Arndts*, den dieser mit *Lalande* und *Volkmann* theilt, berichtigt, dass auf dem Gemälde des *Baccio Bandinelli*, in der Begräbnisskapelle, der Alte, welcher den todten Christus in seinen Armen hält, Gott der Vater (im Leben des *Benvenuto Cellini*, von *Göthe* übersetzt, steht gar: „jenes Bild der Mutter Gottes den todten Sohn auf dem Schoosse") seyn solle. — Es soll Nikodemus seyn, unter dessen Bilde sich *Bandinelli* selbst gemalt hat. — In der Karmeliter-Kirche verweilte der Vf. lange vor den Frescogemälden *Masolino's* und seines grössern Schülers *Masaccio*, mit dem *dritten* Bande der Propyläen in der Hand, in welchem der wackere *Meyer* in Weimar über diese in der Kunstgeschichte Epoche machenden Gemälde eben so gründlich als geistreich spricht. „Es war (sagt er) ein ganz eignes Gefühl, an einer Stelle zu stehn, die in ganz anderm Sinne, als durch alle Priester geschehn mag, für die spätesten Zeiten geweiht ist: genau an derselben Stelle, wo einst *Lionardo da Vinci*, *Michel Angelo*, *Rafael*, *Fra Bartolomeo*, *Andrea del Sarto*

Sarto u. f. w. betrachtend und zum Theil lernend gestanden." — Von den sieben Frescogemälden giebt er der *Predigt* den Vorzug, „worin die Apostelfigur des predigenden Petrus schon so würdig erscheint, und der mannichfaltige Ausdruck der Zuhörer so bedeutend ist: weil diess Bild mit am besten erhalten, ganz von *Masaccio* herrührt, und gewisse Mängel der andern nicht hat." — Von dem Werke bey *Molini, Landi et Comp.*: Gemälde von *Masaccio, Masolino, Giotto, Lizzi* und *Ghirlandajo*, gez. von *Lisinio* d. Sohn (der Vf. erwähnt später eines *Lasinio*, wahrscheinlich der nämliche) und gest. von *Karl Lisinio*, das aus 24 gestochenen Blättern bestehn soll, scheint zur Zeit der Anwesenheit des Vfs. noch keine Rede gewesen zu seyn. — IX. *Gallerie.* Ein für die kurze Zeit, welche der Vf. dieser berühmten, und, Dank dem Genius der Kunst, der sie selbst in den zerstörenden, und noch mehr zerstreuenden Zeiten der Revolution schützte! noch (bis auf die Medic. Venus) vollständigen Gallerie widmen konnte, sehr reichhaltiger Abschnitt, dem die Bemerkungen des Vfs. und die mancherley Berichtigungen andrer Anzeigen ein eignes belehrungsreiches Interesse ertheilen. [Von dem neuesten Werke: *Galleria Imperiale di Firenze*, bey *Mollini, Landi et Comp.*, unter der Leitung von *Benvenuti*, Text und Erklärung von *Zannoni, Montade* und *Bargigli* (wahrscheinlich derselbe, den der Vf. *Bardgili* nennt), wovon bereits einige Hefte erschienen sind, scheint gleichfalls bey seiner Anwesenheit, auch nicht einmal dem Plane nach, die Rede gewesen zu seyn.] Die Rettung verdankt Florenz der Grofsmuth *Leopold's*, welcher ihm diese Gallerie durch eine eigene Acte, ehe er als Kaiser nach Wien abging, „als wäre er einer der frühern Mediceer" (sagt der Vf.), als National - Eigenthum übergab. — In dem Auszuge aus einem Briefe an eine Freundin giebt der Vf. zuerst einen allgemeinen Ueberblick, und handelt dann in mehrern Abschnitten von den einzelnen Sammlungen. Interessant ist, was er bey der Gelegenheit, wo er von der Sorge für das Andenken bey der Nachwelt in Italien, die sich durch Inschriften, auch bey Kleinigkeiten und in den neuesten Zeiten bewährt, aus dem Munde des Abbate *Fontani* anführt: „dass in den angesehenen Häusern von Florenz, und wohl in Italien überhaupt, die Bedienten sich ein Diarium halten, worin sie anmerken, welche Besuche bey ihren Herren gewesen, was dabey Bemerkenswerthes vorgekommen u. f. w. In grofsen Häusern ist diese alte Sitte zuweilen selbst für die Geschichte nicht unfruchtbar gewesen. So bey den Diarien der beiden päpstlichen Ceremonienmeister, *Joh. Burcard* unter den Päpsten Sixtus IV. und Alexander VI., und *Paris de Grassis* unter Julius II. und Leo X." — Es kann uns nicht einfallen, uns bey diesem reichhaltigen Abschnitte in ein Detail einzulassen; wir müssen uns begnügen, nur einiges herauszuheben, das uns von allgemeinerm Interesse, oder dem Vf. besonders eigen scheint. — Mit *Meyer's* trefflicher kritischer Beschreibung in den Propyläen in der Hand, betrachtete er die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern. — Die Sammlung der geschnittenen Steine gehört, nebst den kaiserlichen zu Paris, Petersburg und Wien, und den königlichen zu Berlin, Palermo u. f. w. zu den vorzüglichsten. — Der Name des griechischen Künstlers auf dem bekannten trefflichen Camee, wo Amor, auf einem Löwen reitend, die Leyer spielt, schien dem Vf. eher *Protarchos* als *Plotarchos* zu lesen, welcher Meinung auch der Director Ritter *Puccini* war. — *Tribune:* 1) *Statuen.* Den bekannten Schleifer (*Arretino*) hält Hr. *M.*, mit *Winkelmann*, für einen Barbaren (*Blumenbach*, nach dem Schädel, für einen Scythen). — 2) *Gemälde.* „Die Gemälde sind alle aus den italienischen Schulen, mit Ausnahme einiger weniger von *Albr. Dürer* — *Lucas von Leyden*, *Rubens* und *van Dyck*," von welchem letztern der Vf. die vorzüglichsten ausführlicher anzeigt; besonders aber verweilt er bey der heiligen Familie von *Michel Angelo Buonarroti* (welche Hr. *v. Ramdohr* diesem Meister ohne Grund absprechen will, obgleich *Vasari*, der vieljährige Schüler und vertraute Freund des Künstlers, es ausdrücklich mit vielem Detail anzeigt). Von der Angabe *Vasari's*, dass Maria das Kind dem Joseph reiche, weicht er dahin ab, dass er vielmehr meynt, sie empfange es von ihm. — Die ganze Charakteristik dieses Bildes dünkt uns für den Kunstsinn und den geübten Blick des Vfs. ein vortheilhaftes Zeugniss abzulegen. — Unter den Rafaelischen zog ihn besonders *Johannes in der Wüste* auf Leinwand an. Uns fiel sogleich *Forster's* und *Matthisson's* Entzücken bey dem Anblick des ehemals gleichfalls für ein Werk Raphaels gehaltenen *Johannes* in der Düsseldorfer, gegenwärtig in der Münchner Gallerie, bey. — Hr. *M.*, der auch diess Bild, aber später, sahe, nimmt das Urtheil nicht zurück, nach welchem er dem Florentinischen weit den Vorzug giebt. Ueber die Sammlung der Malerporträte von der Meister eigenen Hand, die so vollständig wohl nirgends zu finden ist, giebt der Vf. ein ziemlich weitläuftiges Verzeichniss mit einigen geistreichen Bemerkungen, und verdient um so mehr Dank dafür, da die häufigen Reisebeschreibungen darüber nur sehr dürftige Auskunft geben. — Ueber das Schicksal der berühmten und unschätzbaren Sammlung der Handzeichnungen, über welches in den Propyläen Besorgniss erregt wurde, erhalten wir hier die erfreuliche Auskunft, dass sie ganz unberührt geblieben ist. „Sie wird im Saale der Niobe aufbewahrt. Dort liegen die Bände der Zeichnungen, meist Folianten, auf horizontalen Bretern in vier langen Tischschränken ohne Thüren, so jedoch, dass sie durch herabgehende messingene Ketten verschlossen sind; darüber Vorhänge von rothem Taffet." — Sie soll, nach der Angabe des Gehülfen des Directors (des schon erwähnten Hn. *Angelo Bardgili* oder *Barghili*), an Bänden 314, an Handzeichnungen aber 27,000 betragen; die Kupferstichsammlung wohl an 50,000 Stück. — Einen vollständigen Catalog über die Handzeichnungen giebt es nicht; wohl aber eine Art von geschriebenem Repertorium, welches der Vf. sahe.

Er

Er liefs fich zwey Bände vorweifen, den einen mit Rafaels Handzeichnungen (unter welchen er aber mehrere unechte zu entdecken glaubte): der 82fte, bey welchem er fünf Stunden verweilte, um ein vollftändiges Verzeichnifs zu entwerfen, das er uns hier mittheilt, weil der Auffatz vom trefflichen *Heinr. Meyer* in der Zeitfchrift *Prometheus: Ueber Handzeichnungen*, bis jetzt ohne Fortfetzung geblieben ift, und diefer fich auch nur auf 34 Numern, welche Hn. *Meyer* die vorzüglichern und vorzüglichften fchienen, befchränkt; dagegen der Vf. 102 Numern aufführt. Der andere war der 232fte Band nach der *rothen* Numer, von Handzeichnungen verfchiedener Meifter, bis zu welchem Hr. *Meyer* in dem berührten Auffatze gar nicht gekommen ift, und der 144 Numern enthält. Wir ftimmen mit in den Wunfch des Vfs. ein: dafs bald eine Auswahl der intereffanteften Stücke diefer ungemein reichen Sammlung von Handzeichnungen in *lithographifchen Blättern*, nach dem Beyfpiele des von *Mannlich* geleiteten Werks aus der Münchner Gallerie, erfcheinen möchte.

(*Der Befchlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartmann: *Arete*, oder *Kindestreue*. Schaufpiel in 5 Aufzügen, von *Lembert*, Königl. Würtemb. Hoffchaufpieler. Dem Franzöfifchen frey nachgebildet. 1813. 163 S. 8. (16 gr.)

2) *Ebendaf.*: *Ränke und Schwänke*. Luftfpiel in 3 Aufzügen, von *Ebendemf.* 1813. 135 S. 8. (16 gr.)

3) *Ebendaf.*: *Der Papa und fein Söhnchen*. Poffe in 3 Acten. Dem Franzöf. frey nachgebildet, von *Ebendemf.* 1812. 176 S. 8. (12 gr.)

Von dem Vf. der vorliegenden Schaufpiele haben uns die öffentlichen Blätter als ausübendem mimifchen Künftler ein fehr gutes Vorurtheil gegeben, als Schaufpieldichter aber können wir nicht gleiches Lob ihm zollen. Die vor uns liegenden Producte wenigftens find von fehr geringem Werthe. Nr. 2. ift fein eignes Werk, hat aber fo wenig Eigenthümliches, dafs es ebenfalls ganz früher erfchienenen Luftfpielen andrer Dichter nachgebildet zu feyn fcheint. Denn wie fehr oft ift ein unbefonnener junger Menfch, der feinen Oheim betrügt, Schulden macht, Gauner fchimpft, und am Ende übel und böfe wieder zur Vernunft kommt, auf der Bühne erfchienen. Es gehörte eine Fülle von Witz im Dialoge, und Erfindung intereffanter Situationen bey diefem abgenutzten Stoffe dazu, um ihn erträglich zu machen, aber beides findet fich in diefem Luftfpiele durchaus nicht. Vielmehr verfällt der Ton oft ins Gemeine und Langweilige zugleich. Unwahrfcheinlich ift es, dafs ein junges liebenswürdiges Weib, das die fchlechten Streiche des Herrn Julius von Oertram fieht, ihm doch ihre Hand giebt, und widrig felbft, dafs fie in der abgefchmackten Karikatur Blutigels ihren Oheim erkennen mufs. Eben fo wenig Werth haben die beiden Nachbildungen nach dem Franzöfifchen. Soll die Poffe, wie Nr. 3. betitelt ift, auf dem gebildeten Theater zu dulden feyn, fo mufs fie entweder mit ihrer höhern Licenz doch einen tiefern Sinn verbinden, oder mit einer Fröhlichkeit fich bewegen, die uns alle andre Uebelftände vergeffen läfst. Beides ift aber hier nicht der Fall. Alles ift gewöhnlich und bedeutungslos. Ein alberner Landjunker giebt zu der Intrigue Veranlaffung, und die Liebenden bezahlen am Ende dem Vater deffelben eine Abtretungs-Summe. Schon die Wahl der Namen der fpielenden Perfonen misfällt, durch ihre witzlofe Anfpielung. Pantoffelheld, Schimmelkreuzer, der Wirth Doppelkreide, der Stadtrichter von Prellburg. In Arete Nr. 1. hat der Vf. unftreitig ein in Verfen gefchriebenes franzöfifches Stück, das er erft felbft in Jamben zu bearbeiten anfing, in Profa aufgelöft, wenigftens verrathen diefs mehrere Stellen, wo der Jambus noch ganz ftehen geblieben ift: z. B. S. 16. „Im Schoofse diefer Einfamkeit, wo nur | die Geifter der Verftorbenen uns umfchweben, | kann ich dir das geheime Kunftgewebe | der finnreich kühnen Liebe wohl entfalten." — Dadurch hat das Stück eine gewiffe Pretiofität im Stile bekommen, der unangenehm mit der hie und da vorkommenden recht einfachen Profa contraftirt; man fühlt den franzöfifchen Vers, aller Mühe des Auslöfchens ungeachtet, hindurch, und mufs doch dem Vf. glauben, dafs er nicht dagewefen fey. Eben fo wenig wohlthuend als fonach die Schreibart, ift auch der Gang des Stücks felbft. Abenteuerliche Situationen in Menge, aber ohne Wahrheit, Charaktere fo grell und fcheuslich, wie Antenor, die eben fo unnatürlich als undramatifch find, gänzlicher Mangel an griechifchem Coftüm und Sitte, und der Knoten, im eigentlichen Sinne des Wortes (S. 158.) mit dem Schwerte zerhauen, machen das Ganze. Arete, bekanntlich ihren Vater erft mit ihrer Milch nährend, wird immer aus einem Gräul in den andern geworfen, man kann wohl Mitleid mit ihr haben, aber trotz ihres übergrofsen Verzichtens kann fie fich durchaus zur tragifchen Höhe und Würde nicht erheben. Hie und da find wir auch auf Gallicismen geftofsen, z. B. S. 9. Dich meiner Meinung machen zu wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Dorpat, auf Kosten d. Vfs. b. Grenzius, und Leipzig, in Comm. b. Kummer: *Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden*, von Dr. *Karl Morgenstern* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zunächst geht der Vf. (X.) auf die zu Florenz befindliche *Kunstakademie*, die *Künstler* und *Privatsammlungen* über. 1) *Preisvertheilung und Sammlungen der Kunstakademie, Director Benvenuti.* Der Vf. wohnte der dreyjährigen Preisvertheilung bey, welche in Gegenwart der Grofsherzogin *Elisa* und ihres Gemahls Statt fand, und bey welcher die Grofsherzogin den Bildhauer *Canova* öffentlich ehrte, indem er neben ihr sitzen musste. — Von der Feyerlichkeit selbst konnte er, des Gedränges wegen, nicht viel sehen. — Am andern Tage sahe er die Anstalt selbst genauer und theilt eine ziemlich vollständige Beschreibung davon mit. Er sagt von ihr: „Diese ganze herrliche Anstalt, durch Umfang, reinen Geschmack in Wahl und Aufstellung des Vorhandenen, und jetzt durch Künstler wie *Benvenuti*, *Morghen*, *Santarelli*, *Carradori* u. s. w. ausgezeichnet, ist in Absicht der Trefflichkeit der Hülfsmittel und des Unterrichts eine der besten in Europa. Rom hat im Ganzen keine so gute. Auch sie ist, in der Art wie sie jetzt besteht, eine der wohlthätigen Anstalten des für Florenz in so vieler Hinsicht unvergesslichen *Leopold*, der sie mit königlicher Freygebigkeit ausstattete, obwohl er bekanntlich sparsam war für sich und die Seinigen, auch von Natur lebhaftern Kunstsinns ermangelte. Ueberall in Florenz wird man an ihn erinnert, wo es gemeinnützige Anstalten giebt. Ein guter Fürst ist doch auch unsterblich; und seine Unsterblichkeit ist eine andere, als die des Eroberers." — Er rühmt besonders die Verdienste des gegenwärtigen Directors, des vorzüglichsten der jetzt lebenden Florentinischen Maler, *Pietro Benvenuti*, von welchem er mehrere Arbeiten näher anzeigt. 2) *Fabrik von Florentiner Musaik* — das Bekannte. 3) *Steinschneider Santarelli*, der vorzüglichste italienische; er arbeitete bey der Anwesenheit des Vfs. an einem Sardonyx mit dem Porträt der Grofsherzogin *Elisa* und zeigte dem Vf. auch eine grosse silberne Medaille mit den Bildnissen dieser Fürstin und ihres Gemahls, die erste und einzige, die er gearbeitet hatte und die, nach Hrn. *M.*, zu den besten neuern Medaillen Italiens gehört. Aufserdem sahe er bey ihm noch eine beträchtliche Anzahl seiner in röthlichem Wachs bossirten Arbeiten auf schwarzem Grunde, und dann eine Reihe *en basrelief* in Wachs von ihm modellirter Medaillons mit artigen Vorstellungen, z. B. eins, worauf ein Amorin, der schlau sich bückt, um einen Schmetterling zu haschen. 4) *Kupferstecher Morghen*, *Supplem. z. gedr. Verzeichn. s. Blätter*, besonders interessant wegen des mit Hülfe des Künstlers selbst angefertigten Katalogs von 78 Numern, wozu dann noch *Rafaels Fornarina* und dessen *Verklärung* kommen, welche Hr. *M.* noch nicht ganz vollendet sahe. 5) *Privatsammlungen. Kabinet des Barons Schellersheim.* Wegen der Wohnungveränderung des Barons konnte der Vf. nur die kleine, aber auserlesene Sammlung geschnittener Steine sehen, deren er einige anführt. — Doch nur aus dem Gedächtnisse. — Unter andern berührt er einen Zweifel gegen die Lesart *Nicomachus* auf dem Stein des bekannten Fauns; er las die Buchstaben, NICOMAC griechisch, und gesteht zwar zu, dafs eines *Nisolus* nirgends erwähnt wird, dagegen wohl zwey *Nicomachus* bey *Plinius* und *Vitruv* — jedoch nur als Maler. — XI. *Bibliotheken und Gelehrte.* 1) *Mediceeische Biblioth.* b. *S. Lorenzo.* Diese besteht bekanntlich blofs aus Manuscripten, von denen nichts nach Paris gewandert ist, und die noch eine reiche Ausbeute versprechen, da noch darunter viele *unverglichene* Handschriften griech. und röm. Klassiker sich befinden, weil erst seit Erscheinung des Katalogs von *Bandini* (welcher erst 1803. starb) sie den Gelehrten, und vorzüglich den aufser Italien lebenden, bekannter wurde. Der Vf. fand an dem Vorsteher Hrn. *Franc. del Furia* einen sehr gefälligen Mann (welches er von den Florentinischen Vorstehern der öffentlichen Anstalten überhaupt vorzüglich zu loben scheint), der auch dem verst. Prof. *Spalding* bey dem *Quintilian* bewiesen hat, dafs man sich mit Zutrauen in solchen Angelegenheiten an ihn wenden könne. Unter ihm arbeiten immer drey junge Leute an Vergleichung von Handschriften; „es ist daher hier leichter, als bey andern Bibliotheken Italiens, gewünschte Collationen zu erhalten, da andern, z. B. gegenwärtig in Venedig, es an Personen fehlt, denen man diefs Geschäft mit einiger Zuversicht auftragen könnte." 2) *Malabechische Bibliothek*, im Pallast *Uffizi*, steht jetzt unter der *Mairie* und ist die reichste in Florenz an gedruckten Büchern, deren Zahl auf 120,000 Bände und 9000 Manuscr., unter welchen für

für die Literatur noch eine reiche Ausbeute, gegenwärtig angegeben wird. Vermehrt wird sie nicht. Ab. *Follini* ist beschäftigt, einen Katalog der Manuscr. anzufertigen; ist aber noch nicht zum dritten Theile damit zu Stande. 3) *Riccardische Bibliothek*, im ehemaligen Pallaste der *Medici*, den *Kosmus*, der Vater des Vaterlandes, nach dem Risse des *Michelozzo* sich baute, und den die Familie *Riccardi* 1659. durch Kauf an sich gebracht hat. Sie besteht aus 19,000 Bänden gedruckter Bücher und 3448 Manuscr. — Hrn. *M.* wurde von einem angesehenen Florentiner Gelehrten gesagt, dass bey dem gesunkenen Wohlstande der *Riccardi*, von welchen jetzt nur minderjährige Kinder da sind, die Manuscriptensammlung, welche unlängst taxirt sey, wohl zum Verkauf kommen dürfte. — Bis jetzt scheint diess nicht geschehen zu seyn. 4) *Gelehrte* — manche interessante Notiz über die gegenwärtigen Florentiner Gelehrten und ihre Werke.— XII. *Schauspiel* — ein nicht bedeutender Artikel. — XIII. *Garten Boboli. Cascine. Jahrmarkt in Fiesole.* Eine anziehende, mit manchem angenehmen Detail verwebte Beschreibung des Gartens *Boboli*, der sich dem Pallast *Pitti*, in welchem die Grossherzogin *Elisa* residirte, anschliesst. Dem Vf. hier überall zu folgen, erlaubt uns der Raum nicht; wir erwähnen unter dem Vielen nur der schönen Stelle, die das Andenken des unvergesslichen *Leopold* feyert und zugleich in Hinsicht seiner Nachfolger charakteristisch ist, von welchen letztern es heisst: „Grossherzog *Ferdinand*, *Leopolds* Sohn, sey zwar streng gewesen in Erfüllung seiner Pflicht; aber er habe den Personen, die sein Vater schätzte, gemisstrauet; habe alles, was vom Vater herrührte, nicht recht leiden können. Diese Abneigung sey ihm von seinem Gouverneur, dem *Marchese Manfredini*, eingeflösst, der mit *Leopold* keinesweges übereingestimmt habe u. s. w. Die *Königin von Hetrurien* habe sich zwar nicht von Männern leiten lassen, aber von Weibern; und was sie heute gewollt, habe sie morgen wieder nicht gewollt." — „*Relata refero;* doch aus nicht trüber Quelle", fügt Hr. *M.* hinzu. — Auch durch das, was der Vf. über das *Cascine* (Meyerey von *Leopold* angelegt) sagt, bewährt er sein Talent für anschauliche Beschreibung. — Ueber den Jahrmarkt von *Fiesole*, zu dessen Ende eigentlich der Vf. kam, nur einige flüchtige Worte. — XIV. *Die Stadt. Abschied.* Nach einem geistreichen Ueberblick über das in Kunstwerken und grossen Ereignissen so reiche Florenz, der gleichsam alle die Einzelnheiten, welche uns der Vf. vorgeführt hat, nun im Gemüthe des Lesers zu einem Kranze vereinigt, findet er Gelegenheit hier manche Urtheile früherer Reisebeschreiber zu berichtigen.

Nach diesem, bey dem Reichthume dieser beiden Hefte, noch immer sehr gedrängten Ueberblicke dürfen wir wohl nicht hinzusetzen, dass wir der Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen. — Der Druck mit französischen Lettern und das Papier sind gut.

OEKONOMIE.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Handbuch für den Landmann, oder über Mergelfahren, Bewässerung der Wiesen, Raps-, Tabaks- und Hanfbau, Kartoffel-Branntweinbrennerey, Wechselwirthschaft und Uebergang in selbige.* Mit besonderer Rücksicht auf *Mecklenburg* ganz nach eigenen Erfahrungen dargestellt von *Heinrich Kaehler*, praktischem Oekonomen in Mecklenburg. Mit einer Vorrede begleitet von *Albrecht Thaer.* 1811. XVI u. 328 S. 8. m. 2 Kpft. (1 Rthlr. 18 Gr.).

Eine Schrift wie die gegenwärtige bedurfte zu ihrer Empfehlung in der That keiner fremden Vorrede; denn sie zeichnet sich durch ihren Inhalt vor so vielen andern Producten unserer neuesten ökonomischen Literatur ungemein vortheilhaft aus. Ihr Vf., der sich durchaus als ein rationeller und erfahrner Landwirth ausspricht, kennt die Mängel und Vorzüge der verschiedenen Wirthschaftsarten sehr genau, und findet es bey den misslichen Conjuncturen der Zeit und den vermehrten Bedürfnissen, bey der grossen Theurung aller ausländischen Producte und Fabrikate, und den niedrigen Preisen inländischer Erzeugnisse ferner hin für den Landmann nicht mehr möglich, mit dem Ertrage seiner Felder, der ihm aus der gewöhnlichen Wirthschaftsart zufliessen kann, zufrieden zu seyn. Er thut daher in vorliegender Schrift Vorschläge zur Beförderung einer höhern Ackercultur sowohl, als zur Verbesserung des landwirthschaftlichen Gewerbes überhaupt. Man muss gestehen, dass diese Vorschläge, die von einer vielumfassenden Kenntniss und tiefen Einsicht in das Wesen der *Agronomie* zeugen, überaus zweckmässig sind. Der Vf. hat sie in folgenden sieben Abschnitten vorgetragen: I. *Vom Mergel.* Herr *K.* hat hier das Wichtigste aus *Rixens* bekannter Abhandlung über diesen Gegenstand, die sich in *Thaers* Annalen des Ackerbaues (1. Jahrg. S. 24 u. f. w.) befindet, im Auszuge, doch mit besonderer Hinsicht auf die Mecklenburgische Landwirthschaft und in Verbindung seiner eigenen Erfahrungen mitgetheilt. Dass der Mergel, vorzüglich auf Mecklenburgs Koppelfeldern, die mit so vielen vegetabilischen Körpern geschwängert sind, wegen seiner auflösenden und zersetzenden Eigenschaften, auffallende Wirkungen hervorbringen müsse, ist gar nicht in Abrede zu stellen. Dem Vorurtheile, dass derselbe nur für eine kurze Zeit ein wirksames Beförderungsmittel höherer Production sey, übrigens den Acker aussauge und in einen kraftlosen Zustand versetze, hat der Vf. gleich im Eingange begegnet. Uebrigens ist umständlich gezeigt: Welcher Schlag in der Regel, um welche Zeit und in welchem Maasse gemergelt, wie bey der Arbeit verfahren, und wie ein gemergelter Acker gepflügt werden müsse, so dass auch ein jeder, dem das Geschäft noch neu und unbekannt ist, ganz und gar nicht bey der Betreibung desselben fehlen kann. Auch über die Bestellung eines gemergelten Ackers, so

fowohl mit Winter- als Sommerfaat, find recht gu praktifche Bemerkungen beygefügt. — II. *Wiese verbesserung.* Es ist hier gröfstentheils nur von de Verbesserung der Wiesen durch Ueberrieselung od Bewässerung die Rede, und wie diese am besten b werkstelliget werden könne, ist mit Hülfe eines beyg fügten Plans genau und ausführlich dargestellt. A dere Verbesserungen, als Schonung der Wiesen m der Huth, Vertilgung des Mooses durch aufgestre ten Mergel, oder Kalk und Asche, Ausrottung fc cher Kräuter, die schädliche Eigenschaften, od keine nährende Kraft besitzen, Verjüngung derse ben durchs Aufharken mit der Egge, Aufstreuun guten Heusaamens, Besäung mit kraftvollen Viel gräsern, und leichte Düngung mit kurzem verrott ten Mist, Strassenkoth, Teichschlamm, Mistjauch Compost u. dgl., sind zum Theil nur kurz angede tet, zum Theil ganz übergangen; doch sind einig der nahrhaftesten Viehgräser zum Ansäen angefüh und empfohlen. — III. *Vom Raps-, Taback- un Hanfbau.* Für Mecklenburg ist der Anbau diese Gewächse ganz vorzüglich zu empfehlen. Der V hat sich aber nicht so bestimmt über die *Species* de Raps erklärt als es hätte geschehen sollen: denn i einigen Gegenden begreift man unter dieser Bene nung sowohl den Rübenreps oder Rübsen (*Brassic napus*) als den Kohlreps oder den Feldkohl (*Brassic campestris*); in andern hingegen nennt man den let tern schlechtweg Raps, und dieser ist dem erster wegen der grössern ölreichern Körner und des be sern Oels, welches er liefert, weit vorzuziehen, kan aber an vielen Orten des Rothwilds halber, welche Meilenweit darnach gehet und ihn zu Grunde ric tet, gar nicht gebauet werden. In Ansehung de Cultur kommt er mit dem Rübsen völlig überei und diese hat der Vf. ausführlich beschrieben. Vi Eigenes hat die Art, wie der Raps im Holsteinsche geärntet und gedroschen wird, und wovon man S 96 — 100 eine anschauliche Darstellung findet. Vo gleicher Wichtigkeit ist auch der Taback und Han über deren Anbau hier ebenfalls recht gute Beme kungen beygebracht sind. — IV. *Von den vorzü lichsten Gegenständen des landwirthschaftlichen Betriebe* Sehr richtig ist hier die Bemerkung: dafs jede woh eingerichtete Oekonomie einen Hauptgegenstand de Betriebes haben müsse. Welches derselbe sey, müs billig der freyen Wahl des Landwirths überlasse bleiben. Eine völlige Freyheit in diesem Stück scheine das erste Mittel zur Erweckung der Nati nalindustrie, des Fleisses und Strebens nach höher Cultur. Doch müsse jeder Ueberlegung und Vo sicht anwenden, und sich nach den Umständen un besondern Verhältnissen richten." Der Vf. kom sodann auf die Errichtung einer Kartoffelbrennere und sagt: „sie müsse allerdings gröfser, wie ein Fruchtbrennerey eingerichtet werden. Das ungleic geringere Quantum an Brannt wein, zumal wenn e an Absatz nicht fehl, mache diefs nothwendi Auch die Feuerung [illegible] verhältnifsmäfsig höher

entwickelt, und besonders über die Fruchtfolge so vortreffliche Bemerkungen finden, dass sie hoffentlich ihre vorgefasste Meinungen verabschieden, und dagegen einem Systeme beypflichten werden, welches sich bereits durch die Erfahrung als das vollkommenste bewährt hat. Die Erinnerung, dass bey Einführung desselben vor allen Dingen auf den Boden gesehen werden müssen, ist durchaus nicht zu übersehen. Der Vf. theilt solchen, wie gewöhnlich, in schweren, mittel- und leichten sandigen Boden ein, und will die Grundsätze des Fruchtwechsels vor der Hand nur auf einen Boden der ersten und zweyten Klasse angewendet wissen, ohne jedoch zu behaupten, dass ein Sandboden der Wohlthaten des Fruchtwechsels gänzlich entbehren solle. Der hier aufgestellte zwölfjährige Fruchtwechsel ist für einen Boden erster Klasse mit der Ansicht gewählt, die er beym Uebergange von der Koppelwirthschaft gewähren würde, und hat unsern ganzen Beyfall. Denkende Landwirthe werden unter andern Umständen leicht die nöthigen Abänderungen zu machen wissen. — VI. *Uebergang von der Koppel- zur Wechselwirthschaft.* So viel auch hier der Koppelwirth vor dem Dreyfelderwirth voraus hat, so ist dennoch die Aufgabe so leicht nicht. Vorzüglich ist dabey auf die verschiedene Eintheilung der Felder in Schläge Rücksicht zu nehmen. Man findet Landgüter von 6. 7. 10. 11 und 12 Schlägen. Jede dieser Eintheilungen macht also ein anderes Verfahren nothwendig. Die meisten derselben hat der Vf. hier in nähere Betrachtung gezogen, und mit Berücksichtigung des Bodens einige für sie passende Fruchtfolgen vorgezeichnet. Die tabellarische Form, in welcher sie dargestellt sind, erleichtert die Uebersicht ungemein, und setzt jeden in den Stand, nach seinen Umständen und Verhältnissen zu wählen. Der ganze Abschnitt ist überhaupt mit vielem Fleisse bearbeitet, und wird gewiss einem jeden genügen, der mit dem wahren Wesen der Ackercultur bekannt und den Grundsätzen der Wechselwirthschaft vertraut ist. — VII. *Erfahrungen über Wechselwirthschaft im Vergleich anderer Wirthschaftsarten.* Dieser Abschnitt ist grösstentheils gegen die vom Hrn. Kammerrath *Zimmermann* herausgegebene Schrift: Unmassgebliches Bedenken über die Wechselwirthschaft u. s. w. gerichtet. Die Erinnerungen, die der Vf. dagegen gemacht hat — denn auf eine vollständige Widerlegung wollte er sich keinesweges einlassen, sondern nur zu einer nähern Prüfung derselben Veranlassung geben — sind höchst freymüthig, doch ohne die geringste Verletzung der Humanität und mit möglichster Bescheidenheit vorgetragen, und zeigen das Ungewisse und Schwankende der Zimmermannschen Aeusserungen im hellsten Lichte. Die hier mitgetheilten Versuche und Erfahrungen zeugen alle zum Vortheile der Wechselwirthschaft. Am Schlusse hat der Vf. noch eine Vergleichsberechnung beygefügt, die nach völlig gleichen Grundsätzen gemacht ist. Ihr zufolge gewährt die Wechselwirthschaft im Vergleich der Koppelwirthschaft einen Ueberschuss von 941 Fudern an Dung und 4857 Rthlr. an baarem Gelde. Wir haben in den speciellen Angaben derselben nicht die geringste Uebertreibung gefunden, und sind daher überzeugt, dass sie in Verbindung mit den vorangestellten Erfahrungs-Resultaten die Vorzüge des neuen Wirthschaftssystems selbst bey hartnäckigen Zweiflern zur Evidenz bringen wird.

LITERATURGESCHICHTE.

BRESLAU, b. Grass u. Barth: *Karl Christian Traugott (Teuthold) Heinze*, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz Mitglied, und der Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel Ehrenmitglied, *im Leben und Wirken;* seinen Freunden zur Erinnerung den Hauptzügen nach dargestellt von dem Freunde desselben *Theodor Bernd*, Professor in Kalisch. Aus der literarischen Beylage zu den schlesischen Provinzialblättern besonders abgedruckt. (1813) 20 S. 8.

Diese kleine Schrift, die, wie wir vernehmen, nie in den Buchhandel gekommen ist, sondern nur an Freunde des Verstorbenen vertheilt ward, prunkt mit einem etwas breiten Titel und leidet auch an einiger Weitschweifigkeit, die man eher vergeben würde, wenn sie bloss für Freunde bestimmt gewesen und nicht, wie der Titel belehrt, aus einer gelehrten Zeitschrift entlehnt wäre. Aus der Schrift wird man übrigens den Verstorbenen lieb gewinnen. Beynahe funfzig Jahr alt geworden, hatte er noch keine nur einigermaassen einträgliche Stelle gefunden, um sein Leben sorgenfreyer er hinbringen zu können. Als Schriftsteller ist nicht unbekannt. Sein Lieblingsfach war altdeutsche und nordische Literatur. Bekannt ward er besonders dadurch, dass er schon vor zwanzig Jahren einen Preis auf die Auffindung der durch Karl den Grossen gesammelten Bardenlieder setzte, der, wohl anlockend, aus 100 Ducaten bestand. Niemand hat sie verdienen können. Er starb am 29sten Junius zu Reinerz in Schlesien im Bade, an der Schwindsucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, in der Bohnschen Buchh.: Dr. *Gebh. Fr. Aug. Wendeborn's Erinnerungen aus seinem Leben*; herausgegeben von *C. D. Ebeling*, Professor am Hamburgischen Gymnasium und Stadtbibliothekar. *Erster* und *zweyter* Theil. 1813. 754 S. 8.

Der Vf., 1742 zu Wolfsburg im Herzogthum Magdeburg geboren und 1811 zu Hamburg gestorben, ist schon lange durch sein ausführliches Werk über den Zustand Grossbritanniens rühmlich bekannt. Da er 22 Jahre in London gelebt, Reisen durch einige westliche und südliche Provinzen Englands gemacht, die er in einem besondern Buche beschrieben, zweymal Paris besucht, Reisen in Belgien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland gethan, mit vielen Menschen in und ausser England in Berührung gewesen, nicht allein den ganzen amerikanischen Revolutionskrieg, sondern auch den Anfang des französischen in England erlebt, und da der Herausgeber das Werk, welches der Vf. der Hamburgischen Stadtbibliothek vermacht hat, mit dem Auftrage, dass der Bibliothekar es innerhalb zwey Jahren nach seinem Tode bekannt machen sollte, mit sehr schätzbaren biographischen Nachrichten bereichert hat, von denen er zu bescheiden urtheilt, dass sie nur für die jüngern Leser bestimmt sind; so haben wir hier nicht blos das Leben eines merkwürdigen Mannes, der sich die Achtung seiner Zeitgenossen in und ausser England zu erwerben wusste, sondern auch Bruchstücke zur Erläuterung der Geschichte eines für Grossbritannien wichtigen Zeitraums. Der Vf., Sohn eines Predigers in Wolfsburg, der in einem Alter von 49 Jahren seiner Familie entrissen wurde, ward 1755 Schüler im Kloster Bergen bey Magdeburg, als *Steinmetz* Abt war, genoss das Wohlwollen dieses Mannes in einem vorzüglichen Grade, studirte Theologie in Halle und Helmstädt, nahm 1761 die Stelle eines Hauslehrers an, unterrichtete 1764 die Jugend in Stade und Hamburg, reiste 1767 nach London, um eine Wahlpredigt vor der deutschen Gemeinde (an der Trinitylane-Kirche) zu halten, ward aber nicht gewählt, sondern *Dahme* erhielt die Stelle durch Bestechungen, dergleichen bey den Parlamentswahlen zu geschehen pflegen. Als der Vf. nach Deutschland zurückreisen wollte, starb ein deutscher Prediger an der Savoy. Er predigte nun auch hier zur Wahl mit vielem Beyfall. Allein die Pietisten in der Gemeinde wollten einen gewissen *Burgmann*, damals zu Essen in Westphalen, der vorher als Judenbekehrer in London gewesen war, zum Prediger haben. Da das Wahlgeschäft in die Länge geschoben wurde, reiste der Vf. 1768 über Dover, Calais, Paris, Brüssel, Antwerpen, Amsterdam nach Hamburg. Er beschreibt die gesehenen Merkwürdigkeiten und die Bekanntschaften, die er machte, welches auch bey den übrigen im Buche erwähnten Reisen geschieht, die in den Englischen Provinzen ausgenommen, weil er darüber ein besonderes Buch geschrieben hat. Bald nach seiner Rückkunft in Hamburg erhielt er aus London den förmlichen Ruf zum Prediger an der Savoy, und das geistliche Ministerium in Hamburg ward ersucht, ihn zu ordiniren. In London aber hatte die Burgmannische Partey, an deren Spitze der berüchtigte *Wachsel* stand, die Kirche in Besitz genommen, eingeweihet und bewacht. Die Freunde des Vfs. stifteten eine neue Gemeinde, und bestellten ihn zu ihrem Prediger 1769, welches Amt er 22 Jahre treu und fleissig verwaltet hat. Als nach 15 Jahren die für ihn erbaute Kirche ausgemalt und ausgebessert werden musste, reiste er 1785 zum zweytenmale nach Paris bis Genf, zurück durch die Schweiz und längs dem Rhein, und über Brüssel und Calais nach England. Den Vorsatz, den er schon lange gefasst hatte, die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe und Unabhängigkeit zuzubringen, führte er 1790 aus. Er legte sein Predigtamt nieder, und so wie er an seiner Gemeinde keinen Vorgänger im Amte gehabt, hatte er auch keinen Nachfolger. Von dem jungen Engländer, den er 1793 in Holland und Norddeutschland auf Reisen führte, trennte er sich bald. Die Nachrichten, die er in Hamburg von den vielen in England ausgebrochenen Bankerotten erhielt, machten es nothwendig, dass er wieder nach London reiste. Allein die despotischen Maassregeln der brittischen Regierung in Ansehung der Fremden, zu denen auch er, seines langen Aufenthalts auf der Insel ungeachtet, gerechnet wurde, waren ihm so zuwider, dass er sich bald nach seiner Ankunft entschloss, auf dem festen Lande sein Leben zu beschliessen, und zu Schiffe nach Hamburg gieng, wo er 1803 dieses Buch schrieb, auf welches noch eine Schilderung Hamburgs folgen sollte, die aber von dem Vf. nicht ausgearbeitet ist. Der Herausgeber giebt ihm in einem Zusatz das Zeugniss, dass er ein redlicher wahrheitsliebender Mann gewesen, und wegen seiner guten Eigenschaften und Einsichten von allen, die ihn kannten, geschätzt worden ist. Durch Fleiss und Sparsamkeit, ohne filzig zu seyn, hatte er sich ein ziemlich beträchtliches Vermögen erworben, das in dem Englischen Fonds

Fonds belegt war. In den letzten Jahren war er kränklich, litt an Gichtschmerzen, wozu er den Keim aus England mitgebracht haben mochte, verlor seine vorige Heiterkeit, quälte sich mit trüben Aussichten in die Zukunft, wie dieses mit Rentenirern und Hagestolzen oft der Fall ist, und verschied abgestumpft und erschlafft. Wir könnten hiermit unsre Anzeige beschliessen, und dem Leser, der von den berühmten Gelehrten und andern in der Geschichte merkwürdigen Personen, die gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in England und den benachbarten Ländern gelebt haben, näher berichtet seyn will, dieses Buch als eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre empfehlen. Wir wollen aber doch hiebey nicht stehen bleiben, sondern unumwunden berichten: 1) wie der Vf. sich selbst schildert; 2) wie er Andere charakterisirt. Wenn Eigenliebe und Eitelkeit gar oft die Feder derer, die ihr eigenes Leben beschrieben, in Bewegung gesetzt haben, so ist der Einfluss dieser Motive auf unsern Vf. unverkennbar. Er erzählt gar zu gern, was von seiner frühen Kindheit an ihm zum Lobe gereicht; alle Anträge, die ihm zu Hauslehrer- und Predigerstellen gemacht sind, sehr umständlich; den Beyfall, den seine Predigten gehabt; alle Ehrenbezeugungen, die ihm widerfahren, im kleinsten Detail. Z. B. Ein Kaufmann aus Hamburg, der ihn in London hörte, sagte zu seinem Freunde nach geendigter Predigt: „Mein Gott, wir suchen unsre Hauptprediger aus allen Ecken Deutschlands zusammen, und um so einen Mann, wie dieser, der noch dazu von unserm Ministerium hieher geschickt wurde, bekümmern wir uns nicht. Wenn unser alter *Herrnschmidt* stirbt, werde ich Himmel und Erde bewegen, damit wir ihn zum Hauptprediger erhalten." (S. 293.) Die höfliche Art, womit ihm der Titel eines Doctors der Rechte aus Edinburg zugeschickt wurde, und die Verwunderung der Englischen Rechtsgelehrten über seine Bekanntschaft mit dem Englischen Rechte hat der Vf. gar zu wörtlich genommen, und nicht das Meiste davon auf die den Engländern eigene Höflichkeit *(curtesy)* gegen Fremde gerechnet. (S. 345.) Er gesteht, dass die Engländer einen Widerwillen gegen Fremde haben, rühmt aber, dass sich dieses in Ansehung seiner nicht bestätigt, und die Engländer seinem Charakter mehr Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, als seine eignen Landsleute. (S. 625.) War diess der Fall, warum fürchtete er, dass die strengen Maassregeln, die man nach dem Ausbruche der französischen Revolution gegen Fremde ergriffen hatte, sich auch auf ihn erstrecken möchten? Er nimmt es den Deutschen sehr übel, dass sein Werk über Grossbritannien, das doch eigentlich für die Deutschen geschrieben, nach der Englischen Umarbeitung in vier Jahren vergriffen war, und in Dublin nachgedruckt wurde, nach Verlauf von 16 Jahren in Deutschland noch nicht zum zweyten Male aufgelegt ist. (S. 367. 584.) Er stichelt auf *Archenholz's* England und Italien, das mit seinem Buche zu gleicher Zeit erschien, und als eine Art von Roman von dem deutschen Publicum, wie er sich ausdrückt, heisshungrig verschlungen wurde. Sollte nicht das Glück, welches dieses Buch machte und der Vf. beneidete, auf sein hartes Urtheil über *Archenholz*, das der Herausgeber zu mildern gesucht hat, einen Einfluss gehabt haben? (S. 358.) Wenigstens hat der würdige Herausgeber bey einer andern Gelegenheit (S. 644.) den Vf. einer Parteylichkeit beschuldigt. Uebrigens durfte sich der Vf. über den langsamen Absatz seines Werks in Deutschland nicht wundern, da ihm nicht unbekannt seyn konnte, dass man an *Küttner's* Briefen und *Göde's* England u. s. w. Werke hätte, die dem seinigen den Vorzug streitig machen konnten. Der Vf. zeigt sich aber von andern Seiten, die einen uneigennützigen und dienstfertigen Mann zu erkennen geben. Weit entfernt, ein Erbschleicher zu seyn, hinderte er einen reichen Mann, ihn zum Erben einzusetzen. (S. 199.) Viele Menschen hat er glücklich gemacht, ist aber für die Dienste, die er ihnen geleistet, mit Undank belohnt. Einer von diesen Nichtswürdigen war auch der berüchtigte Dr. *Bahrdt*. (S. 280.) Wir haben keinen Grund, die Wahrhaftigkeit dieser Nachrichten zu bezweifeln. Zu seinen literarischen Verdiensten um England, wodurch der Vf. in die Reihe der würdigen Deutschen tritt, deren wir mehrere anführen könnten, die während ihres Aufenthalts in England *sui memores Anglos fecere merendo*, gehört die Verfertigung einer deutschen Grammatik für Engländer, die seit 1774 fünfmal aufgelegt ist. Sie sollte von ihm zum Unterricht des Prinzen von Wales in der deutschen Sprache gebraucht werden. Die Ehre, den Prinzen zu unterrichten, ward aber nicht ihm, sondern einem gewesenen Kammerdiener des ehemaligen Ministers *von Münchhausen* zu Theil. Die Verhandlungen darüber mit dem Vf., die sich am Ende zerschlugen, werden erzählt (S. 213.) Ein anderes Verdienst war die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft, deren Mitglieder, 18 an der Zahl, einmal in jedem Monat vom Oct. bis Jun. zusammenkamen, und der Reihe nach eine Abhandlung über historische, philologische, physikalische, mathematische Materien vorlasen. *Kippis*, *Towers*, *Crawford*, *Kirwan* und andere, insgesammt angesehene Gelehrten waren Mitglieder. *Priestley* und *Price* pflegten die Gesellschaft auch zu besuchen (S. 160.) Uns fiel dabey ein, dass ein Paar Deutsche im 17ten Jahrh., *Haak* und *Oldenburg*, zur Stiftung der königl. Societät der Wissenschaften in London die Veranlassung gegeben haben. Der Vf. muss nicht daran gedacht haben; er würde sich sonst, da er so gern etwas erzählt, welches ihm zur Ehre gereicht, mit diesen Gelehrten in Vergleichung gestellt haben. Man wird begierig seyn, zu wissen, was den Vf. gegen die Gewohnheit der Deutschen, die bis an den letzten Hauch ihres Lebens, wenn körperliche Schwächen sie nicht hindern, zu arbeiten pflegen, bewogen habe, sein Amt niederzulegen. Körper-Schwäche war es nicht; denn er konnte sich rühmen, dass er während der 22 Jahre seiner Amtsführung nicht ein einzigesmal wegen Krankheit ein Amtsgeschäft hätte aussetzen müs-

müssen. Aber sein Amt wurde ihm lästig. Ausser zwey Sonntagspredigten musste er Fastenpredigten, Vorbereitungsreden am Sonnabend zu jedem der 12 Communiontage im Jahre, halten. Von der Kirche wohnte er ziemlich entfernt. Die Krankenbesuche nahmen wegen der Grösse der Stadt viel Zeit weg. Collegen an derselben Kirche hatte er nicht, Candidaten der Theologie waren nicht da, die ihn unterstützen konnten. Dazu musste er sich in die elenden Launen armseliger und geldstolzer Leute schicken. (S. 562.) Das theologische Studium scheint dem Vf. nicht sonderlich behagt zu haben, obgleich er nachrechnet, dass er auf dreytausend Predigten gehalten hat. Er bedauert die Zeit, die er auf die Erlernung der hebräischen Sprache verwandt hat (S. 21.). Als er 1774 Predigten herausgab, hatte er seine Religionsmeinungen schon *ins Reine* gebracht. (Was dieses sagen wolle, hat er nicht erklärt.) Er hielt es aber für Pflicht, die Vorträge, die vor Mitgliedern der lutherischen Kirche gehalten wurden, dem Lehrbegriff derselben gemäss einzurichten, wenigstens ihm nicht zu widersprechen. (S. 211.) Die Disharmonie zwischen seiner Ueberzeugung und dem, wozu er sich zu lehren verbunden hielt, mag wohl auf den Entschluss, sein Amt niederzulegen, welchen er 10 Jahre früher, ehe dieses wirklich geschah, gefasst hatte, einen grossen Einfluss gehabt haben. Er wollte daher auch nicht den Titel eines Doctors der Theologie, den man ihm in Edinburg zugedacht hatte, annehmen, oder, wie er es nennet, mit dem Titel und dem Zwange eines solchen Doctors belästiget werden. (S. 345.) Die Unterredung, die er mit Dr. *Dodd* im Gefängniss hielt, gewährt uns auch einen Blick in seine philosophische Meinung, die eben nicht erheiternd ist. *Dodd*, der befürchtete zum Tode verurtheilt zu werden, tröstete sich damit, dass mit dem Zuschnüren der Kehle auch sein Seyn aufhören würde. Der Vf. sagt kein Wort, woraus man schliessen kann, dass er das Gegentheil glaubte. (S. 250.).

Wenn wir zu dem Urtheil übergehen, was er von andern Gegenständen, als die das liebe Ich angehen, gefällt hat, so scheinen die Bibliotheken in allen Städten, die er besucht hat, seine Aufmerksamkeit zuerst und vorzüglich an sich gezogen zu haben. Seine Nachrichten davon sind aber oberflächlich, mitunter falsch, und verrathen nirgends einen Kenner. Z. B. Von den Handschriften in Wolfenbüttel (S. 710.), dass viele von nicht gar grosser Erheblichkeit, und wenige von hohem Alter sind. Wenige Handschriften-Sammlungen werden es mit dieser aufnehmen können, wenn man auf den Nutzen sieht, den die klassische Literatur davon gezogen hat. Von der Jesuiter-Bibliothek in Paris (S. 116.): sie sey an einen reichen Mann im Haag verkauft worden. Sollte der Vf. nicht gehört haben, sie sey an den berühmten *Meermann* verkauft, dessen würdiger Sohn, dem man schöne Reisebeschreibungen durch einen grossen Theil Europens verdankt, sie noch jetzt besitzt. Wenn er S. 408. sich darüber wundert, dass das in Lyon vorgezeigte hebräische Manuscript der Bibel ein *gutes Alter* haben sollte, da es sich doch so schön erhalten hat, so wird der Kenner Unbekanntschaft mit Manuscripten bemerken. Denn wie viele wohlerhaltene alte MSS. giebt es nicht! Aber noch mehr verräth sich seine Unwissenheit, wenn er in Basel das MS. gesehen zu haben versichert, von welchem *Reuchlin* die griechische Ausgabe seines Neuen Testaments gemacht hat. (S. 466.) Ein jeder Anfänger in dem Studium der biblischen Literatur weiss, dass *Erasmus* von Rotterdam die erste Ausgabe besorgt hat. Was die Urtheile über Menschen betrifft, mit denen der Vf. in England bekannt gewesen ist, so hatte er, als Prediger einer deutschen Gemeinde in London, am meisten Umgang mit den daselbst ansässigen Deutschen. Er fällt ein sehr hartes Urtheil über sie (S. 180.): *Ein grosser Theil der Deutschen ist wahrer Abschaum unserer Nation.* (S. 523. 562.) Den reichen Mitgliedern seiner Gemeinde, wovon ein halbes Dutzend in 20 Jahren ein Vermögen von mehr als 1½ Million Thaler zusammengewuchert hatten, fehlte es an Erziehung, an einem aufgeklärten Kopfe, an Güte des Herzens, an Geschmack, an Patriotismus, sie hatten einen gierigen und dabey filzigen Krämergeist, deren Denkungsart und Handlungsweise ihm zuletzt unerträglich wurden. Der Charakter der Engländer hat sich, seiner Meinung nach, seitdem er zuerst nach England gekommen ist, 1767, sehr verschlimmert. Ueppigkeit und Verschwendung hat eine fürchterliche Höhe erreicht. (S. 188.) Mit den Abgaben hat auch die Theurung sehr zugenommen. Der Gemeingeist und der Hang zur Freyheit sind geschwächt. (S. 227.) Vielleicht wird innerhalb 100 Jahren die bisherige Regierungsform sehr verändert werden. (S. 243.) Die Engländer, mit denen der Vf. am meisten umging, gehörten zu der Klasse der Dissenters, und da diese grossentheils republikanisch gesinnt und von der Oppositions-Partey sind, so haben ihm diese ihren Widerwillen gegen die Maassregeln der Regierung eingeflösst, und der jüngere *Pitt* ist ihm ein Mann, der weder die Freyheit und das Wohl des Volkes, noch die Grundsätze der Constitution geachtet hat. (S. 336.) Es waren ihm aber auch die Episcopalen nicht unbekannt. Er besuchte mehreremal die Universitäten Oxford und Cambridge, glaubte indessen auf dieser weniger Stolz und eine mehr zuvorkommende Aufnahme anzutreffen. S. 99. Dass *Warburton*, der Vf. der göttlichen Sendung Mosis, deutsch verstanden, und in sein Buch Stellen aus deutschen Schriftstellern, ohne einmal ihre Namen zu nennen, wörtlich übersetzt und eingerückt habe (S. 93.), ist uns sehr unwahrscheinlich. Wir erinnern uns auch nicht, dass dieses je von irgend einem behauptet worden sey. Wir glauben auch hinlänglichen Grund zu haben, zu läugnen, dass Bischof *Lowth* ein Jahr lang englischer Gesandtschaftsprediger in Berlin gewesen sey. Auf seinen Reisen, auf welchen er einen Engländer vom Stande begleitete, hat er Berlin besucht, und er pflegte von der Schönheit der Stadt und der zuvorkommenden Höflichkeit

keit (*easy manners*) des grofsen *Friedrich* mit Entzücken zu fprechen. Wenn der Vf. dem Bifchof Kenntnifs der deutfchen Sprache abfpricht, und fich dabey auf das eigene Geftändnifs diefes Gelehrten beruft, fo fcheint hier ein Gedächtnifsfehler obzuwalten. *Lowth* hat die deutfchen Schriften des berühmten *J. D. Michaelis* gelefen, den Betrachtungen *Jerufalem's* konnte er keinen Gefchmack abgewinnen, und das Deutfche diefes Buchs war ihm fchwer zu verftehen. *Ramler's* Oden las er mit Vergnügen, und überfetzte auch eine ins Englifche, die erft nach feinem Tode — denn diefes war fein ausdrücklicher Wille — herausgekommen ift. Sie fteht in *Biefter's* Berliner Monatsfchrift. Da *W's* Grundfatz war, nicht von Verftorbenen blofs etwas Gutes, fondern keine Unwahrheit zu fagen, fo find feine Urtheile ftrenge, dabey, des angenommenen Grundfatzes ungeachtet, nicht immer der Wahrheit gemäfs. Die dem Swintonfchen Ehepaare in Oxford vorgeworfene Kargheit (S. 98.) möchte wohl in der Dürftigkeit ihrer Umftände gegründet feyn. Der wiederholte Befuch, den Swinton dem Vf. machte, fcheint das ihm ertheilte Lob eines *gelehrten* und *würdigen* Mannes zur Folge gehabt zu haben. An der Anmerk. (S. 98.) ift auch Verfchiedenes zu verbeffern; am wenigften kann wohl zugegeben werden, dafs er die Palmyrenifchen Infchriften glücklicher erklärt habe, als *Barthelemy*. *Kennicott* wird den Vf. gut bewirthet haben; es heifst daher von ihm S. 91.: *Er war etwas Epikureer*; das er doch wirklich nicht war. Mit dem in der deutfchen theologifchen Welt fehr bekannten Senior *Göze* in Hamburg war der Vf. fehr vertraut, und was von feiner hämifchen Laune, Verketzerungsfucht, geringen Einfichten u. f. w. gefagt wird (S. 136—144.), hat viele innere Glaubwürdigkeit. Viel weniger wahrfcheinlich ift, was der König von England an einem Hoftage laut gefagt haben foll: „ich haffe die Diffenters, ich haffe den Prieftley, ich haffe die Metaphyfik." (S. 591.) Der Vf. beruft fich zwar auf ein öffentliches Zeitungsblatt. Allein follte er, der fo viele diefer Blätter gelefen hat, nicht wiffen, wie unzuverläffig fie oft find? Wer nur die mindefte Kenntnifs von dem Charakter des Königs und der Vorficht, womit er fich in feinen gefunden Tagen zu benehmen pflegte, hat, wird nicht glauben können, dafs er öffentlich gefagt haben follte: ich haffe die Diffenters. Auch können wir nicht glauben, dafs der Hafs der Minifter und vieler von der bifchöflichen Kirche gegen *Prieftley* fo weit gegangen feyn follte, dafs, wenn er nicht nach Amerika gegangen wäre, man verfucht haben würde, ihn unter irgend einem Vorwande nach Botanybay ins Elend zu fchicken. (S. 519.) Zu den Engländern, die der Vf. perfönlich kennen gelernt hat, und von denen er einige Anekdoten erzählt, gehören aufser den angeführten *Akenfide*, *Gray*, *Sterne*, *Brydone*, *Barrington*, *Smeathman*, *Watkinfon*, *Robertfon*, *Johnfon*, *Goldfmith*, *Gibbon*, *Hume*, *Braidwood*, der Taubftumme erzog, die Schriftftellerinnen *Smith*, *Barbauld*, *Williams*, nebft andern. Die Deutfchen, die nach London kamen, unterliefsen auch nicht, feine Bekanntfchaft zu fuchen; z. B. der Fürft von *Deffau*, *Riem*, *Dorfch*, *Rafpe* u. a. Von den Gelehrten, die er in Holland und Deutfchland auf feinen Reifen fprach, finden wir felten etwas mehr, als ihre blofsen Namen angeführt.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Quedlinburg, b. Baffe: *Darftellung meiner Ideen über Religionshandlungen überhaupt und ihre Verwaltung insbefondere.* Ein Beytrag zur Veredlung des öffentlichen Gottesdienftes. Von *Heinrich Müller*, Prediger zu Menz bey Magdeburg. 1813. 54 S. 8. (geheftet 6 gr.)

Allgemein wahr ift es zwar nicht, dafs die Religionshandlungen in unfern Kirchen gröfstentheils zu mechanifchen Verrichtungen hinabgefunken feyen; allein in Anfehung manches Lehrers und mancher Gemeine mag doch die Klage des Vfs. gerecht feyn. Die Rubriken, unter welche er feine Vorfchläge gebracht hat, find in logifcher Hinficht nicht gut geordnet; gegen dasjenige aber, was er unter diefen Rubriken fagt, wird mit Grund nichts erinnert werden können. Manches in Anfehung der Wiederbelebung des Cultus hängt indeffen nicht von dem einzelnen Prediger, fondern von den Confiftorien ab, von denen man in einigen Gegenden mit der Apokalypfe fagen möchte: fie haben den Namen, dafs fie leben, und find todt. Wenn z. B. in den Kirchen grofser Gemeinden, in denen wöchentlich mehrere Taufen vorfallen, beynahe nach jedem fonntäglichen und Wochen-Gottesdienfte daffelbe hölzerne, geiftlofe und dabey noch gar nicht kurze Tauf-Formular von dem Geiftlichen vorgelefen werden mufs, und doch nach der kirchlichen Verfaffung keine Haustaufe Statt finden darf, wie kann von dem die Taufe adminiftrirenden Geiftlichen, der oft, wenn er nur Erlaubnifs dazu hätte, die Taufe viel feyerlicher und rührender zu vollziehen wüfste, mit Billigkeit erwartet werden, dafs er das fchon viele hundertmale vorgelefene höchft mittelmäfsige Formulare jedesmal mit voller Sammlung des Gemüths, mit Rührung und inniger Theilnehmung der Seele vorlefe, und Geift und Herz bey diefer heiligen Handlung jedesmal ganz gegenwärtig fey; und wie kann man mit Billigkeit von einer Gemeine, die diefe Tauf Agende fchon unzählige Male gehört hat, und beynahe auswendig weifs, verlangen, dafs fie diefelbe jedesmal mit Andacht und Erhebung anhöre? Bey der feit Menfchengedenken hergebrachten ermüdenden Einförmigkeit und Eintönigkeit des Taufactus ift in folchen Gegenden die Taufe eine beynahe Jedermann gänzlich gleichgültig laffende Sitte geworden. *Wer* trägt nun die Schuld davon? Nicht der einzelne Prediger, der vielleicht eine fehr viel beffere Liturgie zu machen verftände, wenn er fie nur einführen dürfte; fondern das Confiftorium, das den Cultus von Jahr zu Jahr immer mehr verfallen läfst, und kein Einfehen thut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Sanctorum patrum de praesentia Christi in coena domini sententia triplex s. sacrae eucharistiae historia tripartita.* Auctore *Philippo Marheinecke*, Phil. et Theol. Doctor hujusque in literar. univ. Berolinensi Pr. P. ord. MDCCCXI. 85 S. 4. (18 gr.)

Der Vf. geht von dem Grundsatz aus, die Behandlung der Geschichte eines christlichen Dogmas setze die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben voraus, da es weder dem Zweck noch der Würde der Geschichte angemessen sey, noch irgend eine Unterhaltung gewähren könne, zu untersuchen, wie man über ein völlig falsches Dogma gedacht haben möge. Er verfolgt also die Vorstellungsarten, welche in der Kirche bis zum 16ten Jahrhundert über die von allen christlichen Parteyen einhellig behauptete Gegenwart Christi im heil. Abendmahl herrschten. Da jede Gegenwart entweder eine geistige sey, die nur gedacht und vergegenwärtigt werde, oder eine reale und wesentliche, bey der beide Naturen bleiben, oder eine übernatürliche, wo die Natur völlig aufhöre: so hätten über die Gegenwart Christi im Abendmahl auch nur dreyerley Ansichten in der Kirche statt finden können. Diese entwickelt er nun, ohne sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer derselben zu erklären, so dass jede Meinung der vorzüglichsten Kirchenlehrer in die ihm eignende Klasse geordnet wird. Er unterscheidet drey verschiedene Zeitalter, wo eine dieser Ansichten die Oberhand hatte. In den ersten vier Jahrhunderten, in welchen man sich mit einem einfältiglichen Glauben begnügte, herrschte die reformirte; man war für eine geistige, symbolische und durch den Glauben vergegenwärtigte Gegenwart. Im zweyten oder goldenen Zeitalter der christlichen Theologie, das sich bis zum Ende des neunten Jahrh. erstreckte, die lutherische einer realen und wesentlichen Gegenwart. Bis zum Ende des 16ten Jahrh., dem Zeitalter des Ansehns, hatte endlich die katholische einer mirakulösen Gegenwart die Oberhand, wodurch die eine Natur völlig aufgehoben ward. Als die angesehensten Kirchenlehrer im ersten Zeitalter werden Tertullian, Cyprian und Origenes aufgeführt, und der Vf. sucht darzuthun, dass der zuerst genannte keine reale Gegenwart und noch weniger eine Verwandlung der Substanzen gelehrt habe; die Stellen welche etwa das Gegentheil zu enthalten schienen, will er nur für rednerische Wendungen angesehen wissen, besonders da Cyprian, ein Nachahmer Tertullians, sich für eine symbolische Gegenwart erkläre. Doch gab es auch abweichende Ansichten. Schon Justin hatte eine reale Gegenwart im Auge, wie die bekannte Stelle Apol. 1, 85 ausweiset. Mit dem dritten Jahrh. fieng man allgemeiner an etwas Geheimnissvolles in diese Lehre hinein zu tragen, welches man vom vierten an, mehr auszubilden, und in Begriffen aufzustellen suchte. Die Erkenntniss und Entwicklung der christlichen Lehren hob sich von diesen Zeiten an zu immer grösserer Bestimmtheit, besonders wo man sie im Gegensatz gegen Behauptungen der Irrlehrer mehr ins Klare zu setzen genöthigt war. Unmittelbar war zwar die Abendmahls-Lehre kein Gegenstand des Streites; aber die Erörterung der wesentlichen Einheit des Sohnes mit dem Vater hatte doch auf die Entwicklung und den Vortrag derselben Einfluss; man bewies diese Gemeinschaft nicht selten daher, dass so wie der Sohn sich im heil. Abendmahl mit den Gläubigen vereinige, er auch der Gottheit nach mit dem Vater vereinigt sey, welches nur unter Voraussetzung einer realen Gegenwart desselben im Abendmahl behauptet werden konnte. Hilarius, Bischof zu Poitiers, ist hier vorzüglich zu bemerken. Es erhellet dieses auch aus den Liturgien, welche in diesem Zeitalter nach und nach mehr aufkamen, und in denen, wenn gleich an manchen Orten interpolirt, man den Worten der Gebetsformeln, wodurch der heil. Geist um seine göttliche und kräftige Wirkung auf die Gestalten im heil. Abendmahl angerufen wurde, eine gewisse magische Kraft zuschrieb. Von einer wirklichen Gegenwart und einer Vereinigung Christi mit den Gläubigen, wie sie der lutherischen Ansicht zum Grunde liegt, sind auch die Aussprüche Cyrills und Gregors, Bischof zu Nyssa, zu erklären, welches besonders aus den Gegensätzen des Erstern gegen Nestorius und die Eytychianer, so wie daher erhellet, dass er die Gegenwart Christi im Abendmahl durch seine Menschwerdung erläutert und beweiset, und also wohl nicht an eine Verwandlung der Gestalten denken konnte, wenn gleich einzelne Ausdrücke für sich genommen, bey ihnen und andern Lehrern dieses Zeitalters, diese zu begünstigen schienen. Vielfältig sind diese auch nur Rednerwendungen, vorzüglich beym Chrysostomus. Ambrosius scheint allerdings für eine Verwandlung der Naturen angeführt werden zu können, da er sich zum Beweise seiner Ansicht auf die Wunder Moses beruft. Allein seine theologischen Begriffe waren wenig gebildet, der rednerische Schmuck führt ihn leicht über die Grenzen einer

einer scharfen Bestimmung der Begriffe hinaus, und er beweiset, wie Cyrill und andre, seine Meinung von der Gegenwart Christi im Abendmahl aus der Menschwerdung desselben. Für eine symbolische Gegenwart war er indessen gewiss nicht. Dieser waren die wenigsten Lehrer dieser Periode zugethan, wie sich daraus ergiebt, dass die meisten behaupteten, durch den mitgetheilten Leib Christi werde der Gläubige auch leiblich geheilet und der Unsterblichkeit theilhaftig. *Augustin* stimmt am wenigsten mit sich selbst überein. Der Vf. möchte ihn aber doch auch der mittlern Ansicht geneigt halten, weil die Stellen und Ausdrücke, welche etwa die Verwandlungslehre zu enthalten scheinen, wenigstens für eine wesentliche Gegenwart sprechen, die in seinem Zeitalter die herrschendste war. Die Ausdrücke von Verwandlung, welche vom Ende des sechsten Jahrh. an häufig gebraucht wurden, bereiteten die Gemüther zu der Lehre von der Transsubstantiation vor, welche vom neunten an herrschend wurde, die sich in den Liturgien vornehmlich aussprach. Viele Kirchenlehrer behaupteten aber noch immer eine wirkliche Gegenwart ohne Verwandlung. Der Vf. nennt vornehmlich die Bischöfe zu Rom, Leo und Gregor, die Grossen; Johann von Damascus erklärte sich aber in stärkern Ausdrücken für eine Verwandlung, und der Bilderstreit trug nicht wenig dazu bey, dieser Lehre öffentliches Ansehn zu verschaffen. Paschasius Radbertus veranlasste endlich im neunten Jahrh. dass die Abendmahls-Lehre zu einem Gegenstande des heftigsten Streits gemacht wurde, und seine Meinung behielt die Oberhand. Ihm setzte sich vornehmlich Rhabanus Maurus, Ratramus, und, so weit wir seine Meinung durch andere kennen, Johannes Scotus entgegen, sich berufend auf die Kirchenlehrer voriger Jahrhunderte. Ueber die Meinung Hincmars von Rheims und Haymos von Halberstadt wird noch gestritten. Man berief sich in diesem und dem zehnten Jahrh. schon auf Wunder, welche zur Bestätigung der noch bestrittenen Verwandlungslehre geschehn seyn sollten. Im eilften vertheidigte man sie mit Scheiterhaufen, und Berengar regte Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe und Concilien zu ihrer Beschützung auf. Durch diesen Streit und weil Berengar seine Meinung anfangs noch selbst nicht aufs Reine gebracht hatte, sie erst, durch Lanfrancus genöthigt, mehr ausbildete, und nach seinem Widerruf der ältern Kirchenlehrer mehr anzuschliessen suchte, ist seine eigentliche Ansicht ungewisser. So viel erhellet aber, weil selbst Gregor ihn in Schutz nahm, dass sie nicht eben sehr von der herrschenden unterschieden gewesen seyn kann. Dass er für die mittlere Meinung gewesen sey, und nur die Transsubstantiation bestritten habe, scheint dem Vf. aus mehrern Gründen mit *Lessing* und andern das Ausgemachteste. Da diese Lehre nun einmal kirchlich geworden, folgten bald Anbetung der Hostie, Umgänge u. s. w. und Untersuchungen nach Grundsätzen des reflectirenden Verstandes über einen Gegenstand, welcher völlig über dieselben hinaus gehoben war.

Ohne der Achtung zu nahe zu treten, welche man der Unparteylichkeit des Vfs., der lichtvollen Klarheit seines Vortrags und der sorgfältigen Berücksichtigung der Hauptmomente, worauf es bey dieser Geschichte ankömmt, schuldig ist, dürfte man vielleicht wünschen, dass er sie, statt sie nach gewissen Perioden zu verfolgen, aus ihrer ersten Quelle entwickelt und nachgewiesen haben möchte, wie sich daraus die drey Hauptansichten mit ihren verschiedenen Veränderungen nach dem eigenthümlichen Charakter jedes Zeitalters und jedes Kirchenlehrers allmälig gebildet haben. Sie verkennen keinesweges die Schwierigkeiten einer solchen mit Belegen unterstützten Ableitung und Entwicklung, noch übersehen wir die trefflichen Fingerzeige, welche sich dazu in der (S. 8.) aufgestellten Tabelle wie in dem Gange der Erzählung finden. Allein befriedigender möchte sich die Geschichte doch etwa so durchführen lassen. Im Anfange nahm man die Worte der Einsetzung, wie die übrigen mündlich oder schriftlich verbreiteten Worte Jesu auf, ohne sie eben sorgfältig auf bestimmte Begriffe zurückzuführen. Der Glaube war mehr oder minder unentwickelt, wie er es bey einem grossen Theil frommer Gemüther gegenwärtig noch ist. Man kann dieses mit dem Vf. immer das Zeitalter des einfältiglichen Glaubens nennen; aber die Lehre der Reformirten war darin nicht mehr herrschend, als die der beiden andern Parteyen; ein jeder fasste die Worte Jesu nach seiner Weise, und da das Wunderbare und Geheimnissvolle dem Religiösen so nahe liegt, mehrentheils als ein Unbegreifliches auf. Man dachte und sprach im Allgemeinen von einem Geniessen des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmahl; wie aus den stärkern Ausdrücken, welche beym Ignatius und andern vorkommen, erhellet. Daher rührte auch höchst wahrscheinlich der Vorwurf thyesteischer Mahlzeiten, welchen man den ersten Christen machte, und nicht, wie der Vf. nach *Dale* zu beweisen sucht, von dem lasterhaften Gottesdienst der Karpokratianer. Diese Partey war wirklich zu unbedeutend, und die Vorwürfe, welche man ihr macht, sind zu wenig begründet, als dass daher jener Vorwurf auf die Christen überhaupt sollte übergegangen seyn. Eher wäre etwa das Gegentheil zu vermuthen. Nur erst wie nach und nach Männer, welche durch Philosophie zur Reflection gebildet waren, zum Christenthum traten, fieng man an in diese Lehre vom Abendmahl, wie in andern auf genauere Bestimmung zu denken. Die Meinung *Justins* und Anderer von dem Verhältnisse des λογος zum Vater, nach welcher der λογος προελθων die im Universum geoffenbarte ewige Vernunft Gottes ist und die in seiner Zweydeutigkeit gehaltene Bedeutung des λογος als Wort und Vernunft, welche zwar nur dunkel, aber doch immer merkbar genug der S. 23. angeführten Stelle dieses Kirchenlehrers, die den lutherischen Theologen immer für ihre Meinung so bedeutend geschienen hat, zum Grunde liegt, wurde von andern deutlicher zur Erläuterung dieser Lehre angewandt. Christus, behauptete man, erkläre das Brod für seinen

nen Leib, und den Wein für sein Blut, weil die ganze Natur und also auch Brod und Wein durch den λογος bestehe. In diesem geringern Verstande diene es als Leib Christi schon vor der Consecration zu unsrer Erhaltung im natürlichen Leben; empfange aber Brod und Wein durch die Consecration von neuem den λογος, so werde es eine geistliche Speise oder der Leib Christi in einem höhern Verstande, diene zu Erhaltung des geistlichen Lebens und gewähre Unsterblichkeit. Um sich aber dieser Güter in der Vereinigung mit Christo zu erfreuen, sey der Glaube an jenes bezeichnete Verhältniss des λογος zum Vater, an die Menschwerdung desselben und seine Vereinigung mit den äussern Elementen in der Eucharistie erforderlich. So setzte Irenäus IV, 18. und V, 2. die Wirkung der Consecration der des Schöpferwortes und der Vereinigung des λογος mit der Menschennatur in Christo gleich; auch Tertullian, so nahe seine Ansicht auch der des Calvins war, in den angeführten Stellen, (das dunkle *repraesentare* desselben liesse sich auch vielleicht diesem gemäss auffassen) und *Cyprian Op.* S. 40. Die angeführten Worte des Letztern: *Panis iste, quem dominus discipulis porrigebat, non effigie sed natura mutatus, omnipotentia verbi factus est caro* haben diesem zufolge auch einen, seinem Zeitalter ganz angemessenen Sinn, und möchten daher wohl nicht für untergeschoben zu halten seyn. Wir können es nicht weiter verfolgen, wie aus diesen Vorstellungen die verschiedenen Ansichten der PP., die, wie der Vf. wiederholt bemerkt, in keinem Zeitalter völlig übereinstimmten, allmälig hervorgiengen, und sich in die drey Hauptmeinungen theilten, von denen die der Reformirten helvetischer Confession zu sehr eine reine Verstandes-Ansicht ist, als dass sie so früh, wie der Vf. meynt, habe erscheinen können.

ZERBST, b. Kramer: *Maria von Bethanien*, oder: was *kann das Christenthum unsern Laien seyn?* nebst *Worten für allgemeine Versöhnung.* Ein Versuch für gebildete Uneingeweihte. 1812. 71 S. 8. (5 gr.)

Ueber eine Angelegenheit, welche jedem guten Menschen höchst wichtig ist, hört man mit Vergnügen einen Mann, dessen Weisheit durch lange Erfahrung gereift ist, auch wenn er seine Ueberzeugungen nicht mit der Leichtigkeit früherer Jahre mittheilt. Hr. Prof. *Lobethan* bedarf also keiner Entschuldigung, wenn er, auch nicht durch seinen Beruf verpflichtet, sich mit gelehrten Untersuchungen über das Christenthum bekannt zu machen, den Werth desselben für unsere Layen nach seiner Ansicht entwickelt. Er zeigt dass es diesen kein erleuchtes Glaubenssystem geben könne, dass an dem Glauben an etwas Unbegreifliches, so viel auch für eine gewisse Zeit darauf ankommen möge, für eine andere wenig gelegen sey, und dass dasjenige, was für die frühere Zeit der natürliche Faden war, woran sich die neue Religion des Christenthums nothwendig reihen musste, die Lehre von Jesus dem Messias, für uns wenig mehr als Speculation seyn könne. Nur ein religiöser Sinn, angewandt auf allgemeinen Rechtsinn und Tugend sey zu allen Zeiten noth, und *Andeutungen* dafür sey im Ganzen und der Hauptsache nach dasjenige, was das Christenthum unsern Layen in einiger Vollkommenheit seyn könne, was sich ihnen bey einiger religiösen Bildung von selbst aufdringe, und nicht selten mit grosser Kraft auf die Gemüther wirke. Nachdem er das Wesentliche dieses religiösen Sinnes, in welchem *Maria von Bethanien* unsern Layen vorangegangen ist, bemerklich gemacht, stellt er einige der Andeutungen für denselben, welche die evangelische Geschichte enthält, aus derselben mit Uebergehung alles Speculativen und Wundervollen zusammen. Die Worte für allgemeine Versöhnung geben eine kurze Ansicht einer Theodicee nach Verstandesgrundsätzen.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Medicinischer Rath für Prediger, welche eine schwache Brust und Stimme haben, beide gern dauerhaft verstärken, und ihr Amt ohne schmerzliche Anstrengung bis in ihr Alter verwalten wollen.* Von einem Prediger, der aus Erfahrung spricht. 1813. X u. 78 S. 8. (8 gr.)

Das *Harz* der *weissen Tanne* wird solchen Predigern empfohlen; um dasselbe in Luft aufzulösen, sollen sie ein Stück Eisen, z. B. den Stahl eines Plätteisens, heiss werden lassen, doch so, dass der dem heissen Eisen nahe gebrachte Busch einer Schreibfeder nicht mehr durch die Gluth verletzt werde, und dann einen halben Kaffeelöffel voll von diesem Harze auf das Eisen fliessen lassen, damit es darauf verdampfe. Sollte die Lunge sehr empfindlich seyn, oder sollte man fürchten durch diesen Dampf den Husten, der freylich allemal erfolgt, auf eine schmerzhafte Weise zu erneuern, so darf man sich nur einige Schritte von der Dampfsäule entfernen, um bloss das einzuathmen, was sich davon in dem Zimmer ausbreitet. Damit der Dampf sich nicht zu sehr ausbreite und zu schnell verliere, wird das Räuchern in der kleinsten Stube, die man hat, vorgenommen. Fühlt man von dem ersten Versuche noch keine Wirkung, d. h. meldet sich noch kein Husten, so kann man nach einer halben Stunde das Eisen noch einmal heiss machen und noch einmal Harz aufgiessen. In dieser Harzluft bleibt man drey bis vier Stunden, und hütet sich während dieser Zeit vor lautem Sprechen, nimmt es also an Tagen vor, an welchen die Lunge nach dem bewirkten Reinigungshusten völlig ausruhen kann. Der Vf. bedient sich jetzt desselben nur des Sonnabends, weil er an diesem Tage nicht öffentlich zu reden hat, um dadurch zur Sonntagspredigt die Lunge und Luftröhre zu reinigen und die Sprache zu verstärken; da auch die Lunge und Luftröhre jetzt ziemlich gereinigt sind, so hustet er nun fast gar nicht mehr dabey. Während des Einathmens wird alles Essen, und noch mehr das Trinken vermieden; will sich

ſich aber der zähe Schleim nicht zum Auswurfe ablöſen, ſo löſt man etwas braunen Zuckerkand im Munde auf, und ſchlingt ihn langſam hinab. Wird durch das Aufgieſsen auf den Stahl des Plätteiſens zu wenig ausgerichtet, und will man ein weit gröſseres Quantum Harzdampf in die Lunge führen, ſo giebt der Vf. in ſeiner Schrift auch dazu Anleitung. Hat man keine *weiſſen Tannen* in der Nähe, ſo hält man ſich an den *gereinigten venetianiſchen Terpentin;* beym Gebrauche dieſes gröbern Harzes thut man aber wohl, die weiſsen Fenſtergardinen gegen bunte zu vertauſchen, weil jene davon grau werden, und ſich ſchwer wieder reinigen laſſen. Auſserdem empfiehlt der Vf. Mäſsigung in Anſehung des Geſchlechtsgenuſſes. Die Beurtheilung jenes von ihm vorgeſchlagenen Mittels muſs der Rec., der hier nur den Referenten machen kann, den Aerzten überlaſſen. Noch empfiehlt der Vf. den Predigern das *Schreiben im Stehen*, das jedoch nicht unbedingt rathſam ſeyn dürfte; beſſer wechſelt man wohl mit Stehen und Sitzen; dem Rec. iſt das Schreiben im Sitzen nie nachtheilig geweſen; er ſchreibt aber nicht mit gebücktem Kopfe und vorwärts gebeugtem Leibe, ſondern ſitzt immer ganz gerade. Gegen kalte Füſse ſchützt ſich der Vf., wenn er in Amtsgeſchäften lange in der Kälte oder Näſſe ſeyn muſs, durch über die Stiefel gezogene, von ſtarkem Leder gemachte Schuhe. Den Genuſs gebrannter Waſſer (des Branntweins) hält er aus mehrern angegebenen Gründen für ſehr nachtheilig, obgleich manche Prediger (in einigen Gegenden) dieſs Getränke (mit Maaſs genoſſen) für geſund halten. Das Tabakrauchen bekommt hingegen, wenigſtens dem Vf. (und auch andern), wohl. Von dem Kaffeetrinken unmittelbar nach vielem Sprechen befürchtet er für manchen Amtsbruder nachtheilige Folgen. Im Allgemeinen läſst ſich aber freylich darüber nichts beſtimmen. Die kleine Schrift iſt *allen Predigerfrauen* gewidmet, und der Inhalt derſelben ihrer Sorge für die Geſundheit ihrer Männer angelegentlich empfohlen. Beyläufig wird von dem Vf., als einem Theologen, angeführt, daſs die *Magier*, deren Matth. II. gedenkt, Weihrauch und Myrrhen mit ſich geführt haben, weil ſie ſich wahrſcheinlich auch mit der Heilkunde beſchäftigten, und dieſen Harzen Heilkräfte zugeſchrieben wurden. Auch glaubt er, daſs unter den Spezereyen, auf welche der Leichnam Jeſu gelegt ward, Harze, die der Fäulniſs widerſtanden, geweſen ſeyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG, b. Baſſe: *Poeſieen* von *J. Fr. G. Nagel.* 1811. 200 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. dieſer Poeſieen, der ſich auf dem Titel Dr. der Philoſophie und M. der freyen Künſte nennt, mag ein denkender Kopf ſeyn, aber ein *Meiſter* der Dichtkunſt iſt er nicht. Zwar ſieht man vorliegenden Darſtellungen eben nicht an, daſs ſich ihr Vf. nach irgend einem *Muſter* gebildet habe, und in ſo fern könnte er faſt auf eine gewiſſe *Originalität* Anſpruch machen; auch wollen wir nicht behaupten, daſs es ihm durchaus an Phantaſie und Schönheits-Sinn, oder auch an dem Techniſchen der Kunſt fehle: vielmehr blitzt hie und da ein Funke reger Phantaſie und tiefen Gefühls hervor; überall aber vermiſst man die Kraft, etwas *Ganzes* zu geſtalten; überall ſtöſst man auf — Wolken von zerfloſſenen Gedanken, auf Farben ohne Zeichnung, auf abgeriſſene Bilder ohne künſtleriſchen Zuſammenhang. Daher mag eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Breite kommen, welche dem Vf., beſonders in den lyriſchen Ergüſſen, eigen iſt, und womit er zehnmal etwas zu ſagen ſich bemüht; was an einem male, wenn es *recht* geſagt wäre, genug ſeyn müſste.

Uebrigens beweiſt faſt durchgängig die Wahl der Gegenſtände, deren Darſtellung der Vf. unternommen, für ſeinen gebildeten Geſchmack. Nur in Sinn-Gedichten iſt er hierin nicht glücklich. Wie matt (der holprigen Scanſion nicht zu gedenken!) iſt folgende Grabſchrift auf einen Mathematiker (S. 30.):

Ich habe Land gemeſſen
  Und Berg und Wald und Thal;
Ich ſchied die ſteten Gröſsen
  Und ordnete die Zahl.
Mir räumten ſie am Ende
  Die Kubikwurzel ein;
Hier ruhen Kopf und Hände,
  Dieſs Oblongum bleibt mein.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 5. September ſtarb zu Jena der durch verſchiedne mathematiſche und militäriſche Schriften bekannte auſserordentliche Prof. der Philoſophie, Dr. *Johann Laurentius Julius v. Gerſtenbergk*, im 60ſten Jahre ſeines Alters.

Am 6. November ſtarb zu Breslau der königl. Medicinalrath, Kreisphyſicus und Director des Haus-Armen-Medicinal-Inſtituts, Dr. *Wolf Friedrich Wilhelm Kloſe*, am hitzigen Nervenfieber.

Am 15. Nov. ſtarb zu Breslau *Karl Unger*, Bildhauer, aus Berlin gebürtig, 35 Jahr alt, am Nervenfieber.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten.

Halle.

Durch eine höchst gnädige Kabinetsordre vom 27. November zu Frankfurt am Mayn datirt, hat Se. Maj. der König von Preussen zu erklären geruht, dass die hiesige Universität sofort in ihre volle Wirksamkeit eintreten solle; es werden daher am 3ten Januar 1814 für die nächsten drey Monate des Winters Vorlesungen gehalten werden.

Marburg.

Am 8ten October d. J. feyerte der würdige Senior der hiesigen Universität, *Professor juris* Dr. *Johann Peter Bucher*, sein *funfzigjähriges Professor-*, und am 17ten November sein *funfzigjähriges Doctorjubiläum*. Er wurde geboren zu Cassel am 10ten Aug. 1740. Schon in der ersten Kindheit hatte er das Glück, als Milchbruder die mütterliche Nahrung mit seinem nachmaligen Fürsten und Herrn, dem jetzt regierenden Kurfürsten *Wilhelm dem Standhaften* von Hessen, zu theilen. Die Kinderjahre verlebte er mit ihm als Spielgenosse. Das Pädagogium und Collegium Carolinum seiner Vaterstadt gaben ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Hierauf bezog er (1757) die Universität Göttingen. *Hollmann* war sein Lehrer in den philosophischen Wissenschaften; *Meister*, *Ayrer*, *Böhmer*, *Pütter*, *v. Selchow*, *Klaproth* und der ältere *Beckmann* unterrichteten ihn in der Jurisprudenz. *Klaproth*, in dessen Hause er wohnte, hatte einen vorzüglichen Einfluss auf seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1760 wurde er Hofmeister bey den Söhnen des damals regierenden Grafen zu Bentheim Steinfurt, und durch ein allergn. Rescript vom 8ten October 1763 wurde ihm von Sr. Königl. Maj. von Grossbritannien, als Pfandinhaber der Grafschaft Bentheim und von den beiden regierenden Grafen von Bentheim, die zweyte Professur der Rechte an dem Arnoldinum zu Steinfurt ertheilt. Er trat dieselbe an, nachdem er zuvor am 17ten Novbr. 1763 zu Harderwyk die juristische Doctorwürde, durch öffentliche Vertheidigung seiner gelehrten *Meditatio jurid. inaug. de poena talionis*, erlangt hatte. Im J. 1771 wurde er von der Königl. Preussischen Regierung als Professor der Rechte nach *Hamm* berufen, und schon in dem darauf folgenden Jahre folgte er einem ehrenvollen Rufe des Landgrafen Friedrich's von Hessen als Professor nach Rinteln. Hier beschäftigte er sich, ausser seinen Vorlesungen und gelehrten Arbeiten, vorzüglich auch mit der juristischen Praxis, und diente mehrern Reichsständen, an den Reichsgerichten, als Sachwalter und Rathgeber. Zur Belohnung vieljähriger treuen Dienste versetzte ihn im J. 1796 *Wilhelm der Standhafte*, sein erlauchter Jugendfreund, mit Vermehrung seines Gehaltes, nach Marburg, da er, aus Vorliebe für das akademische Leben, die ihm angebotene Stelle eines Oberappellationsrathes zu Cassel ausgeschlagen hatte. Die Universität Marburg verehrt ihn gegenwärtig als Ihren Senior, und hat an seinem zurückgelegten Doctor- und Professorjubiläum den innigsten Theil genommen. — So viele auswärtige Freunde und alle die Zuhörer, welche er in einer so langen Reihe von Jahren gebildet hat, werden sich freuen, dass dieser gelehrte und brave Veteran ein so hohes und würdiges Ziel erreicht hat, und ihm noch viele Jahre hindurch den Genuss eines ruhigen und glücklichen Alters wünschen!

II. Schulen.

Ulm.

Zu den öffentlichen Herbstprüfungen an dem hiesigen Gymnasium lud Hr. *Versenmeyer*, Prof. der 6ten Klasse, durch ein lateinisches Programm ein, dem eine *Commentatio philologica de illa Homeri formula:* Ταυτα Θεων ἐν γουνασι κειται, beygefügt ist, worin zuerst auf die frühern Erklärungen dieser Stelle und ihre Aehnlichkeit mit Aussprüchen der Bibel hingewiesen, und dann die Meinung des ehemaligen Prof. *Schwarz* zu Altorf als die passendste hervorgehoben wird. Darnach wird auf die Art der Alten, auf dem Knie zu schreiben, hingedeutet, und vorzüglich der Glaube der Alten, dass Jupiter die Schicksale der Menschen auf das Fell der Ziege, welche ihn als Kind einst säugte, geschrieben habe, dafür angewendet. Zugleich werden über den noch nicht entschiedenen Streit: ob Homer schon die Schreibkunst kannte, wie über manches andere, interessante Bemerkungen beygebracht. — Bey der Preisvertheilung hielt Hr. R. *Göß* eine Rede über die verschiedenen Ansichten in verschiednen Zeiten und Ländern von der öffentlichen Erziehung, worin die Perser, Hebräer, Griechen und Römer gemustert und nach den Bestimmungen des Philanthropinismus und Humanismus die Züge der Physiognomik der Erziehung in Deutschland angegeben wurden.

Den 6ten Nov. d. J. wurde zur Feyer des Geburtstags des Königs am Gymnasium die gewöhnliche Rede vom Prof. *Moser* gehalten, worin er *von dem guten Geist der Schulen* handelte. Ausser dem, dass, wie jetzt bey vielen Pädagogen Ton ist, der veraltete Philanthropinismus getadelt, und vorzüglich auch von dessen Urheber, *Basedow*, die Anekdote, dass er des Abends im Rausch sich mit seinen Collegen gerauft und den andern Morgen in einer Rede über die Trunkenheit sich selbst zum abschreckenden Beyspiel aufgestellt habe, zum Besten gegeben wurde, wobey ihn, nebst den, wie es hiess, über die Gebühr gelobten Anhängern seiner Lehre, selbst seine Liebe zu den Kindern, die doch mit unter die Eigenschaften des guten Geistes in den Schulen gezählt wurde, kaum schützen konnte. Mögen nur Einheit des Strebens unter den Lehrern, Bescheidenheit bey den Schülern und Religiosität im Allgemeinen, die ferner als Zeichen des guten Geistes angegeben wurden, an dem Gymnasium zu Ulm stets sichtbar seyn. — Ausserdem dürften die Reden, welche *Basedow* einst am Geburtstage des Königs 1754, und am Gedächtnisstage des Königs 1757 hielt, jedem Redner in ähnlichen Fällen ins Andenken zurückgerufen werden.

III. Todesfälle.

Der verstorbene Decan *Johann Ith* (s. Nr. 245.) ward am 11ten Julius 1747 zu Bern geboren; früher war er Oberbibliothekar und Professor der Philosophie zu Bern gewesen, und im J. 1796 Pfarrer zu Siselen geworden. Im J. 1799 ward er Decan zu Bern und Präsident des Erziehungsraths; im J. 1803 Mitglied des Kirchenraths; im J. 1805 Curator der Akademie zu Bern. Er starb in der Nacht vom 7ten auf den 8ten October d. J.

Unermüdet in seinen Hülfsleistungen für Kranke und verwundete Krieger, starb in der Nacht auf den 4ten November d. J. der Doctor *Rüst*, Herzogl. Mecklenburg-Schwerinischer Hofmedicus, praktischer Arzt zu Grabow im Mecklenburgischen, in der Blüthe seiner Jahre am Lazareth-Typhus. Zeichnete sich auch der Verstorbene, seufzend unter einer Last praktischer Geschäfte, durch besondere Schriften im medicinischen Fache gerade nicht aus, so wird dennoch sein Andenken in den Herzen aller derer fortleben, welche Edelmuth und Biedersinn schätzen.

Am 8ten Nov. starb zu Frankfurt a. M., am Nervenfieber, Dr. *J. Scherbius*, Professor der Botanik an der dasigen medicinischen hohen Schule, dem literarischen Publicum durch die Mitherausgabe der *Flora der Wetterau* bekannt.

Um dieselbe Zeit ebendaselbst der als Mineraloge bekannte Pfarrer *K. F. Merz*.

Am 21sten Nov. starb zu Breslau Dr. *Moriz Heinrich Mendel*, Königl. Medicinalrath, Professor der Geburtshülfe und Director des Königl. Hebammen-Instituts, im 35sten Jahre, am Nervenfieber.

Am 22sten Nov. starb zu Liegnitz *Johann Karl Philipp Grimm*, Prof. an der Königl. Ritterakademie und Senator, am Nervenfieber. Er war 1768 geboren.

Am 22sten Nov. starb zu Halle *Joh. Christian Reil*, der A. W. und Philosophie Dr., Königl. Preuss. Geh. Ober-Bergrath und ord. Prof. der Arzneykunde auf der Universität zu Berlin, im 55sten Lebensjahre an einem Nervenfieber, einer Folge seiner rastlosen Anstrengungen, denen er sich bey der ihm anvertrauten Generaldirection der Königl. Preuss. Lazarethe auf dem linken Elbufer überlassen hatte. Er war geboren zu Rauden in Ostfriesland, den 20sten Febr. 1758, studierte zu Halle die medicinischen Wissenschaften, besonders unter *Goldhagen's* Leitung, ward 1783 Doctor der A. G. und Chirurgie, bald darauf ausserordentlicher, und 1788 ordentl. Prof. der Therapie, Director des klinischen Instituts, ingleichen Stadtphysicus zu Halle.

Bey der Feyerlichkeit, welche die Friedrichsuniversität bey Wiedereröffnung ihrer Vorlesungen im J. 1808 anstellte, bezeigte ihm die philosophische Facultät ihre Hochachtung durch Ertheilung der philosophischen Doctorwürde. Im J. 1810 wurde er an die Universität zu Berlin berufen. Der König hatte ihn schon früher durch den Charakter eines Ober-Bergraths ausgezeichnet, und beehrte ihn nachher mit dem rothen Adlerorden und dem Titel eines Geh. Ober-Bergraths. Die Königl. Societät der Wissensch. zu Kopenhagen, die *Ecole de Médécine* zu Paris, die Kaiserl. Akad. der Naturforscher, die medicinisch-chirurg. Gesellschaft zu Brüssel, die der Medicin zu Antwerpen und Montpellier, die Societät der Wissensch. u. Künste zu Mainz u. m. a. beeiferten sich, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Sein berühmtes Werk *über die Fieberlehre* und mehrere andere Schriften beurkundeten seinen grossen Beobachtungsgeist mit philosophischem Scharfsinn und einer schönen Gabe methodischer Anordnung verbunden. Um die Universität Halle hat er sich als ein mit grossem und verdientem Beyfalle einige und zwanzig Jahre gehörter Lehrer seiner Wissenschaft, um die Stadt aber als praktischer Arzt, und durch die Einrichtung der Bade-Anstalten daselbst höchst verdient gemacht. Auch würde er Halle nicht leicht verlassen haben, wenn ihn nicht den Ruf nach Berlin anzunehmen seine grosse Verehrung und Anhänglichkeit an den König bewogen hätte. Sein Leichnam wurde unter zahlreichem Gefolge nach seinem Landhause unweit Giebichenstein abgeführt, und auf dem anliegenden Berge, den er vor mehrern Jahren durch schöne Anpflanzungen verziert hat, beerdigt. Leider ward viel zu früh an ihm der Horazische Spruch erfüllt, den er an einer Felswand dort hatte eingraben lassen:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum quas colis arborum,
Te, praeter invisas cupressus
Ulla, brevem dominum, sequetur.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Die *neuen theologischen Annalen und Nachrichten*, herausgegeben vom Hn. Dr. u. Prof. *Wachler* in Marburg, werden nach dem bisherigen Plane auch für das Jahr 1814 fortgesetzt und geheftet monatl. für den bekannten Pränumerationspreis à 4 Rthlr. Sächs. versendet.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Storr's, Dr. G. C., Lehrbuch der christlichen Dogmatik, ins Deutsche übersetzt, mit Erläuterungen aus andern, vornehmlich des Verfassers eigenen, Schriften und mit Zusätzen aus der theologischen Literatur versehen von Dr. C. C. *Flatt*. *Erster* Theil. *Zweyte* und vermehrte Auflage. gr. 8. Stuttgart, bey J. B. Metzler. 1813. 1 Rthlr. 16 gr.

St. Gallen bey Huber und Compagnie ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu finden:

Höchstwichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland aus den nachgelassenen Papieren des Magisters *Aletheios*. Herausgegeben von *Antibarbaro Labienus*, der schönen Künste und Wissenschaften Magister, der Weltweisheit Doctor und mehrerer gelehrten Institute weiland Mitglied. *Erste* Abtheilung, 28½ Bogen gr. 8. *Zweyte* Abtheilung, 32 Bogen gr. 8. Nebst einem Kupfer, zur *Gall'schen Cranioscopie* gehörig. Ladenpreis 8 Fl. oder 5 Rthlr. 8 gr.

Das gegenwärtige Werk hat keinen geringeren Endzweck, als die sonderbare Wendung zu zeigen, welche die deutsche Literatur in den neuesten Zeiten fast in allen Zweigen der Wissenschaften genommen hat, und im verjüngten Maßstabe die Gallerie aller der Merkwürdigkeiten aufzustellen, mit welchen man sich beynahe zwey Decennien auf deutschem literarischen Boden herumtrieb. In wenigen Jahren stürzte ein System der Philosophie das andere, und kaum hatte es seinen Triumph gefeyert, als es schon wieder mit Riesenschritten seinem Falle entgegenging. Eine ganze neue Umwälzung der Ideen begann, jeder Schriftsteller stellte seine Phantasieen als ewige Wahrheit auf, der Charakter der kalten Besonnenheit, welcher unsere Literatur auszeichnete, ging in poetische Extase über, und der Zirkel der Zeit brachte eine Periode hervor, in der sich Neuplatoniker, Spinozisten, Theosophen und Mystiker umarmten. Im glänzenden Vereine mit dem Platonismus machte der Spinozismus den Pantheismus zur Modephilosophie, und warf sein Ferment in jede Wissenschaft. Durch Vergötterung der Creatur glaubte die eine Partey das Göttliche zu ergründen, da die andere den menschlichen Verstand kaum für fähig hielt, in einem sogenannten Vernunftglauben die Gottheit zu erahnden. Das Ich, die moralische Weltordnung stellte *Fichte*, und ein anderer das höchste Gefühl der Kraft als Gott auf. Von der Schiefe der Ekliptik leitete man alles Uebel her. Die Moral suchte man auf festere Basis zu begründen, hob die Imputabilität auf, und erklärte die Handlungsweise nach allgemeinen Grundsätzen für unmoralisch. Mord und Selbstmord fanden enthusiastische Vertheidiger, und aus der Reihe der Verbrechen strich man den Meineid. Auf Persien wies ein Magus als den Sitz alles ursprünglichen Wissens und aller Cultur hin, und zürnte über den Vorzug, den man der griechischen und römischen Literatur gab. In glänzender Gestalt vorhin noch nie erträumter Naturphilosophie erschien die Physik, und die Mathematik wurde zum thörichten Spiele leerer Hieroglyphik und Cabala herabgewürdigt. Die Naturgeschichte stellte man nicht mehr als todte Nomenclatur auf. Die Naturphilosophie suchte den Sinn der Naturerscheinungen zu ergreifen, ihre Bedeutung zu erforschen, und die erscheinende Natur als den Reflex der absoluten Substanz in der Erscheinungswelt darzustellen. Die neumodischen Theologen waren vorzüglich in zwey Theile getheilt, von denen der eine mit Hülfe einer sogenannten gesunden Exegese, einer aufklärenden Psychologie und schlaffen Moral alles Speculative und Göttliche aus dem Christenthume zu entfernen, der andere dagegen sein Heil in dem alles verschlingenden *Eins und All* suchte. Christliche Dogmen bestrebte man sich, aus der neuen Idealphilosophie zu erklären, und in jedem Religionssystem fand man blofs die verschiedenen Formen der sich äussernden Urkraft. Kirche und Staat sprach man als ein Institut an, ohne wahrzunehmen, dass dadurch die Gewissensfreyheit den Launen der Regierung geopfert wurde. Von Juristen wurde der Staat nicht mehr als eine freywillige zur Sicherung der Rechte eingegangene Vereinigung angesehen, als Bildungsanstalt für die Menschheit aus dem Organismus des Universums entwickelt gab er die Freyheit des Individuums dem Despotismus Preis. Auf idealistischer Basis stieg eine Arithmetik des menschlichen Lebens empor, deren abenteuerliche Originalität fast jedem neueren Producte den Rang ablief. *A priori* suchten Philosophen durch geschlossenen Handelsstaat den National-Reichthum zu begründen, und mit ihren Wünschelruthen versprachen uns unsere metallurgischen Physiker goldene Berge. Einseitiger Brownianismus schuf die ganze Medicin um, bis auf naturphilosophischem Boden eine Menge der abenteuerlichsten Auswüchse entstanden, welche kaum die Finsternifs der rohesten Zeit aufzuweisen im Stande ist. Man verwarf die empirischen Ansichten, und wollte den ganzen Organismus *a priori* durchschauen. Mit den Worten Reiz, Sthenie und Asthenie, Irritabilität, Sensibilität und Reproduction, Polen, Dimensionen und Metamorphosen glaubte man jede Krankheit zu construiren und heilen zu können.

Die

Die Zeugung war ein bloſses Zerfallen der im Urſtoffe des Organismus gebundenen Urthiere. Aufs neue hob der vergeſſene Magnetismus ſein Haupt wieder, und gab zu den ſonderbarſten Erklärungen Anlaſs. Scharfſinnig benutzte ihn der fromme, gegen die einreiſsende Irreligioſität eifernde *Jung* in ſeiner verlachten, aber nicht gehörig geprüften, Geiſterkunde als Bindungsmittel zwiſchen der Sinnen- und Geiſterwelt. An die Stelle von *Lavater's* längſt vergeſſener Phyſiognomik trat *Gall's* imponirende Cranioſcopie, und zog durch Reiz der Neuheit und viel verſprechende Aufſchlüſſe. Eine neue Wetterkunde zog die alten Planetenſtellungen wieder hervor, und der berühmte Elkysmometer zeigte die Expanſion und Contraction der Städte. Im Fache der Pädagogik lieferte der Humanismus und Philanthropinismus den erbittertſten Kampf. *Peſtalozzi* wollte den Menſchen durch die drey Hebel: *Zahl*, *Maß* und *Sprache*, zum nöthigen Wiſſen empordrängen. *Graſer* dagegen ihn mit ſteter Hinweiſung auf das Bild des Geſammtlebens in allen ſeinen Seelenvermögen ergreifen, und *Fichte* durch ſeine allgemeine Volkserziehungsanſtalt die verlorne Deutſchheit wieder herſtellen. Auch in den bildenden Künſten kündigte die neue Philoſophie durch ihren Einfluſs eine neue vollkommene Regeneration an, und deutete wahrſagend in nicht weiter Ferne auf eine Zeit hin, wo deutſche durch ſie begeiſterte Künſtler mit den Kunſtheroen Griechenland's und Italien's wetteifern würden. In heiliger Begeiſterung ſtrömten bereits die romantiſch myſtiſchen Dichter der neuen Schule aus. Alle dieſe Erſcheinungen finden ſich im gegenwärtigen Werke, das zugleich eine vollkommene Bibliothek und ein lebendiges Gemälde der neueſten Literatur liefert. Daſſelbe ſtellt nicht bloſs einzelne Abdrücke ſtarr copirter Wachsfiguren dar, ſondern alle die Heroen der neueren Literatur bewegen ſich unter ſatiriſcher Geiſsel zu einem Ganzen vereint mit eigener Kraft und Fülle im ſwiftiſchen Drama. Die Eindrücke einzelner literariſcher Producte verwiſchen ſich, der Total-Eindruck ſämmtlicher dieſer Erſcheinungen wird gröſsere Senſation, tiefere Wirkung und die Ueberzeugung hervorbringen, daſs auch in unſerer deutſchen Literatur eine gänzliche Regeneration nothwendig ſey. Regierungen, denen an der Kenntniſs herrſchender Meinungen liegt, Miniſtern des Cultus und Univerſitäts-Curatoren, die durch ihren Geiſt und Einfluſs auf die Richtung der Studien einwirken, auswärtigen und einheimiſchen Freunden deutſcher Literatur, welche eine Ueberſicht ihrer Vor- und Rückſchritte in der neueſten Zeit wünſchen, allen Liebhabern der Wahrheit und echter Geiſtesfreyheit, welche die Feſſeln der Schule ausſchlägt, iſt dieſes Werk gewidmet. *Aletheios* Unternehmen lag die reinſte Abſicht zu Grund, er hatte mit keinem Schriftſteller perſönliche Verhältniſſe, keine Privatleidenſchaft führte ſeine Feder, und wo ihn der Unwille zuweilen zu ſehr hinreiſst, und ſeine ſatiriſche Geiſsel zu hart auffällt, war er am meiſten vom Eifer für Wahrheit entbrannt. Mit der *dritten* und *vierten* Abtheilung, welche bereits dem Drucke übergeben ſind, ſchlieſst ſich das Ganze. Die *dritte* Abtheilung hat vorzüglich die Arzneywiſſenſchaft, *Gall's* Widerlegung und einige theologiſche und philoſophiſche Schriften zum Gegenſtande, die *vierte* enthält die bildenden Künſte, *Schleiermacher*, *Eſchenmayer*, *Jacobi*, *St. Martin*, *Schubert*, *Görres* u. ſ. w., die Widerlegung des Schellingiſchen Syſtems und das Ende des Drama's. Beide werden künftige Oſtermeſſe erſcheinen.

Neuer Anekdoten-Almanach.

Die unter dem Titel:

Hipponax, ein Taſchenbuch für Freunde heiterer Laune, mit illuminirten Kupfern,

angekündigte Sammlung von Anekdoten hat ſo eben die Preſſe verlaſſen und iſt bey uns und in allen ſoliden Buchhandlungen für 2 Fl. 12 Kr. od. 1 Rthlr. 6 gr. Sächſ. zu haben.

Wem ſollte nicht dieſer dargebotene Stoff zur Freude willkommen ſeyn!

Frankfurt a. M., im October 1813.

J. C. Hermann'ſche Buchhandlung.

III. Auctionen.

Den 17ten Januar 1814 wird in Heidelberg eine Sammlung von Büchern aus verſchiedenen Wiſſenſchaften, vorzüglich aus der *Theologie*, *Philoſophie*, *Philologie*, *Hiſtorie*, den *ſchönen Wiſſenſchaften* u. ſ. w., öffentlich verſteigert werden; ferner den 14ten Februar 1814 ebendaſelbſt eine Sammlung von Schriften aus der *Medicin*, *Naturwiſſenſchaft*, *Jurisprudenz*, *Staats-* und *Kameral-Wiſſenſchaft*, *Oekonomie* u. ſ. w.

Beide Sammlungen enthalten zum Theil die vorzüglichſten Werke aus den angeführten Fächern. Die Bücher ſind zum Theil roh, zum Theil gebunden, und ſämmtlich gut conditionirt.

Mit Aufträgen kann man ſich in Heidelberg melden an die Mohr- und Zimmer'ſche Buchhandlung, an den Herrn Doctor Nabe, Herrn Forſtrath Rettig, und die Herren Engelmann u. Meder.

Die Cataloge beider Sammlungen ſind auswärts zu finden: in Augsburg bey Herrn Matth. Rieger's ſel. Söhne; in Bamberg bey Hn. J. A. Göbhardt; in Caſſel bey Hn. Thurneyſen Sohn; in Darmſtadt bey Hn. Heyer und Leske; in Frankfurt bey Hn. J. D. Simon und Herren Varrentrapp und Sohn; in Gotha bey der Expedition des allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bey Hn. Broſe; in Hannover bey Hn. Freudenthal; in Heilbronn bey Hn. Antiq. Straſser; in Leipzig bey Hn. Proclamator Weigel; in Marburg bey Hn. J. C. Krieger; in Nürnberg bey Hn. Lechner; in Stuttgart bey Hn. Steinkopf; in Tübingen bey Hn. Heerbrandt; in Würzburg bey Hn. Prof. Köl.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

1) Breslau, im Kunst- und Industrie-Comptoir (Joseph Max u. Comp.): *Einleitung in das Studium der Philosophie.* In sechs Vorlesungen von *Adalbert Kayssler*, Dr. und Professor der Philosophie. 1812. XV u. 247 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

2) Breslau, a. K. d. Vfs., u. Halle, in Comm. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundsätze der theoretischen und praktischen Philosophie, als Leitfaden zu Vorlesungen;* herausgegeben von *Adalbert Kayssler*, öffentl. u. ord. Prof. d. Philos. an d. Univers., auch Mitdirector d. kgl. Friedrichsschule zu Breslau. 1812. XVII u. 296 S. 8. (1 Rthl.)

Der Vf. ist ein Freund der Naturphilosophie, aber er hat dieses System mit einer gewissen freyen Selbstthätigkeit aufgefasst und gestaltet, wie es einem Philosophen geziemt, und wenn er auch der allgemeinen Richtung nach dem bestimmten Ziele, welches sich die Naturphilosophie vorgesetzt hat, überhaupt folgt, so sucht er doch seinen eignen Gang zu nehmen. Er ist mit dem Treiben und Wesen mehrerer sogenannten Naturphilosophen unzufrieden, tadelt ihre Einseitigkeit, und nimmt Rücksicht auf die Forderungen der strengen Kritik, in Beziehung auf das Wesen der neuesten Philosophie, besonders was die sichere Begründung und die innere Harmonie mit dem menschlichen Geiste und die Einseitigkeit in der speculativen Tendenz betrifft, wodurch nothwendig eine Disharmonie mit dem höhern Zweck und Streben der praktischen Vernunft entstehen muss. Durch die Geschichte der Philosophie, welche er sehr gut kennt, hat er eine Mannichfaltigkeit von Ansichten, und indem er den Gang der Entwicklung der Vernunft in dem Philosophiren scharf in das Auge fasste, und die verschiedenen Richtungen mit einander verglich, mehrere Resultate für die Philosophie ihrem Gehalt und Form nach gewonnen, um sie dem Ideal näher zu bringen, und die bisherigen Mängel zu vermeiden. Der Vf. würde bey seinem Talent des Selbstdenkens, bey seinem achtungswürdigen Interesse für Wahrheit, bey seinem lobenswürdigen Streben, die Philosophie zur Würde der Wissenschaft zu erheben, und ihr dadurch die Achtung wieder zu gewinnen, die sie bey einem Theile des Publicums, nicht ohne Schuld ihrer Pfleger, verloren hat, unterstützt durch jene Kenntnisse und Reflexionen, gewiss sehr viel leisten, wenn sein Denken nicht schon eine einseitige Richtung genommen hätte, wodurch die Kraft besserer Ueberzeugungen gebrochen, die Allseitigkeit, Schärfe und Tiefe seiner Reflexion geschwächt, die strenge Bündigkeit des Denkens gehemmt, und die Einheit seines gesammten geistigen Wirkens gestört worden. Er war seit dem Anfang seiner literarischen Laufbahn für die Naturphilosophie eingenommen; diese hatte sich seines Geistes ganz bemächtigt, und bestimmte für die Zukunft alle Richtungen und Thätigkeiten desselben. Er studirte aus ihrem Gesichtspunkte die ältere und neuere Philosophie, verglich die mannichfaltigen Systeme, erforschte ihre Mängel und Vorzüge. Seine ganze Thätigkeit entsprang aus dieser Richtung, und ging auf sie, als ihr Ziel, wieder zurück. Sie war aber selbst nicht einfach, sondern zusammengesetzt, gleichsam die Diagonale verschiedener Bewegkräfte. Auf der einen Seite war er einmal überhaupt von der Wahrheit der Naturphilosophie überzeugt, und hielt die Richtung, welche die Vernunft in derselben genommen, für die einzig richtige. Wenn auch Zweifel und Anstösse sich fanden, so leiteten sie nicht zur Prüfung der Principe, sondern nur auf die Erforschung der Mittel, sie zu beseitigen. Aber auf der andern Seite wurde sein Geist zu etwas Besserem und Gehaltvollerem aufgeregt; er vernahm manche Urtheile über das Wesen und die Form der Philosophie, und gewisse Forderungen an die forschende Vernunft, deren Gewicht nicht verkannt werden konnte, denen aber die Naturphilosophie nicht entsprach. Anstatt nun vor allen Dingen die letzte selbst einer tiefen und allseitigen Kritik zu unterwerfen, und überhaupt ihr Fundament zu untersuchen, suchte er vielmehr das Gebäude selbst jenen Forderungen gemäss, um das Fundament unbekümmert, haltbarer und einförmiger aufzuführen. So wurde das Streben seines Geistes durch die früherhin genommene Richtung gebrochen, und gleichsam durch eine Diagonale geführt; und zuweilen offenbaren sich die verschiedenen Richtungen, ohne zur Einheit verbunden zu seyn. So, um nur ein Beyspiel anzuführen, ist es eine rühmliche Eigenschaft des Vfs., dass er nicht bloss auf die Erkenntniss der Natur, seinen Geistesblick richtet, sondern auch die praktische Seite des Menschen, Sittlichkeit, nicht weniger die Aufmerksamkeit werth achtet, und die Einseitigkeit der Naturphilosophie, insofern sie bloss speculativ ist, tadelt. Was hat diese richtige Reflexion aber für Erfolg gehabt? Keine andere, als dass der Vf. die Ethik selbst wieder aus dem Standpunkte jener Speculation betrachtet, und sie für die Vollendung der speculativen Philosophie ansieht. Die Ethik ist ihm nämlich nichts anders, als die *Wissenschaft von dem Selbstbewusstseyn des Menschen.* Grundsätze, S. 26. 31. Er

Er erkennt die Nachweisung der Möglichkeit der philosophischen Erkenntnifs und die Erforschung ihrer Bedingungen für eine wichtige Untersuchung. Diese Einsicht führt ihn aber nicht aus dem neblichten Dunstkreise der Naturphilosophie heraus, sondern noch tiefer in denselben hinein. Er sucht die Forderungen einer kritischen Untersuchung des Erkennens mit dem Geiste und Inhalte der Philosophie zu vereinigen, ohne sie wirklich zu erfüllen: er bleibt immer innerhalb des Zauberkreises der absoluten Erkenntnifs stehen, und geht nicht zurück auf das Vermögen des Erkennens. Indem er annimmt, dafs die *Subjectobjectivirung* der Vernunft das Resultat aller Forschungen der Vernunft, und die Erkenntnifs der *Vernunft*, als der *Offenbarung des einen und absoluten Wesens*, als *des Einen und absoluten* in *Dreyfachheit der Gestaltung* das Fundament und Schlüssel zu derselben sey, so ist er schon über jene Forderungen hinaus. Daher führt auch die Untersuchung der *subjectiven* (Abwesenheit eines Widerspruchs) und der *objectiven Möglichkeit* dieser Erkenntnifs (welche der Vf. darin setzt, dafs in dem Gedachten die Bedingung seiner objectiven Realität, oder die objective Beziehung auf ein Seyn und Wesen gegeben sey) zu nichts weiter, als zu der absoluten Behauptung, die Vernunft sey subjectiv objectiv, als Offenbarung des absoluten Wesens, mit demselben identisch.

Der Vf. hat daher nur eine neue Darstellung der Naturphilosophie gegeben. Er hat dasselbe Ziel, die Erkenntnifs des Absoluten, seines Wesens und seiner Form in der Offenbarung durch die Vernunft, oder als Selbsterkenntnifs; nur unterscheidet er sich in der Darstellung und Ausführung. Er geht von der Vernunft aus, als dem Selbstbewufstseyn, welches ein Bewufstseyn, und dieses ein Seyn voraussetzt, weil der Mensch ist, ehe er ein Bewufstseyn hat, und dieses auch ohne Selbstbewufstseyn hat. In dem Seyn ist schon das Bewufstseyn und Selbstbewufstseyn, in dem Bewufstseyn schon das Selbstbewufstseyn potentiell gegeben. In dem Selbstbewufstseyn ist aber *Seyn*, *Bewufstseyn* und *Selbstbewufstseyn* actuell, sein Ausdruck die Einheit als das Ganze und das Ganze als Einheit. Der Gegenstand der Vernunft ist das *absolute Seyn*, oder vielmehr *sie ist das Seyn selbst*. Denn die Vernunft konnte nicht nach dem Seyn fragen, wodurch sie ihre Freyheit verkündigt, wenn ihr nicht ursprünglich die Idee des Seyns einwohnte. Allein *ist nicht die Idee des Seyns von dem Seyn selbst unterschieden?* Da die Identität der Idee des Seyns und des Seyns selbst der Hauptpfeiler der Philosophie des Absoluten ist, so giebt sich der Vf. auch Mühe, dieselbe mit Gründen zu unterstützen. Wir halten es für unsre Pflicht, den Vf. darüber selbst sprechen zu lassen; aber für unnöthig, ein Urtheil hinzuzufügen. Einige, sagt er, *Grundsätze* S. 40., bejahen ohne Anstand jene Frage, Andere meynen, sie sey unbeantwortlich und bezeichne die Grenze des menschlichen Erkennens. Die, welche behaupten, die Idee des Seyns sey von dem Seyn selbst verschieden, *setzen offenbar die Idee des Seyns als eine doppelte*, als die Idee des Seyns selbst, und als die Idee des Seyns, das nicht ein wahres Seyn ist. Nun ist aber nur die erste dieser Ideen, weil sie die Idee des Seyns selbst ist, auch die wahre Idee des Seyns. Die Behauptung liegt also im Widerspruche mit sich selbst. Die, welche behaupten, die Frage selbst sey unstatthaft, weil die Idee des Seyns, obgleich sie mit Nothwendigkeit sich giebt, doch als diesseits gestellt nur formelle Bedeutung haben könne, ziehen mit dieser Behauptung nicht allein die objective Realität in Zweifel, sondern heben auch die subjective Wahrheit und Gewifsheit der Idee selbst auf. Denn da die Idee des Seyns aufser dem Seyn selbst nichts, und auch das Seyn nicht als ein bestimmtes dieses oder jenes in sich enthält: so ist diese Idee in keiner Form subjectiv zu denken, in welcher sie etwas anderes, als das Seyn schlechthin ausdrückte, und so ist sie ohne objective Realität auch subjectiv nicht denkbar; und im Gegentheil beweiset ihre subjective Denkbarkeit ihre objective Realität. Wenn demnach *Kant* das objective Seyn als unerkennbares Ding an sich denkt: so spricht er in dieser Form die wahre Idee des Seyns nur auf negative Weise aus. — Das Seyn, welches in dieser Idee sich offenbart, ist das Eine übersinnliche aufser der Zeit seyende und damit zugleich der objective Grund alles sinnlich und in der Zeit Erkennbaren. (Es wäre wohl anstatt dieser Vorspiegelung des Vfs., welche *Kant* auf seine Seite ziehet, eine Widerlegung der tiefen Gedanken dieses Mannes von der Bedeutung der Ideen besser an diesem Orte gewesen.) Mit diesen dialektischen Gaukeleyen glaubt der Vf. seiner Sache gewifs zu seyn, und ziehet das Resultat: *Die Idee des Seyns ist von dem Seyn nicht unterschieden, weil sie nichts ist, als die Offenbarung des Seyns, und zwar nicht die Offenbarung des Seyns in einem Andern, sondern in sich selbst.* Zur Erläuterung setzt er noch hinzu, dafs es eine doppelte Offenbarung des Seyns und Wesens gebe, eine mittelbare bildliche und eine unmittelbare unbildliche; dafs das Bewufstseyn und alles wirkliche Daseyn nur die mittelbare bildliche Offenbarung des Einen und ewigen Seyns sey, weil weder das Bewufstseyn, noch die Natur uns Gott offenbaren würde, wenn nicht im Grunde des Bewufstseyns der Grund alles Daseyns als das absolute Seyn sich verkündigte; dafs die Idee des Seyns die unmittelbare und unbildliche Offenbarung Gottes, als des absoluten Grundes in sich selbst, das Offenbarende aber die absolute Freyheit sey, welche dem Menschen nicht auf dem Wege der Natur gegeben, sondern zu der er sich nur dadurch erheben kann, dafs er sich über sich selbst erhebt, welche also das Zeichen des göttlichen Menschen und des Philosophen ist.

Das Eigenthümliche dieses Systems der Philosophie ist also der Gedanke, dafs die *Vernunft die Offenbarung des absoluten Wesens sey*, wodurch sie sich der philosophischen Ansicht *Jakobis*, *Salats* und anderer nähert, nur mit dem Unterschiede, dafs diese bescheidenen Denker, der Schranken der endlichen Vernunft eingedenk, die Vernunftoffen-

barung

barung Gottes nicht zu einem absoluten Wissen Gottes und göttlicher Dinge stempeln; Hr. *K.* dagegen, so bescheiden er auch mit einer Offenbarung aufzutreten scheint, und den realen Unterschied zwischen Gott und Natur festhält, doch eine *absolute* und *adäquate Erkenntniss von Gott* in dieser Offenbarung findet. Durch diese Wendung hat übrigens die Philosophie des Absoluten in Ansehung ihrer Grundlegung und Methode wohl nicht viel gewonnen. Denn es wird ebenfalls ohne hinreichenden Grund die *Identität der Erkenntniß und des Objects* behauptet, und menschliche Vorstellungsart in reale Objecte verwandelt; das menschliche Erkenntnissvermögen nicht an sich unabhängig von aller Speculation erwogen, sondern nach gewissen vorgefassten speculativen Ideen gemodelt, und durch allerley dialektische Künste ein Blendwerk gemacht, wie man schon aus den obigen Sätzen über das Bewusstseyn und dem Beweise, dass die Idee des Seyns und das Seyn selbst identisch sey, sattsam hat sehen können. Aus diesem Grunde halten wir es für überflüssig, uns bey beiden Schriften länger aufzuhalten, wenn wir gleich dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, dass er auch interessante Betrachtungen an die überspannten Speculationen dieser Schule angeschlossen, und überhaupt diese Art zu philosophiren dem Kreise des möglichen menschlichen Wissens näher zu bringen gesucht hat, auch die natürlichen Schranken der menschlichen Erkenntniss zuweilen mehr, als in dieser Schule gewöhnlich ist, anzuerkennen pflegt. Wir fügen daher nur noch eine Anzeige von dem Inhalte beider Schriften hinzu.

Die *Einleitung* besteht aus sechs Vorlesungen, wodurch den Studirenden Interesse für die Philosophie eingeflösst, und der Eingang in das Heiligthum geöffnet werden soll. Sie haben die Ueberschriften: *Von dem Wesen und dem Scheine; von den verschiedenen Arten der Erkenntniss; von der Idee der Offenbarung oder von der absoluten Form, von der Philosophie der alten Zeit; von der Philosophie der mittlern Zeit; von der Philosophie der neuen Zeit.* Sie entsprechen aber nicht ganz diesem Endzwecke, weil die Philosophie, zu welcher sich der Vf. bekennt, nicht allein immer vorausgesetzt, sondern auch der Inhalt derselben selbst schon mitgetheilt wird, wozu diejenigen, welche einer Einleitung bedürfen, gewiss noch nicht vorbereitet wären. Dieses gilt besonders von der dritten Vorlesung. Die Offenbarung, von welcher in derselben die Rede ist, d. i. „die ewige That, mit welcher alle Zeit beginnt und in welcher sie sich selbst vollendet", „die erzeugende und gesetzgebende That der Natur", „die That des ewigen Wesens, welche mit diesem so einig ist, dass in ihr, als Aeusserung des Wesens, zugleich das Wesen ein Aeusseres wird, aus sich heraus in die Objectivität übergeht", ist ein Gegenstand, über welchen sich nichts Verständiges sagen lässt; und wäre es auch, so wäre es der Schlussstein des Studiums, nicht die Einleitung. Indem hier aus dem Standpunkte des Absoluten durch den Zeugungsact des Ewigen die Natur geschaffen wird, so werden auch diejenigen Gegenstände, mit welchen sich das natürliche Denken und Erkennen beschäftigt, nicht in ein deutlicheres Licht gesetzt, sondern verdunkelt, und daher entspricht sie nicht dem Zwecke, zur Einleitung zu dienen, weil sie die Denkkraft entweder mit Scheinwissen aufblähet, oder verwirret. Sätze, wie folgende: *Die organische Einheit, gelöset von dem Organ*, ist die *Intelligenz und die Form, mit welcher sie sich zur Einheit verbindet*, der *Begriff*; die absolute *Freyheit* ist der göttliche Act der Offenbarung, ganz gelöset von dem Objecte, folglich das absolute Subject, (die Ineinsbildung des absoluten Bejahens und Verneinens, worin aller Gegensatz des Seyns und Nichtseyns aufgehoben, und das absolute Seyn als das Eine und ewige Wesen offenbart ist; die Offenbarung des Einen und ewigen Wesens in der absoluten Freyheit ist die *Idee;* (da die Freyheit schon ein Act der Offenbarung ist, so erscheint also die Idee als Offenbarung in der Offenbarung) oder die absolute Erkenntniss als absolute Identität des Wesens und der Form; die Idee ist das *wahre* und *absolute Bewusstseyn*, die *Vernunft* u. s. w. — sind Belege für das Gesagte. Die drey letzten Vorlesungen gewähren mehr Befriedigung. Die Reflexionen über die Philosophie der alten, mittlern und neuen Zeit, die Urtheile über einzelne Philosophen, ihr Wirken und Streben und über den Werth ihrer Entdeckungen, über die Mängel ihres Gedankensystems, werden zwar nicht durchaus und bey allen Beystimmung erhalten, weil der Vf. von dem Standpunkte seiner Philosophie ausgeht, und darnach auch zuweilen das Historische nicht ganz treu auffasst, wie z. B. bey der Darstellung der Platonischen Philosophie der Fall ist. So nimmt er S. 179. die Erfahrungswelt nebst der wechselnden Gestalt derselbe für ein blosses Nichtseyn; nicht in dem Platonischen Sinne als Gegensatz des reinen Seyns in der Idee, sondern für Negation der Wirklichkeit schlechthin, was mit dem Geiste der Platonischen Philosophie nicht zusammenstimmt. Sie sind aber doch nicht ohne Geist geschrieben, und offenbaren einen feinen und scharfen Blick.

Die Grundsätze bestehen ausser einer Einleitung aus neun Abschnitten von *der Vernunft*, von *Gott*, von *der Welt*, von *der Seele*, von *der Freyheit*, von *dem Bösen*, von *dem Gesetz*, von *der Triebfeder und dem höchsten Gute*, von *der Tugend als Gesinnung*. Was wir oben gesagt haben, dass zweyerley Richtungen vorkommen, die einander nicht ganz durchdringen, gilt besonders von dieser Schrift. Wenn der Vf. einst durch Selbstverständigung zur Einheit mit sich selbst und zur harmonischeren Thätigkeit gelangen, und das vergebliche Bemühen aufgeben wird, das bodenlose Gebäude der Speculation mit unhaltbaren Stützen zu versehen, dann wird sich die Philosophie innerhalb der Grenzen des menschlichen Wissens noch gediegener Arbeiten von seinem Geiste zu erfreuen haben.

A R Z.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Heidelberg u. Frankfurt a. M.: *S. C. Lucae, de facie humana* cogitata anatomico-physiologica. Pars *prima*. MDCCCXII. 23 S. *De facie humana* cogitata anatomico-physiologica. Pars *altera*. MDCCCXII. 16 S. 4.

Die erste dieser beiden Abhandlungen schrieb der Vf., um die Erlaubniss zu Privatvorlesungen in Heidelberg zu erhalten; die zweyte bey seinem Antritte der Professur an der Specialschule zu Frankfurt.

In der ersten betrachtet er das menschliche Gesicht allein in Beziehung auf die verschiedenen Arten seines Ausdrucks. Die Knochen des Kopfes haben nur an der Physiognomie der Species, nicht des Individuums Antheil. Diese wird vorzüglich durch die Muskeln bestimmt. Einen wichtigen Antheil an derselben aber haben auch die zahlreichen Gefäfse und Nerven, welche sich in zu grofser Menge finden, als dafs jene blofs zur Ernährung, diese blofs zur Bewegung und Empfindung dienten. Vorzüglich gilt diefs für das fünfte Nervenpaar, welches das Gesicht in die engste Verbindung mit den Sinnorganen und dem Gangliensystem setzt. Durch den Reichthum an Gefäfsen und Nerven wird das menschliche Gesicht Hauptsitz des Lebensturgors, und somit Mafsstab des Zustandes des vegetativen, durch seine sehr beweglichen Muskeln Spiegel des animalischen, geistigen Lebens. Die Eigenschaft des Gesichts, wodurch es zu Veränderungen des Lebensturgors fähig wird, nennt der Vf. daher den *organischen* Theil, die *organische* Physiognomie. Er begreift den Umfang und die Färbung (auch die Consistenz) der verschiedenen Gegenden desselben. Der Umfang des Gesichts bezieht sich auf die gröfsere oder geringere Anfüllung des Zellgewebes mit Fett, die Färbung auf die Haut. Bey magern Personen verändert sich der Lebensturgor des Gesichts bedeutender, als bey fetten, weil das Zellgewebe jener leichter vorübergehend von bey eintretender Vermehrung des Lebensturgors ergossenen elastischen Flüssigkeiten angefüllt werden kann. Veränderungen der Farbe treten vorzüglich an den Stellen ein, wo das Haargefäfssystem reicher an Netzen und Anastomosen ist, die einer vorübergehenden Anschwellung fähig sind. Beide scheinen vorzüglich durch die Einwirkung der weichern Nervenäste auf die Gefäfse bewirkt zu werden. Die gegenseitige normale Wirkung beider bestimmt den gesunden Turgor und die gesunde individuelle Färbuug.

Der *animalische* Theil, die *animalische Physiognomie*, wird vorzüglich durch die vom Centrum zur Peripherie gehende Einwirkung der harten Nervenzweige auf die Gesichtsmuskeln bestimmt. Je gebildeter der Geist, desto veränderlicher dieser Theil der Physiognomie. Die eigentlich so zu nennenden Gesichtsmuskeln sind als ein einziger zu betrachten, dessen verschiedene Theile einander antagonisiren; daher die grofse Veränderlichkeit der Gesichtszüge bey manchen Menschen. Bey Krankheiten des vegetativen Lebens, also vorzüglich des Gefäfssystems, wird vorzüglich die organische, bey Krankheiten des animalischen, also hauptsächlich des Nervensystems, besonders die animalische Physiognomie abgeändert. Beide gehen nicht Hand in Hand, sondern zwischen ihnen findet ein polarischer, nach einer gewissen Indifferenz strebender Gegensatz Statt. Die ursprüngliche animalische Physiognomie kann durch Kunst mit einer erworbenen vertauscht werden. Daher sind Nationalphysiognomieen vorzüglich nur bey rohen Völkern zu finden, indem sie vorzüglich in dem organischen Theile begründet sind.

Der Gegenstand der zweyten Abhandlung ist die Vergleichung des menschlichen Gesichts mit dem thierischen, und die Ausmittlung des Vorzugs des erstern. Die Kopfform zeigt bey gebildeten Völkern weniger Nationalverschiedenheiten, als bey ungebildeten. Wie bey diesen, erhält sich auch bey Thieren constant die Verschiedenheit der Art. Das beym Menschen Statt findende Zurücktreten des Mundes, des Eingangs zum vegetativen Leben, unter das gröfser gewordne Hirn giebt schon ein bedeutendes Unterscheidungszeichen zwischen dem Menschen- und dem Thiergesicht ab. Wegen der ansehnlichern Gröfse des Hirns ist auch die menschliche Stirn gewölbt, wegen der geringern Gröfse der Sinnorgane der nicht mit dieser in Beziehung stehende Theil des Gesichts gröfser und flacher; daher der Raum, in welchem sich das innere Leben spiegelt, ausgedehnter. Beym Menschen ist das Gesicht nicht Sinn-, Greif- und Kampforgan, wohl aber bey mehrern Thieren, alles zum Vortheil sowohl seiner animalischen, als organischen Physiognomie, von welchen jene dem Menschen in einem höhern Grade, diese wegen Glätte und Unbehaartheit der Haut und gröfsern Lockerheit, zum Theil auch Menge, des unter derselben befindlichen Zellgewebes, gröfserer Gefäfs- und Nervenmenge, unter allen Thieren allein zukommt. Beym Menschen ist der Ausdruck der geistigen und körperlichen Stimmung nur auf das Gesicht beschränkt, während er bey mehrern Thieren über den Körper vertheilt ist, so dafs Bewegungen gewisser Theile, des Schwanzes, der Mähne u. s. w. die willkürlichen Ausdrücke gewisser Gemüthsbewegungen sind. Bey Thieren prägt sich der Ausdruck des geistigen und körperlichen Befindens weit mehr über den ganzen Körper aus, als beym Menschen, woraus ein neuer Vorzug des menschlichen Gesichts hervorgeht. Ungeachtet manche der angegebenen Unterschiede etwas zu gesucht seyn mögen, der Inhalt der ersten Abhandlung auch nur eine Anwendung der Lehre vom animalischen und vegetativen Leben auf die Semiotik ist, so glaubte doch Rec., dem Leser die Darstellung des Hauptinhaltes dieser Schriften schuldig zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *Ideen zur Archäologie der Malerei.* — *Erster* Theil. Nach Maasgabe der Wintervorlesungen im Jahre 1811 entworfen von *C. A. Böttiger.* 1811. XXX und 377 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Es ist bekannt genug, dass wenn von den Vorzügen der bildenden Künste des Alterthums vor denen der neuern Zeit die Rede war, die Vorzüge der alten Malerey bisher am meisten bestritten worden sind. Die wenigen Denkmäler, welche uns von dieser Kunst in ihrem besten Zeitraume übrig geblieben sind, haben es veranlasst, dass die Vertheidiger des grossen Vorzuges der Neuern vor den Alten nicht hinlänglich widerlegt werden konnten. Hiezu kam noch, dass die meisten Schriftsteller über diese Kunst sich bloss mit Zeugnissen des Alterthums begnügten, oder doch auf die Vortrefflichkeit der übrigen bildenden Künste ihre Schlüsse bauten, und durch den Augenschein ihre Gegner nicht genug widerlegen konnten. Die schätzbaren Bemühungen, welche man in neuern Zeiten sowohl auf die Auffindung vieler noch unbekannten Ueberreste der Malerey, als auf ihre zweckmässigere Erläuterung verwendet hat, sind zu einer bessern Einsicht dieses Gegenstandes behülflich geworden; und die grosse Belesenheit, die gründliche Kenntniss und Prüfungsgabe des Vfs. dieser Ideen trägt dazu sehr viel bey. Man muss es ihm Dank wissen, dass er seine Kenntnisse und die Früchte seiner grossen Belesenheit in allen Hülfsmitteln durch seine Vorlesungen und durch den Abdruck dieses Buchs noch allgemeiner gemacht, und so zur Verbreitung derselben beygetragen hat.

Zuerst werden *einige Vorbegriffe*, welche die Malerey überhaupt betreffen und sie mit der Bildhauerey vergleichen, vorausgeschickt. Umständlicher ist die *Einleitung* über die Malerey der Barbaren oder solcher Völker, welche die Griechen und Römer, als Ausländer, unter diesem Namen begriffen. Zuerst ist hier von den *asiatischen Völkern*, den Indianern, Persern und Chinesen die Rede; und gleich anfangs wird bemerkt, dass nur in den Ländern, wo wahre Buchstabenschrift nach oder zugleich mit der Bilder- und symbolischen Schrift gebraucht wurde, die Malerey sich zur eigentlichen Kunst emporheben konnte. Bey den übrigen Völkern war sie bloss Färberey; ob sie gleich in manchem Betracht für die Geschichte dieser Kunst merkwürdig bleiben. In Ansehung der Indianer muss man die frühern Zeiten von den spätern unterscheiden, und nur die letztern vornehmlich für charakteristisch halten. Auch von den Persern haben sich, wie man weiss, Felsenreliefs aus sehr frühen Zeiten erhalten, und man sieht aus ihnen, dass man schon früh dem buntesten Reize der Farben huldigte. Die ganze neuere Mythologie und Heldensage dieses Volks ist mit Erzählungen angefüllt, wobey Gemälde eine Hauptrolle spielen, und von ihnen geben die persischen Handschriften anschauliche Kenntniss. Die Malerey der Chinesen stammt aus Indien. Ihre Unvollkommenheit ist bekannt; nichts aber geht über den Glanz ihrer Farben. Mehrere Kenntniss hat man von der Bilderschrift und Hieroglyphenmalerey des Alterthums, welche anfänglich bloss ein mehr oder weniger verkürztes Abbild der Sache selbst war, dann aber eigentliche Hieroglyphe wurde. Malerey mit bunten Farben auf den Umrissen tritt dann am häufigsten ein, wenn sie aufzunehmen ein leicht zu bereitender Papyrstoff, wie in Aegypten und Mexiko, erfunden ist. Von der Malerey der Mexikaner oder der Azteken in Anahuak wird besonders gehandelt, wo auch von der Art von Caton, welche Metl heisst und in grosser Menge verfertigt wurde, die Rede ist. Auch werden hier die Menschenopfer genauer erklärt.

Noch mehr Aufmerksamkeit verdient die Malerey der *Aegypter*, weil sie nicht nur diese Kunst wenigstens 2000 Jahre hindurch, obgleich mit wenig Verbesserungen trieben; sondern auch ursprünglich die griechische Malerey veranlassten. Diese letztere erreichte freylich eine weit grössere Vollkommenheit; man weiss jedoch, dass die Griechen und spätern Römer eine Zeit lang in den ägyptischen Geschmack verliebt waren, so sehr sie auch denselben zu verfeinern wussten. Bey den Aegyptern war anfänglich nur Tempel-Malerey, und ihre Farben sind in neuern Zeiten chemisch untersucht worden. Aus der ältesten Zeit unterscheidet der Vf. dreyerley noch vorhandene Malereyen, nämlich die auf Wänden, welche theils wirkliche Hieroglyphen, theils historische Darstellungen sind; sodann die auf Mumiendekken und Mumiensärgen; und drittens die auf Papyrusrollen. Von diesen dreyen wird insbesondere gesprochen. Bey der ersten Art wird vornehmlich die bekannte Isistafel sehr gründlich erläutert. In Ansehung der Mumienmalerey muss man bemerken, dass Osiris vor allen andern Göttern eine Hauptrolle dabey spielt, und dass man die Mumien selbst diesem Gotte ähnlich zu machen suchte. Ueberhaupt kam es bey der Todtenbestattung der Aegypter auf die beiden Rücksichten an, dass die Seele nur mit dem Körper fortlebe, und man daher diesen so lange als möglich zu

zu erhalten suchen müsse; und auf jene Aehnlichkeit mit dem Osiris wurde die zweyte Rücksicht genommen, weil man dadurch dort am glücklichsten und willkommensten zu seyn glaubte. Diess bestätigt sich auch durch die Einweihungen in die Geheimnisse des Osiris. Zuförderst werden die bemalten Futterale von Sycomorusholz, und dann die bemalten Mumiendecken auf Cattun-Karten näher erklärt, und darauf folgt ein Excurs über die Mumien des Della Valle in der Dresdner Gallerie. Auch dieser Gegenstand ist ausführlich und mit vieler Gründlichkeit erörtert. Eben dieses gilt von der Behandlung der Malerey auf Papyrusrollen, welche man auf den Bändern der Mumien antrifft. Auch damit ist ein gelehrter Excurs über das Todtengericht im Amenthes und über die Schicksalswage verbunden. Hiebey ist freylich manches noch dunkel; durch die neuern Untersuchungen und Reisebeschreibungen aber schon näher aufgeklärt; und auch hier findet man, dass die von dem Vf. benutzten und verbundenen Nachrichten schon viele Gegenstände noch mehr erklären.

Es folgt nun ein Theil der Abhandlung der *griechischen Malerey.* Allgemeine Bemerkungen über die Epochen derselben werden vorausgeschickt. So nothwendig es ist, diese zu unterscheiden, so weiss man doch, dass unsere ganze Wissenschaft davon sich bloss auf das 35ste Buch des ältern Plinius gründe, und wie viel Verworrenheit sich in diese Nachrichten eingemischt habe. Ueberhaupt hat dieser Schriftsteller wohl nur auf historische wichtige Epochen der Geschichtschreiber und Chronographen gesehen, und man unterscheidet mit dem Vf. am besten *drey* Hauptepochen der ältern, mittlern und neuern Kunst; und was vor dieser Zeit in Griechenland geschah, kann man unter dem Titel Incunabeln zusammen fassen. Diese Vorzeit der Malerey wird hier bis zur 75sten Olympiade, die Zeit der alten Kunst bis zu der 90sten, der mittlern Kunst bis zur 104ten, und der neuern bis zur 114ten Olympiade bestimmt. Als Zugabe wird sodann von der Verbreitung derselben durch die Reiche der Nachfolger Alexanders und durch die römische Welt besonders gehandelt werden. Es läst sich indess in der Folge eine ganz andere griechische Malergeschichte hoffen; wovon hier die ersten Linien stehn. Die *erste* Abtheilung würde sodann die Malerey an den kleinasiatischen Küsten und auf den Inseln; die *zweyte* die Malerey im westlichen Griechenland bey den Sicilioten und Italioten; und die *dritte* die Malerey im Mutterlande, nämlich in Sicyon, Corinth, Aegina und Athen betreffen. Von der neuern Literatur werden dann die vornehmsten Werke angeführt und beurtheilt.

In dem *ersten* Abschnitte wird nun von jener frühern Periode der Malerey bey den Griechen noch genauer geredet. Es ist bekannt, dass nicht nur diese, sondern alle bildende Künste auf die Zeichnung gegründet sind, und diese fieng überall mit der Umschreibung eines Schattens auf einer Fläche an; und der Schatten erzeugt durch das Licht die Malerey. Daher die bekannte Sage von der Art dieser Entstehung. Bey dem Worte *Skiagraphie* sind zwey Bedeutungen zu unterscheiden. Jenen Umrissen gab man sodann von innen noch einige andeutende Striche; und so entstand die ganze Zeichnungskunst. Die Hinzuschreibung betraf nur die Bildnisse von den Personen. Die Unterscheidungen oder vielmehr Abstufungen, welche *Livesque* gemacht hat, werden historisch angeführt. In der Kunstsprache hiessen die Umrisse, auch noch in spätern Zeiten, Monogrammen. Ueber diese ganze Materie folgen noch einige allgemeine Bemerkungen; und es lassen sich von der Zeichnungskunst bey den Alten drey Stufen annehmen: Festigkeit der Hand und des Strichs; Feinheit der Striche; und Leichtigkeit und Freyheit vermittelst des Pinsels. Beweise davon werden im Einzelnen gegeben; und hier wird auch von den Materien, auf welchen man zeichnete, worunter die mit Wachs bezogenen Tafeln die vornehmsten waren, besonders gehandelt. Der nächste Fortschritt geschah zu den sogenannten Monochromen, oder der Färbung der Monogrammen mit einer einzelnen Farbe. Hievon sind noch auf den Vasengemälden Ueberreste vorhanden; und diess veranlasst den Vf. über dieselben zu reden, wobey unter andern die Vergleichung derselben mit den ältesten Münzen sehr lehrreich ist. Noch in der Folge wurde diese Manier beybehalten, von welcher einige herkulanische Gemälde sich erhalten haben. Der nun folgende Excurs über die italisch-griechische Bacchanalienfeyer, über die darin vorkommenden Weihungen und die Beziehungen, in welchen die alten Vasengemälde damit stehn, kann nur angedeutet werden. Man weiss, dass dieser so oft missverstandene Gegenstand in den neuern Zeiten eine grössere Aufklärung erhalten hat, und man findet von dem Vf. dieselben nicht bloss benutzt und nachgewiesen; sondern zweckmässig geordnet und noch mehr erläutert. Bey dieser Erläuterung sind doch auch die Schwierigkeiten nicht übersehen, welche in mehr als Einer Absicht noch zurückbleiben. — Der *dritte* Abschnitt geht sodann zu den uns noch bekannten griechischen Malern fort, in so weit es die Zeitfolge erlaubt; und die beiden ersten, von welchen man nähere Nachricht hat, sind: *Eumarus* von Athen und *Cimon* von Cleonae. Beide werden vom Plinius in unbestimmte frühe Zeiten gesetzt. Ueberhaupt weiss man von ihnen wenig gewisses, und die Worte: Katagraphen und Polychromen noch zweifelhafter sind. — In dem folgenden Abschnitte herrschte der hohe Stil der griechischen Sculptur; und die Malerey blieb nicht ganz hinter ihr zurück, wenn gleich die schnellen Fortschritte, besonders der Farbenbehandlung, sehr aufgehalten wurden. Nur wenige Meister dieser Zeit können mit völliger Gewissheit angegeben werden. Die berühmtesten darunter, von welchen dieser Abschnitt redet, sind *Panaenus*, *Micon* und *Polygnotus*. Der erste arbeitete mit dem Phidias gemeinschaftlich, und seine Behandlungsart der Statüen setzt schon grosse Fortschritte voraus. Das Interessanteste für diese frühe Zeit bleibt indess die Allegorie. Auch malte er die Marathonische Schlacht in der

der berühmten Gallerie am Markte zu Athen, welche Poecile hiess; ob man gleich nicht angeben kann, welcher von den Künstlern, die daran Theil nahmen, zuerst daran gemalt habe. Zu seiner Zeit gab es auch schon Preisausstellungen und Wettkämpfe, wobey er selbst auch in die Schranken trat. — Was man von den Werken des Micon weiss, lässt sich darauf zurückführen, dass er um Geld einen Theil der gedachten Gallerie, und wohl nur die Schlacht der Amazonen, ferner drey Wände von dem Theseustempel, und vorzüglich schöne Rosse malte. — Mit dem Polygnotus fängt eigentlich die griechische Malerey erst an, selbstständig zu werden, und er muss grosse Verdienste um Verbesserung der Kunst gehabt haben, besonders in der Hinsicht, dass er den Figuren mehr Ausdruck, und der Bekleidung mehr Mannichfaltigkeit gab. Er war auch der Erste, der sich mit seinem Zeitgenossen Micon des attischen oder lichten Okers bediente. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur sehr wenig. Zuerst wird von dem gehandelt, was er in Athen malte, wobey die Nachrichten des Pausanias zum Grunde gelegt werden. Am bekanntesten sind seine Gemälde in der Poecile, und diese werden daher am umständlichsten untersucht. Sein zweytes Kunstwerk war auf der Burg von Athen in den Vorhallen zum Parthenon; andere in dem Tempel der Dioscuren. Noch berühmter sind seine Gemälde in der Lesche zu Delphi; und von diesen findet man hier eine sehr ausführliche Abhandlung, bey welcher die bisherigen vielen Erklärungen dieser Gemälde mit eben der viel befassenden Gelehrsamkeit die in dem ganzen Buche herrscht, geprüft sind. Zuletzt wird noch das Charakteristische seiner Manier zergliedert, und von den übrigen Gemälden dieses Künstlers sind die Nachrichten sehr sparsam. Der grosse Fleiss und die gründliche Untersuchung dieser Ideen machen ihre Fortsetzung sehr wünschenswerth.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Lohengrin*, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscripts, von *Ferdinand Gloekle*. Herausgegeben von *J. Görres*. 1813. CVI u. 192 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dass dieses Gedicht und dessen Handschrift in der vatikanischen Bibliothek zu Rom vorhanden sey, wusste man schon aus des jüngern *Adelung's* Altdeutschen Gedichten in Rom, wo derselbe (S. 29.) davon Nachricht und Auszug gegeben hat. Die Bekanntmachung des Ganzen hat man nun zuerst dem Aufenthalte daselbst und der Abschrift des Hn. *Gloekle* und die Herausgabe dem Hn. *Görres* zu danken. Von dem letztern ist die umständliche *Einleitung*, welche über den Dichtungskreis des heiligen Grales handelt. Denn die drey Gedichte, der Parcival, der Titurel, und der Lohengrin, sind mit einander so verbunden, dass das letztere Gedicht das Ende des Ganzen ausmacht. Auch scheinen alle drey Dichtungen in ihrem Wesentlichen von der nämlichen Quelle und sogar von einem Buche ausgegangen zu seyn; und kaum kann man zweifeln, dass in dem französischen Gedichte des Provenzalen *Kyot* beide im Deutschen getrennte Werke zu einem Ganzen verbunden gewesen sind. Dieser ist jedoch nicht die erste Quelle, von der die Dichtung ausgegangen ist; sondern er nahm sie vielmehr von *Flagetanis*, wie hier ausführlich gezeigt wird. Auch ist zu vermuthen, dass der Inhalt zuerst aus einer lateinischen Chronik, und namentlich aus den sogenannten Büchern der Hügende, welche zur Erinnerung dienen sollten, genommen sey. Die Entstehung wird in das zwölfte Jahrhundert gesetzt; und der Ort, wo das Gedicht zuerst entworfen wurde, war nach aller Wahrscheinlichkeit im Orient. Die Sprache, in welcher die Erzählung anfänglich geschrieben wurde, war vermuthlich die griechische. Sehr wahrscheinlich ist es ferner, dass das Urbild des Tempels, welcher im Titurel beschrieben wird, die bekannte Sophienkirche zu Constantinopel war. Von der innern Einrichtung dieses Tempels wird, ausser der Beschreibung auf dem Titelblatte dieser Schrift, eine Abbildung gegeben. Die Verbindung, welche die Fabel von Alexander dem Grossen mit dieser Dichtung hatte, ist wohl nicht zu läugnen, und unter andern findet man in dieser Dichtung auch alle die uralten Wunderthiere des Orients wieder, welcher überhaupt auf diesen Fabelkreis einen grossen Einfluss hatte. Der so oft wiederholten Dichtung von dem Grale, und allem wahrhaft Epischen, liegt ursprünglich wahre Geschichte zum Grunde, wie von dem Vf. in dieser Einleitung gezeigt wird. — Eine zweyte Quelle dieses Dichtungskreises sind die zwölf Bücher englischer Geschichte des *Galfried* von *Monmouth*, worin viele altnordische Sagen zum Grunde liegen. Es war daher ganz zweckmässig, dass in dieser Einleitung von jener Chronik umständlich gehandelt wurde, wodurch manches in derselben eine grössere Aufklärung erhalten hat. Auch wird (S. LIX.) eine Schwierigkeit aufgelöset, welche sich über den Gegenstand des Gedichts aus dem Parcival und Titural erhoben hat. Man sieht offenbar, dass eine ganz andere und doch dieselbe Sage der Erzählung zum Grunde liege, als jene beym *Chretien Troyes*, der unser Dichter und *Eschenbach* in Parcival gefolgt ist. Beide Fabeln, die südfranzösische und eine nordfranzösische können vollkommen neben einander bestehn. Ausserdem hängt auch die Chronik von Tongern sehr nahe mit unserm Gegenstande zusammen; daher aus ihr gleichfalls ein Auszug gegeben wird. Die darin ausgeführte Sage geht der Zeit nach unmittelbar vor der des Schwanenritters her; und im weitern Verlaufe folgt die Dichtung genau den Chroniken der Zeit. Im Ganzen ist dieses Werk ein getreuer Spiegel von den Sitten der frühern Jahrhunderte. In Rücksicht auf die Sprache hat die mystische Einleitung ohne Zweifel die grösste Schwierigkeit, und sie bedurfte daher eine besondere Erläuterung. In verschiedenen Nachrichten, wohin besonders diejenige gehört, welche in *v. d. Hagen's* und *Büsching's* literarischem Grundrisse zur Geschichte der

der ältern deutschen Poesie (S. 110 ff.) befindlich ist, hat man dieses Gedicht dem *Eschenbach* zugeschrieben; der Schluss desselben aber lässt wohl keinen Zweifel übrig, dass es dem berühmten Dichter dieses Namens nicht angehören könne. Vielmehr ist der Vf. der Meinung, dass ein gewisser *Albrecht* Vf. sey, von welchem es jedoch ungewiss ist, ob derselbe mit dem Minnesinger *Albrecht von Halberstadt* eine Person gewesen sey.

Der Text des gegenwärtigen Gedichts ist aus der Vergleichung von zwey Handschriften in der vatikanischen Bibliothek genommen, welche in den Ueberschriften und mehreren Umständen von einander verschieden sind. Die Abschrift von *Glökle* findet man hier treu abgedruckt, nachdem von dem Herausgeber die Interpunction hinzugefügt, und einzelne offenbar verderbte Stellen ohne weitere Bemerkung verbessert sind. Es ist zwar kein Glossar beygefügt; da indessen die Einleitung das Schwerste erläutert, so kann dem geübten Leser das Gedicht selbst keine grosse Schwierigkeit machen. Dass aber jene Handschriften nicht sonderlich getreu sind, sieht man aus den einzelnen Blättern, welche in einem Anhange von dem Herausg. geliefert sind. Diese Blätter, welche ein Freund desselben auf dem Einbande eines Buchs entdeckte, waren nur auf der vordern Seite lesbar, und enthalten in allem etwa 36 Strophen. Ihre Schreibart nähert sich mehr dem Niederdeutschen, und ist so abweichend, dass die verschiedenen Lesarten nicht besonders konnten ausgezeichnet werden. — Uebrigens weiss man, dass schon in der *Manessischen* Sammlung, und in den Nachrichten, welche *Wiedeburg* von einer Jenaischen Handschrift mitgetheilt hat, einzelne Strophen dieses Gedichts vorkommen, die auch schon in der gedachten Geschichte sowohl, als von andern mit dem Auszuge des jüngern *Adelung* verglichen sind; dass es auf den berühmten *Krieg auf der Wartburg* Beziehung habe; und dass eine Gleichheit mit dem altfranzösischen Rittergedichte *Garin de Loherans*, oder von Lotharingen, welches *Camelain de Cambray* um die Mitte des zwölften Jahrhunderts dichtete, sehr zu vermuthen sey, ob dieses gleich, so viel man weiss, nur handschriftlich vorhanden ist.

St. Petersburg, in d. Kriegsdruck.: *Contes et Anecdotes.* Par *Sophie de S.* 2 Tomes. III, 168 und 185 S. 1813. 12. m. 2 Kpf.

Das Büchlein ist Ihrer Excellenz der Frau von Lanskoi, geb. von Willamov, zugeeignet. Die Vfn. ist uns unbekannt; sie scheint, der Zueignung nach: *j'ai trouvé auprès de vous tous les secours que ma jeunesse, mon inexpérience et ma situation me rendoient nécessaires*, eine junge Frau zu seyn, die mit diesen Erzählungen zum erstenmal vor der Lesewelt auftritt. Die meisten der hier erzählten Geschichten haben unsern Beyfall, sie sind gefällig, zierlich und erfreulich; ob gegen die Sprache etwas auszusetzen seyn möchte, wollen wir nicht entscheiden, sondern überlassen diess gerne bessern Kennern der französischen Sprache. Der Inhalt ist: Th. 1. *Le jeune Mentor;* gefällig und freundlich. Der Schluss belehrt über das Ganze: „*Une jeune epouse, dont le mari est absent, ne peut jamais rencontrer de meilleur Mentor, que l'amour maternel.*" Eben so hat uns die zweyte Erzählung gefallen: *la fille supposée*, die eine recht artige, unerwartete Wendung nimmt. Noch unbekannt, aber erfreulich war uns *la fontane du Pape*, die eine wahre Geschichte seyn soll. Irgend eine unsrer vielen Zeitschriften wird sie sich wohl nicht entgehen lassen und sie nächstens zur allgemeinern Kunde bringen. *L'uniforme de housard* würde sich gut für ein Lesebuch für Kinder schicken, und ist auch vielleicht dazu bestimmt; das Geschichtchen ist nicht übel. *Les oiseaux qui ne s'envoilent jamais* ist auch mehr für ein Buch passend, das der Belehrung der Kinder gewidmet ist. *Le fils adoptif* klingt etwas romanhaft; erzählt ist er recht angenehm. Die Vfn. liebt den Ausdruck *le petit bon homme* für einen Knaben, da er mehrfach vorkommt. *Le Saraphan* ist die längste Geschichte im *ersten* Bande. Die meisten Leser werden vielleicht, wie Rec., über die Ueberschrift in einiger Ungewissheit seyn, die noch vermehrt wird, wenn man diess Wort vergeblich in den Wörterbüchern aufsucht. Aus dem Verfolg der recht artigen Erzählung ergiebt sich, dass darunter die bürgerliche Volkstracht der Frauen in Russland verstanden wird. Die Erzählung ist gefällig und unterhaltend.

Das *zweyte* Bändchen entspricht nicht dem *ersten*. *Le couronne de fleurs*, womit es beginnt, ist eine kleine, unbedeutende Geschichte, die einige Familienähnlichkeit mit der im *ersten* Bande hat, die überschrieben ist: *les oiseaux qui ne s'envoilent pas.* Die *zweyte* Erzählung: *les isles fortunées* ist dagegen sehr ins Breite ausgeartet, langweilig und wenig befriedigend. Uns ist in der Ritterzeit, zur Zeit der Liebeshöfe, die Verbindlichkeit noch nicht vorgekommen, welche (S. 90.) die Vfn. behauptet, wenn sie sagt: *Mais dès qu'un chevalier étoit parvenu à délivrer une tendre victime du danger qui la menaçoit, il étoit tenu de l'aimer, si sa foi n'étoit point encore engagée. Il n'auroit pu y manquer, sans être taxé à la plus noire ingratitude. La cour d'amour étoit inexorable sur ce point, car l'honneur et la gloire étoient considérés comme des avantages si précieux, qu'un jeune guerrier devoit tout a celle qui lui avoit fourni l'occasion de se distinguer.* Da hätte manch hässliches Mädchen sich wohl in Gefahr begeben, und ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um vielleicht einen hübschen Geliebten oder einen Freyer zu erhalten.

Das Aeussere des Büchleins ist nicht ungefällig, auch sind die Kupfer so ziemlich, wenigstens doch nicht, wie so häufig, abschreckend.

MONATSREGISTER

vom

NOVEMBER 1813.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Glökle,

Werner,

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 97.)

II.

Verzeichniss der literarischen u. artistischen Nachrichten.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. andre gel. Anstalten.

III.

Verzeichniss der literarischen Anzeigen.

Ankündigungen von Autoren.

Ankündigungen von Buch- u. Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

MATHEMATIK.

POTSDAM, b. Vf. und in Comm. b. Horvath: *Ueber die allgemeine Entwicklung aller möglichen Wurzeln der numerischen algebraischen Gleichungen jedes Grades*, nach einer neuen Formel; von *Heinrich Bauer*, Doct. d. Phil., Conrector am königl. Lyc. in Potsdam u. f. w. 1810. 100 S. 4. (1 Rthlr.)

Die vorliegende Arbeit hatte der bescheidene Vf. anfangs nicht zum Druck bestimmt. Erst die öffentliche Ankündigung eines Berlinischen Mathematikers: „eine allgemeine Auflösungsart der Gleichungen gefunden zu haben", und die nicht befriedigte Erwartung, die unser Vf. davon gehabt hatte, bestimmten ihn zur Herausgabe. Er aber sandte doch vorher das Mscpt. dem sel. *Klügel* und der philos. Facultät in Halle zur Prüfung. *Kl.* wandte zwar nichts dagegen ein, urtheilte aber doch, dass die Formel nicht hinreichend seyn möchte, *alle* numerischen Gleichungen aufzulösen. Der Vf. durchdachte sie daher noch einmal, fand nichts Beschränkendes, legte sie aber doch der Berliner Akad. der Wiss. zur Prüfung vor. Das Urtheil derselben wird mitgetheilt, und mit bescheidenen Anmerkungen begleitet. Es geht dahin, dass die Auflösungsart nicht zu verwerfen, aber im Grunde mit der Methode des *Vieta* einerley sey. Nach der Bemerkung des Vfs., der *Vieta's* Werke nun erst las, hat die Akad. zwar nicht unrecht, aber des Vfs. Formel kann doch weit mehr leisten, als *Vieta's* 56 Folioseiten, der überhaupt gar keine Formel aufstellt. — Die Formel sey übrigens nicht geeignet, die sonst übliche, zum Theil auf kürzern Wegen zu Resultaten führende Näherungsmethode zur Bestimmung der Wurzeln zu verdrängen. Der Vf. hingegen sagt, dass er es darauf ganz eigentlich abgesehen habe, indem er nie diese Annäherungsmethoden für eine *mathematische* (er hätte wohl sagen sollen: *systematische*) Auflösungsart habe erkennen können, indem sie ihm mehr ein *Rathen*, als eine Analysis zu seyn geschienen. — (Ein blosses *Rathen* sind sie wohl nur im ersten Momente zu nennen: denn hernach geht man doch nach wissenschaftlichen Grundsätzen bey ihnen zu Werke.) Eben so sind auch die Urtheile von *La Grange* und *Fuss* zwar nicht abfällig, aber in Absicht einiger Nebensachen auch nicht ganz beyfällig. Der Vf. hat auf alle solche Bemerkungen bescheiden, und wie der Rec. glaubt, befriedigend geantwortet. So viel liegt wohl klar am Tage, dass noch in keinem der bekannten Lehrbücher das Ganze in der Ordnung, in dem Zusammenhange und mit der Vollständigkeit und Klarheit zusammengestellt worden ist, als man es hier findet. Was noch fehlt, hat der Vf. selbst nicht verkannt, indem er sagt: „Bekanntlich verursacht schon die Auflösung der kubischen Gleichungen oft grosse Schwierigkeiten und weitläuftige, hässliche Rechnungen, und für die Gleichungen höherer Grade giebt es gar keine allgemeinen Regeln, nach welchen sie sich alle entwickeln liessen. Selbst die grössten Analysten haben bey Aufwendung ihres ganzen Scharfsinns bis jetzt nichts als einzelne Fälle aufzulösen vermocht; und auch diese Auflösungen waren oft so weitläuftig und schwer, dass grosse Kenntniss und viel Scharfsinn, um sie zu verstehen, und grosse Mühe mit vieler Geduld, um sie auf ähnliche Fälle anzuwenden, erfordert wurde. — Daher hat die aufgestellte, für numerische Gleichungen *fast* ganz allgemeine Formel grosse Vorzüge vor Allem, was bisher in dieser Hinsicht in der Algebra geleistet worden ist; weil sie auf unzählige numerische Gleichungen jedes Grades, welche nicht bloss imaginäre Werthe von x enthalten, sogleich ohne alle Veränderung angewandt werden kann, und dabey *meistens* eine verhältnissmässig nur sehr kurze, leichte und einfache Rechnung giebt. — *Ganz allgemein* ist indessen diese Formel doch auch noch nicht, da sie eben voraussetzt, dass alle Coefficienten bestimmte Zahlen sind; da sie die unbekannte Grösse auch nur in Zahlen finden lehrt, und da sie auf unbestimmte und solche Aufgaben nicht anwendbar ist, die bloss unmögliche Werthe haben." — Es folgen nun allgemeine Bemerkungen über die Gleichungen, für Anfänger. Diese stehen zwar auch in den gewöhnlichen Lehrbüchern; aber so vollständig — (es sind ihrer an der Zahl 24) und dabey so deutlich haben wir sie sonst noch nicht gefunden. Nun eine Einleitung zur Auffindung der versprochenen Formel. Der ungefähre Werth der unbekannten Grösse würde bequemer gefunden werden können, wenn es ein leichtes Verfahren gäbe, alle Gleichungen unter eine von folgenden beiden Formen zu bringen: $x^n + ax^{n-1} + bx^{n-2} \ldots = \pm k$, und $x^n - ax^{n-1} - bx^{n-2} \ldots = \pm k$. Da dieses aber nicht der Fall ist, so muss man bey der allgemeinen Form bleiben: $x^n \pm ax^{n-1} \pm bx^{n-2} \ldots \pm kx = \pm g$. Hier kann nun x als rational betrachtet, nie mehr als $\frac{z}{n}$ Ziffern haben, wenn z die Anzahl der Ziffern von g andeutet, welches kürzlich gezeigt wird. — Daher theilt man g in Classen von so vielen Ziffern als n in x^n Einheiten hat.

hat. Das Auszeichnende der zuletzt benannten Formel besteht darin, dafs man die ganze, in ihr gegebene Gröfse g immer blofs als eine einfache Potenz, und x als die zu fuchende Wurzel derselben betrachtet, die ganze Auflöfung alfo in Form einer Wurzelausziehung darftellt. Betrachtet man nämlich die mehr erwähnte allgemeine Formel zuerft abfolut, weder pofitiv noch negativ, und fetzt dabey $x = q + q$, binomifch an, fo ergeben fich Reihen nach dem binomifchen Lehrfatze, die der Vf. entwickelt. Addirt man nun diefe Reihen nach den Potenzen von q, fo ergiebt fich die ganze gefuchte Auflöfungsformel für alle numerifchen Gleichungen in fo viel befondern Reihen, als Glieder vorhanden find. Nämlich 1. $p^n + ap^{n-1} + bp^{n-2} + cp^{n-3} \ldots + =$ der Summe aller derjenigen Theile der ganzen Formel, welche blofs den erften Theil p des Binomiums, und nichts vom zweyten q enthält. Der Werth von p aber, ob er Einer, Zehner, Hunderter, oder Zehntel, Hundertel u. f. w. bedeutet, hängt von der zuvor durch $\frac{x}{n}$ beftimmten Menge der in g beftimmten Menge der in g gemachten Claffen ab. Hat man nun diefen gefunden, fo berechnet man darnach die unter Nr. 1. angegebenen Reihen von p, fetzt fie unter die erfte linke Claffe von g, und zieht fie davon ab; in den Reft (ganz eben fo, wie bey der Quadrat- und Kubikwurzelausziehung) dividirt man durch die Reihe 2. $n \cdot p^{n-1} + a \cdot n - 1\ p^{n-2} + (b \cdot n - 2p^{n-3} \ldots)$ $q =$ der Summe derjenigen Theile der allgemeinen Formel, welche die erfte Potenz von q als Factor in fich enthält, indem man das, was eingeklammert ift, berechnet, und das q als Quotienten findet. Nun enthält die 3te Reihe alle Theile der allgemeinen Formel, welche q^2 enthalten, die alfo ebenfalls berechnet und abgezogen wird; ganz fo geht es mit den folgenden Reihen, welche q^3, q^4 u. f. w. zum Factor haben — oder man kann auch den Werth aller einzelnen Reihen vorher zufammenrechnen und die Summe auf einmal abziehen. Hat die Wurzel mehrere Theile, fo betrachtet man die gefundenen immer zufammen als den erften, und fucht fo lange einen neuen, bis fie alle gefunden find, oder fo weit man fie zu haben wünfcht. Bisher wurde angenommen, dafs alle Theile pofitiv wären; der Vf. zeigt nun auch, wie zu verfahren, wenn mehrere negativ find, oder wenn die Gleichung unvollftändig ift, oder wenn x^n negativ gegeben wäre, oder auch x in einer Gleichung einen negativen Werth bekommt. Alle diefe Umftände verurfachen keine Schwierigkeiten, erfordern aber Aufmerkfamkeit, wozu der Vf. mehrere Bemerkungen mittheilt. Uebrigens zeigt es fich von felbft, dafs die Formel in ihrer Allgemeinheit unendlich feyn mufs, da n unbeftimmt ift, dafs fie aber von jedem beftimmten Grad von x, für jeden beftimmten Werth von n begrenzt und immer kürzer wird, je kleiner n ift. Es folgen die Anwendungen der Formel auf die verfchiedenen Arten von Gleichungen, wodurch die vorhergehenden allgemeinen Vorfchriften völlig erläutert werden. So z. B. reducirt fich für die quadratifchen Gleichungen die allg. Formel auf folgende: $p^2 + ap + (2p + a)\ q + q^2$, und zugleich giebt der Vf. alle möglichen Fälle in den quadratifchen Gleichungen an, von welchen z. B. die einfachfte: $x^2 = 719$, wo $a = o$ ift, und fich die Formel auf die zur gemeinen Ausziehung dienende: $p^2 + 2pq + q^2$ reducirt. So werden auch die übrigen Fälle mit ausgerechneten Exempeln durchgangen, und die noch nöthigen Bemerkungen beygefügt. Für die kubifchen Gleichungen beftimmt fich die allg. Formel fo: $p^3 + aq^2 + bp + (3p^2 + 2ap + b)\ q + (3p + a)\ q^2 + q$, wo bey der Anwendung alle die Glieder wegfallen, deren Coefficienten a oder b in der gegebnen Gleichung fehlen. Bey diefer Gelegenheit kritifirt der Vf. auch die Cardanifche Regel fehr umftändlich und fcharf, wobey er zugleich ihre Entbehrlichkeit bey feiner Formel heraushebt. Er bringt auch mehrere Aufgaben von *Euler*, *Käftner*, *La Grange* u. a. bey, um die Vortheile feiner Methode vor jener ihrer Behandlungsart fichtbar zu machen. Eine befondere Vergleichung nimmt der Vf. mit der *Fifcherfchen* Methode in deffen Theorie der Dimenfionszeichen vor, und macht die gröfsere Leichtigkeit der feinigen bemerklich, wo zugleich eingefchlichene Fehler in der *Fifcherfchen* Rechnung berichtigt werden. Nachdem er nun alle möglichen Fälle der quadratifchen und kubifchen Gleichungen nach feiner Formel aufgelöfet hat, geht er zwar auf gleiche Art zu den biquadratifchen über, hält es aber mit Recht für überflüffig, alle möglichen Formen der vollftändigen und unvollftändigen höhern Gleichungen aufzuftellen, und für jede eine Aufgabe aufzulöfen, und läfst daher nur eine reine und mehrere verfchiedene unreine Gleichungen des vierten, fünften und fechften Grades folgen. Es liegt jetzt ganz klar vor Augen, dafs des Vfs. Formel eine fpecififche und dabey finnreiche und gemeinnützige Anwendung des *Newton'fchen Theorema binomiale* ift, wo er am Ende noch den Rath giebt, zur Erleichterung der Rechnung Tabellen, fowohl für die Potenzen, als Coefficienten: n, $\frac{n \cdot n - 1}{2}$ $\frac{n \cdot n - 1 \cdot n - 2}{2 \cdot 3}$ u. f. w. zu berechnen, und alle diefe Zahlen gleich mit den Potenzen zu multipliciren, indem alsdann nichts weiter übrig bleibt, als diefe Producte nur noch mit den gegebenen Coefficienten a, b, c u. f. w. zu multipliciren, und endlich die nöthigen Additionen und Subtractionen vorzunehmen.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Mineralogifche Studien* von *Leonhard* und *Selb*. *Erfter* Theil. 1812. IX und 306 S. 8. Mit Kupfern u. Karten. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der gegenwärtigen Sammlung treten zwey Männer auf, die nicht darnach hafchen, überall Neuigkeiten aufzufinden, und neue Namen auszubrüten, fondern die vornehmlich damit umgehen, das fchon Bekannte genauer zu prüfen; die verfchiedenen Mei-

Meinungen darüber zu beleuchten, noch verborgene Verhältnisse ans Licht zu ziehen, Vorurtheile zu beseitigen, und unsere oft noch mangelhafte Kunde zu vervollständigen. Durch dieses ernsthafte, ihrer eigenen und der Wissenschaft Würde angemessene Verfahren erwerben sie sich ein bleibendes Verdienst, während so viele vermeinte Entdeckungen sehr bald in ihrer Hinfälligkeit sich zeigen, und die selbstgefälligen Entdecker beschämen. Man erkennt hier allenthalben philosophische Kenner der Wissenschaft, d. h. solche Kenner, die wissen, wo es noch fehlt, und wie das Fehlende zu ersetzen ist; nicht solche Afterkenner, die nur dahin trachten, den Strom der Wissenschaft zu erweitern und seichter zu machen. Folgende Andeutungen werden die Wichtigkeit gegenwärtiger Sammlung ausser Zweifel setzen.

I. *Der blättrige Malachit, eine neue Art der Gattung dieses Namens, aufgestellt* von Dr. *C. C. Leonhard. Nebst einigen chemischen Bemerkungen über dieses Mineral*, von Hrn. Dr. *Bucholz*. Unter dem Rheinbreitenbacher Fossil, das unter dem Namen des blättrigen Oliven-Erzes gangbar ist, findet sich sehr oft ein Malachit mit blättrigem Bruche, welchen der Vf. als eine eigene Art der Malachitgattung aufgestellt wissen will. II. *Ueber Arragon und Iglit, und über die Vereinigung beider Mineralkörper zu einer Gattung.* Rec., der über den Unfug, jedes Fossil, das irgend in der äussern Form, oder im chemischen Verhalten etwas von dem gewöhnlichen abweicht, als eine besondere Gattung abzusondern und durch einen eigenen Namen auszuzeichnen, schon manchmal geeifert hat, freuet sich, dass ein denkender Mineralog den entgegengesetzten Weg einschlägt. Er geht aber dabey mit der nöthigen Vorsicht und Kritik zu Werke, und spricht sein Urtheil nicht eher aus, als bis solches überzeugend begründet war. Die Geschichte und Literatur der genannten Fossilien macht den Anfang; dann folgt die Charakteristik derselben, woraus sich die angenommene Identität beider hinlänglich rechtfertigt. Hr. *L.* nimmt drey Arten des Arragons an: gemeinen (den bisherigen), stänglichen (den Iglit) und dichten, mit welchem Namen er ein noch nicht hinlänglich untersuchtes Fossil belegt, womit uns Hr. *Selb* zuerst bekannt machte. III. *Die bastartige Braunkohle, eine neue Braunkohlenart*, beschrieben von Dr. *C. C. Leonhard.* Diese in den Offenheimer Braunkohlenlagern vorkommende Braunkohlenart hat ganz das Ansehen verworrenen Bastes, und einen Glanz, wie gebrannter Kaffee. Nach *Gärtner* hat die gemeine Kiefer und die Erle den Stoff dazu geliefert. IV. *Mineralogische Notizen* vom Dr. *C. C. Leonhard.* 1. Sphene als Einschluss im Bergkrystall. Eine sehr willkommene Charakteristik und Geschichte dieses seltenen Fossils, welches Hr. *L.* als Art des Titans betrachtet. 2. Analzim aus Fassa. Charakteristik desselben. 3. Melanit und Leucit, in Deutschland entdeckt, namentlich im Breisgau, an dem sogenannten Kaiserstuhl. 4. Neue Krystallform des gediegenen Wismuths aus Bieber. 5. Anatase vom St. Gotthardt. 6. Ueber den kohlensauren Strontian von Bräunsdorf bey Freyberg, auf Gute Hoffnung Fdgr., in den Drusen des Kalkspaths, mit Schwefel- und Kupferkies. 7. Unbekanntes (unbestimmtes) Mineral aus der Gegend von Schemnitz. Es ist dem Serpentin verwandt. Der Vf. verspricht nächstens eine Analysis desselben; bis zu deren Erscheinung hätte die gegenwärtige vorläufige Notiz wohl gespart werden können. 8. Epidot im Mandelstein aus Fassa. 9. Hyalith aus Bohemitz in Ungarn. V. *Mineralogische Notizen.* Vom Oberbergmeister *Selb.* 1. Frequenz des Augits am Kaiserstuhle im Breisgau. Er findet sich ausserordentlich häufig in eine ganz eigene Masse eingewickelt, die aber der Vf. nur aus Handstücken kennen lernen konnte. 2. Uebergang des Basalts in Klingsteinporphyr. 3. Krystallformen des ged. Wismuths auf Sophia bey Wittichen. 4. Ueber den Wismuthgehalt des Wismuth-Silbererzes. Das W. S. E. findet sich auf der Friedrich Christian-Zeche bey Schupbach in 70 Lachtern Tiefe auf Quarztrümmern, theils in Quarz eingesprengt und mit Kupferkies verwachsen, theils in haar- und zart nadelförmigen Krystallen; es hält im Ctr. 40 Mark Silber. 5. Tafelförmiger Bleyglanz von eben der Zeche. VI. *Ueber das in Ungarn entdeckte phosphorsaure Kupfer.* Von Dr. *C. C. Leonhard.* Es bricht zu Libethen bey Neusol, in eisenschüssigem Quarz mit Kupfergrün und Malachit. Hrn. *L's.* oryktognostische Charakteristik ist sehr befriedigend; dagegen konnte Hrn. *Bucholz'ens* Analysis, wegen Kleinheit der Exemplare, nur allgemeine Resultate begründen. VII. *Beschreibung einer Suite von Gebirgsarten aus der Auvergne.* Von *C. C. Leonhard.* Eingeschaltet ist ein Auszug aus *Dolomieu's* Bemerkungen über die Vulkane in Auvergne. Der Uebersender dieser Suite muss ein Vulkanist *in optima forma* gewesen seyn. Er charakterisirt alle Exemplare durch den Beysatz *Lave*, obwohl nicht eins dabey ist, das auf einen vulkanischen Ursprung schliessen liesse. Der Pechstein z. B. heisst *Lave vitreuse avec Feldspath.* Man sieht, wie weit die hoch aufgeklärten franz. Mineralogen den deutschen entweder nachstehen, oder vorauseilen. VIII. *Charakteristik der Gattung des Zeoliths und der verschiedenen dazu gehörigen Arten;* von Dr. *C. C. Leonhard.* Der Vf. macht folgende Abtheilungen des Zeoliths: a. dichter, b. erdiger, c. faseriger, d. strahliger; α. gemeiner, β. prismatischer; e. blättriger; α. gemeiner, β. schaaliger, γ. körniger. IX. *Reise nach Oberstein durch das Thal der Nahe.* Beschrieben von Dr. *C. C. Leonhard.* Die Gebirgsarten (Sandstein, Hornsteinporphyr, mehrere Arten des Uebergangstrapps) werden mit den vorkommenden Fossiliengattungen mehr oder minder ausführlich beschrieben. Der Vf. vereinigt mit andern Vorzügen auch den, dass er die Erfahrungen Anderer mit seinen Beobachtungen vergleicht, und dass er, an einer Fossiliengattung mehrere Besonderheiten wahrnehmend, eine Charakteristik derselben mittheilt, wie diessmal bey Chabasit und Kreuzstein. X. *Reise nach Graubünden und den dortigen Bergwer-*

werken von Reichenau, in den Jahren 1810 *und* 1811. *Mit einer Karte von Graubünden.* Von *Selb.* Der Vf. wird auf dieser Reise von den Gefühlen übermannt, die in jedem unverdorbenen Herzen beym Anblick der majestätischen Natur sich regen. Diese Empfindungen ergiessen sich in der gegenwärtigen Beschreibung, welche dadurch mannichfaltiges Leben und zwiefaches Interesse gewonnen hat. Sie trägt nicht den ernsten, kalten Charakter, den man sonst geognostischen Beschreibungen mit Recht aufdrückt. Hin und wieder hätte die Schreibart weniger schwülstig ausfallen sollen; auch stören Ausdrücke, wie: herzliche Spatziergänge, gewunschen, den sonst guten Eindruck. Die Reise ging von Hornberg über Villingen, Donefchingen, Stockach (allenthalben vorwaltende Flötzkalkstein - Formation), Ueberlingen (Sandstein), Heiligenberg (Nagelfluh), Lindau, Bregenz, Embs, Chur (überall Flötzkalkstein) nach Reichenau und dessen Umgebungen. Geognostische und geographische Verhältnisse theilen den Reichenauer Bergbau in drey Reviere: A. Oberland-oder Ruviser Revier. Die Hauptgebirgsarten sind: Uebergangskalkstein, Thonschiefer, Glimmerschiefer. Der Bergbau wird auf Lagern verführt. Die Gebirgsschichten und Lager wechseln sehr ab in Ansehung der Verflächung. Als Hauptlagerarten werden angeführt: Baryt und Quarz; als Haupterzarten: silberhaltiges Fahlerz, Bleyglanz, silberhaltiger Kupferkies, Buntkupfererz. B. Schamser Revier. Die Gebirgsarten, deren relatives Alter nicht zu bestimmen ist, weil sie regellos über und unter einander zu liegen scheinen, sind: Thonschiefer, Kalkstein, Gyps, Glimmer- und Talkschiefer, Urfelsschiefer. Die Erzlager finden sich ausschliesslich im Glimmer- und Talkschiefer. Als Lagermassen sind zu bemerken: gewöhnlich Baryt, seltener Quarz und Kalkspath; als Erzarten: Bleyglanz, Kupferkies, silberhaltiges Buntkupfererz, Fahlerz. Die Bauwürdigkeit erstreckt sich von der Mittelhöhe des Gebirges bis an das Hochgebirge. C. Tiefe Kastensteiner Revier. Man findet hier: Glimmerschiefer, Urkalkstein, Kalkschiefer, Thonschiefer. Das Hauptlager ist ein Talkschiefer- und Schwefelkieslager, welches zu mannichfaltigen Versuchen auf Gold verführte. Wirklich aber fand man Gold, von goldgelber Farbe und in Blechen, auf Galauda, wo es in Glimmerschiefer auf einem wirklichen Gange einbricht, begleitet von Kalkspath, Spath-Eisenstein, Braunspath, Quarz und Schwefelkies. Mit Recht, wie es scheint, hält der Vf. diesen Gang für eine Geburtsstätte des Goldsandes im Rhein. Versuche wurden darauf nicht gemacht. Das gesammte Ausbringen im Jahre 1810 betrug: 80 Mark Silber, 35 Ctr. Kupfer, 50 Ctr. Bleyische Producte. Der Vf. hofft, dass diese, in Vergleichung gegen die Betriebskosten, geringe Ausbeute, in der Folge nach mehrerm Aufschliessen der Gebirge und bey zweckmässigen Veranstaltungen sich vermehren werde. XI. *Ueber das neue grönländische Mineral, Sodolit genannt,* von Dr. *C. C. Leonhard.* Oryktognostische Charakteristik und Analysis des Fossils. XII. Nachtrag zu VI. XIII. *Bemerkungen über den Allanit, ein neues Mineral aus Grönland.* Von Dr. *C. C. Leonhard.* Aeussere Beschreibung des Fossils.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RIGA, b. Hartmann: *Pandora:* Ein Lebens-Gemälde; von *Vetter.* 1810. XVI und 288 S. 8. (18 gr.)

Eine sehr empfindsame *Liebes-Geschichte* und eine sehr trockne *Beschreibung von den Merkwürdigkeiten St. Petersburgs* sind in dieser Pandora so durch einander gewebt, dass wenigstens Rec. nicht errathen kann, welches die Hauptseite des Buchs, und was nur Episode seyn soll. Ein auffallenderes Gemengsel kann nicht leicht erdacht werden. Bald schildert der Held der Geschichte in Briefen an seinen Freund die höchsten Wonnen und Qualen der Liebe; einer Liebe, die um so verbrecherischer ist, weil sie auf eine niederträchtige Art den Freund um seine Geliebte betrügt; bald fährt der nämliche Held — im ruhigsten Tone — fort, dem betrogenen Freunde von — Krestowskoi, Ostrow, Christophsky, Stroganoff u. s. w. und deren Sehenswürdigkeiten, wie der unbefangenste Topograph, zu erzählen.

„Ja Albert, (heisst es S. 96.), ich bin unglücklich, und du — bist verloren. Denn bey diesem unglücklich-lebhaften Gefühle, das *jede* meiner Handlungen bestimmt, (o weh!) schwöre ich dir's: es ist gewiss, sie vermag mich zu lieben. Und ich *muss* ihn erkämpfen, diesen Himmel, und sollt' ich auch die Pforten der *Hölle* durchbrechen! — — — Doch *jetzt* zur Schilderung der *Erziehungs-Anstalt* selbst. *Die*, welche ich mit Adelheiden besuchte, u. s. w."

Hr. *Vetter* hätte unmassgeblich besser gethan, jeden von diesen so heterogenen Theilen seines Buchs besonders, oder vielmehr gar keinen, sondern etwas Besseres zu liefern.

Berichtigungen.

A. L. Z. 1813. Nr. 186. S. 652. Z. 16. v. u. lese man *wühlt* statt *wählt.* Nr. 210. S. 2. Z. 6. und S. 5. Z. 13. v. o. *wurden* statt *werden.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

LANDSHUT, gedr. mit Hagen. Schr.: *Kurzer Auszug aus den Jahrbüchern des baierischen Volkes.* Von *Karl Edlen v. Hellersberg.* 1812. XII und 195 S. gr. 8.

Ein für akademische Vorlesungen passender Abriss der Geschichte von Bayern, versehen mit der nöthigen Literatur, und vorzüglich berechnet auf Entwickelung des rechtlichen Zustandes der Nation, der Staatsverfassung und Staatsverwaltung, wie auch der Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk, und zwischen Bayern und auswärtigen Staaten, existirte bisher unsers Wissens noch nicht. Eben darum muss diese Schrift denjenigen, die sich auf den bayerischen Universitäten zu Staatsämtern bilden, ein angenehmes Geschenk seyn, so wie es denjenigen, die sich mit der Geschichte von Bayern schon etwas ausführlicher bekannt gemacht haben, zur Wiedererinnerung an die Hauptbegebenheiten und geschwinden Uebersicht derselben gute Dienste leisten wird.

Die Einleitung giebt den Begriff der bayerischen Geschichte, und bringt Bestandtheile, Quellen und Eintheilung derselben zur Kenntniss der Leser. Von den eigentlichen Quellen ist keine ins besondere, noch auch eine Sammlung, worin sie sich zusammengedruckt befinden, namentlich angezeigt. Nicht einmal die *Scriptores rerum boicarum* von *Oefele* sind angeführt. Unter den allgemeinen bayerschen Geschichtschreibern, die als Hülfsmittel gebraucht werden können, sind diejenigen, die nur einen Theil der bayerschen Geschichte bearbeitet hatten, z. B. *Aettenkhofer*, *Velserus*, *Lory*, nicht aufgenommen. Warum hier *Milbillers kurzgefasste Geschichte von Bayern zum Gebrauche beym Unterricht in den pfalzbayerischen Gymnasien*, München 1806, und nicht lieber die *zweyte* umgearbeitete und sehr *vermehrte* Auflage vom J. 1809 angeführt ist, sehen wir nicht ein. Die Geschichte ist nicht in Perioden, sondern, was eben so viel ist, in *zwey* Bücher getheilt, wovon jedes mehrere Unterabtheilungen hat. Das *erste* Buch umfasst den Zeitraum von den ältesten Zeiten, bis die Pfalzgrafen von Wittelsbach die bayerische Herzogenwürde erlangen. Die *erste* Abtheilung dieses Buches enthält die Geschichte von den Einwanderungen bis zur Entstehung des Herzogthums Bajuarien. 1180 vor Chr. bis 534 nach Chr. *Urgeschichte.* Die *zweyte* zeigt uns Bajuarien als einen Bestandtheil des fränkischen Reiches, 534—843. *Volksbildung;* die *dritte* Abtheilung Bajuarien als einen Bestandtheil des deutschen Reiches 843—1180. *Zertrümmerung der Staatseinheit und des Volkes.* Das *zweyte* Buch beginnt mit Herzog Otto I., und reicht bis zu König Maximilian Joseph I. 1180—1810. In der *ersten* Abtheilung sieht man Bayern unter beständigen Theilungen, bis zur Einführung der Alleinregentschaft (Alleinregierung). 1180—1506. *Wiedersammlung der Staatstrümmer.* Die *zweyte* fängt vom Herzoge Wilhelm IV. an, und erstreckt sich bis zum Kurfürsten Maximilian I. 1806 bis 1651. *Ausbildung der Landeshoheit.* Die *dritte* führt die Geschichte vom Kurfürsten Ferdinand Maria bis zum Erlöschen der bayerischen Hauptlinie aus. 1651—1777. *Ausbildung der Staatsverwaltung.* Die *vierte* Abtheilung beschliesst dieses Lehrbuch mit der Geschichte vom Kurfürsten Karl Theodor bis zur neuen Constitution Bayerns. 1777—1808. *Vollkommene Staatsgewalt. Umänderung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung.*

Vor jeder Abtheilung geht ein Verzeichniss der Quellen überhaupt, und der Hülfsmittel her. Erstere sind aber nur angedeutet: Polybius, Cäsar, Livius, Strabo, Eugippius, Jornandes, Cassiodorus u. s. w. Auch der Erzählung sind durchgängig die Belege zu den wichtigsten Begebenheiten in Anmerkungen untergelegt, zuweilen mit Angabe des Buches oder Kapitels, z. B. *Annal. Eginh. ad an.* 1791. *Paul. Diac.* III. 28., öfters aber auch ohne diese Angabe, z. B. *Annal. Bertin. Annal. fuld. Luitprand. Herman. contr.* Zuweilen sind auch ganze Stellen aus denselben angeführt. Am Ende der *zweyten* und *dritten* Abtheilung des *ersten* Buches befindet sich ein Abriss der Culturgeschichte und der Geschichte der Verfassung; im *zweyten* Buche ist sie theils gleichfalls verschiedenen Abtheilungen am Ende beygefügt, theils auch hier und da in die Erzählung der übrigen Begebenheiten verwebt. Alle Hauptbegebenheiten sind durch kurze, mit Ziffern bezeichnete, Abschnitte, als gleichsam eben so viele Paragraphen, von einander unterschieden.

Wir glauben diesen Auszug mit Recht als ein wohl durchdachtes, und sehr gutes Compendium empfehlen zu können, sowohl was die Auswahl und Anordnung der Begebenheiten betrifft, als auch in Hinsicht auf die Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen. So wenig auch die darin behandelten Materien ausgeführt sind, und ausgeführt seyn können, weil der Vf. kein Lesebuch, sondern ein Lehrbuch schreiben wollte, dessen kurze Andeutungen im mündlichen Vortrage erst weiter ausgeführt werden sollten, so blickt doch der gründliche und unbefangene Geschichtforscher an mehrern Orten deutlich her-

hervor. Nicht leicht huldigt er einer Behauptung neuerer Geschichtschreiber, ohne sie geprüft zu haben, und von ihrer Wahrheit durch hinreichende Gründe überzeugt zu seyn. Nicht selten werden hier Lieblingsmeinungen derselben, welche nur Unkunde an das Tageslicht gefördert, oder frommer Patriotismus sich erträumt hatte, und die, ihrer Nichtigkeit ungeachtet, sich überall als baare Wahrheit beynahe unvertilgbar festsetzten, verworfen. Ganz anders denkt Hr. *v. H.* von den Bojern, für deren Existenz in Böhmen, und für deren Verdienst, die Stammväter der Bajuwarier gewesen zu seyn, einige Schriftsteller noch vor kurzer Zeit alle ihre Streitkräfte aufboten. S. 5. Anmerk. *d*): „Im Böhmerwalde gab es keine Bojer; es sind von daher keine neuen Bojer eingewandert; trifft man aber Bojer-Haufen noch anders wo an, so sind es weiter gezogene, oder zerworfene Trümmer des alten Volks." S. 9. Anm. *d*): „Die Markomannen begriffen mehrere einzelne Völkerschaften in sich, wovon man nachher die *Kampä* und die *Baemi* kennen lernte, die keine Bojer waren." S. 11. „Jenseits der Donau erschienen (zur Zeit der Völkerwanderung) Heruler, Rugier und Thüringer; alemannische Völkerhaufen durchstreiften beständig Rhätien. Rugier, Turzilinger und Scyren zogen über die Donau, verbreiteten sich im Norikum; auch Alemannen und Thüringer kamen auf ihren Streifzügen dahin." S. 13.: „Diese Reste der deutschen Völkerwanderung erschienen mit Resten der thrazischen, tuskischen und gallischen Einwohner von nun an unter dem gemeinsamen Namen *Bajuarier*: in diesem neuen Volke sind die deutschen Bestandtheile das vorherrschende, und das Land ist Bestandtheil des fränkischen Reiches." Von eben diesen Völkern heisst es (S. 13.) weiter: „Die zwischen den Longobarden, den ihnen nachgezogenen Avaren und Slaven, allenthalben umgeben von fränkischer Herrschaft, umherziehenden deutschen Völkerschaften fielen von selbst, und vermuthlich schon unter Theodorich, Klodwigs Sohn, den Franken in die Hände." Ebendaselbst Anmerk. *g*): „Es scheint natürlicher zu seyn, die fränkische Unterwerfung des nördlichen Theiles dieser Provinzen vor der südlichen Abtretung anzunehmen, als umgekehrt zu verfahren: auch fallen alle Zeiträume, für welche man verschiedenartig die bajuarische Unterwerfung erzählt, so kurz auf einander, dass sie wie in Eins zusammen kommen." Der Vf. verwirft bey dieser Gelegenheit mit Recht die in allgemeinen Umlauf gekommene Meinung, dass die Bajuarier sich den Franken freywillig unterworfen, oder mit ihnen verbunden haben: eine Meinung, welche schon einst *Mederer* für eitle Muthmassung erklärt hatte. S. 16. wird endlich bestimmt behauptet, dass Theodorich sich Bajuarien unterworfen, und dem neuen Volke Gesetze gegeben habe, welche Dagobert noch verbesserte. Die Einwendungen gegen den Prolog der bajuarischen Gesetze sind nach dem Vf. S. 17. Anmerk. *b*) widerlegbar. In Ansehung des *Nordgaues* finden wir hier gleichfalls eine von der gewöhnlichen abweichende Meinung. S. 29. Anmerk. *d*): „Der Name Nortgau kömmt sicher nicht vom „Norden" her, denn es hat keinen Nordgau im *Gegensatz* eines Südgaues gegeben: wahrscheinlich erinnert er nur an die Nachbarschaft des alten *Norikums*. . . . Dieser *Nortgau* gehörte nicht zu dem *agilolfingischen Bajuarien*: *chart. divis.* 806. II. *Karl d. Gr.* mag ihn wohl der *bajuarischen Präfectur* der Grenz-Einrichtung wegen untergeordnet haben. *Chart. divis.* 806. III.; aber er selbst ist diesen kurzen Zeitraum durch nicht immer Bajuarien zugetheilt geblieben: seine grösste Merkwürdigkeit war inzwischen die Errichtung des Bisthums *Eichstädt*, die ohne Einfluss der bajuarischen Herzoge geschehen ist." S. 48. Anmerk. *g*) wird die gewöhnliche Erzählung von einem freyen Wahlrecht, welches die Bajuarier ausgeübt haben sollen, als ihr Herzogthum dem Schwager des Königs, Heinrichs II., Grafen Heinrich von Luxemburg, verliehen wurde, mit Recht für eine Fabel erklärt. Eine weit richtigere Vorstellung, als man in einigen andern Geschichtschreibern findet, giebt der Vf. (S. 57.) von dem politischen Zustande des Herzogthums Bayern, wie er seit Arnulf II. war. „Es hat sich nun ein neues Herzogthum gebildet, bestehend aus dem ursprünglichen Bajuarien, dem Nortgau, Karantanien und der östlichen Mark: es war kein Staatsgebiet, sondern Amtsbezirk (Ambacht), was davon nicht Privateigenthum gewesen, war Reichsgut, Amtsgut." . . „Die *allgemeinen* Verhältnisse, heisst es weiter S. 57 u. f. sind unter den *besondern* untergegangen, und die Zertrümmerung des neuen Herzogthums ist sichtbar geworden. Der allgemeine Regent war zwar der König, seine obersten Aemter das Herzogthum und die Pfalzgrafschaft, dann kamen die Markgrafen, Landgrafen, Burggrafen. Aber diese Beamte behaupteten nun die Erblichkeit ihrer Amtsrechte, sie auf ihr Eigenthum übertragend, mit diesem (das) Amtsgut vermischend. *Vogtey* über Stifte und Klöster, und die Verschiedenheit der Eigenthümer gräflicher Rechte haben die alten Grafschaften durchbrochen, vernichtet, alles vereinzelt: ganz neue Grafschaften sind entstanden, die nach Eigenthumsrechten veräusserlich und vererbbar waren, welche die herzoglichen Rechte allenthalben lähmten, und selbst den Herzogen-Ambacht verstümmelten. Nicht Regentschaft, sondern obrigkeitliche Rechte kamen in das Erbeigenthum, dessen Zwecken dienend, nach Herrschaft strebend, öffentliche Pflichten und Abgaben werden hiefür geleistet und entrichtet: *Bruch-* und *Burgwerke* (Frohnen für öffentliche und Privatzwecke), *Grafenschatz* (Dingschatz) s. a. Die Unterbeamten standen noch unter den Grafen, doch schon Erblichkeit versuchend; neben dem *grossen Erbadel* hat sich nun auch ein *niederer Erbadel* gebildet," u. s. w. Hier und da wird eine Nachricht manchem Leser neu seyn, z. B. von dem Entstehen der *Zubaugüter* in Bayern S. 140 u. f. „Der dreyssigjährige Krieg zerstörte die Fortschritte des Ackerbaues, eine Menge Familien verliessen Haus und Hof, aus Verzweiflung selbst dem Krieg nachziehend.

hend. Niemand wollte mehr Güter kaufen, nicht Jedermann die verlassenen bauen: Wald steht noch jetzt dort, wo einstens Getreideäcker waren, ihre Spuren verrathend; mehr als ein Jahrhundert hindurch zählte man in Bayern bey vierzehnhundert öde Höfe, einen Theil der verlassenen Höfe hat man als *Zubaugüter* erhalten."

Diese Stellen dienen zugleich zur Probe von dem Vortrage des Vfs. Er ist im Ganzen kurz, und doch gehaltvoll, verständlich, aber nicht frey von Sprachfehlern, z. B. selbes, Landtäge, nur mehr, ausser dessen, während diesen Zeiten, übergieng, anstatt: gieng über, Erwähnung machen, anstatt: Erwähnung thun u. s. w.

Fünf nach den besten bisher zum Vorschein gekommenen genealogisch-diplomatischen Untersuchungen entworfene Stammtafeln, die diesem Lehrbuche am Ende beygefügt sind, und die ganze Geschlechtsreihe der Häuser Bayern und Pfalz mit allen ihren Nebenzweigen von dem Markgrafen Luitbald an bis zu unsern Zeiten genau nachweisen, sind ein treffliches Hülfsmittel für Studirende, und für jeden, der sich mit der Regentengeschichte Bayerns vertraut machen will. Wir können diese Anzeige nicht schliessen, ohne den Wunsch zu äussern, dass es dem Vf. gefallen möchte, einst eine von ihm bearbeitete ausführliche Geschichte von Bayern herauszugeben.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Altona, b. Hammerich: *Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie* in Gelehrten-Schulen und zum Gebrauch in Bürger-Schulen. Von Dr. *D. J. W. Olshausen.* 1812. XII u. 84 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie in Gelehrten-Schulen und zum Gebrauch in Bürger-Schulen. Mit einem Anhange, welcher eine kurze Beschreibung des dänischen Staats enthält. (Dieser Anhang ist besonders abgedruckt unter Nr. 2.)

2) *Ebendaselbst: Kurze Beschreibung des dänischen Staates.* Zunächst zum Gebrauch in Schulen, dann auch für nicht-gelehrte Bürger der dänischen Monarchie, welche sich eine allgemeine Uebersicht ihres Vaterlandes zu verschaffen wünschen. Von Dr. *D. J. W. Olshausen.* 1811. 32 S. 8. (Preis von Nr. 1. u. 2. 5 gr.)

In der Schule zu Glückstadt, deren Mitvorsteher Hr. *Olshausen* ist, war das „erste Schulbuch der Geographie. Cleve 1801. 8." als Leitfaden beym Unterrichte in der Geographie zum Grunde gelegt. Da aber der Veränderungen in dem politischen Theile zu viel wurden, und die Nachfragen nach jenem Buche ohne Erfolg blieben, so entschloss sich Hr. *Olshausen*, ein neues Buch auszuarbeiten, aber so wenig als möglich von dem Plane jenes Buches abzuweichen. Eigenthümlich scheint dem Vf., dass jeder Abschnitt eine, oder mehrere zusammengehörende, Klasse von geographischen Gegenständen abhandelt, wodurch denn bey jedem neuen Abschnitt die Reise um die Erde immer von neuem, aber in andrer Rücksicht als vorher anfängt. Zu bedauern ist, dass der Vf. seinem im Ganzen brauchbaren Buche keine Inhaltsanzeige und kein Register mitgegeben hat; das Aufsuchen wird dadurch erschwert, und zum Theil unmöglich gemacht. Auch wünscht man hin und wieder eine andre, naturgemässere Ordnung und Stellung der einzelnen Abschnitte, und weniger bedeutende mit wichtigern Gegenständen vertauscht; obgleich Rec. sich gern bescheidet, dass Hr. *O.* seine individuellen Gründe für diese Stellung und Wahl haben konnte. Die *erste* Abtheilung handelt von der Erde überhaupt, und die *zweyte* vom festen Lande. Auffallend ist es (S. 7 u. a.), Holland, Finland und Dalmatien als abgesonderte Länder Europas zu finden, da doch der Vf. selbst (S. 53.) Holland richtig einen Theil des französischen Reichs nennt, der aber bey seiner Einverleibung in Frankreich Namen und Selbstständigkeit verlor, wie Wallis u. s. w., und S. 58. Dalmatien als Theil von Illyrien aufführt. Eben so wird (S. 10.) Louisiana ein besonderes Land genannt, und vom nordamerikanischen Freystaate getrennt, der es doch schon 1803 von Frankreich erkauft hat. Fehlerhaft ist die S. 8. u. a. vorkommende *Barbarey* statt *Berberey*. Die *dritte* Abtheilung begreift die Meere. Unrichtig wird (S. 13.) die Jamesbai der südliche Theil des eskimoischen Meeres genannt; sie ist bekanntlich der südliche Theil der Hudsonsbay. Die *vierte* Abtheilung umfasst die Inseln. Nach S. 15. wird Spitzbergen „nur zuweilen von russischen Jägern besucht." Allein schon seit mehr als 30 Jahren sind hier russische Colonisten; aber von andern Nationen halten sich Menschen der Fischerey wegen eine Zeit lang hier auf. Die *fünfte* Abtheilung enthält die Seen, Halbinseln, Meer- und Landengen u. s. w., und die *sechste* die Gebirge. Der Vesuv ist nicht (nach S. 27.) 2000, sondern an 3300 Fuss hoch. Die *siebente* Abtheilung stellt die Flüsse dar. Die Werra und Fulda entspringen nicht (nach S. 32.) auf dem Fichtelberge, sondern die Werra in der Grafschaft Henneberg, drey Stunden von der Stadt Eisfeld, und die Fulda im Rhöngebirge, zwey Meilen von der Stadt Fulda. Die Rhone durchströmt nicht (nach S. 33.) die Schweiz, sondern nur die ehemalige Republik Wallis, die, wie der Vf. selbst (S. 56.) anführt, mit Frankreich vereinigt ist. Der Dniester ist nicht mehr (wie S. 34. steht), der Grenzfluss zwischen Russland und der Türkey, da nach dem bucharester Frieden vom $\frac{16}{28}$ May 1812, der östliche Theil der Moldau zwischen dem Pruth und der Donau mit Russland vereinigt ist. Die *achte* Abtheilung beschreibt den Einfluss der Sonne und des Dunstkreises, die *neunte* die Producte, letztere nach den verschiedenen Zonen, und die *zehnte* die Einwohner. In der *eilften* führt der Vf. die Staaten auf. Die Volksmenge des nordamerikanischen Freystaats beträgt nicht gegen 6 Millionen (wie S. 53. steht), sondern schon 1810. 7,240000

See-

Seelen. Auch ist ebendaselbst der Flächeninhalt von Marocco und Abyssinien zu niedrig angenommen. Der spanische Antheil von St. Domingo ist schon im basler Frieden 1795 an Frankreich abgetreten worden, und kann daher nicht (wie S. 57.) zu den auswärtigen spanischen Besitzungen gerechnet werden. Die Schweiz hat nicht 14 (nach S. 58.), sondern 19 Cantons. Der Titel Fürst Primas (S. 59.) ist seit 1810 nur noch persönlich für den jetzigen Grosherzog von Frankfurt, nach dessen Tode das Land einen erblichen Regenten erhalten sollte; übrigens ist bekanntlich von der daselbst nach der Bundesacte beschriebenen innern Verfassung des Rheinbundes noch im May 1813 nichts in Ausführung gebracht, als die Stellung der Contingente zum Besten des französischen Kaisers. Die auswärtigen Besitzungen der Britten enthalten nicht (nach S. 62.) 30, sondern an 47 Millionen Seelen. Die Volksmenge des preussischen Staats ist nicht 5,120000 Seelen, wie S. 65. steht; sie betrug 1810. 4,661990 Seelen, ohne 46420 Militärpersonen. Die *zwölfte* Abtheilung endlich nennt die vorzüglichern Städte der ganzen Erde nach den einzelnen Ländern. Auch hier findet man hin und wieder einige der Sorgfalt des Vfs. entgangene Unrichtigkeiten. Nicht Freyburg (S. 72.), sondern Freyberg ist die vorzüglichste Bergstadt Sachsens. Wetzlar gehört nicht (nach S. 73.) zu Hessen; sondern zu Frankfurt. Bender gehört (nach S. 79.) zur Türkey; der schon vorher angeführte bucharester Friede übergab sie Rufsland, dem auch seit 1809 Kotatis gehört, das daher nicht mehr (S. 80.) die Residenz eines Erbzaars ist. Die Capstadt (S. 82.) hat nicht 50000, sondern nur 6000 weisse und 12000 schwarze Einwohner. Auch bey vielen andern Städten hätten ältere Angaben der Volksmenge mit neueren richtigern vertauscht werden sollen.

Nr. 2. enthält, wie der Titel anzeigt, eine ausführliche Beschreibung des dänischen Staats, mit der man nach dem Zwecke des Vfs. zufrieden seyn kann; bis auf den schon vorher dargelegten Mangel an neuern Daten. Auch fehlen einige nicht unbedeutende Orte, z. B. im Holsteinischen (S. 25.) die Dörfer *Ottensen* mit *Klopstocks* Grabmal und dem fleissig besuchten Stahlbrunnen, und *Trittau* mit dem Messingwerk, so wie das durch den Frieden von 1700 merkwürdig gewordene Amthaus *Travendahl*. Leicht hätte auch wohl der Vf. die gewöhnliche, obgleich veraltete Eintheilung von Holstein in Dithmarsen, Holstein, Wagrien und Stormarn anführen können. — *Norwegens* Volksmenge ist (S. 26.) auf 881900 Seelen angegeben; bey der Zählung im J. 1801. die auch *Buch* in seiner lesenswürdigen, aber vom Vf. nirgends benutzten Reise durch Norwegen und Lappland mittheilt, fand man 910074 Einwohner. Auch hätten die Gebirge Norwegens eine weitere Darstellung verdient; der Vf. sagt nun (ebendas.): „Hauptgebirge sind: Kiölen, auf der Grenze gegen Schweden, und Dofrefield, ein Arm des ersten, im Innern des südlichen Theiles es Landes." S. 27. führt der Vf. nur 4 Bischöfe Norwegens an, welche in den Hauptstädten der 4 Stiftsämter ihren Sitz haben. Aber 1805 ist auf königl. Befehl ein fünftes Bisthum in Nordland errichtet worden, dessen Bischof zugleich Pastor zu Alstahong ist (1809 Bonsach Krog). — *Island*, bey dem der Vf. die treffliche Schrift von *Stephensen* hätte benutzen sollen; hat nicht (wie S. 30. steht), zwey Bischöfe, sondern nur einen zu Skalholt; da das zweyte vom Vf. angeführte Bisthum Holum schon am 2. October 1801 auf königl. Befehl aufgehoben worden ist. — Der Färoer, nicht wie der Vf. S. 31. u. a. schreibt, Faröer Inseln, sind nicht 20, sondern 25. Auch hätten wohl ausser Strömöe auch die Inseln Norderöe, Osteröe, Süderöe und andere der bewohnten angeführt werden können, so wie auch die Leser eine etwas umständlichere Beschreibung der auswärtigen Besitzungen Dänemarks erwarten konnten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Joachims Buchh.: *Perlenschnur*, gesammelt aus den Schriften von *Engel*, *Fenelon*, *Garve*, *Göthe*, *Haller*, *Jacobi*, *Kant*, *Lavater*, *Matthisson*, *Jean Paul*, *Pfeffel*, *Rousseau*, *Salis* u. a. (ohne Jahrzahl; M. M. 1810.) 138 S. 8. (14 gr.)

Perlen aller Art aus den Werken guter Autoren zu sammeln, und sie zu seinem oder anderer Gebrauche an einander zu reihen, vermag jeder, der nur einigen Geist und einiges Geschick besitzt. Aber nur die Sammlungen der *Kenner* interessiren das *Publicum;* mit dem Geschmack eines *jeden* ist ihm nicht gedient. Es gehört etwas mehr als eine fertige Hand dazu, das Echte von dem Unechten, das blofs Schimmernde von dem Gehaltvollen zu sondern. Der anonyme Sammler vorliegender Perlenschnur bewährt sich eben nicht als ein geistvoller. Ohne Ordnung und Zweck hat er eine Anzahl von Sentenzen und Aphorismen durch einander gewürfelt, so dafs man das Buch eben so gut von hinten als von vorne zu lesen anfangen kann. Auch sind der *guten* Perlen eben nicht viel, der *Glasperlen* desto mehr darin zu finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. d. Herausg.: *Holzschnitte alter deutscher Meister*, in den Original-Platten gesammelt von *Hans Albrecht von Derschau*. Als ein Beytrag zur Kunstgeschichte herausgegeben und mit einer Abhandlung über die *Holzschneidekunst und deren Schicksale* begleitet von *Rudolph Zacharias Becker*. 1808. In Regal-Folio. Der Text enthält 30 Seiten; die Platten, auf denen zum Theil mehrere Abdrücke befindlich sind, 45. (Der Pränumerationspreis 15 Rthlr. und nachher 20 Rthlr.). — *Zweyte* Lieferung. 12 Seiten Text und 80 Bogen Holzschnitte. Gotha, b. d. Herausg., zu eben dem Preise.

Auch unter dem französischen Titel:

Gravures en Bois des anciens Maîtres Allemands, tirées des Planches originales recueillies par *Jean Albert de Derschau*; publiées avec un discours *sur la nature et l'histoire de la Gravure en bois* par *Rudolphe Zacharie Becker* etc.

Schon vor sechs Jahren wurde die Nachricht bekannt gemacht, dass es dem Hn. *v. Derschau*, ehemaligem Hauptmanne im Preussischen Dienste, geglückt sey, vorlängst zu Nürnberg einige hundert geschnittene Holztafeln aufzufinden, sie an sich zu kaufen, und in der Folge noch zu vermehren. Diese Sammlung wurde nun dem Hofr. *Becker* überlassen, welcher von derselben in dem Vorberichte nähere Nachricht ertheilt, und auf ihre Erheblichkeit aufmerksam macht. Dem neuen Abdrucke von einem grossen Theile dieser Tafeln ist von ihm eine lehrreiche Geschichte und Beschreibung der Kunst, in Holz zu schneiden, vorausgeschickt. Man findet darin zwar Vieles aus dem bekannten Werke *Papillon's* entlehnt; aber viel Eigenthümliches und die Zusammenstellung des Ganzen zu einer kürzern und leichtern Uebersicht, verrathen sehr bald, dass diese Einleitung einen geübten Kunstkenner zum Urheber habe. Er redet zuerst von der Natur des Holzschnittes in Vergleichung mit dem Kupferstiche; und man sieht aus dieser Vergleichung, dass beide Künste ihre Vorzüge und Nachtheile haben; dass aber die erstere die Vernachlässigung, welche sie eine Zeitlang erfuhr, nicht verdiente. Die folgende Abtheilung geht die verschiedenen Arten der Schnitte und Manieren der Holzschneidekunst besonders durch, die man in dem angeführten französischen Werke weiter beschrieben findet. Ausführlicher ist der dritte Abschnitt, der eine kurze Geschichte dieser Kunst enthält, den ersten Zeitraum dieser Kunst bis auf *Albrecht Dürer* durchgeht; dann auf den folgenden Zeitpunkt kommt, welchen dieser grosse Künstler und seine Zeitgenossen bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts vorzüglich berühmt machten. Und wenn man gleich in neuern Zeiten es zweifelhaft zu machen gesucht hat, dass *Albrecht Dürer* selbst in Holz geschnitten habe, so lässt sich doch die Behauptung, dass die mit seinem Zeichen bemerkten Stücke von seiner eignen Hand sind, mehr als wahrscheinlich machen. In diesem Abschnitte wird auch die Frage mit grosser Wahrscheinlichkeit beantwortet: wo die grosse Menge von Holztafeln, welche in diesen beiden Zeiträumen geschnitten worden, geblieben sind. Auch ist die Rede von der grossen Sammlung solcher Platten, welche der Graf *Arundel* auf seinen Reisen sammelte, die aber zu London in dem grossen Brande 1666 verloren gingen. Viele dieser Tafeln sind, wie man weiss, noch in Wien vorräthig, und in der k. k. Bibliothek befindlich. In Paris ist von dieser Art wenig vorhanden; und diese Sammlung, welche der Herausgeber in Händen hat, möchte daher nächst den angeführten wohl die zahlreichste seyn. Der dritte Zeitraum beschreibt kurz den Fortgang dieser Kunst von dem letzten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, in welchem sie durch die Kupferstecherkunst fast ganz verdrängt wurde, bis auf unsere Zeiten. In diesen ist jene, wie man weiss, durch einige gute Meister auch unter uns Deutschen wieder emporgehoben. Auch in andern europäischen Staaten fand sie Aufnahme, wie in dem folgenden Abschnitte gezeigt wird; besonders in Italien, wo sich unter andern eine eigene Manier des Holzschnittes auszeichnet, wo sie aber übrigens dasselbe Schicksal, wie in Deutschland, hatte. In den Niederlanden wurde sie nicht vernachlässigt; und das merkwürdigste, aber sehr seltene Werk dieser Art, welches dort geliefert wurde, ist eine grosse Friese, in sieben Platten, die zu Antwerpen 1548 herauskam, und den *Peter Coek* von *Alost* zum Urheber hat. In Frankreich waren die ersten Meister geborne Deutsche; und obgleich in der Folge sich auch hier verschiedene einheimische Künstler fanden, so ist sie doch niemals, so wenig wie in England, zu einer grossen Vollkommenheit gediehen. In den neuern Zeiten haben sich indess beide Länder in kleinern Versuchen dieser Art rühmlich unterschieden.

Die Einrichtung der hier aufs neue abgedruckten Holztafeln beschreibt der letzte Abschnitt umständlich; und wenn gleich eine strenge Zeitfolge der

der Blätter dabey eben so wenig möglich war, als die Befolgung eines bestimmten Planes in Ansehung der artistischen Beschaffenheit derselben und ihrer Gegenstände: so ist doch der ganze Vorrath in fünf Klassen eingetheilt. Die erste derselben enthält die sogenannten *Incunabeln*, oder die Blätter aus der ältesten Periode der Kunst, welche wenigstens mit Wahrscheinlichkeit in diese frühern Zeiten gesetzt wird. Diese Klasse liefert *zwölf* Stücke, wovon das erste, ob es gleich keine Jahrzahl hat, dem Herausg. älter zu seyn dünkt, als das bisher für das älteste angenommene und mit der Jahrzahl 1423 versehene Blatt von *St. Christoph*. Es läst sich hierin freylich nichts Gewisses bestimmen: denn auch späterhin können schlechte Holzschnitte verfertigt seyn; aus der Schrift läst sich jedoch auf ein frühes Alterthum schliessen. Am merkwürdigsten ist unter diesen Blättern das eilfte, das jüngste Gericht vorstellend. — Die zweyte Klasse enthält 24 Werke bekannter guter Meister des sechszehnten Jahrhunderts, die gröstentheils dem *Albrecht Dürer* beygelegt werden, wenn sie gleich nicht alle mit seinem Namenszeichen versehen sind. Viele derselben sind anderweitig schon bekannt; und bey diesen wird auf das Verzeichnifs verwiesen, welches *v. Heinecken* in seinen Neuen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen gesammelt hat. — In der dritten Klasse findet man 12 Blätter von unbekannten oder zweifelhaften Meistern, zum Theil mit Monogrammen. Dieses ist freylich immer noch ungewifs, wenn man sie gleich zu deuten versucht hat. — 13 Holzschnitte unbekannter Meister ohne Zeichen sind in der vierten Klasse befindlich, unter welchen die beiden letzten Numern jede sechs Blätter enthalten. — In der letzten Klasse werden sechs grosse Capital-Blätter bekannter und unbekannter Meister neu abgedruckt; und sie verdienen ohne Zweifel eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Zuletzt wird noch von der Fortsetzung dieser sehr beträchtlichen Sammlung und von den Vorzügen bey dem Abdrucke derselben Nachricht ertheilt.

Noch reichhaltiger und mannichfaltiger ist die *zweyte Lieferung*, welche 150 Blätter enthält, unter welchen 16 von grosem Formate sind. Die Ordnung ist in derselben die nämliche. In der ersten Klasse sind die sogenannten *Incunabeln* befindlich, die aus 8 Blättern bestehn, und unter andern einen wichtigen Kalender von 1439 enthalten, welcher der älteste in seiner Art ist, da man bisher den von 1474 für den ersten gehalten hat. Auch sieht man daraus, dafs diese Kunst schon damals eine beträchtliche Vollkommenheit erhalten habe. Aufserdem scheint das Bild vom *H. minus* noch älter zu seyn, und merkwürdig ist es auch, dafs es mit dem Namen des bis jetzt unbekannten Formschneiders *Wolfgang Hamar* bezeichnet ist. — In der *zweyten Klasse*, welche 84 Blätter von bekannten Meistern enthält, finden sich 13 von *Hans Burgkmair*, und darunter ein seltenes Blatt, der *Kunig von Gutzin* mit einer Copie von *Glockendon* Von *Hans Schäuflein* enthält diese Sammlung 18 Blätter, worunter eine grofse Abbildung der Belagerung von Bethulia, mit Kanonen, vorkommt. Von *Lucas Cranach* sind zwölf Holzschnitte, und unter denselben der Nachschnitt eines Gemäldes von der Anbetung der Hirten, ein wahres Meisterwerk dieser Kunst. Noch enthält diese Abtheilung 3 Bl. von *Hans Springinklee*, 25 Bl. von *Erhard Schön*, 7 Bl. von *Albrecht Altorfer*, unter andern das herrliche Blatt des heil. Hieronymus; und endlich 5 Bl. von *Peter Flötner*. — Die dritte Klasse der unbekannten Meister mit Monogrammen liefert einige von diesen letztern, welche von *Christ* und *Bartsch* nicht angeführt sind, und eine Folge von 6 Bl., die Versuchungen des h. Antonius vorstellend. — In der vierten Klasse von unbekannten Meistern werden neun und zwanzig Blätter geliefert, worunter mehrere historische und satirische vorkommen, und eine Perspective eines sehr schön gearbeiteten Tempels. — Endlich enthält die letzte Abtheilung sechs grosse Capital-Blätter, wovon das erste, die Auferweckung des Lazarus, von *Schäuflein*, als ein Meisterwerk gelten kann, wie dieses auch bey den übrigen Blättern gröfstentheils der Fall ist. — Erst während dieser zweyten Lieferung erhielt der würdige Herausgeber den sechsten, und die fünf folgenden Bände des schätzbaren Werkes von *Bartsch: Le peintre graveur*, in welchem manche hier gelieferte Stücke nicht nachgewiesen werden, ungeachtet dieser verdienstvolle Kunstkenner so beträchtliche Hülfsmittel hatte. Mit einem gewissen Eigensinne werden in diesem Werke die Holzschnitte den grossen Künstlern der damaligen Zeit als eigene Arbeit abgesprochen, weil er glaubt, die unmittelbare Beschäftigung mit derselben sey unter ihrer Würde, und zu mechanisch. Mit Recht wird diese Meynung in der Vorrede dieser zweyten Lieferung unstatthaft befunden. Diefs ist sie ohne Zweifel, wenn man gleich keinen vollständigen Beweis für die unmittelbare Theilnahme berühmter Meister führen könnte; und es ist zu gewagt, nur die Beybehaltung ihrer Zeichen zugeben zu wollen. — Es ist auch wohl kein Zweifel, dafs die Sammlung der Holzschnitte einen vielfachen Werth habe, und eben so sehr Aufbewahrung verdiene, als eine Sammlung von Kupferstichen. Diese letztern haben freylich oft die Sauberkeit voraus; für den denkenden Kunstfreund werden aber auch jene einen grofsen Werth behaupten, und beide haben von Seiten der Darstellung ein gleiches Verdienst. Dazu kommt, dafs der Holzschnitt weit früher als der Kupferstich erfunden und gangbar geworden ist; dafs jene Erfindung zu der Buchdruckerkunst Gelegenheit gegeben hat; dafs im sechszehnten Jahrhunderte, welches unstreitig in der Culturgeschichte von Deutschland eine sehr wichtige Periode ausmacht, der Holzschnitt schon zur Reife gedieh, und dagegen der Kupferstich noch zurückblieb; dafs die Anzahl solcher Kunstwerke aus diesem Jahrhunderte ungleich gröfser ist, und man sich daher ohne sie von den Fortschritten der Zeichnungskünste bey den Deutschen in diesem Zeitraume eine sehr unvollständige Vorstellung machen würde, zu geschweigen, dafs

dass diese Abbildungen die Geschichte des Zeitgeistes und der Sitten, des Costüms und selbst der Begebenheiten dieser Zeit, auch ohne alle Rücksicht auf artistischen Werth, nicht wenig erläutern. Das Unternehmen des Herausgebers dieser schätzbaren Sammlung, und die Ausführung desselben, verdienen also den wärmsten Dank; und es wäre widersinnig, wenn man noch einen Augenblick an der Aechtheit der dadurch geretteten und bekannt gemachten Stöcke zweifeln wollte.

Man kann zwar zugeben, dass nicht alle vorzügliche Maler die meisten mit ihren Zeichen versehenen Holzplatten eigenhändig verfertigt haben; im Allgemeinen läfst sich aber gewiss nicht behaupten, dass diese Arbeit unter ihrer Würde gewesen sey. Von denjenigen Holzschnitten, welche *Rembrandt*, *Livens* und *Dieterich* beygelegt werden, leidet es gewiss keinen Zweifel, dass dieselben ihre eigene Arbeit waren. In Ansehung des ersten berühmten Künstlers kann man sich auf Hn. *Bartsch* selbst berufen, der im ersten Theile seines Verzeichnisses von den Arbeiten dieses Künstlers S. XLI f. und in seinem Leben *Rembrandt's*, das. S. CCLXIV. ihm ausdrücklich sie beylegt. Auch sagt er im zweyten Bande S. 54 f. Nr. 61 — 63., dass dieser Meister drey Holzschnitte geliefert habe. Von *Dietrich* ist die einzige von ihm verfertigte Holztafel bekannt genug, und sie wird ihm sowohl von *V. v. Heinecken* im vierten Bande seines Wörterbuchs der Künstler, als in dem Winklerischen Verzeichnisse T. 1. S. 183. Nr. 1177. zugeschrieben.

Eben dieses läfst sich auch von dem deutschen Maler *Hans Schäuflein* mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen. Für seine Arbeiten dieser Art stimmen so viele Schriften der Kunstkenner zusammen; und dahin gehört selbst Hr. *Bartsch* T. 7. S. 226. Hier führen wir nur noch das Zeugniss eines alten Malers, *Johann Hauer*, an, der 1660 starb, in dem v. Murr'schen Journal, Th. 14. S. 95 — 98., und das erst im J. 1796 abgedruckte Werk der 135 Holzschnitte, der Triumph des Kaisers Maximilian I., wo in der Vorrede noch bemerkt wird, dass auf der Rückseite gleichzeitig mit den Namen der Formschneider auf vielen Blättern der Name *Burgmair* sich befinde. Unter den übrigen stehen die Namen von 17 gröfstentheils bekannten Formschneidern, die in den J. 1516 — 1519 diese Tafeln ausgearbeitet haben. Unter denselben findet sich auch der bekannte *Hans Schäuflein* von Nördlingen. Hr. *Bartsch* zieht T. 7. S. 19 — 23. die Echtheit dieser Rückschriften nicht in Zweifel. — Selbst in der vorliegenden Sammlung dient die erste S. 5. Nr. 39. verzeichnete Platte offenbar zum Beweise von der eignen Arbeit dieses Mannes; und die Erfindung derselben ist von *A. Dürer*, in dessen Leben der Maria sie vorkommt, und wovon die Copie verkleinert ist. Eben dieses ist der Fall mit mehreren Holztafeln. Man vergleiche Hn. *Bartsch* T. 7. S. 226. und ebendas. S. 20 und 488. Auch bey mehreren ist das der Fall; und es wäre sehr gesucht, wenn man hier die blofse Erfindung ihnen zuschreiben wollte. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass damals die Formschneidekunst in hoher Achtung stand, und es wird gesagt, dass K. *Maximilian* die Arbeiten seines Formschneiders, H. *Resch*, fast täglich gesehen habe. Von *A. Dürer* weiss man, dass er vor seinem 36sten Jahre wenig gemalt habe; es fehlte ihm also zu jener mühsamen Arbeit, in Holz zu schneiden, nicht an Zeit.

Das in dieser Lieferung Nr. 43. befindliche Stück, welches nach der Erfindung von *Lucas Cranach* seyn soll, war einem erfahrnen Kunstkenner nicht bekannt, der einen alten Abdruck davon besitzt, welcher weder *Cranach's* Zeichen, noch das Monogramm *V. S.* führt. Auch von dem Holzschnitte S. 6. Nr. 44. hat man eine kleinere, aus 2 Platten bestehende Copie, mit mancherley Abänderungen, aber gleichfalls ohne Namen. Es ist zu bedauern, dass S. 8. Nr. 63. in diesem Abdrucke so viel gelitten hat; in alten Abdrücken ist sie ein Meisterwerk der Formschneidekunst. Das Zeichen *at.* S. 9. Nr. 16. hielt man auch sonst für die Andeutung des bekannten *Jobst Ammon* von Zürich, wo es dann *Ammon Tigurinus* bedeutet. Auch dem Verfasser dieser Anzeige ist das Zeichen *C.* S. 9. Nr. 16. unbekannt, obgleich von diesem Meister in *Münster's* Kosmographie sich mehrere, zum Theil schöne Tafeln befinden. Vielleicht ist die Erfindung von *Christoph Stimmer* oder von *Christoph Schwarz*, der ebenfalls so bezeichnet wird. Das Monogramm S. 9. Nr. 17. D. zeigt sich oben über dem Throne, und auf alten Abdrücken noch deutlicher; es ist jedoch unerklärbar, obgleich sonst noch die Maler *Verbeck*, *van Blömen* und *Johann van der Brugge* dieses Zeichen führten. So hatten auch mehrere Künstler aus der ältern, mittlern und neuern Zeit das S. 11. Nr. 11. angeführte Monogramm *R.*, und von diesen allen ist es noch am sichersten dem *Julio Romano* beyzulegen; nur vermisst man hier ganz die edle römische Zeichnung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Seidelin: *Sandsigeren, eller den danske Huusven*, et Ugeskrift. Udgivet af (*Der Wahrsager, oder der dänische Hausfreund*, eine Wochenschrift. Herausgegeben vom) Prof. *K. L. Rahbek*, R. a. D. — *Erster* Jahrgang, *erster* Band. Jan. — Jun. 1811. S. 1 — 376. *Zweyter* Band. Jul. — Decbr. 1811. S. 377 — 778. gr. 8. (Zusammen 5 Rthlr.)

Rahbek's Tilskuer war zu seiner Zeit unstreitig die beliebteste Wochenschrift, welche in der dänischen Residenz erschien; aber sie hatte, nachdem sie während eines Vierteljahrhunderts dem gebildeten Lesepublicum eine eben so angenehme, als nützliche Unterhaltung gewährt hatte, mit so vielen ihrer Schwestern das gleiche Schicksal: sie unterlag den der Literatur so ungünstigen Verhältnissen unsers Zeitalters.

Rah-

Rahbek's Sandsiger, ob er gleich mit dem *Tilskuer* einerley Herausgeber, beynahe dieselbe Einrichtung, eine völlig gleiche, auf Vergnügen und Belehrung abzweckende, Tendenz hatte, und überdiess zu einer Zeit erschien, wo er, was bey dem Tilskuer nicht der Fall war, mit keinem ähnlichen Blatte rivalisirte, sondern der Einzige in seiner Art war, betrat nicht so bald den Schauplatz seiner Wirksamkeit, als er ihn auch schon — wie es, wenn auch nicht immer den *Wahr*sagern, so doch den *Wahrheit*sagern aller Zeiten und Orte zu gehn pflegt — wieder verlassen musste. Sein Geburtsjahr war zugleich sein Todesjahr. Ob es nun gleich nicht die *Wahrheit* war, deren unverhohlene Verkündigung diesem so sich nennenden *Wahrsager* ein so schnellen Ende bereitete — denn weder auf politische, noch auf andere nicht immer gern gehörte Wahrheiten liess er sich ein: so ist es doch in anderer Hinsicht sehr zu bedauern, dass eine so schätzbare Zeitschrift, wie diese, bloss aus Mangel an Unterstützung sich nicht länger erhalten konnte. — Von einem in der *ersten* Numer mitgetheilten Briefe an den Herausgeber mit der Unterschrift: „*Des Wahrsagers Wahrsager*", worin ein Pseudonym den Hn. *R.* auf die Vieldeutigkeit dieser Benennung, auf die sonderbaren Erwartungen, die sie erregt, und auf die Gefahr aufmerksam macht, welcher sich ein Journalist aussetzt, der als ein freymüthiger Apostel der Wahrheit zu einer Zeit scheint auftreten zu wollen, wo man mehr als je mit einem Pilatus zu fragen sich geneigt fühlen möchte: „*was ist Wahrheit?*" — nimmt Hr. *R.* Anlass, sich darüber zu erklären, was man eigentlich von seinem Blatte sich zu versprechen habe. „Weit entfernt," sagt er S. 12. 13., „in diesem Blatte irgend einen Kampfplatz eröffnen zu wollen, war es vielmehr meine froheste Hoffnung, und wird es mein eifrigstes Bestreben seyn, dass dieses Blatt, so wie zu seiner Zeit mein *Zuschauer*, ein Vereinigunspunkt für die Freunde des Geschmacks, der Sittlichkeit, der Wahrheit und der guten Sache seyn und werden soll — gleichviel übrigens, welche *Farbe* sie tragen; auch ist es mein Stolz, wie es mein Glück ist, dass die persönliche Freundschaft und Gunst, womit, so gut wie ohne Ausnahme, alle die, die unsers Parnasses Ehre und Zierde sind, während meiner vieljährigen Herausgeberbahn mich beehrt haben, mir volles Recht giebt, darauf zu bauen, dass ich mir hierin nicht mit einer zu stolzen Hoffnung geschmeichelt habe." Rec., der diesen ganzen Jahrgang mit wahrem Vergnügen durchgelesen hat, darf versichern, dass die Erwartungen, wozu obige Aeusserungen berechtigen, nicht übertrieben sind, sondern dass ihnen der Inhalt der Zeitschrift vollkommen entspricht. Den Herausgeber kennt das dänische Publicum längst als einen geistreichen und gemüthvollen Schriftsteller, dessen dichterische und prosaische Aufsätze sich gleich vortheilhaft auszeichnen. Auch was in dieser Zeitschrift von ihm selbst herrührt, ist alles seines Vfs. würdig. Von seinen Mitarbeitern nennt Rec. nur Prof. *Oehlenschläger*, *Höeg Guldberg*, *Th. Thaarup*, *O. Horrebow*, Probst *Schmidt*, Pastor *Grundtwig*, Dr. *Meisling*, *Cl. Friman*, Prof. *J. Möller*, Etatsrath *Pram*, Prof. *Zink*, *Bechmann*, *Pawels*, *Hedegaard*, *Boye* — lauter Namen dänischer Schriftsteller, die nichts Gemeines versprechen. Blosse Uebersetzungen enthält dieser Jahrgang nicht; dagegen einige wohlgelungene Nachbildungen von Produkten neuerer und älterer Dichter. Doch machen den ungleich grössesten Theil die Originalarbeiten aus, unter denen z. B. der Brief des Phönix über die modernen geistlichen Surrogate, Preis des Frauengeschlechts, vom Herausgeber; an die Hoffnung, vom Pr. *Schmidt*; die Sänger der Vorwelt, nach *Schiller*, nebst Vorschlägen zu provinciellen Volksfesten; Klang der Glocke, von Dr. *Meisling*; dreyssigjähriges Fest einer Freundeverbindung, von *Th. Thaarup*; Zeichen der Zeit, ein Traum, vom Consist. Rath *Bechmann* u. s. w. vorzüglich beyfallswerth sind. *A. Bonnevie's* Gedicht auf Veranlassung der Errichtung einer Universität in Norwegen S. 536. giebt dem Herausgeber Gelegenheit zu einigen sehr bittern, aber nicht ungerechten Klagen über die grosse Gleichgültigkeit, womit diese Wohlthat des jetzigen Königs, dem Anscheine nach, von einem beträchtlichen Theile der Nation aufgenommen worden, und über den daraus hervorblickenden elenden Kaufmanns- oder Krämergeist, der für nichts, was nicht Geld und Geldeswerth betrifft, Sinn hat. In der vorletzten Nr. erklärt sich Hr. *R.* mit Unwillen gegen den Missbrauch, den ein Anonym in einem im französischen Moniteur mit der Ueberschrift: *Kopenhagen, d. 27. Nov. 1811.* und mit der Unterschrift: *Morgenblatt et Sandsiger*, abgedruckten Aufsatze mit seinem, oder vielmehr mit seiner Zeitschrift Namen gemacht hat und betheuert, nicht den entferntesten Theil zu haben an der in diesem Aufsatze enthaltenen schweren (obwohl, nach des Rec. Urtheil, nicht ganz grundlosen) Rüge des Zustandes, worin sich gegenwärtig das Nationaltheater der Dänen befindet. „Ich kann mich rühmen," sagt Hr. *R.* mit *Lessing*, „manche tüchtige Lüge von mir gedruckt gesehn und dazu geschwiegen zu haben; aber zu einer solchen konnte ich nicht schweigen" u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

KIRCHENGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Historisches Gemälde der Politik des römischen Hofes seit dem Ursprunge seiner weltlichen Macht bis zu unsern Zeiten.* Mit vorzüglicher Hinsicht auf die neuesten Kirchenangelegenheiten. Aus dem Französischen übersetzt und mit eigenen Bemerkungen durchwebt von Dr. *P. A. K.* 1813. IV u. 167 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. dieser in dem Sinne der französischen Regierung geschriebenen Schrift unterscheidet, so wie diese Regierung selbst, in dem Papste das Oberhaupt der katholischen Kirche, und eine weltliche Macht; den Wahrheiten des katholischen Glaubens und den Entscheidungen der Kirche erkennt er sich unterworfen; er ist weit entfernt, das Ansehen des heiligen Stuhls einer Untersuchung unterwerfen zu wollen; er verehrt die apostolischen Tugenden mancher Päpste; nur das Verhalten der römischen Curie gegen die weltlichen Souveräne wird von ihm in Anspruch genommen, nur die Politik des römischen Hofes, so wie sie sich in einer Reihe von Jahrhunderten gezeigt hat, wird von ihm beleuchtet. Die Schrift theilt sich in vier Abschnitte. Der erste handelt von den Bischöfen von Rom in den frühern Jahrhunderten, gedenkt dann der Schenkungen *Pipins* und *Karls des Großen*, und setzt die Geschichte der römischen Politik bis auf *Gregor VII.* fort. Der zweyte schildert das Steigen der päpstlichen Macht bis zur Erlöschung des schwäbischen Kaiserhauses. „Unter dem Despotismus des zweyschneidigen Schwertes der Päpste," sagt der Vf. S. 61., „giebt es keine zuverlässige Ruhe, keine sichern Rechte, keine blühenden Reiche; ihre Gewalt will sich überall zeigen, und bringt überall nur Unruhe und Verwirrung hervor; eingesetzt, um der Welt den Frieden zu geben, ist sie meistens nur das Aergerniss, der Schrecken und die Geissel der Nationen geworden." In dem dritten Abschnitte wird die Geschichte der römischen Politik bis auf die Reformation, und in dem vierten bis auf unsere Zeiten fortgeführt. In jenem heisst es S. 86: „Die röm. Politik, stets sich selbst getreu, wechselt ihre Maske, je nachdem sie im Stande ist, die Umstände zu beherrschen, oder sie sich muss von denselben beherrschen lassen. Die Entwicklung des Lichts der Aufklärung, die Fortschritte der bürgerlichen Ausbildung nöthigen den römischen Hof, mehr Vorsicht anzuwenden bey Ausübung einer Gewalt, welche sich in dem Maasse vermindert, als man aufhört, sie zu fürchten; allein allemal, wenn sich ihr eine günstige Gelegenheit zeigt, allemal, wenn ernsthafte Unruhen die Fortdauer eines Reichs bedrohen, wird man den römischen Hof, mit seinem alten Stolze bekleidet, wieder auftreten sehen." In dem letzten Abschnitte kommt der Vf. noch einmal hierauf zurück. „Wenn die Regierung," sagt er S. 158, „es je einmal für gut halten wird, die Unterhandlungen, welche dem Umsturze der weltlichen Macht des Papstes vorhergegangen sind, bekannt zu machen, so wird sich in denselben, wenn auch unter Formen, welche die veränderten Zeitumstände in etwas nothwendig gemacht haben, der Charakter einer veränderlichen Politik in der Sprache, und der Beständigkeit in seinen herrschsüchtigen Absichten, so wie in dem Missbrauche der geistlichen Gewalt offenbaren." Zum Glücke wusste die Regierung (S. 159.) zwischen den Ansprüchen der weltlichen Fürsten von Rom, und den geistlichen Rechten und den Privattugenden des Oberhaupts der Kirche zu unterscheiden, und dem betrübten Zustande einer neuen Spaltung in der Kirche vorzubeugen, in welchen der blinde Eigensinn des päpstlichen Kabinets, seine fortgesetzte Unduldsamkeit, und seine unüberwindliche Weigerung, sich den Umständen zu fügen, und den Fortschritten der Aufklärung in Frankreich zu folgen, das Reich hätte stürzen können. Das kaiserliche Decret aus dem Heerlager vor Wien machte am 27. May 1809 der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende. „Der *Hildebrandismus* hatte seinen Cyklus vollendet, und ging in das Reich der Schatten, wohin er schon lange gehörte, hinüber. Die weltlichen Regierungen sind nun dieses Ungeheuers entledigt." Der Vf. beklagt es indessen, dass die „*eingefleischten Hildebrandianer*", die in das päpstliche System Eingeweihten, dadurch immer noch nicht besiegt sind, und ihren Einfluss, wenn auch nur in kirchlichen Angelegenheiten, immer noch äussern können, obgleich allerdings Europa angefangen hat, *sich zu erholen*, seitdem der „gottlosen Politik" der römischen Curie dieser harte Schlag beygebracht worden ist. Hätte doch nur, wie zu hoffen stand, das Nationalconcilium von 1811 den Erwartungen der Gutgesinnten entsprochen, der Hildebrand'sche Hochmuth wäre völlig zu Grabe getragen worden! Nahe genug ward's demselben gelegt, was er nun *im Namen der Kirche* thun sollte; der Zweck des Concilium war in dem Einladungsschreiben der Regierung bestimmt und deutlich genug ausgesprochen worden; erleichtert ward dem Concilium der Schritt, den man sich von demselben versprach, indem die Regierung vor dem gesetzgebenden Rathe in Gegenwart sämmtlicher Bischöfe durch den

den Minister des Innern erklären liess: *das Concordat existire nicht mehr.* „Dadurch also, dass es aufgehoben erklärt ward, traten die französischen und italiänischen Kirchen in die Rechte wieder ein, welche sie vor Abschliessung aller Concordate gehabt hatten;" die alte, vor den Concordaten bestandene, Kirchenverfassung, kraft welcher die erledigten Bisthümer von den Provincialsynoden kanonisch wieder besetzt werden konnten, liess sich wieder herstellen, und dann brauchte man weiterhin keine Concordate mehr, die ohnehin immer nur neue Quellen von Uneinigkeiten waren, mit dem Papste zu schliessen. Allein von diesem allem geschah nichts; die Bischöfe wollten diese Winke nicht verstehen, und das Nationalconcilium ward aufgelöst. „Die Kirche befindet sich also immer noch in demselben Zustande, in welchem sie vor diesem Concilium war. Vermuthlich werden auch hier die Schlangenwege der römischen Curialisten nicht unversucht geblieben seyn."

Rec. hat das Original dieser Schrift nicht gesehen, und kann also weder die Uebersetzung derselben mit der Urschrift vergleichen, noch beurtheilen, was für eine Bewandtniss es mit den eignen Bemerkungen hat, womit der Uebersetzer die fremde Schrift „durchwebte"; bergen kann er aber nicht, dass diess *Durchweben* einer fremden Schrift mit eignen Bemerkungen, die man von der übersetzten Schrift nicht unterscheiden kann, ihm eine unbefugte Handlung, ein Eingriff in fremdes Eigenthum zu seyn scheint. Unbegreiflich ist dem Rec. eine Stelle S. 151. 152, in welcher der Zurückgabe von *Avignon* und der Grafschaft *Venaissin* an den Papst von Seite *Ludwigs XV.* gedacht, und dabey bemerkt wird: „Das königliche Patent hierüber ward den 22. April 1774 bey dem Parlamente von Provence mit der Verwahrung einregistrirt: diese Einregistrirung könne den Rechten des Königs niemals nachtheilig werden, als welche unverjährbar und unveräusserlich seyen. Der Besitz von Avignon, ein Lehn der Grafschaft Provence, sey also nie anders betrachtet worden, als wie eine Ertheilung des Niessbrauchs für den Papst; *und das Decret der constituirenden Versammlung, welche es unwiderruflich mit Frankreich vereinigt habe, habe nichts weiter gethan, als den von einem wirklichen Titel entblössten Genuss zurückgenommen.*" Diess letztere sollte in dem französischen Original stehen? Wer kann diess begreifen? Wer glauben? Hier muss entweder eine Lücke, oder ein arger Uebersetzungsfehler angenommen werden. Vielleicht sagt das Original: „Wirklich that auch später die constituirende Nationalversammlung, als sie durch ein Decret Avignon unwiderruflich mit Frankreich vereinigte, nichts weiter als: sie nahm den von einem wirklichen Rechtstitel entblössten Genuss zurück." Die Uebersetzung ist übrigens sonst im Ganzen deutlich und fliessend; nur sollte der Uebersetzer nicht *wegen* mit dem *Dativ* construiren; auch ist der Ausdruck: „er gab unter *Grimmungen* (vermuthlich *convulsions*) den Geist auf", nur provinciell; S. 158. heisst es: eine Uebersicht ist hinreichend, *einzusehen;* es sollte heissen: *um einzusehen.* S. 153. endlich wird es wohl Lin. 7 — 9. v. u. heissen sollen: „göttlicher Einsetzung ist nur das, was Christus selbst seinen Aposteln anvertraut und aufgetragen hat"; der Uebersetzer hingegen sagt: „*die göttliche Einsetzung ertheilt nur das,* was Christus" u. s. f. Diess ist schon darum fehlerhaft, weil es unbestimmt ist, was der Nominativ, und was der Accusativ ist.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buisson: *Histoire de France pendant le dix-huitième Siècle* par Mr. *La Cretelle*, le jeune, Professeur d'histoire à l'Academie imperiale. 1808 — 12. 6 Bände. gr. 8.

Hr. *La Cretelle* ist durch eine Geschichte der französischen Revolution bereits rühmlich bekannt, die *Robert St. Etienne* angefangen, er aber fortgesetzt und bis zum 18. Brumaire (9. Nov. 1799), als dem vermeynten Ende der Revolution, gebracht hat. An dieses Werk schliesst sich das gegenwärtige an und soll gleichsam eine Einleitung in jenes seyn, indem die Begebenheiten des letzten Jahrhunderts vorzüglich mit der Absicht erzählt werden, um zu zeigen, wie durch dieselben der Geist entstanden und nach und nach entwickelt sey, welcher die Alles umstürzende Revolution hervorgebracht hat. In dieser Absicht sind nicht nur die äussern politischen Begebenheiten, sondern auch die Veränderungen der innern Verwaltung, der Sitten, Wissenschaften und die durch alles dieses bewirkte veränderte Richtung der Ansichten und Gesinnungen geschildert, um anschaulich zu machen, wie das königliche Ansehen abgenommen und die Forderungen der Freyheit entstanden sind. Diese Entwickelungen geben dem Werke ein vorzügliches Interesse. Doch haben sie den Vf. nicht abgehalten, die äussern politischen Begebenheiten, auch wenn sie nicht Bezug auf seinen Hauptzweck haben, ausführlich (zuweilen fast zu ausführlich) zu erzählen. Da es wenig bedeutende Vorfälle in diesem Welttheile und auch ausserhalb demselben giebt, an welchen Frankreich nicht Antheil genommen hätte: so giebt dieses Werk wirklich von allen merkwürdigen Begebenheiten Rechenschaft, welche im achtzehnten Jahrhundert vorgefallen sind. Doch fängt Hr. *La Cr.* nicht gerade mit dem Anfange dieses Jahrhunderts sein Werk an. Er hätte, wenn er dieses gethan, sagt er, zu weit in das Jahrhundert Ludwigs XIV. zurückgehen müssen und nur eine schwache Copie des glänzenden Gemäldes liefern können, das wir von Voltaire haben. Das ganze Werk ist in 18 Bücher vertheilt. Das erste giebt als Einleitung eine gedrängte Uebersicht der letzten denkwürdigen Periode der Regierung Ludwigs XIV. (vom J. 1709 an), und der Tod dieses Monarchen (1. Sept. 1715) ist der Punkt, von welchem die genauere Uebersicht anfängt und bis zum Ausbruch der Revolution im J. 1789 fortläuft. Die Quellen, aus denen der Vf. geschöpft, hat er nicht angeführt. Wir haben bekanntlich eine grosse Menge Memoires über die französische Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Diesen Reichthum hat Hr. *La Cr.* gut benutzt. Freylich würde es deutschen Lesern angenehm seyn, wenn der

Vf.

Vf. eine Kritik dieser Quellen vorangeschickt, auch wenigstens bey jedem Abschnitt im Allgemeinen diejenigen bemerklich gemacht hätte, aus denen seine Erzählung geschöpft ist. Auch mit nicht französischen Schriften scheint der Vf. nicht ganz unbekannt, und er führt besonders bey dem amerikanischen Kriege, den er ausführlich behandelt, mehrere englische Schriften an, die er benutzt habe. In der neuern Zeit, das heisst, ungefähr seit Anfang der Regierung des letzten Königs (1774) schreibt der Vf., als Zeitgenosse, nach eigner Bekanntschaft mit den Begebenheiten. Daher wird von dieser Periode sein Vortrag anschaulicher, belehrender und eindringender. In wiefern er einigen Begebenheiten und welchen? nahe gewesen und Gelegenheit gehabt, gut unterrichtet zu seyn, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da Hr. *La Cr.* sich desshalb gar nicht äusert, und wir mit seinen persönlichen Verhältnissen völlig unbekannt sind. Billig sollte ein Geschichtschreiber, der nach eigenen Erfahrungen schreibt, seinen Lesern hierüber etwas sagen. Aber nach seinem Werke zu urtheilen, ist er ein Mann von achtungswerthem Charakter, von dem man glauben muss, dass er das, was er als Wahrheit befunden, habe schreiben wollen, und dass er sich auch Mühe gegeben, was Wahrheit sey, zu erforschen. Was uns besonders gefällt, ist, dass er das Grosse, Gute und Edle überall hervorhebt, das Schlechte und Niedrige zwar keineswegs verschweigt, aber sich nicht mit Wohlgefallen bey demselben verweilt, dass er keine *chronique scandaleuse* giebt, so viel Stoff ihm das Jahrhundert Ludwig XV. auch dazu darbot. Er geht nicht auf Tadel aus und ist kein geflissentlicher Aufsucher schlechter Beweggründe. Sein Vortrag ist natürlich und würdig. Die Ordnung und Zusammenstellung zeugt von gutem Urtheil und dem Leser wird die Uebersicht erleichtert. Kurz, wir können das Werk als ein vorzüglich gutes in seiner Art empfehlen, das den Leser angenehm unterhaltend belehrt und ihn zum Denken über wichtige Gegenstände reizt, also den Hauptzweck aller Geschichte erfüllt. Doch wollen wir mit diesem wohlverdienten Lobe keineswegs behaupten, dass dieses Werk unser Ideal von einem guten Geschichtbuche erreichte. Daran fehlt Manches. Zuförderst müssen wir bemerken, dass der Vf. nicht tief genug in den Zusammenhang der Begebenheiten, in die Charaktere der aufgeführten Personen eindringt; seine Urtheile sind meistens sehr oberflächlich. Dann vermissen wir besonders, dass er bey weitem nicht verständlich genug die innere Regierung schildert. Freylich war dieses etwas schwerer, und der Vf. fand hierzu nicht sowohl Stoff in seinen Quellen, als zu Erzählung der auswärtigen Begebenheiten oder der Hof-Intriguen. Aber das Innere gehörte vorzüglich zu seinem Zweck, nämlich die allmählige Herbeyführung der Revolution zu schildern. Gewiss würde eine anschauliche Darstellung der Verfassung und Verwaltung, wie sie binnen dem Zeitraume von achtzig Jahren, welchen diese Geschichte umfasst, gewesen, und der darin vorgegangenen mannichfachen Veränderungen, höchst unterhaltend und belehrend gewesen seyn. Statt eine solche Darstellung zu geben, setzt der Vf. von den alten Einrichtungen mehr Kenntniss voraus, als seine meisten Leser haben werden, nicht nur ausser, sondern auch in Frankreich, wo die jetzt lebende Generation den Zustand, welcher vor der Revolution war, schon meistens vergessen hat und täglich mehr vergisst. Dagegen hätte der Vf. bey auswärtigen Begebenheiten, besonders solchen, welche auf Frankreich wenig oder gar keinen Einfluss gehabt, sich oft merklich kürzer fassen können. Bey der innigen Verbindung, in welcher in neuerer Zeit alle europäische Staaten mit einander stehn, muss der Geschichtschreiber eines einzelnen Staats es sich besonders angelegen seyn lassen, von allgemeinen Begebenheiten gerade dasjenige (und nicht mehr) zu erzählen, was für seinen Staat wichtig war. Diese Regel hat Hr. *La Cr.* nicht immer beobachtet. Auch vermissen wir hin und wieder genaue chronologische Bestimmungen, welche doch für die Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge oft vorzüglich wichtig sind. Zuweilen giebt der Vf. in den Anmerkungen kurze biographische Notizen von merkwürdigen Männern, bringt auch kleine Züge bey, welche sie charakterisiren. Wir wünschten, dieses wäre öfterer geschehen. Denn nichts bewirkt mehr bey dem Leser eine gewisse Vertrautheit mit dem Zeitalter, dessen Geschichte er lieset, als wenn er mit den Verhältnissen der handelnden Personen genau bekannt gemacht wird.

Von Parteylichkeit gegen einzelne Menschen und Klassen haben wir den Vf. frey gefunden, nur mit Ausnahme seiner Urtheile über England. Wir würden es der National-Eifersucht zu Gute halten, wenn er sich begnügte, die schwachen Seiten der englischen Verfassung, die Fehler der englischen Regierung mehr, als eben dieses in Rücksicht Frankreichs geschieht, hervorzuheben; aber Hr. *La Cr.* geht so weit, den Engländern Böses schuld zu geben, ohne dafür irgend einen Beweis anführen zu können. „Die englische Regierung," sagt er, „ging immer darauf aus, die heiligsten Bande der Zuneigung und des Gehorsams zwischen den Regenten und Unterthanen zu zerreissen; der Sohn des grossen Chatham's verfolgte dieses schändliche System. Da er in glücklichern Zeiten, als sein Vater, lebte, so hätte man hoffen können, er würde den insularischen Stolz in minderm Grade besitzen und sein Patriotismus werde sich mit grossmüthigen Empfindungen verbinden. Oft äusserte er wirklich Grundsätze eines allgemeinen gesellschaftlichen Wohlwollens. Aber dennoch fehlte ihm jener edle Sinn, welcher auch für das theuerste Interesse des Vaterlandes sich nie verleiten lässt, die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit zu verletzen." Vorzüglich ist, nach unserm Vf., England schuld an den Gräueln der französischen Revolution. Ist irgend etwas besonders Auffallendes in derselben, so wird sogleich englische Aufhetzung zu Hülfe genommen, um es zu erklären. Diess führt Hn. *La Cr.* in der That oft zu ganz sonderbaren Behauptungen, z. B. wie kurz vor dem Ausbruche der

Re-

Revolution die Rede davon war, die Vorrechte der privilegirten Stände aufzuheben; brachte dieses das Volk in Bewegung, zu dessen Erleichterung doch eben jene Aufhebung gereichen sollte; hier weiss der Vf. diesen Widerspruch gar nicht anders zu erklären, als weil England sich für die Aufhetzung der amerikanischen Kolonien habe rächen wollen. Die Personen und Mittel, welche die englische Regierung hierbey gebraucht habe, könne man zwar noch nicht angeben, aber diese sey sehr begreiflich noch in diplomatischen Correspondenzen verhüllet, welche erst die Zeit offenbaren werde. Doch dieser Mangel alles Beweises hindert den Vf. nicht, eine so harte und an sich ungereimte Beschuldigung der brittischen Regierung in seine Geschichte aufzuzeichnen. Es fällt ihm gar nicht ein, jenes widersprechende Benehmen des Pariser Volks aus der grossen Unwissenheit desjenigen, worauf es bey den damals streitigen Fragen ankam, und aus dem unglaublichen Leichtsinn seiner Landsleute zu erklären, mit dem sie so oft über die wichtigsten Fragen entschieden; diese Unwissenheit und dieser Leichtsinn gingen unglaublich weit, wovon diese Geschichte viele Beweise enthielt. Wie so oft, Entscheidungen von der ersten Wichtigkeit bloss durch einen Zufall, durch einen Einfall herbeygeführt wurden, davon erzählt unser Vf. ein Beyspiel, das sehr merkwürdig ist, und wir desshalb, da wir es noch nirgend anderswo bemerkt gefunden, unsern Lesern mittheilen. Bey den Debatten über die vorgeschlagenen neuen Abgaben im Parlement sagte ein Mitglied, es sey vor Allem nöthig, vom Gouvernement Etats (Anschläge), welche die Ausgaben nachwiesen, zu fodern. Wie hierüber hin und her geredet wurde, brach ein launigter Parlamentsrath in die Worte aus: *Comment Vous demandez des états? ce sont les Etats-Generaux, qu'il faut demander.* Man lachte über den Einfall, aber der launigte Mann betheuerte nun, es sey kein Spass, sondern sein voller Ernst, dass man von dem Könige die Zusammenberufung der Stände, welche seit 1614 nicht versammelt gewesen, verlangen müsse. Mehrere stimmten bey; es wurde Vieles für und wider geredet, doch in dieser Sitzung noch nichts ausgemacht. Aber das Publicum, welches von allen Verhandlungen des Parlements immer schnell und genau unterrichtet war, fand die Idee ganz sublim, und in der nächsten Sitzung wurde feyerlich beschlossen, dem Könige vorzustellen, dass die Versammlung der Stände das einzige Mittel sey, den Staat zu retten, und ihre Berufung also dringend nöthig erachtet werde. Die Stände wurden wirklich berufen und ihre nächste Folge war — die Aufhebung des Parlaments, überhaupt die Revolution. So ist also diese grosse Weltbegebenheit durch ein Wortspiel herbeygeführt. Wahrlich, bey einem Volke, dessen weiseste Männer fähig waren, so zu handeln, bedarf es nicht fremder Aufhetzung, um Leichtsinn und Inconsequenz zu erklären.

Vorzüglich lehrreich ist die Darstellung des Ganges der Literatur. Jeder irgend bedeutende Schriftsteller ist charakterisirt und sein Einfluss auf die Stimmung der Nation angegeben. Wir haben den Bemerkungen des Vfs. in diesem Fache fast immer beystimmen müssen. Nur zuweilen schien es uns, dass sein Gemälde noch mehr Eindruck machen würde, wenn es mehr auf die wichtigsten Punkte zusammengezogen wäre. Doch bescheiden wir uns gern, dass einem Fremden das Urtheil über grössere oder mindere Wichtigkeit nicht gebühre.

Jeder Band ist mit einem Inhaltsverzeichniss und das ganze Werk mit einem guten Register versehen, und wir machen um so mehr auf diesen Vorzug aufmerksam, da auch unter uns historische Schriftsteller zu vergessen scheinen, dass diese Hülfsmittel, mit denen in frühern Zeiten jedes Geschichtbuch ausgesteuert war, dem Leser, der ihre Werke gebrauchen will, sehr wichtig sind.

NATURGESCHICHTE.

MAILAND, della Stamperia e fonderia del genio tipografico: *Nuove ricerche zootomiche sopra alcune specie di conchiglie bivalvi* del cittadino *G. Mangili.* 1804. 31 S. 8. mit 1 Kpft.

Hr. *Mangili*, Prof. der Naturgeschichte zu Pavia, bereichert durch diese kleine Schrift die Geschichte der kopflosen Mollusken bedeutend, indem er die Kenntniss ihres Nervensystems vervollständigt. *Cuvier* schreibt ihnen bekanntlich nur zwey Ganglien zu, von denen das eine über dem Munde, das andere am entgegengesetzten Ende des Körpers liegt, die beide durch einen doppelten Mundstrang verbunden sind, aus welchen er alle Nerven ableitet, zugleich aber gesteht, dass er den Ursprung der Eingeweidenerven nicht kenne. Diese Lücke hat nun der Vf. durch Entdeckung eines neuen Nervenknoten ausgefüllt. Er liegt ungefähr mitten in der Substanz des Körpers, in geringer Entfernung von der Haut, besteht aus zwey seitlichen Lappen und schickt ungefähr acht Fäden ab, welche sich strahlenförmig sowohl in den äussern Theilen, als den Verdauungs- und Zeugungsorganen verbreiten und ausserdem diesen Knoten mit dem über dem Munde befindlichen verbinden. Der Vf. fand diese Bildung beym *Mytilus cygneus*, *M. anatinus* und *Mya pictorum*. Auch Rec. fand sie bey ihnen constant und nimmt keinen Anstand, sie so lange als den Bivalven überhaupt zukommende Norm zu betrachten, als nicht Untersuchungen bewährter Anatomen das Gegentheil bestimmt dargethan haben werden, indem er sie ausserdem bey fünf bis sechs andern Arten, von ganz verschiedenen Geschlechtern, wie er diess durch seine Präparate täglich beweisen kann, immer fand. Sowohl wegen seiner Grösse, wodurch er die übrigen Anschwellungen an Nervensubstanz übertrifft, als wegen seiner Lage, sofern er unter allen am meisten gesichert ist, hält der Vf. diesen Knoten für das Gehirn der Bivalven; indessen gesteht Rec., dass ihm die Analogie gegen diese Annahme scheint, indem Lage dieses Knotens und Verbreitung der aus ihm tretenden Nerven denselben vielmehr als Analogon der Anschwellungen des sympathischen Nerven darzustellen scheinen. Ausserdem finden sich Bemerkungen über das Circulationssystem und Generationsgeschäft der Bivalven angehängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kritik der neuesten Untersuchungen über Rationalismus und Offenbarungsglauben* in *Antithesen* nebst *Anhang* von M. *J. Gotthilf Sam. Leuchte.* 1813. VIII u. 254 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Diese neuesten Untersuchungen, welche der Vf. in Briefen einer Prüfung unterwirft, sind durch *Reinhard's* Geständnisse und Predigten veranlasst. *Reinhard* hatte bekanntlich einen Widerspruch zwischen dem Rationalismus und Offenbarungsglauben gefunden und dem zufolge erklärt, der Rationalist müsse, wofern er consequent seyn wolle, die übernatürliche Offenbarung verwerfen. *Tzschirner* hatte dagegen behauptet: da der Zweck der Offenbarung die Bestätigung der Vernunftreligion sey, so sey die Vernunft auch berechtigt, den Inhalt der Offenbarung nach ihren Regeln zu beurtheilen, ohne in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Wider diesen läfst nun der Vf. den Supernaturalismus auftreten, und, nach Rec. Urtheil, mit überzeugenden Gründen behaupten: die Vernunft, welche sich durch Annahme übernatürlicher Thatsachen selbst beschränke, begebe sich hierdurch gleich anfangs eines jeden Vorrechts gegen die Offenbarung, und dürfe sich nicht herausnehmen, von dem Inhalte derselben wegzuschaffen und auszustreichen, was mit ihren Bedürfnissen in keinem nothwendigen Zusammenhange stehe. Es erschien eine anonyme Schrift: Ueber die Inconsequenz des dogmatischen Systems, welche eine ähnliche Sprache führte, (späterhin kamen noch zwey gleichfalls anonyme Schriften desselben Vfs. heraus, in welchen er das der Vernunft Anstöfsige unter der Benennung *unrichtiger* Sprachweisen früherer Völker und Zeiten hinwegzuschaffen sucht, ob er gleich in der letzten behauptet, die Vernunft reiche gar nicht zu dem Göttlichen hinauf, und führe unvermeidlich zu einer absoluten Nothwendigkeit und einem Urwesen, welches aller Persönlichkeit und alles Lebens ermangle). Auf Veranlassung der ersten war eine andre erschienen unter dem Titel: Wer ist consequent, Reinhard oder Tzschirner? v. Pr. *Sachse* in **, welche beiden die Consequenz absprach und behauptet, wenn der blinde Köhlerglaube nicht gelten solle, so gebe es auch im Grunde keinen wahrhaft consequenten Supernaturalismus. Diesen und der ihm eben so wenig genügenden Lösung des Knotens vom D. *Schott*, der in der Zeitschrift für Prediger einen Unterschied des Wesentlichen und der Nebenlehren der Offenbarung aufstellt und in den letztern der Vernunft das Prüfungsrecht zugesteht, setzt der Vf. seine Ansicht mitunter in einer philosophischen Rede, einem Selbstgespräch und Dialog entgegen. Nach dieser ist die Offenbarung Erweiterung und Bestätigung religiöser Vernunftbegriffe. Die Vernunft setze, meint er, bey der Annahme und Erklärung der Offenbarung nichts weiter voraus, als das Daseyn eines Gottes, der sich dem Menschen, welcher die unmittelbare Versicherung der göttlichen Gnade bedarf, über ihn offenbaren könne und wolle, bestimme aber damit noch Nichts über den Inhalt der abzuwartenden Offenbarung; nur erkenne sie die geschichtliche Wahrheit der übernatürlichen Erscheinungen und die Möglichkeit, den wahren Sinn des durch sie autorisirten und vielfältig bildlichen Menschenwortes zu finden. Es könne aber nur das, was sich in der Bibel auf Religion und Sittlichkeit beziehe, für offenbart gehalten werden, und hierin müsse sich die Vernunft der höhern Autorität unterwerfen; in allem, was zu anderweitigen Erkenntnissen gehöre, stehe ihr hingegen die Beurtheilung zu. Wir zweifeln, dafs es dem Vf. gelungen sey, auf diesem Wege die Vernunft mit dem Offenbarungsglauben zu vereinigen und dem letztern das Primat zu sichern. Es liegt entweder die vorausgesetzte Idee Gottes, als Schöpfers und Erhalters der Welt, dessen Gnade der Mensch bedarf, durchgängig bestimmt in der Vernunft, oder nicht. Ist das Erste, so ist auch zugleich der ganze Inhalt seiner Belehrung für die Vernunft bestimmt, und sie ist die Richterin desselben. Nimmt man das Letzte auch nur theilweise mit dem Vf. an, so bleibt auch ihr ganzer Inhalt unbestimmt, und es kann keinesweges angegeben werden, was zur Religion gehört. Ja die Möglichkeit einer Offenbarung kann nicht einmal behauptet werden, da diese lediglich von den Merkmalen abhängt, wodurch der Begriff der Gottheit bestimmt worden. Könnte sie z. B. wohl ohne die Voraussetzung, dafs Gott gnädig sey, gedacht werden? Der Vf. will zwar nicht zugeben, dafs die Vernunft dem Menschen die Gewifsheit der Gnade Gottes gebe. Er setzt dem Grunde aus der Unmöglichkeit der frohen Erfüllung des Sittengesetzes ohne diese Gewifsheit die unvertilgbare Unwürdigkeit zur Glückseligkeit, welche eine Folge der Uebertretung eben dieses Gesetzes sey, entgegen, und meint, die daher entstandenen Zweifel könnten nur durch eine übernatürliche Versicherung der Sündenvergebung gehoben werden. Allein, gehen diese Zweifel aus dem Zustande des sittlichen Menschen unvermeidlich hervor, so können sie auch durch keine Of-

Offenbarung entfernt werden, da diese doch nur historisch erwiesen werden kann; historische Beweise nur zu einer, wenn gleich hohen Wahrscheinlichkeit führen; Wahrscheinlichkeit aber eine Ungewissheit nicht heben kann, welche durch einen nothwendigen Zwiespalt des Menschen mit sich selbst begründet ist. Am wenigsten aber mochte diese gesuchte Gewissheit durch einen Offenbarungsglauben bewirkt werden, wenn man diesen mit dem Vf. allein auf übernatürliche Erscheinungen stützt, die nach der Bibel auch von falschen Propheten hervorgebracht werden können. Allein dieser Glaube an die Gnade Gottes ist auch so fest in dem Gemüthe des bessern Menschen gegründet, dass alle Religion davon bey ihm ausgeht und darauf zurückkommt. Der Vf. verrückt sich überhaupt bey dieser Untersuchung seinen Gesichtspunkt dadurch, dass er die Vernunft lediglich als das Vermögen ansieht, Ideen zu bilden, und nicht als die gesammte freye und reflectirende Thätigkeit des menschlichen Geistes. In dieser, der allein richtigen Bedeutung, ist es eben die eine und ungetheilte Vernunft, welche nach ihren Gesetzen über die Annahme einer Offenbarung entscheidet, und die ihre Aussprüche prüft; sie muss, indem sie sich das Erste anmasst, auch das Recht zu dem Letzten behaupten, wenn sie consequent seyn will, und sind ihre Entscheidungen in diesem mangelhaft und unsicher, wie der Vf. will, so sind sie es auch in jenem. Vermittelst dieser Gesetze der gesammten Vernunftthätigkeit, in welcher auch die Regeln der Interpretation liegen, und aus dem Contexte ihrer Erkenntnisse wird sich auch nur das Bild von dem ihm unterliegenden Gedanken scheiden, und was bloss Bild sey, bestimmen lassen. Und welche Bibellehre gäbe es, wo dieses nicht in Untersuchung käme! Wie will der Vf. auch anders, als nach bestimmten Begriffen der Sittlichkeit und Religion, wie also anders, als durch Vernunft beurtheilen, welche Offenbarungslehren zu diesen oder zu andern Kenntnissen gehören? Wie ohne diese z. B. ausmitteln, ob die Vorstellung der Bibel von den Einflüssen des Satans auf die Körperwelt, die er zu den Religionslehren rechnet, nicht nach Grundsätzen der Physik zu beurtheilen sey? Bis sich eine bessere Auskunft findet, als die von dem Vf. angegebene, möchte der consequente Supernaturalist also wohl alles, was eine unmittelbare Offenbarung enthält, schon desswegen, weil sie es enthält, als einen göttlichen Unterricht anzusehen genöthigt seyn, der alles Klügeln der sich widerrechtlich einmischenden Vernunft zurückweiset. Die Vertheidigung des Charakters der *Reinhard'schen* Predigten gegen *Tzschirner* hätte man nach dem Titel nicht erwartet; sie befriedigt auch nicht, ob sie gleich manche richtige Bemerkung enthält.

PHILOSOPHIE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Das Erwachen der menschlichen Vernunft, als das erste Eintreten der übersinnlichen Welt in die sinnliche.* Eine Auffoderung an alle Denker, die Erscheinung des Uebersinnlichen aus einem ganz neuen Gesichtspunkte zu betrachten. Von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. 1813. 71 S. 8. (8 Gr.)

Das Erwachen der menschlichen Vernunft geschieht durchs Wort, und das Eintreten der übersinnlichen Welt in die sinnliche geschieht durch das innere Wort. So lautet die Behauptung dieser Schrift, und sie ist scharfsinnig durchgeführt, wenn man sie auch nicht ganz neu und durchaus befriedigend nennen dürfte. Wahr ist die Bemerkung, der Uebergang des Menschengeschlechts aus dem thierischen Zustande in den menschlichen sey ganz etwas anderes als der Uebergang von einer Stufe der Cultur zur andern (S. 9.), denn zwischen letzterem findet sich ein Zusammenhang, zwischen dem ersteren nicht. Eben desshalb aber möchte auch die Vorstellung von dem Hervorgehen des Menschlichen aus dem Thierischen unüberwindliche Schwierigkeiten haben. Das Erkenntnissvermögen ist nach dem Vf. das Vermögen, durch Worte zu erkennen, d. h. Erkenntnisse nicht nur zu erlangen, sondern auch zu würdigen. Jenes ist Sache des Verstandes, dieses aber das eigentliche Geschäft der Vernunft. Die Worte, wodurch wir erkennen, sind entweder innere oder äussere. Jene sind willkürliche und übersinnliche Zeichen, durch welche wir unsrer Wahrnehmungen uns bewusst werden; diese aber sind Mittel, durch welche unsre Gedanken, entweder fürs Ohr oder Auge in die Sinnenwelt eintreten, und zwar die leichtesten und sichersten (S. 10.). Wollte man auch diesen Unterschied einräumen, wiewohl ein *übersinnliches* Zeichen undenkbar scheint, und annehmen, dass alle Erkenntniss mit Sprachbildung anfange und fortschreite, so folgt daraus noch nicht, was der Vf. sagt: Alles was der menschliche Verstand wird, das wird er durch Worte; sondern der Satz liesse sich auch füglich umkehren: Alles was die Worte sind und werden, sind und werden sie durch den menschlichen Verstand. Unser Denken und Sprechen stehn in so innigem Zusammenhange, dass sie nicht getrennt zu betrachten sind, oder die Worte als Ursache der Gedanken anzusehen wären. Durch Worte ergreift man die Erscheinungen für einen zukünftigen willkürlichen Gebrauch (S. 12.), setzt Wahrnehmungen in lichtvolle Beziehungen zu einander (S. 13.), wozu Scharfsinn und Tiefsinn gehört (S. 14.). Deutlich wird uns ohne Wort nie etwas (S. 16.); aber umgekehrt, durch das *blosse* Wort wird auch nie etwas deutlich, alle Wortbildung setzt schon Erscheinungen, Wahrnehmungen, Scharfsinn voraus. Blosse Wortkenntnisse (S. 17.) ohne Beziehung auf das Bezeichnete Gedachte, sind desshalb gar *keine* Kenntnisse und lassen sich also den Sachkenntnissen nicht streng entgegensetzen. Uns scheint der Vf. den Worten etwas zu viel Wichtigkeit und Selbstständigkeit beygelegt zu haben. So ist auch die Behauptung, der Mensch gelange nicht anders als durch Worte zu *übersinnlichen* Begriffen (S. 19.), mit einer gewissen Ein-

Einschränkung zu nehmen, wenn sie wahr seyn soll. Die Synthesis von Begriffen *a priori* und die sogenannte Reinheit der Verstandesbegriffe, welche der Vf. bestreitet, wollen wir ihm Preis geben; aber wenn er fortfährt: durchs Wort setzt der Verstand das Verhältniss zwischen Ursach und Wirkung fest, durchs Wort sondert er das Mannichfaltige, scheidet das Zusammengesetzte, zergliedert das Ganze, trennt das Beysammenseyende u. s. w. (S. 27.), so liegt doch jedem Worte eine Abstraction oder Reflexion zum Grunde, ohne welche es zum nichtssagenden Zeichen würde, wesswegen sich auch die Menschen nur dann verstehen, wenn sie aus Veranlassung der Worte, dieselben Abstractionen und Reflexionen in ihrem Denken vollziehen. Heisst es nun gar: „selbst die erhabensten Begriffe, welche der Mensch hat, nämlich von Gott, Freyheit des Willens, und Unsterblichkeit des Geistes, sind *Erzeugnisse* des Worts" (S. 27.): so ist diess abermals zu viel behauptet. Der Vf. sagt: die Vernunft verschafft uns die sogenannten Ideen dadurch, dass sie alles Gute und Schöne, welches der Verstand erkannt hat, abgesondert von allem Mangelhaften und Fehlerhaften, welches in der Wirklichkeit beygemischt zu seyn pfleget, darstellt. Sie kann diess nicht ohne Worte, also sind Ideen und Ideale Geschöpfe des Wortes, durch welches sie aus dem Chaos unsrer Kenntnisse hervorgerufen werden (S. 31.). Aber woher denn das ursprüngliche Maass des Schönen und Nichtschönen, des Guten und Bösen, deren Zeichen das Wort ist? Stammt dieses aus dem Worte, oder vielmehr das Wort aus diesem? In Worten wird das Schönheitsgefühl bestimmt ausgesprochen (S. 32.), aber die Worte sind nicht die Genesis desselben, und ihre Zweydeutigkeit kann ja, wie der Vf. selbst eingesteht, zu Trugschlüssen führen (S. 36.). Ihre Unvollkommenheit hat in der Philosophie zu manchen Fehlgriffen Gelegenheit gegeben, es können dadurch viele Entwickelungsurtheile für Erweiterungsurtheile angesehen seyn (S. 37.); aber das beweist ja eben, dass unsre Erkenntniss nicht durch Worte allein zu Stande kommt.

Inzwischen fährt der Vf. nun so fort. Unser Erkennen ist ein Erkennen durch Worte, die Menschen sind durch eine ihnen eigne Naturkraft nicht zum Gebrauche der Worte gekommen; ehe der Mensch Worte von Aussen her empfängt, ist er durchaus nicht im Stande, ein Wort zu finden. Die Sinnenwelt gewährt dem Menschen viel Veranlassung zum Denken; aber Worte gewährt sie ihm nicht, die muss er mitbringen. Alles, was er in der Sinnenwelt hört und sieht, befördert, wenn er schon denken kann, die Fruchtbarkeit seiner Denkkraft eben so, wie Sonnenschein und Regen die Fruchtbarkeit des Feldes, kann aber in der Seele des Menschen, wenn keine Worte in dieselbe fallen, eben so wenig Gedanken hervorbringen, als Sonnenschein und Regen in einem fruchtbaren Felde, welches noch keinen Saamen empfing, Gewächse: denn Worte sind der Saame zu Gedanken. So wie aber ein wenig Saame sich vervielfältigen und vermannichfaltigen kann, so waren auch wohl wenig Worte hinreichend, unter den Menschen sich unendlich zu vervielfältigen. Die Länge der Zeit, die Menge der Menschen macht die Erfindung der Worte nicht erklärlich. Das innere Wort ist die einzige Erfahrung, welche wir vom Uebersinnlichen haben. Wie es den Menschen eigentlich mitgetheilt sey, dürfen wir uns keinesweges anmassen zu erdenken. Aber in den Sagen der Urwelt ist eine Spur, in den Mosaischen Erzählungen. Sie sind einer historisch-kritischen Untersuchung werth, und anders zu behandeln, wie die griechischen Mythen. In diesen Erzählungen wird gesagt, das Wort sey den ersten Menschen aus der übersinnlichen Welt gegeben, und zwar durch Gott. Durchs Wort aber konnte das Uebersinnliche eben so in die Sinnenwelt eintreten, wie es noch täglich geschieht: denn jedes Aussprechen des innern Wortes ist ein Eintreten des Uebersinnlichen in das Sinnliche. Auch wird uns dadurch das Erwachen der menschlichen Vernunft am wahrscheinlichsten, obwohl es immer noch unbegreiflich bleibt, wie den ersten Menschen die Worte mitgetheilt worden seyn mögen. Doch haben wir kein Recht, das Unbegreifliche, wenn es gegeben wird, zu verwerfen, nur erdenken dürfen wir's uns nicht. Durch eben die Worte, durch welche die menschliche Vernunft erweckt ward, offenbarte sich Gott den Menschen, und das Erwachen der menschlichen Vernunft ist, weil es aus der Sinnenwelt sich nicht erklären lässt, die sicherste Bürgschaft für die Offenbarung. Ist das Wort ein Geschenk der übersinnlichen Welt, so ist es uns das sicherste Unterpfand unsrer sittlichen Freyheit. Wir finden in den biblischen Erzählungen, wenn wir sie ohne Vorurtheil würdigen, und nie vergessen, dass Gottes Wort von Menschen nur menschlich fortgepflanzt, dass Gottes Thaten von Menschen nur menschlich erzählt werden konnten, eine Bildungsgeschichte der Menschheit, die bey aller Einfalt der Vernunft weit mehr zusagt, als alles, was die Philosophen je über diesen Gegenstand vorgebracht haben, und der Vf. will dieses durch seine Fortsetzung der vorurtheilsfreyen Würdigung Mosaischer Schriften aufs Unwiderleglichste darthun. — Obgleich nun Rec. nicht mit dem Vf. glaubt, dass alsdann „keine Dunkelheit übrig, keine Frage unbeantwortet bleibe": so hat doch diese Annahme eines übernatürlichen Ursprungs der Sprache vieles für sich, und das Wort ist allerdings eine Offenbarung des Ueberfinnlichen im Sinnlichen, die Cultur des menschlichen Geschlechts hängt an Überlieferung, also an Worten, den sinnlichen Zeichen der nach dem Uebersinnlichen, als ihrer Quelle, trachtenden Gedanken.

Jena, in d. akad. Buchh.: *Pathognomik, oder Wegweiser in das Innerste des Menschen.* 1813. 192 S. 8. (12 Gr.)

Rec. wusste anfangs nicht, was er aus dem Buche machen, ob es dem Gegenstande, den der Titel ankündigt, gewidmet, oder eine Satire auf ein elendes Lust-

Lustspiel seyn solle. Denn bey dem ersten Durchblättern des Buchs stiess er S. 106., wo der Vf. mit seinem Thema fertig ist, auf die Aeusserung desselben: „dass der Leser die schale Anwendung dieser Lehre in folgendem Lustspiele vielleicht belachen werde." Das Lustspiel, welches unter dem Titel: „*Die Bienenstöcke, ein Lustspiel in drey Akten* von *M. K. Martiny*", den Ueberrest dieser Bogen füllt, hätte Rec. nicht durchzulesen gebraucht, um mit gutem Grunde versichern zu dürfen, dass es schlecht, ja zu schlecht sey, als dass der gute Geschmack dasselbe einer Satire würdigen könne. Derselbe Grund wird auch die Abhandlung selbst, die Rec. darauf zu lesen sich nicht verdriessen liess, vor aller verständigen Satire schützen. Dass Rec. hier nicht zu viel für dasselbe hofft, glaubt er mit folgender kurzen Inhaltsanzeige von demselben darzuthun: I. *Von der Gedankenfolge* wird S. 1 — 88. gesprochen; dabey, wie es auch wohl nicht anders seyn kann, mancher interessante Punkt, wie z. B. S. 18., der Einfluss des Himmelsstriches und der Nahrung auf dieselbe berührt, aber nirgends etwas gesagt, was nicht von der Oberfläche geschöpft wäre. Hierbey ist manches, was gar nicht zur Sache gehört, herbeygezogen, wie dasjenige, was S. 49 — 60. von uns aus der Mnemonik gesagt wird. Ohne den Vf. wegen der häufigen Unbestimmtheit seiner Begriffe übrigens in Anspruch zu nehmen, kann man doch von ihm fodern, dass er von der *Physiognomik* einen richtigern Begriff, als es S. 91. geschehen ist, gebe. Denn das. heisst es, die Physiognomik sey die Wissenschaft, welche lehre, wie man von den sichtbaren Theilen des menschlichen Körpers auf die Neigungen und Leidenschaften des Menschen schliessen könne. — Was die Pathognomik sey, der doch das Buch gewidmet ist, hat Rec. nirgends gefunden. II. *Von der Aeusserung der Gedankenfolge* S. 86 — 96. und III. *Von dem Zusammenhange des Gedachten mit dem Geäusserten* (S. 96 — 106.). Diese beiden sind die gehaltleersten Abschnitte in dem ganzen Buche. S. 88. heisst es z. B.: „manchmal verrathe das schnelle oder langsame Sprechen die Art der Gedankenfolge". — Allerdings; aber wie? Dieses hätte uns der Vf. vor allem sagen sollen. — Doch Rec. hat schon viel zu viel gesagt, um dieses Geschreibe nicht mit der Bemerkung, dass es unter aller Kritik sey, abzufertigen.

MATHEMATIK.

NÜRNBERG, b. Bieling, und LEIPZIG in Comm. der Fleischer. Buchh.: *Praktische Anweisung zur algebraischen und combinatorischen Rechnung*, in Beziehung auf bürgerliche Geschäfte, mit einer methodisch-geordneten Auswahl von brauchbaren Beyspielen zur Selbstübung und für den öffentlichen und Privatunterricht; von *Joh. Wolfgang Müller*, Lehrer der Mathem. an der Ober-Realschule zu Nürnberg. 1810. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift scheint vornehmlich für angehende, zu Geschäftsmännern bestimmte Mathematiker, die sich durch Selbstunterricht mit dem algebraischen Calcul bekannt machen wollen, brauchbar zu seyn. Der Vf. ist, nach wenigen allgemeinen Begriffen, sogleich zur Auflösung algebraischer Gleichungen übergegangen, wo er anfangs bloss Ziffern gebrauchte, die verschiedenen Fälle in besonderen Aufgaben vortrug, und jede wieder durch mehrere Beyspiele zur weitern Uebung geschickt machte. Es sind hier alle diejenigen Exempel zusammengestellt, die eine ähnliche Auflösung, wie die beym Hauptproblem ausführlich gegebene, erfodern. Die Entwickelung des Ideenganges, wodurch vorerst eine Gleichung construirt wird, ist nebst dem Endresultat bey jeder einzelnen Aufgabe umständlich dargelegt und dadurch die Rechnung möglichst leicht gemacht worden. Ausser dem eigentlich Mathematischen ist auch noch durchaus auf Vorfälle im bürgerlichen Leben, z. B. Erbvertheilungen, Zins- und Disconto-, Zeit-, Bewegungs-, Vermischungs- und andere Berechnungen Rücksicht genommen worden. Das Ganze wird in 14 Abschnitten vorgetragen: 1. Von den Gleichungen überhaupt. 2. Zahlengleichungen vom ersten Grade mit einer einzigen unbekannten Grösse. 3. Dergleichen mit zwey unbekannten Grössen, nach den drey verschiedenen Methoden. 4. Mit drey und mehreren. 5. Unbestimmte Aufgaben, welche bloss auf Zahlengleichungen vom ersten Grade führen. 6. Quadratische, sowohl reine als unreine Gleichungen, wo zugleich die Ausziehung als Quadratwurzel gelehrt wird. 7. Die Buchstabenrechnung, mit Anwendung auf die Potenzenlehre. 8. Buchstabengleichungen, wo zugleich deutlich gewiesen wird, wie man bey vorkommenden Fällen die Regeln zur Ausrechnung selbst erfinden kann, folglich des Nutzen dieses Verfahrens sehr in die Augen fallend gemacht wird. Auch Anwendungen auf Fälle, die bey den Zahlengleichungen vorkommen. 9. Arithmetische Progressionen von ersten und zweyten Range mit Anwendung auf Kugelpyramiden. 10. Von den Permutationen oder Versetzungen ohne Wiederholung; mit einem Zusatze zur Darstellung der Permutationscomplexionen. 11. Von den Combinationen ohne Wiederholung, und zwar sowohl von den Verbindungen zu Zweyen, oder Combinationen für Binionen, als für Ternionen, Quaternionen, Quinionen, überhaupt für die *M*te Klasse. 12. Von den Variationen ohne und mit Wiederholungen. 13. Von den Permutationen mit Wiederholungen, nebst einem Zusatze zur nähern Erklärung derselben. 14. Von der Wahrscheinlichkeitsrechnung, mit Anwendungen auf das Lotto-, l'Hombre-, Würfel- u. a. Spiele. Vorausgesetzt sind bloss die vier Rechnungsarten mit etwas Regel de tri und Gesellschaftsrechnung. Mehrere Exempel finden sich hier, die auch nur bloss zur Schärfung des Verstandes und Uebung im Denken dienen können; z. B. S. 105 — 107., wo schwerlich je die Fälle zusammentreffen werden, dass Jemand ein solches Testament, wie in der Aufgabe, macht, und die Frau mit Zwillingen oder Drillingen niederkäme.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

MATHEMATIK.

PRAG, in Comm. d. Widtmann. Buchh.: *Astronomische Beobachtungen, an verschiedenen Sternwarten angestellt;* gesammelt und herausg. von *Franz v. Paula Triesnecker*, k. k. Astronomen zu Wien, u. s. w. *Erste* Sammlung. 1806. 120 S. *Zweyte* Sammlung. 1808. 80 S. *Dritte* Sammlung. 1808. 94 S. *Vierte* Sammlung. 1809. 118 S. 8.

Diese hier besonders abgedruckten Sammlungen erschienen zuerst in den Abhandlungen der kön. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. — Die bekannten *Ephemerides Vindobonenses*, welche seit 1757 von *Hell* und *Pilgram*, und nach *Hell's* Tode seit 1794 von *Triesnecker* und *Bürg* herausgegeben worden, haben mit dem Jahre 1806 *incl.*, also mit dem funfzigsten Bande, ihr Ende erreicht; sie waren bis dahin auf Kosten der k. k. Regierung gedruckt worden. Seit 1794 besonders waren diesen Ephemeriden als Zugaben, wodurch sie auch für die Zukunft noch brauchbar bleiben, theils eigene Aufsätze der beiden Herausgeber und anderer Astronomen, theils in Wien und auswärts angestellte astronomische Beobachtungen angehängt. Mit Vergnügen sehen die Astronomen, auch ohne die Ephemeriden, wenigstens jene schätzbaren Zugaben durch die gegenwärtigen an ihre Stelle getretenen Sammlungen fortgesetzt.

Die *erste Sammlung* enthält: 1. Astronomische Beobachtungen 1805 in Wien, von *Triesnecker* und *Bürg* angestellt. Sie zeichnen sich, wie man aus den früher bekannt gemachten in den Ephemeriden weiss, besonders auch durch fleissig beobachtete Sternbedeckungen und Planetenörter um die Zeit der Opposition und Conjunction aus. Beygefügt sind einige Beobachtungen von *Seeber* in Wien, auf der Privatsternwarte der um die praktische Astronomie so verdienten Frau Baronesse *v. Matt* angestellt. 2. Beobachtungen in Prag 1805 von Astronom *David* und Adjunct *Bittner*. S. 18. sagt der Erstere: die Sonne habe im J. 1805 das Zeichen des Krebses sehr nahe beym Meridian erreicht; desswegen habe er den Versuch gemacht, mit einem siebenfüssigen Mauerquadranten und zugleich mit einem siebenzölligen Sextanten die Abweichung der Sonne für die Culminationszeit zu bestimmen. (Allein nach den Ephemeriden trat die Sonne nicht nahe um Mittag, sondern nahe um Mitternacht in das Zeichen des Krebses ein, z. B. nach den Wiener Ephemeriden 1805, 21. Jun. 11st 46′ Prager Zeit. Auch fand ja der Vf. selbst nach S. 19., dass nach seinen Beobachtungen die Sonne um den Mittag nicht nahe an 90°, sondern erst 89° 29′ 26″ gerade Aufsteigung hatte.) Nun fand der Vf. durch den Mauerquadranten die Abweichung der Sonne im Mittag 23° 27′ 42½″ und durch den Sextanten 23° 27′ 40″; die neuesten Sonnentafeln *v. Zach's*, setzt er hinzu, geben 23° 27′ 56″. (Indess ist 23° 27′ 56″,3 eigentlich die scheinbare Schiefe der Ekliptik nach den Tafeln um diese Zeit, die Abweichung um den Mittag wäre 23° 27′ 53″,3. Da des Vfs. Resultate 10 bis 12 Secunden hiervon abweichen, so können sie freylich beide nicht sehr genau seyn: denn bekanntlich darf man die Schiefe der Ekliptik nach *Delambre's* und *v. Zach's* neuesten Tafeln auf ein paar Secunden für zuverlässig ansehen.) 3. Beobachtungen im J. 1805 zu Ofen von *Taucher* und *Huliman*, und zu Kremsmünster von *Thaddäus Derflinger* angestellt. 4. Beobachtungen zu Karlsburg in Siebenbürgen von *Joseph Bede*, bischöflichem Astronomen. Die Polhöhe von Karlsburg hatte zuvor der dortige Astronom, *Anton Martonfy*, = 40° 4′ 21″,2 angegeben; nach wiederholter Rechnung fand sie sich aber bloss 46° 4′ 8″,7. Um den Zweifel wegen dieses Elements zu heben, machte *Bede* im Sommer 1804 neuere Beobachtungen mit einem vierfüssigen Quadranten, und fand, nach *Hell's* Methode, mittelst nördlich und südlich culminirender Sterne, im Mittel aus 20 Bestimmungen 46° 4′ 16″,8; eine an sich zwar unvollkommenere Methode, das Sonnenbild am Gnomon zur Culminationszeit, gab durch 10 Bestimmungen 46° 4′ 14″,6. Auch zu Rodna (Neurodna, einem Dorfe in Siebenbürgen) hat *Bede* einige astron. Beobachtungen angestellt; dieser Punkt ist zur näheren Bestimmung der Grenzen von Hungarn und der Bukowina wichtig; die Breite fand sich 47° 25′ 19″, die Länge aus einer am 6. Aug. 1805 vom Vf. beobachteten, von *Triesnecker* berechneten Sternbedeckung 1st 30′ 2″,4 östlich in Zeit von Paris. 5. Beobachtungen in den Jahren 1802, 1803 und 1804 in Breslau vom Prof. *Jungnitz;* Bedeckung der Plejaden, 7. Febr. 1805 von *Vincentius Chiminello* in Padua beobachtet. 6. Des Abbé *Poczobut's* und Prof. *Reschka's* Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno im J. 1803 und 1804. 7. Beytrag zu geographischen Längenbestimmungen aus beobachteten Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen, von *Triesnecker*. Es werden zwar meist ältere Beobachtungen in Rechnung genommen, aber von Orten, deren Lage noch wenig genau bestimmt ist. Die ringförmige Sonnenfinsterniss 23. Apr. 1781 gab Länge von St. Domingo — 4st 49′ 6″,2 westlich in Zeit von Paris. (Die *Connaissance des tems* hat 4st 48′ 44″.) *Ferrer's* Beobachtung

tung eines ungenannten vom Monde bedeckten Sterns (nach *Triesnecker's* Unterfuchung war es *Ni* im Einfiedler) zu Neuorleans in Amerika am 19. Jul. 1801 gab, mit den durch Greenwicher Mondsculminationen verbefferten Tafeln verglichen, die Länge von Neuorleans — 6st 7' 41" oder — 6st 8' 55",9 in Zeit von Paris, je nachdem man die Ortsbeftimmung des Sterns nach *Bode's* Verzeichnifs oder nach der *Hiftoire célefte* vorausfetzt; chronometrifch fand *Ferrer* — 6st 9' 59". Die Länge von Calcutta berechnete *Triesnecker* aus einer Bedeckung des Regulus 3. März 1776 = + 5st 44' 11",5 öftlich in Zeit von Paris; mehrere Jupiterstrabanten - Beobachtungen gaben + 5st 44' 7". Die Länge von Karlsburg in Siebenbürgen beftimmt *Triesnecker* nun aus neueren Beobachtungen im Mittel zu + 1st 25' 2",7. 8. Grodno's geographifche Lage, geprüft und nach neueren Unterfuchungen berichtigt von *Triesnecker*. Der Vf. hatte die Länge von Grodno aus der Sonnenfinfternifs 5. Sept. 1793 zu + 1st 25' 33",9 in Zeit von Paris beftimmt. Dawider wurden von verfchiedenen Seiten her Zweifel erhoben, weil weder die Preufsifchen noch Litthauifchen Landesvermeffungen damit ftimmen wollten; felbft dafs in der Zeitepoche jener Sonnenfinfternifs Reichstag zu Grodno gehalten wurde, fchien dem Hn. *v. Textor* ein gültiger Einwurf gegen die Genauigkeit der Beobachtung zu feyn, die durch neugierige Zufchauer leicht habe geftört werden können. (Aus ähnlichen Gründen müfsten wohl alle Beobachtungen in grofsen und kleinen Städten verdächtig werden; der Aftronom wird fich indefs bey folchen Gelegenheiten vor dem Zudrange der Neugierigen, die nur Augen haben, um nichts zu fehen, zu verwahren wiffen.) Der Vf. wandte fich, um nähere Aufklärung über diefe bisher einzige, zur Beftimmung der Länge Grodno's dienliche Beobachtung zu erhalten, an die beiden Aftronomen, von denen fie herrührt, *Poczobut* und *Sniadecki*. Aus den Originalbeobachtungen diefer beiden Aftronomen ergiebt fich, dafs die Breite von Grodno, welche nach *Sniadecki* zuvor = 53° 36' 0" angenommen worden, im Mittel aus mehreren Beobachtungen von *Poczobut* = 53° 41' 6",4, welches mit *Textor's* Angabe zu 53° 40½' nahe übereinftimmt, dafs übrigens die Sonnenfinfternifs 1793 nicht unmittelbar in der Stadt Grodno, fondern in dem nahen Luftfchloffe Auguftow (Breite 53° 41' 15", Länge in Zeit 3",4 weftlich von Grodno) beobachtet worden fey. Hiernach findet *Triesnecker* aus wiederholter Berechnung mehrerer Hörnerabftände und des Endes der Finfternifs die Länge von Grodno im Mittel = + 1st 25' 56",6 von Paris.

Zweyte Sammlung. — 1. Aftronomifche Beobachtungen im J. 1806 auf der Sternwarte zu Wien, Prag, Kremsmünfter und Ofen angeftellt, auch Jupiterstrabanten und die Sonnenfinfternifs vom 16. Jun. 1806 beobachtet vom Prof. *Durfak* auf der Sternwarte des erzbifchöflichen Lyceums in Erlau. Auf den drey erften der oben erwähnten Sternwarten find auch die Gegenfcheine der Planeten, und an allen vier Orten die Sonnenfinfternifs vom 16. Jun. beobachtet worden. 2. Auswärtige Beobachtungen. Die Sonnenfinfternifs am 16. Jun. 1806 von *Schiegg* und *Reichenbach* in München, von *Forell* in Schweidnitz, von *Canelas* auf der Infel Leon bey Cadix, und von *Kodefch* in Krakau beobachtet; von letzterem find noch Sternbedeckungen und Finfterniffe der Jupiterstrabanten, von *Canelas* die Bedeckung des Antares am 20. März 1805 mitgetheilt. 3. Auszug aus *Piazzi's* neueften Unterfuchungen über aftronomifche Gegenftände, oder aus deffen neueftem Werke: *Del reale Offervatorio di Palermo, Libro fefto* Es find für die Aftronomen meift fehr intereffante Refultate, welche diefs fechfte Buch enthält. Der erfte Theil deffelben liefert ein Verzeichnifs von 220 mit vorzüglichem Fleifse meift um die Zeit der Nachtgleichen beobachteten Sternen; im zweyten Theile berechnet *Piazzi* die vorzüglichften Elemente der Erdbahn. Die Oerter jener 220 Hauptfterne, für welche nur am Paffageinftrument gegen 13000 Beftimmungen gemacht worden, beruhen auf der Vergleichung mit Athair und Procyon, deren Pofitionen der Vf. mit der gröfsten Sorgfalt durch Vergleichung mit der Sonne feftgefetzt hat; vielfältige Beftimmungen eines jeden einzelnen Sterns durch diefe zwey Fundamentalfterne gaben nicht über 2 Secunden Unterfchied im Bogen für einzelne Beobachtungen; aber bey der Reduction auf ebendiefelbe Epoche war die Uebereinftimmung weit geringer, und es blieben Unterfchiede von 4 bis 7 Sec., bey Alpha Cepheus fogar von 9 Sec. übrig. An diefer Disharmonie, glaubt der Vf., könnte wohl die Parallaxe der Sterne den gröfsten Antheil haben; Aldebaran indefs zeigte Unterfchiede, die fich weder aus einer Parallaxe noch auf andere Art befriedigend erklären laffen. Unter den von *Piazzi* aus feinen eigenen Beobachtungen beftimmten Elementen der Erdbahn findet er das *tropifche Sonnenjahr*, durch Vergleichung mit 7 Nachtgleichen von *Flamfteed* zwifchen 1691 — 1694, = 365t 5st 48' 50"; daffelbe fand auch *de la Caille* durch *Flamfteed's* Beobachtungen. Die Beobachtungen von *Hipparch*, *Regiomontanus* und *Walther* feyen weniger gefchickt zu diefer Beftimmung, als die Flamfteed'fchen; *Hipparch* mit feinen Armillen fcheine die Frühlingsnachtgleiche 15 Stunden zu frühe beobachtet zu haben; aus drey feiner Frühlingsäquinoctien findet *Piazzi* das tropifche Jahr 365t 5st 49' 10",2, und aus drey feiner Herbftäquinoctien 48' 52",3; auch das Mittel 365t 5st 49' 1",2 entfernt fich noch zu fehr von der Wahrheit. Die *Präceffion* macht *Piazzi* etwas gröfser, als fie gewöhnlich von neueren Aftronomen angenommen wird; er fetzt die ganze jährliche Lunifolarpräceffion = 50",39: gegen die Art, wie diefs Refultat vom Vf. gefunden worden, macht *Triesnecker* einige Erinnerungen. Die *Schiefe der Ekliptik* ift nach *Piazzi*, aus zehnjährigen Beobachtungen, für 1800 = 23° 27' 55",5; ihre Secularabnahme, wenn man die Schiefen von *Bradley*, *La Caille* und *Mayer* vergleicht, = 44",3. *Piazzi* nahm blofs auf Sommerfolftitien Rückficht, als er die Gröfse der Schiefe beftimmte; der Unter-

schied

schied der Winterfolstitien betrug vier Secunden; er glaubt, dafs diese Differenz ihren Grund in einer für Sonne und Fixsterne verschiedenen Strahlenbrechung habe; eine Vermuthung, die bisher noch zu keinem grofsen Grade von Wahrscheinlichkeit gebracht werden konnte. Aus Schiefen der Ekliptik, von *Bradley* und *Maskelyne* zwischen 1756 und 1801, und in dem Zeitpunkte beobachtet, wo der Mondsknoten im Anfange des Widders und der Waage war, fand der Vf. die gröfsere Axe der Ellipse für die *Schwankung der Erdaxe* = 18",94 oder in runder Zahl 19",0. *Maskelyne* fand nahe dasselbe, oder 19",1. Die *Mittelpunktsgleichung der Sonne* für 1805 ist nach dem Vf. = 1° 55' 25",18 (nach *v. Zach* ist sie für eben diesen Zeitpunkt nur 2",66 gröfser); die Abnahme in 100 Jahren wäre also, wenn *La Lande's* Tafeln für 1750 verglichen werden, 20",73. Aus *Maskelyne's* Beobachtungen bestimmt *Triesnecker* diese Abnahme auf 19",18 (die Theorie giebt 18",8) und die gröfste Mittelpunktsgleichung auf 1805 = 1° 55' 26",26. Die *Länge des Apogeum* für 1805 setzt *Piazzi* = 99° 34' 31",5 und dessen jährliche Bewegung im Mittel aus *Flamsteed's*, *La Caille's*, *Bradley's* und *Mayer's* Beobachtungen 62",2; das anomalistische Jahr, durch *Flamsteed's* Beobachtungen, = 365t 6st 13' 56". Die *mittlere Länge der Sonne* für den Meridian von Palermo ist nach dem Vf. = 279° 39' 43" für die Epoche 1805. *Secularbewegung der Sonne* 45' 51",59541. Verticaler *Sonnendurchmesser* im Apogeum, aus Beobachtungen der Sonnenränder am Horizontalfaden des Fernrohrs = 31' 30" 6. Sonnendurchmesser im Perigeum nach der Richtung des Aequators um 1",7 und im Apogeum nach eben dieser Richtung um 1",5 gröfser, als der Verticaldurchmesser im Apogeum. Die *Irradiation*, welche den Durchmesser der Sonne scheinbar vergröfsern soll, ist, nach *Piazzi's* Urtheil, noch keine entschiedene Thatsache.

Dritte Sammlung. — 1. Astronomische Beobachtungen im J. 1807 zu Wien, Prag, Kremsmünster, Krakau und Padua, insbesondere auch Beobachtungen der Vesta und des grofsen Kometen von 1807, an diesen vier Orten angestellt. Aus verschieden combinirten Beobachtungen hat *Triesnecker* auf sechsfache Art die Elemente des Kometen berechnet; andere Berechnungen seiner Bahn von *Santini*, *Bessel*, *Gauß*, *Oriani* werden mitgetheilt. 2. Beytrag zu geographischen Längenbestimmungen aus beobachteten Sternbedeckungen und Sonnenfinsternissen, von *Triesnecker*. Häufige Berechnungen dieser Art liefsen den Vf. einen Irrthum in den Bürgschen Mondstafeln (Pariser Ausgabe von 1806) entdecken; die 19te Längengleichung hat daselbst ein falsches Zeichen, was der Vf. einstweilen nur als wahrscheinliche Vermuthung aufstellt. (Die Vermuthung ist sehr richtig, und in *Oltmann's* Mondstafeln, welche auf die Bürgschen Gleichungen sich gründen, so wie in *von Zach's Tables abrégées de la Lune*, findet sich dieselbe Gleichung mit dem verbesserten, aus der Gleichung selbst fliefsenden Zeichen.) Unter den berechneten Beobachtungen sind auch zahlreiche von der Sonnenfinsternifs 16. Jun. 1806. Orte, die der Vf. hier nach ihrer Länge bestimmt hat, und deren Lage bisher noch mit weniger Genauigkeit bekannt war, sind folgende: Schweidnitz östlich in Zeit von Paris 56' 39",2; Brünn, aus der Sonnenfinsternifs 1806, 56' 58",5, und aus einer Sternbedeckung am 7. Sept. 1806, 57' 5",2; Dorpat 1st 37' 29",6; Lutzk 1st 31' 49",5; Moskau 2st 21' 2",7. Berlin bestimmt der Vf. im Mittel aus neueren Beobachtungen 44' 10",7; Lilienthal 26' 21",2; Marseille 12' 10",1.

Vierte Sammlung. — 1. Astronomische Beobachtungen 1808 in Wien; darunter Beobachtungen der Vesta im October, zur Zeit ihres scheinbaren Stillstandes. Die Polhöhe der Wiener Universitäts-Sternwarte, vom Hauptmann *Augustin* mit einem Reichenbachschen Multiplicationskreise beobachtet, ist nach einem Mittel der Bestimmungen 48° 12' 35",97, genau wie sie *Liesganig* gefunden hat, nach welchem bisher 48° 12' 36" angenommen wurde. Die Polhöhe von Kümmerleinsdorf, im Marchfelde, vier Meilen von Wien, fand *Triesnecker* am 7. May 1808 mit einem 10zölligen Sextanten 48° 11' 35",1. 2. Prager Beobachtungen 1808 von *David* und *Bittner*. Beobachtete Oerter der Sonne und der Vesta. Sternhöhen, mit einem 12zölligen Reichenbachschen Multiplicationskreise beobachtet, um die Gröfse der Refraction für das Klima von Prag genauer zu bestimmen. *David* hatte sich zu diesem Behufe zuvor von der richtigen Gröfse seiner Polhöhe, unabhängig von der Refraction, durch Hell'sche Methoden versichert, und solche = 50° 5' 18" gefunden. Damit liefs sich der wahre Scheitelabstand für jeden Fixstern berechnen; der Unterschied des berechneten und beobachteten Scheitelabstandes gab alsdann unmittelbar die Refraction für jeden bestimmten Grad Abstand vom Zenit. Grofse Uebereinstimmung solcher, die äufserste Aufmerksamkeit erfodernden Beobachtungen in den Resultaten für mittlere Horizontalrefraction ist nicht zu erwarten, zumal da bey kleineren Höhen die Strahlenbrechung nicht ganz dieselben Gesetze, wie bey gröfseren Höhen, zu befolgen scheint. So wäre, nach *David's* Untersuchungen, die mittlere horizontale Refraction aus der Mittagshöhe des Sirius (23½°) = 32' 6", aus der Mittagshöhe der Capella von 6° hingegen = 32' 53",3. Ferner gaben *David's* Beobachtungen, mit den Refractionstafeln des Frhrn. *v. Zach* verglichen, die Refraction für die Mittagshöhe des Sirius kleiner, als die Tafeln, um 9",9, des Procyon um 4",13, des Polarsterns bey der untern Culmination um 4",32, des Athair um 4",57, des Antares um 14",2, der Capella um 6",9. Den Unterschied der beobachteten Refraction von den Tafeln fand der Vf. bey Beteigeuze im Orion, in Vergleich mit Procyon, um 3",6 zu grofs; diese und andere Anomalieen zeigen überhaupt, wie schwierig gute Beobachtungen dieser Art sind, und welche ganz vorzügliche Gewandtheit in Behandlung der Instrumente dabey erfodert wird. 3. Beobachtungen 1807 — 1809 von *Derflinger* in Kremsmünster. Es sind unter anderm Gegenscheine des Jupiter, Saturn und

und Uranus, und eine Bedeckung der Kornähre vom 4. März 1809. 4. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Krakau vom Prof. *Littrow* im J. 1808 angestellt. Bey Gelegenheit einiger Planetenbeobachtungen werden vom Vf. Formeln mitgetheilt, die Fehler in Länge und Breite aus den Fehlern in gerader Auffteigung und Abweichung zu finden, auch, um die Fehler in geocentrischer Länge und Breite in die entsprechenden der heliocentrischen L. und Br. zu verwandeln. Der Vf. giebt ferner eine Ephemeride der Pallas nach *Gauß* Elementen, und die aus Pariser Beobachtungen von ihm berechneten Elemente des Kometen von 1799. Formeln zur Reduction des beobachteten Sonnendurchmessers auf den mittlern, auch Ausdrücke, wie aus Circummeridianbeobachtungen des Durchgangs des Sonnenbildes in Zeit der scheinbare Durchmesser abzuleiten ist. Aus 252 Beobachtungen der Dauer des Durchgangs in Zeit findet der Vf. im Mittel den Sonnendurchmesser im Apogeum = 31′ 30″,17, im Perigeum 32′ 34″,52 und in der mittlern Entfernung 32′ 1″,98. (Die Beobachtungsart des Vfs. setzt voraus, dass es zunächst der Aequatorial- oder Horizontaldurchmesser der Sonne war, was er aus seinen Beobachtungen fand. *v. Lindenau* bestimmt diesen Horizontaldurchmesser in der mittlern Entfernung aus *Piazzi's* Beobachtungen zu 32′ 2″,42, und aus 33jährigen Beobachtungen von *Maskelyne* = 32′ 1″,1. *Littrow's* Resultat fällt zwischen diese beiden Grössen.) Die geographische Länge von Krakau nimmt *Littrow* im Mittel aus vielfachen Bestimmungen zu 1st 10′ 16″ östlich in Zeit von Paris an, und die Breite im Mittel aus Beobachtungen mit einem 2½füssigen Quadranten, dessen Fehler nach *Hell's* Methode gefunden worden, = 50° 3′ 35″,4. Eine ältere, aber aus zu sehr von einander abweichenden Beobachtungen abgeleitete Bestimmung von *Sniadecki* gab für die Breite 17 Secunden mehr. 5. Sternbedeckungen, zu Berlin 4. März 1809 von *Bode*, und zu Padua 7. Dec. 1808 von *Chiminello* beobachtet.

Amberg, in d. Uhlmann. Buchh.: *Die Rechenkunst*, besonders die *Reesische Regel*, in sehr interessanten, *praktischen Beyspielen*, nebst der *Decimalrechnung*, den Anfangsgründen der *Algebra* und der Ausziehung der *Quadrat-* und *Kubikwurzel*. Kurz und fasslich dargestellt von *Joh. Georg Prändel*, Prof. d. Math. u. Phys. u. s. w. in München. 1812. 334 S. 8. (20 Gr.)

Zwar giebt es unter den neuern Rechenbüchern mehrere, wo die Rechnungsexempel nicht bloss in erdichtete Vorfälle eingekleidet, sondern wirklich aus wissenschaftlichen Fächern genommen waren; aber einen solchen Reichthum, wie hier, hat Rec. noch nirgends angetroffen. Aus der Geschichte, Erdbeschreibung, Statistik, Naturlehre, Astronomie, Chronologie, Polizey- und Finanzwissenschaft — kurz, aus allen Fächern findet man hier die gemeinnützigsten Gegenstände zur Berechnung ausgehoben, und man begreift kaum, wie der Vf. eine solche mannichfaltige Menge zusammengebracht habe, wozu gewiss keine kleine Bibliothek gehörte; oft wird das Exempel dem Leser noch mehr werth seyn, als die dabey gelehrte Berechnung desselben. Der Nutzen, den sich der Vf. davon verspricht, wird von ihm selbst angegeben: „für's erste, sagt er, hilft die arithmetische Beleuchtung durch wissenswürdige Beyspiele das, was theoretisch vorgetragen wird, ungemein schnell begreifen, nach dem alten Sprichwort: *Per exempla, brevissima via;* — zweytens überzeugt sie den Lehrling von der ausgebreiteten Anwendbarkeit der vorgetragenen Wissenschaft, und drittens bereichert sie junge Leute unvermerkt mit Kenntnissen, die für das menschliche Leben sehr interessant sind; — ja sie giebt dem denkenden Kopf Winke, über Gegenstände nachzudenken, die ihm sonst nicht so leicht in den Sinn gekommen wären." Indessen kann man von diesen Beyspielen wohl die Hälfte rechnen, welche sich bloss auf des Vfs. Gegenden, oder die baierschen Länder beziehen. Aber auch von diesen Beyspielen abgesehen, hat der Vf. sich alle Mühe gegeben, dem arithmetischen Vortrage das Trockne zu benehmen: denn über jedem Paragraphen steht mit kleinerer Schrift, was man in demselben zu erwarten hat, meist in Form einer Frage, wo die Beantwortung immer mit einer gewissen Lebendigkeit ertheilt wird. Die Hauptprobleme sind alle ausführlich durch Ziffern ausgerechnet; bey den Exempeln zur eignen Uebung ist aber das Facit nicht mit angegeben; indessen hat der Vf. versprochen, auch von diesen Exempeln die Ausrechnungen noch nachzuliefern. Bey den Verzeichnissen von den Münzen, Maassen und Gewichten ist auch das neufranzösische Maassystem mit aufgenommen. Die Lehre von Decimalbrüchen hätte wohl gleich nach der von den gemeinen, wo auch das Wesentliche von den continuirlichen oder Kettenbrüchen beygebracht ist — vorgetragen und bey den folgenden Rechnungen davon Gebrauch gemacht werden können. Eben so die Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel, wo erstere bloss in der Algebra bey den reinen quadratischen Gleichungen — als soweit der Vf. sie bloss mitnahm — die letztere aber gar keine Anwendung gefunden hat. Bey der Reesischen Regel scheint der Vf. das eigne Werk darüber, von *C. F. van Rees*, nicht vor sich gehabt zu haben, sondern das Wesentliche derselben ist aus der Proportionslehre, mit Beybehaltung der Reesischen Anordnung, entwickelt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schiegg: *Der letzte Mensch.* Eine romantische Dichtung. 1807. IV u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Ebendas.: Omegar, der letzte Mensch. Eine Dichtung. Aus dem Französischen des Hn. *v. Grainville.* Neue Ausgabe. 1811. IV u. 344 S. 8.

Die vorliegende Schrift, deren neue Ausgabe mit der ältern bis auf das Titelblatt übereinkommt, verdient zwar nicht als Uebersetzung, aber des Originals wegen, einige Aufmerksamkeit. In dem kurzen Vorberichte heisst es: „Das nachstehende Werk ist eine Uebertragung aus dem Französischen des Hn. *v. Grainville.* Die Neuheit und Gröfse des Gegenstandes, die lebendige und genialische Darstellung desselben, der Reichthum und die glückliche Mischung der Farben, die Fülle der Empfindungen, der tief treffende Blick ins menschliche Herz, die ergreifende Schilderung mannichfaltiger Situationen, — dieses und anderes hat mich angezogen, und mich bestimmt, die angenehme ausländische Frucht auf den heimischen Boden zu verpflanzen, und den Genufs mit dem deutschen Leser zu theilen, der es nicht verschmähen wird, aus der rauhen abstofsenden Wirklichkeit sich auf einige Augenblicke *in die friedliche Welt der Phantasie* zu retten, die der Zauber des Genies vor ihm aufschliest." Die cursiv gedruckten Worte stehen hier als müssige Phrase, da die imaginäre Welt, die dem Leser hier aufgeschlossen wird, zu voll von Bildern der Zerstörung und des Todes ist, um auf die Phantasie eines durch die Wirklichkeit Gedrückten wohlthuend zu wirken; übrigens sagt der Uebersetzer in seinem günstigen Urtheile nichts, was nicht der strengen Wahrheit gemäs wäre, ob er gleich die minder vortheilhaften Seiten des Werks mit Stillschweigen übergeht.

Wir versuchen es zuvörderst, unsern Lesern eine Idee von dem Plane und Inhalt des Ganzen zu geben. Der Vf. hat in das grofse Phantasiegemälde eine Handlung hineingebaut, der man es ansieht, dafs sie alle die Foderungen befriedigen sollte, die ein Batteux nur immer an die Handlung eines epischen Gedichts gemacht haben kann. Dieser Mittelpunkt, worauf das Ganze ruht, ist *der freye Entschluss* des letzten Menschen Omegar, seine Gemalin Syderie zu verlassen, an welche, als das einzige noch fruchtbare Weib auf Erden, die Fortdauer dieses Weltkörpers geknüpft ist.

Die Geschichtserzählung steigt bis zu Jahrhunderten hinauf, in denen „Grundsätze, gefährlicher als die Pest, als Erdbeben und Feuersbrünste, lange Zeit hindurch unter die Zahl wohlthätiger Wahrheiten gesetzt wurden." Die Erinnerung an die schrecklichen Folgen derselben machte das Streben der Nachwelt weiser und edler, Wissenschaften, Künste und Tugenden des Menschengeschlechts näherten sich der Vollkommenheit, (der Vf. spricht hier über seine Gewohnheit allgemein und unbestimmt,) zumal seit ein Weiser, Namens Philantor, die grofse Entdeckung gemacht hatte, den Menschen vermöge eines wohlthätigen Feuers zu verjüngen und diese Verjüngung nur wenigen Heroen der Menschheit als der Preis ihrer Mühen gewährt wurde. Doch unter dieser allgemeinen Veredlung des Menschengeschlechts erfährt die Erde die Symptome des Alters. Ihre Fruchtbarkeit schwindet; der Mond, durch sein eignes Feuer entzündet, vergeht aus der Reihe der Dinge; trotz der äufsersten Anstrengung der Menschen, weigert sich das Feld, auch nur unfruchtbares Gesträuch zu tragen. Schon erzeugt der Mangel aufs neue Zwietracht und Unheil, als ein Priester, Namens *Ormus*, die Flüsse und Seen ableiten und das Bette derselben bebauen lehrt. Er ist im Begriff, ein Gleiches mit *dem Ocean* (!) selbst zu versuchen; aber jetzt fangen die Ehen an unfruchtbar zu werden, das Antlitz der Sonne erbleicht und ihre Strahlen erkalten. Die Bewohner des Nordens verlassen ihre Heimath und drängen nach Süden, *Brasilien*, und in demselben *die Stadt der Sonne* wird der Mittelpunkt des Ueberrestes der Menschen. Nach einem zwanzigjährigen Zwischenraume wird in Frankreich, aus altem Königsstamm, noch einmal ein Kind, Omegar, geboren, welches zu sehen die Frauen aus den entfernten Enden Europa's herbeyeilen. Doch vergebens überläfst man sich neuen Hoffnungen; diesem Ereignifs folgt kein ähnliches; erwachsen lebt Omegar in einer verödeten Hauptstadt seiner Vorfahren, dürftig, mit dem Mangel kämpfend und ganz allein.

Hier treten wir in den engern Kreis dieser Dichtung. Der Genius der Erde (Erdgeist), ein Wesen, dessen Existenz an die Dauer der Erde geknüpft ist, steht auf, um die Fortdauer derselben, die ihrerseits von der Dauer des Menschengeschlechts abhängt, zu bewirken. Er macht, durch Blendwerke, dafs Omegar seinen verödeten Aufenthalt verläfst, um zu Rouen einen gewissen Idamas aufzusuchen, und dafs derselbe Idamas, schon vorher durch die Idee der möglichen Fortdauer des menschlichen Geschlechts begeistert, mit ihm und mehrern Gefährten die Reise nach Brasilien

ſilien antritt, wo Omegar das einzige noch übrige zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts fähige weibliche Weſen finden ſoll. Dieſe Reiſe geſchieht in einem Luftſchiffe, und unterwegs erzählt Idamas dem Omegar, der hierin gänzlich ununterrichtet erſcheint, das, was wir vorher von den Schickſalen des Menſchengeſchlechts anführten. Angelangt in der Stadt der Sonne werden ſie anfangs durch ein Geſetz bedroht, was jeden Fremden dem Tode weiht. Doch bald gelingt es ihnen, mit Hülfe einiger wunderbaren Erſcheinungen, (die hier überhaupt bey jeder Veranlaſſung wiederkehren,) die Amerikaner für ihre Abſichten zu gewinnen. Es wird eine allgemeine Verſammlung aller jungen Amerikanerinnen auf einer weiten Ebene veranſtaltet, Omegar erſcheint und wählt Syderien, die durch die ſtrenge naturgemäſse Lebensart ihrer Vorfahren zu dem Vorzuge gelangt iſt, das Menſchengeſchlecht allein noch erhalten zu können. Beide haben ſich ſchon vorher auf eine wunderbare Weiſe kennen gelernt, beide ſind voll grenzenloſer Liebe gegen einander und alle hoffenden Blicke ſind auf ſie gerichtet. Ihre Verbindung zu ſegnen, wird der bereits erwähnte Ormus, der weiſeſte der Menſchen, berufen, der bisher unter den Ruinen Karthagena's einſiedleriſch lebte. Bekannt mit allen Götterſprüchen weiſſagt er nur Unglück von dieſer Verbindung, doch giebt er ſo dringenden Wünſchen nach. Der Tag der Feyer erſcheint unter den Beſorgniſſen vieler, doch anfangs nicht ohne günſtige Anzeigen; man hat es gewagt, der Erde noch einmal Saamen anzuvertrauen, und findet, daſs er gekeimt hat. Ormus ſegnet die Verbindung. Die Täuſchung währt nur einen Augenblick; eine unſichtbare Botſchaft naht ihm, er widerruft ſeine Worte und weiſſagt von der Vollziehung dieſer Ehe den ſchnellen Untergang der Erde. Sein und des Idamas plötzlicher Tod beſtätigen den Zorn der höhern Mächte.

Omegar, aus dem Himmel ſeines Glückes ſchrecklich herabgeſtürzt, wird jetzt von Syderien getrennt; die Amerikaner, von der Heftigkeit ſeiner Liebe überzeugt, denken auf ſeinen Tod, um den plötzlichen Untergang der Erde abzuwenden. Durch ein neues Wunder wird es ihm indeſs möglich, ſich mit Syderien in ſein Vaterland zu retten; hier ſetzt er ſein altes einſames Leben fort, von einer gewaltſamen innern Gluth verzehrt: denn Syderie, von allem Vorgefallenen unterrichtet und durch einen Eid gegen ihren Vater gebunden, verweigert ihm die Gunſtbezeugungen der Liebe. Doch der Erdgeiſt ſetzt dieſem Hinderniſſe ein neues Blendwerk entgegen, indem er Syderien in der Geſtalt ihres abgeſchiedenen Vaters erſcheint, und ſie von ihrem Eide entbindet. Die getäuſchte Syderie kommt nun ſelbſt den heiſsen Wünſchen Omegar's entgegen und wird ſchwanger.

Jetzt ſendet Gott den Adam, der ſeit ſeinem Tode in einen Aufenthalt des Elends, dicht an den Thoren der Hölle, verbannt war, um dem Omegar Trennung von ſeiner Gattin zu gebieten. Dieſer Auftrag, welchen Adam mit dem Anſehn eines Götterboten vorträgt, mit Drohungen und Verheiſsungen unterſtützt, erweckt in Omegar's Seele einen langen und furchtbaren Kampf, deſſen Schreckniſſe hier in ihrer ganzen abwechſelnden Reihefolge ausführlich geſchildert werden. Schon entſchloſſen, wankt er nach Adams Verſchwinden aufs neue, bis ihn Gott endlich ſeine entartete gräuelvolle Nachkommenſchaft im Bilde erblicken läſst. Nun endlich entſagt er mit Feſtigkeit der Rückkehr zu ſeiner Gattin, von welcher ihn Adam früher weggeführt hatte. Dieſer Schritt entſcheidet Syderiens Tod und mit demſelben den nahen Untergang der Erde. „Schon kündigten (Worte des Vfs.) furchtbare Zeichen ihn an. Tief aus Klüften und Höhlen dröhnten jammernde und klagende Töne herauf; Seufzer erfüllten an allen Orten den Luftkreis; alles Laub in den Wäldern gerieth von ſelbſt in Bewegung; die Thiere, von Schrecken ergriffen, heulten, nahmen die Flucht und ſtürzten ſich in die Abgründe herab. Die Glocken, durch eine unſichtbare Kraft in Bewegung geſetzt, erfüllten weit umher die Luft mit dumpfem Trauergeläute; es ſchien, ſie verkündigten das allgemeine Abſterben des menſchlichen Geſchlechts. Die Berge öffneten ſich und ſpieen Wirbel von Rauch und Flammen aus. Die Fluthen des Oceans ſchwärzten ſich, und ohne daſs Winde und Ungewitter ſie in Aufruhr brachten, brüllten ſie, brachen mit Wuth ſich an den Geſtaden und wälzten Leichen daher. Alle Kometen, die ſeit Erſchaffung der Dinge die Menſchen in Schrecken geſetzt, näherten ſich der Erde, und rötheten den Himmel mit ihren furchtbaren Strahlen. Die Sonne weinte, ihre Scheibe war mit blutigen Thränen bedeckt. — *Dieſe Zeichen* trogen nicht. Der Ewige hatte im Buche des Schickſals den Rathſchluſs verzeichnet, die Erde ſo lange zu erhalten, als das menſchliche Geſchlecht die Fähigkeit, ſich auf derſelben fortzupflanzen, beſitzen würde. Er ſah, daſs Syderie die Flucht ihres Gatten nicht überleben, und ſo das einzige noch fruchtbare Weib dem Tode zufallen werde. Von ſeinem Verſprechen, und den Geſetzen, die er ſich auferlegt hatte, entbunden, gab Gott das Zeichen zur Auferſtehung der Todten. Die Himmel beantworteten es mit Frohlocken, die Hölle zitterte, und ihre Bewohner ſenkten ſich tiefer in die Flammen, um ſich darin zu verbergen. Die Engel, die am Fuſse des Thrones Gottes ſtanden, lieſsen die Trompete des letzten Tages erſchallen, daſs ihr Ruf an den Grenzen des Univerſums wiederhallte. Alsbald beeilten ſich alle Körper, die Beſtandtheile menſchlicher Leiber in ſich ſchloſſen, ſie zurückzugeben. *Im Norden brach das Eis, um ihnen einen Durchgang zu öffnen. Unter den Wendekreiſen wogte der Ocean und warf ſie an ſeine Ufer aus. Sie gingen aus den Gräbern, die ſich öffneten, aus den Bäumen, die ſich ſpalteten, aus den Felſen, welche borſten und aus den zuſammenſtürzenden Gebäuden hervor.* Die Erde war nichts, als ein ungeheurer Vulcan mit unzähligen Oeffnungen, aus welchen Gebeine und Aſche verſtorbener Menſchen kamen."

Ome-

Omegar ist Zeuge dieses wundervollen Auftritts. Drey Stunden genügen, um alle Theile der Verstorbenen zu vereinigen; dann gebietet Gott der Erde Ruhe und eine Grabesstille folgt dem Aufruhr. Sie führt in die Brust des erschütterten Omegar eine Art von Hoffnung zurück, er richtet seinen Weg auf Paris, aber es ist nicht mehr! Mit Wehmuth betrachtet er die Sonne, die sich, vielleicht zum letzten Male, ins Meer senkt. Ihrem Untergange folgt nicht, wie sonst, die Dämmerung, sondern Finsterniss mit verhängten Zügeln; sie ist von der Nacht, in einer allegorisch-witzigen Rede, dazu aufgefodert worden. Omegar begiebt sich in ein einsam stehendes Haus, worin zuletzt ein gewisser Tibes gelebt hat, der nebst seiner Gattin entseelt auf dem Lager daliegt. Er besieht das Haus und findet eine auserlesene Bibliothek, der Gedanke an den bevorstehenden Untergang dieser Schriften überfällt ihn. „Das sind also die Werke," sprach er, „die der Mensch so eitel unsterbliche Werke nannte. Morgen vielleicht werden sie nicht mehr seyn. Ha! diese Welt mag vergehen; mich dauert eine Wohnung nicht, die auf allen Seiten in Trümmer zerfällt; *aber ich weine über diese Schriften, die die Presse unaufhörlich verjüngte, und die noch so schön sind*, als wären sie eben erst dem Publicum von den Händen ihrer Urheber übergeben worden. Welche Vortrefflichkeit kann denn einem Gott beywohnen, der die Schöpfungen des menschlichen Geistes wie nichts betrachtet, und sie der Vernichtung übergiebt?" Ein von Tibes nachgelassenes Papier, welches ausdrücklich zu diesem Zweck geschrieben scheint, bringt ihn auf bessere Gedanken. Bey seiner Rückkehr findet er die Körper des Tibes und seiner Gattin verjüngt, sie ermangeln nur noch ihrer Seelen, die im Aufenthalte der Schatten umherirren und sich nach Wiedervereinigung mit den Körpern sehnen. Der Schlag zwölf Uhr erschüttert den Omegar mit dem Gedanken an den nahen Untergang aller Dinge und an Syderien; nach einem Gebet für sie entschlummert er.

Syderie ihrerseits ist gleich nach der Trennung von Omegar schrecklichen Ahndungen zum Raube geworden, ihn suchend irrt sie in gränzenloser Angst umher, die selbst durch die Scenen der Vernichtung, wovon sie Zeugin ist, wenig Zuwachs erhält. Auf Omegar's Gebet gewährt Gott der Verzweifelnden einige Linderung und lässt ihr durch Engel im Traume erhebende Gesichte erscheinen. Die alles umgestaltende Trennung der menschlichen Atome hat den Genius der Erde aufgeschreckt, der sich in seiner Werkstatt, im Mittelpunkte der Erde, befindet. Unruhig und ungewiss über die Ursachen der ihm unbegreiflichen Erscheinung schwingt er sich auf die Gipfel der Pyrenäen, wo er die Lage der Dinge erkennt, und zugleich an Hesperiens Grenzen den Tod erblickt, der sich zur Ausrottung der Reste des Menschengeschlechts anschickt. Er wendet seine ganze sophistische Beredtsamkeit an, um ihn zur Schonung Omegar's und Syderiens zu vermögen, deren Nachkommenschaft ihm, dem bisher aus Mangel an Beute Abgezehrten, neue Wirksamkeit und neue Kräfte verspreche, und es gelingt ihm fast über Erwarten. Der Tod verspricht, des Paars zu schonen, und weiset den Erdgeist in seine Wohnung zurück. Aber bald hat er sich an dem Tibes, dessen zur Unsterblichkeit verjüngten Körper er vergebens zu tödten sucht, von dem nahen Ende seiner Herrschaft und der Erde überzeugt, und unwillig, sich getäuscht zu sehen, mordet er Syderien vor des bestürzten Genius Augen, der die Geister der Hölle umsonst zu seiner Rettung beschworen hat, und, von schrecklicher Angst gefoltert, auf die Erde zurückgekehrt ist. Mit Syderiens Tode ist das Schicksal der Erde entschieden. Die Mächte des Himmels haben sich auf die Wolken herabgelassen, die herumirrenden Todten, ja, die Teufel selbst haben sich versammelt, diesen Auftritt mit anzusehn. Jetzt erlischt die Sonne, die noch einmal, wiewohl bleich, strahlenlos und ohne die Gestirne zu verdunkeln, aufgegangen war. „Die düstre Nacht des Chaos deckte die Erde; Klagetöne drangen aus Bergen, Felsen und Höhlen hervor, und die Natur seufzte. In der Luft erscholl eine klagende Stimme und rief: das Geschlecht der Menschen ist todt." Starr sind die Blicke des verzweifelnden Genius auf Syderiens Leichnam gerichtet. Nach einem bittern Wortwechsel mit dem Tode muss er selbst den Kampf mit ihm beginnen. Vergebens verschanzt er sich hinter einem Vulcan brennbarer Stoffe, dessen furchtbare Explosion die Erde trennt und die Alpen und Pyrenäen hoch in die Lüfte schleudert. Der Tod erreicht ihn mitten in diesen Flammen. Mit seinem Absterben weicht die Finsterniss von der Natur und die Morgenröthe der Ewigkeit bricht an, deren Fortgang, so wie das fernere Schicksal des Omegar, den Blicken des Dichters verschleyert bleibt.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Preise.

Die Societät der Wissenschaften zu Haarlem hat eine Reihe von Preisfragen für die Jahre 1814, 1815, 1816 und für unbestimmte Termine bekannt gemacht. Da der Termin für 1814 so nahe bevorsteht, dass in der Zwischenzeit keine Beantwortungen möglich sind, so werden bloss die für die folgenden Jahre hier angezeigt. Die Beantwortungen können in holländischer, französischer, lateinischer oder deutscher Sprache (letztre mit latein. Buchstaben geschrieben) abgefasst seyn, und werden an den beständigen Secretär, *van Marum*, auf die gewöhnliche Weise mit versiegeltem Namen franco eingesendet. Der Preis für jede Frage ist 150 holl. Gulden, oder eine goldne Medaille von diesem Werthe. Die Gesellschaft macht es aber, bey Verlust des Preises, zur ausdrücklichen Bedingung, dass kein Preisbewerber seine

seine Schrift eigenhändig geschrieben habe, sondern in einer Abschrift einschicken möge. Hier folgen ihre eignen Worte:

La Société répète les quatre questions suivantes, dont le terme du concours étoit échu, pour y répondre

Avant le 1. Janvier 1815.

I. „Quelles espèces de plantes graminées fournissent dans les prairies des terreins sablonneux, argilleux et marecageux les alimens les plus nutritifs aux bêtes à cornes et aux chevaux; et de quelle manière peut-on les cultiver et les multiplier le mieux au lieu de ces plantes, qui sont moins utiles dans ces prairies?"

II. „Jusqu'à quel point peut-on juger de la fertilité des terreins, soit cultivés, ou non cultivés, par les plantes qu'on voit végéter naturellement dans ces terreins; et quelles indications donnent-elles de ce qu'on peut ou doit faire, pour l'amélioration de ces terreins?"

III. „Que sait-on de l'écoulement de la sêve de quelques arbres ou arbrisseaux au printemps, comme p. e. de la Vigne, du Peuplier, de l'Orne, de l'Erable et d'autres; que peut-on apprendre à cet égard par des observations ulterieures; quelles consequences peut-on en déduire concernant la cause, qui fait monter la sêve dans les arbres et dans les plantes; et quelles instructions utiles pourra-t-on tirer du progrès de la science à l'égard de ce sujet, pour la culture des arbres utiles?"

IV. „Quels sont les avantages de la gelée et de la neige dans ce païs, pour la culture des plantes utiles? Que peut-on faire pour augmenter leur influence bienfaisante; et quelles précautions l'expérience a-t-elle appris être les meilleures, afin de prévenir les dangers d'une forte gelée pour les arbres et les plantes?"

Et la question suivante, pour y répondre

Avant le 1. Janvier 1816.

„Comme l'analyse chimique des végétaux, malgré les progrès considerables qu'on y a fait les dernières années, n'est pas encore reduite à ce degré de perfection, que l'on puisse se fier en tout cas aux resultats, puis qu'ils diffèrent quelquefois considérablement après des analyses soigneusement faites de la même manière, et comme les connoissances de la nature des plantes, de leur plus ou moins grande utilité pour la nourriture, et de leur vertus medicales en dépendent en grande partie, la Société offre la double medaille d'or de la valeur de trois cents florins d'Hollande à celui, „qui par des expériences répétées ou nouvelles (qu'on aura trouvé exactes en les répetant) aura réduit l'Analyse Chimique des plantes au plus haut degré de perfection, et aura écrit le précis le plus parfait des procédés les plus convenables, pour faire l'analyse chimique des matières végétales en tout cas par la voye la plus simple, mais en même tems la plus certaine, de manière qu'on obtienne toujours, en répetant avec soin les procédés, les mêmes résultats."

Et la question suivante

Pour un tems illimité.

„Un catalogue exact des mammifères, des oiseaux et des amphibies, qui n'étant pas des espèces transportées d'ailleurs, se trouvent naturellement dans ces païs-ci, contenant leurs differens noms dans différentes parties de ce païs, et leurs caractères génériques et specifiques, decrits en peu de mots suivant le système de Linné, avec indication d'une ou de plusieurs des meilleures représentations de chaque animal?"

La Société propose, pour cette année, les cinq questions suivantes, prises des Sciences Physiques, pour y répondre

Avant le 1. Janvier 1815.

I. „Comme l'expérience et les observations faites depuis des temps immémorials ont demontré, que tous les bras de mers formés par les écoulemens des eaux de rivières et de lacs, qui se dechargent dans la Mer du Nord, sont transportés de plus en plus vers le Sud, à cause des lits de sable qui se forment, et qu'aux endroits, ou ces flux ont formé plus d'un bras de mer, ceux qui sont situés vers le midi, sont les plus profonds, et que les autres vers le Nord perdent leur profondeur, la Société demande, de quelle manière ce phénomène doit être expliqué: „quelle en est la cause Physique? — Et qu'on en déduise et demontre, qu'est ce qu'on en doit attendre à l'avenir?"

II. Comme l'air atmosphérique devient mephitique dans un tems plus court par des charbons qui s'allument, que par des charbons ardens, quoique les derniers à quantité égale transforment un plus grands quantité d'air vital (gaz oxygène) en acide carbonique, et comme les asphyxies subites, observées dans un air gaté par des charbons qui s'allument, ne peuvent pas être attribuées à l'expulsion de cette quantité d'air qui est absorbé par les charbons pendant leur extinction, et qui y subit quelque altération, la Société desire: „qu'on examine par des recherches expérimentales, quelle altération l'air atmosphérique subit par des charbons qui s'allument; qu'on le compare avec l'altération effectuée par des charbons ardens; et qu'on détermine de cette manière, à quelle cause les asphyxies subites, causées par des charbons qui s'allument, doivent être attribuées?"

III. „Quelle est l'origine du carbone dans les plantes? Est ce qu'il est produit par la végétation même soit entièrement soit en partie, comme les expériences de Mr. von Crell paroissent prouver, et comme quelques Physiciens supposent? — Si c'est ainsi: de quelle manière s'opère cette production? — Si non: de quelle manière s'opère alors l'absorption du carbone par les plantes? Se fait-elle après qu'il est combiné avec l'oxygène et transformé en acide carbonique, ou de quelque autre manière?"

La Société désire que cette question soit éclaircie par des recherches expérimentales. Une contemplation théoretique de ce sujet ne sera pas considérée comme une réponse.

IV. „A quoi peut-on attribuer le fer, qu'on voit paroître dans l'analyse de quelques plantes? — Peut-on l'attribuer en tous cas à des particules de fer, que les plantes ont prises avec leurs nourritures: ou peut-on évidemment prouver par des observations, qu'il est produit, au moins dans quelques cas, par la végétation même? et quelle lumière répandent ces observations sur d'autres branches de la Physique?"

V. „Quelles sont les propriétés et caractères des huiles grasses ou exprimées les plus usitées? Peut-on déterminer par une exacte connoissance Physique et Chimique, pour quoi telle espèce de ces huiles est plus propre qu'une autre aux usages differens, comme à la nourriture, à l'éclairage, à la peinture etc. Et peut-on déterminer après un tel examen, quelles sont les plantes oleagineuses moins connues qui pourroient être cultivées avec avantage?"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schiegg: *Der letzte Mensch.* u. s. w.

Ebendas.: Omegar, der letzte Mensch. Aus dem Französischen des Hn. *v. Grainville* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Schon diese unvollkommene Inhaltsanzeige wird unsre Leser überzeugt haben, dass hier von keinem alltäglichen Erzeugnisse die Rede sey. Es herrscht in dem Werke des Vfs. ein so eigenthümlicher und grösstentheils kühner Geist, dass man leicht fühlt, die Anregung sey ihm nicht vom Boden seiner vaterländischen Literatur gekommen, auch möchte es schwer halten, einen Dichter seiner Nation von ähnlichem Geiste aufzufinden, *Chateaubriand*, nach dem sich der Vf. jedoch nicht bilden konnte, etwa ausgenommen. Offenbar ist der Einfluss ausländischer Literatur auf den Vf., der selbst mehrere wichtige poetische Werke der Italiener, Engländer u. a. in das Französische übertragen hat, und bey dem sich daher auch vertraute Bekanntschaft mit den grossen religiösen Epopeen des Auslandes voraussetzen lässt. Hieraus, und vielleicht aus individuellen uns unbekannten Verhältnissen des Dichters, während und nach der Revolution, erklärt sich dieser eigenthümliche Schwung, diese Energie, womit er die Bilder des Todes und der Zerstörung auffasst, diese düstern melancholischen Schatten, die, dem Geiste seiner Nation fremd, auf einem grossen Theile seines Gemäldes ruhen. Seine Schilderungen — die glänzendste Seite seines Werks — sind meistens im hohen orientalischen Stil, voll sinnlichen Reichthums, und einer Pracht, die nicht auf leerem Wortprunke beruht. Obgleich das Gedicht der äussern Poesie des Sylbenmaasses entbehrt, und der epische Ton sich desshalb oft zum Tone der Erzählung herablässt, so erhebt sich doch der Ausdruck, von einem angemessenen prosaischen Numerus unterstützt, zum Theil mit voller poetischer Kraft, und scheint mitunter durch die Prosa sogar gewonnen zu haben.

Mit diesem Lobe ist indess, genau genommen, noch nicht viel gesagt. Wie weit mehr würde erfodert, um das Gedicht, zumal als Epopee betrachtet, gelungen zu nennen. Es liegt zum Theil in der Natur des Stoffes, dass man es aus diesem Gesichtspunkte betrachten muss; die unbestimmte Benennung *romantische Dichtung*, welche das erste Titelblatt führte, war offenbar unpassend und ist mit Recht auf dem spätern unterdrückt worden. Ein deutscher Dichter, *Sonnenberg*, hat in unsern Tagen den gleichen Stoff in einer Epopee behandelt, nicht mit uneingeschränktem Beyfall, und wie sehr war der französische Dichter gegen den deutschen gleichwohl im Nachtheil, durch das Genie seiner Sprache, den Mangel des heroischen Versmaasses und des Sylbenmaasses überhaupt. Von dieser Seite kündigt sich das deutsche Werk sogleich als das bedeutendere, poetisch vollendetere an. Ueberhaupt ist der Abstand beider gross, und in der ersten Begründung des Stoffes verfolgt das Genie der Vff. schon entgegengesetzte Richtungen. Bey *Sonnenberg* ist es das moralische Verderben der Menschheit, welches den Untergang der Erde nach sich zieht. Sobald diess angenommen war, gestaltete sich gleichsam von selbst die Handlung des Epos; (wir behaupten nicht, dass *S.* sie aufs beste gestaltet habe;) um den vorherzusehenden Untergang abzuwenden, mussten Anstalten gegen jenes Verderben getroffen werden. Bey Herrn *v. Grainville* geht die Erde unter, weil sie gealtert hat, dem natürlichen Laufe der Dinge und dem Willen Gottes gemäss; das moralische Verhalten der Menschen kommt dabey nicht in Betrachtung, auch ist das Menschengeschlecht nicht unvollkommener, sondern vollkommener geworden. Hier boten sich also nicht, wie bey *Sonnenberg*, von selbst Momente dar, welche der Katastrophe entgegenwirkten, wie es doch, um Handlung in das Epos zu bringen, nöthig war; der Vf. musste diese Gegenwirkung frey aus eigner Phantasie erschaffen, und er fand sie in der eigennützigen Vorsorge des Erdgeistes für das Menschengeschlecht. Die Frage, welcher von beiden Dichtern passender motivirt habe, möchte wohl zu Gunsten des deutschen entschieden werden müssen; der von ihm eingeschlagene Weg scheint uns natürlicher, fruchtbarer und dem Geiste der Epopee gemässer; bey der Art, wie der französische Dichter den Stoff aufgefasst hat, wirkt er gewissermassen tragisch, im Geiste der alten Tragödie. Von Anfang herein erscheint das Loos der Erde, wie das Schicksal der Alten, unabwendbar; die Gegenanstalten des Erdgeistes sind bestandloser Art, wenn gleich das Gedicht dadurch auf mehrern Punkten Handlung und Leben erhält. Ob es gleich nicht an Erregung wechselnder Leidenschaften fehlt, so ist es doch die schmerzliche Idee des stufenweisen, unabwendbaren Hinwelkens und Absterbens, welche sich ergreifend durch das Ganze ausbreitet, und ihm einen mehr düstern und melancholischen, als majestätisch furchtbaren Charakter aufdrückt.

Die Maschinerie ist unvollkommen. Gott handelt nicht auf das consequenteste, und dem Charakter des

des vollkommensten Wesens gemäfs; der Tod verräth durch witzige Reden seine allegorische Abkunft. Die Geister der christlichen Mythologie, Engel und Teufel, erscheinen, zumal die letztern, nur, um Zuschauer abzugeben. Am thätigsten beweisen fich Adam und der sonderbare Erdgeist, der ganz das Erzeugnifs des Dichters ist und unter den übrigen wirkenden Personen gar fremd erscheint.

Auffallend schwach, oder wenn man will, ungeübt, hat fich der Dichter in der scenischen Anordnung des Stoffes gezeigt. Man kann das Unvollkommene dieser Anordnung aus unserm oben gegebenen Auszuge minder erkennen, weil wir, um nicht die Leser abzuschrecken, alles in eine natürliche Ordnung zu bringen gesucht haben; zum Theil aber wird man es schon aus dem Umstande abnehmen, dafs das Gedicht selbst mit der Sendung Adams an Omegar beginnt. Alles Vorangehende erfährt man aus der Expofition, welche mehr als die Hälfte des Buches einnimmt. Der Dichter hat es zugleich übel getroffen, dafs diese Expofition durch eine sehr lange Erzählung des Omegar geschieht, während welcher Adam nur eine dürftige interlocutorische, Syderie aber eine völlig stumme Rolle spielen muss. Zugleich ist in dieser Expofition die sogenannte Einschachtelungsmethode sehr weit getrieben. Das Ganze des Gedichts erscheint nämlich als eine Vifion, welche der Dichter in einer Höhle bey Palmyra gehabt haben will. Aus dem Munde des Dichters vernehmen wir, was Omegar vor seinen Augen dem Adam erzählte; in Omegar's Vortrag aber ist wiederum eine lange Erzählung des Idamas eingeschaltet, und in dieser werden wiederum Ormus und andere redend eingeführt, so dafs wir manches erst durch die vierte Hand erfahren. Offenbar hat diese Anlage des Ganzen etwas Verworrenes und Mühsames. An fich selbst schreitet die Handlung in der Expofition gleichwohl leichter und rascher vorwärts, als weiter hin, wo die Darstellung gedehnter wird und störende Episoden den Gang der Geschichte aufhalten.

Wir haben manches zum Nachtheile des Vfs. gesagt; es sey uns daher erlaubt, noch auf einige Einzelnheiten dieses Gedichts aufmerksam zu machen, die den Leser gröfstentheils für die minder gelungene Compofition des Ganzen entschädigen werden. Dahin gehören unter den Personen die Charaktere Omegar's und Syderien's, (letztere insbesondere ist eine zarte anmuthige Gestalt,) des Idamas, Philantor, Ormus, zum Theil auch Adams, (der tiefen Schmerz und den regsten Antheil an seinen Nachkommen offenbart,) die Beschreibung der verödeten Erde im Anfang, die Katastrophe des Mondes, welche früh erfolgt, die Beschreibung der Sonnenstadt, der Ruinen Karthagena's, der versammelten Töchter Amerika's, mit reizendem Anstande durchgeführt, u. f. f. Dagegen find die Reden oft declamatorisch und zur Unzeit witzig, und dafs nicht alle Erfindungen des Vfs. dem Gegenstande angemessen find, wird man zum Theil aus den oben angegebenen Stellen schon bemerkt haben.

Der Uebersetzer erscheint zwar seinem (nicht eben schweren) Geschäft ziemlich gewachsen, indessen ist ihm sein Vorsatz in der Ankündigung, es dem Leser so wenig als möglich merken zu lassen, dafs er eine Uebersetzung vor fich habe, nicht völlig gelungen. Ein paar Mal ist der Periodenbau, die Stellung der Fragen, der Ausrufungen u. f. f. noch französisch; auch manche Ausdrücke lassen das Original mehr, als der Genius der deutschen Sprache verstattet, hindurchscheinen, z. B. S. 60. 165. 322. In dem Namen des brafilianischen Königs *Aglaure* ist die Endung nicht deutsch; es musste Aglaurus, Aglauros oder Aglaur heissen. Der Genitiv von Idamas sollte nicht *Idamasens* heissen. Eine Sonderbarkeit des Vfs. ist es, dafs die Priester durchgängig *Diener der Altäre* und Adam gar zu oft *Vater der Menschen* genannt wird.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) ROSTOCK, m. Adler. Schriften: *Supplementa ad Buxtorfii Lex. chald. talmud. et rabbin.* dictionis V. et N. Testamenti ratione habita. Diss. theol. philologica, quam pro summis in Theologia honoribus capessendis scripfit *Ant. Theod. Hartmann*, Theol. P. P. O. 1813. 44 S. 4.

2) *Ebendas.*: *Epistola*, qua *O. Gerh. Tychsenii* etc. *Solemnia semisecularia* piis votis prosequitur *Ant. Theod. Hartmann*. Insunt *Supplementa ad Gesenii Lexicon hebr. e Mischna petita.* 1813. 16 S. 4.

Beide unter dem gemeinschaftlichen Titel:

Supplementa ad Buxtorfii et Gesenii Lexica. Scripfit *A. Th. Hartmann.*

Seit langer Zeit sahen wir keine Gelegenheitsschrift dieses Faches, in welcher Proben aus so reichen, so zweckmäfsig und mit solchem wissenschaftlichen Interesse angelegten Collectaneen mitgetheilt würden, als in den vorliegenden. Der Vf. widmete seit längerer Zeit der Mischna, den Targums und andern jüdischen Schriften und Interpreten ein sorgfältiges Studium, theils zum Behuf der alttestamentlichen Schriftauslegung, bey welcher er über zu grosse Vernachläffigung der Rabbinen klagt (Nr. 1. S. 2—5.), theils zur Aufklärung des N. T., in der Abficht, einst in *Lightfoot's* und *Schöttgen's* Fufstapfen tretend, seine Sammlungen dem Publico in einem „*N. T. ex aramaeis judaicisque fontibus illustrato*" vorzulegen (ebend. S. 1). Bey dem Gebrauche des Buxtorf'schen Wörterbuchs zeigte fich ihm, wie manche Zusätze und Verbesserungen dieses zuliefse, und er schrieb daher diesem seine Sprachbemerkungen bey. Bey diesem Studio erneuerte fich dem gelehrten Vf. leicht die Ueberzeugung, dafs in der Sprache der ältern Theile des Talmuds, deren Bestandtheile zum Theil über Chr. Geb. hinaufgehn, nicht wenig althebräisches Sprachgut erhalten sey, wovon die alttestamentliche Lexicographie Nutzen ziehen könne. Er zeichnete solche Beyspiele dem Geseniusschen Wörterbuche bey und zunächst aus diesen Sammlungen entstanden die beiden

den vorliegenden Programmen, welche einen für jeden Freund dieser Studien höchst erfreulichen Beweis für den lebendigen und fruchtbaren Eifer des Vfs. für hebräische Literatur ablegen. Wir betrachten sie jetzt einzeln etwas näher, und fügen einige Bemerkungen bey.

Nr. 1 theilt sich in zwey Haupttheile, *Zusätze* zu *Buxtorf* und *Verbesserungen* desselben. Die *ersteren* sind unter folgende Rubriken geordnet: 1. Fremde ins Talmud. aufgenommene Wörter. Wir wundern uns, dass Hr. *H.* nächst *Cohen de Lara* nicht des Buches *Or-Esther* der Hnn. *Bondi*, Dessau 1812 (s. A. L. Z. 1813. Nr. 104), welches gute Zusätze zu Buxtorf enthält, gedacht hat. Auch נסא νησος S. 9 hätte dahin gehört. 2. Andere ausgelassene Wörter. Wir erlauben uns folgende Bemerkungen. מיטך *porticus* als chaldäisch oder rabbinisch aufzuführen, berechtigt keineswegs Aben Esra zu Ps. 42, 5; denn er erklärt hier סך geradezu durch das biblische מוסך השבת, durch 2 Kön. 16, 18, und die Bemerkung ist daher ohne wirklichen Ertrag. עֲרִי, جمد Eis, Kälte, wird unrichtig von קֶרַח (*a rad.* קרר) abgeleitet, mit Verwechselung des ע und ק, es ist der Etymologie nach ganz verschieden, nämlich von جمد, عرا (für عرى) *adhaesit*, *apprehendit*, *tenuit*, dah. جمد etwas Zusammenhaltendes, *Festes, Hartes*, mithin auch *Kiesel*, *Eis*. (Vgl. Hiob 38, 30 und über die *Verba tenendi et adhaerendi* Gesenius u. d. W. אחז). Die Grundbedeutung ist also hier *Eis*, wie dieses auch bey קֶרַח der Fall ist, nur dass es dort von dem Begriff der *Glätte* ausgeht, wovon auch קֵרַח Glatt-, Glatzkopf, قرس glattstirnig, ungehörnt u. s. w. So ist auch מַעֲרַע 3 Mos. 23, 24 keineswegs Ein Wort mit dem hebr. מִקְרָא, wofür es steht. — 3. Ausgelassene *Bedeutungen* (S. 12—21). Wir bemerken Folgendes. Dass גנב eigentlich bedeute: *per devios occultosque tramites profugere*, ist aus d. a. O. Jer. 23, 10 keineswegs erweislich, denn גְּנֵבַת אָרְחֹתֵיהֶן ist gewiss nach der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen: ihr Weg ist verstohlen, vgl. Richt. 5, 6: אֳרָחוֹת עֲקַלְקַלּוֹת verstohlne Wege. Eine ähnliche Urbedeutung von גנב versuchte, aber unnöthig, *Michaelis* in den *Supplemm.* S. 338. Eben so wenig dürfte *Buxtorf* für נָהַר die Bedeutung *aperire* aufgenommen haben, wegen 1 Mos. 3, 7; denn אִתְנְהָרָן ist dort: (die Augen) wurden erleuchtet. Das hebräische מַנְהָרָה ist aber von نهر graben. Die Bemerkung, dass *lingua tertia* für verläumderische Zunge stehe, welche zu תְּלִיתַי nachgetragen wird, hat *Buxtorf* selbst u. d. W. לִישָׁן, wohin sie auch eher gehörte, viel fruchtbarer vorgetragen und durchgeführt. Auch des Vfs. Citat 1 Mos. 1, 16 Jon. steht dort. — 4. Ausgelassene Formen und Citate, unbedeutend. Dass תְּלָתָא *dritter* bedeute, und von *Gesenius* ausgelassen sey, ist nicht richtig. Es bedeutet nur *drey*, und ist auch so aufgeführt worden. — 5. Weitere Erläuterungen kürzerer Angaben bey *Buxtorf*, deren mehrere sich auf Sachen beziehn. Ueber חִימֵּשׁ = מֵמֵשׁ wird die Vermuthung gewagt, dass מ mit ב und ו, und dieses wiederum mit ח verwechselt sey, was uns etwas hart scheint. — 6. Bemerkungen zur Erläuterung des N. T. Zur Erläuterung des Taufbefehls wird passend die Formel verglichen: *circumcidi in montem Garizim i. e. ita ut circumcisus addicatur cultui in monte Garizim instituto.* Ausführlicher wird über מימרא דיי und שְׁכִינָה gehandelt, wovon das letztere aber nicht zur Erläuterung des N. T. dient. Von dem ersten wird behauptet, dass es herrschend als „*additamentum superfluum*" für Jehova selbst stehe, wie auf ähnliche Weise das hebräische: *Name Gottes.* Aber letzteres hat immer einen Nebenbegriff: Gott, insofern er angerufen, gepriesen wird; insofern er gegenwärtig ist, nahet, hilft, u. s. w., und dasselbe läst sich vielleicht von dem *Verbo Dei* sagen. Vermisst haben wir ganz die Entwickelung, wie man darauf gekommen sey, *Verbum Dei* für *Deus* zu gebrauchen. Dass man den Messias so nannte, wird durch Uebertragung göttlicher Epitheta auf denselben erklärt. Beyläufig wird S. 35 bemerkt, dass הוא in der Bibel als *Name Jehova's* vorkomme, weil man (schon damals!) sich vor der *Entweihung* des göttlichen Namens durch Aussprechen sorgfältig gehütet habe. Diese letztere *Erklärung* der vorgeblichen Bedeutung wird Hr. *H.* selbst bey genauerer Betrachtung leicht aufgeben, und noch mehr, sich überzeugen, dass die Bedeutung selbst nicht da sey, wiewohl sie allerdings schon von hebräischen Auslegern angenommen wird. Allein was beweist das? Alle Stellen, welche von *Rosenmüller* zu Hiob 32, 2. *Simonis Onomast. V. T.* S. 549 angeführt werden, zeigen ziemlich das Gegentheil. Meistens ist הוא neutr. *es*, z. B. 5 Mos. 32, 29: sehet, dass ich, ich *es* bin, Jes. 43, 10. 13. 25, auch *derselbe*, z. B. Ps. 102, 28; oder es steht für das *Verbum substantivum*, wie 2 Sam. 7, 28. Eben so verhält es sich in den zahlreichen Stellen des Koran mit هو. — Es folgen II. *Verbesserungen* (S. 39—42), weit geringer an Zahl. Am gelungensten schien uns בר נפלי, als Epitheton des Messias, erklärt durch υἱος νεφελης aus Dan. 7, 13.

Es liegt in der Natur solcher nur durchaus beyläufig gemachter und dann geordneter Bemerkungen, dass nicht alle gleich gehaltreich und wichtig sind. Eine Reihe von Schriftstellern für diesen lexicographischen Zweck durchgelesen, oder einige Buchstaben des Wörterbuchs hintereinander durchgegangen und erwogen, hätten allerdings noch reichere Beobachtungen gewährt. Wir würden dazu die erstern Buchstaben vorgeschlagen haben, die in diesem sonst gewiss vortrefflichen Werke verhältnissmässig am dürftigsten ausgestattet sind. Der Vf. trägt mehrere Erläuterungen über grammatische Ausdrücke, z. B. פתח, שבר nach; bey weiterm Nachschlagen würde er gefunden haben, dass die meisten Artikel dieses Zweigs bey *B.* mangelhaft und unbefriedigend sind. Wir erwähnen nur den Namen שוא (bey *Buxt.* בנש), der von den meisten neuern Grammatikern nach *Buxtorf*

torf durch *punctum* erklärt wird, nach dem Syr. ܕܩܪ *confodit*, *pupugit*, *transfixit*. Allein dieses wäre der Analogie dieser grammatischen Ausdrücke völlig zuwider, welche nicht von der Gestalt, sondern von der Bedeutung des Zeichens hergenommen zu seyn pflegen (nur *Segol* dürfte etwa eine Ausnahme machen). Es ist wahrscheinlichst von der Bedeutung *gravavit: aggravans*, *aggravatio*, wie das entsprechende arab. تَشْدِيد *corroboratio*, und تَثْقِيل (ein etwas seltenerer Name für *Teschdid*) *aggravatio*. Die Grammatiker nennen bekanntlich eine Form mit verdoppeltem Buchstaben, z. B. *Piel*, eine *schwere* (בִּנְיָן כָּבֵד), und den Gegensatz *leicht* (קַל).

Noch unmittelbarer auf alttestamentliche Philologie bezieht sich Nr. 2, wo Parallelen zu hebräischen Wörtern, besonders seltenern, und ἁπαξ λεγομενοις, aus der Mischna beygebracht werden. Die vorliegende Probe reicht nur von א — ח. Bey den meisten dieser Artikel war der talmud. Sprachgebrauch allerdings schon im Buxtorf hinlänglich, und durch dieselbe Stelle, bestätigt, und hätte nur darauf verwiesen werden können, z. B. bey גבעל, גולם, חם; bey der Mehrzahl war die talmudische Bedeutung auch bey *Gesenius* angegeben (wiewohl sich dieser wegen der Citate ein für alle Mal auf *Buxtorf* berufen musste); doch erhält man auch einige, von *B.* und diesem übersehene, dem Sprachforscher *sehr* willkommene Bemerkungen, z. B. die Nachweisung des Sing. אַשְׁפָּה Koth, Mist, *Mischna ed. Surenhus.* P. III. p. 80. IV, p. 133. 178, wovon der Plur. אַשְׁפַּתּוֹת Klagel. 4, 5; חָנַךְ belehren, gewöhnen für Sprüchw. 22, 6. Vgl. Mischna VI. p. 42. 142. Bey andern ist Rec. angestossen, z. B. dass אַלְמֻגִּים durch Verwechselung der Buchstaben das arab. المغم selbst sey; ferner bey חָלַט, wo die *Mischna* V. p. 216. VI, 42. 142 vorkommende Bedeutung *confirmavit*, das *crux interpretum* 1 Kön. 20, 33 auf einmal entfernen soll. Wir hätten gewünscht, dass sich Hr. *H.* hier deutlicher gemacht hätte, da uns die Stelle trotz der Anm. des Maimonides zu d. St., auf welche verwiesen wird, nicht deutlicher geworden ist. Beyläufig wird für das hebräische טוֹב die „von allen Lexicographen übersehene" Bedeutung: *wohlriechend*, als Grundbedeutung vindicirt, mit Berufung auf die bekannte Bemerkung, dass die Begriffe: wohlriechend und angenehm, übelriechend und unangenehm, schlecht, in den morgenländischen Sprachen in einander fliessen. Wirklich kommt man aber im Hebräischen überall mit: *suavis (de odore)* aus. Stellen der Mischna, wie ריח טוב, beweisen natürlich gar nichts, sonst würde auch das deutsche *gut* wohlriechend bedeuten. Da die philologische Benutzung der Mischna ohnehin durch treffliche Register bey *Surenhusius* erleichtert wird, so wird eine nochmalige Revision nicht ohne Ertrag für den alttestamentlichen Sprachgebrauch seyn.

Die bisherigen Bemerkungen mögen wenigstens unser Interesse für den Gegenstand, und unsere Achtung für den gelehrten und rastlosen Vf. bewähren, die wir ihm wiederholt bezeugen. Auf die Correctur hätte wohl etwas mehr Sorgfalt verwandt seyn mögen. Man verbessere Nr. 1. S. 9 mehrere Mal כְּבָר für כָּבֵד; S. 20. Z. 6 פְּתַח für פֶּתַח, Z. 15 לִפְנֵי für לִפְנֵי; S. 13. Z. 17 l. אורְחָתְהֹן; Nr. 2. S. 14 פִּרְחַח für פִּרְחַח Hiob 32, 12 (welcher Fehler auch in *Gesenius* Wörterbuch steht, so dass nun die Parallele der Mischna, פרחי, nicht passt). Mehrere finden sich in den Citaten, deren Auffindung dadurch erschwert wird.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Jena.

Am 6. Febr. d. J. disputirte der dritte ordentliche Professor der Rechte, Hr. Hofrath *Joh. Caspar Gensler*, *pro loco*. Seine Dissertation führt den Titel: *Exercitationum juris civilis ad doctrinam de culpa Fasciculus I.*

Von der philosophischen Facultät ist Hn. *Christian Karl Bunsen*, Collaborator am Gymnasium zu Göttingen, der unlängst seine gekrönte Preisschrift: *De jure hereditario Atheniensium*, herausgegeben hat, *honoris causa* die Doctorwürde ertheilt worden.

Des Hn. Professor *Danz* Osterprogramm enthält: *Analecta critica de Hadriano VI., Pontifice Romano. I. De electione Hadriani VI in Papam, eiusque caussis.*

Im Julius wurde von der philosophischen Facultät dem zu der Zeit daselbst anwesenden, mit der deutschen Literatur nicht unbekannten, kaiserl. königl. französischen Divisions-General, Hn. Grafen *Gomez Freyre*, Ritter der Ehrenlegion und mehrerer andrer Orden, Ehren halber die Doctorwürde ertheilt.

Im August erhielt Hr. *Georg Horn* aus Hadamar, Ehrenmitglied der herzogl. latein. Gesellschaft zu Jena, die juristische Doctorwürde nach Vertheidigung seiner Dissertation: *De differentiis quibusdam inter juris Justinianei et Napoleonei heredes legitimos.* Das hierzu vom Hn. Hofrath *Seidensticker* verfasste Einladungs-Programm enthält: *Observationum et anecdotorum, quae ad jus Germanicum medium pertinent, Part. II.*

Am 27. Nov. vertheidigte Hr. Dr. Phil. *Christian Ludw. Wilh. Stark*, Mitglied der herzogl. latein. Gesellschaft, seine Dissertation *pro facultate legendi: De notione, quam Jesus in iis locis, ubi ad ἔργα sua provocat, huic vocabulo tribuerit.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Plutarchi* Chaeronenfis *Vitae Timoleontis, Gracchorum et Bruti.* Animadverfionibus inftruxit *Fridericus Wilhelmus Fabrici*, Darmftadienfis. 1812. 180 S. 8.

Hr. *Fabrici* will, der Vorrede zufolge, mit der Ausgabe diefer vier Lebensbefchreibungen Plutarchs eine Probe feiner Fähigkeit im Interpretiren geben. Die Probe empfiehlt den Herausgeber; fie zeugt von einer umfaffenden Belefenheit in den Alten und in den kritifchen und grammatifchen Schriften der befferen neueren Philologen, fie zeugt von Fleifs, und Urtheil mangelt nicht. Indefs macht der erfte Probeverfuch eines angehenden Schriftftellers keine Anfprüche darauf, ein Meifterwerk zu feyn; das Talent gewinnt allmählig feine Reife; der fichtbar gute Wille erregt gerechte Hoffnungen. Mufter der Interpretation ift die vorliegende Arbeit nicht; wir möchten fagen: der Mann ift beffer als fein Werk. Es find nicht alle fchwierigen Stellen, noch die fchwierigen Stellen befonders herausgehoben; es find weder die eigenen Erklärungen und Conjecturen, noch die Beftreitungen fremder, bündig in Gedank' und Ausdruck, aus den Gefetzen des Sprachgebrauchs und der Grammatik, aus Zufammenhang, Art und Zweck des Vfs. entwickelt. Dafs Hr. *F.* eine *Probe* geben wollte, fcheint ihn verführt zu haben, aus feinen gefammelten Vorräthen Manches mitzutheilen, was man an diefer Stelle wenigftens nicht erwartete: ein „*hic venit mihi in mentem*", oder „*occafione oblata*", baut ihm die luftige Brücke nach oft ziemlich entlegenen Eilanden, dafs man wünfchen mufs, Hr *F.* hätte einen *Index fcriptorum emendatorum et explicatorum* beygefügt. Diefs treue Anfchliefsen an den Autor mit hellem und fcharfem Blick auf das Einzelne und Ganze, diefs ift es, was wir befonders vermiffen, und worauf den Hn. Herausgeber aufmerkfam zu machen, wir für unfere Pflicht halten, da es ihm an Talent keinesweges zu fehlen fcheint, diefen Mangel bey einem neuen Verfuche zu heben. — Hr. *F.* fürchtet, die *lectio vulgata* zu eifrig in Schutz genommen zu haben. Bey der geringen Anzahl von Ausgaben der Plutarchifchen Biographieen hat fich noch gar keine *vulgata*, wie bey Cicero, Horaz u. a. bilden können; es giebt da keine Familie von Editionen; faft jede Edition macht ein Eigenes für fich. Will aber Hr. *F.* fagen, er fey den Ausgaben vor *Reiske* mehr gefolgt: fo müffen wir wünfchen, dafs dem fo wäre; im Gegentheil finden wir, dafs die ältern Ausgaben, und die Varianten-Sammlungen aus Handfchriften nicht fo forgfältig verglichen find, als man es von einem fonft fo genauen Grammatiker erwarten möchte.

Gleich der Anfang des Timoleon (wo das Punctum vor Διονύσιος unftreitig nur Druckfehler ift, wie auch der Accent fehlt) bedarf einer Erläuterung, da man nicht vorausfetzen kann, dafs, wer auch alte Gefchichte im Allgemeinen kennt, die Specialgefchichte von Syrakus, über welche die dürftigen Nachrichten noch nicht einmal vollftändig gefammelt find, fo gegenwärtig haben möchte, dafs ihm das von Plutarch kurz Angedeutete fogleich klar feyn follte. Hr. *F.* giebt weder felbft die nöthigen Erläuterungen, noch weifet er fie nach. — Kap. 2. „*Scribendum, ni fallor,* ἐβουλεύοντο *pro* ἐβούλοντο." Kap. 18. „*Hic etiam legendum videtur* ἐβουλεύοντο (*pro* ἐβούλοντο)." Man fragt: warum? man erwartet, dafs grammatifche Unrichtigkeit, Verftofs gegen den Sprachgebrauch, Mangel an Zufammenhang, Nothwendigkeit des Einen hieher gehörigen Wortes oder Gedankens nachgewiefen werden möchte. Davon nichts; dafür: beide Wörter feyen häufig verwechfelt, und eine Reihe von Citaten. — Gut ift Kap. 3. die Redensart ἐλπίδος γένεσθαι gegen *Bryan's* und *Reiske's* Conjecturen gerechtfertiget. Aber Kap. 4. (wo S. 5. Z. 1. ἀπεσείσατο zu lefen ift ftatt ἀπεσείετο) ift die fchwierige, faft von jedem Herausgeber anders verftandene Stelle: ἐπεὶ δ' οἱ Κορ. — — κατέστησαν ohne alle Anmerkung geblieben. Kap. 5. ift ἐπιβουλεύσαντα καὶ καταδουλωσόμενον nach *Bryan's* Conjectur ohne Anmerk. gedruckt, da die älteren Ausgaben alle καταδουλωσάμ. lefen. Kap. 6. ift nach δεῖ γὰρ οὐ μόνον ausgelaffen ὡς ἔοικε, welche Worte in der Juntina wahrfcheinlich nur aus Verfehen des Druckers fehlen; in den Handfchriften ftehen fie. Und ἀπεκρίνατο ift nach *Stephanus* Conjectur gedruckt, ohne Rückficht auf die Lesart der Mff. ἀνεπεκρίνατο. Kap. 7. ift παραφυλαττόντων τὸν στόλον, was blofse Vermuthung von *Reiske*, gedruckt, ohne dafs der Lesart des Mff. παραφυλαττομένων auch nur erwähnt wäre. Doch heifst es fchon bey Homer Il. χ, 188: νυκτὰ φυλάσσεσθαι. Kap. 9. heifst es: „*Corruptum effe* παραλογαὶ, *nemo non videt.*" So fonnenklar mufs die Verderbnifs denn doch wohl nicht feyn, da *Coray* wieder konnte drucken laffen παραλογαὶ, und zur Erklärung beyfügen: ἀντὶ τοῦ Παραλογισμοὶ, τουτέστιν Ἀπάται, παρακρούσεις. Sind nun auch, wie es fcheint, in den uns übrigen griechifchen Schriften keine Stellen aufser diefer vorhanden, in welchen das Wort παραλογὴ vorkäme: fo ift doch die Form der von λόγος und λέγω ab-

abgeleiteten Wörter auf η nicht aufser der Sprache; wir kennen ἡ συλλογή; wir lefen gewöhnlich ὁ διάλογος, das Gefpräch; aber in der *vita Homeri* unter Herodots Namen C. 36. heifst es: ὅσοι ἐν διαλογῇ ἐγεγένηντο αὐτῷ, wo *Barnefius* ebenfalls ändern will; und Ariftoteles Polit. II. c. 8. fteht daffelbe Wort, nur in anderer Bedeutung. „*Reiskii correctio* παραλογίαι *nihili eft. Nam qui fenfus hic requiritur, is non ineft in voce* παραλογία." Was bedeutet denn παραλογίαι? Woher anders, als aus der Etymologie und Analogie will Hr. *F.* die Bedeutung eines fonft nicht vorkommenden Wortes ableiten? Und da fehen wir nicht, was entgegen ftehet, es durch *fermones praeter i. e. contra veritatem* zu erklären. „*Sufpicor fcribendum effe:* παραγωγαὶ γὰρ καὶ εὐπρεπεῖς προφάσεις." Hier hätte Hr. *F.* uns erft beweifen müffen, dafs die weibliche Endung des Adjectivs παραγωγὸς auf η in der Sprache fey; dann hat die Umfetzung des εὐπρεπεῖς καὶ keine innere Wahrfcheinlichkeit; und προφάσεις ift blofse Vermuthung von *Reiske;* die Mff. haben Φάσεις oder Φύσεις. — Kap. 10. „τί γὰρ ἂν καὶ περαίνειν ἀπειθῶν; *Fateor hanc conftructionem admodum infolentem mihi videri; quare adducor fere, ut fcribendum putem:* τί γὰρ ἂν καὶ ἐπέραινεν *five potius* περαίνειεν (?) ἀπειθῶν;" die Anm. beweift, dafs Hr. *F.* entweder überfah, dafs diefs Worte des Timeleon find, oder des griechifchen Sprachgebrauchs fich nicht erinnerte, Worte der indirecten Rede, die auf den Redenden felbft zurückgehen, mit dem Nominativ und Infinitiv zu fetzen. Kap. 11. ift die richtige Bemerkung paffend wiederholt, dafs die Griechen das *Praefens* (wir fügen bey: und den *Aorift*) gebrauchen, wo wir nach kalter Genauigkeit das *Futurum* erwarten. Doch ift Kap. 10. ἐμμενεῖν gedruckt, wo alle Mff. haben ἐμμένειν. Eben fo ift in demfelben Kap. ἐπὶ Κορινθίοις τὰ πραγμ. γενέσθαι nichts als Aenderung von *Reiske;* die Handfchriften lefen ἐν Κορ.: wie man fagt ἐν ἐμοί ἐστι, *in mea poteftate eft*, oder ἐν σοί ἐσμεν, *a te pendemus.* — S. 15. „*Sic jam fupra in Tiber. Gracchi Cap.* 1. *habuimus* (?)"; und auf dem folgenden Blatte: „*Plura infra ad Gracchos monebimus*" zeugt von Flüchtigkeit. — Kap. 12. „Ἀδρανοῦ. *Qui (?) praeter Plutarchum hujus dei mentionem fecerit, equidem non memini.*" So ziemt nicht dem Erklärer zu fprechen; nicht foll er fich verlaffen auf das, weffen er fich gerade erinnert oder nicht erinnert; er foll nachfehen, fuchen, lefen. Und da findet fich denn der Gott *Adranos* erwähnt in Aelians Thiergefchichte XI. c. 20, als dem taufend heilige Hunde der Priefter Stelle verträten, bey Hefychius als Vater der häufiger erwähnten *Paliken;* und Rec. hat wenigftens zwey Münzen gefehen (im kaiferl. Münzkabinette zu Paris, vgl. *Mionnet Defcription des Medailles antiques*), auf welchen ein bärtiger Kopf mit einem Helm abgebildet ift, und darunter die Infchrift: Ἀδρανου. Auf der Rückfeite beider ift ein Hund; darunter fteht auf der einen Μαμερτινων, auf der andern ift die Infchrift ausgelöfcht. Diefe Münzen beftätigen die allgemeine Verehrung des Gottes auf der Infel, und dafs der Hund ihm befonders geweiht war. Scheint es nun auch, als ob wir aufserdem von diefem Adranos nichts wüfsten: fo hätte doch vielleicht die noch nicht angeftellte weitere Unterfuchung über diefen altfikanifchen Feldgott auf manche Entdeckung geführt, indem Griechen und Römer nach ihrer böfen Sitte den Gottheiten fremder Völker geradezu die Namen ihrer Götter gaben, und fo auch den Adranos bald in Zeus oder Jupiter, weil jener dort, diefer ihnen der höchfte Gott war, bald in Hephäftos oder Vulcanus überfetzten, vielleicht weil in Adranos Tempel ein ewiges unauslöfchliches Feuer brannte, oder weil fein Haupttempel am Fufse des Aetna war, der als feuerfpeyender Berg leicht an den Gott von Lemnos erinnerte. (Auch die Nymphe *Aetna*, die Mutter der Paliken, mufste, da Adranos nicht mehr der Vater war, der Mufe *Thalia* weichen. *Macrob. Saturnal.* V. c. 19.) Ja, da die Sikaner von dem Flufsgebiete des Tiber auszogen nach der Infel der Kyklopen und Läftrygonen; vielleicht dafs (wie von ἄδω *fatio* und wie Adranum jetzt Aderno) Adranos und Saturnus urfprünglich *eine* Gottheit waren. Vgl. *Cluveri Sicilia antiqua*, p. 341 — 346. Kap. 13. am Ende: „*Caeterum vide infra.*" Und Kap. 33, welche Stelle allein gemeint feyn könnte: „*Praeterea vide quae jam fupra de hoc loco diximus.*" Die Worte Kap. 13: Ταῦτα μὲν οὖν ἐν τοῖς περὶ Δίωνος ἀκριβῶς γέγραπται, hätten aber unftreitig eine Bemerkung verdient. In dem *Codex Palatinus* Nr. 168, der 1623 von Heidelberg nach Rom gefchickt wurde, und nun aus der *Vaticana* nach Paris gekommen ift, fteht am Rande beygefchrieben: „*Plutarche falleris, nil omnino de hac materia fcriptum eft a te in Dionis vita.*" Und fo ift es: in Dion's Leben fteht von der Mifshandlung der Töchter und der Schwefter des Dionyfios nicht eine Sylbe. Dagegen fchliefst das Leben Dion's: περὶ ὧν ἐν τῷ Τιμολέοντος βίῳ καθ' ἕκαστα γέγραπται, und von der dort angeführten Begebenheit erzählt Plutarch umftändlicher im Timoleon. Hiernach möchte das Leben Dion's fpäter gefchrieben zu feyn fcheinen, als das Leben Timoleons, und die Worte *Timol.* c. 33: περὶ ὧν ἐν τῷ Δίωνος γέγραπται βίῳ (f. *Dion* c. 58.) möchten uns darin nicht irre machen. Jener Schlufs des Dion gehört fo ganz zu dem Satze, dafs ihn der Autor gleich beym Anfange der Periode, alfo beym erften Niederfchreiben, gedacht hat; die Worte im Timol. c. 33. dagegen könnten auch fehlen, und find wahrfcheinlich erft bey einer fpätern Durchficht diefes Lebens von Plutarch beygefügt. Die Worte Kap. 13. aber fcheinen uns Gloffe eines Abfchreibers oder Lefers, der Dion und Dionyfios mit einander verwechfelte. — Ueberfetzungen in neuere Sprachen zu vergleichen, hat Hr. *F.* verfchmäht, wiewohl Mad. *Dacier*, *Kind* und *Kaltwaffer* manche gute hiftorifche Erläuterung hätten an die Hand geben können. Und die altfranzöfifche Ueberfetzung *Amyot's* ift zum Theil wenigftens nach Handfchriften gemacht. So überfetzt *Amyot* c. 14. τὰς δὲ (ft. τοὺς) μουσουργοὺς ἐν ταῖς ᾠδαῖς διδάσκοντα, *ou enfeigner des meneftrieres en plein carrefour*, und hat alfo entweder in Mff. ἐν ταῖς ὁδοῖς gefunden, oder nach Vermuthung ge-

geleſen. *Reiske* ſchlug vor ἐν τοῖς ᾀδείοις. *Coray* ſucht die gewöhnliche Lesart zu ſchützen durch die Erklärung: ἐν αὐταῖς ταῖς ᾠδαῖς, ἤ Μεταξὺ ᾀδούσας. Hr. *F.* geht der Stelle ohne ein Wort vorüber. — Kap. 18. fehlen bey Hn. *F.*, wie bey *Hutten* und *Bredow*, nach συγκειμένης die Worte: καὶ συνηρμοσμένης. — Kap. 20 und 34. dieſelbe Bemerkung über τοῖς βουλομένοις, *quibusvis*, mit denſelben Citaten. Πεπειθώς, Druckfehler ſtatt πεποιθώς. — Ταύταις οἱ παρ' ἀμφοτέροις — — συνεθήρευον. In dem *Codex Palatinus*, wie in der *Juntina*, ſteht ταύτας; und da in *Hutten* ταύταις, bey *Coray* ταύτας ohne alle Anmerkung gedruckt iſt, iſt der Dativ wahrſcheinlich nur Druckfehler, der ſich übrigens in der That durch Euripides *Hippolyt.* 956: θηρεύουσι γὰρ σεμνοῖς λόγοισιν, rechtfertigen lieſse. 'Αμφοτέροις aber hat *Reiske* drucken laſſen, ἐκ διορθώσεως οὐκ ἀναγκαίας, ſagt *Coray*, ſtatt der allgemeinen Lesart der Mſſ. 'Αμφοτέρων. Doch wir brechen ab, nur noch die *eine* Stelle aushebend, die Hr. *F.* wirklich gebeſſert hat. Caſſius ſpricht zu Brutus, *Brut.* c. 37: Nicht alle ſinnlichen Eindrücke ſind wahr, ſondern *die* Empfindung iſt etwas Schwankendes und Täuſchendes, ὑγρὸν μέν τι χρῆμα καὶ ἀπατηλὸν ἡ αἴσθησις. (So mit dem Artikel lieſt Rec. die Worte aus dem *Cod. Palat.*) Dazu kommt, daſs die Seele das Empfundene ohne irgend einen äuſsern Grund umwandelt. Denn das Vorſtellungsvermögen gleicht einer Wachstafel: Ψυχῇ δ' ἀνθρώπου, τὸ πλαττόμενον καὶ τὸ πλάττον ἐχούσῃ, τὸ αὐτὸ ῥᾷστα ποικίλλειν αὐτὴν καὶ σχηματίζειν δι' ἑαυτῆς ὑπάρχει. *Reiske* wollte einſchieben πρὸς τὸ αὐτό. Hr. *F.* verſetzt nur das Comma hinter τὸ αὐτὸ, und der *Cod. Palat.* hat dieſelbe Interpunction: einer menſchlichen Seele aber, die bildſame und bildende Kraft *zugleich und in Einem* hat, verändert leicht αὐτὴν *ſc.* τὴν τύπωσιν, die gegebene Vorſtellung nnd wechſelt die Geſtalten derſelben ganz durch ſich. Δηλοῦσι (Punctum vor δηλ. ſetzt Rec.) δ' αἱ κατὰ, τοὺς ὕπνους τροπαὶ τῶν ὀνείρων, ἃς τρέπεται τὸ φανταστικὸν, ἐξ ἀρχῆς βραχείας παντοδαπὰ καὶ πάθη καὶ εἴδωλα γινομένων. Das Comma vor ἐξ ἀρχῆς, das Hr. *F.* ſetzt, iſt gewiſs richtig; aber um ſo wahrſcheinlicher und nothwendiger ſcheint Rec. ſtatt γινομένων mit *Moſes Düſoul* zu ändern γεννώμενον. Das beweiſen die Abwechſelungen in den Träumen, welche die Phantaſie ſo wechſelt, von einem geringen Anlaſs aus die mannichfaltigſten Empfindungen und Bilder ſich erzeugend. Immer ſich zu bewegen iſt ihre Natur: κίνησις δ' αὐτῷ φαντασία τις ἢ νόησις. So hat der *Cod. Palat.* ſtatt der gewöhnlichen Lesart καί.

Daſs Hr. *Fabrici* Biographieen des Plutarch zu ſeiner Probeſchrift gewählt hat, freuet uns auch deſswegen, weil dieſer Abdruck dazu beytragen kann, daſs die vier Leben häufiger auf Schulen geleſen werden, zumal da auch *Bredow* gerade dieſe Leben nebſt dem des Philopömen, Altona 1800, zum Schulgebrauch hat drucken laſſen, und nachher 1807 eine deutſche Ueberſetzung dieſer Biographieen gegeben hat, ſo daſs es an Hülfsmitteln nicht fehlt. Ueberhaupt aber finden wir, wird Plutarch weit weniger auf Schulen geleſen, als er es verdient; einen Herodian ſollte man ihm doch nicht vorziehen, der weder in Rückſicht auf Inhalt noch auf Darſtellung unſerm begeiſternden und veredelnden Biographen irgend zur Seite geſtellt werden könnte.

RÖMISCHE LITERATUR.

Zwickau, b. Höfer: Ad Examen publicum d. VI. April. ſqq. 1812 in Lyceo Zwickavienſi celebrandum humaniſſime invitat M. *Jo. Aug. Goerenz*, Lycei Rector etc. *Praemittuntur in quaedam Senecae Philoſophi loca Animadverſiones criticae.* 12 S. 4.

Je auffallender es iſt, daſs ſeit mehr als hundert Jahren bis auf die vom Hn. Dir. *Rukkopf* zu Bielefeld beſorgte kritiſche und exegetiſche Ausgabe aller Werke des Philoſophen *Seneca*, der Text dieſes ſo intereſſanten Schriftſtellers nur ſehr wenigen Kritikern ungemein wenig verdankt, deſto erfreulicher iſt es, daſs drey durch freundſchaftliche Verhältniſſe mit einander verbundene Gelehrte einen Theil ihrer Muſse und Einſicht faſt zu gleicher Zeit dem beſſern Verſtändniſſe dieſes Philoſophen widmen. Durch des Hn. Dir. *Rukkopf's* Ausgabe veranlaſst, beſorgte der Hr. Dir. und Prof. *Matthiä* zu Frankfurt a. M. einen ſehr netten Abdruck der Briefe, und gab in einem Schulprogramm einige ſehr ſchätzbare Bemerkungen als Nachtrag heraus, welche nach mehrern derſelben ſehr begierig machen. Der dritte Gelehrte iſt Hr. Dir. *Görenz* zu Zwickau, welcher, als trefflicher Humaniſt und Kritiker bereits hinlänglich bekannt, unſre Erwartung in einem hohen Grade befriedigt, und den Wunſch in uns erregt hat, daſs er weiterhin fortfahren wolle, ſich um den Seneca verdient zu machen, und die Tugenden und Fehler ſeiner Latinität geiſtreicher und unbefangener, als bisher geſchehen iſt, zu unterſuchen, und die Reſultate ſeiner gründlichen Forſchungen dem Publikum mitzutheilen. Wir zeigen die Stellen des Seneca an, welche Hr. *Görenz* in Anſpruch genommen hat. *Senec. l. de Ira* 16, 3. *exercitatus et ſciens* etc. verwandelt er in *exercitus ſciens aut domini divitis*, und ſtreicht die Präpoſition *per* vor *diverſa* aus. Wer aber unter *exercitatus et ſciens* (*medicus*) ſich einen *tum uſu experimentisque tum rationali arte ſive diſciplina excellentem medicum*, mit *Celſus l. praef.* zu reden, denkt, und den Zuſatz *exercitus* bey *valetudinarium* nicht nöthig findet, auch glaubt, daſs man in dem gemeinen Lazarethe, ſey es für Soldaten oder Sklaven beſtimmt, einen guten Gegenſatz zu dem Pallaſte eines Vornehmen habe, dem wird die ganze Conjectur zwar geiſtreich aber nicht hinreichend begründet erſcheinen. Wenn ferner, wie bekannt iſt, *medicinam exercere* üblich war, warum nicht auch *exercitatus medicus*, der damals den Chirurgus in einer Perſon vereinigte. Endlich möchte ſich wohl nachweiſen laſſen, daſs *per*, mit dem *plural. neutr. adiect.* gebraucht, adverbialiter geſetzt werde, wie *ex facili* für *facile*. Eben

ſo

so streicht er Epist. 17, 1. die Präposition *in* vor *hoc agenti* aus, und verwirst *nihil agenti;* sehr wahrscheinlich. §. 20. für *his inest latens* verbessert er sehr gefällig *his si inest* —, obwohl Seneca's abgebrochene und kurze Art zu reden die Conjunction *si* entbehrlich machen dürfte. Eben so gefällig ist die Verbesserung *de Provident.* 2, 6. *si eo convertere animum velit* und Epist. 7, 19. *effert* für *fert.* Richtig ist auch die Verbesserung in Cicero *Orat.* 1, 4., wo statt *aut minus instructus* zu lesen ist *aut minus si instr.* §. 21. zieht er *Lipsius* Vermuthung *non tam — sed* nicht sowohl, sondern vielmehr vor der gewöhnlichen Lesart *non tantum — sed* vor. Hier scheint uns die letztere Lesart die bessre zu seyn. Vgl. *Horat. Tursellin. de particulis latinae orationis* ed. V. p. 873. §. 29. tilgt er das eine *posse* nach *quidem*, weil die Verdoppelung übel klingt, und Seneca, nach Cicero's Beyspiele, *ne — quidem* im Schlusse des Satzes liebt. Eben so tilgt er II, 28, 3. das letzte *facere.* Das Unsichere in dieser Kritik wird er jedoch selbst nicht abläugnen. II, 11, 5. lieset er statt *leoni quam pavida sunt ad leves sonos pectora* nach Vermuthung: L. 9. p. 5. *ad levis sonorum ictus pectora.* Uns gefällt doch die seit *Gronov* recipirte Lesart. Es ist leichter anzunehmen, dass da *leves sonos in levissimos* einmal verschrieben war, von einigen *ictus*, von andern *tactus* als Glosse beygefügt worden, als dass die Abbreviatur von *sonorum* in *sonus* umgeändert sey. Dass aber *ictus* und *tactus* eine Glosse sey, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Sehr richtig bemerkt der scharfsinnige und belesene Kritiker, dass nach *terret* die *copula et* nicht dürfe weggeworfen werden. Cicero thut es zwar in ähnlichen Fällen, aber Seneca nicht, als 33, 1. II, 24, 1. will er nach *objurgemus* einschieben *nobis* (*ns*). 32, 2. Statt *ignorans* schlägt er *in genas* vor; scharfsinnig, aus *de Const. Sap.* 14, 3. Schon *Lipsius* wollte *in ore* lesen. Wir hätten von dieser Redensart *percutere in genas* ein Beyspiel gewünscht, das uns nicht gegenwärtig ist. 33, 6. in der schwierigen Stelle lieset er: *Caius (i. e. Caligula) contemsisset Romanum patrem, si sibi timuisset; huic iram compescuit pietas* statt *Contemsisset Romanum* (oder *troianum*) *p. s. s. t. nunc iram.* Diess verdient Beherzigung. Gleich darauf zieht er *Lipsii* Vermuthung *admonens* vor. 34, 2. tilgt er das Punctum nach *liberis* und setzt ein Comma, so dass der Sinn ist: *Ne irascamur — liberis, monere nos Sulla potest, inter cuius crudelitatis exempla hoc refertur quod etc.* Seneca und andre vortreffliche Schriftsteller alter und neuerer Zeit lassen dergleichen Mittelsätze (*medios terminos*) oft aus. Sehr durchdacht! III, 22, 5. *Huius (Antigoni) nepos fuit Alexander etc.* Durch eine schöne Conjectur, welche wir der genauen und geistreichen Bekanntschaft des Vfs. mit den alten Handschriften verdanken, wird die Ehre von Seneca's historischer Kunde gerettet. In den Handschriften stand hier ohne Zweifel *n̄ cpos i. e. non compos.* Hieraus machten die eilenden oder ungeschickten Abschreiber *nepos*, welches durchaus absurd, zumal in Seneca's Munde, ist. Epist. 6, 5. ist Aristoteles und Antisthenes wie bey *Cic. Nat. deor.* I, 13, 32. verwechselt, und *Senec. Consol. ad Helv.* 14, 5. Aristides und Phocion. *Cic. de Off.* III, 4, 2. muss *Aristidesve* getilgt werden, wie schon *J. M. Heusinger* mit Recht behauptete. *Senec. de Const. Sap.* 17, 3. ist *effugit* gut erklärt. *Ruhnken ad Vellej. Pat.* II, 69. p. 304. hatte die Stelle auch nicht verstanden; er sagte, indem er sie dort anführte: *Quod a Seneca scriptum esse magnopere miror etc.* Allein dass Cicero den Vatinius oft persiflirt habe, leugnet Seneca nicht; er behauptet nur, weil Vatinius sich selbst nicht verschont und seine körperlichen Fehler bitter und spasshaft durchgezogen, so habe Cicero's Witz gegen ihn und eben diese Fehler seine Stacheln verloren, *effugit.* *De Ira* III, 28, 2. lieset er statt *Age infelix, et quando amabis?* sehr schön: *Age infelix, ecquando a?* *Consolat. ad Helv.* 1, 1. ist offenbar *ne a me victa Fortuna* zu lesen, wie auch die *ed. tarvis.* hat. 6, 5. für *numquam se tenet* will er lieber *numq. se continet.* Wir übergehen, weil es an Raum fehlt, einige andere kritische Vorschläge, welche dem Vf. alle Ehre machen, und hoffen, dass der letzte Herausgeber der Werke des Seneca, Hr. Dir. *Ruhkopf*, mit einem beurtheilenden Auszuge dieser, wenn gleich nicht immer beyfallswürdigen, doch immer scharfsinnigen und geistreichen Kritiken, den sechsten Band, der Nachträge und Indices enthalten wird, ausschmücken werde.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Im Jun. fiel im Gefecht bey Hainau als Major von der moskauischen Landwehr der Professor der russischen Literatur zu Dorpat, Dr. *Andrai Kaisarow*, zu Anfang des Feldzugs Director der Feldbuchdruckerey des Oberbefehlshabers der russisch-kaiserlichen Armee, noch nicht 30 Jahr alt.

Am 26. Jul. starb zu Ohrdruff Dr. *Joh. Friedr. Krügelstein*, herzogl. sächs. Rath, Physicus und Bürgermeister das. im 75sten Jahre seines thätigen Lebens, vorzüglich bekannt durch sein System der Feuer-Polizey; auch hat er mehrere Beyträge zu unsrer A. L. Z. geliefert.

Am 18. Novbr. starb zu Halle *Johann Karl Bergener*, Doctor und Professor der Medicin und praktizirender Arzt das., im 44sten Jahre an einem Nervenfieber, das er sich durch treue Besorgung der militärischen Lazarethe zugezogen hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hinrichs: *J. Griffith's*, M. D., *neue Reise in Arabien, die europäische und asiatische Türkey.* Nach dem Englischen für Deutsche bearbeitet von *K. L. M. Müller.* Mit einer Landschaft u. 3 Karten. 1814. *Erster* Band 125 S. *Zweyter* Band 154 S. gr. 8. (1 Thl. 16 gr.)

Dass vorliegende Reise mit Recht eine *neue* Reise genannt werden könne, wird man bey einiger Bekanntschaft mit der Geschichte derselben billig bezweifeln, welche wir hier den Lesern zu verschaffen suchen, da die Vorrede dieselbe zu gewähren unterlassen hat. Die Reise selbst ward im Jahr 1785 begonnen, und schon 1786 so weit vollendet, als überhaupt diese Erzählung reicht; sie erschien aber erst 1805 zu London und Edinburg unter dem Titel: *Travels in Europe, Asia minor and Arabia, by J. Griffiths*, M. D., member of the Royal Medical Society of Edinburgh, and of several foreign literary societies. 366 S. 4. (Eine französische Uebersetzung kam zu Paris 1812 heraus, wie Rec. aus einer Inhaltsanzeige im *Moniteur* ersehen hat.) Dieses Werk enthält aber nur die Beschreibung eines Theils der Reise, nämlich von England aus über das mittelländische Meer nach Smyrna und Constantinopel, von da durch einen Theil Kleinasiens, Syriens und die arabische Wüste nach Bassora und endlich Maskat. Die Fortsetzung, welche die Reise des Hrn. *G.* in Indien enthalten sollte, wurde nur unter der Bedingung versprochen, dass die gegenwärtige eine günstige Aufnahme fände, ist aber bis jetzt, so viel uns bekannt ist, noch unterblieben. Wenn die erwartete günstige Aufnahme nicht erfolgt ist, so mag dieses seinen natürlichen Grund darin haben, dass, wie man leicht bemerkt, dem Reisenden fast alle diejenigen Eigenschaften abgingen, welche man billig bey einem voraussetzt, dessen Nachrichten von oft und gut beschriebenen Gegenden durchgehends interessant und belehrend seyn sollen. Er unternahm seine Reise (laut S. 3.) „lediglich aus natürlicher und unwiderstehlicher Neigung, entfernte und wenig bekannte Länder zu sehen", aber ohne Kunde der dortigen Sprachen, ohne die erforderlichen Vorbereitungen aller Art, und ohne irgend ein wissenschaftliches Interesse oder einen Hauptzweck, von welcher Art er sey, vor Augen zu haben. Daraus erklärt es sich, dass man meistens nur Bemerkungen über die jedem Reisenden zunächst, recht eigentlich auf der Strasse, in die Augen fallenden Gegenstände findet; alle übrige historische und statistische Angaben sind (erst nach der Reise) aus den bekannten Werken von *Mouradgea d'Ohsson, Eton* u. A., entlehnt. Aus dem erst später erschienenen trefflichen Werke des englischen Gesandten *Thornton* würde indessen noch Manches haben berichtigt werden können. — Der Uebersetzer, oder vielmehr deutsche Bearbeiter, gesteht selbst zu, dass die Länder- und Völkerkunde vielleicht keine ganz vorzügliche Bereicherungen aus dieser Reise schöpfen werde, doch glaubte er, dass sie eine angenehme und erheiternde Lectüre abgeben werde; um indessen das zu oft Gesagte nicht von Neuem zu wiederholen, hat er das von *Eton, d'Ohsson* u. s. w. Entlehnte nur kürzlich berührt, aber nichts ausgelassen, „was der Reisende selbst sahe, erfuhr und dachte." Wir können das Original gegenwärtig nicht vergleichen, doch kennt das Publicum die Manier des Vfs. aus mehrern ähnlichen Arbeiten, z. B. der Uebersetzung von *Chateaubriand's* Reisen. Der Stil ist fliessend und die Abkürzungen zweckmässig, wiewohl man in der Uebertragung hier und da vollkommne Genauigkeit vermisst. Der Titel enthält ausser einer grammatischen Ungenauigkeit noch die Unschicklichkeit, dass *Arabien* vorangesetzt ist, da dieses doch erst zuletzt vom Vf. berührt wurde, und wirklich nicht viel mehr als berührt, wie denn die Erzählung seines Caravanenzugs von Haleb nach Bassora nur das 24ste und *letzte* Kapitel des zweyten Theils füllt. Indessen fällt dieses dem Uebersetzer gewiss nicht selbst zur Last, der auf die innern Titel von B. 1. und 2., mit Vermeidung jenes Fehlers, Arabien nachgesetzt hat: „*Neue Reise in die europäische und asiatische Türkey und nach Arabien.*" Vielleicht, dass die Verlagshandlung selbst, der eine neue Reise nach Arabien mehr mercantilisch Empfehlendes zu haben schien, hier nachgeholfen hat. Eine andere Probe dieser Art wird unten vorkommen.

Von den Einzelnheiten der Reise zeichnen wir Folgendes aus: Hr. *G.* schiffte sich im Juni 1785 in Gravesand ein, passirte Gibraltar, landete 10 Tage zu Nizza, dann zu Genua und Livorno. An dem erstern Orte bewunderte er vornehmlich die prächtigen Gebäude. Die Ankündigung eines praktischen Arztes durch: *il Signor magnifico*, erinnert den Leser an das Zeitalter der Scholastiker. In Livorno bezauberte ihn die italiänische Oper, nur in einem gegen die englischen sehr schlecht erleuchtetem Hause. Den schiefen Thurm zu Pisa fand der Vf. nicht so auffallend, als Viele vor ihm. Er ging über Smyrna nach Constantinopel, bey dessen Beschreibung er am längsten verweilt. Dadurch, dass er sich an das Gefolge des französischen Gesandten, Graf *Choiseul-Gouf-*

Gouffier, anschloss, gelang es Hrn. *G.*, bis zur dritten Thür des Serails vorzudringen, wo den Fremden die Kaftans angelegt wurden. – Durch Bestechung der Thürhüter sahe er auch die Sophienmoschee. Unter den vornehmen Kriegsbeamten der Pforte fand der Vf. einen Landsmann, *Campbell*, dort Mustapha, als General der Artillerie (Ghumbaradji - Baschi), ausserdem General *Morisson*, einen berühmten Engländer, der lange Zeit in Indien Generalissimus der mogolischen Truppen gewesen war. Nach der Abreise von Constantinopel nach Kleinasien (hier beginnt der *zweyte* Theil) benutzte er die Gelegenheit, die Ebene von Troas zu besuchen. Seine „wiewohl damals nur flüchtige" Ansicht veranlasste ihn doch bey nachherigem Nachdenken darüber zu der Meinung, dass *le Chevalier's* Vermuthungen über die Lage des alten Ilion, gegen welche von einigen Engländern Bedenklichkeiten erhoben worden waren, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben dürften. „Die natürliche Lage von Troja, heisst es S. 11., hat an sich nichts Grosses und Malerisches; es ist eine an mehrern Orten sumpfige Ebene, durchschnitten von kleinen Bergen, welche wie Denkmäler von einigen hier und da zerstreuten Dörfern aussehen, die längst dem Simois oder Scamander liegen. — Diess ist das ganze Gemälde." Die ungewöhnlich höflichen Türken jener Gegend wunderten sich über die Menge von Christen, welche jene Ebenen besuchten, und schrieben dieses einem Wahne der Europäer zu, dass unter dem Flussbette des Scamander grosse Schätze verborgen wären. Ueber die wahre Ursache, welche ihnen gesagt wurde, lachten sie ungläubig, und verwiesen auf das gegenüberliegende Alt-Stambul. Auf Scio rühmt Hr. *G.* die Artigkeit der dortigen Griechen gegen Fremde, und die Schönheit der mit Fertigkeit die *lingua franca* redenden Frauenzimmer. Man bewirthete ihn mit einem trefflichen Weine, den man Homers Wein nannte. Dass sich die Dialekte der Neugriechen auf mehr als funfzig belaufen, darf wohl höchstens von kleinen Nüancen der Aussprache verstanden werden. Zu Konjah (Iconium) sah der Vf. die grosse Moschee, welche dem Derwischorden der *Mewlewa's* gehört. Er zeichnet sich durch Toleranz und Bekehrungseifer für den Islamismus aus. Viel fanatischer sind die *Rufaji's*, von deren bis zur Raserey schwärmerischen öffentlichen Tänzen hier eine Beschreibung gegeben wird, die mit der von *d'Ohsson* (Th. 2. S. 530 ff. der *Beckischen* Uebersetzung) verglichen zu werden verdient. In dem fünften Acte ihres religiösen Drama's, den sie *Haleth* nennen, werden 8 bis 10 spitzige eiserne Instrumente am Feuer glühend gemacht, vom Scheik besprochen, und dann unter diejenigen vertheilt, welche am dringendsten darum bitten. Diese betrachten sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, belecken sie, beissen hinein, und kühlen endlich die Glut des Eisens im Munde. Wer kein glühendes Eisen erhalten kann, verwundet sich in fanatischer Wuth mit einem Messer und Dolche. Nach einigen Minuten haucht der Scheik ihre Wunden an, legt Speichel darauf, und — binnen 24 Stunden sind sie geheilt. Man erinnert sich dabey der Convulsionsperiode der Jansenisten in Frankreich; übrigens sind die aufgeklärteren Zuschauer dort allgemein überzeugt, dass diese Mönche im Besitze geheimer Mittel gegen die Wirkungen des Feuers sind, wie es schon früh im Mittelalter und lange vor dem unverbrennlichen *Roger* die Helfershelfer bey den Ordalien seyn mochten. – Auf dem Wege von Antiochien nach Haleb besuchte unser Reisende das merkwürdige Dorf *Martawaun*, welches von den *Nasairi's* bewohnt wird. Die Nachrichten, welche von dieser räthselhaften und syncretistischen Secte gegeben werden (vgl. *Paulus* Memorabilien, St. 3. No. IV.), sind zwar nicht gerade tief geschöpft, verdienen jedoch hier angeführt zu werden. Der Vf. erfuhr, ausser dem bekannten Ursprung derselben von einem Greise, der im J. 891 in dem Dorfe Nasar lebte, dass der Hauptgegenstand ihrer religiösen Verehrung das Unterscheidungszeichen des weiblichen Geschlechts sey, woraus sich denn die *connubia promiscua* in ihren Versammlungen, und das Preisgeben ihrer Frauen, als Sorgfalt, ihre Genüsse möglichst zu vermehren, erkläre. Sie theilten sich in mehrere Secten, wovon eine (Schamsia) die Sonne, eine andere einen Hund anbete. Von ihrer seltsamen Gastfreundschaft, deren Genuss andere Reisende als ziemlich ekelhaft beschreiben, machte Hr. *G.* Gebrauch. Beym Eintritt der Karavane in das Dorf sammelten sich Männer und Weiber auf das Zudringlichste um die Fremden her, und nachdem es Einigen gelungen war, Hrn. *G.* und dessen Reisegefährten in ihre Wohnung zu ziehen, liessen die über diese Erscheinung hocherfreuten Männer nach einer in ihrer Art reichen Abendmahlzeit mit starken Liqueurs die erstaunten Gäste in dem vollen Genusse ihrer „von der Natur nicht unbegünstigten" Frauen. Wird man hier nicht unwillkürlich an den Dienst der assyrischen Milytta bey den Babyloniern (*Herod.* 1, 199.) erinnert, oder was hier noch näher liegt, an den des Baal-Peor bey den Moabitern (4 Mos. 25, 1 — 15.), und den Dienst der *syrischen* Astarte bey den Israeliten, deren Priesterinnen (קדשות), zum bittern Verdruss der eifernden Propheten, zugleich die Rolle öffentlicher Buhlerinnen spielten? In Aleppo lebte der Reisende einige Zeit bey dem venetianischen Consul, und fasste den Plan zu einem Abstecher nach Georgien, wovon ihn aber der Vorschlag eines Engländers, Hrn. *H.* (die Namen dieser Männer werden gewöhnlich nicht ausgeschrieben), ihn durch die arabische Wüste nach Bassora zu begleiten, bald abführte. Die Karavane, welche am 8. Juni 1786 abging, bestand fast aus 200 Kameelen. Schon gegen das Ende der Reise, zwischen Mesched-Aly und Bassora, hatte er das Unglück, seinen Reisegefährten zu verlieren, der den Beschwerden der Reise, wozu vornehmlich Wassermangel gehörte, unterlag. Die Reise selbst enthält kaum etwas Erhebliches, so wenig als die Ankunft in Bassora und die Fortsetzung des Weges nach Maskat und Bombay, wo der Reisende seinen Bruder fand.

Dass

Dafs Hr. *G.* weder der türkischen, noch arabischen Sprache kundig war, hat die Genauigkeit seiner Nachrichten hier und da um so mehr beeinträchtigt, da er einen sehr untreuen Dollmetscher gehabt zu haben scheint. Die meisten Erklärungen morgenländischer Wörter beweisen diess. B. 2. S. 56. wird *Derwisch* für ein persisches Wort für *Thürschwelle* erklärt, mit dem Zusatze: „eine Metapher, welche den Geist der Demuth und Bescheidenheit bezeichnet, der diesen Anachoreten eigen ist." Nach S. 101. ruft der Pöbel in Aleppo den Franken, um sie zu beleidigen, nach: *Funghee cocu!* „dabey anspielend auf die Freyheit, deren die Weiber bey uns geniessen." Der Vf. meinte ohne Zweifel *Frenghi Kopek* oder *Keupeg* (wie er S. 11. schreibt) fränkischer Hund! denn dieses ist das gewöhnliche Schimpfwort der Franken im Oriente. *Funghee* für *Frenghee* ist vielleicht nur ein Versehn des deutschen Ueberfetzers oder Correctors; *ee* statt *i* gehört aber zur englischen Orthographie, welche der Ueberfetzer durchaus nicht hätte beybehalten dürfen. So steht z. B. auch S. 50. und öfter *Rufayees* von dem Derwischorden der *Rufaji's*. Ob es dem Vf. oder dem Ueberfetzer zur Last falle, dafs der mohammedanische Rosenkranz *Tespi* S. 56. ein Scapulier genannt werde, können wir nicht entscheiden.

Beygegeben sind der Ueberfetzung ein illuminirtes Kupfer (Ansicht des Schlosses der sieben Thürme zu Constantinopel) in der Manier gewöhnlicher Bilderbücher, und drey Karten, eine von Kleinasien, eine von Syrien, Mesopotamien und einem Theile Persiens (nebst *G's.* Reiseroute) „*neu entworfen von J. Griffith*", und eine dritte kleinere von der Ebene von Troas, „*nach Lechevalier und Griffith.*" Allein die Angabe, dafs Hr. *Griffith* wirklich etwas für diese Karten geleistet habe, bewähren sich um so leichter als gänzlich falsch, und von dem industriösen Verleger als ein Aushängeschild ersonnen, da die Lesung des Buchs hinlänglich lehrt, wie dieser Reisende geographische Berichtigungen der bisherigen Karten so wenig bezweckte, als zu geben vermochte. Dieses zeigt auch der Anblick der Karten selbst, und noch mehr die Stellen, in welchen der Vf. selbst auf seine „flüchtigen" Besuche aller merkwürdigen Orte weit entfernt ist, einen Werth dieser Art zu legen. Beym Original finden sich noch einige andere Kupfer, welche hier fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Knick: *Die Fischer.* Roman von *Samuel Schier.* 1813. 191 S. 8. (18 gr.)

Nicht ohne günstiges Vorurtheil nahm Rec. einen Roman zur Hand, dessen Titel einen minder alltäglichen Inhalt versprach. Seine Erwartung wurde nicht erfüllt, er fand ein unreifes jugendliches Product, worin der Ton der Idylle oder einfachen Erzählung gröfstentheils verfehlt, und dagegen ein Toben, Drängen und Stürmen an der Tagesordnung ist, welches die ungeregelte jugendliche Kraft bezeichnet und an die Erzeugnisse einer frühern Drangperiode erinnert. Alles Talent will Rec. dem wahrscheinlich noch ganz jungen Vf. nicht absprechen; was ihm aber noch gänzlich mangelt, ist Maafs und Tact, und diejenige Welt- und Lebenserfahrung, ohne welche ein Dichter zu beiden nicht gelangen, und statt Menschen insbesondere nur Marionetten und Carricaturen zeichnen wird, wie man hier deren mehrere antrift. Der Ton der Erzählung sollte einfach und naiv im Geist der ältern Volkssage werden; statt dessen ist der Vf. in eine steife verrenkte Manier verfallen, die sich durch ewige Inversionen und zahllose Gedankenstriche auszeichnet und oft incorrect wird. Man höre nur eine Stelle (S. 8.), der alles Uebrige gleicht: „Nicht weit von den Hütten dieser Fischer lag im Buchwalde einer freundlich wilden Gegend ein hochgewölbtes Schloss — und es war das Jagdhaus eines Grafen, der im Herbste da wohnte und die Hirsche verfolgte. Schön gebaut war dieses Haus, und die Aussicht erfreute rings umher des Wallers Busen. Und der Graf brachte mit sich vieles Gefolge, und der Diener und Jäger viele — denn er war reich, *und nach Gefilden der Schlacht ziehen die Adler.* — Halb krümmten des Waldes Blätter sich — und die Morgen waren feucht, und die Thäler in Nebel gehüllt; von dem Meere hinüber wehte der Wind und durchkräuselte die Thäler, und die Wipfel schauten starr allmählig aus den bunten Horsten, die Wiesen waren bestrickt mit leichten Geweben, und die *Tage waren gelb* und voll Wehmuth. Schön war der Morgen einst, und die Fischer waren *draußen* im Meere, und William mufste Holz fällen, hinten im Walde; *neben ihm* hatte sich gesellt Hulda, sie strickte am Netze; die Mutter war ins ferne Thal gewandelt, zu melken die braunen Kühe und die *freundlichen Schaafe.* Und heimlich lächelnd sah sie immer auf ihn, und mochte ihm wohl etwas sagen, *aber* sie schien höhnisch und nickte ihm manchmal zu — *aber* die Bäume krachten für und für unter seiner Axt, bis die Sonne heifs wurde im Herbsttage; nun stellte er sich hin *für sie* und sprach: was lächelst du verstohlen, Hulda; sprich — nicht traulich scheinst du heut, und geheimnifsvoll lächelt dein Mund. Und sie lachte, und nahm lauschend aus ihrem Busen ein Goldstück und gab es ihm auf die Hand — und er erblafste und sprach: was ist das, Hulda — woher? er hielt es erschrocken betrachtend — der junge Graf hat gestern mirs geschenkt, im Schatten *dort der Eiche* war ich entschlummert, da hat er lächelnd mich geweckt, und lange mit mir getändelt, der schöne Graf, und gab mir dieses Geld, und sprach: noch mehr würde er mir geben, wenn ich *freundlich immer* sey." Diese Stelle ist übrigens in Absicht auf Geist und Sinn leicht die beste des ganzen Buchs, so wie hingegen der Vf., der oft Dinge schildert, wovon er durchaus keinen Begriff hat, in der Beschreibung eines Sturmes und Schiffbruchs wohl am allerunerträglichsten wird. Einen festen Plan scheint er zu seinem Roman durchaus nicht entworfen, sondern die Begebenheiten, wie es ihm

ihm der Augenblick eingab, zusammengereiht zu haben; weshalb man sich nicht wundern darf, wenn es oft gar seltsam zugeht, und z. B. der Held, der vom Anfang an als ein Muster treuer Liebe erscheint, zuletzt gleichwohl drey Weiber auf einmal heirathet. In den eingewebten oder hinten angehängten Gedichten wird auch überall der Anfänger sichtbar; Reim und Ausdruck sind häufig incorrect. Z. B. S. 176.:

Ach! steh ich am Hügel, *bedämmert* von Sternen
Schau ich nach Fernen,
Träume mich weinend zur Heymath zurück,
Wo mit dem Stabe
Der Fischerknabe
Gefühlete sein Glück u. s. f.

Wie alle Bücher aus diesem Verlage, so wimmelt auch das gegenwärtige von Druckfehlern, und es ist in der That spafshaft zu sehen, wie fremd dem Corrector die allergewöhnlichsten Dinge sind, denn bald *kosten* (kosen) die Leute mit einander, bald erscheinen *weise* (weisse) Gestalten, bald *glimmen* Matrosen an den Strickleitern, bald vernimmt man gar ein *zerschmettertes Getön* u. dgl.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Die doppelte Buchhaltung auf der Stufe ihrer möglichsten Vollkommenheit.* Nach genauer Prüfung aller bisjetzt darüber erschienenen Schriften und einer eignen dreysigjährigen praktischen Bearbeitung, sowohl den Vorschriften des allgemeinen Preufs. Landrechts und der Gerichtsordnung, als auch den Bestimmungen des neuen französischen Handels - Gesetzbuches gemäfs dargestellt von *S. G. Meisner.* 1811. 94 S. 4. (1 Rthlr.)

Obgleich der Titel ein ausführliches Werk zur Selbstbelehrung erwarten läfst, so finden wir doch das Ganze so gedrängt und in einer solchen Sprache vorgetragen, dafs ein Anfänger noch immer Belehrungen von einem sachkundigen Manne nöthig haben wird, wenn er eine ganz deutliche Vorstellung und Kenntnifs vom Buchhalten bekommen will. Die Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste die *Theorie* und die andere die *Praxis* enthalten soll. Den Anfang der ersten machen gesetzliche Vorschriften in Bezug auf Handlungsbücher; Vorschriften des allg. Preufs. Landrechts und der Gerichtsordnung, wo die Stellen einzeln citirt sind; und Vorschriften des franz. Handels - Gesetzbuchs. Beide Gesetzgebungen stimmen in folgenden Punkten überein: 1) der Kaufmann ist zu einer ordnungsvollen Notirung seiner Geschäfte verpflichtet. 2) Diese Notirung mufs täglich, der Zeitfolge nach, geschehen. 3) Das Hauptbuch sowohl, als die Nebenbücher, müssen ohne alle Merkmale einer Verfälschung, mit der gröfsten Ordnung, Genauigkeit und Reinlichkeit geführt werden, und genau mit einander übereinstimmen. 4) Wenigstens alle Jahre mufs ein förmliches Inventarium Statt finden. Nun vom Buchhalten überhaupt: Das Debet und Credit oder Soll und Haben. Zwar deutlich, aber doch mit Voraussetzung einiger merkantilischer Kenntnisse. Verschiedenheit der Conto's beym kaufmännischen Buchhalten. Es werden dreyerley Arten von einander unterschieden: persönliche, todte und fingirte, wobey bemerkt wird, dafs unter den beiden erstern Arten noch andere wichtige Verschiedenheiten Statt finden. Verbindungen der verschiedenen Conto's unter einander. Es kann kein Geschäft vorfallen, wobey nicht gleich zwey Conto's interessirt wären. Eins wird immer etwas empfangen, das andere eben so viel weggeben. Die Summen also, die im Credit und Debet notirt werden müssen, sind stets einander gleich. Diefs ist der Hauptgrund des doppelten Buchhaltens, auf welchem alle Sicherheit der kaufmännischen Geschäfte beruht. Die auf solche Art entstehende mannichfaltige Verflechtung der Conto's in einander erläutert nun der Vf. weiter, indem er die Anwendung des Buchhaltens auf specielle Fälle zeigt. Hier zuerst von den erforderlichen Büchern und deren Form: das *Journal* oder *Memorial.* Das sonst besonders zu haltende Cassa- und Bankobuch sind hier mit dem Journale verbunden. Mehrere Nebenbücher, als Waarensconteo's, Copiebücher u. s. w., richten sich nach den Geschäften einer jeden Handlung. Aber das Wesentlichste und Unentbehrlichste ist das *Hauptbuch:* denn hier ordnen sich die in dem Journal der Zeitfolge nach aufgeführten Posten, so, dafs man von jedem Gegenstande eine deutliche und vollkommne Uebersicht erhalt. Den innern Zusammenhang desselben stellt der Vf. in zwey besondern Capiteln dar. Ein wichtiges und unentbehrliches Buch ist endlich das *Bilanzbuch*, da es nicht blofs dient, sich von der Richtigkeit und Uebereinstimmung des Hauptbuchs und des Journals zu überzeugen, sondern auch den Gewinn und Verlust, ohne förmlichen Abschlufs des Hauptbuchs zu jeder Zeit summarisch zu übersehen. Der innern Einrichtung desselben ist deshalb ebenfalls ein besonderer Abschnitt gewidmet. Anfang des Buchhaltens und Fortführung der Geschäfte. Die monatliche und die Generalbilanz. Ehemalige Verfahrungsart bey dem Buchhalten und Verbesserung derselben. Ursprüngliche Notirung der Geschäfte. Die alte doppelte ital. Buchhaltung. Verwerfliche Methoden von *Jones* und *Wagner*, in welchen indefs der Vf. das darin enthaltene Gute nicht verkennt. Kurzer Abrifs von des Vfs. deutscher Doppelbuchhaltung. Die *Richterschen*, *Hingstedtischen* und *Deckerischen* Verbesserungsversuche. Die vollkommenste Buchhaltungsmethode, kritische Urtheile und Literatur des Buchhaltens. Die Praxis enthält in der zweyten Abtheilung die Schemata für das Journal, für das Hauptbuch mit einem Register darüber, und für das Bilanzbuch.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

1) Landshut, b. Kröll: *Kaiser Ludwig IV. oder der Baier.* Eine von der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften zu München den 12. October 1811 gekrönte Preisschrift von *Konrad Mannert*, königl. baier. Hofrathe, Prof. der Geschichte zu Landshut, und ord. Mitgl. der königl. Akad. der Wissensch. zu München. 1812. VIII u. 540 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) München, b. Giel: *Ludwig der Baier, Kaiser der Deutschen und Römer.* Eine im Jahre 1811 der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften zu München eingesandte, nicht gekrönte, hier getreu nach dem Original abgedruckte Preisschrift von *Kaspar Sterr*, ehemal. Prof. der schönen Wissensch., jetzt Pfarrer zu Joshofen bey Neuburg an der Donau. 1812. 384 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

3) Leipzig, in d. Hartmann. Buchh.: *Geschichte Kaiser (s) Ludwig des Vierten.* Von *August von Kotzebue*, der Berliner Akad. der Wissensch. ordentl. Mitgliede. 1812. VIII u. 256 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Eine Biographie des Kaisers Ludwig von Baiern zu schreiben, eines Fürsten, der durch das Ausserordentliche seiner Handlungen und Schicksale billig die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen, so wie diejenige der Nachwelt, auf sich zog, dessen öffentliches, an wichtigen Ereignissen und mannichfaltigen Abwechselungen von Glück und Unglück äusserst fruchtbares Leben in die Verhältnisse vieler europäischen Staaten eingriff, der von einigen bis an den Himmel erhoben, von andern bitter getadelt, fast von jedem bloss nach seiner einseitigen Ansicht, nach seiner eigenen Anhänglichkeit an diese oder jene Partey, von wenigen, oder von keinem richtig und unparteyisch beurtheilt worden, — die Biographie eines solchen Fürsten zu schreiben, ist eine schöne, grosse, aber auch sehr schwere Aufgabe. „Sie sollte — diess foderte die Akademie der Wissenschaften in München, und sie foderte es mit Recht — in das öffentliche und Privatleben desselben eingehen, sie sollte ihn als Menschen, als Regenten seiner Erbländer, als Oberhaupt des deutschen Reichs, nach seinen Schicksalen, seinen Handlungen und seinem Charakter in einem richtig gezeichneten und lebendigen Gemälde vor Augen stellen." Ein solches Product der historischen Kunst zu liefern, welches durch ästhetische Kraft und Schönheit den Kunstkenner befriedigt, worin aber zugleich die Charakterzüge echter Geschichte nicht verwischt sind, ist keine leichte Arbeit. Indessen versuchte es der Hr. Vf. von Nr. 1., diese grosse Aufgabe zu lösen, und seine Schrift ward von der Akademie in München des Preises würdig befunden: ob als ein historisches Meisterstück, welches ihren Foderungen, und den Foderungen der Kritik völlig Genüge leistet, oder weil sie wenigstens unter den eingelaufenen Schriften die beste war, kann erst eine nähere Betrachtung derselben entscheiden.

Den eigentlichen Standpunkt, wovon der Vf. ausging, hatte bereits die Akademie in ihrem Programm vorgezeichnet. Da das öffentliche Leben des Kaisers Ludwig IV. und die politischen Verhältnisse derselben Zeit sichtbar in einander eingreifen, so ist das ganze erste Buch bestimmt, die Lage der Dinge in Europa beym Antritte der Regierung Ludwigs zu entwickeln. Diese Schilderung verbreitet sich über das System und den politischen Zweck der Päpste, und über die Lage, worin sie sich in Beziehung auf die europäischen Staaten überhaupt, und auf Frankreich insbesondere befanden, über den Zustand Italiens, und der dort sich durchkreuzenden Parteyen, über die Verhältnisse Deutschlands zu dem Papste, und über die innere Beschaffenheit, Verfassung und Cultur Deutschlands zur Zeit Ludwigs IV. Sie ist in ihren Hauptzügen gut getroffen; nur, wie uns dünkt, nicht lebendig genug. Auch hätten hier und da Dinge wegbleiben sollen, welche die Lage, worin sich Ludwig beym Antritte seiner Regierung befand, nicht anschaulicher machen, z. B. die Lästerungen, womit der Papst und der König von Frankreich, Philipp der Schöne, sich begegneten, die Nachricht von der Zunftverfassung der damaligen Schulen u. s. w.

Unter solchen politischen Conjuncturen, wie sie im ersten Buche dargestellt sind, tritt Ludwig im zweyten als Herzog von Oberbaiern und als römischer König auf. Die Geschichte reicht in diesem Buche bis zum Anfange der Streitigkeiten mit dem Papste. Ludwigs Geburt, Erziehung und Streit mit seinem ältern Bruder Rudolph machen den Inhalt des *ersten Kapitels* aus. Im *zweyten* ist Ludwigs Einwirkung auf die Ereignisse in Niederbaiern, und die Gründung seines Ruhms durch das Treffen bey Gamelsdorf erörtert. Durch eben dieses Treffen erwarb er sich, wie das *dritte Kapitel* zeigt, die römische Königswürde. Im *vierten Kapitel* verweilt man gern bey der Erzählung von den ersten Unternehmungen Ludwigs, als Königs, und von seinen Verdiensten um die Aufnahme der Residenzstadt München. Das *fünfte* Ka-

Kapitel, welches unrichtig auch als *viertes* überschrieben ist, zeigt, wie der König sich der von Seiten seines Bruders drohenden Gefahr entledigte. Mit Bedauern ersieht man aus diesem Kapitel, dass Ludwig seit Rudolphs Tode nicht nur in Ansehung seiner Hausangelegenheiten, sondern auch in Hinsicht auf seinen Hauptfeind, den Gegenkönig Friedrich von Oestreich, in keine bessere Lage kommt: denn eben um diese Zeit geht einer seiner vertrautesten Freunde, der Graf Ludwig von Oettingen, zu den Oestreichern über; diese entwerfen den Plan, den König auf zwey Seiten im Herzen seiner Erbstaaten anzugreifen; Baiern wird jämmerlich verwüstet; seine Schwiegerin Mathildis erklärt sich öffentlich für die östreichische Partey, und bereitet neue Verwirrung in der Pfalz; überdiess geht um eben diese Zeit Ludwigs getreuester Anhänger, Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, mit Tode ab. Doch wand sich der König glücklich aus dem Gedränge, und das Treffen zwischen Ampsing und Mühldorf, wovon das *fünfte* (eigentlich *sechste*) Kapitel Nachricht giebt, entscheidet endlich zu seinem Vortheile. Der glückliche Ausgang desselben setzte den König in den Stand, seine Freunde zu belohnen, und seine königlichen Vorrechte ungehindert auszuüben, wie das *sechste (siebente)* Kapitel zeigt. Allein von dieser Zeit an wird auch die Kälte des Königs Johann von Böhmen gegen Ludwig sichtbar, und wenn gleich letzterer von seinem wichtigsten Gegner, Friedrich von Oestreich, der bey Mühldorf in Gefangenschaft gerathen war, befreyt ist, so hat doch noch die Feindseligkeit des Herzogs Leopold von Oestreich gegen ihn ihren Fortgang.

Alle bisher erzählten Begebenheiten beziehen sich nur auf die Verwaltung seiner Erblande, auf die Regierung des deutschen Reichs, und auf die Händel mit seinen deutschen Gegnern. Von nun an aber sehen wir ihn im *dritten Buche* in weitaussehende Streitigkeiten mit dem Papste begriffen. Die Maassregeln, wodurch der Papst Johann XXII. das Ansehen des päpstlichen Stuhls emporzuheben, und besonders zum Besitze Italiens zu gelangen suchte, sind im *ersten Kapitel* angegeben. Kaum war es anders möglich, als dass der römische König seinen Anmassungen sich entgegen stellte. Den vom Papste gedrängten Gibellinen schickt er Beystand; des Papstes Anschlag auf Mailand misslingt; und nun tritt derselbe, wie uns das *zweyte Kapitel* belehrt, als Ankläger Ludwigs und als Richter in seiner eigenen Sache auf. Nach mannichfaltigen Versuchen des Papstes, Ungewitter von verschiedenen Seiten über dessen Haupt herbey zu ziehen, die wir aus dem *dritten Kapitel* kennen lernen, fällt endlich der Bannstrahl im *vierten* wirklich auf Ludwig, und das Interdict auf Deutschland. Der König enthüllt nun ohne weitere Schonung das Verwerfliche des päpstlichen Benehmens, und die Minoriten übernehmen öffentlich seine Vertheidigung. Aber eben durch ihre Heftigkeit wurde die Aussöhnung mit dem Papste unmöglich gemacht. Sollte der Kampf des Reiches mit der Kirche einen glücklichen Fortgang gewinnen, so musste nothwendig zuerst die Ruhe im Innern von Deutschland hergestellt werden. Ludwig söhnt sich daher (*Kap.* 5.) durch einen Vertrag mit Friedrich von Oestreich aus, auf welchen, da letzterer ihn nicht erfüllen konnte, ein zweyter folgte. Auf dem Throne nun gesichert, trifft Ludwig (*Kap.* 6.) die nöthigen Anstalten, um zur Vernichtung der päpstlichen Plane nach Italien zu ziehen, und unternimmt endlich (*Kap.* 7.) den Zug dahin wirklich. Er entsetzt den Galeaz Visconti seiner Stelle, und erhebt den Castruccio zum Herzoge. Zu Rom wird Ludwig (*Kap.* 8.) zum Kaiser gekrönt. Gegen Johann XXII. lässt er das Urtheil der Absetzung sprechen, und Nicolaus V. zum Papste wählen. Aber Castruccio fiel von ihm ab; Ludwig steht nun allein in fremdem Lande da; er sieht sich zum Rückzuge genöthigt, und umgewandelt ist auf einmal die für ihn vortheilhafte Stimmung der Römer; er geht daher (*Kap.* 9.) nach Deutschland zurück, wohin ihn der Tod Friedrichs des Schönen von Oestreich rief. Der Gegenpapst Nicolaus sieht sich genöthigt, mit dem Strick um den Hals zu den Füssen des Papstes Johann XXII. seine Ketzereyen und Gottlosigkeit zu bekennen; dadurch wird mancher Freund des Kaisers in seiner bisherigen Ueberzeugung wankend. Gegenstände des 10. *Kap.* sind die Verhältnisse in Deutschland während der Abwesenheit des Kaisers, die völlige Aussöhnung mit Oestreich, und der Vertrag zu Pavia.

Mit dem Ende des Jahres 1330 beginnt, wie der Vf. richtig bemerkt, die zweyte Regierungsperiode Ludwigs von Baiern, scharf abgeschnitten von der erstern, weil sich die handelnden Personen, die frühern Grundsätze und die Benehmungsart ändern. Während dass das Streben der Kirche zum Untergange Ludwigs IV. bleibende Rubrik ist, tritt an die Stelle des Hauses Oestreich der König Johann von Böhmen als gefährlicher Gegner auf. Die Art des Kampfes ist nun auch nicht mehr dieselbe. Von nun an werden Ludwigs Maassregeln gegen das Oberhaupt der Kirche bloss vertheidigend. Diess ist in der Einleitung zum *ersten Kapitel* des *vierten Buchs* auseinandergesetzt. Das gefährlichste Instrument, welches der Papst gegen den Kaiser vorzüglich in Bewegung setzte, war der König Johann von Böhmen, der im Grunde weder diesen noch jenen zu unterstützen gesonnen war, sondern mit zweydeutiger Politik nur seinen eigenen Vortheil — die römische Königswürde, zu erhaschen suchte. Ludwig vereitelte diese Absicht glücklich. Dadurch, dass er in der Irrung Heinrichs des ältern in Niederbaiern mit Otto und Heinrich dem jüngern dem Könige Johann von Böhmen, als dem Schwiegervater des erstern, die Vermittelung aufdrang, entfernte er denselben von dem Einflusse auf Baiern. Auf Italien machte indessen Frankreich und der König in Böhmen bald wieder neue Versuche (*Kap.* 3.). Allein der Papst verwarf die Vorschläge, welche der König von Frankreich unter dem Scheine der Vermittelung gethan hatte. Noch ein weiterer Aussöhnungsplan, nach welchem Ludwig wirklich die Krone ablegen wollte, schei-

scheiterte durch das voreilige Benehmen des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, welchem man im Geheim entweder an Ludwigs Stelle die Königswürde, oder das Vicariat versprochen hatte. Dem Kaiser gelingt es indessen (*Kap.* 4.), während dass er stets gegen den Papst wirkt, die Ruhe in Deutschland zu erhalten, und nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Kärnthen öffnet sich ihm (*Kap.* 5.) eine Gelegenheit, dem unredlichen Könige von Böhmen sein abscheuliches Betragen zu vergelten, indem er Kärnthen und Tyrol, die derselbe schon in Händen zu haben glaubte, für dem Reiche eröffnete Lehen erklärte; doch erhielt Johann zuletzt für seinen mit des Verstorbenen Tochter Margaretha vermählten Sohn Johann auf den Ausspruch vermittelnder Fürsten wenigstens Tyrol. Des Papstes Johann XXII. Nachfolger, Benedict XII., ein Mann von geradem Sinne und voller Herzlichkeit, bietet (*Kap.* 6.) unaufgefodert die Hand zur Aussöhnung. Aber der König von Frankreich, nach dem römischen Kaiserthum strebend, und die französisch gesinnten Kardinäle machen sie wieder unmöglich. Ganz Deutschland war nun überzeugt, dass Frankreich allein die Herstellung der Einigkeit hindere; jedermann bot also nicht nur gern die Hände zu einem Bunde des Kaisers und Reiches mit dem Könige Eduard von England gegen den König von Frankreich (*Kap.* 7.), sondern das ganze Reich liess sich auch gern (*Kap.* 8.) zur öffentlichen Theilnahme an des Kaisers Angelegenheit bewegen. Die Folge davon waren die Aufhebung des Interdicts im ganzen Reiche, der bekannte Kurverein zu Rense und der allgemeine Reichsschluss zu Frankfurt in Betreff der Unabhängigkeit des Kaiserthums von dem römischen Stuhle. Von dem Bündnisse mit England ging jedoch Ludwig (*Kap.* 9.) bald wieder ab; er schloss vielmehr jetzt eine Defensiv-Allianz mit dem Könige Philipp von Frankreich, wofür derselbe versprach, ihn als römischen Kaiser zu erkennen; aber in Ansehung des Versprechens, die Aussöhnung mit dem Papste zu bewirken, ward Ludwig von ihm hintergangen. Glücklicher war er in seinen Hausangelegenheiten, indem (*Kap.* 10.) nach dem Abgange der niederbaierischen Linie ganz Baiern unter seinen Scepter vereinigt wurde. Sein Versuch, die Ueberreste der Hohenstaufischen Herrschaft in Schwaben wieder herbeyzubringen, war zwar mehr ein Versuch des Kaisers, als des Herzogs in Baiern; der Besitz einiger von diesen Erwerbungen war nur vorübergehend, weil auf ihn kein Wittelsbacher in der kaiserlichen Würde folgte; aber unmittelbare Aussichten zur Vergrösserung seiner Hausmacht öffnete ihm (*Kap.* 11.) die durch die Vermählung der Gräfin Margaretha Maultasch mit Ludwig dem Brandenburger bewirkte Wiedervereinigung der Grafschaft Tyrol mit Baiern. Doch war auch dieser Vortheil nicht von Dauer. Ueberdiess hatte Ludwig dadurch, dass er nicht nur die Ehescheidung zwischen Margaretha und ihrem ersten Gemahle als Kaiser selbst vornahm, sondern auch die Dispensation im dritten Grade der Verwandtschaft aus kaiserlicher Macht ertheilte, sich Hass und Verketzerung von Seiten der Geistlichkeit und des Volkes zugezogen. Das *zwölfte Kapitel* giebt uns ein Bild von Ludwigs körperlicher Gestalt und Charakter, nebst einer Nachricht von seiner Gesetzgebung. Aus dem *dreyzehnten* lernt man Ludwigs letzte Verfügungen über die geistlichen Verhältnisse in Baiern, seine Minister und Hofschriftsteller, wie auch den Zustand der Literatur in Baiern zu seiner Zeit, und aus dem *vierzehnten* seine Verfügungen im Reiche, die damaligen Sitten des Adels, den Zustand der Städte, die Verhältnisse dieser beiden miteinander, und seine Anstalten kennen, wodurch er zuerst einen allgemeinen Landfrieden zu Stande brachte. Im *funfzehnten Kapitel* gehen neue Aussöhnungsunterhandlungen mit dem Papste vor; aber sie zerschlagen sich, weil der Papst und der König von Frankreich dem Lüzelburgischen Hause Tyrol wieder zu verschaffen suchten, welches Ludwig schlechterdings nicht wieder herauszugeben gedachte. Anstatt eine Aussöhnung Statt finden zu lassen, betrieb man jetzt vielmehr mit Anstrengung Ludwigs Absetzung. Deutschlands Fürsten erklärten sich zwar (*Kap.* 16.) mit Entschlossenheit gegen das päpstliche Ansinnen; fürchteten aber zugleich die immer wachsende Macht des Kaisers; daher er keine sehr thätige Unterstützung von ihnen erhielt. Das *siebzehnte Kapitel* handelt von Ludwigs Verfügungen in Brandenburg, und von der holländischen Erbschaft. Im *achtzehnten* setzt endlich der Papst bey einigen Kurfürsten seinen Plan durch. Nachdem er den Kirchenbann gegen Ludwig erneuert hatte, versammeln sie sich, heimlich durch Schreiben von ihm aufgefodert, zu Rense, erklären das Reich für erledigt, und erwählen einseitig Karl von Mähren zum römischen Könige. Allein Frankfurt und Aachen verschliessen ihm die Thore; die Reichsversammlung zu Speyer erklärt die neue Wahl für ungültig; durch die Waffen kann Karl sich das Uebergewicht nicht verschaffen; Ludwig bleibt allein herrschend und mächtig bis an seinen Tod.

Alles dieses und mehr anderes, was hier nicht angeführt werden konnte, hat der Vf. aus den Quellen, die er mit Einsicht und Kritik benutzte, mit der dem Historiker geziemenden Genauigkeit vorgetragen. Zu unserer Zufriedenheit sahen wir manche ehedem dunkle Sage in diesem Werke in ein helleres Licht gesetzt, und viele unrichtige Angaben anderer Geschichtschreiber verbessert, z. B. die Angabe des *Anonymus Fürstenfeldensis* bey *Oefele* von Ludwigs Alter beym Tode seines Vaters; die Sage, dass Ludwig dem Herzoge Friedrich von Oestreich seine Wahlstimme versprochen habe u. s. w. Die hier und da in Anspruch genommene Urkunde des Vertrags zwischen Ludwig und Friedrich von Oestreich wegen gemeinschaftlicher Regierung wird aus guten Gründen für echt erklärt. Wir könnten noch viele Beyspiele zum Beweise anführen, dass das historische Publicum dem Vf. in Hinsicht auf Ludwigs Geschichte viele Aufklärungen zu danken hat. Indessen stiessen wir doch auch auf Gegenstände, in deren Erkenntniss man durch das vorliegende Werk um keinen Schritt

Schritt weiter gebracht wird. Ungewiſs bleibt es, ob Ludwig nach dem Vertrage mit dem Gegenkönige wegen gemeinschaftlicher Regierung noch einen andern mit ihm geschlossen habe, vermöge dessen Ludwig Kaiser in Italien, Friedrich hingegen König in Deutschland seyn sollte, wie der Vf. es wahrscheinlich findet. Die Ungewiſsheit, die durch den öffentlichen Widerspruch Ludwigs noch mehr vergröſsert wird, könnte nur durch urkundliche Aufklärungen aus dem Archive gehoben werden, wie der Vf. selbst gestebt; und warum hob er sie nicht? Von dem Verfasser einer historischen Preisschrift erwartet man Aufklärung dunkler Thatsachen, Berichtigung falscher Angaben, Ergänzung des Mangelhaften. Eben so verhält es sich in Ansehung des Versprechens, welches der Kaiser und der König Johann von Böhmen dem Herzoge Heinrich von Niederbaiern gethan haben sollen, daſs derselbe an Ludwigs Stelle den Thron besteigen sollte. War dieses Versprechen wirklich gethan worden, oder nicht? Versprach man ihm wirklich die Königswürde, oder nur das Vicariat? Wie ist es zu erklären, daſs Heinrich von Niederbaiern sich schon wirklich in den Besitz setzte, und das Versprechen durch die That geltend zu machen suchte, auf der andern Seite hingegen Ludwig öffentlich die Versicherung gab, er gedenke gar nicht an die Ablegung der Krone? Nur durch Beyhülfe der Archive können diese Zweifel gehoben werden. Dieſs gestand der Vf. selbst. Und doch that er, wie es scheint, keinen Schritt, um von dieser Seite her Licht zu erhalten. Unrichtigkeiten bemerkten wir in diesem Werke nicht. Daſs S. 13. Avignon *von den Päpsten* (anstatt: an die Päpste) verkauft wurde, ist vermuthlich ein Druckfehler. Im eilften Kapitel des vierten Buchs findet sich ein Widerspruch. S. 431, verliert der Bischof von Freising, welcher die Ehescheidung zwischen Margaretha Maultasch und ihrem Gemahle, Johann Heinrich, vornehmen wollte, auf der Reise durch einen Fall das Leben; daher der Kaiser sie aus eigener kaiserlicher Macht vornimmt; und S. 434. erscheint eben dieser Bischof bey der Hochzeit Margarethens und ihres neuen Gemahls.

Ueber viele Handlungen Ludwigs haben sowohl seine Zeitgenossen, als die Nachwelt zu seinem Nachtheile ausgesprochen. Sie betrachteten dieselben vereinzelt, wie sie vor ihnen lagen. Hier erhalten sie erst im Zusammenhange mit andern ihr gehöriges Licht. Einer Parteylichkeit wird man indessen den Vf. im Ganzen nicht beschuldigen können. Mit Recht tadelt er z. B., daſs Ludwig in seiner Appellation den Papst der Ketzerey beschuldigte. Daſs der Kaiser sich den Verfall seines Ansehens in Italien durch Fehler, die er beging, selbst bereitete, ist hier nicht verhehlet. Indessen scheint es uns doch, daſs zuweilen die Thatsachen selbst ein anderes Urtheil über Ludwig aussprechen, als Hr. *M.* aussprach. Ludwigs Abgang von dem Bunde mit dem Könige Eduard von England, und desselben leichtgläubiges Eingehen in die Schlingen des Königs von Frankreich sind wohl nicht ganz zu rechtfertigen. Daſs es reine Ueberzeugung von seinen Gerechtsamen war, wodurch Ludwig sich bewogen fand, die Ehescheidung der Margaretha Maultasch aus kaiserlicher Macht vorzunehmen, und im dritten Grade der Verwandtschaft selbst zu dispensiren, möchten wir nicht gern behaupten. Die Aeuſserung S. 323. „Ludwigs Umsicht und Ahndung künftiger Fälle bey Entwerfung des Vertrages von Pavia übersteige die Grenzen des menschlichen Scharfsinnes" ist zu übertrieben. Um den Kaiser gegen den Vorwurf vernachläſsigter Justiz zu vertheidigen, sagt der Vf. im 13. Kap. des 4. Buchs S. 461: „Keinen Zug hat die Vorwelt uns hinterlassen, durch welchen Ludwigs Benehmen auch nur zweydeutig würde, wohl aber Beweise von der an Verbrechern geübten Strenge", und im 14. Kap. S. 475. gesteht er selbst, „daſs der Bischof von Augsburg, weil er die Tochter eines Gastfreundes genothzüchtigt hatte, von den Bürgern aus der Stadt gejagt worden sey; Ludwig aber, der Rechtfertigung des Verbrechers glaubend, ihn wieder eingesetzt, und stillschweigend zugesehen habe, als derselbe seiner untergebenen Geistlichkeit beträchtliche Geldsummen abnahm." Dieses Beyspiel contrastirt mit der oben angeführten Behauptung von Ludwigs strenger Handhabung der Gerechtigkeit nicht wenig. Freylich sucht Hr. *M.* das gelindere Verfahren des Kaisers dadurch zu entschuldigen, daſs derselbe damals den Dienst des Adels nöthig hatte, und sich hüten muſste, sich Gegner zuzuziehen. Aber was ist dieses anders, als ein Geständniſs, daſs Ludwig der Politik das Recht aufgeopfert habe?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Den 13. März 1812 starb zu Danzig *E. P. Blech*, Doct. Med., Professor am Gymnasio und Physicus daselbst, ein sehr glücklicher praktischer Arzt, und scharfsinniger Beobachter und Denker in den ihm anvertrauten Fächern der Arzney- und Naturkunde.

Zu seinen in *Meusel's* gelehrtem Deutschlande verzeichneten Schriften sind noch folgende nachzutragen.

Lobrede auf den verstorbenen Privatgelehrten *Reyger*. Danzig 1788. 4.

Memoria Verpoortennii. Gedani 1794.

Programma de moderandis, quas dicunt, sexus actionibus. Ged. 1805.

Memoria Rinkii. Ged. 1812. 4.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

1) Landshut, b. Krüll: *Kaiser Ludwig IV. oder der Baier.* — — von *Konrad Mannert* u. s. w.

2) München, b. Giel: *Ludwig der Baier, Kaiser der Deutschen und Römer.* — — von *Kaspar Sterr*, u. s. w.

3) Leipzig, in d. Hartmann. Buchh.: *Geschichte Kaiser (s) Ludwig des Vierten.* Von *August v. Kotzebue*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dafs der Vf. den Stoff, den ihm die Quellen anboten, gröfstentheils wohl geordnet, und seinen Plan gut angelegt habe, zeigt schon der voranstehende Auszug des Inhalts. Meist fliefst eine Begebenheit natürlich aus der andern; die Verbindung der Thatsachen mit einander, als Ursachen und Wirkungen, hat der Vf. richtig wahrgenommen, und auch dem Leser anschaulich gemacht. Allein im letzten Kapitel des dritten Buchs glaubten wir nur Rhapsodien zu finden, und von da an sahen wir öfters frühere und spätere Begebenheiten auf Kosten der Chronologie und der Deutlichkeit untereinander geworfen. Schon im vorhergehenden Kapitel stirbt Friedrich der Schöne von Oestreich; sein Tod macht den Aufbruch Ludwigs aus Italien nach Deutschland nothwendig; und in dem gegenwärtigen erwacht in Friedrich dem Schönen erst aufs neue die Hoffnung, seine ältern Ansprüche gegen den Kaiser geltend zu machen. Der Gegenpapst Nicolaus ist durch Johann XXII. längst gänzlich unterdrückt, und jetzt erst thut die Aufhebung des Interdicts durch Nicolaus in Deutschland gute Wirkung. Die Erzählung geht hierauf wieder ordentlich fort, und die Begebenheiten erscheinen in ihrer natürlichen Verbindung miteinander; allein im 11. Kap. des vierten Buchs ist an die Erzählung von der Heirath zwischen Margaretha Maultasch und Ludwig dem Brandenburger unmittelbar die Nachricht von der Uebergabe der Graffchaft Tyrol an das Haus Oestreich, welche erst lange nach Ludwigs Tode, im J. 1362, erfolgte, angeknüpft, und erst nachher werden die schlimmen Folgen, welche die Erwerbung Tyrols für den Kaiser hatte, entwickelt. Im zwölften Kapitel wird der Zusammenhang des Vorhergehenden mit dem Nachfolgenden durch ein Bild von Ludwigs Charakter und Handlungsweise, und durch eine Apologie desselben auf eine unangenehme Art unterbrochen. Wenn je eine Charakteristik dieses Fürsten in einem besondern Kapitel aufgestellt werden mufste: so hätten wir sie in das letzte Kapitel versetzt, und Ludwigs Geschichte mit derselben beschlossen. Nachdem im 16. Kap. gezeigt worden, wie der päpstliche Plan, des Kaisers Absetzung zu bewirken, mifslungen sey, heifst es im 17. Kap.: „Furchtlos vor Papst und Fürsten schaltete also Ludwig der Baier im südlichen Deutschland, ohne je seine Angelegenheiten in dem nördlichen, und vorzüglich in der seiner Familie zugehörigen Mark Brandenburg zu vernachläfsigen." Wer sollte nun nicht alles, was hierauf von brandenburgischen Angelegenheiten erzählt wird, als eine Folge des Glückes, wodurch er seiner Absetzung entging, und der daraus entsprungenen Furchtlosigkeit betrachten? Allein alle Thatsachen, welche hier vorkommen, sind aus weit älteren Zeiten, da noch kein Mensch an Ludwigs Absetzung gedacht hatte.

Dem Vortrage des Vfs. fehlt es im Ganzen nicht an Kraft und Würde; aber in einzelnen Stellen liefs er sich eine grofse Nachläfsigkeit zu Schulden kommen. Im ganzen Werke dürften sich wenige Bogen finden, worin man nicht auf unregelmäfsig construirte Redesätze, oder auf gemeine und unedle Ausdrücke, oder auf Provinzialismen, oder auf Fehler gegen die Grammatik oder gegen die Rechtschreibung stofsen wird. Zum Beweise wollen wir aus der Menge nur einige ausheben. S. 2: „Ein Kampf, den Ludwig nicht suchte, *ihn* zu vermeiden wünschte, *ihn* aber mit Festigkeit der Seele bestand, als ihn hierarchischer Uebermuth mit Gewalt zu demselben aufforderte, nachgebend auswich, wo persönliche Nachgiebigkeit möglich war" u. s. w. Welche Verbindung der Sätze! S. 7: „Kämpfte gegen jeden Schritt, *wo* das Weltliche zum Geistlichen hinübergezogen wurde." S. 64. und in der Folge noch einmal: *köpfen*, anstatt: enthaupten. S. 92: „Sie wufsten die Gefahr der *Lüzelburger Nachfolge* einleuchtend zu machen", anstatt: der Nachfolge eines Lüzelburgers. S. 126: „Das eigene Stadtrecht von München gehört unter Ludwigs Vorsorge." S. 172: „Für einen Theil dieser Summe *wird* ihm verpfändet, die Städte u. s. w." S. 176: „Auf dem Reichstage, welchen Ludwig ausschrieb, *und* unterdessen seine und des Reichs Angelegenheiten betrieb." S. 186: „Sie wurden verwendet, um Vorsteher der Armee zu seyn, welche er (der Papst) in Italien unterhielt, früher als ein anderer Monarch auf den Gedanken von stehenden Truppen kam." Wo ist hier ein Zusammenhang? S. 346: *wozu* sich keine Spur findet, anstatt: wovon. S. 356 und öfters: *Entsagung* des Thrones, anstatt: Verzicht-

zichtleistung auf den Thron. S. 390: Er bildete den Vorzug, anstatt: den Vortrab. S. 441: „Der blinde König Johann benützte durch eine geheime Unterredung, *wo* er die Thüre des Zimmers beym Weggehen nicht finden, und der gelähmte Herzog ihn nicht zurechte weisen konnte, die entstandene Spannung." S. 460: „Spätere Fürsten machten Hinzufügungen", anstatt: Zusätze. S. 470: die *kitzlichern* Geschäfte. S. 505: „Weil ihm (dem Könige von Böhmen) nicht die mindeste Hoffnung zum *Abtritte* von Tyrol gegeben wurde", anstatt: zur Abtretung. S. 515: „Mit wohlgerüstetem Heere eilt er gegen die Friesen zum Angriff, welchen sie, ihrer Schwäche bewufst, weichend vermeiden, aber plötzlich alle Schleufsen öffnen"; anstatt: welche, ihrer Schwäche sich bewufst, weichend ihn vermeiden, aber plötzlich alle Schleufsen öffnen. Solche fehlerhafte Verbindungen der Sätze kommen häufig vor, und dann noch die übrigen Fehler gegen die Grammatik und Rechtschreibung: Hilfe, Abhilfe, ruste, stund, kaum mehr, selten mehr, übergetragen (anstatt: übertragen), anländen (anstatt: landen), Hofmarkten, anbetrafen, vereitelt geworden, die Kräften, ohne Kräften, das im Wasser wadende Korps, den Isenflufs durchwaden u. s. w. So viele Sprachfehler hätten wir in einer Preisschrift nicht erwartet.

Sollen wir nun unser Urtheil über diese Preisschrift im Allgemeinen abgeben? — „Die Absicht dieser Lebensbeschreibung," sagt der Vf. am Schlufs dieses Werkes S. 537., „ist gänzlich verfehlt, wenn der Leser am Ende derselben eine Charakterschilderung des ausgezeichneten Fürsten nöthig findet." Er hat Recht. Eine vollkommene Erkenntnifs des Charakters soll aus der Erzählung der Handlungen desjenigen, dessen Leben beschrieben wird, von sich selbst hervorgehen. Mit Vergnügen entdeckten wir wirklich mehrere Stellen, welche diese schöne Wirkung hervorbringen. Mit deutlichen Zügen stellt sich z. B. Ludwigs Einsicht, Selbstvertrauen, Tapferkeit und Edelmuth in dem Treffen bey Gammelsdorf aus seinen Handlungen uns vor Augen; deutlich malt sein Benehmen gegen seinen Bruder Rudolph seinen Charakter, u. s. w. Allein es sind nur einzelne Beyspiele dieser Art, die wir anführen können. Hr. *M.* selbst scheint es geahndet zu haben, dafs seine Behandlung der Geschichte Ludwigs IV. eine Charakterschilderung dieses Fürsten nicht ganz entbehrlich mache, und stellte darum in einem besondern Kapitel (im 12. Kap. des 4. Buchs) eine, freylich nicht alles umfassende, Charakteristik desselben auf; ja er fand es sogar nöthig, diesem Kapitel eine Art von Apologie für den Kaiser beyzufügen. Uebrigens sind zwar einige Gegenstände, z. B. das Gedränge, worin Ludwig sich seit dem Uebergange des Grafen Ludwig von Oettingen zu den Oestreichern befand, das Treffen bey Ampfing, der Verfall des Ansehens und der Macht Ludwigs in Italien, die Verwandlung des offensiven Verfahrens gegen den Papst in die Defensive, und mehr anderes trefflich dargestellt; aber über das Ganze ist doch nicht Leben genug ausgegossen; im Ganzen ist die Schrift zu gedehnt und weitläufig. Sollte sie das Prädicat einer Biographie verdienen, so hätte vieles, was nur Nebensachen betrifft, z. B. die Nachrichten von den Streitigkeiten der Minoriten mit dem Papste, von der Gerichtsbarkeit des Adels in ältern Zeiten, von der Ottonischen Handfeste, von dem Sachsen- und Schwabenspiegel u. s. w. abgekürzt werden, und einiges Ueberflüssige, z. B. die Erzählung von dem Betragen Ludwigs des Brandenburgers in Brandenburg, das Raisonnement über den Vortheil, den die mit dem Kloster Ettal verbundene weltliche Pensionsanstalt für die Zukunft dem Vaterlande hätte verschaffen können, u. dgl. m. wegbleiben müssen. Dafs durch diese Schrift das Ideal einer Biographie erreicht sey, getrauen wir uns daher nicht zu behaupten, glauben aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, dafs, abgesehen von den eben gerügten Fehlern, mehrere hier bereits angeführte Vorzüge dieses Buch zu dem Range einer sehr guten Geschichte Ludwigs von Baiern erheben.

Ungleich weniger glücklich in Bearbeitung desselben Gegenstandes war der Vf. von

Nr. 2. Seine Geschichte ist nicht in Bücher oder Perioden und Kapitel, sondern in neun Hauptstücke, wovon jedes mit einer Ueberschrift versehen ist, und jedes Hauptstück in mehrere Paragraphen ohne Ueberschrift getheilt. Diesem Plane zufolge beschreibt das *I. Hauptstück* Ludwigs Thaten von seiner Geburt bis zur Königswahl; *II. Hauptst.* desselben Thaten nach seiner Wahl zum römischen Könige bis zur Mühldorfer Schlacht; *III. Hauptst.* nach der Mühldorfer Schlacht bis zur Reise nach Italien; *IV. Haupst.* Ludwigs Reise nach Italien, Krönung und Thaten daselbst; *V. Hauptst.* Ludwigs Thaten in Deutschland nach seiner Rückkehr aus Italien; *VI. Hauptst.* Ludwigs Krieg mit Böhmen, und Thaten bis zur Erledigung von Niederbaiern; *VII. Hauptst.* desselben letztere Thaten bis zu seinem Ende. Das *VIII. Hauptst.* enthält eine Charakterschilderung Ludwigs, als Uebersicht des Ganzen, und das *IX. Hauptst.* eine Anzeige von Urkunden, durch welche die Lebensgeschichte Ludwigs des Baiern in mehrern Stücken beleuchtet wird. Das vorletzte Hauptstück ist in Abschnitte getheilt, deren Aufschriften der Abtheilung einer Predigt ähnlich sehen: *Erster Abschnitt.* Kaiser Ludwig, ein katholischer, für den christlichen Glauben eifernder Fürst. *Zweyter Abschn.* Kaiser Ludwig, ein Liebhaber der Diener der Kirche, und des heiligen Friedens. *Dritter Abschn.* Ludwig, der Kaiser, tapfer im Kriege, gerecht im Gerichte. In den folgenden drey Abschnitten werden noch seine Vorsicht in seinen Berathungen, seine Gutmüthigkeit, sein herablassendes Wesen, sein tugendhaftes Betragen überhaupt, und seine Weisheit, die er als Regent bewies, gerühmt.

Dafs der Vf. die Quellen, woraus Ludwigs Geschichte geschöpft werden mufs, gekannt habe, beweisen die in den Anmerkungen häufig angeführten Zeugnisse. Aber eben darum wundert es uns, dafs er sich nicht an diese allein hielt, sondern mehrere

rere Thatsachen aus *Aventin*, *Cuspinian*, *Gerhard von Roo*, *Adelzreiter* und andern neuern Schriftstellern entlehnte. Da er auch diesen Geschichtschreibern in Ansehung der meisten Angaben unbedingten Glauben beymafs, ohne dieselben zu prüfen, so ist leicht begreiflich, dafs er ihnen manches Mährchen nacherzählte, oder mit ihnen manche Thatsache in einem falschen Licht betrachtete. S. 5. scheint er als richtig anzunehmen, dafs Ludwig von Baiern kein Latein verstanden, und sich dadurch bey seinem Verkehr mit dem Papste sehr geschadet habe. S. 40. nimmt er an, es hätte Ludwig dem Herzoge Friedrich von Oestreich seine Wahlstimme versprochen, da doch derselbe keine Wahlstimme hatte. Das S. 55. dem Geschichtschreiber *Aventin* nacherzählte Beyspiel einer seltenen Mäfsigung und Treue, welche Stephan Gunpenberg, und ein gewisser, im Treffen von ihm verwundeter Heinrich Schweinkerist bewiesen hatten, ist wahrscheinlich eine Fabel. Den Anspruch des Herzogs Rudolph von Sachsen auf Brandenburg stellt der Vf. als gänzlich grundlos vor; er nennt ihn S. 95 den *vorgegebenen* Vetter des Markgrafen Waldemar. So viel ist doch richtig, dafs Rudolph von dem ersten Erwerber abstammte. Nach S. 109. überliefs Ludwig während seiner Abwesenheit dem Herzoge Friedrich von Oestreich, vermöge des mit ihm geschlossenen Vertrages, alle Regierungsgeschäfte; und dafs diese Mitregentschaft sich auch auf Reichssachen erstreckt habe, will er aus einigen Urkunden beweisen. Allein wie konnte eine Mitregentschaft ohne Einwilligung des Reichs wirklich Statt haben? S. 201. ist dem Vf. die Versammlung der Kurfürsten zu Rense ein *Reichstag*; die Verhandlungen dieser Versammlungen und des Reichstages zu Frankfurt sind mit einander vermengt. Erst nach dem Schlusse des Kurvereins läfst Hr. *St.* den König Ludwig in der Reichsversammlung zu Frankfurt das Gebet des Herrn, den englischen Grufs und den Glauben laut abten. Nach S. 207, verlieh der Kaiser dem Grafen von Geldern das *Amt* (Vorrecht), vier *Reichs-Erzbeamte* zu halten. Die Urkunde, die der Vf. mifsverstand, spricht von *Erbbeamten* nach der im Reiche bestehenden Gewohnheit. Nach S. 217 u. f. hat nicht der Kaiser Ludwig die Ehescheidung zwischen Margaretha Maultasch und ihrem Gemahle vorgenommen, sondern sie ist durch kirchliches Ansehen erfolgt. — Zuweilen mufs man sich mit Vermuthungen begnügen, z. B. S. 7. „Ludwig *konnte* um dieselbe Zeit das 17. Jahr seines Alters angetreten haben"; S. 9. „Er *konnte* hiermit um das J. 1300 seine Volljährigkeit erreicht haben"; S. 23 u. f. „während Rudolph in Deutschland verweilte, *konnten* seine Truppen in Italien zurückgeblieben, und Petrus Malabrama gefangen genommen worden seyn"; S. 54. „Ludwig *konnte* um dieselbe Zeit mit der Belagerung von Wisbaden und Scharfenstein beschäftigt gewesen seyn". Möglichkeiten geben keine Geschichte. Doch haben wir hier und da eine Stelle bemerkt, wo der Vf. die historische Kritik glücklich angewandt hatte, z. B. S. 1 u. f., um die fehlerhaften Angaben von dem Geburtsjahre Ludwigs zu berichtigen; S. 44., um gegen die Behauptungen der Oestreicher zu beweisen, dafs Waldemar von Brandenburg bey Ludwigs Wahl persönlich zugegen gewesen war. S. 64. sucht Hr. *St.* das in Ludwigs Lager bey Mühldorf 1319 verbreitete Gerücht von seinem Tode auf eine sehr wahrscheinliche Art aus einem Irrthume zu erklären, den der um eben diese Zeit erfolgte Tod seines Bruders Rudolph veranlafst haben mag.

Wie man bereits aus der Anzeige des Inhalts ersieht, ging der Vf. von der Methode ab, welche die Akademie vorgeschrieben hatte: er liefs keine Schilderung von dem Zustande, worin Europa sich zur Zeit befand, da Ludwig handelnd auftrat, voran gehen, sondern begann unmittelbar mit Ludwigs Lebensgeschichte. Schon dadurch verlor dieses Werk an pragmatischem Gehalt; aber noch weit mehr verlor es unstreitig durch die äufserst kunst- und geschmacklose Behandlung vom Anfange bis zum Ende. Vergebens sucht man hier Spuren jenes echt historischen Sinnes, welcher die Thatsachen nach ihrem wahren innern Gehalt zu würdigen, das Wichtige von dem Unerheblichen, das Wesentliche von dem Ueberflüssigen zu unterscheiden weifs, Spuren jenes pragmatischen Blickes, welcher die Begebenheiten in ihrem ganzen Zusammenhange auffafst. Die meisten erscheinen ganz isolirt, ohne dafs ihre Beziehung auf einander im Geringsten bemerklich gemacht wird; und vieles ist so trocken und unfruchtbar vorgetragen, dafs man nicht weifs, was man davon halten soll. Während der Vf. manchen Gegenstand, durch dessen genauere Entwicklung die Geschichte hätte pragmatisch werden können, nur oberflächlich berührte, mischte er auf der andern Seite zuweilen entweder ganz fremdartige Dinge ein, die in einer Geschichte Ludwigs kaum einer Erwähnung bedurften, oder erzählte minder bedeutende Dinge viel zu weitläufig. Von S. 6. bis 8. liest man nicht eine Geschichte Ludwigs von Baiern, sondern ein Stück aus der Geschichte seines Bruders Rudolph, nämlich von der Theilnahme desselben an den Feldzügen des Kaisers Adolph, und von dessen Vergleiche mit Albrecht von Oestreich; alsdann ein Stück aus der Geschichte eben dieses Kaisers Albrecht: von den Absichten desselben auf die erledigten Länder des Grafen Johann von Holland und Seeland, von den Händeln des K. Albrecht mit den rheinischen Kurfürsten, und S. 16. von Albrechts Ermordung, und von den Anstalten zu einer neuen Königswahl; S. 19. von den böhmischen Händeln unter den Kaisern Albrecht und Heinrich von Luxenburg; S. 23. folgt wieder ein Stück aus der Geschichte des Pfalzgrafen Rudolph; S. 36. die weitläufige Herzählung dessen, was Ludwig seinen Gönnern vor der Wahl hatte versprechen müssen; S. 38. die überflüfsige Beschreibung der Wahlceremonieen; S. 129—139. die lange Beschreibung der Ceremonieen bey der Absetzung des Papstes Johann XXII und bey der Wahl des neuen Papstes. Viel zu weitläufig sind ferner im vierten Hauptstücke die ausführlichen Erzählungen von den Händeln der italienischen Städte und Grofsen, von den Unternehmungen des Königs Johann von Böhmen, die

Chro-

Chronique scandaleuse von dem Privatleben der Gräfin Margaretha Maultasch von Tyrol u. s. w. Dieselbe Weitschweifigkeit zeigt sich meist auch in den Berichten von schriftlichen Verhandlungen. Die Akademie verlangte, dass der Geist der Urkunden gegeben werden sollte; Hr. *St.* giebt meist den Inhalt derselben wörtlich, oder er liefert lange, ermüdende Auszüge aus denselben, wie z. B. S. 87 – 89. von den zu Nürnberg erlassenen Verwahrungsschreiben Ludwigs gegen die päpstlichen Anmassungen. Auf den Vorschlag eines Friedens zwischen Ludwig und dem Papste, den der König Johann von Böhmen that, ist S. 158. fast der ganze Brief, den der Papst zur Antwort an den König geschrieben hatte, wörtlich eingerückt. Eben dieses gilt von den Vorschlägen zur Aussöhnung, welche der Papst Benedict den Gesandten Ludwigs mitgab, S. 178 – 180. Hr. *St.* glaubte, alles erzählen zu müssen, was er irgendwo über Ludwig aufgezeichnet fand, es mochte von Bedeutung seyn oder nicht; daher die sorgfältige Anzeige der Oerter, wo Ludwig an diesem, wo an jenem Tage sich aufgehalten, daher die trockenen Verzeichnisse von Urkunden, die er an diesem oder jenem Orte, an diesem oder jenem Tage ausgefertigt hatte, z. B. §. 13. S. 21: „Zu Dachau traf er den Donnerstag vor Matthias (18. Febr.) ann. 1311, eine Uebereinkunft mit Konrad von Wildenrod einer geliehenen Geldsumme halber. Zu Fürstenfeld verschaffte er Volkmar dem Abt verschiedene Höfe und ein Hub in dem Amt Niwenburg (Neuburg) einen Hof zu Aumbach, und einen Hof zu Wukenhofen. *Dat.* Fürstenfeld des nächsten Erichtags vor St. Johannestag zu Sonnenwendten 1311. Zu Freysing begiebt er sich des Vogtrechts über Kloster Beuern u. s. w. *Dat. Frisingae proxima feria sexta post St. Andr. Ap.* 1311. — — Zu Weilheim giebt Ludwig im Monat Jänner 1312 dem Kloster Pölling (Polling) den Lebenzehend, welchen Konrad der Sulzenmoser genoss zu einem Eigenthum. *Dat. Sabbath. post octavam epiph.* (15. Jän.) 1312. Zu Pölling bestätigte er den 11. Aug. die Schenkung des Heinrich von Weilheim, *Dat.* Polling den Erichtag vor Tiburtii 1312." (Die Werke, worin sich diese Urkunden befinden, sind unter dem Texte in Anmerkungen angezeigt.) Mehrere Verzeichnisse dieser Art kann man §§. 35. 38. 44. 62. 71. 84. 88. 90. 91. 100. 126. und an mehrern Orten finden. Wer wird wohl in einer Biographie Ludwigs nach Urkunden fragen, worin derselbe dem Kloster Scheuern das *Jus Patronatus* in Pfaffenhofen, oder dem Kloster Thierhaupten den Kirchensatz der Pfarrey Stozach verleiht, oder nach einer Verordnung, dass die Ordensmänner des heil. Benedict ihr erstes Provincialcapitel zu Fulda halten sollten, u. dgl. m.? Sogar ein Namenregister der Zeugen, von welchen die Urkunden waren unterschrieben worden, setzte der Vf. zuweilen bey.

Die Manier, alles ganz vereinzelt vorzutragen, ohne dass eine Verbindung einer Thatsache mit der andern sichtbar wird, herrscht durch das ganze Buch, und giebt dieser Geschichte beynahe das Ansehen einer Chronik des mittlern Zeitalters. Anstatt die synchronistische Methode mit der chronologischen zu verbinden, und die Begebenheiten in ihrem Zusammenhange darzustellen, trennte der Vf. öfters, was zusammen gehört, stellte zusammen, was nicht die geringste Beziehung auf einander hat, und zerriss, indem er alles, was von Jahr zu Jahr vorfiel, in chronologischer Ordnung erzählte, nur gar zu oft mitten in der Erzählung den Faden der Geschichte. Daher kommen in manchem Paragraphen zweyerley bis dreyerley Begebenheiten von ganz heterogenem Inhalte vor; z. B. §. 36. S. 58., wo der Vf. von der Unzufriedenheit der Geistlichkeit wegen einer Steuer, und einem desswegen gegen Ludwig geschlossenen Bunde spricht; auf einmal aber, man weiss nicht wie? auf eine schon lange zuvor erzählte, hierher gar nicht gehörige Begebenheit kommt: „wohin sich Rudolph (Ludwigs Bruder) nach der Entfliehung von Wolfertshausen begeben habe, ist nirgends zu finden. Nur kommt noch den 26. Febr. 1317 ein zweyter Vergleich mit dem König, seinem Bruder, vor." Der 55. §. fängt mit der Erzählung von den Unterhandlungen der an den Papst abgeordneten Gesandten Ludwigs an, und endigt sich S. 90. mit einem Verzeichnisse von Gnadenbriefen und andern Urkunden, welche der römische König um diese Zeit erliess. Der 129. §. S. 211. handelt zuerst von dem Anfange der Unruhen, welche unter den Bürgern von Wörd der schweren Abgaben wegen entstanden, ohne von der Art ihrer gänzlichen Beendigung Bericht zu erstatten; hierauf von der Geldstrafe, welche die Bürger von Regensburg erlegen mussten, weil sie sich gegen ihren Bischof Nicolaus aufgelehnt hatten; alsdann von einer schon früher erfolgten feindlichen Unternehmung Ludwigs gegen die Regensburger, die sich in dem Kriege mit Böhmen und Niederbaiern auf feindliche Seite geschlagen hatten, und endlich von der durch den Kaiser erfolgten Aufhebung der Uneinigkeit, in welcher nach dem Tode des erwähnten Bischofs Nicolaus zur Besetzung des bischöflichen Stuhls drey Personen zugleich waren in Vorschlag gebracht worden. Mehrere Beyspiele dieser Art wollen wir nicht anführen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

1) Landshut, b. Krüll: *Kaiser Ludwig IV. oder der Baier.* — — von *Konrad Mannert*, u. s. w.

2) München, b. Giel: *Ludwig der Baier, Kaiser der Deutschen und Römer.* — — von *Kaspar Sterr*, u. s. w.

3) Leipzig, in d. Hartmann. Buchh.: *Geschichte Kaiser (s) Ludwig des Vierten.* Von *August v. Kotzebue*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Schreibart des Hn. *Sterr* ist gröfstentheils matt und trocken. Von kraftvoller Darstellung interessanter Begebenheiten, Handlungen und Charaktere zeigt sich keine Spur. Wenn hier und da mitten im dürren Sandlande ein poetisches Blümchen zum Vorscheine kommt, so sticht es zu sehr von den übrigen ab, als dass es nicht zum Lachen reizen sollte, z. B. S. 221: „Bey solcher dem Scheine nach erhaltenen Windstille (da Ludwig die Verwendung des Königs von Frankreich für sich hoffte) dachte der Kaiser eine neue Fahrt aus dem Kap der guten Hoffnung zu unternehmen." Doch solche Veranlassungen zum Lachen hat man selten. Oefters reizt die ungeheure Menge von Sprachfehlern und gemeinen oder unrichtigen Ausdrücken und Redensarten zum Unwillen; z. B. nachher München zu bringen; nachher Hause; nachher Oppenheim; den Herzogen (in der einfachen Zahl); aus fürstlichem Stammen; verlurstig; die Nämen; denen andern; wie ging es nun aber in dem Lager Friedrichs her? Traurig lauten die Befehdungen, anstatt: die Nachrichten von den Befehdungen; der Erzbischof kam ihnen vor, anstatt: zuvor; je nachdem eines was (etwas) zu hoffen hatte, oder zu fürchten; die Krönung gelangte zu keiner *Reife*; worinnen, Hilfe, zween, zwo, stund, die Wahle, die Schame, ferners, selben, anstatt: denselben; der dreyen Prinzen; insonders; sich erkecken; die Vollziehung derer, anstatt: derselben; endlichen, anstatt: endlich; er selbsten; entnommen, anstatt: weggenommen; bevorders; er wusste nämlichen nicht; ein entledigtes Leben, anstatt: erledigtes; Pfeil schnitzeln, anstatt: Pfeile schnitzen; er hatte ein Bündnifs eingegangen; dem strittigen Heinrich; freundselig; er nahm es sehr verschmählig auf; den Last der Abgaben; ehe bevor nicht Aquitannien wäre abgetreten worden; alldort; alldorten; das allerdreustigste, u. s. w. Nach dem Treffen bey Mühldorf benimmt sich Ludwig gegen den gefangenen Herzog Friedrich von Oestreich sehr artig; ganz im modernen Stile redet er ihn also an: „Ich sehe *Sie* gerne bey mir, lieber Vetter, seyen *Sie* gutes Muths; *Sie* haben vor dem Tode nichts zu fürchten; das Leben ist *Ihnen* gesichert." Um wie viel natürlicher, gerader, dem Geist derselben Zeit angemessener ist die Anrede, welche der Vf. von Nr. 1. ihm in den Mund legte? „Es freut mich, Euch, lieber Oheim, hier zu sehen." — Dass übrigens die Akademie der Wissenschaften zu München dieser Schrift den Preis nicht zuerkannt habe, würden wir gern geglaubt haben, wenn es auch der Vf. nicht ausdrücklich auf dem Titelblatte versichert hätte.

Ganz ein anderer Geist lebt und webt in der gleichfalls durch die Preisfrage der Akademie veranlassten Schrift: Nr. 3.

Obwohl Hr. *v. Kotzebue* bescheiden sie in der Vorrede nur einen Versuch nennt, und gesteht, dass er sich nicht habe schmeicheln können, den Preis zu erringen, da eine baierische Akademie sehr natürlich den Kaiser Ludwig als Herzog betrachtet, ihm aber, ihn als solchen zu schildern, nur gedruckte Quellen zu Gebote standen: so hat sie doch in gewisser Betrachtung bedeutende Vorzüge vor den beiden vorher angezeigten Werken. Konnte er auch, seiner Versicherung nach, Ludwigs Regierung in Baiern nur leicht berühren: so hat er doch seinen Zweck, „das Leben des rechtlichen Mannes, der ganz Deutschland angehörte, für alle Deutsche" zu schildern, trefflich erreicht.

Auch Hr. *v. K.* war überzeugt, dass zur richtigen Beurtheilung der Handlungen und Schicksale Ludwigs eine fruchtbare Kenntnifs des damaligen Zustandes der Dinge in Europa unentbehrlich sey. Die wichtigsten Ereignisse derselben Zeit, welche diesen Zustand bestimmten, werden daher zuerst in einer Einleitung kurz und kräftig erzählt; die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten lichtvoll und nicht ohne treffende Bemerkungen dargestellt. Scharf ist überall der wahre Gesichtspunkt aufgefasst, aus welchem die damaligen Begebenheiten von Europa eine Beziehung auf die Geschichte Ludwigs IV. hatten. An diese Einleitung schliefst sich desselben eigentliche Geschichte in vierzehn Kapiteln an. *Erstes Kapitel:* Ludwigs Jugend und häusliche Verhältnisse; eben so lichtvoll erzählt. Ueberall ist das Wesentliche und Wichtigste ausgehoben. Gegen den Vf. von Nr. 1., welcher noch in dem Jahre der Ländertheilung zwischen Ludwig und Rudolph einen Krieg unter ihnen ausbrechen, aber auch den Frieden frühzeitig schlie-ssen

ſsen lieſs, weil Rudolph gegen das Ende des J. 1311 einen Zug nach Italien unternahm, will Hr. *v. K.* gerade wegen dieſes Umſtandes den Ausbruch des Krieges bezweifeln. „Ludwigs jugendlicher Hitze," ſagt er S. 27., „wird vorgeworfen, ſie habe einen zweyjährigen, Länder verwüſtenden Krieg veranlaſst, der ihn genöthigt, viele Güter an Augsburg zu verpfänden; auch habe er nicht mit Glück gefochten, und endlich Frieden begehren müſſen. Zweifelhafte Sage oder entſtellte Wahrheit. Denn gerade in dieſen Jahren, wo eine ſo ernſthafte Fehde den Herzog Rudolph im eigenen Lande würde gefeſſelt haben (1311), zog er mit dem Kaiſer nach Italien... Hingegen folgte Ludwig dieſem nicht nach Welſchland. Hätte er des Bruders Länder indeſſen bekriegt, würde Rudolph ein gelaſſener Zuſchauer in der Ferne geblieben ſeyn? Darum darf vermuthet werden, daſs die Bürgen dieſer Sage ſpätere Fehden in frühere Jahre verlegten." *Zweytes Kapitel:* Die Kaiſerwahl. Die Rede, welche Ludwig an die Machtboten hielt, die ihm die deutſche Krone anboten, mag wohl ihrem Inhalte nach wahr, aber der Form nach, worin ſie Burgundus gab, einer von jenen Zierathen ſeyn, womit dieſer Schriftſteller ſeine Geſchichte ausſchmücken wollte. Daſs man Ludwig durch Drohungen zur Annahme der Königswahl zu bewegen geſucht habe, hält Hr. *v. K.* mit Recht, wie uns dünkt, nur für eine Sage. Daſs Ludwig dem Erzbiſchofe von Mainz die Stadt Weinheim verpfändete, an welcher ſeinem Bruder, dem Pfalzgrafen Rudolph, gleiches Recht zuſtand, tadelt er als eine „Uebereilung, die des letztern Feindlichkeit zum Theil entſchuldigen mag." *Drittes Kapitel:* Achtjähriger Krieg. Die Schlacht bey Mühldorf. Schön iſt S. 45. das Bild von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg: „Den (ſeinen Bruder Rudolph, den Ludwig gegen ſich bewaffnet ſah) erſetzt ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein Held in Schlachten, kühn, aber umſichtig; ein Weiſer im Rathe, ſchlau, aber redlich; ein Fels im Sturme, ein ſchattender Baum im Sonnenſchein. Dieſer Mann hielt Ludwigs Ruhm, ohne ihn zu ſchmälern: denn die Gabe, ſolche Männer zu erkennen, und an den rechten Platz zu ſtellen, iſt vielleicht der höchſte Fürſtenruhm." Den Tadel, daſs Ludwig, als er von Aachen nach Cölln ging, die gute Gelegenheit nicht benutzt hat, ſeinen Gegner durch einen überraſchenden Angriff zu Boden zu ſchlagen, ſucht der Vf. dadurch zu entkräften: „Ob wirklich dieſer Schritt ſo leicht geweſen, kann bezweifelt werden, eben weil er unterblieb: denn Ludwigs beſonnene Kühnheit rühmen die Zeitgenoſſen." Als Ludwig von der Wahl und Krönung zurück nach Baiern ging, entlieſs er ſein aus Fremdlingen beſtehendes Kriegsvolk. „Die Wirkung eines übeln Raths, ſprechen einige, indeſſen der näher liegende Grund, ſein Vertrauen (auf hinlänglichen Beyſtand der Baiern) den Schritt wohl genügend erklärt." Dem Vorwurfe, daſs Ludwig die Gelegenheit nicht benutzt habe, ſeinen Feind aufzureiben, da derſelbe bey Püchlem durch die Ueberſchwemmung der Wertach eingeſchloſſen war, iſt die ſchöne Bemerkung entgegengeſetzt: „Zweifelhaft ſind die Sagen von Kriegsbegebenheiten aus jenen alten Zeiten. Denn die Fechtenden ſchrieben ſelten, und die Chronikenſchreiber fochten nicht, ſammelten nur die laufenden Gerüchte... Dieſelben Gewäſſer, die das feindliche Lager bedrohten, mochten es vielleicht auch ſchützen." Die paar Worte, womit der Vf. S. 51. von Ludwigs wohlthätiger Geſetzgebung Meldung thut: „Er beglückte die Unterthanen durch heilbringende Geſetze," ſagen doch gar zu wenig. *Viertes Kap.:* Die Folgen der Schlacht. Papſt Johann XXII. tritt auf. Daſs Ludwig IV. ſeinen Prinzen Ludwig mit Brandenburg belehnt hatte, wird rechtlich genannt, weil auch die vorigen Kaiſer ähnliche Beyſpiele geliefert haben, und das Geſetz entfernte männliche Verwandte, Abkömmlinge des erſten Erwerbers, nicht begünſtigte. *Fünftes Kap.:* Herzog Friedrichs Befreyung. S. 104. ſtimmt *v. K.* aus guten Gründen dem Vf. des *voluntar. Imperii conſortium,* welcher den Tractat Ludwigs IV. mit Friedrich von Oeſtreich, vermöge deſſen derſelbe aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurde, in den 13. März des Jahres 1325 ſetzte, gegen *Lipowski* bey, der in den Abhandlungen der baieriſchen Akademie den 21. März 1324 annahm. „Denn wenn er am St. Michaelsabend 1322 gefangen worden, und ſchon am 21. März 1324 befreyt wurde, ſo blieb er gerade nur halb ſo lange der Freyheit beraubt, als die *allgemeine* Ausſage der Annaliſten angiebt. Es lieſse ſich aber wohl kein Grund denken, warum die Geſchichtſchreiber ſo einmüthig drey Jahre angenommen." *Sechſtes Kap.:* Freywillige Theilung des Reichs. S. 114. wird gegen *Olenſchlagers* Geſchichte des röm. Kaiſerthums gezeigt, daſs Ludwig *nicht aus Noth* den Vertrag wegen Gemeinſchaft der Regierung mit Friedrich eingegangen. Denn Ludwig kehrte als Sieger aus der Mark zurück, während ſeine Verbündeten, Böhmen, Trier, Lothringen den Frieden am Unterrheine erzwangen. Folglich war ſeine Lage nicht ſchlimmer, eher beſſer, als zuvor. Andere erhebliche Einwendungen, die man gegen die Exiſtenz dieſes Vertrages machen kann, ſcheinen uns indeſſen nicht hinlänglich gehoben zu ſeyn. S. 118. nimmt es *v. K.* als baare Wahrheit an, daſs Ludwig mit Friedrich in der Folge einen neuen — dritten Vertrag geſchloſſen, vermöge deſſen der eine Italien, der andere Deutſchland beherrſchen ſollte, und daſs Ludwig ſich ſogar die unbedachte Aeuſserung erlaubt habe: man werde den Beſchluſs vollziehen mit oder ohne Genehmigung der Stände (nach *Villani* lib. 9. cap. 314.). *Siebentes Kap.:* Ludwigs Römerzug. Nach S. 124. lieſs Ludwig IV. wirklich Friedrich den Schönen von Oeſtreich als Reichsverweſer zurück. Und der Beweis? „Kein Reichstag wurde mehr gehalten, keine Verordnung über dieſen Gegenſtand erlaſſen. Beides hätte geſchehen müſſen, wäre Ludwig nicht befugt geweſen, in dieſer Hinſicht ſeinen Willen für allgemein bekannt zu halten." *Achtes Kap.:* Ludwigs Rückkehr nach Deutſchland. — *Neuntes Kap.:* König

nig Johann von Böhmen. Meisterhaft ist der Charakter dieses Fürsten gezeichnet: „Unter allen Fürsten der damaligen Zeit war keiner, den der Hang zu ritterlichen Abenteuern so unaufhörlich umtrieb, als Johann von Böhmen. Manche glänzende Eigenschaft seines Vaters verband er mit grosser *Beweglichkeit*, von stumpfen Zuschauern *Thätigkeit* genannt. Jedem schimmernden Bilde zog er freudig nach, es mochte ein Turnierpreis oder eine Krone zu gewinnen seyn. Den *Ruhm* wähnte er zu lieben, weil er nach dem *Rufe* trachtete. Was den verhiess, ergriff er hastig, erwog nicht, sondern that. Alles Glänzende schien ihm gut, jedes zweckdienliche Mittel auch rechtlich. Vieles gelang ihm, weil er für den Augenblick das *ganz* war, wozu dieser Augenblick ihn machte; weil er, im ersten Feuer, Jeden zu überreden wusste, auch wohl den schon Betrogenen, *nun* werde er bleiben, was er schien. So blendete er jeden, doch nur so lange Er selbst vom Schimmer geblendet war. Wo der verlosch, da liess Er unbekümmert die Begleiter im Dunkeln stehen, hastig einer neuen Fackel in der Ferne zueilend. Das *stille* Gute, — langsam, darum gewisser beglückend — mochte er wohl *beginnen*, aber den Raum bis zur Vollendung übersprang seine Einbildungskraft, Er liess es unvollendet fallen: denn eine Laufbahn, ohne jauchzende Zuschauer hinter den Schranken, hatte keinen Reiz für ihn. Viel Abenteuerliches unternahm er, bloss weil *Bewegung* ihm ein körperliches Bedürfniss war, das Er durch Krieg oder Staatsgeschäfte beschönigen wollte. Nimmer konnte ein solcher Mann seinen Unterthanen ein beglückender Fürst, seinen Freund ein zuverlässiger Freund werden. Ueberall fand man ihn leichter, als in Böhmen. Ein fahrender Ritter, nach Abenteuern, nicht ein König nach Thaten dürstend." Nach S. 176 f. ist der Umstand, dass Ludwig, „der noch vor wenigen Jahren so kühn dem Papste trotzte, jetzt mit steigender Aengstlichkeit um dessen Verzeihung warb, nicht erklärbar aus einer misslichen Lage: denn noch nie hatte der Bannstrahl weniger in Deutschland gewirkt; sein Thron stand unerschütterlich. Allein er näherte sich dem Greisenalter. Allein die jugendlichen Eindrücke einer frommen Erziehung mochten jetzt in ruhigen Zeiten erwachen. Der Glaube an der Kirche Unfehlbarkeit — damals selbst den Herzhaften im Dunkeln bethörend — mochte ihn quälen." S. 182. behauptet *v. K.*, dass Ludwig „die Rechtlichkeit der Staatsklugheit opferte," da er nach dem Tode Heinrichs von Kärnthen dieses Land für ein heimgefallenes Reichslehen erklärte, wodurch der Tochter Erbrecht zweifelhaft wurde, welches er doch einst, auf des Vaters Bitte, selbst anerkannt hatte. Warum nach dem 1336 darüber ausgebrochenen Kriege Ludwigs Bundesgenossen, die Herzoge von Oestreich, endlich einen einseitigen Frieden schlossen, ob bewogen durch Ludwigs Forderung, dass ihm die Herzoge Ersatz der bloss für ihren Vortheil aufgewendeten Kriegskosten leisten sollten, oder durch die schlauen Umtriebe des Königs von Böhmen, ist nicht ganz gewiss. Letzteres findet *v. K.* wahrscheinlicher, weil die Herzoge jetzt auch ihrem *Feinde* die *gegen* sie verwendeten Kriegskosten zu ersetzen sich verbanden. *Zehntes Kap.*: Papst Benedict XII. — *Eilftes Kap.*: Der erste Kurverein und dessen Folgen. S. 214. heisst es: „Der in den letzten Jahren (Ludwigs) bewiesene Wankelmuth hatte ihm alte Freunde entzogen, die neuen nicht an ihn gefesselt; sein unmännliches Streben nach der Absolution, seine Bereitwilligkeit, sich stets wieder täuschen zu lassen, bey Vielen Spott, bey Manchem wol gar Verachtung erregt; bey Allen war sein Ansehen gesunken... Bey dem gänzlichen Verschwinden der öffentlichen Sicherheit musste endlich der Kaiser selbst seine Ohnmacht beurkunden durch Freybriefe, die das Faustrecht gleichsam gesetzlich machten." *Zwölftes Kap.*: Ludwigs Erwerbungen. Die Erwerbung der Grafschaft Tyrol billigt der Vf. nicht. *Dreyzehntes Kap.*: Ludwigs letzte Tage. — *Vierzehntes Kap.*: Betrachtungen. Ludwig als Regent von Baiern.

Der Vf. schöpfte die Thatsachen, die er in dieser Geschichte erzählt, aus den besten gedruckten Quellen, und er benutzte sie nicht ohne Kritik. Zweifelhafte Angaben alter und neuerer Schriftsteller unterwarf er öfters einer Prüfung, und berichtigte sie theils aus innern, theils aus äussern Merkmalen der Wahrheit. Mancher Widerspruch der Geschichtschreiber wurde auf diese Art gehoben. Doch gehen seine Untersuchungen meist nicht tief genug. Hr. *v. K.* begnügt sich zu oft mit den Resultaten der sogenannten höhern Kritik, welche gemeiniglich zwar einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, aber keine historische Gewissheit giebt. Nicht immer möchten wir daher, wenn er von andern Schriftstellern abweicht, seiner Meinung beystimmen. Eine gewisse Oberflächlichkeit, womit er seinen Gegenstand öfters behandelte, zeigt sich auch zuweilen, wenn er seine Quellen anführt. Hierin ist er nichts weniger, als genau. Er beruft sich z. B. auf die *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu München*, ohne den Titel der Abhandlung, worin irgend eine Thatsache erwiesen worden, oder den Band, worin sie sich befindet, anzugeben; er citirt z. B. *Lünigs Reichsarchiv*, ohne den Theil desselben anzuzeigen, worin die angeführte Urkunde abgedruckt ist.

Das Hauptverdienst des Vfs. besteht in der natürlichen Anordnung der Materialien, in der Leichtigkeit, womit er den Zusammenhang der Begebenheiten, und das Zusammenwirken der Umstände anschaulich zu machen wusste, in der Feinheit seiner Urtheile, die gleichsam von sich selbst aus den Thatsachen hervorgehen, in dem scharfen Blicke, womit er bey Charakterisirung seiner handelnden Personen in die Tiefen des menschlichen Herzens drang, und in der schönen, kräftigen Darstellung. Seine Geschichte ist ein Product der historischen Kunst, ein Gemälde, in welchem Ludwigs Thaten und Charakter, so wie die Handlungen und Charaktere der übrigen Hauptpersonen mit lebhaftem Colorit und kräftigem Pinsel auf die Leinwand aufgetragen sind. Wie tref-

treffend ist nicht z. B. die Bemerkung S. 33: „Wenn die Nachricht von dem Tode eines Kaisers erscholl, so wurde jedes Mal das deutsche Reich erschüttert. Aller Fürsten Eigennutz erwachte, nicht die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Jedem schien sein grosses oder kleines Erbe das Vaterland. Vergröfserung der eigenen Macht auf Kosten der kaiserlichen war ihres Strebens unverhülltes Ziel." Wie wahr und schön ist nicht S. 40 u. ff. die Schilderung der bedenklichen Lage, in der sich um Ludwigs Zeit ein Kaiser befand, wenn er, wie Ludwig, in einem Gedränge war? wie wahr und schön die Schilderung von der Stimmung, und den Interessen der Grofsen und des Volkes, und von der kleinen Zahl der Hülfsmittel, die einem Kaiser zu Gebote standen? Der schöne Geist, der aus diesen Stellen hervorschimmert, ist durch das ganze Buch verbreitet, und offenbart sich auch in der Schreibart. Nur selten bemerkten wir einen kleinen Flecken. S. 130. fiel uns der unrichtig construirte Satz auf: „Die Zahlung der versprochenen Summen wurde von ihm verschoben, vorwendend, es sey ein Volksaufstand zu fürchten." Das Mittelwort hat hier vor sich keinen Nominativ, worauf es sich beziehen könnte. Im Uebrigen ist die Sprache gröfstentheils rein, präcis und lebhaft. Wäre der Vf. bey Bearbeitung dieses Werkes in demselben Maafse Geschichtforscher gewesen, in welchem er Geschichtmaler war, und hätte er uns in Ludwig den klugen Regenten seiner Erbländer, den weisen Gesetzgeber, und den in vieler Hinsicht wohlthätigen Fürsten eben so lebhaft vor Augen gestellt, als er uns in ihm den Beherrscher des deutschen Reichs zeigte: wir zweifeln keinen Augenblick, dafs die Akademie seiner Schrift den Preis vor allen andern zuerkannt haben würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Oweni Epigrammata Selecta*, mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser, herausgegeben von *Karl Heinrich Jördens*. 1813. VIII u. 158 S. 8. (16 Gr.)

Auf eben die Art, wie *Ramler* eine Auswahl des *Martial* und *Catull* besorgte, und aus verschiedenen deutschen Dichtern, unter welchen er selbst war, die Verdeutschungen und Nachahmungen wählte, hat Hr. *Jördens* eine Auslese der bekannten Sinngedichte des Britten *Owen*, der im sechzehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte, geliefert. Von den Lebensumständen dieses Dichters sind einige gleichfalls bekannte Nachrichten vorausgeschickt. Man hat schon mehrere Uebersetzungen dieser Epigrammen in mehrere neue Sprachen; auch eine deutsche durch *Valentin Löber* im J. 1653, woraus hier einige vorkommen. Von den Verfassern der übrigen Dollmetschungen und Nachahmungen werden die meisten in der Vorrede angeführt, und von ihnen haben freylich nicht alle gleichen Werth. Von einigen sind ihrer mehr, und von andern gar keine angegeben, weil entweder keine vorgefunden wurde, oder die vorhandenen dem Herausgeber zu schlecht dünkten. Unter der grofsen Menge von Sinngedichten des *Owen* giebt es unter den mehreren guten doch auch manche mittelmäfsige; und auch in dieser Hinsicht verdient diese Auswahl, welche 383 enthält, alle Empfehlung.

Zufällig besitzt Rec. einen mit Papier in Folio durchschossenen Band dieser Sinngedichte von dem verstorbenen *Weichmann*, der durch die Herausgabe der ersten drey Bände von der *Poesie der Niedersachsen* am meisten bekannt ist. Bey dem lateinischen Originale hat er daselbst von den mehresten eine gereimte deutsche Uebersetzung beygeschrieben, die zum Theil, für die damaligen Zeiten, nicht ganz missrathen ist. Zur Probe mögen einige davon hier stehen, und zwar solche, die sich zwar in dieser Sammlung, aber unverdeutscht, befinden:

Utere temporibus praesentibus, utere rebus:
Tempus erit, nullum quum tibi tempus erit.

Gebrauche dich der Zeit, und Dinge, die wir haben;
Denn alles hört doch auf, und wird mit uns begraben.

Besser als dieses ist Folgendes übersetzt:

In avaros.

Naturam parvo contentam vulgus inepte
Laudat, et indigne damnat avaritiam.
Solus enim parcus minimo satiatur avarus;
Nam natura parum sat putat, ille nihil.

Man tadelt zwar den Geiz, und lobet die Natur,
Die leichtlich sich begnügt; doch beides ohne Fug.
Sie lebt von Wenigem; Er vom Geringsten nur;
Ein Mäfsiges ist ihr, ihm aber Nichts genug.

In eben diesem Bande liegt ein einzelnes Blatt von der Hand des Dichters *Hagedorn*, worauf die noch ungedruckte Uebersetzung des 26sten Sinngedichts im dritten Buche steht.

Philautus Poeta.

Proxima quod nostris sit maxima Luna videtur
Sensibus; ex septem sit minima illa licet.
Sic Vatum videor, quia sum mihi proximus ipse,
Sim quamvis minimus, maximus esse mihi.

Der Mond ist der kleinste von allen Planeten,
Und scheint als der nächste, der gröfste zu seyn.
Ich bin mir der nächste, drum bild' ich mir ein,
Ich wäre der gröfste von allen Poeten.

Genauer hätte sich dieses Sinngedicht so übertragen lassen:

Der Mond ist der kleinste von allen Planeten,
Doch weil er der nächste uns, hat er den Schein,
Von allen Planeten der gröfste zu seyn.
So bin ich der kleinste von allen Poeten,
Mir selbst doch der nächste, drum bild' ich mir ein
Von allen Poeten der gröfste zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vogel: *Predigten*, von Dr. *Heinrich Gottlieb Tschirner*, ordentl. Prof. der Theologie auf der Universität zu Leipzig. *Erste* Sammlung. 1812. VIII u. 248 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Alle diese Predigten sind mit grosſem Fleiſs gearbeitet; der zweyten möchten wir den Vorzug geben, obgleich auch die übrigen ihrem Vf. Ehre machen. Hr. *Tzsch.* erinnert in derselben mit Wärme und Nachdruck an die Pflichten gegen Kinder, *die uns nicht angehören*, vorzüglich mit Beziehung auf die unehelichen Kinder, die zu Leipzig geboren werden. Dieser menschenfreundliche Vortrag wird hoffentlich nicht ohne Wirkung geblieben seyn. Die erste, eine Neujahrspredigt, spricht davon, *wie der Weise den Wechsel der Zeiten betrachte;* tröstend ist insbesondere ein Abschnitt dieser Predigt, in welchem der Redner den Glauben an eine bessere Welt in dem Gemüthe seiner Zuhörer belebt. „Kein Geschlecht war nur um eines andern Geschlechts willen, kein Einzelner nur um des Geschlechtes (oder um eines einzelnen mächtigen Menschen) willen vorhanden; jedes Geschlecht und jeder Einzelne ist Zweck an sich selbst; und darum kann (wenn man die Sache von dem religiösen Standpunkte aus betrachtet,) kein Geschlecht einem andern Geschlechte, kein Einzelner dem Geschlechte, (oder einem einzelnen Mächtigen, der mit Menschen im Groſsen Schach spielt) aufgeopfert werden. Nur scheinbar geht das Einzelne um des Ganzen willen unter; alles dauert fort, alles wird erhalten und erreicht seine Bestimmung." In einer Weihnachtspredigt redet der Vf. mit Rücksicht auf unsre Zeiten davon, *wie sich die Trauer über den Zustand unsers Geschlechtes beym Andenken an die Geburt Jesu in Freude und Hoffnung verwandle.* Die Homilie über Johannes, den Täufer, ist auch für eine andre als eine Universitätskirche, für die es freylich einen andern Maaſsstab der Popularität als für eine Dorfkirche giebt, sehr faſslich und behaltbar; zweifeln möchten wir jedoch, daſs Herodes lange einen geheimen Haſs gegen den Täufer in seinem Herzen genährt habe: denn der Geschichte zufolge scheute er ihn als einen frommen und heiligen Mann, achtete ihn, hörte ihn gern, gehorchte ihm in vielen Stücken, schützte ihn gegen Herodias, weigerte sich anfangs, dem Begehren seiner Nichte zu entsprechen; Herodes ist demnach vielmehr als ein sinnlicher, charakterloser Mann zu betrachten, den man, wenn man es nur recht anzufangen weiſs, und die rechte Zeit dazu wählt, zu allem in der Welt verleiten kann; bekanntlich werden die schreyendsten Ungerechtigkeiten gerade unter und durch Regenten begangen, die leicht zu rühren sind, und denen man leicht Thränen entlocken kann, denen es aber an Energie des Charakters fehlt, und über die eine schöne Hexe von Mätresse, ein Marinelli von Minister, ein verschmitzter Pater Beichtvater oder Kammerdiener alles vermag. Zeitgemäſs ist eine am Johannisfeste gehaltene Predigt: *über die Macht einzelner Menschen über ihr Zeitalter*, eben so auch eine Passionspredigt über das *Beyspiel Jesu*, in wiefern es Christen das ihnen von Menschen bereitete Leiden würdig tragen lehrt. „Das Unglück, welches das Schicksal bringt, führt bald zu religiösen Gedanken und Gefühlen; wir ahnden, auch wenn es uns verderbend umschlingt, das Walten einer höhern Macht, und unterwerfen uns in Demuth und mit Vertrauen der Führung des Weltregierers. Wenn aber unser Leiden das Werk der Leidenschaft und der Bosheit ist, und wir die Hand wahrnehmen, welche feindselig in unsre Plane eingreift, unsre liebsten Hoffnungen zerstört, und uns schmerzlich verwundet: so erwacht Unwille und Zorn, Rache und Haſs." Der Uebergang zu der Leidensgeschichte Jesu läſst sich nun leicht vermuthen. Schön schildert der Vf. in einer andern Predigt den *Werth des häuslichen Glücks*. Der Eingang zu einer Reformationspredigt handelt von den neuern Planen zur Reunion der Protestanten mit der römischen Kirche, und von den ungünstigen Urtheilen einiger bekannten Uebergänger zu dieser Kirche von dem Werke der Reformation; von beiden nimmt dann Hr. *Tzsch.* Gelegenheit ein Wort der Ermahnung zur *Anhänglichkeit an das Wesentliche unsers Glaubens und an den Geist unserer Kirche* an seine Zuhörer zu richten; wir können aber nicht bergen, daſs wir dabey einige male angestoſsen sind. Zwar nicht, daſs wir mit dem Vf. in der Hauptsache nicht einverstanden wären; aber in dem Ausdrucke scheint er uns mit unter zu weit zu gehen. Unstreitig ist der Geist unserer Kirche ein Geist der *Freyheit* und der *Nüchternheit;* was inzwischen den *Freyheitsgeist* betrifft, so hatte an den Anfängen von Luthers Unternehmungen das Gefühl erwachter Freyheit noch nicht viel Antheil; Luther schrieb anfangs noch ganz demüthig an den Papst, verehrte in ihm das Oberhaupt der Kirche, und hatte noch keinen Gedanken, sich von dem Gehorsam gegen ihn und die römische Kirche loszusagen; selbst späterhin hätten er und Melanchthon sich immer noch mit dem römischen Stuhle verglichen, und wären in der Gemeinschaft mit der römi-

römischen Kirche geblieben, wenn man ihnen billige Vorschläge gemacht hätte; sie wurden eigentlich *genöthigt*, eine eigne von der römischen Kirche unabhängige Partey zu bilden; es zeigt sich sodann zwar allerdings ein Geist der *Nüchternheit* und *Besonnenheit* in der Verfassung der protestantischen Kirche, in wiefern, den Grundsätzen derselben zufolge, die *Vernunft* über das *Gefühl* und die *Einbildungskraft* herrschen soll; allein dass die Protestanten die Offenbarung als etwas *förmlich Geschlossenes* betrachten, möchten wir doch nicht behaupten, und in der That läfst es sich nicht absehn, wie die Protestanten, es sey nun aus Vernunftgründen oder nach der heiligen Schrift, festsetzen könnten, *es sey schlechterdings keine Offenbarung mehr zu erwarten*, und der Glaube an *eine fortgehende Offenbarung* sey *verwerflich*. So ganz unbedingt lehrt auch die protestantische Kirche nicht, dass es dem Menschen nicht vergönnt sey, das Göttliche durch Erfahrung zu erkennen: denn sie nimmt doch an, dass man Gottes, des Lebendigen, und der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes in seinem Gemüthe inne werden könne, und das ist doch wohl ein Erkennen des Göttlichen durch Erfahrung; auch setzt ihr Glaube an die Verbindung der Gottheit mit den Propheten und Aposteln und mit Jesu selbst die Ueberzeugung voraus, dass diese heiligen Männer des Göttlichen in sich gewiss gewesen seyn. Der Ausdruck endlich: *in Gott leben*, der freylich von Schwärmern häufig missbraucht worden ist, verträgt einen ganz guten, zulässigen Sinn, und wir wüssten nicht, warum die protestantische Kirche denselben für ganz verwerflich erklären sollte. Auf der andern Seite glaubt jedoch der Vf., dass die Trennung zwischen Protestanten und Katholiken nicht ewig dauern werde; allein auch diesen Glauben können wir nicht mit ihm theilen, so lange beide Kirchen den Grundsätzen ihrer Lehre ganz getreu bleiben; dagegen getrauten wir uns wohl, verschiedne Gebräuche der Katholiken gegen den Vf. in Schutz zu nehmen; ihre *Weihungen* z. B. beabsichtigen nicht nothwendig eine Verbannung böser Geister; sie können auch nur eine feyerliche Bestimmung einer Sache zu einem religiösen Gebrauche, und einer Person zu einem religiösen Amte andeuten. Die auf Veranlassung der *Stiftungsfeyer der Leipziger Universität* gehaltene Predigt *über die Wissenschaften als ein Mittel der Erziehung des Menschengeschlechts* hat unsern ganzen Beyfall; auch unterschreiben wir die in einer vorhergehenden Predigt enthaltene Empfehlung *der Anbetung Gottes an heiliger Stätte*. — Der Vf. ist geneigt, nach einigen Jahren eine *zweyte* Sammlung auf diese folgen zu lassen, wenn dieselbe günstig aufgenommen wird; an dieser günstigen Aufnahme so gehaltreicher Kanzelreden zweifeln wir nun keineswegs, und eine einzeln erschienene Predigt, die Hr. *Tzsch.* in dem J. 1813 zu Leipzig gehalten hat, flösste uns eine so hohe Achtung für ihn ein, dass wir mit nicht geringen Erwartungen, die er jedoch gewiss befriedigen wird, in der nächst erscheinenden Sammlung den besten Predigten, die er in einer höchst prüfungsvollen Periode zu Leipzig wird gehalten haben, entgegensehn.

Halle, b. Grunert d. ä.: *Predigt* an dem am 7. Nov. 1813 gefeyerten Siegesdankfeste in der St. Moritzkirche zu Halle gehalten von Dr. *Karl Friedrich Senff*, königl. preuss. Consistorialrath und Pastor an gedachter Kirche. 16 S. 8.

Diese Predigt wurde zur Feyer des glorreichen Sieges bey Leipzig vor vielen tausend Zuhörern von dem verdienstvollen Greise, mit einer für sein hohes Alter bewundernswürdigen Stärke und Lebendigkeit gehalten. Die Versammlung wurde durch die Anwesenheit mehrerer Generale, Staabsofficiers und preussischen Staatsbeamten noch glänzender. Es traf bey dem Redner ein, recht buchstäblich ein: *Pectus est quod disertum facit*. Als Eingangsworte hatte er den Spruch gewählt: „*Recht muß doch Recht bleiben*, und dem werden alle fromme Herzen zufallen." Pf. 94, 15. Es war rührend zu hören als der Spruch: *Recht muß doch Recht bleiben*, beym Ausgange aus der Kirche von tausend Stimmen auf der Strasse wiederholt wurde, so dass man hier das bekannte *Vox populi, vox dei*, auch umgekehrt wahr fand, *vox dei*, *vox populi*. Das Thema, was der Prediger ausführte, war: *das große Heil, das Gott seinem Könige in mehrern ihm verliehenen Siegen bewiesen hat.* Er zeigte wie sehr es die Bewunderung verdiene 1) weil er's *seinem* Könige, 2) weil er's ihm auf die allerdenkwürdigste Weise, 3) weil er's ihm zur allgemeinsten Beglückung vieler Millionen Menschen gewährt hat. Die ganze Ausführung wurde von den Zuhörern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört, und man kann sicher allen, die sie nicht angehört haben, versprechen, dass die Durchlesung die angenehmsten Eindrücke in ihrem Gemüthe zurücklassen werde.

TECHNOLOGIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Die Kunst, alle Arten Kitte, Leime, Formen und Massen zu verfertigen*, zum Gebrauche für Künstler, die in Holz, Bein, Horn, Gold und Silber arbeiten, für Feuer-, Wasser-, Eisen- und Metallarbeiter, für Grotten-, Brunnen- und Röhrenmeister, Marmor- und Steinarbeiter, Schmelz- und Hüttenmeister, Mechaniker, Glas-, Porcellan-, Fayence-, Steingut- und Thonkünstler, für Bildhauer, Mahler, Juwelirer, Steinschneider und Medailleurs, für Chemiker, Laboranten und Apotheker, für Feuerwerker, Gärtner und Oekonomen; überhaupt für alle, die sich dieser Bindungsmittel bedienen; von *Joh. Konrad Gütle*. 1812. 274 S. 8. (21 gr.)

Auch unter dem Titel:

Hand- und Hülfsbuch für alle Künstler und Handwerker, die Kitte, Formen und Massen gebrauchen,

chen, oder eine Auswahl von 600 verschiednen Recepten, alle Arten Kitte, Leime, Formen und Massen zu verfertigen u. s. w.

Bey so beredten Titeln kann die Anzeige füglich darauf beschränkt werden, dass man bejahet oder verneint, ob der Vf. wirklich geleistet hat, was er verspricht. Streng genommen, müssten wir dann vorliegendes Werkchen mit einem bestimmten: Nein! abfertigen. Die Idee, alle dergleichen Massen zusammenzustellen, ist beyfallswürdig: denn ein solches Handbuch müsste, zweckmässig verfasst, dem Künstler, welcher für besondre Fälle in der Art etwas Neues sucht, trefflich zu statten kommen. In Erwägung, dass Hr. G. jene Idee in diesem Umfange zu realisiren der Erste unternahm, kann man ihm billigerweise nicht ableugnen, dass er einen gewissen Grad der Vollständigkeit erreicht habe; sie ist aber freylich weit entfernt, seiner Prätension zu entsprechen. So fehlen z. B. der Puzzolankitt, der Trass, die Kalfatermassen, der Kitt der Scheidewasserbrenner u. a. m. Auch enthält das Buch nicht eigentlich 600 Recepte, sondern nur 601 Paragraphen, die sehr oft nur 1 bis 2 Zeilen betragen und etwas ganz Unbestimmtes von fern andeuten. Die Anordnung der Gegenstände ist sehr unvollkommen. Vorzüglich fleissig sind die in neuern Zeitschriften empfohlnen Kitte gesammelt, so dass man allerdings um diesen Preis an Masse genug erhält.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten.

Halle.

Nachdem Se. Majestät der König von Preussen bald nach der durch den glorreichen Sieg der verbündeten Mächte, erfolgten Besitznahme von Halle die unter der westphälischen Regierung gänzlich aufgehobne Universität, wieder hergestellt hatten, so erfoderte es Pflicht und Dankbarkeit gegen ihren grossmüthigen Erretter, dass die Professoren den hier noch anwesenden Studirenden Gelegenheit zu Fortsetzung ihrer Studien gaben. Es wurde daher vom Senat beschlossen, für das Vierteljahr vom Neujahr bis Ostern Vorlesungen zu halten, und deshalb unterm 1sten December ein Lectionsverzeichniss ausgegeben. Es führt den Titel:

Index lectionum auspiciis Augustissimi Principis FRIDERICI GUILIELMI III. *Borussiarum Regis in Academia Fridericiana Halensi Beneficio Patris patriae P. F. nuper ab interitu vindicata per trimestre hibernum inde a die* III. *Januarii* CIↃIↃCCCCXIV. *habendarum.*

Folgender von Hn. Hofrath *Schütz* als Prof. der Beredsamkeit im Namen des Senats dazu verfertigte Prolog geht dem Verzeichnisse der Lectionen voraus:

Academiae Fridericianae Halensis Rector et Cancellarius Augustus Hermannus Niemeyer cum Senatu Academico S. D. Civibus.

Si nulla fere justior est laetitia, quam piorum liberorum ex boni parentis cum morbi gravitate et periculo conflictati valitudine restituta, si vix ulla major, quam hominum e naufragio et summo mortis discrimine ita liberatorum, ut, ne jactura quidem bonorum facta, salvi ipsi et incolumes in terram evaserint, quanto, quamque decoro nos gaudio affectos esse putatis, Cives, quum academiam nostram paene jam sublatam atque exstinctam, ab eo Rege servatam et restitutam videmus, quem ante hos sex et quod excurrit annos, iniquissima fortuna a nobis distractum, nunc divina providentia, justitiae vindex, nobis sospitem et incolumem, hostium victorem, et sua civiumque fortitudine sociorumque potentissimorum opibus florentem redonavit! Meministis enim, Cives, quum Rex optimus ad liberandam a Gallorum impotentia Germaniam bellum suscepisset justissimum, ejusque generosis consiliis, quamquam magna cum fortitudine et constantia defensis, fortuna parum respondisset, pace Tilsitensi nos cum multis Borussicae ditionis civibus ex Indulgentissimi Principis praesidio ac tutela, quasi emancipatos, tristes et invitos exiisse. Et jam antea statim post cladem Jenensem victoris per urbem nostram transitus academiam nostram tanquam fulmine perculerat. Nam quum primo die, ab oratoribus nostris salutatus, illam bonarum artium nutricem inter bellicos tumultus tuiturus videretur, (in quo saepe imperatores magnam gloriae suae partem posuerunt) repente vel inani metu turbarum a studiosis forte ciendarum commotus, (etsi aquilarum non est muscas venari) vel ira ob amorem patriae liberius significatum instigatus, (quamquam virtutem etiam in hoste laudari fas est) juvenes academicos omnes, indicta causa, exsulare jussit, et professoribus, communi calamitate jam satis oppressis, salaria subtraxit. Restituto tamen a fratre victoris, cui novum Guestphaliae regnum obvenerat, academiae nostrae docendi jure, et alumnos disciplinae nostrae recipiendi facultate, ita coluimus novi regis beneficium, ut numquam FRIDERICI GUILIELMI III. desiderium et grata memoria in animis nostris interiret, neque tamen quicquam committeremus, quo officium in novum principem, ab ipso Rege, qui nos ex potestate sua emiserat, nobis commendatum, laesum videri posset. Cujus quidem rectae voluntatis nostrae conscientia freti quinquennium sic exegimus, ut nec illum nostri obsequii, neque nos fortunae nostrae et operae in erudienda juventute positae poeniteret. Ecce praeter opi-

)inionem, superiore aestate, quum Imperator Napoleon, forsan cladibus acceptis efferatus, urbem nostram praeteriens, salutantibus eum professoribus odium academiae nostrae alta mente repositum haud dubiis indiciis prodidisset, ejusque restitutionem (in qua praecipuam regni Guestphalici laudem omnes agnoverant) disertis verbis improbasset, repente regio edicto vidimus Academiam Halensem prorsus exstingui ac deleri, ut facile intelligi posset, Regem non suopte ingenio obsecutum, nec suo jure usum fuisse, sed immiti fratris imperio paruisse. Nos interim virtute et innocentia nostra nos involventes magis Regis vicem impotentissimae dominationi subjecti, quam immeritam nostrae academiae fortunam miserantes, quid de nobis futurum esset, quieti exspectabamus. Ecce subito conversus est orbis rei publicae Germanicae, et libertas patriae diu armis ac dolis oppressa, fortissimorum Europae populorum virtute, et concordia recuperata respexit nos tandem et longo post tempore venit. Inter quos eminet egregia Borussorum virtus, qui nec perire pro patria timidi, nec, quicquid possent, pro ejus salute in commune conferre segnes, tantis opibus ac viribus servitutis jugum a cervicibus suis depulerunt, ut non popularem solum laudem adipiscerentur, sed summorum imperatorum testimoniis ac praeconiis ornarentur. Ita conspirantibus in societatem Europae liberandae potentissimis fere omnium gentium principibus factum est, ut provinciae, Regi Borussorum ante hos sex annos ereptae, in ejus ditionem ac tutelam redirent, omnesque earum incolae ea alacritate et laetitia principem desideratissimum exciperent, ut pristinam benivolentiam, et observantiam populorum erga Regem pium, fortem, magnanimum, diu cum mala fortuna compositum, neque tamen unquam animo fractum, facile omnes agnoscerent, quippe qui numquam de republica desperasset, numquam civibus imperio suo subjectis bene facere desiisset, numquam nisi in salute patriae tuenda et amplificanda gloriam quaesivisset. Itaque statim post illustrem et gloriosam victoriam Lipsiensem, quae hostium superbiam, audaciam, importunitatem jam antea Russorum et Borussorum virtute fractam, nunc accedentibus etiam Austriae et Sueciae populis, prorsus comminuit, FRIDERICUS GUILIELMUS III. academiam nostram, ab interitu vindicavit, nosque sine mora ad lectiones ceterosque labores in usum studiosorum juvenum redire jussit. Quorum etsi magnus numerus arma ad defendendam patriam cepit, nos tamen ceteris eadem fide et diligentia inserviemus, qua in majore scholarum nostrarum frequentia uti consuevimus. Itaque lectiones per proximos tres menses habendas Vobis hac tabula indicimus, ut exoptatissimi Regis nostri, cui memoria beneficiorum sempiterna adstricti sumus, voluntati obsequamur, et Vestris, Cives, honestissimis studiis quam fieri posit maturissime inserviamus. Quae studia ne quis a rebus gerendis abducere, aut officii erga patriam deferendi consuetudinem inferre calumniari possit, prohibent exempla vel professorum, vel studiosorum in compluribus academiis, et nostra quoque laudabiliter conspicua, qui se militibus pro patria cum hoste decertantibus adjungere non dubitarunt. Ceterum Deum O. M. rogamus, ut tot magnorum principum concordiam et conspirationem ad libertatem Europae ab importuna tyrannide conciliandam, pacemque ex diuturna bellorum miseria omnibus exoptatam solidis fundamentis stabiliendam tueatur, eorumque victorias non funestas orbi terrarum, sed ad obtinendam publicae tranquillitatis certam possessionem utiles vereque gloriosas augeat, inprimis autem FRIDERICO GUILIELMO III.

ἀμφότερον βασιλεῖ τ' ἀγαθῷ κρατερῷ τ' αἰχμητῇ

bonam fortunam optimorum consiliorum adjutricem fidamque comitem adesse jubeat.

P. P. Kalendis Decembr. cIↄIↄcccxIII.

II. Todesfälle.

Noch im J. 1811 starb zu Bristol der durch seine Reisebemerkung über Aegypten bekannte Missionar der mährischen Brüder, *Joh. Antes*, mit Hinterlassung einer Selbstbiographie, die jetzt gedruckt worden. Er wurde 1740 zu Fredericktown in der Landschaft Philadelphia in Nordamerika geboren, und gieng bereits 1769 als Missionar nach Cairo, von wo er, nach manchen erlittenen Misshandlungen, im J. 1781 nach Europa zurückkehrte.

Am 18. September 1813 starb zu Aarau, seiner Vaterstadt, der um sein Vaterland durch wirksame Theilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen, und insonderheit durch den von ihm veranstalteten Atlas der Schweiz sehr verdiente *Joh. Rudolph Meyer*. Er war im J. 1739 geboren.

III. Vermischte Nachrichten.

Am 21. November als am 23. Sonntage nach Trinitatis feyerte der verdienstvolle Hr. Dr. *Senff*, Königl. Preuss. Consist. Rath und Pastor an der Moritzkirche sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Der ehrwürdige Greis hielt die Jubel-Predigt selbst, hatte auch die Lieder, welche bey dieser Feyer gesungen wurden, selbst verfasst. Eine grosse Versammlung aus allen Ständen nahm an der Feyer Antheil. Nach der Predigt hielt Hr. Superintendent Dr. *Wagnitz* vor dem Altare die Einsegnungsrede.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schriften*, als Prüfung der de Wette'schen Kritik mosaischer Geschichten. Von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. *Erster* Heft. 1811. 140 S. *Zweyter* Heft, mit dem Zusatze: als Prüfung der mythischen und offenbarungsgläubigen Bibelerklärung. 1812. 173 S. *Dritter* Heft, mit dem Zusatze: als Beweis, dass dem ersten B. Mose eine einzige, wohlzusammenhängende, aber stark interpolirte, Urschrift zum Grunde liege. 1812. XLVIII u. 160 S. 8. (2 Rthlr.)

Die vorliegenden drey Hefte, deren Inhalt durch die einzelnen Titelangaben nicht genau und erschöpfend angegeben wird (denn bald enthalten sie mehr oder weniger oder etwas anderes, als jene Titel besagen), liefern, nach der Oekonomie derselben zu urtheilen, nur den Anfang eines grössern Werks über den Pentateuch, nämlich eine Art von Einleitung, und die Bearbeitung der 11 ersten Kapitel der Genesis. Sie vereinigen sich in dem Hauptzwecke, die ältere Ansicht von der mosaischen Abfassung des Pentateuchs und der damit nothwendig verbundenen streng-historischen Auffassung und Glaubwürdigkeit desselben, gegen die in neuern Zeiten gangbar gewordenen, und am stärksten von *de Wette* ausgesprochenen, Ansichten desselben geltend zu machen; und ihnen nur mit Ausschluss vieler unechter Theile von menschlicher Hand, einen göttlichen Ursprung zu vindiciren. Ob das Publicum indessen das Werk nach diesem Plane fortgesetzt und vollendet erhalten werde, lässt sich fast zweifeln, da eine weiter unten anzuzeigende Probeschrift zeigt, dass der Vf. diesen Plan mit dem einer Uebersetzung des Pentateuchs mit kritischen Sonderungen und Anmerkungen vertauscht hat. Die hier gelieferten Untersuchungen kündigen sich selbst als *vorurtheilsfreye* an; allein selbst für denjenigen Leser, welcher geneigt seyn möchte, dieses Zeugniss in eigner Sache gelten zu lassen, war schon die „Zuschrift ans Publicum, welche der geneigte Leser nicht überschlagen wolle" (H. 1. S. 1—10) ziemlich geeignet, ihm Zweifel dagegen einzuflössen. Der Vf. erzählt darin über die Entstehungsgeschichte dieser Arbeiten Folgendes. Da er als Prediger Alles, was er lese, besonders theologische Dinge, auf die Verwaltung seines Amts beziehe, habe das Lesen der *de Wette'schen* Kritik der mosaischen Schriften, *des Inhalts* und *Tones* wegen, seinen ganzen Unwillen erregt. „Guter Gott, dachte ich, als ich *diese* Kritik gelesen hatte, wenn das unwiderleglich ist, so kannst du dein Amt nicht mit gutem Gewissen verwalten." Kritik sey erlaubt, allein sie müsse *bescheiden* zu Werke gehn. (Soll diess heissen, nicht *zu weit* gehn? Wo ist denn die Grenze?) Dadurch, dass die biblischen Erzählungen nicht streng historisch genommen werden, werde ihre *praktische* Brauchbarkeit vernichtet: denn der gemeine Mann wisse nicht zu unterscheiden zwischen Dichtung und Lüge. Den Amtsbrüdern des Vfs. müsse daran gelegen seyn, solche Grundsätze widerlegt zu wissen, und in der That bedürfe es keines Archias, um zu zeigen, dass das gefährliche Spiel der Kritik — nur ein *Spiel* sey. Auch den jungen Studirenden, die mit solchen Achilles-Waffen leicht glauben könnten, die ganze Theologie in so viel Tagen erobern zu können, als die Griechen Jahre zu Troja's Eroberung brauchten, sey man schuldig zu zeigen, dass oft niemand lächerlicher sey, als wer in *S. S. tanquam in mustaceo laureolam* suche. Hrn. *de Wette's* Ton verdiene einen gleichen, auch lachend könne man gründliche Wahrheit sagen, und dieses habe der Vf. sich in diesen Heften zu thun bemüht. Er sey gesonnen, dereinst auch praktische Winke zur Benutzung der mosaischen Geschichte zu geben. Für jetzt möge man die hier gegebenen Erklärungen prüfen. — Wenn der unbefangene Sprach- und Geschichtsforscher schon jene Beziehung aufs Praktische *einseitig* und die „*vorurtheilsfreye*" Prüfung beeinträchtigend nennen muss, so möchte auf der andern Seite jeder gebildete Leser durch die geschmacklose Manier, in welcher der Vf. auftritt, beleidigt werden. Dieser Ton schaler Witzeleyen und plumper Ausfälle auf Andersdenkende, besonders den öfter genannten Gelehrten, zieht sich indessen durch das ganze Werk hindurch, nur zu sehr beweisend, wie sehr es dem Vf. an allen den Eigenschaften gebricht, welche dem *ridendo dicere verum* wohl hier und da einen momentanen Reiz zu geben wissen. Das auch hier (S. 8) gebrauchte oder gemissbrauchte: *difficile est, satiram non scribere*, hat in gewissen Fällen, auch ohne Negation, Wahrheit. Zwar hofft der Vf. (Vorrede des *dritten* Heftes, S. VIII) seine „*Unart*, Spott mit Spott zu vergelten," noch abzulegen, allein er hat zu viel gehofft, denn der unten anzuzeigende Uebersetzerplan zeigt, dass ihm jene geschmacklose Polemik, selbst ohne alle vorangegangene Veranlassung, nur zu sehr eigenthümlich sey. Der Grund jener Unart liegt wohl tiefer, nämlich in jener nur zu oft hervortre-

tretenden Anmaafsung, womit der Vf. feine gewifs mühfam errungenen Anfichten durchaus geltend machen will, derfelben, welche ihn (in der Vorrede zu einer kleinen philofophifchen Schrift: das Erwachen der Vernunft u. f. w.) fich mit dem Sokrates und feine Gegner mit den Sophiften vergleichen läfst. Von *de Wette's* Ton in feinen ältern Schriften wünfchte Rec. ebenfalls, dafs er ein ruhigerer wäre, dafs die Betrachtung vielfeitiger und durch die Analogie des übrigen Alterthums beftätigt und verdeutlicht feyn möchte; allein Mehreres von diefem nur um der Schwachen willen. Mifsfiel Hn. *K.* jener Ton, der übrigens von dem feinen gar fehr verfchieden ift, fo that er nicht wohl, ihn nachzuahmen.

Betrachten wir unabhängig von jener faden Schale den eigentlichen Kern und Gehalt diefer Schrift, fo bewährt fich leicht der Fleifs, mit welchem der Vf. das A. T. in der Urfchrift gelefen und fich überall eigene Anfichten zu bilden gefucht hat; eine gewiffe Anlage zu Scharffinn hat ihn hier und da das Wahre finden, öfter noch die Blöfsen feiner Gegner entdecken laffen; allein noch häufiger hat ihn Mangel an einem vorurtheilsfreyen Blick, an reifem Urtheil und Takt (man vgl. dafür auch die Zufchrift an den fterbenden *Reinhard*, vor H. 3), dabey die Vorliebe für eigene Hypothefen vom Wege der Wahrheit abgeführt; und in der ganzen Schrift erfcheint das Wahre fo fehr mit Halbwahrem und Falfchem durchmifcht, dafs felbft der Gelehrte vom Fach auf feiner Hut feyn mufs, um fich den reinen Gewinn daraus abzufondern. Der Vf. deckt hier und da eine Blöfse auf, aber er giebt fich defto gröfsere; er zeigt wohl die Schwächen einer fremden Hypothefe, oder die übertriebene Ausdehnung, die man ihr gegeben hat, allein er baut andere auf, die fich kühn an Unhaltbarkeit und Bizarrerie den *van der Hardt'*fchen an die Seite ftellen laffen. So befonders im dritten Hefte. Dafs das Werk hiernach nicht für den Ungeübten gefchrieben fey, fieht man leicht. Bey der nun folgenden Recenfion, welche fich blofs an die Sache halten wird, werden wir uns zur Pflicht machen, das Gute hervorzuheben, aber auch das Schlechte als folches zu bezeichnen. Für den Lefer der *Kelle'*fchen Schrift, befonders des erften Heftes, ift es unumgänglich, auch die *de Wette'*fchen Beyträge zur Hand zu haben. Wir werden auf beide faft gleichviel Rückficht nehmen müffen.

Der Titel des *erften* Heftes kündigt eine Prüfung der *de Wette'*fchen Kritik der mofaifchen Gefchichte an, wornach man eine Sichtung des Inhalts von B. 2 feiner Beyträge erwarten follte. Aber gerade diefe erhält man hier nicht. Des Vfs. Angriffe treffen die *zweyte* Hälfte des *erften* Bändchens, und enthalten: *eine Prüfung der Revifion über die gefchichtlichen Zeugniffe und Spuren von dem Vorhandenfeyn des Pentateuchs als eines gefchriebenen Ganzen* (*de Wette's* Beyträge, B. 1. S. 136 ff.). Hr. *K.* folgt Hn. D. *de Wette* auf dem Fufse und hat felbft meiftens die Ueberfchriften und Rubriken deffelben beybehalten, wodurch die Vergleichung fehr erleichtert wird. Wir werden ihnen ebenfalls folgen, den *de Wette'*fchen Behauptungen die des Vfs. entgegenftellen, und, wo es nöthig fcheint, ein kurzes Urtheil beyfügen. I. *Zeugnifs des Buches Jofua.* *De Wette's* Unterfuchung beginnt hier mit der über das *Alter* diefes Buches felbft. Er fchliefst theils aus einzelnen hiftorifchen Beziehungen (15. 63 11, 16. 21. 6, 26), theils aus dem fpätern Geifte des Ganzen, welcher uns nicht gut durch abergläubige gefchmacklofe Nachahmung der mofaifchen Mythen bezeichnet zu feyn fcheint, auf ein fpäteres Zeitalter, über welches er fich jedoch nicht beftimmt erklärt, aufser dafs ihm S. 148 und 149 eine Farbe der *aller*fpäteften (?) Zeit, ein nachbabylonifcher levitifcher Gefchmack und Verwandtfchaft mit den Legenden der Chronik zugefchrieben wird. Hr. *K.* fucht zunächft den obigen Stellen, über deren Beweiskraft fich im Einzelnen ftreiten läfst, wie die Literärgefchichte des Buches lehrt (vgl. *Bertholdt's* Einleit. in das A. und N. T. S. 860), eine andere Wendung zu geben, und entkräftet die *de Wette'*fche Argumentation einigemal mit Glück, z. B. bey 15, 63 über die Vertreibung der Jebufiter; allein er erlaubt fich auch daneben willkürliche und philologifch unzuläffige Erklärungen. So z. B. Jof. 11, 16. 21. Hier wird das ו vor הַר יִשְׂרָאֵל beide Male durch: *kurz, überhaupt* gegeben, was kein unbefangener Exeget zugeben wird, und doch wird die Ueberfetzung fo vorgetragen, als ob alle vorige Ausleger die Stelle nur nicht „recht angefehn hätten." Zum Beweife einer Abfaffung des Buchs bald nach Jofua beruft fich Hr. *K.* befonders auf 6. 25, wo es heifst, dafs die Hure Rahab noch zur Zeit des Vfs. zu Jericho gewohnt habe. Die Stelle ift allerdings in den Einleitungsfchriften, z. B. von *Eichhorn*, *Bertholdt* u. a., überfehn worden, aber die Ausleger haben auch längft bemerkt, dafs וַתֵּשֶׁב nicht nothwendig auf die Perfon der Rahab felbft gehn müffe, fondern auf ihre in Ifrael zurückgebliebene Familie bezogen werden könne. Der Tropus der Vorfahren für ihre Nachkommen, felbft umgekehrt der Nachkommen für die Vorfahren (Hof. 12, 5. Pf. 66, 6) ift jedem Schriftausleger geläufig. — Wenn Hr. *de Wette* wirklich die Abfaffung des Buchs bis gegen das Zeitalter der Chronik herabrücken wollte, was aber auch nicht gefagt ift, fo würde diefs nach unferm Urtheil übertrieben feyn: eine gewiffe Vorliebe für Priefter- und Levitenthum erklärt fich fchon durch die, wenn auch frühere, Abfaffung von Prieftern, obfchon die Parteylichkeit ihrer Gefchichte mit dem Exil zunahm. Für eine Abfaffung *lange* nach Jofua aber möchte ftatt anderer Beweife, die nicht alle gleich befriedigend feyn können, die in das Gebiet der Mythe gezogene Gefchichte fprechen. Eben fo wahr ift, dafs der Charakter diefes Buchs ein anderer fey, als der der Bücher Samuels und zur Annahme einer fpätern Abfaffung, als diefe geneigt mache. Hieraus erklärt fich auch Rec., wovon hier eigentlich die Rede ift, die Erwähnungen und Empfehlungen des Gefetzbuches (1. 8. 8. 31 34. 23, 6. 24, 26), die die übrigen hiftorifchen Bücher noch nicht kennen. Wenn alfo

auch

auch, wie Hr. *K.* behauptet, aber nicht näher gezeigt hat, hier unser Pentateuch gemeint wäre, so würde dieses noch nichts für seine so frühe Existenz beweisen. II. *Bücher Samuels.* *De W.* fand in denselben keine Rücksichten auf den Pentateuch und dessen Inhalt, sogar einen Widerspruch gegen denselben, nämlich 1 Sam. 8, 6. 7 das Missfallen Jehova's und Samuels an der Einsetzung eines Königs, gegen das Königsgesetz 5 Mos. 17, 14 ff. Auf diesen Widerspruch lässt sich Hr. *K.* gar nicht ein, sucht aber andere Beziehungen auf mosaische Gesetze nachzuweisen, z. B. Saul's Verbot des Blutessens (1 Sam. 14, 33. 34), die Rücksicht auf aharonisches Priesterthum (1 Sam. 2, 27. 28). Allein was beweisen solche Stellen für eine *schriftliche* Existenz des *gegenwärtigen* Pentateuchs, von welcher hier einzig die Rede ist. Dass schon damals eine mosaische Gesetzgebung existirt habe, nur nicht in der Ausbildung und Ausdehnung, wie in unserm geschriebenen Pentateuch, hat *de W.* unseres Wissens nie geleugnet, und würde er schwerlich leugnen können. Selbst einzelne schriftliche Gesetze können zugegeben werden, wiewohl das Beyspiel mehrerer arabischen Stämme lehrt, dass auch ungeschriebene Rechte viele Jahrhunderte lang durch die Tradition fortgepflanzt werden. Immer folgt nichts für die Existenz des ganzen gegenwärtigen Gesetzbuchs. Da Hr. *K.* diese zwey verschiedenen Fälle durchgehends verwechselt hat, machen wir ein für alle Mal darauf aufmerksam. III. *Die Psalmen.* *de Wette* verwarf das Zeugniss derselben im Allgemeinen, weil bey der anerkannten Falschheit *vieler* Ueberschriften *alle* verdächtig würden, und kein Gedicht für *sicher* davidisch gelten könne; im Einzelnen verweist er auf *Vater*. Hr. *K.* geht mehr in das Einzelne. Als hieher gehörige ältere Psalmen erscheinen ihm Ps. 78. 68. 40. Als Zweck des erstern wird angegeben, die Stämme Juda und Benjamin in ihrer Anhänglichkeit an das davidische Haus zu befestigen, und es wird derselbe (mit Recht) in die Zeit Rehabeams und Jerobeams gesetzt. Aber dass der historische Inhalt unsern Pentateuch voraussetze, folgte wiederum nicht, wiewohl das Vorhandenseyn eines grossen Theils desselben, namentlich des historischen, zu jener Zeit gar nicht unwahrscheinlich ist. Ps. 68 hält auch Rec. für einen der ältesten Psalmen, und warum nicht für davidisch? allein V. 1 braucht keinesweges aus 4 Mos. 10, 35 entlehnt zu seyn. Beide enthalten die *formula solemnis* bey Aufhebung der Bundeslade. Am wichtigsten ist allerdings Ps. 40, 8, wo der Dichter der *Buchrolle* erwähnt. Aus *de Wette's* Commentar zu d. St. wird Hr. *K.* sehn, dass er selbst die Erklärung annehme, welche hier gegen *Vater* vertheidigt wird. Da sich gegen die davidische Abfassung kein positiver Grund beybringen lässt, so kann diese Stelle allerdings wohl als eins der frühesten Zeugnisse für ein Gesetzbuch angesehn werden. IV. *Bücher der Könige.* Nach Zurückweisung der unbedeutendern Stelle 1 Kön. 2, 3 bemerkte *de Wette*, wie auffallend es sey, 1 Kön. 8, 3 ff. bey Einweihung des neuerbauten Tempels keine Erwähnung des sogenannten Tempelexemplars an der Seite der Bundeslade zu finden, da doch die zwey Gesetztafeln *in* derselben ausdrücklich erwähnt würden. Hr. *K.* antwortet, dass der Geschichtschreiber dieses nicht für wichtig gehalten habe, und überhaupt ein so verbreitetes Buch kaum mehr der Mühe so heiliger Aufbewahrung werth gewesen sey! Die Verwerfung der Zeugnisse der Chronik übergeht der Vf. für jetzt noch, und wendet sich zu der Auffindung des Gesetzbuchs unter Josias, 2 Kön. 22. *De Wette* wird von mehrern Seiten bemäkelt, und beschuldigt, als wolle er doch am Ende nur den Hilkia zum Unterschieber des Pentateuchs machen, dann wird die Begebenheit selbst so dargestellt, als habe sich der König von dem Hohenpriester einmal das Gesetzbuch zur Durchsicht *ausgebeten*, der Kanzler habe ihm *nur das Verlangte* überbracht, und sein Zerreissen der Kleider sey kein Zeichen des Erstaunens, sondern der Betrübniss, weil er sich nun aus der Quelle überzeugte, wie straffällig seine Vorfahren gehandelt hätten. Die Worte von V. 13 enthielten aber eine „wahre Albernheit", wenn nicht der König voraussetze, dass seine Vorfahren das Buch gehabt hätten. Wie wenig rein diese Darstellung aus dem Original entlehnt sey, sieht man leicht. Wenn das Gesetzbuch so verbreitet war, wie Hr. *K.* meint, wozu brauchte es der *Hohepriester* erst *im Tempel* zu *suchen* und zu *finden*? Er suchte es auch gar nicht etwa auf Befehl des Königs, sondern fand es gelegentlich. Sollte der Hohepriester bey der angenommenen Verbreitung des Gesetzbuchs ohne ein Exemplar gewesen seyn, welches er dem Könige auf Verlangen senden konnte? Bey allen gegebenen Blössen dennoch seines Sieges gewiss kommt Hr. *K.* S. 54 nur „mit Verdruss" nochmals auf diese Geschichte zurück, um — den Hohenpriester mit einem Amtmann auf der Amtsstube zwischen seinen Advocaten und Acten zu vergleichen (!). Dass man dieses Gesetzbuch schon damals für ein eigentliches Werk Mose's gehalten habe, möchten wir gerade nicht bezweifeln, wiewohl dadurch für die Wahrheit dieses Glaubens nichts bewiesen wird. Doch muss Rec. auch gegen Hrn. *de Wette* erinnern, dass die Erzählung, unbefangen betrachtet, für die Wiederauffindung eines (unter den abgöttischen Regierungen) verlegt gewesenen, sonst bekannten Gesetzbuches spreche; auch ist סֵפֶר הַתּוֹרָה allerdings *das* Gesetzbuch (vgl. גִּבּוֹר חַיִל *ein* Held, גִּבּוֹר הַחַיִל *der* Held). V. *Bücher Esra und Nehemia.* Zum Beschluss dieses Abschnittes berief sich *de Wette* wegen der Nichtbeobachtung des levitischen Gesetzes in der Wüste auf die Aussage des Propheten Jer. 7, 22. 23: euren Vätern, als ich sie aus Aegypten führte, habe ich nichts gesagt und geboten von Opfern und Brandopfern, sondern dieses habe ich ihnen geboten: höret auf meine Stimme u. s. w. Hr. *K.* protestirt zwar ausdrücklich (sogar mit Berufung auf „Ungelenkigkeit") dagegen, dass er sich drehe und wende, allein er thut diess dessen ungeachtet, wenn er לֹא und כִּי־אִם durch: *nicht sowohl, nicht bloss — sondern auch* übersetzt. An allen angeführten Stellen (1 Mos. 45, 8. 2 Mos. 16, 8. Sprüchw. 17, 12. Joh. 6, 32. 1 Cor.

1 Cor. 1, 17) findet die gewöhnliche Bedeutung und ein vollkommener, nicht einlenkender, Gegensatz Statt, namentlich an der so sehr urgirten Stelle Ps. 44, 4. Dem Dichter zufolge ist es Jehova einzig und allein, welcher den Sieg erfocht, nicht die Israeliten, die nur ein Werkzeug in dessen Hand seyn wollen. Dieselbe bekannte biblische Vorstellung von Providenz liegt in 1 Mos. 45, 8. Joh. 6, 32. Wir geben dem unbefangenen Leser noch eine andere Stelle der Propheten zur Betrachtung, die freylich Hr. *K.* auch bald auf diese oder jene Weise abfertigen wird. Es ist Amos 5, 25:

> Habt ihr Opfer und Gaben mir gebracht
> in der Wüste vierzig Jahr, Haus Israel?

Sie ist der beym Jeremias vollkommen parallel und ihr Zusammentreffen verdient gewiss Aufmerksamkeit. VI. *Beweis aus dem Alter des Samaritanischen Codex.* *de Wette* hatte hier bekanntlich für die vorzügliche Wahrscheinlichkeit der Meinung gesprochen, dass der unter Darius Codomannus zu den Samaritanern übergetretene Priester Manasse (Joseph. Archäol. XI, 8. §. 2 ff.), der Stifter eines dem jerusalemischen Cultus ähnlichen Tempeldienstes auf Garizim, zugleich der Ueberbringer des Gesetzbuches gewesen sey, welches die Vorschriften zu diesem Cultus enthielt. Die Meinung war nicht neu, namentlich schon früher von *Prideaux* (A. und N. T. in Connexion mit der Völkergeschichte, Th. 2. S. 411) geäussert, auch von *Walton*, *Michaelis* u. a. berücksichtigt, und es verwahrt sich *de Wette* S. 217 ausdrücklich dagegen, die wahrscheinliche Hypothese zur Gewissheit erheben zu wollen, da es ihm genüge, die Möglichkeit gezeigt zu haben, dass die Samaritaner zu dieser oder zu einer frühern Zeit den Pentateuch von den Juden erhalten *konnten*. Hr. *K.* gesteht zu, dass diese Meinung unter allen ihren Schwestern der Wahrheit am meisten „ähnele", allein dieses beweise auch bloss, wie sehr der Schein trüge. Um alles zu thun, was man von einem Gegner verlangen könne, bringt Hr. *K.* zuvor selbst noch einige Gründe für die Hypothese bey („giebt Hr. *de W.* Waffen in die Hände"), um sie dann desto kräftiger für immer niederzuschlagen. Wir ziehen seine hauptsächlichsten *Einwendungen* heraus, auf welche sich zum Theil noch ganz befriedigend antworten lassen dürfte. 1. Warum er, wenn der Uebergang so spät geschah, nicht auch andere Bücher mitgenommen habe? Ziemlich gut hat darauf schon *Michaelis* (Einleit. in das A. T. S. 324) geantwortet, vgl. *Walton* Prolegg. XI, 9. Wie häufig ist es, dass eine häretische Partey nur gewisse heilige Bücher anerkennt, wenn gleich bey ihrem Entstehen die andern schon eben so gut vorhanden waren? Uebrigens braucht man mit Hn. *K.* (S. 72) auch diesen Umstand gar nicht für planmässig angelegt zu halten. Der Besitz eines Gesetzbuches war wohl auch bey dem tumultuarisch abgereisten Priester zu erwarten, eben so bey den übrigen, die ihm folgten, aber nicht gerade der Besitz der übrigen Theile des noch nicht geschlossenen Kanon. 2. Warum Josephus dieses nicht gemeldet? Weil es keinen wichtigen Gegenstand historischer Aufmerksamkeit abgab. 3. Manasse würde sich selbst durch die Gesetze 2 Mos. 34, 16. 5 Mos. 7, 3 das Urtheil gesprochen haben. Antw. Von einer Priestergeneration, welche sich jetzt oder gewiss bald darauf zu Gunsten des neu organisirten Cultus so gewaltsame Veränderungen erlaubte, wie die berüchtigten Corruptionen 2 Mos. 20, 18. 5 Mos. 5, 21. 27, 4, ist allerdings zu erwarten, dass sie sich kein Gewissen gemacht haben würden, einer solchen Stelle zu Gunsten ihres Oberpriesters, falls er desshalb angetastet worden wäre, eine andere Wendung zu geben. Falsche, nationale Auslegungen kamen sehr viele bey den Samaritanern auf, z. B. die von *Silo* durch den (das Gesetz hassenden) *Salomo*. Uebrigens waren ja vorzüglich nur die Priester im eigentlichen Besitze des Civil- und Ritualcodex, und die Laien, die wohl nie ein eingehendes Studium aus heiligen und juridischen Schriften gemacht haben, erfuhren daraus gewöhnlich nur so viel, als die Priester für gut hielten. 4. Woher die Abweichung der Schrift? Dass dieses Argument so oft hat wiederholt werden können, ist dem Rec. am unbegreiflichsten. Sollte der Gebrauch der samaritanischen Schrift beym hebräischen Pentateuch nothwendig auf eine ältere Zeit vor dem Exil zurückweisen, wo dieses die allgemein eingeführte Schrift war: so würde dieses mit demselben Rechte von den arabischen Schriften der Samaritaner behauptet werden können, welche sie ebenfalls mit ihrem Nationalalphabete schreiben. Ohnehin wird ja niemand behaupten, dass die *jetzige* samaritanische Schrift die vor dem Exil herrschend gewesene sey, wenn sie auch ein Abkömmling derselben wäre. Wie dunkel ist aber die Geschichte der Alphabete?— Diese Bemerkungen sollen übrigens so wenig, als die *de Wette*'schen, auf eine Wirklichkeit jener Meinung dringen, sondern nur Hn. *K.* zeigen, dass jener Gelehrte noch keinesweges für abgefertigt zu achten sey: dass auch wirklich die vermuthliche Angabe jenes Zeitpunkts, da ihn einmal die Geschichte verschwiegen hat, wenigstens passend sey. Auf den voreiligen Schluss, dass sich, da dieser Zeitpunkt unzulässig sey, überhaupt kein wahrscheinlicher finden lasse, als der Abfall der zehn Stämme, dürfen wir den Leser nur aufmerksam machen. Dass der Pentateuch auf jeden Fall erst nach dem Exil zu den Samaritanern übergehn konnte, dürfte sich aus mehrern unbestreitbaren Bezügen desselben auf das Exil, die sich in beiden Recensionen finden, hinlänglich klar machen lassen. Dass Hr. *K.* die samaritanische Recension und die der LXX zum Grunde liegende aus einem „*voresraischen*" (mithin ältern und doch wohl echtern) Exemplar, die jüdische Recension aber von Esra's Bearbeitung ableitet, zeigt, dass ihm der respective Charakter beider wenig bekannt seyn müsse.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schriften* — — Von M. *Karl Gottfried Kelle*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit Nr. VII. *Ueber den Zustand des Religionscultus der Israeliten in Hinsicht auf die Gesetzgebung des Pentateuchs*, hängt unmittelbar zusammen: VIII. *Von den geschichtlichen Datis über den Religionscultus*, oder vielmehr macht die letztere Nummer bey *de Wette* nur einen untergeordneten Abschnitt aus. Schon *Pseudo-Otmar* und *Vater* hatten sehr glücklich darauf aufmerksam gemacht, wie sehr das in der Geschichte Gegebene in Rücksicht auf den Religionscultus hinter dem mosaischen Ideal zurückgeblieben sey; *de Wette* gab diesem Argumente dadurch noch mehr Ausdehnung, dass er die Zeugnisse der Chronik für einen herrschend gewesenen Levitismus entfernte, und stellt nun den in religiöser oder rituellet Rücksicht freyeren, einfachern, gesetzlosern Zustand, den die B. B. Samuels und der Könige schildern, mit den Foderungen des Pentateuchs zusammen. Hr. *K.* will zeigen, dass die Geschichte allerdings mit jener mosaischen Norm übereinstimme, „sofern eine solche vollkommene Uebereinstimmung überhaupt in dieser unvollkommenen Welt zu erwarten sey." Dieser Abschnitt ist unter allen in diesem ganzen Hefte dem Vf. am wenigsten gelungen, so voll ist er von Verdrehungen und Fehlgriffen, die namentlich anzuführen verdriesslich ist. Statt forschender Betrachtung der Sache selbst im Ganzen, überall kleinliche Mäkeleyen an Einzelnheiten. Dass keine Einheit des Ortes für den Götzendienst beobachtet worden sey, giebt Hr *K.* zu, allein diese sey auch nicht im Gesetz (3 Mos. 17, 3. 9. 5 Mos. 12) geboten, sondern gehe bloss darauf, dass die einzelnen Israeliten nicht opfern sollten, wo sie wollten, was aber der Ausdruck 5 Mos. 12, 5. 14 nicht zulässt. Noch schlechter ist das chorographische Räsonnement S. 98, wornach die Priesterstadt Nob oder Nobe unmittelbar bey Silo gelegen haben, und nur eine dabey angesiedelte Priestercolonie gewesen seyn soll. Dieser Ort lag aber im Stamme Benjamin, und wie aus Jes. 10, 32 (vgl. die Ausleger dazu, und *Lightfoot* Opp. T. II. S. 202) erhellt, *äusserst* nahe bey Jerusalem. Silo, im Stamme Ephraim, war davon 20 bis 24 römische Meilen entfernt, auf deren Mitte ungefähr Bethel liegt. Man muss sehr dunkele topographische Kenntnisse haben, um sich so verwirren zu können. Hätte übrigens Hr. *K.* hier in das Original gesehn, so würde er schwerlich vor einer Verwechselung von Nobeh (נֹבַ, נֹבֶה) mit Nobah (נֹבַח) 4 Mos. 32, 42 gewarnt haben. — Dass David das Ephod trägt, opfert, das Volk segnet, sich völlig als Priesterkönig benimmt (2 Sam. 6), ist Hrn. *K.* gar nicht anstössig, „weil man kein positives Gesetz dagegen im Pentateuch anführen könne." War es auch nicht illegal (was Hr. *de W.* zu bemerken versäumt hat), dass des religiösen Davids Gattin einen Haus- und Orakelgötzen *Teraphim* besitzt, wie er nach der Genesis von der syrischen Familie Labans besessen, aber von Jakob mit andern götzendienerischen Gräueln vergraben wurde? Dass auch die Befragung durch das Ephod und dieses selbst etwas Götzendienerisches war, zeigen Richt. 8, 27. 17, 5. 18, 14 ff. Hos. 3, 4 deutlich. Weil gegen die Sache selbst so wenig mit Grund eingewandt werden konnte, ereifert sich der Vf. denn häufig über Nebendinge, z. B. dass *de W.* der davidischen Grausamkeit (2 Sam. 21) und seines Verbrechens mit Bathseba mit Rüge gedenke, und nennt ihn desshalb einen Bibelspötter. Will etwa Hrn. *K's* Moral diese Handlungen in Schutz nehmen? — Als wirklich berichtigend bezeichnen wir die Bemerkung S. 101, dass wenn dem David und Salomo nur zwey Priester zugeschrieben werden, diese mit grosser Wahrscheinlichkeit für Oberpriester zu nehmen sind, da schon 1 Sam. 18, 22 unter Saul eine grosse Menge von Priestern genannt werden. Wir müssen übrigens nochmals auf die schon bey Nr. II gemachte Bemerkung beweisen. — Bey *de Wette* folgt jetzt *eine Anwendung jener Resultate auf die innere Kritik des Pentateuchs*, namentlich die gar nicht neue Behauptung, dass der künstliche Bau der Stiftshütte, und die vielfachen Opfer- und Ceremoniengesetze keinesweges in der Ausdehnung, wie sie im Pentateuch beschrieben werden, als wirklich im mosaischen Zeitalter existirend angenommen werden können. Unser Apologet vertheidigt dagegen Nr. IX. X. die historische Auffassung, und sucht die Schwierigkeiten auf dieselbe unbefriedigende Weise zu heben, wie dieses schon längst von ältern Erklärern geschehn ist. Wenn auf die Analogieen von *Lykurg* und *Numa* provocirt wird, um zu zeigen, dass ein zusammengesetztes Ceremoniel wohl öfter *mit einem Male* durch einen religiösen Gesetzgeber eingeführt worden sey, so möchte namentlich wohl die letzte gerade gegen den Vf. sprechen: denn hier haben es längst scharfsichtige Geschichtsforscher bemerkt und durchgeführt, dass viele erst nachmals mehr ausgebildete religiöse Anstalten von den römischen Historikern auf diesen Stifter des römischen Cultus zurückgeführt wurden, wovon ihm höchstens die *prima stamina* wirklich historisch angehören. Darin müs-

müssen wir übrigens Hn. *K.* beypflichten, wenn er Abschn. XI, auf die Auswahl des Stammes Levi als eine mosaische Einrichtung dringt. Die ganze Einrichtung greift zu tief in die ganze Verfassung ein; und wer wäre wohl späterhin im Stande gewesen, diesem Stamme jenes Privilegium zu verschaffen, wenn er dasselbe nicht ursprünglich vom Gesetzgeber empfangen hätte? Uebrigens hat dieses *de Wette* in seinen überhaupt nur kurz hingeworfenen Aeusserungen wohl nicht eigentlich leugnen wollen. Auf der andern Seite ist aber das klar, dass das bedeutendere Ansehen der Priester erst später emporkam, und eine eigentliche Hierarchie erst mit und nach dem Exile durch die jetzt sich bildende steife Anhänglichkeit an den Jehovadienst entstand. Es folgt XII. *eine Apologie für die mosaische Ursprünglichkeit des 5 B. Mose, nebst Prüfung der de Wette'schen Gründe für eine spätere Abfassung desselben.* Schon *Vater* machte auf die Verschiedenheit dieses Buchs von den früheren aufmerksam, und *de Wette* bestimmte den Charakter dieser Verschiedenheit nur näher, indem er auf den eigenthümlichen, den prophetischen Reden ähnlichen Ton, den correctorischen *spätern* Charakter der Gesetzgebung und die Ueberarbeitungen früherer Stücke aufmerksam machte. Hr. *K.* glaubt dieses alles mit dem einzigen Grunde abzufertigen, dass ein späterer Vf., dem nothwendig die ersten 4 Bücher bekannt seyn mussten, die offenbaren Abweichungen von denselben vermieden haben würde. Er will also „einst" das Räthsel besser lösen. Hier werden nur Einwendungen gegen die nichtmosaische Abfassung gemacht, oder vielmehr wird die Ansicht älterer Gelehrten von diesem Buche wiederholt. Die ermahnende Sprache wird aus der Stimmung des von seinem Volke scheidenden Vaters erklärt; die „vorgeblich" spätere Diction soll einst Stück vor Stück beleuchtet werden; der spätere correctorische Charakter der Gesetzgebung wird blos insofern zugegeben, als vom Sinai an bis zur bevorstehenden Besitznahme von Canaan neue Verhältnisse eingetreten waren. Das Gesetz über wahre und falsche Propheten sey in Bezug auf Bileam gegeben; das Königsgesetz durch die vielen kleinen Könige veranlasst, in deren Nähe sich die Israeliten befanden, durch deren Beyspiel dem Gesetzgeber der Gedanke nahe genug gelegt wurde, dass auch Israel einst einen König bekommen könne; das Gesetz der Ehescheidung sey „blos eine Nachgiebigkeit, welche Mose dem Volke wegen seines Herzens Härtigkeit" bewies u. s. w. Noch besonders wird XIII. behauptet, dass die Festgesetze des 5 Buchs Mose ohne Schwierigkeit von Mose abgeleitet werden können. Hätte der Vf. nur die Analogie des übrigen Alterthums und die Entstehungsgeschichte solcher heiligen Gebräuche zu Hülfe nehmen wollen, so würde er sich mehrere seiner Anmerkungen erspart haben.

Im *zweyten* Hefte gedachte Hr. *K.* anfangs zu dem zweyten Bändchen der *de Wette*'schen Beyträge überzugehn, und die dort aufgestellten Grundsätze über Geschichte und Tradition zu prüfen; allein er unterliess es, da ihm dieser Theil durch Hn. D. *Meyer* und zwey Recensenten desselben schon hinlänglich abgefertigt zu seyn scheint. Die Leser werden sich über diesen Verlust beruhigen. Statt dessen liefert dieses Heft I. *eine Widerlegung der Mythenerklärung* (mythischen Erklärung) *biblischer Geschichten überhaupt*, II. *die Deduction einer neuen Offenbarungstheorie*, als Rechtfertigung des Gesichtspunktes, nach welchem der Vf. die mosaischen Schriften durchzugehn gedenkt, mit Rücksicht auf die kleinen Flugschriften, welche neuerlich über Supernaturalismus und Rationalismus gewechselt worden sind. Endlich III. *die Würdigung der beiden ersten Urkunden der Genesis nach den vorher aufgestellten Principien.* Für den wirklich Vorurtheilsfreyen (nicht für einen, der sich selbst auf dem *Titel* eigner Schrift also *betitelt*) bedarf es nur einer Angabe der Hauptideen mit kurzen Andeutungen. Das Bibelstudium, heisst es im *ersten* Abschnitt, wird durch die Mythenerklärung (so nennt der Vf. immerfort die mythische Auffassung der in der Bibel enthaltenen Begebenheiten) noch unsicherer und schwankender. Diess erhelle: *Erstens* aus dem *Begriffe* der Mythen. Der Vf. vermisst eine scharfe Bestimmung desselben bey *Gabler* u. a. und bestimmt sie dann selbst durch willkürlich dichterisch behandelte Sagen ohne historische Glaubwürdigkeit. Gegen diese Bestimmung möchte aber freylich viel einzuwenden seyn. Die dichterische Behandlung des Mythus ist von ihm selbst, wie er aus dem Munde des Volkes kommt, wohl zu unterscheiden. Ferner ist wenigstens der historische Mythus gar nicht ohne geschichtlichen Gehalt, nur ist es schwer, das Geschichtliche von dem Traditionellen und Poetischen zu trennen. Mit Recht schliesst Hr. *K.* das Wunderbare von den nothwendigen Erfordernissen eines Mythus aus, wenn er aber die Wunder der französischen Jansenisten dafür anführt, so vergisst er, dass Mythen nur in eine gewisse Periode eines Volkes gehören. Die Definition, welche *Bauer* (*Hermeneutica sacra* S. 351) grösstentheils mit *Heyne's* Worten gegeben hat, hätte schon manches Missverständniss verhüten können. *Zweytens* bestreitet der Vf. die jetzt gewöhnliche Eintheilung der Mythen als „weder richtig, noch vollständig, noch fruchtbar", weil selbst Männer, wie *Eichhorn* und *Gabler*, nicht darüber einig wären, ob z. B. die Paradiesgeschichte für einen historischen oder philosophisch-poetischen Mythus zu halten sey. Diese Ungewissheit oder mögliche Verschiedenheit der Ansicht im Einzelnen liegt aber in der Natur der Sache, weil der poetische Mythus so häufig eine vollkommene historische Gestalt gewonnen hat. Auch in der altgriechischen Sagengeschichte muss der Forscher häufig ungewiss bleiben, ob von einer vorgefundenen Sage irgend etwas, und wieviel der Geschichte, wieviel der Tradition und Poesie zukomme; allein wer wird deshalb den Weg ergreifen, dieses alles für buchstäbliche Wahrheit zu nehmen, wiewohl diess bequemer wäre, und vieler lästigen Forschungen überheben würde. Viele treffende Bemerkungen darüber finden wir in *Buttmann's* Vorlesung über den Mythus vom Herakles (Berlin 1810). Rec. hält viele S. 34 — 68 gemachte Einwendun-

dungen gegen die Auffassung der Paradiesgeschichte als eines *historischen* Mythus für gegründet, ist aber weit entfernt, deshalb in des Vfs. Vorstellungen davon einzugehen. Ohne unser Erinnern sieht übrigens der Leser, dass dieser ganze sogenannte Grund gegen die mythische Auffassung gar keiner oder ungefähr derselbe sey, womit die römische Kirche, um der Ungewissheit der Bibelerklärung ein Ende zu machen, auf die Vulgata verwies. Auch besinnt sich Hr. *K.* selbst, wenn es darauf heisst: „doch wie man zu sagen pflegt, *fiat justitia et pereat mundus*, so könnte man wohl auch sagen: es geschehe der Vernunft ihr Recht, mag zweifelhaft werden, was da will. Wir wollen auch dagegen nichts einwenden." Er lässt daher *drittens* den Beweis folgen, dass die historische, und öfters selbst die buchstäbliche Erklärung biblischer Erzählungen der Vernunft gemässer sey, als die Mythenerklärung. Er besteht aus vier Gründen. 1) die mythische Erklärung entbehre eines hinreichenden Grundes, denn die Analogie der andern Völkergeschichte, auf welche man sich berufe, sey hier nicht anzuwenden; das jüdische Volk sey wegen seines Monotheismus das einzige in seiner Art; die Religion dieses Volkes, origineller, edler und vernünftiger, als alle übrigen, verlange auch ganz eigene originelle Beurtheilung. Man bemerkt leicht, dass der Vf. hier den Begriff von Mythus viel zu eng fasst, indem er ihn bloss vom Polytheismus („der Abgötterey") abhängig macht. Warum nicht auch ein monotheistisches Volk seine älteste Geschichte solle in Mythen einhüllen können, ist nicht gezeigt worden. Dass Charakter und Inhalt dieser Mythen vom Charakter und Inhalt der Mythen anderer Völker in dem Grade verschieden seyn müssen, als überhaupt die Charaktere dieser Völker abweichen, versteht sich von selbst, macht aber deshalb die Existenz jener nicht zweifelhaft. Die übrigen Gründe für die buchstäbliche Auffassung sind 2) dass man nichts zu erdenken brauche, um sie wahrscheinlich zu machen; 3) dass man bey ihr die Worte gelten lassen könne, was sie gelten; 4) dass man durch sie den Sinn, den der Vf. mit seiner Erzählung verband, am sichersten treffe. Die Beweise dafür hat der Vf. zusammengefasst, indem er die Paradiesgeschichte gegen *Gabler's* mythische Auffassung rein historisch erläutert. Schon aus den Rubriken sehn die kundigen Leser, dass sie nichts verlieren, wenn wir uns hier nichts Einzelnes ausziehen. — Die neue *Offenbarungstheorie* des Vfs., welche im *zweyten* Abschnitte dieses Heftes dargelegt wird, geht von dem Satze aus: „des Menschen Vernunft kann nur durch Sprache von aussen erweckt werden, „und folgert daraus," Gott müsse wenigstens den ersten Menschen sich wörtlich offenbart haben, sie durch Worte aus dem Zustande thierischer Gedankenlosigkeit in den Zustand denkender Menschen versetzt haben." Er beruft sich dabey theils auf Gründe *a priori* aus der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen (deren Trennung ihn zu argen Fehlschlüssen verleitet), theils *a posteriori*, z. B. auf unsere Kinder, deren Vernunft die Aeltern erst durch Worte wecken müssen. Das πρωτον ψευδος des Vf., die Voraussetzung, dass der Mensch nicht im Stande sey, sich durch blosse Sinneneindrücke von Aussen zum Denken zu erheben, und durchaus eines Unterrichts durch Worte bedürfe, mag er vor dem Psychologen, gegen dessen Wissenschaft er sich öfters stark versündigt hat, verantworten. Wir dürfen unsere Leser nur auf das einzige Beyspiel der Taubgebornen aufmerksam machen, die wohl nur Hr. *K.* (S. 93), voll Eingenommenheit für sein Paradoxon, gedankenlos, höchstens mit einer gewissen thierischen List und Verschlagenheit begabt, ohne Nachdenken und Ueberlegung nennen wird. — Wir haben jetzt nur noch anzuführen, welcher Gebrauch von diesem Grundprincipe gemacht werde. Von der Nothwendigkeit und Unläugbarkeit einer ursprünglichen Offenbarung wird nämlich auf die Möglichkeit einer jeden andern geschlossen, und es komme dann nur bey jeder einzelnen biblischen Offenbarung darauf an, durch historische und moralische Beweise die Zulässigkeit derselben zu erweisen. Indem wir es den Dogmatikern überlassen, mit dieser neuen Ansicht zu schalten, wenden wir uns wiederum zu dem letzten *kritischen* Theile unserer Schrift, worin die ausführlichere Würdigung der mosaischen Schriften begonnen wird. Bisher war an den historisch-kritischen Ansichten anderer gerüttelt worden, jetzt werden neue Hypothesen aufgebaut. Der Vf. gesteht, dass die (höhere) Kritik in den mosaischen Schriften noch viel zu thun habe, dass man aber durch folgende sehr einfache noch nicht gebrauchte Hypothese ziemlich aufs Reine kommen dürfte, nämlich: *dass in den mosaischen Büchern nicht, wie man bisher geglaubt hat, mehrere Urkunden über dieselbe Begebenheit zusammengestellt und ineinander geschoben, sondern dass die schriftlichen Urkunden, welche vorhanden waren, nach der Tradition überarbeitet und erweitert worden seyn.* Die weitere Ausführung der Hypothese enthält erst das dritte Heft, da die Tradition sich erst nach 1 Mos. 1—3 merklich von den schriftlichen Urkunden unterscheiden soll. Diese 3 Kapp. werden noch hier behandelt. Die Resultate der Bemerkungen des Vfs. mögen hier als Probe stehn, wie er seine Grundsätze angewandt hat. Beide Urkunden, heisst es, mögen vormosaisch seyn, sind aber von Mose überarbeitet: sie widersprechen sich nicht, sind weder Philosopheme noch Gedichte, sondern werden nur dadurch klar, dass man sie für „göttliche Worte, mit menschlicher Zunge ausgesprochen, göttliche Thaten mit menschlichem Auge betrachtet" hält. Die *erste* Urkunde ist zwar ein *Gesang*, aber deswegen noch kein *Gedicht* (wir glaubten immer, dass es sich umgekehrt verhalte), die *Geschichte* der alten Welt ward am besten in Liedern aufbewahrt. Von dem Urgesange hat man die Ueberarbeitung, die Eintheilung in Tagewerke, zu sondern, welche von Mose herrühren mag. Die zweyte Urkunde ist um etwas jünger, und trägt keine so sichere Spuren von Ueberarbeitung. — Es folgt eine Uebersetzung, welcher sehr gewaltsame und willkürliche kritische Operationen („wir sind noch weiter ge-

gegangen, als *Gabler* und *Pott*") zum Grunde liegen, Einschiebsel, Auslassungen u. dgl., auch giebt hier und da eine Note eine philologische Erläuterung. So soll z. B. רָקִיעַ nichts anders als *den Luftraum*, תולדות 2, 5 *Beschaffenheit* bedeuten: „*Beschaffenheit* des Himmels und der Erde, *als sie nur erst* (בראם) geschaffen waren." Erlaubte sich ein anderer Kritiker, dem Hr. *K.* nicht hold ist, Operationen jener Art, so würde ein Zetergeschrey nicht ausbleiben. Ihm ist dergleichen erlaubt, was auch die Gesetze gesunder Kritik dagegen einwenden dürften.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

GLOGAU, in d. neuen Günther. Buchh.: *Die Säugethiere.* Ein naturhistorisches Bilderbuch für die wissbegierige Jugend. Mit 27 fein illuminirten Kupfertafeln, worauf sich 100 Abbildungen befinden. (Ohne Jahrszahl in der Mich. Messe 1812 erschienen.) 54 S. 4. (2 Rthlr.)

Diess Bilderbuch giebt eine unterhaltende Lectüre zur Kenntniss des Menschen und der Säugethiere für Knaben und Mädchen. Es geht voran ein systematisches Verzeichniss der beschriebenen und abgebildeten Säugethiere nach *Blumenbach*. Die Kupfertafeln sind gut gestochen, aber mehrere schlecht illuminirt; so ist z. B. der Hamster in Rec. Exemplar ganz schwarz ausgemalt. Voran geht die Beschreibung des Menschen, der auch nach seinem Geschlecht und seinen verschiedenen Altersperioden seine Abbildung erhalten hat. Um dem Leser zu zeigen, wie der Vf. seinen Gegenstand behandelt, mögen hier folgende Beyspiele stehen. S. 6. Taf. III. Nr. 4. „Die *Grossmutter* sitzt hier mit ruhigem, sanftem, in sich gekehrtem Blick auf dem weich gepolsterten Lehnstuhl. Man sieht keine der verdriesslichen Falten auf ihrem Gesichte. Auch im Alter noch nützlich lieset sie mit freundlich liebevoller Miene ihren Enkelkindern eine der Kinderschriften vor, und lehrt sie fromm und tugendhaft seyn; sagt ihnen, dass sie froh und glücklich seyn würden, wenn sie ihr junges Herz schon früh zur Gottesfurcht gewöhnen wollten. Wie angenehm diese Unterhaltung den Kleinen seyn müsse, lässt sich aus der äussersten Aufmerksamkeit des ältesten Mädchens und dem neben der würdigen Alten sitzenden Knaben schliessen, der mit Schreiben inne hält, und ganz Aug und Ohr zu seyn scheint, während die vor ihr sitzenden kleinen Geschwister sich gegenseitige Beweise von Liebe geben." S. 25. „Der *Dachs. Ursus Meles. Le Blaireau proprement dit.* Taf. XIII. Nr. 1. ist in der gemässigten Zone der alten und der neuen Welt einheimisch, und wenn er auch kleiner als der Bär ist, denn er hat nur 2½ Fuss Länge und 4 Zoll (?) Höhe, so hat er doch mit diesem fast einerley Lebensart. Der Dachs schläft auch, wie der Bär, den ganzen Winter über, nur mit dem Unterschiede, dass dieser über und jener unter der Erde in besondern Höhlen liegt und diesen Zeitraum ohne Nahrung zubringt. Die Nahrung selbst besteht in allerley Früchten und Fleisch von Mäusen, Kaninchen, jungen Hasen und Schweinen (!). Im Fall der Noth frisst er auch Aas. Der länglich runde Kopf endigt sich in eine spitzige Schnauze. Die kurzen Ohren liegen unter den Haaren versteckt. Der obere Theil ist grau und schwarz melirt; der untere ganz schwarz. Ueber die Augen läuft ein schwarzer Streifen. Ueber dem After ist eine Oeffnung, aus welcher eine fettige stinkende Flüssigkeit hervorschwitzt." Man sieht wohl, dass diess Buch mehr zur Unterhaltung als zur eigentlichen naturhistorischen Belehrung geschrieben ist.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, b. Maurer: *Anleitung zur Kenntniss und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerey und Brantweinbrennerey.* Auf Befehl der höhern Verwaltungsbehörden ausgearbeitet von *J. Fr. Dorn.* Nebst Vorbericht und Bemerkungen vom Geh. R. *Hermbstädt.* Mit 2 Kpfrt. 1811. 66 S. 8. (12 Gr.)

Diese wohlgerathene Arbeit eines jungen Mannes und Schülers vom Vorredner ist zunächst für die Königl. Preussischen Steuerofficianten bestimmt, welche sich praktische Kenntnisse von beiden Fabricationen zu verschaffen wünschen, so wie sie zu ihrem Behufe erforderlich sind. Es sind daher in zwey Abtheilungen die Hauptarbeiten der Bierbrauerey S. 1 — 20 und der Brantweinbrennerey aus Roggen und Kartoffeln S. 21 – 50 kurz und deutlich beschrieben und erklärt. Nicht eigentlich war wohl hier der Ort, technische Verbesserungen anzugeben, und, wie der Vf. thut, nur die anerkannt beste Form der Geräthschaften zu beschreiben; sondern es kam auf die Kenntniss der hie und da gewöhnlichen Formen an. Wiewohl Rec. für seinen Theil die Beschreibung des von Herrn D. *Hermbstädt* verbesserten *Geddaischen Refrigerators*, der auf den Kupfertafeln gut dargestellt ist, mit Vergnügen gelesen hat, und gern diejenigen, für die sie gehört, darauf aufmerksam macht, so muss er doch bemerken, dass sie eigentlich hier am unrechten Platze steht. Den Steuerofficianten würde vorzüglich mit erfahrungsmässigen Tabellen über den füllbaren oder totalen Inhalt der Blasen bey diesen und jenen Dimensionen gedient gewesen seyn. Die S. 51 f. angehängten Bemerkungen des Vorredners betreffen die Schwierigkeiten, welche die Einführung des Blasenzinses in den Königl. Preuss. Staaten fand und haben für Steuerofficianten historischen Werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schriften*, — — Von *Karl Gottfried Kelle*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Für den verhältnissmässig gelungensten Abschnitt des ganzen Werkes gilt Rec. die Einleitung zum *dritten* Hefte (S. I—XLVIII), worin die oben erwähnte Hypothese, dass der Genesis eine einzige zusammenhängende, aber stark interpolirte Urschrift zum Grunde liege, ausgeführt wird. Schon die Inhaltsanzeige des Titels erregte des Rec. Aufmerksamkeit, da seine Vorstellung von diesem Buche sich fast in denselben Ausdrücken zusammenfassen liesse. Nach Durchlesung dieser Deduction gesteht er, den Grundsatz, von welchem dieselbe ausgeht, allerdings treffend gefunden zu haben, nur gegen die Art, wie derselbe nachmals angewandt wird, dürfte Vieles, und mit Grund, eingewandt werden. Wir gehen die Hauptmomente durch. Unbefriedigt von den Urkundenhypothesen erklärte *Vater*, ohne sich auf etwas Weiteres einzulassen, die Genesis für eine Reihe zusammengetragener Fragmente. Hr. *K.* fragt hier nicht mit Unrecht: „Fragmente? von welchem Ganzen? Ohne Zweifel hat *Vater* an verloren gegangene Schriften gedacht; nun aber fragt sichs, ob diese Reste nicht vielleicht von Einem und demselben Ganzen übrig geblieben sind." „*Vater* giebt nur so viel zu, dass *manche* Einen Verfasser haben *könnten*. Die meisten wären demnach von verschiedenen Verfassern. Nun so müssten denn *viele* Schriftsteller über die Zeit, welche unsere Genesis durchläuft, geschrieben haben, und zwar im grauen Alterthume, da von ihren Schriften schon bey Abfassung der Genesis nur Bruchstücke noch vorhanden gewesen wären. Und sonderbar genug, diese Bruchstücke wären doch immer passend genug gewesen, eine ziemlich fortlaufende Geschichte herzustellen; und hätten auch alle glücklicher Weise sich zusammengefunden. Das sind doch wohl sehr unwahrscheinliche Voraussetzungen. Doch gesetzt auch, man wollte den Ausdruck *Fragmente* nicht so streng nehmen, und darunter vielmehr hie und da zusammengeraffte (?) Nachrichten verstehn, so wäre es doch immer ganz unerklärlich, wie dergleichen Nachrichten in so offenbarer Beziehung auf einander stehn konnten, als sie doch wirklich stehn." Rec. gesteht, dass ihn stets ähnliche Betrachtungen veranlasst haben, sich mit der ganz allgemein ausgesprochenen Annahme von Fragmenten (nach *Vater*) nicht zu begnügen. Da der grösste Theil der Genesis uns jetzt als ein Ganzes gegeben ist, welchem eine gewisse Einheit des Tons und Charakters, so wie wechselseitige Beziehungen (so viel man deren überhaupt erwarten darf), nicht abzusprechen seyn dürften, so hat es Rec. immer lieber als solches auffassen, als die Aufmerksamkeit zu sehr auf die mögliche Entstehungsweise dieses Ganzen richten wollen. Von diesem, ein historisches Ganzes darstellenden, Fond der Genesis würde dann Rec. vornehmlich nur die zweyte Schöpfungsurkunde (mit Jehova Elohim), die Einschaltungen mit Jehova in der Sündfluthgeschichte und einiges Andere ausschliessen. Bey jenem Ganzen mögen nun theils schriftliche Urkunden, theils Traditionen zum Grunde liegen, oder vielmehr ist es gewiss der Fall, allein alles dieses ist offenbar zu einer gewissen Einheit *verarbeitet* (an so mechanische Ineinanderschiebung, als die Urkundenhypothese voraussetzt, kann Rec. nicht glauben), und es scheint ihm fruchtbarer, diese zu beachten, als die kaum mögliche Bestimmung, was und wie viel der Sammler davon aus schriftlicher, wie viel aus mündlicher Tradition nahm u. s. w., wiewohl jedem Untersuchungen dieser Art unbenommen bleiben müssen. Jetzt zurück zu Hn. *Kelle*, welcher in der Annahme von Einschaltungen theils weiter geht, als Rec. zugeben kann, theils sich von andern Kriterien leiten lässt. Er unterscheidet (S. XVIII) *offenbare* und *versteckte* Einschaltungen. Zu den offenbaren rechnet er Stellen, wie Kap. 7, 6. 9, 28. 29. Kap. 38. 20, 18 („eine blosse Glosse"?). Von diesen wird weiter geschlossen: was Einmal geschehen sey, könne es öfter seyn, auch wo dieses nicht gleich sehr am Tage liege, und dann hinzugesetzt: „Ja *können*, wird Hr. *Vater* sagen, allein *müssen* sie auch? Allerdings ist das ein grosser Unterschied. Aber muss man nicht Urkunden, in welchen auch nur einmal etwas Unechtes sich fand, mit der grössten Strenge prüfen, und jedes Wort von ihnen besehn, ob es echt oder unecht sey? Und geht man wohl zu weit, wenn man in denselben alles, was nur *einigermassen verdächtig* ist, so lange für *unecht* erklärt, bis seine *Echtheit* erwiesen ist? (!) Wir glauben daher ganz consequent und ganz gerecht zu handeln, wenn wir wegen erwiesener Einschaltungen auch solche Stellen für eingeschaltet erklären, welche *manchen Schein der Unechtheit* für sich haben." Gegen einen so ausgedrückten kritischen Grundsatz müssten auch wohl dem kühnsten Kritiker Bedenklichkeiten aufstossen. Für einigermassen verdächtig lässt sich Vieles erklären, ein *Schein* der Unechtheit lässt sich, besonders wenn der Kritiker sich von indivi-duel-

duellen, zum Theil irregeleiteten Gefühlen lenken läst, für Vieles auffinden; und was für *Beweise* der Echtheit versteht denn hier der Vf.? Bey dem Vf. sind uns solche Grundsätze um so auffallender, da sie mit früheren Aeusserungen desselben, z. B. denen über die Inschriften der Psalmen gegen *de Wette* schlecht zusammenstimmen. Bey dem letztern würde Hr. *K.* einen solchen Grundsatz nicht dulden, er würde ihm auf Anschläge gegen die Bibel und das Christenthum zu deuten scheinen. Die Verdachtsgründe des Vfs., welche ihm auf *Einschaltung* oder *Unechtheit* zu führen scheinen (er braucht beide Ausdrücke von derselben Sache, von nicht-mosaischen Einschiebseln) sind nun im Allgemeinen folgende. Verdächtig sind ihm 1) *alle chronologische Bestimmungen der Genesis*, weil sie mit den offenbar eingeschalteten Geschlechtsregistern Kap. 5 und 11 zusammenträfen," (ähnlich, nur aus einem andern Grunde, *Buttmann* über den Mythus der Sündfluth S. 17 ff.); 2) genaue Bestimmungen nach Maass und Gewicht; 3) geographische Erläuterungen und Notizen; 4) abweichende Genealogieen, z. B. Kap. 36; 5) u. 6) überhaupt ähnliche, aber abweichende Berichte, z. B. die drey Erzählungen, dass Abraham und Isaak ihr Weib für ihre Schwester ausgegeben; 7) der verschiedenartige Vortrag derselben Sache, z. B. Kap. 6, 13—22. vgl. 7, 1—5. 11, 29—32. vgl. 12, 1—15; 8) Ungleichheit des Stils. Dahin gehören auch 9) die hyperbolischen und gedehnten Bilder, welche 13, 16. 15, 5. 18—21. 16, 10. 26, 4. 22, 17: vgl. 17, 2. 6. 20. 28, 3. 4. 35, 11 vorkommen, und welche einen Nachahmer verrathen, der sein Muster übertreffen will. (Wiess nicht Hr. *K.* denselben Grund zurück, als ihn *de Wette* gegen das Deuteronomium aufstellte?); 10) manche frommscheinende Glosse unaufgeklärter Frömmigkeit, z. B. 29, 32—35. 39, 2. 3. 5. 21. 23. (Welch' einen Unterschied macht Hr. *K.* zwischen unaufgeklärter Frömmigkeit und Frömmeley, die er in einzelnen Aeusserungen des Deut. gefunden zu haben Hn. *de Wette* für Ketzerey anrechnet? Dort war die Bemerkung übrigens mehr an ihrer Stelle, als hier.) In Fällen, wo einerley zwey Mal gesagt wird, wird die doppelte Regel geltend gemacht: das Ausgeschmückte ist verdächtiger, als das Einfache, und das Eingeschaltete immer aus irgend einer Nebenabsicht eingeschaltet. Die Ueberarbeitung nach spätern, meistentheils bloss mündlichen Traditionen wird dem Mose zugeschrieben, *dann* aber möge sonst noch manches „Flickwerk hinzugekommen seyn, welches man einem vernünftigen Schriftsteller so wenig zutrauen dürfte, als einem vernünftigen Erbauer eines Hauses manche Verstösse gegen die Baukunst, die ein späterer Besitzer sich erlaubte." Zuletzt werden noch Versuche gemacht, zu bestimmen, was der überarbeitende Mose aus schriftlichen oder mündlichen Quellen genommen haben möge. — Der Leser sieht leicht aus den angegebenen Resultaten, dass in *dieser* Art der Deduction eine Menge „*Vielleichts*, *Höchst wahrscheinlich*, *es scheint*" vorkommen müssen, die Hr. *K.* sonst nicht gern duldet; und obendrein in Verbindungen, wo ein „*höchst unwahrscheinlich, gewiss nicht*" mehr an seiner Stelle wäre. Der Raum erlaubt uns nicht, hier überall ins Einzelne zu gehn, da wir den Leser, der zu urtheilen vermag, überhaupt an das Buch selbst verweisen müssen. Nur das erinnern wir noch, dass demjenigen Theologen, der sich die mosaischen Schriften als eine Quelle geoffenbarter Religion nicht nehmen lassen will, Hn. *K's* gewaltsame kritische Scheidekünsteleyen nicht minder gefährlich seyn dürften, als die Behauptungen der von ihm verketzerten Partey. Seinem Gefühle zufolge, welches natürlich hier eine grosse Rolle spielt, (und wer wollte Hn. *K.* das Recht streitig machen, dieses in Untersuchungen dieser Art zu Rathe zu ziehn?) erklärt er gegen die Hälfte jener Bücher für unechte Einschaltungen, zum Theil für Flickwerk, unwürdig eines verständigen Schriftstellers. Wie, wenn andere durch *ihr* Gefühl geleitet noch etwas weiter gingen? Den so auffallenden Unterschied zwischen dem *ursprünglich Göttlichen*, und den *untergeschobenen menschlichen* Bestandtheilen, und befriedigende Kriterien dieser so äusserst heterogenen Theile anzugeben, dürfte Hn. *K.* sehr schwer werden. Aber wir müssen ihn dringend dazu auffordern, damit seine Trennung des Göttlichen und Menschlichen in der Schrift (ein Geschäft, dessen Wichtigkeit gar nicht hoch genug angeschlagen werden könnte) nicht jedem Verständigen als ein Spiel der Willkür und eitle Thorheit erscheinen. Denn mit der Erklärung des Vfs. (S. XLVIII), dass seine Behauptungen nicht etwa Eingebungen der Wunderscheu, oder der moralischen Delicatesse, sondern die Resultate *wahrer Kritik* seyn, dürften sich höchstens einige schwache Bewunderer unseres Kritikers begnügen. — Der noch übrige Theil des dritten Heftes geht 1 Mos. 4—11 so durch, dass bey einem jeden Abschnitte von dessen Echtheit oder Unechtheit, Alter, Tendenz und religiösem Werthe gehandelt, und zugleich meistens eine Uebersetzung nebst Bemerkungen über die gewählten Erklärungen hinzugefügt wird, welche besonders bey Kap. 10 reichlich sind. Da man den Vf. in den vorigen mehr als Kritiker, Historiker und Religionsphilosophen auftreten sah, mag hier vorzüglich auf seine exegetischen Bemerkungen Rücksicht genommen werden. Zunächst Kap. 4: *Kains Brudermord* („handschriftliche Einschaltung"). V. 1 wird übersetzt: *nächst Jehoven* bin ich im Besitz eines Mannes. V 3: מִקֵּץ יָמִים in den letzten Tagen „das war wohl im grauen Alterthume nichts anders, als die Tage des Reifens und Verblühens." V. 20 21: der *Schutzgott* der Zeltbewohner und Heerden — der *Schutzgott* aller Harfen- und Citherspieler. Dass אָב für Schutzgott stehe, wird aus Jer. 2, 27 bewiesen, wo es aber so gut als in den Parallelstellen Jes. 63, 16. 64, 7. 5 Mos. 32, 7 Schöpfer bezeichnet. Es folgt das *Geschlechtsregister der Sethiden* (Kap. 5. 7, 6. 9, 29. 11, 10—26), *ebenfalls handschriftliche Einschaltung*. Von den bekannten Hypothesen über die hohen Lebensjahre der Patriarchen heisst es: „*Welcher Unsinn?* Anstatt solche Hypothesen weitläufig zu wider-

derlegen, will ichs lieber versuchen, eine nicht bloss *erneute*, sondern völlig *neue* Auflösung zu geben, von welcher ich hoffen darf, dass sie jeden unparteyischen Prüfer *befriedigen* soll." Von Adam bis Abraham, sagt Hr. *K.*, rechnete die in unserer Urkunde enthaltene Tradition 20 Menschenalter; da man auf ein Menschenalter *hundert* Jahre rechnete (1 Mos. 15, 16. vgl. 13), so giebt dieses 2000 Jahr. Diesen Zeitraum vertheilten die Genealogen so, dass sie gewisse traditionelle Nachrichten, z. B. bis auf welchen Descendenten jeder sein Leben gebracht habe, und andere Combinationen benutzten. Hiernach frägt sich z. B.: warum soll Adam gerade 930 Jahre alt geworden seyn? Antw. Die Tradition sagte, dass er bis zum achten Descendenten gelebt habe, *facit* 700 Jahre. Aber wie lange hatte er noch vor Seth's Erzeugung und nach des achten Descendenten Geburt gelebt? Hier nahm man seine Zuflucht zur Zahlbedeutung der Buchstaben. אָדָם macht 45, aber man rechnete nur 44, weil man die dadurch entstehende Eins am Ende (931) vermied. Diese 744 reichten aber noch nicht hin, man bedurfte noch eines Namens, nahm also den letzten Descendenten, den er erlebte, למך, zu Hülfe, oder vielmehr, weil er zwey Nachkommen dieses Namens hatte, למך ולמך d. i. 186. Dieses zu 744 macht 930. So sehr es ekelt, solche *aegri somnia* abzuschreiben, mussten wir doch durch dieses Beyspiel bezeichnen, was Hr. *K.* unter befriedigenden Hypothesen verstehe. Er nennt die übrigen absurd, und schreyt über Unsinn. Das Publicum wird auch für diese ihren Namen zu finden wissen. — Wir übergehn die Sage über die Göttersöhne und die Sündfluthgeschichte, worin weniger Bemerkenswerthes vorkommt. Dass die Tageberechnungen der Fluth mit Rücksicht auf das Lebensalter des Noah und die heiligen runden Zahlen (7, 40) gewählt seyn, wird man dem Vf. ohne Schwierigkeit zugestehn. Bey der Verfluchung Canaans wird wieder gegen *de Wette* polemisirt, der in der Erzählung den Ausdruck des Nationalhasses gegen die Canaaniter las, und dabey die falsche Angabe wiederholt, dass dieser „bekanntermassen die Erdichtung des ganzen Pentateuchs unter dem Könige Josias annähme." Der Vf. selbst will die Anekdote historisch gefasst wissen. — Bey der sehr ausführlich behandelten ethnographischen Urkunde (1 Mos. 10) werden mehrere Grundsätze vorangeschickt, die richtig und an ihrer Stelle, aber nicht neu sind, z. B. dass der Concipient alle ihm bekannte Völker aufführe, diese auf drey Hauptstämme zurückführe, dass jeder derselben seinen eigenen District habe, binnen welchem seine Tochtervölker zu suchen seyen u. s. w. Im Einzelnen folgt dann fast durchgehends das Bekannte, nur über *Chittim* und *Tarschisch* hofft der Vf. ein Licht zu verbreiten, welches zugleich der alten Geographie überhaupt leuchten soll. Bey Tarsis geht er von dem Grundsatze aus, dass es wegen der Ableitung von *Javan* eine *griechische* Völkerschaft seyn müsse. Er sucht nach einer Namensähnlichkeit, und findet sie — in dem thessalischen Flusse Titaresius, Ilias 2, 751:

οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο κ. τ. λ.

Zwar leite man diesen von dem Berge Titarus ab, aber beides könne von Tarschisch entsprungen seyn. Kurz Tarsis sey Thessalien. Dieses Thessalien passe nun freylich nicht für alle Stellen, worin Tarsis vorkommt, allein doch für Jes. 23, 1. 5. 66, 19. Ezech. 27, 12 u. a. An das *entfernte*, *barbarische* Spanien könne man nicht denken, „weil der Handel nach Tarsis dafür viel zu gross, viel zu allgemein gewesen sey." Was ist aber nun, frägt der Vf. weiter, mit den übrigen Stellen zu thun, als 1 Kön. 10, 22. 22, 49. 50. vgl. 9, 26. 2 Chron. 9, 21. 20, 35—37? Hier ist ein anderes Tarsis gemeint, nicht die Antwort, gleichsam *Neu-Tarsis* in Indien, eine phönizische Colonie, welche die Phönizier ihrem berühmten thessalischen Handelsorte zu Ehren so benannten, so wie sie im persischen Meerbusen ein (Neu-) Tyrus, (Neu-) Aradus hatten. In dem ganzen, zum Theil sehr schiefen, Räsonnement scheint uns nichts glücklich ergriffen, als was zur Erläuterung der Herodotischen Sage über den Ursprung der Phönizier vom erythräischen Meere gesagt wird, welchen sich der Vf. daraus erklärt, dass Herodot von der Verwandtschaft jener Insulaner mit den Tyriern und von dem fremden Ursprunge der letztern hörte, und nun die Abkömmlinge zum Muttervolke machte. Die Aufsuchung von Tarsis in Thessalien ist eine so hingesprochene Behauptung, der sich der Vf., wenn er sich etwas näher von der Beschaffenheit und dem Verkehr dieses Landes unterrichtet haben wird, hoffentlich schämen wird. Was sagen die Forscher altgriechischer Geschichte und Erdbeschreibung dazu, dass Thessalien, nach den Berichten der griechischen Schriftsteller nur ausgezeichnet durch fruchtbare Gefilde, Stier- und Rossezucht, nach unserm Vf. von dem Jahre 1000 v. Chr. an und weiter hinab einen weltberühmten Handel mit dem Silber, Zinn, Bley und Eisen seiner Minen nach Tyrus hin, und überhaupt mit den Phöniziern und Israeliten geführt habe? Was wäre es auch um eine Hypothese, die sich nicht über das gänzliche Stillschweigen d. i. in diesem Falle so viel als den Widerspruch der Geschichte hinwegzusetzen wüsste! Völlig irrig ist schon der Grundsatz des Vfs., dass ein Volk, welches der morgenländische Geograph von Javan (*Graecus*) ableitet, wirklich griechischen Ursprungs seyn müsse. יון ist dem Hebräer ein Collectivum für griechische und andere dunkel gekannte Nationen jenes Erdstrichs, wie *Frank* (فرنج) im Mittelalter, und heut zu Tage eine allgemeine Bezeichnung des Europäers im Morgenlande. Wenn ein morgenländischer Geograph eine Stadt zum Gebiet der Franken rechnet, so folgt daraus nicht, dass sie in Frankreich gesucht werden müsse. Warum soll denn ferner einem Volke, was nach dem Vf. unmittelbar nach Indien handelt, Spanien zu *fern* seyn?! Hat es endlich wohl eine Analogie, dass ein Volk seine Colonieen oder Handelsfactoreyen nicht nach sich, sondern nach einem fremden Handelsstaate nennt? Dass bey den übrigen Stellen, unkritisch genug, der Bericht in den BB. der Könige nicht von dem der Chronik geschieden sey, sieht auf den ersten Blick,

Blick, wer mit dieser Untersuchung nur im Geringsten vertraut ist. Nach den BB. der Könige gehn Tarsisschiffe von Eziongeber aus nach Ophir, nach der Chronik in den Parallelstellen schifft man von Eziongeber nach Tarsis; dass aber durch den Bericht der letztern die Annahme eines zweyten indischen Tarsis keineswegs nöthig werde, hat Hr. Prof. *Bredow* (über Ophir und Tarsis, Th. 2. S. 184 ff. seiner hist. Untersuchungen), sehr scharfsinnig und dem richtig aufgefassten Charakter der Chronik angemessen, gezeigt, wodurch zugleich die Bedenklichkeiten gehoben worden sind, welche bey *Bochart* und *Michaelis* noch übrig blieben oder auf ein doppeltes Tarsis führten. Glücklicher ist die Erklärung von כִּתִּים, wo auf Macedonien gedrungen wird, was auch schon andere vorgezogen haben. Die Namensähnlichkeit wird nicht übel durch die Analogie von *Magog*, *Matschin* hergestellt, so dass כִּתִּים die alte Form Μακεττια gebe. — Von den vier Städten: Babel, Erech, Accad und Calne, welche den Anfang von Nimrods Reich ausmachten, glaubt Hr. *K.*, dass es eigentlich nur vier Abtheilungen von Babel waren; eben so sollen Rehobeth-Ir, Calah und Resen eigentlich nur Theile von Ninive gewesen seyn, und auf diese Vierstadt soll die Schlussbemerkung gehn: das ist eine grosse Stadt. Ein sonderbarer Einfall, den eine unbefangene Ansicht der Stelle, und das, wenn gleich Wenige, was man über ארך und כלנה weiss, keinesweges gut heissen! Ophir wird mit Recht in Arabien gesucht, aber bemerkt, dass keine Spur desselben dort mehr vorhanden sey. Hr. *K.* vergleiche, was *Seetzen* (*Zach's* monatl. Corresp. B. 19. S. 331 ff.) nachgewiesen hat. Für älter, als Mose, wird der ganze Abschnitt (Kap. 11) vornehmlich aus dem Grunde gehalten, weil hier Völker vorkommen, die zu Mose's Zeit schon verschwunden zu seyn *scheinen* (?), z. B. die Siniden, Zemariden, Arkiden, und weil die Länderkenntniss der ältesten Griechen, eines Homer, Hesiod, zwar noch manche Spur von den Angaben unseres Concipienten (?), aber doch viel mehr ausführliche Kenntniss zeige. Als ob hier bloss das Alter, und nicht auch überhaupt der Grad von Kenntnissen und Bildung bey einem Volke in Anschlag käme! Die Hebräer haben wohl nie einen Strabo oder auch nur einen Abulfeda aufzuweisen gehabt. — Den Beschluss macht eine *neue* Erklärung des Abschnitts von der Sprachverwirrung. Nachdem mehrere unnöthige Schwierigkeiten gemacht worden, wird die letzte Hälfte von V. 6 also übersetzt und erklärt: *diess* (nämlich dass sie einerley Sprache haben und nur Ein Volk ausmachen) *ist ihr Unternehmen*, d. i. die Ursache ihres Unternehmens, *jetzt* d. i. bey so bewandten Umständen *würde ihnen nichts zu schwer seyn* u. s. w. עתה soll nicht auf den Thurmbau, sondern auf die Einheit der Sprache gehn. Nach V. 6 scheine die Sprachverwirrung als das Mittel, und die Zerstreuung als der Endzweck angesehn zu seyn, es sey aber wohl umgekehrt, und dieses sey historisch zu nehmen. Wie schief die Auffassung jenes Verses sey, auf welchem die ganze Erklärung beruhe, sieht man ohne unser Erinnern. Die abgeschmackten Fragen über die Form נָבְלָה (S. 157) hätte sich der alles besser wissende Vf. ersparen können, wenn er bedacht hätte, dass dieses vollkommen grammatisch richtig für נָבֹלָּה stehen könne, was freylich auch *Vatern* bey dieser Stelle entging, aber andere Grammatiker längst angemerkt haben. (Vgl. z. B. *Gesenius* Wörterb. u. d. W. בלל, und *dessen* hebr. Gramm. §. 57. Anm. 4). — Die fast boshaften Seitenblicke, welche noch die letzte Seite des Buches auf das „moralische Gift frivoler Schriften und die bethörende Sprache der Religionsspötter" wirft, welche hier mit abgefeimten Verführern und Volksaufwieglern zusammengestellt werden, wollen wir zur Ehre des Vfs. nicht weiter hervorheben. In dem nächsten Stücke nur noch die Beurtheilung der Probe, welche der Vf. dem Publicum von einer hiermit in Verbindung stehenden, aber dem Plane nach verschiedenen Arbeit vorgelegt hat.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERFURT, in d. Hennings. Buchh.: *Verordnung wegen des Tollwerdens der Hunde.* 1812. 30 S. 8. (4 Gr.)

Diese, wie es scheint, von dem *Collegio medico et sanitatis* zu Erfurt entworfene, am 25. Jul. 1810 publicirte Verordnung enthält sehr zweckmässige Policeyvorschriften, theils zur Verhütung des Tollwerdens der Hunde, theils zur Sicherung des Publicums gegen wirklich toll gewordene Hunde und andere Thiere. Wir glauben sie mit Recht als Muster besonders den Ländern empfehlen zu können, deren Verordnungen über diesen Gegenstand sich noch von der Zeit her datiren, wo man an einen Tollwurm glaubte, und das Schneiden desselben für das sicherste Mittel zur Verhütung der Hundewuth gehalten wurde.

Berichtigungen.

A. L. Z. Nr. 270. S. 481. Z. 11. v. u. ist: Als aber der alte *Brandes* anfing schwach zu werden, und ihm ein Gehülfe gegeben werden musste, trat eine gefährliche Krisis ein — S. 482. Z. 29. v. o. *Ueberlegenheit* statt *Unbefangenheit* — zu lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Grundsätze, Proben und Plan einer deutschen Darstellung heiliger Schriften in ihrer Urgestalt, für gelehrte und ungelehrte Bibelleser*, von *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. 1814. 60 S. 8. (4 Gr.)

Wie mit den neuesten historisch-kritischen Ansichten des A. T., war der Vf. seit längeren Jahren auch unzufrieden mit den Uebersetzungen und exegetischen Auffassungen der meisten Stellen desselben. Anfangs war er Willens, „die vielen falschen Ansichten, Erklärungen, Abtheilungen und besonders die rabbinischen Verunstaltungen desselben", blofs vor den Augen der *gelehrten* Welt hinwegzuräumen; allein einestheils sich grauend vor dem herrschenden theologischen Zeitgeiste, anderntheils vor dem Beyfalle, den ein zwar sehr gepriesener, aber dem Ansehn und der Wahrheit biblischer Schriften höchst nachtheiliger Uebersetzer und Erklärer derselben (Hr. D. *de Wette*) zu haben scheine, will er seine Sache nun vor dem gröfsern, ungelehrten Publicum führen. Ein wirklich origineller Einfall des Vfs., das *ungelehrte* Publicum zum Richter über Dinge aufzurufen, die nur durch gelehrte und kritische Kenntnifs der alten Sprache und Geschichte entschieden werden können, um von diesem endlich den Beyfall zu erringen, den ihm die Kritik der Sachverständigen nicht zollen konnte. Wir würden sonder Neid dem Vf. dazu Glück wünschen, wäre nur nicht die Art, wie er seinen kleinen Ruhm auf die Verunglimpfung eines seiner geachtetsten Vorgänger zu gründen sucht, von der Art, dafs dazu nicht wohl geschwiegen werden kann. Dafs die *de Wette*'sche Bibelübersetzung, heifst es S. 3, in mehrern gelehrten Zeitschriften gepriesen worden sey, könne nur für die parteyische Stimme einer Parteygehalten werden, welche dieser der Bibel gefährliche Schriftsteller unter den Wortführern des gelehrten Publicums zu haben scheine. So unwissend seyn diese gewifs nicht, dafs ihnen entgangen wäre, wie *flüchtig* und *nachläfsig* diese gearbeitet, wie *fehlerhaft* und *schlecht* sie ausgefallen sey. Durch gegenwärtige Schrift solle es selbst der ungelehrte Bibelleser einsehen lernen. Denn wenn ihm diefs nicht gezeigt würde, müfste' er nicht alles *Müssige, Schale, Schiefe, Gedankenlose* (!!), müfste er denn nicht jede Dunkelheit und Vieldeutigkeit, jede Verkehrtheit und Verwirrung in einer so hochgepriesenen Bibelübersetzung der Bibel selbst zur Last legen? Man dürfe zwar den biblischen Ausdruck nicht mit fremden Gewürz versehn, aber ihn in der Uebersetzung erst *abgeschmackt zu machen* (!), das sey unverantwortlich. Verunglückt sey unter andern schon die Idee, Luthern und dessen alterthümliche Sprache zum Grunde zu legen und nachzuahmen, gleichsam einen künstlichen Rost aufzutragen, und was lasse sich überhaupt von einem Uebersetzer erwarten, der die 5 Bücher Mose für eine *Art von Gedicht* erklärt habe? Wie viel die Sprache der Bibel durch eine *wahrhaft treue, die Worte des Originals gewissenhaft abwägende* Uebersetzung an *Reiz und Adel und Deutlichkeit* gewinne, davon denke der Vf. unten die überzeugendsten Proben zu geben. Es solle sich aber überhaupt heutigen (s) Tages Niemand an eine Uebersetzung dieser Schriften wagen, der nicht *alle* Schwierigkeiten derselben zu heben verstehe. — Wir haben jene heftigen Rügen, wie das bescheidene Selbstlob des Vfs. ausgezogen, um den Leser ganz auf den Standpunkt zu versetzen, woraus sein Werk und dessen Verhältnifs zu dem frühern beurtheilt seyn will. Die folgenden Bemerkungen, worin die trivialen Regeln, dafs eine gute Uebersetzung des Originals Gehalt und Gewicht in einer genau nachgebildeten Form wiedergeben, dafs sie dem Ausdruck des Originals weder etwas leihen, noch entziehen müsse, dafs man sich in den Geist des Originals zu versetzen habe u. s. w. so vorgetragen werden, als ob sie hier zuerst erschienen, können wir übergehn, und wenden uns nun zu den S. 22—54 folgenden *Beurtheilungen* und *Verbesserungen* der *de Wette*'schen Uebersetzung des Pentateuchs, 25 an der Zahl aus allen fünf Büchern. Es sind unter diesen mehrere richtige Bemerkungen, einige Mal ist eine passendere Erklärung vorgezogen, als bey *de Wette*, auch wenigstens Eine beyfallswerthe eigene aufgestellt, allein fast durchgehends ist doch Wahres mit Halbwahrem und Falschem vermischt, und in recht vielen Fällen finden sich harte Verstöfse gegen den Sprachgebrauch: denn seinen Laien hatte Hr. *K.* gut vorsagen, dafs es im Grundtexte nicht wie bey *de Wette*, sondern wie bey ihm laute. Wir wollen von den guten und bessern Erklärungen und Uebersetzungen des Vfs. aus- und dann zu den zweifelhaften oder mifslungenen übergehn. Als wirkliche Verbesserungen von *de Wette* müssen wir folgende bezeich-

zeichnen, 2 Mof. 22, 14: *wenn dieser nämlich, als Miethtreiber, für Lohn mitging*, genauer: wenn dieser (der Herr) ein Vermiether ist, und für seinen Lohn mitging. Die Ausleger sind zwischen der *de Wette'*schen und dieser Erklärung getheilt, allein diese ist ohne Zweifel vorzuziehn. 3 Mof. 5, 1 wird אָלָה durch Beschwörung vor dem Richter verstanden, und in den folgenden Versen אשם der sich schuldig fühlt. Vorzüglich das Letztere scheint nothwendig, ist auch von *de Wette* bey Zach. 11, 5. Hof. 5, 15 anerkannt worden, wiewohl er sich an dieser Stelle wahrscheinlich von *Vater's* Anmerkung irre leiten liess. Zu den bessern gehören noch die Bemerkungen zu 2 Mof. 39, 15: 3 Mof. 21, 10—12. Eine, wie uns scheint, Hn. *K.* eigene Erklärung, die Prüfung und Beyfall verdient, ist 1 Mof. 20, 16:

> und zu Sarah sprach er: siehe, ich gab deinem Bruder tausend Silberlinge; siehe, dies da [geb ich] dir, eine Augendecke, zu allem was du schon bey dir hast [an Geschenken von mir], und nebst allem, und überwiesen war sie [d. h., sie konnte sich nicht entschuldigen, wusste nicht, was sie darauf antworten sollte].

„Abimelech war so grofsmüthig, die frühern Geschenke nicht nur nicht zurückzufordern, sondern ihr noch ein neues darzubieten. Diese Beschämung setzte sie so in Verlegenheit, dass sie, wie von einem Unrecht überführt, da stand." Eine andere, ebenfalls schwierige Stelle, 2 Mof. 23, 5, wird mit minderm Glücke so erläutert:

> Denn siehst du den Esel deines Hassers erliegend unter seiner Last, und hörst du auf, es ihm zu überlassen (willst du deinem Feinde die Sache seines Esels nicht länger überlassen), so wirst du ihn (den Esel) ganz verlassen neben ihm (nebst dem Herrn desselben), nämlich: über den Zank, den du mit diesem anfängst, wird der arme Esel ganz verlassen werden.

Auch die Art, wie V. 3—6 in die genaueste Verbindung gesetzt werden, dürfte wenigen Beyfall erhalten. Mangel an Kenntnifs des hebräischen Sprachgebrauchs und richtigen hermeneutischen Principien liegt aber bey dem meistens verfehlten Sinne folgender Stellen zum Grunde. 1 Mof. 5, 1. 2 foll ביום bedeuten: *an dem Tage noch*, in der Uebersetzung: *gleich damals als*, so dass *de Wette* zum gröfsten Nachtheile des Sinnes *gleich damals* ausgelassen habe. Das Original wolle eigentlich sagen: Gott habe den Menschen nicht erst zum Vieh geschaffen, sondern gleich vom Tage seiner Schöpfung an mit den ihm bestimmten Vorzügen ausgerüstet. Schade, dass in ביום diese Emphase nicht liegt, sie würde gegen die Vorstellung eines Ungenannten in *Henke's* Museum (III. S. 368 ff.), der die entgegengesetzte Meinung durchführen wollte, beweisen, die aber freylich einer solchen Widerlegung nicht bedarf. 1 Mof. 35, 7 übersetzt *de Wette:*

> und er nannte den Ort El Beth El.

Hr. *Kelle:*

> und er rief herbey den Gott Bethels.

„Unsere Stelle redet nach den sinnlichen Begriffen der Urwelt davon, dass Jakob den Gott, der ihm hier schon einmal erschienen war, wieder *herbey, zur Stelle* (לַמָּקוֹם) rufen wollte." Dass ein Sterblicher die Gottheit so ohne Weiteres *zur Stelle rufen* dürfe, möge uns Hr. *K.* aus andern Bibelstellen nachweisen. Hier möchte es obendrein sehr vergeblich gewesen seyn: denn es bleibt beym Rufen, wodurch das Ganze zwecklos dasteht. Dass der Ausdruck V. 15 und 28, 19 etwas anders sey, thut nichts zur Sache, da beide Constructionen in der Bedeutung des *Nennens* gleich häufig sind. 2 Mof. 18, 11 hat *de Wette: ja darinnen, wefswegen* sie sich auf sie brüsten, wofür Hr. *K.* verbessert: eben darum, weil sie (die Aegypter) auf dieselben (ihre Götter) stolz waren. Allein diese neue Erklärung können wir so wenig billigen, als die vorige, da זיד על, הֵזִיד nie bedeutet: stolz seyn auf, sondern immer: vermessen, frevelhaft handeln gegen jem. Genau parallel ist Neh. 9, 10. Hier, so wie 2 Mof. 35, 30—36, 3 und 3 Mof. 5, 26 fanden wir die Uebersetzung um wenig besser, als die getadelte. — 2 Mof. 36, 27. 29 ist es durchaus gegen den herrschenden und bekannten Sprachgebrauch, wenn ירכתים durch: zwey Schenkel (Eckfäulen) genommen wird. Das Wort steht ohne Rücksicht auf seine Dualbedeutung beständig für: Seiten, bes. hintere Seite. Uebrigens geben wir zu, dass es nicht ausschliesslich von der Westseite stehe, und dass die zwey Breter V. 28 auf der Ostseite zu beiden Seiten der Thür gedacht werden müssen. Wenn es darauf heisst: „diese Stelle diene einstweilen zum Beweise, dass unserm Hn. *de Wette* die ganze Beschreibung der sogenannten Stiftshütte eben so sehr, als andern Uebersetzern verunglückt sey," so möge sich Hr. *K.* um so mehr vor ähnlichen Willkürlichkeiten in Rücksicht auf den Sprachgebrauch hüten, damit das sachverständige Publicum das Urtheil nicht umdrehen müsse. — Noch stärker zeugt von Mangel an exegetischer Uebersicht 3 Mof. 19, 19:

> Lass nicht begatten sich dein Vieh *aus zweyerley Verschluss;* dein Feld besäe nicht *aus zweyerley Verschluss* und ein Kleid aus *zweyerley Verschluss* (ein Schaatnes) komme nicht an dich.

Die Bedeutung כלאים *zweyerley*, heisst es, habe man von Aben Esra auf Treu und Glauben angenommen, und den Beweis dazu weit aus Aethiopien hergeholt, eben dadurch aber das Gesetz zu einer Thorheit gemacht: denn was *Michaelis* bemerkt habe, seyen Klügeleyen. Die Stelle sey durchgängig falsch übersetzt worden. כלאים sey: doppelter Verschluss, und das Gesetz beziehe sich (höchst wahrscheinlich) auf einen alten Aberglauben, dass Dinge aus zweyerley Verschluss gut Glück brächten. Zu Kleidern auf den Kauf habe man, um desto bestimmter sagen zu können, sie sind aus zweyerley Verschluss, Wolle und Flachs genommen,

men, vgl. 5 Mof. 22, 11. Dafs dieses alles aus der Luft gegriffen fey, und zudem gar nicht einmal paffe, wird fich jeder leicht felbft fagen können. Dafs die gewöhnliche, einzig paffende Erklärung aus Aethiopien hergeholt fey, würde ihr kein Kenner zum Vorwurf machen, allein das Wort ift ja auch im Arabifchen. Den richtigen Grundfatz, über die Dialecte nicht den hebräifchen Sprachgebrauch zu vergeffen, hat Hr. *K.* überhaupt ganz fchielend aufgefafst, wenn es S. 21 heifst: „die Zuflucht zu den verwandten Dialecten fteht uns nur in dem Falle offen, wo uns der hebräifche Sprachgebrauch ganz verläfst, wie bey den Wörtern, welche nur ein Mal vorkommen." — 4 Mof. 14, 9 hat *de Wette* (mit *Luther*): *denn wie Brot wollen wir fie freffen.* Hr. *K.* nennt diefs lächerlich, bramarbafirend und kannibalifch, und überfetzt: — *denn fie uns bekämpfen?* was Rec. nicht verfteht. Der Vf. nahm ohne Zweifel לחם für Kampf, was es aber fonft nirgends bedeutet. Dafs der Ausdruck: denn unfere Speife follen fie feyn, den *Luther*, ausdrückt, fich an andere Bilder der Bibel genau anfchliefse, wird Hr. *K.* nicht leugnen können, und er bedenkt daher nicht, dafs feine am unrechten Orte harten Aeufserungen wirklich auf die Bibel fallen. — 5 Mof. 7, 9. 10 ift es geradezu gegen den Sprachgebrauch, dafs אחר (fäumen) *von hinten fchleichen* bedeute, wodurch der Sinn der ganzen Stelle verfehlt wird. — 5 Mof. 15, 21 endlich foll *de Wette*, gleichfam aus Schadenfreude, Mofe eine Albernheit fagen laffen, wenn er überfetzt:

> wenn es aber einen Fehl hat, dafs es lahm ift, oder blind, oder *irgend einen* (böfen) *Fehl* hat, fo u. f. w.

Allerdings hat er, vielleicht aus Verfehn, das Wort *böfen* ausgelaffen, aber defswegen wird niemand die ganze Auffaffung tadeln und mit Hn. *K.* überfetzen wollen:

> Hat es aber einen Fehler, ift es lahm oder blind — jeder Fehler *macht* fchlecht — fo werd' es nicht geopfert.

Dafs das Wörtchen *macht* fo häufig fupplirt werde, ift Rec. unbewufst, eben fo klar aber ift ihm, dafs eine folche Parenthefe hier eben fo fehr gegen den Gang der hebräifchen Rede, als jene Wiederholung am Ende derfelben angemeffen fey.

Zu den recht eigenthümlichen Feinheiten unferes Vfs. gehört es (vgl. H. 1. S. 50. Plan S. 45. 52) übrigens, einen von andern angegebenen Sinn für eine Schriftftelle albern und mithin der Schrift unwürdig zu nennen, damit die eigene Erklärung zugleich ein apologetifches Verdienft habe. Wie aber, wenn die Sprachkenner auf jenem Sinne beftehn müfsten, wen treffen dann jene ganz unzweckmäfsigen Prädicate? Die Bibel. Vielleicht läfst fich dann aber zweifeln, ob folche Stellen echt find; fie laffen fich vielleicht zu handfchriftlichen oder traditionellen Zufätzen *würdigen!*

Soll Rec. hiernach fein freymüthiges Urtheil über die projectirte Unternehmung ausfprechen, fo ift es folgendes. Hatte Hr. *K.* durch fleifsiges Studium des Pentateuchs mehrere Stellen entdeckt, in welchen er den Sinn richtiger als *de Wette* und überhaupt andere Ausleger getroffen zu haben glaubte, fo that er wohl, diefelben unter irgend einer Geftalt, am beften mit einigen gelehrten Belegen, ins Publicum zu bringen, ficher, von niemanden willkommner aufgenommen zu feyn, als von jenen Ueberfetzern felbft, die gewifs (was bey einer Arbeit diefes Umfangs nicht fehlen kann) bey einer neuen Auflage zeigen werden, wieviel fie felbft noch zu beffern und zu feilen fanden. Er mufste aber den guten Eindruck, den folche gelehrte Berichtigungen nicht verfehlen konnten, nicht durch Aeufserungen prahlender Anmafsung, gefuchter Verunglimpfung und Verketzerungsfucht zerftören; wohl bedenkend, dafs das Publicum zu unterfcheiden wiffe zwifchen folchem und dem Tone des wahren Gelehrten, der, bey dem Bewufstfeyn eigenen Verdienftes um die Aufhellung einer Schrift des Alterthums, nie vergeffen wird, wie wenig irgend jemand jetzt im Stande feyn dürfte, *alle* Dunkelheiten einer Schriftftellerreihe zu zerftreuen, bey denen zu verfchiedenartige Schwierigkeiten zufammentreffen (vgl. S. 4). Um jener Stellen willen eine eigene Bibelüberfetzung drucken zu laffen, kann Rec. defshalb durchaus nicht billigen, weil aus den vorigen Proben erhellet, dafs die Exegefe des Vfs., von welcher feine Ueberfetzung ausgehn mufs, ein fehr ungleiches Gemifch von Wahrem, Halbwahrem und Falfchem fey, dafs er fich im Ganzen weder an Ueberficht der erforderlichen Kenntniffe, noch an Gefchmack und Urtheil mit feinen Vorgängern meffen könne, und dafs daher der Laie, der von Hn. *K.* geleitet die Bibel lefen würde, ohne allen Vergleich häufiger irre geleitet werden dürfte, als er diefes bey *Augufti* und *de Wette* zu fürchten hat. Dem Urtheile der gelehrten Theologen, welchen die Verlagshandlung (nach S. 60) das bereits fertige Mf. der 5 Bücher Mofe zufchickte, und welche von der Wichtigkeit und Nutzbarkeit deffelben aufs Befte überzeigt (u) waren, widerfpricht das unfere infofern völlig, als von dem Totaleindrucke der Erklärungen des Vfs., der Zweckmäfsigkeit einer neuen Bibelüberfetzung, und dem Verhältnifs des zu hoffenden Werkes zu feinen nächften Vorgängern die Rede ift. Indeffen werden vielleicht andere anders denken. Darum zeigen wir an, dafs daffelbe, falls fich bis Johannis 1814 hinlängliche Subfcribenten finden, in 3 kleinen Octav-Bänden erfcheinen foll. Auf den Pentateuch foll eine Ueberfetzung des Predigers und der Weisheit Salomo's folgen, wovon hier ebenfalls einige Proben mitgetheilt werden, aber ohne Rückficht auf die *Auguftifche* Ueberfetzung, deren überhaupt bey Beurtheilung jenes Werkes *zweyer* Vorgänger nicht gedacht worden ift. Wir empfehlen dabey den Verlegern auch ein etwas befferes Aeufsere, als

als in den bisherigen Heften, und dem Vf. eine richtigere Orthographie, als: *ödel*, *erzeigen* (f. erzeugen) H. 1. S. 144, *schwürig*, *Verheisungen*, *blose*, *Schweises*, *Endschluß*, *Beweiß*, auch Vermeidung von Sprachformen, wie: *erster* Heft, *erhohlen* st. *holen*, *verfizt* f. verwickelt (H. 3. S. 23) u. dgl.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Salfeld: *Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde*, ein Gedicht von *Franz Theremin*. 1813. 15 S. 8.

Ein gedankenreiches, wohlklingendes Gedicht, welches den durch Tyrannenwuth, durch eiserne Nothwendigkeit, von der Herrschsucht und Eroberungssucht aufgebürdet, in den Kampf getriebenen Franken und den für Freyheit und Vaterland kämpfenden Preußen gegen einander stellt. Wir führen den Schluss hier an, der eine Probe des Ganzen seyn mag, und zugleich das gebührende hohe Lob der Preußen ausspricht. Der Franke sagt:

Der Zukunft Dunkel schwinden meinen Blicken,
Der Völker Schicksal ist dem Aug' entrollt;
Die Preußen gehn, aus schweren Missgeschicken,
Hervor, geläutert, wie ein reines Gold.
Der Freyheit Segen wird sie schön beglücken,
Der Freyheit, die ihr fester Sinn gewollt.
Gott selber hat für Preußen sich entschieden,
Frankreich, du sinkst, die Welt erhält den Frieden.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Ratzeburg, u. in Comm. b. Herold u. Wahlstab in Lüneburg: *Versuch einer Beantwortung der Frage: Ist dem Arzte das Studium der Erfahrung Anderer nützlich und nothwendig, und durch welche Mittel können die Hindernisse, die sich ihm dabey oft in den Weg legen, am sichersten gehoben werden?* Nebst einer Nachricht von den verschiedenen, hin und wieder bestehenden medicinischen Leseinstituten überhaupt, und den Mecklenburgischen naturhistorisch-medicinisch-literarischen Gesellschaften insbesondere, von D. *J. C. L. Reddelien*, praktischem Arzte zu Wismar. 1809. 142 S. 8. (18 Gr.)

Der Titel dieser Schrift ist offenbar zu lang gerathen und drückt den Inhalt derselben nicht richtig aus: da in der Schrift selbst die auf dem Titel angedeutete Nachricht die Hauptsache ausmacht, die Beantwortung der daselbst genannten Frage aber nur gleichsam als Einleitung zu betrachten ist. — So kurz die bis S. 36 stehende Skizze einer Geschichte der Arzneykunde vom Anfange an bis jetzt ist, so lieset man sie doch mit Vergnügen, da sie sehr leicht und schön zu der Deduction führt, dass es zum Vortheil der Arzneykunde gereicht, wenn das Lesen der Erfahrungen anderer unter den Aerzten befördert und erleichtert wird. Die Klage, die der Vf. über die jetzige fast allgemeine Beschaffenheit der Schulen führt, ist gerecht, und eine Reform der Schulen wäre wohl ein Bedürfniss! Dass diese aber dahin führe, wohin der Vf. sie haben will, wünscht Rec. keinesweges. Er will nämlich unter andern auch, dass den Schülern alle Fächer der medicinischen Wissenschaft encyklopädisch vorgetragen, auch die mancherley Verhältnisse des Arztes genau geschildert werden. Rec. aber ist überzeugt, dass dieses mehr nachtheilig seyn würde.

Der Vf. theilt in seiner Schrift Nachrichten von mehreren medicinischen Lesegesellschaften in anderen Ländern mit, und zwar theils ausführliche von der Privatgesellschaft der Aerzte zu Stralsund, der medicinisch-chirurgischen und veterinärischen Communbibliothek zu Bern, und der medic. Lesegesellschaft zu Braunschweig, theils kürzere von der medic. Leibbibliothek zu Altenburg, der medic. chir. Lesegesellschaft zu Stettin, und des medic. chir. Museums zu Stuttgart; und alsdann beschreibt er die von ihm gestiftete Mecklenb. medic. literarische Societät. Rec. ist über den Nutzen medic. Lesegesellschaften, der schon von *Gruner* u. m. a. ausgesprochen, und schon in mehreren Ländern anerkannt ist, mit dem Vf. zu sehr gleicher Meinung, als dass er nicht das Verdienst desselben, welches er sich durch die Errichtung eines solchen Instituts in Mecklenburg erworben hat, anerkennen und öffentlich aussprechen sollte. Doch muss Rec. bemerken, dass er es für wünschenswerth hält, dass der Vf. in seiner Lesegesellschaft mehr die nicht geringe Anzahl der medic. und chir. Zeitschriften berücksichtigen möge.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Ansichten über physische Erziehung* in vier Vorlesungen dargestellt vom Dr. *Joh. Wendt*. 1811. VIII u. 104 S. 8. (8 Gr.)

Diese in der allgemeinen Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gehaltenen Vorlesungen enthalten für den Arzt nichts Neues, geben aber für Mütter ein recht gutes Lesebuch ab, aus welchem sie manches, die physische Erziehung ihrer Kinder betreffendes, Gute lernen können. Ihnen kann Rec. dieses Schriftchen daher auch mit Ueberzeugung empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Anatomische Bemerkungen über die Diverticula am Darmkanal und über die Höhlen der Thymus*, von Dr. *J. C. Lucae*, Professor zu Frankfurt. 1813. 12 S. 4. Mit einer Abbildung.

Diese beiden Auffätze find aus dem *zweyten* Bande der Abhandlungen der phyfikalifch-medicinifchen Societät zu Göttingen abgedruckt, indeffen zeigen wir fie umftändlich an, weil diefer Band noch nicht in diefen Blättern angezeigt wurde. Der Vf. fand an dem Krummdarme einer männlichen Leiche ein drey Zoll langes Divertikel, welches ihm feiner Gröfse wegen einer genauern Unterfuchung würdig fchien, und ihn zu ganz eignen Folgerungen über die Entwicklungsgefchichte des Darmkanals führte, die er der Erlanger Societät und nicht allein durch fie, fondern auch einzeln dem Publicum mitzutheilen für Schuldigkeit hielt. Der Anhang fafs nicht, wie gewöhnlich, fo auf dem Darmrohre auf, dafs er mit ihm einen rechten Winkel bildete, fondern fo, dafs er unter einem fehr fpitzen Winkel von ihm abgieng und mit dem obern Stücke ein Continuum ausmachte, wogegen das untere Darmftück an feiner Bildung nicht den mindeften Antheil hatte. Das oberhalb und das unterhalb des Anhangs befindliche Darmftück fchienen fich hier zu vereinigen und bildeten zwey Halbkreife, deren Concavität nach vorn gerichtet war und unter einem ftumpfen Winkel zufammenftiefsen, fo dafs das untere in das obere Darmftück beynahe in querer Richtung eingefenkt fchien. Das Gekröfe des Anhangs, die Muskelfafern, Gefäfse und Nieren deffelben hingen mit denen des obern Stücks zufammen und hielten diefelbe Richtung. Der Vereinigungswinkel beider Darmftücke war nach der Wirbelfäule, der Anhang alfo nach hinten gewandt. Die hier angeführten Bedingungen nun leiten nach der Meinung des Vfs. nothwendig auf die Idee, dafs der Darmkanal des menfchlichen Embryo urfprünglich aus zwey, in der Folge fich mit einander vereinigenden Stücken gebildet werde, nur gebe der vorliegende Fall eine ganz andre Anficht von dem Urfprunge und der Art der Vereinigung, als neuerlich *Meckel* und *Kiefer* eine über die Entftehung der Divertikel und den Urfprung des Darmkanals felbft aufgeftellt haben. Beide ftimmen, nach feiner Angabe, darin überein, dafs der vom Nabelbläschen kommende Faden mit den Rudimenten des Darmkanals im Embryo ein Continuum ausmache, fich aber in der Folge zwifchen ihnen herausziehe, wodurch beide Hälften näher an einander gebracht werden, und aus dem Contiguum in ein Continuum übergehen, und weichen nur über die Stelle der Vereinigung von einander ab, indem erfterer die Trennungsftelle noch oberhalb der Darmklappe, diefer aber die Verbindungsftelle des dünnen mit dem dicken Darm dafür anfehe. Hier mufs Rec. zuerft eine Unrichtigkeit in der Darftellung von *Meckels* Meinung berichtigen. Diefer hat, fo viel er weifs, nirgends geäufsert, dafs das obere und untere Darmftück anfangs von einander getrennt feyen, und fich an der Stelle, wo fich gewöhnlich die Divertikel finden, mit einander verbinden, und konnte es auch nicht, da er keine auf diefe Meinung leitenden Thatfachen hatte, und die vergleichende Entwicklungsgefchichte fogar mehrere gegentheilige darbietet, indem fie lehrt, dafs der Darmkanal in den früheften Perioden fchon ein Continuum bildet, deffen vorderer Umfang durch die Dotter- oder Nabelblafenhaut, deffen hinterer durch die der Wirbelfäule zugekehrte Wand gebildet wird.

Wenn aber auch wirklich der Darmkanal in den allerfrühften Perioden fich wirklich aus mehrern Stükken bildete, fo wäre darum doch nach *Meckels* Anficht das Divertikel nie eine Folge und ein Reft einer ehemaligen Trennung des Darmkanals, indem die Erfcheinungen der früheften Periode der Darmbildung nur zu der Vermuthung berechtigen, dafs der Magen- Dünn- und Dickdarmtheil des Darmkanals als fo viele abgefonderte Stücke entftehen, von denen es daher wahrfcheinlich ift, dafs fie an den Stellen, welche fie auch im volllkommnen Zuftande von einander abgrenzen, zufammentreffen. Statt dafs aber *Meckel* in der That das Divertikel als ein Reft einer ehemaligen Verbindung des Darmes mit der Nabelblafe, als das nicht verfchwundene Darmende des Dotterganges anfieht, fühlt Hr. *Lucä* fich durch die mitunter an einem höher gelegenen Theile des dünnen Darmes als das Ileum bisweilen vorkommenden Divertikel gezwungen, zu glauben, dafs die Trennung des Darmkanals im Embryo keine beftimmte Stelle einnehme, oder dafs wenigftens nach aufgehobner Trennung die eine Hälfte fich vorzugsweife vor der andern entwickeln und verlängern könne, dafs ferner das Divertikel kein Reft des Nabelblafenganges, fondern eine wirkliche Portion einer Hälfte des Darmkanals fey, welche von dem Endftücke der andern eine Strecke weit verfehlt worden ift, indem es auf diefe Weife leichter erklärbar fey, wie ein folches Divertikel einen echten Antheil am Gekröfe und vollkommen gleiche Organifation mit dem übrigen Darmkanal

kanal haben könne, als durch die Annahme einer besondern Beschaffenheit und Verrichtung jenes Fadens, der nach den fleissigen Untersuchungen grosser Zergliederer so gar keine Aehnlichkeit mit dem Darmkanale zeige, und in der Folge im Nabelstrange so vollkommen verschwinde.

Rec. gesteht, dass ihm Hn. *Lucä's* Meinung auf keine Weise einleuchtet. *Erstens* ist so viel gewiss, dass das Divertikel eben so wenig einen Grund für die Entstehung des Darmkanals aus einer obern und untern Hälfte abgeben kann, als die bisweilen an der Spitze der Harnblase vorkommenden Anhänge, die dann und wann bis zum Nabel offen und offenbar Reste des Urachus sind, so wie überhaupt der Urachus bey Menschen und Thieren von irgend jemand zum Beweise für eine Entstehung der Harnblase aus zwey Hälften, deren obere dann immer obliterirt würde, angeführt werden wird. *Zweytens* hätte Hr. *Lucä*, um seine Meinung zu beweisen, doch wohl zuerst die Gründe, welche für die, welche er bekämpft, angeführt werden, widerlegen müssen, wovon sich aber kaum schwache Spuren in der Bemerkung finden, dass das Divertikel bisweilen 1) höher als am Krummdarm vorkomme; 2) die Gleichheit der Structur des Divertikels und des Darmkanals nur schwer aus jener Ansicht erklärlich sey, und 3) der Faden im Nabelstrange ganz verschwinde. Der erste Grund kann wohl nicht viel beweisen, da es vielleicht kaum eine gute Beobachtung giebt, der zu Folge sich höher als am Krummdarm ein Divertikel gefunden hätte, da sich ja der Nabelblasengang, wie er sich bey verschiednen Thierarten regelmäsig an verschiednen Stellen in den Darmkanal senkt, eben sowohl beym Menschen regelwidrig bisweilen höher, bisweilen tiefer als gewöhnlich mit demselben verbinden kann, und eine Verschiedenheit in der Insertion des Nabelblasenganges wohl keine grössere und schwerer zu begreifende Abnormität ist, als eine Verbindung der beiden Darmstücke an einer höher als gewöhnlich gelegenen Stelle. Dass sich die Gleichheit der Structur und die Anwesenheit eines eignen Gekröses schwerer aus dieser Ansicht als aus der des Vfs. erkläre, leuchtet dem Rec. gleichfalls nicht völlig ein, dem es dagegen sehr natürlich scheint, dass ein Theil, der ursprünglich ganz dieselbe Bedeutung und Structur mit dem Darmkanal hatte, sich auch auf dieselbe Weise, wenn er über die gewöhnliche Periode hinaus bleibt, ausbildet, als dieser. Die Anwesenheit eines eignen Gekröses hängt mit der Anwesenheit der Nabelblasengefässe in den frühern Perioden zusammen und erklärt sich also sehr leicht. Das Verschwinden des Fadens in der Nabelschnur kann wohl eben so wenig als das Abfallen der Nabelschnur und Nachgeburt nach der Geburt gegen die Verbindung der Gefässe der erstern mit denen des Fötus, und überhaupt die spätern Zustände der Organe etwas gegen ihre frühern Zustände beweisen. Dazu kommen nun noch eine Menge Gründe. *Erstens* hat, bey Erklärung der Bedeutung einer Bildungsabweichung immer diejenige Meinung mehr für sich, welche sie als eine durch Mangel an Energie der bildenden Thätigkeit, und besonders durch eine Hemmung auf einer früheren Bildungsstufe entstanden ansieht; indem theils diese die häufigsten sind, theils die Veranlassung dazu am Tage liegt. Besonders gilt diess für die häufiger vorkommenden Bildungsabweichungen. Eine solche aber ist das Divertikel. Der Vf. muss, um dieses nach seiner Ansicht zu erklären, eine dreyfache Voraussetzung machen: 1) dass der Darmkanal aus zwey Hälften gebildet werde; 2) dass diese sich bisweilen verfehlen; 3) dass, wenn sie sich verfehlen, das eine Stück über das andre hinauswächst. Zu geschweigen, dass er noch eine andre Erklärung angiebt. Ferner sprechen für die von ihm bekämpfte Meinung Gründe, die er gar nicht berücksichtigt hat, namentlich die offenbare Uebereinkunft des beym Menschen als abnorme Bildung vorkommenden Divertikels mit dem bey den Vögeln immer, und immer an der correspondirenden Stelle vorkommenden, welches hier ganz ohne Widerrede nach längst bekannten Erfahrungen ein Rest des Dotterganges ist; der beym frühen Embryo immer, beym Erwachsenen häufig beobachtete Zusammenhang zwischen dem Divertikel und den Nabelgekrösgefässen; das gewöhnlichste Verhältniss derselben zum Darmrohre und die verschiednen Modificationen dieser Form. Hr. *Lucä* schliesst gerade aus der ungewöhnlichern Form, die von sehr zufälligen Umständen abhängen kann, auf die Entstehungsweise dieser Abweichung: offenbar sollte er sich wohl der gewöhnlichern dazu bedienen. Wie will er nach seiner Ansicht ferner den Umstand erklären, dass man bisweilen offenbar an der Basis des Divertikels sehr deutliche Spuren eines Strebens zur Completirung des ihm correspondirenden Umfanges der Darmwand und zur Abschnürung desselben von dem Darmkanal bemerkt, wobey dann zugleich das Divertikel kleiner als sonst ist? Endlich wird die von ihm bestrittene Meinung noch dadurch fast über allen Zweifel erhoben, dass es einen Fall giebt, wo bey einem reifen Fötus an der gewöhnlichen Stelle des Divertikels ein offner Gang auslief, welcher die Höhle des Darms mit der Höhle der noch vorhandenen bedeutend grossen Nabelblase verband, dass dieser Gang von den Nabelgekrösgefässen begleitet war, und der offenbar mit der häufiger beobachteten Bildung, wo vom dünnen Darm ein an der vordern Bauchwand geöffneter Gang zur Nabelstelle vorlief, übereinkommt. Höchstens kann man also wohl sagen, dass es für jetzt nicht erwiesen sey, ob wirklich das Divertikel eine Hemmung auf einer früher normalen Bildungsstufe, oder nicht vielmehr bloss *fabrica aliena* sey. Allein, wenn auch dagegen nicht geradezu (was doch wohl mit grossem Rechte geschehen könnte) die Analogie dieser Bildung mit der bey den Vögeln vorkommenden angeführt werden könnte, so spricht doch selbst die Häufigkeit derselben und noch mehr die von *Hunter* bemerkte Anfüllung des in der Nabelschnur verlaufenden Fadens mit einer Feuchtigkeit, welche mit der in der Nabelblase enthaltenen ganz übereinkam, und hin und her gedrückt werden konnte, für diese Meinung. Rec. wenigstens gesteht, dass, so lange

lange nicht beſſere Gründe für die Meinung des Vfs. angeführt, und die ſeinigen für ſeine Meinung widerlegt worden ſeyn, er der letztern getreu bleiben wird.

Den *zweyten* Aufſatz, über die Höhlen der Thymus, fängt der Vf. mit der ſchon in einem andern Blatte dieſer Zeitung gewürdigten Bemerkung an, daſs man noch nicht einmal wiſſe ob die Thymus ein ſelbſtſtändiges Organ, oder nur ein Theil eines gröſsern Syſtems ſey. Er fand die Höhlen in den Läppchen, deren er ſchon in ſeiner frühern Schrift über dieſen Gegenſtand erwähnte, noch ferner beſtätigt. In den Winkeln derſelben finden ſich deutliche Oeffnungen welche eine Borſte und Luft eine Strecke weit dringen laſſen, auch durch die Lanzette verfolgt werden können, immer gegen die Mitte des Hauptlappens gerichtet ſind, und höchſt wahrſcheinlich Communicationsgänge zwiſchen den verſchiednen Läppchen eines Hauptlappens, aber auch, nur zwiſchen dieſen, bilden, ſo daſs der Vf. jetzt an der Richtigkeit ſeiner frühern Meinung, daſs die Läppchen bloſs durch Zellſtoff verbunden ſeyn, zweifelt. Die Feuchtigkeit der Thymus variirt nicht nur in verſchiednen Subjecten, ſondern auch in verſchiednen Lappen derſelben Thymus; immer aber iſt der obere Theil ſaftreicher. Der Aufſatz ſchlieſst ſich mit der Frage, ob die in der Quantität dieſer Feuchtigkeit vorkommende Verſchiedenheit in beſtimmten Geſetzen des geſunden Organismus begründet, und ob dieſe Quantität in demſelben Individuum nach beſtimmten Geſetzen zu verſchiednen Zeiten verſchieden ſey, oder ob ſie nur in Folge krankhafter Erſcheinungen oder der Todesart der Thiere differire.

Breslau, b. Korn d. ält.: *Anleitung für Kranke, die ihrer Geneſung entgegen ſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen*, von Dr. *J. A. Mathy*, ausübendem Arzte in Danzig. 1811. XX u. 510 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Idee zu dieſem Verſuche lag 11 Jahre in dem Gemüthe des Vfs. Er hat alles aus ſeiner eigenen Erfahrung genommen, die aber der Erfahrung anderer Aerzte vollkommen entſpricht. Obgleich die Schrift für das groſse Publicum beſtimmt iſt, ſo iſt ſie doch auch jungen angehenden Aerzten, beſonders den Studenten der Medicin auf Univerſitäten zu empfehlen, indem ſie daraus vieles lernen können, was ihnen bey der Ausübung ihrer Kunſt in dem Verhalten, das ſie gegen Menſchen zu beobachten haben, trefflich zu ſtatten kommen wird. Sie finden hier Schwierigkeiten und Hinderniſſe aufgedeckt, die ihnen ſonſt lange verborgen bleiben könnten, die ſie nie ahndeten und vielleicht nirgends ſo angezeigt finden. Die Tendenz dieſer Schrift trifft zum Theil mit der von *Wildberg's* kurzer Anweiſung, wie das Publicum von der Ausübung der Arzneywiſſenſchaft durch die Aerzte den möglichſt mindeſten Vortheil ziehen kann, zuſammen: nur ſind in beiden ganz verſchiedene Wege der Darſtellung gewählt.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat ihr auch den Titel gegeben: Dystherapeuſie, oder die Schwierigkeiten bey der Behandlung der Kranken und ihrer Uebel, nebſt Angabe der Art und Weiſe, jenen abzuhelfen.

Die dem unkundigen Leſer unverſtändlichen Begriffe und Kunſtwörter, deren ſich der Vf. in der Schrift bedienen zu müſſen glaubte, hat er in der Einleitung zu erklären geſucht. Dieſelbe iſt aber etwas zu lang gerathen, indem ſie bis S. 172. reicht, und die Auseinanderſetzung der Begriffe ſelbſt iſt doch für den Leſer, für welchen die Schrift eigentlich beſtimmt iſt, noch zu gelehrt gerathen.

Die Urſachen der Dystherapeuſie liegen nach dem Vf. entweder in dem Kranken, oder auſser ihm. Jene befinden ſich entweder in ſeinem Körper, und zwar entweder in dem Bau und den angebornen Verrichtungen, oder in den krankhaften Verrichtungen: oder ſie befinden ſich in ſeinem Gemüthe, und zwar entweder in ſeinem Erkenntniſs- oder in ſeinem Begehrungs-Vermögen. Dieſe (die auſser ihm liegenden) ſind entweder auf Seiten ſeiner Verfaſſung, oder der ihn umgebenden Perſonen zu finden.

Leider iſt die im Ganzen der Empfehlung werthe Schrift durch viele Druckfehler entſtellt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch nützlicher Wirthſchafts- und Berufskenntniſſe für junge Frauenzimmer.* Als Lehrbuch in Töchterſchulen über die Pflichten und Geſchäfte der Hausfrau, Vorſteherin des weiblichen Geſindes, Krankenpflegerin u. ſ. w. und als (zu) Vorſchriften bey den Schreibübungen der Schülerinnen zu gebrauchen. Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbſchule zu Magdeburg. *Erſter* Theil. 1811. 256 S. (18 gr.) *Zweyter* Theil. 1811. 216 S. (16 gr.) *Dritter* Theil, auch unter dem Titel: *Handbuch für erwachſene Frauenzimmer* über die Verhältniſſe und Obliegenheiten der Ehegattin, Mutter und Erzieherin. 1812. 176 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. ſtellte dieſe Sammlung an, um Lehrerinnen in Töchterſchulen einen Vorrath von weiblichen Sachkenntniſſen in die Hände zu liefern, den ſie durch Vorträge aus eigner Erfahrung erläutern ſollen. Allerdings paſſen eben dergleichen Sachkenntniſſe auch am beſten zu kalligraphiſchen Vorſchriften, auch wohl zu Dictaten bey orthographiſchen Uebungen in jenen Anſtalten, da zumal die Abſchnitte dieſelbe Einrichtung erhalten haben, welche man im *Junkerſchen* Handbuche findet. Des Herausgebers Vorſchlag geht übrigens dahin, daſs man dieſes Buch den Töchtern nicht gedruckt in die Hände geben, ſondern dem Gebrauche der Lehrerinnen vorbehalten, doch aber dar-

darüber halten solle, dass die jungen Mädchen sich das Buch nach und nach selbst, schön und richtig geschrieben, anfertigen, um daran in Zukunft ein praktisches Handbuch zu besitzen, welches Rec. in jeder Hinsicht zweckmässig findet. Durch die Mühe, welche sie darauf verwenden, erhält die Sammlung einen weit grössern Werth für sie, als wenn sie ihnen gekauft würde, was doch manchen Aeltern schwer fallen dürfte, und die löbliche Absicht des Herausg., den Sinn für Häuslichkeit und weibliche Industrie in den Gemüthern früh zu wecken, wird dann um so sicherer erreicht werden. Vielleicht möchte es vortheilhaft seyn, die Töchter anzuweisen, dass sie ihre Hefte, so oft ein Hauptabschnitt beendigt wird, durchschossen einbinden lassen, um künftig Nachträge aus eigner Erfahrung einschalten zu können.

Die Einrichtung des Ganzen verdient Beyfall, sowohl wegen der zweckmässigen Auswahl als guten Anordnung der Gegenstände, welche aus folgender Uebersicht hervorleuchten. Der *erste* Theil enthält die in die *Küchengeschäfte* einschlagenden Kenntnisse. Voraus geht als Einleitung: I. die Uebersicht aller weiblichen Kenntnisse und Fertigkeiten. Dann folgt II. die naturhistorische Kenntniss der essbaren Dinge aus dem Thier- und Pflanzenreiche, so wie der wichtigsten Salze. III. Kenntniss der ungesunden, schädlichen und schwerverdaulichen Speisen, wobey auch von den Giftpflanzen die Rede ist. Am Ende findet man einige allgemeine Grundsätze über die Verdaulichkeit der Fleisch-, Gemüse- und Obstarten. IV. Regeln beym Einkauf der Esswaaren, oder weibliche Waarenkunde. V. Die Kunst Esswaaren aufzubewahren und Dauerspeisen zu bereiten. VI. Von der Vorbereitung der Speisen und vom Gebrauch der Küchengeräthe. VII. Von der Zubereitung der Speisen selbst, als: der Suppen, Kaltschalen, Zugemüse, Salate und Fleischspeisen. VIII. Ueber die Kunst, die Speisen geschmackvoll anzurichten. IX. Vom Tafeldecken. (Hier wäre vielleicht etwas von den Regeln der *Tranchirkunst* einzuschalten gewesen, einer Kunst, welche man höchst verkehrterweise auf Fechtböden tractirt, da doch ihre Ausübung ganz eigentlich dem weiblichen Geschlechte obliegt.) X. Von der häuslichen Bäckerey, insbesondre von der Bereitung des Brods und einiger Kuchen. XI. Von der Bereitung der Getränke, als Bier, Kaffee, Thee und dergl. XII. Von der Bereitung und dem Gebrauch der verschiednen Essigarten.

Der *zweyte* Theil handelt hauptsächlich von den die *Kleidung* und andre *Bedürfnisse* betreffenden *weiblichen Kunstarbeiten*. I. Naturhistorische, technische und merkantilische Kenntniss des Flachses, der Wolle, der Baumwolle, der Seide und der aus ihnen entstehenden Zeuge. II. Von der Wäsche. III. Vom Ausmachen der Flecke. IV. Vom Drucken und Färben der Zeuche. V. Von den Betten. VI. Von Bereitung der Lichter und Reinigung des Oeles. VII. Von der Viehzucht und dem Gartenbau. (Letzterer hätte wohl verdient, in einem eignen Abschnitt ausführlicher abgehandelt zu werden.) VIII. Von den gegenseitigen Pflichten der Herrschaft und des Gesindes. IX. Von der Wartung und Pflege der Kranken. X. Von der Wirthschaftsführung überhaupt. XI. Nützliches Allerley von Hausmitteln, Recepten und dgl. Die letztern drey Abschnitte, die freylich hier gewaltsam angeschlossen sind und in einen *dritten* Theil gehörten, für einen solchen auch anfänglich bestimmt gewesen zu seyn scheinen, würden besser in Form eines Anhanges dem Plane entsprochen haben, welches jedoch kaum eine Rüge verdient.

Mit diesem *zweyten* Theile war eigentlich nach dem Willen des Herausg. das Werk beschlossen. Späterhin wurde er durch den Verleger aufgemuntert, den *dritten* Theil als Fortsetzung zu liefern, welcher nicht zum Gebrauch in Schulen, sondern zur Selbstfortbildung junger Frauenzimmer bestimmt ist, und das Interessanteste über die moralischen Verhältnisse des Weibes, aus den besten Schriften, die im Mittelstande noch nicht allgemein gekannt sind, ausgezogen darstellen sollte. Er zerfällt in *zwey* Hauptabschnitte. Der *erste* handelt von den Verhältnissen des Weibes als Braut und Gattin; der *zweyte* und grössere von der Erziehung der Kinder, und zwar erstlich von der körperlichen Erziehung und den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, sodann von der moralischen Erziehung, von den Besserungs- und Strafmitteln. Auch dieser Theil verdient, was die Idee betrifft, ungetheilten Beyfall; allein mit der Art der Ausführung kann man nicht allerdings eben so zufrieden seyn. Zwar hat der Herausgeber auch hier aus guten Quellen mit besonnener Auswahl geschöpft — und Heil! der Gattin und Mutter, die nur die Hälfte von den trefflichen, hier zusammengestellten Regeln beherziget und befolgt; aber nicht zu billigen ist es, dass Hr. *B.* auch hier die Form der kurzen Absätze von halben Octavseiten beybehielt, da dieser Theil doch nicht zu Vorschriften dienen sollte. Dieser Missgriff hatte zur Folge, dass viele der schönsten Stellen, zu hart aus ihrem Zusammenhange gerissen, so wie sie da chrienmässig hingestreut sind, alles Erwärmende verloren. Der Herausg. hätte fühlen sollen, dass Nahrung für Kopf und Herz nicht, wie Koch-, Back-, Wasch- und Wanzenrecepte, in zerhackten Bissen zu geben sey. Auch hätte billig bey jedem Auszuge auf die Originale hingewiesen werden sollen, um die jungen Leserinnen zur Lectüre derselben zu veranlassen, als worin der wichtigste Nutzen solcher Blumenlesen besteht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Courcier: *Connaissance des tems*, ou des mouvemens célestes, à l'usage des Astronomes et des Navigateurs, pour l'an 1815, publiée par le Bureau des Longitudes. Novembre 1812. 223 S. 8. (4 Francs)

Die astronomischen Berechnungen, welche der Aufsicht des *Bureau des Longitudes* untergeordnet sind, sind von *Marion* und *Bailly-Mesnager*; für den Mond werden noch immer die Bürgschen Tafeln gebraucht. Der scheinbaren Schiefe der Ecliptik ist noch, von 3 zu 3 Monaten, die mittlere gerade Aufsteigung der Sonne in Zeit, durch die Nutation auf den wahren Aequinoctialpunkt gebracht, beygefügt worden, ein Zusatz, der bey den Zeitverwandlungen Dienste leistet. Das Sternverzeichniss ist auf den Anfang des Jahrs 1810 reducirt. Das geographische Längen- und Breitenverzeichniss hat im Wesentlichen keine Abänderung erhalten; nur sind die Längen einiger Hauptpunkte, welche *Lapeyrouse* in der tatarischen Meerenge bestimmt hat, zufolge einer handschriftlichen von *Dagelet* eingesandten, und am Schlusse des *dritten* Bandes von *Lapeyrouse's* Reisen abgedruckten Correctionstafel berichtigt worden; *Krusenstern's* Beobachtungen haben diese Verbesserungen bestätigt. Ungewöhnlich starke Fluthen könnten im Jahre 1815 nach der Theorie die Fluthen vom 4. September, 4. October, 25. Februar und 16. März werden, jedoch nur unter der Bedingung, dass sich beträchtliche Winde damit verbinden. — Auch dieser Band der *Connaissance* ist, wie die unmittelbar vorhergehenden, mit astronomischen Aufsätzen etwas sparsam ausgestattet; er enthält: 1) einen Aufsatz des Grafen *Laplace* über die von diesem Geometer in den Mondsbewegungen zuerst entdeckte *Ungleichheit von längerer Periode*. Um das Daseyn einer solchen Ungleichheit aufs neue durch Beobachtungen ausser Zweifel zu setzen, veranlasste *Laplace* die beiden Astronomen *Bouvard* und *Arago*, zu neuen Berechnungen einer Anzahl älterer Beobachtungen von *Lahire* und *Flamsteed*. Nachdem der Ort und die Bewegung der Sterne aus deren Positionen man die Mondsörter herleiten musste, aufs genaueste berichtigt worden, ergab sich aus den Beobachtungen von *Lahire* zwischen dem 4. Julius 1685 und 27. November 1686, dass die Bürgschen Epochen der mittlern Mondslänge, so wie sie in der Pariser Ausgabe von 1806 angenommen sind, einer Correction von + 1″, 25 bedürfen, oder, wenn von den Epochen die darin enthaltene Mondsungleichheit + 10″, 80 abgezogen wird, dass die wahre Correction — 9″, 55 beträgt. Achtzig Flamsteedsche Beobachtungen zwischen 23. Junius 1690 und 11. Junius 1693 geben für den mittlern Zeitraum 1691,4 eine Correction der Bürgschen Epochen von — 7″, 55 nach den Rechnungen von *Bouvard* und *Arago*, und nach denen von *Bürg*, von — 8″, 03; das Mittel von beiden für den Zeitraum 1691,4 ist — 7″, 79. Da nun eben diese Correction für 1756. + 12″, 0 für 1779. + 9″, 9 für 1801. + 2″, 0 beträgt, so ist eine Verminderung der mittlern Mondsbewegungen auf dem Wege der Erfahrung gegeben, und als nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache anzusehen; und eine solche Verminderung folgt auch aus den Rechnungen, welche das Bureau des Longitudes bey Vergleichung der Bürgschen und Burkhardtschen Mondstafeln im J. 1812 anstellen liess. Man weiss, dass *Laplace*, der zuerst durch seine Theorie auf die Existenz dieser Ungleichheit aufmerksam machte, anfänglich vorschlug, sie durch eine Gleichung auszudrücken, die vom Sinus $(2N + P - 3p)$ abhängt, wenn N den aufsteigenden Mondsknoten, P die Länge der Erdferne des Monds und p die Länge der Erdferne der Sonne bezeichnet; diese Gleichung war auch hinreichend, alle Beobachtungen von 1685 bis 1811 gut darzustellen. Allein eben so gut stimmen sie zu einer andern von *Laplace* jetzt vorgeschlagenen Gleichung, deren Coëfficient nach der Theorie ungleich merklicher als bey der vorigen Gleichung seyn muss, und die vom Cosinus $(2N + P)$ abhängt. *Burkhardt*, von *Laplace* veranlasst, hat diese letztere Gleichung in seinen Tafeln angewendet. Sollte sich, wie eine Vergleichung zwischen den Burkhardtschen und Bürgschen Tafeln einigermassen vermuthen lässt, eben diese letztere Form der Gleichung durch künftige Beobachtungen bestätigen, so wäre diess auch in so fern äusserst merkwürdig, weil die Gleichung in dieser Form eine ungleiche Gestalt der beiden Erdhalbkugeln als Thatsache voraussetzt. Ein Gestirn, das der Erde dienstbar ist, würde uns also in einer neuen Beziehung die Erde selbst genauer kennen lehren: denn bekanntlich lässt sich aus einer andern schon früher bestimmten Mondsgleichung die Abplattung der Erdkugel hinleiten; noch eine andere Mondsgleichung dient, die Grösse der Sonnenparallaxe, und damit die Entfernung der Erde von der Sonne genauer festzusetzen. (Dass übrigens, für jetzt wenigstens, die Beobachtungen noch nicht vollkommen weder für die eine noch für die andere Form der Ungleichheit der mittlern Mondsbewegung entschieden, scheint aus den Resultaten verglichener Beobachtungen zu erhel-

erhellen, die *Bürg* in der monatlichen Correfpondenz 26*fter* Band, S. 591 folg. bekannt gemacht hat. Es könnten auch noch in den übrigen Längengleichungen des Monds durch eine neue Erörterung Verbesserungen gefunden werden, wodurch die Ungleichheit mit langer Periode in etwas modificirt würde.) — 2) Allgemeine Ueberficht meteorologifcher Beobachtungen auf der kaif. Sternwarte in Paris vom J. 1810, von *Bouvard*. — 3) Ueber *Laplace's Théorie analytique des probabilités*, Paris 1812. 4. Diefs gehaltreiche Werk befchäftigt fich mit Entwicklung der unveränderlichen Grundfätze, auf denen die Lehre von der Wahrfcheinlichkeit beruht, einer Entwicklung, die in zweyerley Theorien zerfällt, welche der Vf. fchon vor 30 Jahren in den *Mém. de l'Acad.* vorgetragen hat. Die eine diefer Theorieen begreift die von dem Vf. fogenannten *Fonctions génératrices*, die andere folche genäherte Formeln, welche Functionen von fehr grofsen Zahlen find. Diefe Theorieen hat der Vf. hier noch ausführlicher, als in den Mémoires dargeftellt, und zugleich gezeigt, dafs die letztere nur eine Art von Erweiterung des erften ift; auf eben diefen Calcul der *Fonctions génératrices* gründet auch der Vf. feine Wahrfcheinlichkeitslehre. Die meiften Probleme, die fich auf zufällige Ereigniffe beziehen, laffen fich auf Lineargleichungen mit einfachen oder partiellen Differenzen zurückführen; die Auflöfung davon enthält der *erfte* Theil jenes neuen *Calcul* vermittelft einer allgemeinen Methode, diefe Art Gleichungen zu integriren. Zuweilen aber find Erfolge in fehr grofser Anzahl in Betrachtung zu ziehen, und diefs führt auf ftark zufammengefetzte Ausdrücke mit fo vielen Gliedern und Factoren, dafs die numerifche Berechnung gar zu fchwierig wird. In einem folchen Falle ift es von Wichtigkeit, eine Methode fchnell convergirender Reihen anwenden zu können; der neubearbeitete Calcul giebt auch diefe Methode an die Hand. Der Vf. hat fein Verfahren auf die delicateften, fchwerften, und zugleich praktifch nützlichften Fälle angewendet, hauptfächlich aber auf eben diejenigen, wo die Wahrfcheinlichkeit von Urfache und Wirkung aus einer Reihe fehr vieler Beobachtungen oder durch Erfahrung gegebener Data zu berechnen ift. Nicht nur den Mathematiker, auch den Philofophen müffen diefe Unterfuchungen intereffiren, aus welchen hervorgeht, dafs eine gewiffe Regelmäfsigkeit in den zu erwartenden mittlern Refultaten auch da herrfcht, wo alles Zufall fcheint. So fucht der Vf. durch die Allgemeinheit feiner Analyfe, fo wie durch Neuheit und Schwierigkeit der von ihm aufgelöften Probleme einem Zweige der Mathematik mehr Ausdehnung und Zuverläffigkeit zu geben, der, feit *Fermat* und *Pafcal*, von einem *Huyghens*, den *Bernoulli's*, von *Montmort*, *Moivre* und andern gefchickten Geometern bearbeitet worden. — Eine *aftronomifche Anwendung* von feiner Theorie macht der Vf. unter anderm, indem er die merkwürdige Erfcheinung in unferem Sonnenfyftem, dafs alle Planeten und Trabanten beynahe in Einer Ebene, und alle nach derfelben Richtung von Weften gegen Often fich bewegen, nach den Wahrfcheinlichkeitsgefetzen prüft. Er findet indefs für die Wahrfcheinlichkeit, dafs diefs von einem Zufall herrühren könnte, einen fo kleinen Bruch, dafs die Wahrfcheinlichkeit einer beftimmten Urfache, die jenes Phänomen erklärt, unendlich überwiegend ift; und diefe Urfache fucht er in feiner *Expofition du Syftème du Monde* in der Sonnenatmofphäre, welche ehmals fich weit über die Planetenbahnen hinaus erftreckt haben müffe, bis fie allmählich durch Erkältung und Anziehung des Sonnenkörpers fich mehr verdichtete, und in engere Grenzen zurückzog. So trifft der Vf., obfchon auf einem ganz andern Wege, mit *Herfchel* zufammen; letzteren veranlafsten nämlich feine Beobachtungen am Fixfternhimmel zu der Idee, „dafs ein ausgebildeter Fixftern vorher mehrere nebulöfe Zuftände durchlaufen haben müffe, dafs diefs auch bey unferer Sonne der Fall feyn, und diefe einft eine weitgedehnte, weniger als jetzt verdichtete Atmofphäre um fich gehabt haben dürfte. — Selbft auch auf die Art des Einfluffes *moralifcher Urfachen* läfst fich die Theorie der Wahrfcheinlichkeit anwenden: denn moralifche Urfachen, deren Wirkung fehr oft wiederholt wird, geben ein nicht weniger regelmäfsiges Refultat, als phyfifche. — Merkwürdig find noch die Winke, welche der Vf. über einen in neuern Zeiten viel befprochenen Gegenftand, den *thierifchen* (animalifchen) *Magnetismus* giebt. Die Nerven, fagt der Vf., find die feinften Inftrumente, welche uns Naturkräfte bemerklich machen, die fonft unferer Beobachtung entfliehen. Durch fie hat man den Galvanismus entdeckt; auf eine erhöhte Reitzbarkeit der Nerven beziehen fich auch die aufserordentlichen Erfcheinungen des animalifchen Magnetismus, die Möglichkeit, dafs gewiffe Individuen von einem in der Nähe vorhandenen Metall oder fliefsenden Waffer afficirt werden, u. f. w. Es ift einer forgfältigen Anwendung der Probabilitätslehre vorbehalten, wie weit die Erfahrungen vervielfältigt werden müffen, um über die Exiftenz einer folchen geheimen Urfache, die jene Wirkungen hervorbringt, mit Sicherheit zu entfcheiden, da fich aus dem Umftande, dafs zuweilen keine Wirkung erfolgt ift, bey dem vermuthlich fchwachen Grade der Wirkung, bey der Möglichkeit, dafs folche auf verfchiedene Art geftört werden könnte, und überhaupt bey unferer noch fo befchränkten Naturkenntnifs, auf das Nichtdafeyn der Urfache kein unfehlbarer Schlufs gründen läfst.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleifcher d. J.: *Julie von Lindau* oder Natur, Wille und Verhängnifs, von *Karl Streckfufs*. 1810. *Erfter* Theil. 256 S. Mit einem Kpfr. *Zweyter* und letzter Theil. 316 S. 8. (3 Rthlr.)

Seit *Göthe* in feinem Werther den Untergang eines edeln und reichen Gemüths durch unbezwingliche Gewalt der Leidenfchaft fo genialifch darzuftellen wufste, ha-

haben eine Menge Dichter verschiedner Nationen denselben Pfad zu betreten gesucht. *Ortis* und *Valerie* sind unter den neuern Versuchen noch im Andenken; *Corinne* und *Praxede* bezeichnen wohl die Extremen des Gelungenen und Schlechten dieser Art. Alle noch so ungleiche Nachahmungen aber stimmen wenigstens darin überein, dass sie dazu dienen können, die Trefflichkeit des Urbildes klärer ins Licht zu setzen; auch der vorliegende Versuch des Hn. *Streckfuß* macht hiervon keine Ausnahme.

Zu den alltäglichen oder talentlosen Nachahmern Werthers gehört der Vf. indessen nicht. Bey mancher unverkennbaren Aehnlichkeit ist doch Geist und Anlage seines Werks in sehr wesentlichen Punkten von dem Götheschen verschieden. Dort bezwingt die Leidenschaft ein Jünglingsgemüth, dessen Kräfte noch in ziemlich natürlicher Harmonie stehen, in so fern wenigstens, als der überlegende, den Willen durch Grundsätze zügelnde Verstand kein bemerkliches oder entschiedenes Uebergewicht behauptet. Hr. *Streckfuß* aber stellt gereifte Charaktere von festen Willen im Kampf mit der Leidenschaft dar, die im Bunde mit Natur und Verhängniss die Oberhand behält. Dahin deuten die Worte des Titels, und aus diesem Grunde neigt sich der Gang seiner Geschichte mehr zum Regelmäfsigen, als Werther. Läfst sich der Widerstand des freyen Gemüthes gegen die Vernichtung drohende Gewalt der Leidenschaft überhaupt mit dem Kampfe des Kriegers vergleichen, so deutet der Gang der Streckfufsischen Dichtung nicht unbemerklich auf eine anhaltende, von beiden Theilen nach den Regeln der Kunst geführte, in ihrem Ausgange zweifelhafte, Belagrung hin, während im Werther der unregelmäfsige Angriff von gewisserm Erfolg, die Vertheidigung schwächer ist. Gröfser, ergreifender ist der Eindruck Werthers und zugleich doch beruhigender, dort nimmt die Leidenschaft rettungslos den Menschen hin, aber eben hierin erscheint ihre Gröfse, die, wir fühlen es, nicht allgemein ist; bey Hn. *Streckfuß* sind die streitenden Kräfte mehr im Gleichgewicht, aber eben deshalb ist der Sieg der Leidenschaft für den unterliegenden Theil noch weniger rühmlich.

Indem Hr. *Streckfuß* diesem heftigen Kampfe der Leidenschaft gegen das Bollwerk fester Grundsätze in seinen verschiedenen Richtungen folgt, indem er die Blendwerke und Sophismen entwickelt, womit sie den Verstand zu bemeistern sucht, dringt er bis an die äufsersten Grenzlinien des Schönen, und er scheint uns sie zuweilen überschritten zu haben. Daher haben die Aesthetik und Psychologie an diesem Werke ihre Rechte auszugleichen, ein Geschäft, worein Rec. sich nicht mischen will. Hier genüge es uns, das Werk noch von einigen andern Seiten zu beleuchten, wo sich eine Vergleichung mit Werther von selbst darbietet. Also erstlich die weiblichen Hauptcharaktere betreffend. Bey *Göthe* ist Lotte frey von der Leidenschaft, also das Verhältniss einfacher, und auf der einen Seite Ruhe, die den Stürmen auf der andern gewissermafsen zum hebenden Grunde dient. Bey Hn. *Streckfuß* ist die Heldin am ersten und gewaltsamsten von der Leidenschaft ergriffen, die sich von ihr auf den Helden ausdehnt, das Verhältniss also zusammengesetzter und Sturm auf beiden Seiten. Was würde jener Kunstrichter, der sogar den Ossian *hitzig* und *gequält* nennt, zu unserm Roman sagen! Die Wirkung des Ganzen scheint uns gleichwohl durch das zusammengesetztere Verhältniss nichts gewonnen zu haben, für psychologische Zwecke aber möchte es allerdings fruchtbarer und deshalb nicht zu tadeln seyn. *Göthes* Lotte ferner macht keinen Anspruch auf einen aufserordentlichen übergewöhnlichen Charakter, Julie hingegen ist wirklich kein alltägliches Weib. Aber was sie auf dieser Seite gewinnt, verliert sie an eigenthümlichen Liebreiz und Würde ihres Geschlechts, ob wohl Hr. *Streckfuß* das Aeufserste gethan hat, ihr beides, so weit es mit ihrer unbezwinglichen Leidenschaft bestehn konnte, zu erhalten. Dennoch aber und aller Gegengründe und schonenden Rücksichten ungeachtet, muss eine Frau einen ungünstigen, die zarte Würde ihres Geschlechts verletzenden Eindruck machen, die, um nur das Eine anzuführen, in Gegenwart ihres Mannes und anderer mit ihren Verhältnissen bekannten Personen ohne ein Gefühl von Schaam oder Verlegenheit leidenschaftliche Briefe an ihren Geliebten schreiben kann! Hat der Vf. hier, und in ähnlichen, zum Theil auch noch auffallendern Zügen nur darlegen wollen, wie weit die Gewalt der Leidenschaft gehe, wir können es psychologisch nicht tadeln, wir dürfen nur sagen, dass hier das ästhetische Interesse hat weichen müssen. Wie rein und achtungswerth in unverletzter Würde ihres Geschlechts steht dagegen die schuldlose Lotte da! Am meisten fühlen wir uns für sie eingenommen, wenn wir ihre einfachen Worte: *Warum just mich, das Eigenthum eines andern*, mit dem Briefe vergleichen, worin Julie abwägt, was sie ihrem Manne, und was sie ihrem Geliebten seyn wolle und könne. Bedeutend spricht sich in diesen Punkten der Contrast beider Werke aus, das unverdorbene natürliche Gefühl gegen die verfeinerte, den Keim des Verderbens in sich tragende Bildung! Wie siegend behauptet gegen die letztere das erstere seinen Vorzug, das ohne Distinctionen die Pflicht als heilig und unverletzlich erkennt, und es zu keinem verderblichen Abwägen und Beschränken derselben kommen läfst. In der Natur der bisher bemerkten Verhältnisse liegt es denn auch, dass der Gemahl Juliens, Herr von Lindau, eine schlechtere Rolle spielen musste, als Albert im Werther, wiewohl auch dieser seinerseits nicht eben glänzt; es hat aber Hn. *Streckfuß* gefallen, diese schlechte Rolle Lindau's in eine durchaus elende und erbärmliche zu verwandeln. Wird gleich auf der einen Seite Juliens Schwäche dadurch besser entschuldigt, so wird doch wahrlich auf der andern nichts gewonnen, dass uns diese klägliche Gestalt durch das Ganze hindurch begleiten muss, und durch ihre Widrigkeit der ruhigen harmonischen Hal-

Haltung der Dichtung noch einen richtigen Moment mehr entgegen stellte.

Einen andern Vergleichungspunkt bieten uns die männlichen Hauptcharaktere dar. Dass Werther ein reiches Gemüth sey, wird uns nirgends gesagt, aber wir schauen seinen Reichthum unmittelbar in den Gegenständen an, die es umfasst und die den Kreis der Dichtung nach mannichfachen Richtungen erweitern. Von Wilk lesen wir es hingegen auf allen Blättern, dass er ein Mann von seltnem Geist und Werth sey, aber nur der Grad seines sittlichen Werths wird uns aus seinen Entschlüssen und Worten anschaulich, übrigens ist der Kreis von Dingen, welche sein Geist, und welche die Dichtung überhaupt umfasst, auffallend geringe. Die Behandlung des Vfs. neigt sich durchaus nicht zu mannichfaltiger Fülle, sondern beschränkt sich gar enge auf den eigentlichen Gegenstand der Dichtung. Die Scene ist auf einem Landgute, mitten unter den Reizen einer schönen Natur, die Geschichte spielt den Sommer hindurch, und die 51 Briefe sind vom März bis in den October hinein datirt; aber diese Umgebung, diese Jahrszeit ist in dem Gange der Erzählung so wenig bemerklich, dass Rec. sich anheischig macht, die Geschichte in den Winter zu verlegen, und die Briefe umgekehrt vom October bis in den März zu datiren, ohne dass er deswegen im ganzen Buche mehr als sechs, höchstens acht Stellen verändern dürfte. Selbst in den wenigen Fällen, wo Hr. *Streckfuß* etwas anders, als Gemüthszustände schildert, haftet an seinen Beschreibungen eine auffallende Dürftigkeit und Beschränktheit wie gleich auf den ersten 30 Seiten, wo Wilk mit ökonomischen Verbesserungsplanen beginnt, und dann die schöne Gegend beschreibt. Nur in der Darstellung von Gemüthszuständen zeigt er mehr Fülle und eine freyere Bewegung. Ungeachtet des geringen Umfangs herrscht im Werther ungleich mehr Reichthum und vielseitiges Leben, als in seinem Roman.

Ein gleiches lässt sich drittens von der Sprache sagen. Sie hat im Werther das bewegliche unmittelbare Leben der Leidenschaft, bey Hn. *Streckfuß* schreitet sie ungeachtet aller Lebhaftigkeit und Wärme doch bey weitem ruhiger, gemessener in gehaltener Bildung, und fast durchaus in regelmäsigen Perioden fort.

Das Ganze ist in Briefform, am Schluss tritt die Erzählung ein, dieses ist genau dem Werther nachgebildet. Die epistolarische Form ist für den Romandichter freylich ohne Vergleich die leichteste, die einzelnen Massen der Erzählung ordnen und vertheilen sich so von selbst, aber wie viel Unbequemes führt sie für den Leser mit sich, wie viel Unnatürliches, in Romanen wie der gegenwärtige, die ein tiefes, inneres Leben darstellen sollen, wo die äussere conventionelle Seite des Lebens zurückstehn muss. Wie sonderbar ist es, dass die Personen mitten im Sturm der heftigsten Leidenschaft ihre Zeit auf das Schreiben bogenlanger Briefe verwenden! Wie unbequem, dass durch diese Briefe Personen in die Handlung verflochten werden, von denen der Dichter keinen andern Gebrauch macht, als den ihrer Adresse, oder die, wenn sie ja an der Handlung Theil nehmen, meistens, wie hier Caroline von Ewald, eine überflüssige Nebenrolle spielen. Passender mag es immer noch seyn, wenn, wie im Werther alle Briefe nur an eine Person, in einförmiger Folge, fast wie die Ergüsse eines geheimen Tagebuchs gerichtet sind, als wenn die Correspondenz zwischen mehrern geführt wird. Diese eben genannte Form eines geheimen Tagebuchs hält Rec. überhaupt in Romanen, wie der Werther, für die natürlichste und zweckmäsigste; sie führt uns unmittelbar zu den innern Tiefen des Gemüths, und begünstigt ein durchaus freyes rücksichtloses Aussprechen der Gefühle, nur den Beschreibungen äusserer Gegenstände sagt sie weniger zu, und der Dichter müsste sich daher kein Bedenken machen, sie nöthigenfalls mit dem erzählenden Vortrage abwechseln zu lassen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Campe: *Praktische Vorschriften und Versuche* aus der Oekonomie, Technologie, Chemie und Gewerbskunde. Für Freunde dieser Wissenschaften, von *Joh. Conrad Gütle.* 1812. 340 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man erwarte hier ja keine eignen Versuche und Erfahrungen, sondern eine Fortsetzung von desselben Vfs. Kunstbuche, entstanden aus Collectaneen. Wer den Anzeiger der Deutschen und einige andre gemeinnützige Blätter zur Hand nehmen und die Recepte ausschneiden will, kann sich das Buch noch besser zusammensetzen, als es hier ist. Indessen kommt man durch den Ankauf dieses Abdruckes doch wohlfeiler dazu, und darin besteht das Verdienst des — Druckers.

Zusatz zu A. L. Z. Nr. 242. S. 259.

Die schöne dort angezeigte deutsche Uebersetzung des *Birkenstockischen* Gedichts auf das der hochsel. Erzherzogin Maria Christina gewidmete Denkmal, dessen Verf. sich am Ende bloss mit „*Enzenberg*" unterzeichnet hatte, hat den kais. königl. geh. Rath und Inneröstterreichischen Appellationsrath Hn. Grafen *von Enzenberg* zum Verfasser, einen vieljährigen vertrauten Freund des sel. *v. Birkenstock.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., in d. Hermann. Buchh.: *Streng zusammenhängende deutsche Sprachlehre.* Nach den Gesetzen des Denkens für Schulen und Liebhaber bearbeitet von *Georg Ludwig Kloker*, Präc. in Reutlingen. 1813. VIII u. 192 S. 8. (14 Gr.)

Mit einem seligern Selbstgefühl ist wohl selten ein Schriftsteller zum ersten Male aufgetreten, als der Hr. Präc. *Kloker* in Reutlingen (einem Orte sonst ominöser Vorbedeutung für die Schriftsteller, doch nicht für die, welche dort schreiben, sondern welche daselbst gedruckt werden). — „Eine streng-zusammenhängende, systematische, d. h. in allen ihren Theilen aus einem obersten Grundsatz abgeleitete deutsche Sprachlehre ist meines Wissens nicht vorhanden, die Erscheinung der Gegenwärtigen braucht also nicht entschuldiget zu werden" — so beginnt die Vorrede, und man glaubt den Hn. Präceptor zu sehen, wie er von seiner systematischen Höhe auf die unsystematischen Grammatiken von *Gotsched* bis auf *Adelung*, und von diesem bis auf die neuesten herabblickt. — Doch er sagt ja: *meines Wissens*, und wir können also nur bedauern, dass dann die meisten, besonders der neuern Sprachlehren, nicht zu des Hn. Präceptors Wissen gelangt sind. Oder hält er den Satz: „Sprache ist Darstellung menschlicher Vorstellungen in articulirten Lauten", welchen die meisten Sprachlehrer seit *Adelung* zum Grunde gelegt haben, etwa nicht für einen obersten Grundsatz, und die Entwicklung der Redetheile und der Gesetze ihrer Verknüpfung zum Satze aus demselben nicht für eine streng-zusammenhängende, systematische? Wir halten unmassgeblich diesen Grundsatz, welcher unmittelbar auf die Denkgesetze hinweist, nicht allein für einen höhern, als den von dem Vf. zum Grunde gelegten der blossen Anschauung in Raum und Zeit, dessen Hauptregel heissen soll: „Man lerne den Gegenstand nach seinen Merkmalen und Verhältnissen hörbar bezeichnen"; sondern geben ihm auch unbedingt den Vorzug des bestimmtern Ausdrucks: denn *hörbar bezeichnen* heisst noch nicht durch die Sprache bezeichnen. Mit der blossen Anschauung reicht man nicht überall aus, da wir denn doch auch, dem Himmel sey Dank! viele Vorstellungen darzustellen haben, die sich nicht auf sie gründen; oder hält der Vf. etwa Raum und Zeit für die Formen aller Vorstellungen? Beynahe scheint es so nach mehrern folgenden Aeusserungen. — Dass die Sprachlehre, wie die Sprache selbst, vom Sinnlichen beginnen müsse, ist längst anerkannt und angewendet. — „So haben wir denn", fährt der Vf. nach einer vorläufigen Nachweisung der verschiedenen Merkmale und Verhältnisse eines Gegenstandes und Bestimmung der sie darstellenden Redetheile, wovon später noch die Rede seyn wird, „eine an den natürlichen Zusammenhang der Dinge, an die *Gesetze des Denkens* (Raum und Zeit?) gebundene Sprachlehre. — Das System ist aus der Seele des Schülers gegriffen, und was Umgang und Erfahrung vermischt in ihn brachten, wird nun ordnungsmässig *aus ihm* entwickelt; eine Methode, die nimmermehr verlassen werden kann, wenn sie einmal geprüft ist." — Ganz recht — aber musste man denn wirklich erst auf Hn. Präc. *Kloker* warten, ehe man *ordnungsmässig aus der Seele des Schülers* das entwickelte, was Umgang und Erfahrung vermischt in ihn brachte? — Nein, dem Himmel sey Dank! so schlimm, als Hr. *Kl.* wähnt, sah es mit dem Sprachunterrichte denn doch im letzten Jahrzehend — wenigstens allgemein — nicht mehr aus; und wenn er eine solche Methode eine *neue* nennt, so hätte er doch auch hier bescheiden hinzufügen sollen: meines Wissens: und wenn er dann in stolzem Selbstbewusstseyn ausruft: „Desswegen wird auch *Vater Pestalozzi* nur diese und keine andere Form des Sprachunterrichts brauchen können, wenn er ihn seinem übrigen Natur-Unterricht, wenn ich so sagen darf, anpassen will"; so möchten wir die Sache umkehren und sagen: dass Hr. *Kl.* seinen Sprachunterricht dem Naturunterrichte Vater *Pestalozzi's* anzupassen gesucht habe. — „Doch ausser der Form," fährt er fort, „musste auch in Absicht auf das Materiale noch manches erklärt und aufgestellt werden; denn dass die *unvollständige (?) Sagart* (Conjunctiv) wirklich im Deutschen keine halbvergangene (?) und vorhervergangene Zeit (Imperf. und Plusquamperf.) hat; dass Zusammenstellung und Verbindung unterschieden werden muss; dass der *Vordersatz* bloss ein vorangestellter Neben- oder Zwischensatz ist und desswegen das Zeitwort am Ende stehen hat; dass *Prädicat* heisst: Beylegung eines Merkmals in der Zeit, — *das hat noch keiner gelehrt!* — Was die drey ersten Offenbarungen betrifft, so hätte der Vf. wohlgethan, hübsch hinzuzufügen: meines Wissens, und was die letztere betrifft, so hoffen wir, dass man sie ihm, in Hinsicht der Folgerungen, die er daraus zieht, gern allein überlassen wird. — Dass das Imperfectum und Plusquamperfectum des Conjunctivs (welchen Hr. *Kl.* die *unvollständige* Sagart nennt, wir wissen nicht warum, andere nennen ihn zweckmässiger die *ungewisse*) die Gegenwart und die

die schlichte Vergangenheit eines Wunsches, einer Bedingung, einer Möglichkeit u. s. w. ausdrücke; dass die verbundenen Sätze sich eintheilen in *von einander unabhängige* und von einander *abhängige;* dass wenn Grund, Bedingung und Umstände in eigenen Sätzen zwischen Subject und Prädicat eingeschoben oder auch dem letztern beygefügt werden, diese *Nebensätze* heissen, um sie vom Hauptsatze zu unterscheiden, und dass dann bey den Sätzen der Vergleichung, des Einwurfes, des Grundes, der Bedingung, der Zeitfolge, der Satz, in welchem das Aehnliche, der Einwurf u. s. w. enthalten ist, der *Vordersatz* und der andere damit verbundene der *Nachsatz* heisst: das kann er bey mehrern seiner Vorgänger finden — oder meinte er nur, dass diess alles noch keiner mit seinen Worten gelehrt habe? — Was aber die vierte Offenbarung betrifft: dass *Prädicat* heisst: Beylegung eines Merkmals in der Zeit, nach welcher dann in dem Zusatze S. 14 gesagt wird: Es war also bisher eine falsche Ansicht, wenn man dasjenige Wort, welches Bezeichnung der Zahl, Person, Zeit und Sagart enthält, *Copula*, Verbindungsmittel zwischen Subject und Prädicat nennt, und von ihm die Copula ganz verworfen wird; so müssen wir darauf erwiedern: dass hier die nothwendig an der Copula zu bezeichnenden Verhältnisse als ihr eigentliches Wesen sind aufgeführt worden, und dass, da eine gesunde Sprachlehre sich denn doch auf eine gesunde Logik gründen muss, sich darin aber die Copula als einen besondern und wichtigen Bestandtheil im Urtheile erweiset, sie auch von der Sprachlehre als ein besonderer Theil der Darstellung des Urtheils aufgestellt und von dem Prädicate müsse unterschieden werden. Dass übrigens jedes Prädicat nur in der Zeit beygelegt werden könne, diese Entdeckung soll doch wohl nicht *neu* seyn? — Kurz, wir müssen aufrichtig gestehen, eine grössere Arroganz, als in dieser Vorrede sich ausspricht, ist uns noch nicht leicht vorgekommen, und wir hielten es für Pflicht, dergleichen ungemessene Anmassungen in den Schranken zurückzuweisen, so wie wir denn auch dem Vf. eine durchgängig richtige Ansicht der Redetheile absprechen, ihm Verworrenheit in seinen eigenen Begriffen zusprechen, und dabey auf die häufige Unbestimmtheit im Ausdrucke, auf die häufigen Provinzialismen, die er sich erlaubt, aufmerksam machen müssen. Auch haben wir einen festen Gesichtspunkt bey dieser streng zusammenhängenden, systematischen Sprachlehre ungern vermisst, nämlich, für wen sie eigentlich bestimmt wurde. Für Schulen und Liebhaber besagt der Titel; aber als eigentliche Schulsprachlehre kann sie nicht gebraucht werden: denn sie ist mehr eine Methodenlehre, also in dieser Hinsicht nur für den Lehrer, und dann kommt wieder so manches darin vor, dass denn wohl nur für den Liebhaber berechnet seyn mag. — Von unsern obigen Behauptungen sollen hier die nöthigen Belege erfolgen. Der Vf. stellt im Anfange der Einleitung die Frage auf: „Welches sind die nothwendigen Bestandtheile einer Sprache, damit wir unsere Gedanken *deutlich* und *gefällig* durch die Rede bezeichnen können" — und ihm sind die *Fürwörter* (Pronomina) denn solche gefällige Bestandtheile, die (nach S. 5) bloss dazu da sind, um das übellautende und weitläufige Wiederkommen der nämlichen Wörter zu vermeiden. — Sollte ein Sprachlehrer, der sich zu keiner höhern Ansicht der Sprache erhoben hat, als dass er bey der Entwickelung ihrer *wesentlichen* Bestandtheile auf das *Gefällige* Rücksicht nimmt, der das Wesen der Sprache nicht tiefer aufgefasst hat, als dass er den Repräsentanten der Persönlichkeit keine andere Function zuzuertheilen weiss, als Uebellaute und Weitläufigkeit zu vermeiden, wohl auf Ergründung der Sprache Anspruch machen dürfen? — Den *Artikel* hat man nach dem Vf. (S. 22. Zus.) nicht nöthig, als besondere Wortart in einem eigenen Kapitel abzuhandeln, da er, für sich allein genommen, gar keine Bedeutung hat, und überall nur als Diener des Nennworts erscheint. — Was denn nun aber der Artikel sey, erfahren wir nirgends, und also ist noch weniger die Rede von einer Untersuchung der Nothwendigkeit desselben in der Sprache dem Begriffe nach, und seiner Aufstellung als ein besonderes Wort in den wirklichen Sprachen; wir erfahren hier nur, dass das Geschlecht der Nennwörter besonders durch den *bestimmten* (bestimmenden) Artikel *der*, *die*, *das*, oder durch den *unbestimmten* (nicht bestimmenden) *ein*, *eine*, *ein* kenntlich werde, und in einem Zusatze wird dann hinzugefügt: „Den Artikel von dieser Andeutung des Geschlechts das *Geschlechtswort* nennen, heisst eine Sache von einem Nebentheile den Namen geben. *Wir werden sogleich sehen, daß er zur Casusbezeichnung eben so nothwendig ist.*" — Also ist wohl das Letztere sein Haupttheil? Doch heisst es weiter: „Noch andere Verrichtungen aber werden ihm in der zusammenhängenden Rede (82) angewiesen." — Wir sahen uns also begierig nach dem 82. §. um, fanden hier aber auch weiter keinen Aufschluss über das Wesen, oder auch nur über die Verrichtungen des Artikels in der Sprache, sondern nur einige höchst oberflächliche Regeln, wann der Artikel gesetzt werden soll und wann er wegbleiben darf. — Und doch nennt Hr. *K.* seine Sprachlehre eine streng zusammenhangende systematische? — Hätte er sich mit einer *allgemeinen Sprachlehre*, deren Kenntniss ihm überall abgeht, vertrauter gemacht, so würde ihm der Artikel (so wie auch das Pronomen) in einem ganz andern Lichte erschienen seyn; und hätte er sich mehr nach dem umgesehen, was von neuern deutschen guten Sprachlehrern geschehen ist, so würde er weder die *Geschlechtsbezeichnung*, welche bey dem *indefiniten Artikel* nicht einmal Statt findet, noch auch die *Casusbezeichnung*, dem Artikel besonders beygelegt, sondern die Bezeichnungslehre des Geschlechts, der Zahl und der Casus ganz davon, als allen dem Substantiv einverleibten Redetheilen gemeinschaftlich und auf gleiche Art zukommend, getrennt haben. — So ist es wohl noch niemand eingefallen, unter der Rubrik *Beschaffenheitswort* auch die Lehre von den *Zahlwörtern* abzuhandeln, wie hier S. 51 geschieht. Wenn wir

wir nun noch auf das hinweisen, was wir früher von des Vfs. Ansicht von der *Copula* angeführt haben, so glauben wir, den ersten Punkt unsrer Behauptungen: dass ihm eine durchgängig richtige Ansicht der Redetheile abzusprechen sey, hinlänglich bewiesen zu haben. Die Verworrenheit seiner Begriffe und die Unbestimmtheit seines Ausdrucks mag folgende Stelle der Vorrede (die er denn doch wohl erst nieder schrieb, als das Ganze vor ihm lag und er dann ausrief: Und es ist alles sehr gut!) beweisen. — „Das System (seiner streng zusammenhängenden Sprachlehre) beruht auf der *Anschauung in Raum und Zeit*, und die Hauptregel heisst: *Man lerne den Gegenstand nach seinen Merkmalen und Verhältnissen hörbar bezeichnen.* Was ist ein Gegenstand? — Siehe Stück für Stück die Welt an! — Was ist sein Merkmal? — Er ist in Raum und Zeit vorhanden, ausser beiden kann ich mir Nichts (nichts) denken, und hat *Kennzeichen* dieses Daseyns, daher *Beschaffenheitswörter* zur Bezeichnung im Raum, *Zeitwörter* zur Bezeichnung in Zeit und Raum, *Umstandswörter* zur nähern Bestimmung der Merkmale. — Welches sind seine Verhältnisse? — Die Welt ist unter sich nach Ort und Zeit, nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folge, nach Zweck und Mittel, nach Thun und Leiden u. s. w. verbunden; diese Verhältnisse lerne man bezeichnen — durch Veränderungen an den Wörtern selbst (Declination, Conjugation), oder, wo diese nicht zureichen, durch *Verhältnißwörter*." — Ist das etwa die Definition eines Gegenstandes: Siehe Stück für Stück die Welt an? Kann sich Hr. *Kl.* wirklich ausser Raum und Zeit nichts *denken?* — Wie bezeichnen mir denn Beschaffenheitswörter, wie *lebendig*, *lebhaft*, *leichtfertig* einen Gegenstand im Raume? — S. 6 heisst es, um die Nothwendigkeit des Verbi zu entwickeln: In einer Welt voll Leben, wo Wirken und Leiden nicht aufhört, in einer Welt voll Unbeständigkeit, wo Werden und Sterben Grundgesetz ist, — müssen überall auch Wörter vorhanden seyn, *welche die Zeit bestimmen*, *worin ein Merkmal einem Gegenstande zukommt* — *Zeitwörter*. Da aber die Zeit nur dreyerley seyn kann — vergangen, gegenwärtig, zukünftig — und *also* die Bezeichnung derselben durch eine kleine Veränderung am Worte selbst möglich ist, so enthalten die Zeitwörter zugleich auch *die Bezeichnung eines Merkmals*, nicht nur der *Beschaffenheit* und des *Zustandes*, sondern auch des *Thuns* und *Leidens*." — Ohne der höchst schiefen Ansicht zu gedenken, welche sich hier vom Verbo und vom Verhältnisse der Zeit ausspricht, wollen wir nur auf die logische Richtigkeit der Darstellung aufmerksam machen. — Wie unbestimmt ist S. 16 der Ausdruck: „Hörbare Bezeichnungen der Gegenstände, welche ausser uns für sich bestehen, oder doch von uns als selbstständig gedacht werden, heissen *Nennwörter*." Wenn ich also mit Jemand mich beredet hätte, der den folgenden Tag zu mir kommen sollte, dass er, wenn ich zweymal unter seinem Fenster in die Hände klatschen würde, die Uhr, und wenn dreymal, den Ring mitbringen sollte (die ich vielleicht zu kaufen gedächte), so wäre das zweymal und dreymal Klatschen hörbare Bezeichnung der Gegenstände *Uhr* und *Ring* und also *Nennwörter*. — S. 62 steht: „Ihre (der Hülfswörter) Conjugation muss vor allen Dingen gelernt werden, *ob sie gleich* unregelmässig ist." — Ausdrücke aber, wie S. 134: „Ich grüsse die Schwester und Brüder" (wobey noch dazu bestimmt gelehrt wird, dass der Artikel bey dem zweyten Nennworte wegfallen könne, wenn es auch mit dem erstern in ungleicher Zahl stände); S. 8: „Genug zu wissen", statt: es reicht hin zu wissen; S. 112: „Eine zu lesen angenehme Geschichte"; S. 115: „Meine Meinung hat gehört" — sind undeutsch; so wie „der Waise" (S. 24), „zwischen die Zankenden stehen" (S. 86), und „hinter den Baum stehen" (S. 145), statt: sich stellen; „Frettchen" (S. 30), „Kästen, Höbel" (S. 30), „*bälder*" (S. 83), „Wem ist dieser Garten" (S. 131), „rechts und links der Strassen" (S. 144), „Feyertäge" (S. 182) Provinzialismen sind; und (S. 8.) „Geruch des Wahren" ist geschmacklos. Auch müssen wir noch Flüchtigkeiten rügen, dass z. B. nirgends gesagt wird, dass das Beschaffenheitswort im Deutschen in doppelter Form erscheine; dass S. 18 die Endsylbe *sal*, und S. 84 bey den Verhältnisswörtern mit dem 3 Casus *nach* und *nebst* ausgelassen sind, u. m. dgl. Doch genug, denn wollten wir alle die Halbheiten, Schiefheiten und offenbaren Widersprüche und Unwahrheiten, welche sich in dieser 192 Seiten starken streng zusammenhängenden systematischen Sprachlehre finden, aus einander setzen, so müssten wir den Raum, auf den das Werkchen, selbst wenn es das ganz wäre, wofür der Vf. es uns gern geben möchte, in diesen Blättern Anspruch machen könnte, weit überschreiten: denn wir können versichern, und allenfalls den Beweis führen, dass uns die erste flüchtige Durchsicht keine geringere Ausbeute, denn 70, und die zweyte genauere dann noch eine Nachlese von einigen 50 Rügen dargeboten hat. — Dass wir aber auch nur schon so umständlich bey dieser Anzeige gewesen sind, geschah hauptsächlich — um des *vielen Guten* willen, das wir dieser Mängel ungeachtet in Hn. *Kl.* und in seiner Sprachlehre gefunden haben, und mit Vergnügen anerkennen. — Wenn wir ihm auch die Ansprüche, die er in der Vorrede macht, gänzlich absprechen müssen, so wünschten wir desswegen nicht, dieser Beytrag zur deutschen Sprachkunde wäre gar nicht erschienen. Nein, dazu spricht hier ein zu guter Wille; der Fleiss, den Hr. *Kl.* auf diese Bogen verwendet hat, ist unverkennbar, und mancher heller Blick bey einzelnen Untersuchungen ist ihm gar nicht abzuleugnen, so wie uns die eingestreuten Winke über die Methode des ersten grammatischen Unterrichts grossentheils recht wohl gefallen haben. Verdienstlich ist sein Streben, manche noch nicht ganz berichtigte Punkte, z. B. den Gebrauch der Modus und der Zeitformen des Verbum, zu grösserer Bestimmtheit zu bringen, und die Lehre von der nähern Bestimmung der einzelnen Redetheile ist ausführlich und zum Theil gelungen zu nennen, vorzüg-

züglich die Lehren von der Umstandsbezeichnung des Prädicats durch Verhältnisswörter. Hier hätten wir nur die Verhältnisswörter auch synonymisch bestimmt gewünscht. Und so muntern wir schliesslich den Vf. recht sehr auf, in seinem Eifer für den deutschen Sprachunterricht nicht zu erkalten; nur wünschen wir, dass er sich mehr mit der *allgemeinen Sprachlehre* befreunde, und dann, dass er nicht durch ungehörige Anmassung und durch öffentliche Ueberschätzung des Geleisteten und Herabwürdigung dessen, was andere vor ihm geleistet haben und neben ihm leisten, ein ungünstiges Vorurtheil gegen das wirklich Verdienstliche, das seine Arbeiten gewiss enthalten werden, erregen möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

(Ohne Druckort) *Lob des Eilferweins.* Ein Rundgesang von *C. L. H. Wagner.* 1813. 8 S. 4.

Bekanntlich wuchs im Jahr 1811 in Schwaben ein vortrefflicher Wein. Diesen besingt hier ein dankbarer Verehrer dieser Gabe von vorne herein nicht ohne einen Grad lyrischer Begeisterung und lustiger Laune, z. B. sogleich im Anfange, wo die Eine Stimme singt:

> Den Hut vom Kopf, du Grobian!
> Respect vor diesem Weine!
> Sein Nam' ist Eilfer — dieses heisst:
> Er ist an Kraft, Geschmack und Geist
> Ein Erzgenie der Weine.

welcher auch einige andre Strophen ähnlicher Art glücklich entsprechen; aber gegen den Schluss hin, sey es, dass die Kraft des Eilfers den Vf. schon zu viel überwältiget, was aber gegen die auch von dieser Seite her gepriesene Tugend des Weines, als würde man durch ihn zum Dichter, zeugen würde, oder was immer die Ursache seyn mag, man begegnet schon in der Mitte und noch mehr gegen den Schluss zu oft Trivialitäten, wie z. B.:

> Und wüssten wir, wo ihn ein Wirth
> Vermischt mit Wasser hätte;
> In eine Pfütze stössen wir
> Den *Rüssel* ihm und sprächen: hier
> Sauf, du verwünschte Kröte!

ja gar platten Unarten S. 7, die wir auszuheben erröthen, als dass man wünschen könnte, der Vf. möchte noch öfter seine Muse durch den Eilfer befeuchten lassen. Es ist eine Composition von *J. M. Marx* auf zwey besondern Blättern beygegeben, deren Würdigung wir andern überlassen müssen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Bereits am 26. October d. J. starb *Peter Rudolph Winkopp*, pensionirter kurmainzischer wirklicher Hofkammerrath, zu Aschaffenburg, im 54sten Jahre seines Lebens; welches eine eigene Beschreibung verdient, indem der Verstorbene mannichfache und seltsame Schicksale erfuhr, einen originellen Charakter besass, der ihn oft zu einer wohlthätigen, mitunter aber auch übertriebenen, ihm nachtheiligen Freymüthigkeit hinriss, der eine vielseitige Gelehrsamkeit und eine treffliche, nicht gewöhnliche Darstellungsgabe, verbunden mit ungemeinem Scharfsinne, besass. Rastlos in Verfertigung gedruckter und ungedruckter (amtlicher) Schriften, arbeitete er bis an sein Ende hin. Die Anzahl der ersten ist gross, wie schon ein Blick in das gelehrte Deutschland, sowohl in das Hauptwerk, als in alle dazu gehörige Nachträge, lehrt. In den letzten Jahren beschäftigte ihn das, mit grossem Beyfall aufgenommene und bis zu 70 Heften angewachsene, Journal: Der Rheinische Bund, betitelt; mit dem er zuletzt ein anderes: Allgemeine Staatscorrespondenz, verband; welche nun, nach seinem Ableben, nach einem etwas veränderten Plane von drey ehrenvollen Gelehrten, den Herren Directionsrath *Bauer* in Aschaffenburg, *Behr*, Professor in Würzburg, und *Schott*, gräfl. Bassenheimischen Rath in Aschaffenburg, mit dem Anfange des J. 1814 fortgesetzt wird. Wer wird sein aus 4 Quartbänden, bis in den Buchstaben *S* reichendes Zeitungslexicon vollenden?

II. Ehrenbezeugungen.

Unterm 30. Nov. hat die theol. Facultät zu Halle dem wegen seiner gründlichen und durch seine Lehrvorträge und Schriften bewährten theologischen Gelehrsamkeit berühmten Hn. Professor *Wilhelm Gesenius* zum Beweise ihrer Hochachtung und zugleich *in memoriam restitutae nuper clementissimi Regis beneficio literariae Universitatis Fridericianae*, die theologische Doctorwürde ertheilt.

Halle, gedruckt bey Johann Jacob Gebauer.

MONATSREGISTER

vom

DECEMBER 1813.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenfirten Schriften.

Anm. Die erfte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyfatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Gütle,

Müller,

(Die Summe aller angezeigten Schriften ift 82.)

II.

Verzeichniſs der literariſchen u. artiſtiſchen Nachrichten.

I.

Regiſter
der
im Jahrgange 1813
der
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG
recenſirten Schriften.

Anm. Die *Römiſche Ziffer* I, II, III, *zeigt den erſten, zweyten und dritten Band der A. L. Z. und* IV, *den vierten Band, oder die Ergänzungsblätter, die Deutſche aber die Seite an.*

A.

A Archiv

B.

Bibel-

E.

F.

Funk,

G.

J.

Jour-

K.

Kunz,

L.

M.

M

v. Moll,

N.

O.

P.

Papier-

Q.

R.

Schil-

Thun-

U.

V.

W.

Z.

II.

Register

über die

LITERARISCHEN NACHRICHTEN

und

ANZEIGEN.

a) Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

K.

b) To-

b) Todesfälle.

Meyer

c) Anderweitige Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Künstlern.

G.

G.

Gehlen's in München Erklärung wegen einer von ihm im Taschenbuch für Scheidekünstler u. Apotheker J. 1813. abgedruckten, *Häberl* in München betreffenden Stelle I, 16.
Golizyn's, vom Kaiser von Rußland genehmigtes, Memorial, eine Bibel - Gesellschaft zu St. Petersburg nach Art der in London bestehenden britischen und ausländ. zu errichten, Zweck dess. II, 392.
Gräffe in Göttingen, Antikritik gegen die Recension seiner Schrift: philosoph. Vertheidigung der Wunder, in der Jen. Lit. Zeitung 1813. II, 343.

H.

Harding's in Göttingen Entdeckung eines neuen Cometen II, 251.
Heeren in Göttingen, Berichtigung wegen der Unwahrheiten in der Recension seiner Ideen über Politik und Handel in den Ergänz. Bl. der Jen. Lit. Zeitung I, 527.
Herausgeber, die, der A. L. Z. in Halle, nicht *Blumenbach*, wie im 16n Bde von *Meusel's* gelehrt. Deutschl. gesagt wird, sondern *Rehberg* ist Verf. der in der Recens. der A. L. Z. 1810 befindlichen Charakteristik des verst. *Brandes*. II, 824.

J.

Jurende in Brünn, mährischer Wanderer für 1813. I, 88.

K.

Kiefer in Jena, s. *Döbereiner* das.

L.

Langenbeck in Göttingen, Einladung an sämmtliche Aerzte ihn bey seiner Herausgabe der neuen Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie mit Beyträgen zu unterstützen II, 809.
Leonhard in Hanau ist nicht Verf. der in der A. L. Z. befindlichen Recensionen über *v. Moll's* berg- und hüttenmänn. Zeitschr. I, 391.

M.

Müller, Ad., in Wien, will ein Erziehungs-Institut das. errichten. I, 112.

N.

Nagel, Ant., s. Zusätze zu den über ihn als baier. Geschichtforscher gegebenen biograph. u. literar. Notizen.
Niemeyer in Halle, Berichtigung eines Tadels in den Götting. gelehrt. Anzeigen, die von ihm herausgegeb. pädagogisch-didaktischen Originalstellen aus griech. und röm. Klassikern betr. III, 15.

P.

v. Pfaff in Stuttgart, Feyer seines funfzigjährigen Amtsjubelfestes. III, 592.

R.

Roßmäßler in Leipzig, Antikritik gegen die Recension von seiner Anweisung Zeichnen zu lernen, in der A. L. Z. 1813, nebst Antwort des Recensenten III, 269.
de Rossi in Parma hat drucken lassen: Prospetto del Gabinetto di Manoscritti e libri stampati dell Dott. Giambernardo de Rossi — — will die nirgends ihres Gleichen findende Sammlung von hebräischen Handschriften und Drucken verkaufen, Bedingungen dabey I, 424.

S.

v. Sallwürk's zu Ulm errichtetes lithograph. Institut I, 359.
Sartori in Wien ist das Redactionsgeschäft bey der angekündigten allgem. Wiener Lit. Zeitung aufgetragen I, 88.
v. Schnurrer's Bibliotheca Arabica ist mit vielem Beyfall von den Pariser Orientalisten aufgenommen I, 425.
Schulz in Breslau, an die Leser der Recension seiner Ausg. des *Herodot* in der Jen. Lit. Zeitung 1812. I, 207.
Schulze in Luckau, Verzeichniss seiner seit 1808 das. herausg. Schulschriften II, 472.
Schütz, Herr und Madame, in Halle, Zurückkunft von ihrer dritthalbjährigen nördl. Kunstreise — zu erwartende ausführl. Darstellung ders. — werden eine neue Reise nach dem Süden antreten II, 471.
Senff's in Halle funfzigjähriges Amtsjubiläum III, 720.
Steinbart in Züllichau, Berichtigung der Nachricht in der A. L. Z. 1812, den Oberschulrath *Zeller* betr. I, 63.
Stern's, eines poln. Juden aus Rubieszow, erfundene Rechenmaschine zu den vier arithmet. Operationen, Einfachheit und Vollständigkeit ders., Versuche damit I, 448.
Stolz in Zürich, Berichtigung wegen seines *Huttens* und *Erasmus* II, 344.
— — Berichtigung zum 6ten Heft der 3ten Ausg. seiner Erläuter. zum N. Test. I, 192.

W.

Weiße's in Heidelberg Antikritik gegen die Recension seiner Architektonik aller menschl. Erkenntnisse in der Leipz. Lit. Zeitung 1813. I, 279.
— — Antwort auf die Rechtfertigung des Recensenten seiner Architektonik gegen die Antikritik I, 671.

Z.

Zusätze zu den in Nr. 59. d. Erg. Bl. d. J. aufgeführten biograph. und literar. Notizen über den baier. Geschichtforscher *Ant. Nagel* II, 599.

d) Nachrichten von literarischen und artistischen Anstalten und andern Gegenständen.

B.

Basel, Universität, Aufhebung und Ersetzung derselben durch eine allgemeine höhere Lehranstalt II, 447.
Berlin, Akademie der Wissenschaften, öffentliche Sitzung zu *Leibnitzens* Gedächtnissfeyer, gehaltene Reden II, 775.
— Universität, Verzeichniss der Wintervorlesungen vom Octbr. 1813 an III, 241.
Breslau, Universität, Doctorpromot., Gehaltszulagen mehrerer Professoren, fixe Gehalte für bisher in keinem Gehalte stehende Lehrer; Inscribirte im Anfang des Wintersemesters, Gesammtzahl der Studirenden, Ursachen ihrer Verminderung seit Februar; Lehrer die am Kriegsdienst Theil genommen; Prorectoratswechsel, Fortdauer der Vorlesungen II, 46.
— — Seminarium, pädagogisches, Director desselben II, 47.

Breslau,

e) Literarifche Ankündigungen und Anzeigen.

Demme

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

O.

P.

R.



